22101179265

Allgemeine
Deutsche Biographie.

Dreiundzwanzigster Band.

Allgemeine
Deutsche Biographie.

Dreiundzwanzigster Band.

v. Münchhausen — v. Noorden.

Auf Veranlassung
Seiner Majestät des Königs von Bayern
herausgegeben
durch die historische Commission
bei der
Königl. Akademie der Wissenschaften.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1886.

Alle Rechte, für das Ganze wie für die Theile, vorbehalten.

Die Verlagshandlung.

WELLCOME
LIBRARY
General Collections
M
7962

Münchhausen: Hieronimus Karl Friedrich Freiherr v. M., weltbekannt durch die „Abenteuer“, aus dem Hause Rinteln-Bodenwerder der Schwarzen Linie dieses alten berühmten Geschlechtes, war geboren am 11. Mai 1720, † am 22. Februar 1797. Als Page im Dienste des Prinzen Anton Ulrich von Braunschweig (geb. am 28. August 1714, eingesperrt in Rußland 1741, † 1775), wurde er von diesem zum Cornet in seinem russischen Regimente „Braunschweig“ ernannt und erhielt das Patent von der Kaiserin Anna am 11. December 1739, das Lieutenantspatent am 27. November 1740. Er lag in Riga in Garnison, machte aber 1740 und 1741 zwei Türkenfeldzüge mit. Den in den „Abenteuern“ erwähnten Türkensäbel verwahrte er später auf seinem Gute Bodenwerder in seinem Kleiderschranke. Er blieb im Dienst auch nach dem jähen Sturze seines Gönners; am 21. Februar 1750 ernannte ihn (russisch Minsgasen geschrieben) wegen seiner Tapferkeit und namentlich mit, weil er lesen und schreiben könne, Kaiserin Elisabeth zum Rittmeister im Kürassierregiment Sr. kaiserlichen Hoheit (Peters III.). Vom November 1750 an hatte er zweijährigen Urlaub, dauernd war er auch später nicht in Rußland. Am 2. Februar 1744 hatte er sich mit Jacobine v. Dunten zu Perniel in Livland vermählt, mit ihr lebte er glücklich aber kinderlos auf seinem Stammgute Bodenwerder bis zu ihrem Tode 1790. Leidenschaftlicher Jäger, stolz auf seine trefflichen Rosse und seine Hetzmeute lobte er diese gern, selbst sein guter Jäger Rösemeyer wurde eine einigermaßen renommirte Persönlichkeit. Von seinem improvisatorischen Erzählertalent und seinem schlagenden Witz, der sich namentlich gern, aber harmlos im Uebertrumpfen von versuchten Aufschneidereien, besonders beim Glase Punsch und der Tabackspfeife, zeigte, hat sich die Kunde selbst im Familienarchive erhalten; ebenso steht fest, daß er im Leben und Geschäft ein zuverlässiger, reeller Herr war, sein erhaltenes Porträt als Kürassieroffizier zeigt einen kräftigen, energischen, selbst schönen Mann. Sein Lebensabend wurde hart getrübt; den durch den Tod seiner Frau vereinsamten und gestörten Greis, der sich nach weiblicher Pflege sehnte, wußte die intrigante, lüderliche „Bährne Brunn“ (Bernhardine v. Brunn, Tochter eines früheren Majors) wieder zur Heirath zu bewegen. Seit der Trauung am 12. Januar 1794 hat M. kummervolle Tage verlebt; das neue Weib brachte nur Schande und Verschleuderung mit. Die flotten „Jagdgeschichten“ oder Cavaliererzählungen hatten den lustigen und jovialen Lebemann als ausgezeichneten Gesellschafter berühmt gemacht, wenigstens um Hannover herum; daran läßt sich nicht zweifeln. Es ist die gesegnete Gabe humorreicher alter Herren, die zumeist den Forst- und Jagdleuten zugeschrieben wird, aber auch Feldsoldaten außer Dienst eignet und an den Küsten als das „Spinnen von Seemannsgarn“ bekannt ist. Bis in die fünfziger Jahre unseres Jahrhunderts hatte ein Tisch

alter „Peninsulaner“, Halbsoldoffiziere der „King's German Legion“, die in Spanien mitgefochten hatten, in Harburg sich einen ähnlich heiteren Ruf im Königreich Hannover erworben. Selten sind die so erzählten Geschichten eigene Erfindung, selten sind sie auch Umkleidungen oder Ausschmückungen eigener Erlebnisse. Es ist ein alter, unsterblicher Anekdotenschatz, an dem unser Volk und schon vor ihm die classischen und orientalischen Völker aufspeichernd gearbeitet haben; wer sie ursprünglich erfand, ist nimmermehr zu ergründen. Nur der Vortrag, die Darstellungsgabe, gehört dem Erzähler, und unsere besten Schriftsteller haben nie verschmäht in der Umformung dieses Schatzes auch für sich Ruhm zu suchen und zu ernten. „Die „Lügengeschichte“ hat darin dasselbe Geschick wie das Märchen und die Fabel. M. war ein Classiker besten Sinnes in dieser Reproduction, jedoch nur im mündlichen geselligen Vortrag, ohne weiteren Zweck als die Gesellschaft und an dieser sich selbst heiter zu ergötzen. Daß der Stoff fast aller Geschichten der ursprünglichen, wie der erweiterten Sammlung schon vorhanden, ja zum Theil uralt war, hat zuerst Ad. Ellissen (s. A. D. B. Bd. VI S. 54 ff.) erwiesen, nachher Karl Müller-Fraureuth auch für den Rest dargethan oder wahrscheinlich gemacht. Daß diese Geschichten aber schon im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts unter Münchhausen's Namen um Hannover herum im Volke liefen, ist jetzt durchaus sicher gestellt. Dort hat sie ein gleichgestimmtes Genie mit Behagen aufgefangen und nachher, heruntergekommen und in Geldnoth, in England in gleich flotter Weise englisch herausgegeben, freilich nicht mit dem vollen Namen des Erzählers, doch frech genug als Reiseabenteuer des „Baron Munchausen“ oder „Baron Munnikhouson, commonly pronounced Munchausen“, „zu Bodenwe(r)der an der Weser“, womit jener deutlich genug bezeichnet war; ja es wurde sogar, um das englische Publicum zu locken, auf die nahe Verwandtschaft mit dem verstorbenen hannoverschen Minister des Königs, dem berühmten Curator der Göttinger Universität (s. Bd. XXII S. 729), hingewiesen, so daß französische und englische Zeitschriften noch den 1814 verstorbenen preußischen Kammerherrn August v. Münchhausen, wie Ellissen nachweist, für den „berühmten Reisenden“ hielten. Es war Rudolf Erich Raspe, der, seinen Namen sorgfältigst verheimlichend, mit „Baron Munchausen's narrative of his marvellous travels and campaigns in Russia“, 1785 bei M. Smith in London, schon angezeigt in demselben Jahre im Critical Review, den großen litterarischen Wurf that. Geboren 1737 in Hannover hatte er in Göttingen und Leipzig Naturwissenschaften und Philologie studirt, war 1762 in Hannover (nicht in Göttingen) als Bibliothekschreiber, dann als Bibliothekssecretär angestellt, 1767 als Professor des Carolinums, zugleich als Aufseher des landgräflichen Antiquitäten- und Münzcabinets nach Kassel berufen, wo er auch zweiter Bibliothekar wurde. Die große Reihe seiner tüchtigen Arbeiten, litterarischen, mineralogischen, geologischen (die hessischen Vulkane betreffenden) Inhalts und seine Recensionen in den ersten deutschen und englischen Zeitschriften verschafften dem äußerlich unansehnlichen Manne die Aufnahme in die Göttinger und die Londoner Societät der Wissenschaften. 1771 verheirathete er sich, 1773 machte er eine Jagdreise nach alten Handschriften durch Westfalen; 1775 sollte er, hochangesehen, eine ähnliche zum Ankauf von Alterthümern und Münzen für die landgräflichen Sammlungen machen: da wurde er des Diebstahls von Münzen und Werthsachen aus den anvertrauten Instituten überführt, entkam aber, steckbrieflich verfolgt, unter Fährlichkeiten nach England. Die gelehrten Gesellschaften strichen ihn aus den Listen, dennoch fand er als Schriftsteller und Bergwerkskundiger jenseits des Kanals wieder großes Ansehen, konnte aber zu fester Arbeitsstellung sich nicht entschließen. Sogar zur Ordnung der berühmten Pastensammlung des Mr. John Tassie wurde er wieder gebraucht und gab den Katalog

englisch und französisch als geschätztes Werk 1791 heraus. Als er zu Mucroß in Irland ein Kohlenbergwerk anlegen sollte, starb er am Fleckfieber gegen Ende 1794. Er war ein großes Genie, aber gewissenlos in Ausnutzung seiner Gaben und reichen Kenntnisse. Trotzdem nannte ihn der „Catalogue of 500 celebrated authors of Great Britain" unter dieser Zahl als „Fremden von Verdienst und Ruf". Auch unter den Dichtern hatte er sich in den sechziger Jahren versucht, die poetische Rittergeschichte oder Romanze „Hermin und Gunilde" (1766) erklärt Ellissen für „nach dem Geschmack jener Zeiten ziemlich erträglich", Koberstein kannte sie nur dem Titel nach, sie hatte sogar eine Parodie: Daniel Schiebeler's († 1771) „Harlekin und Colombine" hervorgerufen. Die erste oben genannte englische Ausgabe des Münchhausen ist verschollen, nach dem Titel enthielt sie noch nicht die für den Freiherrn undenkbaren und von ihm sicher nicht erzählten Seeabenteuer, also auch nicht die Anekdoten aus Lucian's „Wahrer Geschichte". Der Erfolg des Buches ließ aber in den beiden nächsten Jahren schon weitere vier englische „vermehrte" Ausgaben erscheinen, welche auch in den Vorreden, dem brittischen Geschmacke angepaßt, das Buch als einen Spiegel für gewisse Parlamentsschreier und als Lügenwarner (Liar's monitor) ausspielten. Der Verfasser hatte in dieser neuen Auflage nicht versäumt, seinem früheren Herrn, dem hessischen Landgrafen, der seine Landeskinder nach Amerika verkaufte, in dem „Südsee-Kapitän" einen Schlag zu versetzen und für die Seeabenteuer dem Inselpublicum bekannte Stoffe und Litteraturen zu verwerthen: den französischen Luftschiffer Blanchard, den Geburtstag Georgs III., die Aufschneiderei in des Baron Tott Mémoires sur les Turcs et les Tartares, die an den Haaren herbeigezogene faule Geschichte vom Papste Clemens IV., die berühmte Vertheidigung von Gibraltar nach Cpt. Drinkwaters History etc., C. J. Phipps' A voyage towards the northern pole, und im Anhang „Reise durch die Welt": P. Brydone's tour through Sicily and Malta. Hier ist denn auch Lucian benutzt, so daß, wie die 3. Auflage sich selbst schon „wiedererstandener Gulliver" (Gulliver revived) nannte, ein Kritiker M. den Titel eines Nachfolgers von Lucian beilegte. Nie hat Raspe den Schleier von seiner Autorschaft abgehoben; und nur Meusel, Bd. XI S. 52 hatte eine Ahnung vom Zusammenhang, sah aber gerade umgekehrt in Raspe den Uebersetzer des deutschen Buches ins Englische. So konnte es kommen, daß Bürger (A. D. B. Bd. III S. 595 ff.), trotzdem er sich offen als Uebersetzer gab, weil man in Deutschland die älteren englischen Ausgaben nicht kannte, als Verfasser des M. angesehen, ihm also die Verwegenheit, des Freiherrn Namen mißbraucht zu haben, zugemuthet werden konnte. Die erste Ausgabe der deutschen Uebersetzung erschien aber erst 1786 nach der vierten englischen, sie ist ebenso verschollen wie die erste Londoner. Eine zweite „vermehrte" Ausgabe ließ Bürger nach der fünften englischen 1788 erscheinen und erklärte in der Vorrede geradezu, er habe den englischen Text in beiden Ausgaben „nicht sowol als anvertrautes Gut, sondern als Eigenthum behandelt". Thatsächlich hat er doch nur Einiges umgestaltend oder zusetzend verändert, so der Erwähnung des Franzosen Blanchard, vielleicht unter Lichtenberg's Einflusse, die Carikirung des Aufzugs hinzugefügt, ebenso zweimal eine Verspottung Basedow's (A. D. B. Bd. II S. 113), auch Zimmermann's, ohne deren Namen hinein gebracht. Jene eigne Erklärung Bürger's und die Thatsache, daß die deutschen „Reisen und Abenteuer" auch als Druckort „London" statt „Göttingen, in der Dieterich'schen Buchhandlung" nannten, haben den Glauben an Bürger's Verfasserschaft festwurzeln lassen und endlich gar nach seinem Tode dem Mythus die Entstehung gegeben: Bürger, Lichtenberg und Kaestner (s. A. D. B. Bd. XV S. 439) sei der Münchhausen in gemeinsamer Weinlaune entsprossen. Obwol Bürger's Freund, der Herausgeber seiner Werke, Karl v. Reinhard, schon 1824 den Sach-

verhalt, freilich an wenig findbarer Stelle, im „Gesellschafter", aufgeklärt und Raspe als Verfasser genannt hatte, behielten doch alle Conversationslexica die alte Tradition bei, und sogar die fünfte „Originalausgabe" der Dieterich'schen Buchhandlung nahm sie 1840 auf. In der Vorrede zur 6. erst, 1849, stellte Ellissen den Sachverhalt bis auf wenige Irrthümer klar; aber diese Ausgabe des Volksbuches kam nicht in die Hände der Gelehrten und war rasch vergriffen, der Irrthum lebte lustig fort. Die späteren Abdrücke 7—9 ließen (wol wegen einiger politischen Ausfälle in den Noten) Ellissen's Ausführungen weg, die nun vergessen waren. Karl Goedeke schrieb noch 1849 von Bürger, „daß wir ihm die Münchhausen'schen Lügen, deren Verfasser er ist, verdanken, jene Fülle finkenritterlichen Humors, den man als die Poesie des Unmöglichen bezeichnen darf". Und auch später änderte er die Angabe nicht, so daß direct auf ihn Ellissen's Ausfall in der verkürzten und zum Theil berichtigten Einleitung zur 10. Dieterich'schen Ausgabe von 1869 S. XI, wiederholt in der 11., 1873, gerichtet ist, der den „Finkenritter" ein „elendes, alles was in diesem Genre je zu Tage gekommen, an schalem und degoutantem Blödsinn hinter sich lassendes Machwerk" nennt, das mit dem Münchhausen nicht einen einzigen concreten Berührungspunkt darbiete. Bürger's Bearbeitung wurde in Nicolai's „Allgemeiner deutscher Bibliothek", Band 98, sehr von oben behandelt, ist aber nichtsdestoweniger ein in seiner Art einziges Volksbuch geworden, das noch heute auf den Jahrmärkten neben der schönen Melusine und den Haimonskindern seinen Absatz findet, in seinem völlig harmlosen Humor ein auch den kleinen Mann erheiterndes und erfreuendes Werkchen. Seine Anspielungen und Spitzen sind längst verschollen, aber gerade darin zeigt sich vor Allem seine zähe Lebensfähigkeit, daß die dem Volke fremden Engländer und Franzosen: Elliot, Tott und Blanchard keinen der Leser je gestört haben. Die besten und beliebtesten der Geschichten sind aber noch immer die auf den alten Baron Hieronimus v. M. direct zurückgehenden. Von vornherein waren die englischen wie die deutschen Ausgaben illustrirt, die letzteren von Riepenhausen in der Manier Chodowiecki's (A. D. B. Bd. IV S. 132 ff.), von 1840 an hat die Dieterich'sche Buchhandlung dann die allbekannten Federzeichnungen Hosemann's (A. D. B. Bd. XIII S. 180) an deren Stelle treten lassen. Der Ruf des Buches veranlaßte, außer einer Menge von Nachdrucken natürlich, Nachahmungen oder Fortsetzungen in England wie in Deutschland, die aber dem Original nicht entfernt nahe kamen. Drei Bändchen derselben ließ ein verschollener H. Th. L. Schnorr bei Franzen und Große in Stendal 1794—1800, aber mit falscher Druckortsangabe Kopenhagen (1.) und gar Bodenwerder (2. und 3.) erscheinen. Ellissen vergleicht sie, dem Münchhausen'schen Champagnergeiste gegenüber, mit Fuselbranntwein. Eine eigene Art der Umarbeitung mit Beibehalt aller Abentener, doch ohne den Nachtrag der „Reise durch die Welt", erschien 1836 in Reutlingen pseudonym „vom Forstrath Schneidauf und dem Pfarrer Zante", der damit einen neuen Stand unter die „Handhaber des langen Messers" brachte. Diese, Müller-Fraureuth entgangene Ausgabe kehrt sich ächt württembergisch im Vorworte gegen die jungen Männer, „die aus den sogenannten Befreiungskriegen und den darauf folgenden Schwindeljahren Stroh gesammelt haben, welches zu dreschen sie nimmer ermüden", und bei „deren politischen Schwindeleien und Luftschlösserbauten weiter nichts Reelles herauskömmt als höchstens freie Wohnung auf dem Asperge" ꝛc. Ueberall in der heutigen Litteratur finden wir Anspielungen auf die Abenteuer Münchhausen's. Wie die Krokodill- und Löwengeschichte bildlich schon durch P. P. Rubens fast vorweg genommen war, hat umgekehrt der in das Geschirr des aufgefressenen Pferdes eingepeitschte Wolf des Barons wol mehr als die Legende vom Bären des heiligen Corbinian zu dem Bären des heiligen Franciscus bei Wilhelm Busch Gevatterstelle vertreten.

Classisch wieder erstanden ist der berühmte Freiherr in Karl Immermann's Münchhausen in freilich völlig neuer Gestalt, anderer Umgebung und zu völlig anderem Zwecke (A. D. B. Bd. XIV S. 57 ff.). Das naive humorvolle Volksbuch sollte er freilich nicht verdrängen, es wird unsterblich weiter leben.

A. F. v. Münchhausen, Geschlechtshistorie des Hauses derer von Münchhausen von 1740 bis auf die neueste Zeit. Hannover, Hahn, 1872, S. 64 bis 73. Des Freiherrn v. Münchhausen wunderbare Reisen und Abenteuer ꝛc. Zuerst gesammelt und englisch herausgeg. von R. E. Raspe. Uebersetzt und hier und da erweitert von G. A. Bürger. 6. Originalausgabe der deutschen Bearbeitung. Mit einleitenden Notizen ꝛc. Göttingen, Dieterich'sche Buchh., Berlin, Enslin, 1849. Nur diese Ausgabe hat die volle litterarhistorische mit A. E. unterzeichnete Arbeit Adolf Ellissen's. Das hier benutzte Exemplar der Univ.-Bibl. zu Göttingen hat werthvolle handschriftl. Correcturen, anscheinend von Ellissen selbst. Zehnte Orig.-Ausg. mit gleichem Titel (mit verkürzter, z. Th. berichtigter Einleitung von A. Ellissen), Göttingen, Dieterich'sche Buchh. 1869, 11. Orig.-Ausg. ebenso und ebenda 1873. Grenzboten 1872, 31. Jahrg., 2. Sem., 1. Bd., S. 115—117 (mit Referat aus der 10. Ausg.). Carl Müller-Fraureuth, Die deutschen Lügendichtungen bis auf Münchhausen. Halle, Niemeyer, 1881. Des Freih. v. Münchhausen höchst wunderb. Abentheuer ꝛc. Aufs neue herausgeg. von dem Forstrath Schneidauf und dem Pfarrer Zante. Reutlingen, Fleischhauer & Spohn, 1836. Karl Goedeke, Elf Bücher deutscher Dichtung, I, S. 742. — Auch Vilmar hielt den Münchhausen für eine Erfindung Bürger's. Neuerdings hat Gustav Doré 150 Orig.-Illustrationen zu einer neuen Bearbeitung der „Abenteuer und Reisen des Freih. v. M.“ von Edmund Zoller geliefert. Krause.

Münchhausen: Hilmar von M., von der schwarzen Linie des Geschlechtes, neben seinem „Oheim“ Georg von Holle (A. D. B. XII, 755) und Christoph von Wrisberg der größte und bedeutendste Söldnerführer in Norddeutschland und dadurch fast von fürstlichem Ansehen und bedeutender Macht, war 1512 geboren, † am 19. April 1573. Sein Vater, Stacius v. M., wurde kurz vor der Hildesheimer Stiftsfehde wegen der von ihm erkauften Domäne Ertzen schon 1517 von Heinrich von Hardenberg erschlagen; seiner Mutter, Margarethe von Oberg, und seinen älteren Brüdern dankt er seine Erziehung, von denen Jobst und Johann im Dienste Heinrichs des Jüngern von Braunschweig am 9. Juli 1553 in der Schlacht bei Sievershausen fielen. Anfangs diente er für Jülich gegen den Kaiser und wurde gefangen, aber schon vor 1539 war er dem Kaiser zugezogen, 1542—45 ist er der bedeutendste Feldhauptmann Heinrichs des Jüngeren; als dieser sich 1545 an Philipp von Hessen bei Northeim ergab, hatten M. und Speth zu vermitteln gesucht. Kurz vorher, 1545, war M. für Heinrichs Bruder, Erzbischof Christoph von Bremen, mit Wrisberg in die Länder Wursten und Hadeln eingefallen. 1547 führte er zur Schlacht bei Mühlberg dem Kaiser als Obrister 12 Fähnlein Fußvolk (meist Protestanten) zu. Ihm waren von den Söldnern, die Christoph von Oldenburg bei Wildeshausen für den Pfalzgrafen geworben und die nachher Philipp von Hessen übernehmen wollte, im Vertragsbruch seine Gevattern Johann und Liborius v. M. mit 900 Reitern zugezogen; der erstere, Nicolaus' Sohn, fiel tödtlich verwundet 1547 in der Schlacht bei Drakenborg den Mansfeldern in die Hände und starb alsbald zu Loccum. 1545 hatte der Bischof Johann von Osnabrück, Graf von Hoya, M. die ganze Herrschaft Stolzenau und Nienburg für 10 000 fl. verpfändet und ihn zu seinem geheimen Rath und Drost ernannt. 1554 wurde er und Georg von Holle von der Statthalterin Königin Maria und von den fränkischen Ständen aufgefordert, Truppen gegen Albrecht von Culmbach zu werben,

während der Schlacht bei Sievershausen lagen dieselben noch um Verden; er zog dann die Reiter seines Bruders Jobst noch an sich, preßte Herzog Heinrich deren Sold ab und warf sich dann aussaugend in das Alte Land, Hamburg gegenüber. Hier warb zwischendurch das Heer Herzog Ulrich von Mecklenburg, um seinen Bruder Johann Albrecht zur Theilung des Landes zu zwingen, was auch durch den raschen Anmarsch über Artlenburg nach Boizenburg und Wittenburg schnell und ohne Schwertstreich gelang. Die gütliche Verhandlung wurde durch v. M., Georg von Holle, Hilmar von Querenheim und Liborius (Börries) v. M. auf Apeler besorgt. Ein Anerbieten Adolfs von Holstein, gegen die Dithmarschen zu ziehen, lehnten die beiden Hauptführer ab und legten sich mit ihren Fähnlein nach Wildeshausen, das gründlich verdorben wurde. Da nun die fränkischen Stände, nachdem Albrecht von Culmbach unschädlich gemacht worden, den Sold nicht zahlen wollten, zogen Holle und v. M. eilends durch Thüringen gegen sie heran, zwangen Mühlhausen die Thore zu öffnen, verheerten das Gebiet von Erfurt und schreckten so Franken zu reichlicher Zahlung. Am 23. Febr. 1556 erhielt M. von Philipp II. das Patent als spanischer Oberst über 10 Fähnlein à 300 Mann zu werbende deutsche Knechte auf 6 Jahr, was nachher noch auf 4 Jahr, für jährlich 1200 Thaler für ihn selber verlängert wurde. Ob er schon an der Erstürmung St. Quentins 1556 Theil nahm, steht dahin, im Winter lag er in Gravelingen und commandirte unter Graf Egmont dort am 13. Juli 1557 die deutschen Regimenter, welche ihm den gefangenen französischen Feldherrn auslieferten. Egmont verlangte den letzteren vergebens und fügte sich endlich darein, daß M. ihn nach Deutschland führen ließ, wo er schweres Lösegeld zahlen mußte. Als dann die Truppen entlassen waren, blieb er im spanischen Wartegelde, nahm solches auch mit 500 Thlrn. jährlich vom Markgrafen Johann von Brandenburg-Küstrin. Seit 1561 hat er auch Bestallung für 1, dann 2 deutsche Regimenter, 8000 Mann, vom Könige Friedrich II. von Dänemark gegen Erich XIV. von Schweden für jährlich 1400, dann 2000 Thlr. übernommen; marschirte über Fünen, Seeland und Schonen nach Halland, stürmte Elfsborg mit und machte, als er entlassen wurde, noch eine Rechnung von 14870 Thalern auf. Nachher lebte er auf seinen großen Gütern, doch ging er 1566 in Vertretung des Herzogs Erich von Göttingen nach Wien, da jener die Klagen über den großen Raubzug von 1563/65 durch Norddeutschland nach Preußen und die drohende Acht abzuwenden suchte. Mit Graf Otto von Schaumburg und Jobst von Waldhausen vollzog er dort die Entschädigungsurkunde für Erich vor dem Kaiser. Als Drost des Bischofs Otto von Osnabrück war er 1570 im Geleite der Tochter Kaiser Maximilians II., Anna, die als Braut Philipps II. nach Nymwegen den Spaniern zugeführt wurde. Die Reihe Güter, welche er, weit über Norddeutschland zerstreut, zu eigen oder pfandweise erwarb, ist ganz bedeutend. Von ersteren ist das vom Markgrafen Johann als völlig frei erlangte frühere Kloster Leitzkau (Litzke) das bedeutendste; darnach nannten sich seine Nachkommen Freiherren. Von letzteren heißt Stolzenau mit Steyerberg und Schinna geradezu sein „Gouvernement“. Hier starb er und wurde fürstlich in Nienburg begraben, 200 Kürassiere geleiteten seine Leiche. — 1539 hatte er sich mit Lucia von Reden († am 21. Novbr. 1583) vermählt, die ihm 6 Söhne und 2 Töchter gebar. — In Rinteln errichtete M. ein bis jetzt gut conservirtes Familienarchiv.

Treuer, Gründl. Geschlechtshistorie &c. der Herren von Münchhausen, 99 bis 111; Anhang Einl. S. 10 und Anhang S. 429 ff. A. F. v. Münchhausen, Geschlechtshistorie des Hauses derer von Münchhausen, Hannover 1872, S. 46; 95—98; 149—150. Spangenberg, N. Vaterl. Archiv 1822, II, 322 ff. M. Lenz in v. Sybel, Histor. Zeitschr. XIII (49), S. 398. 430.

Krause.

Münchhausen: Karl Ludwig August Heino Freiherr v. M. (der statt Ludwig sich auch Clodwig schrieb) war am 17. Febr. 1759 zu Klein-Oldendorf im Hessischen geboren, † 1836 in Lauenau. Er ging in hessischem Militärdienst mit verkauften Truppen nach Amerika, wo er zu Halifax in Neu-Schottland mit dem von Werbern gepreßten J. G. Seume Freundschaft schloß. 1792 und 1793 machte er die Feldzüge nach Frankreich mit und avancirte bis zum Oberstlieutenant. 1807 trat er als Oberförster in den Dienst des Königs Hieronymus von Westfalen, anscheinend mit Genehmigung des Kurfürsten, da dieser ihm Wartegeld zahlte. 1809 wurde er wegen vermutheter Theilnahme am Dörnberg'schen Aufstande verhaftet aber freigesprochen. Seit 1813 lebte er, zuletzt durch Erbschaften wohlhabend, als Gutsherr meist zu Lauenau. Von früher stand er in freundschaftlichem und litterarischem Verkehr wie mit Seume, so mit L. Th. Kosegarten, F. Gräter, Franz Horn ꝛc. Seume widmete ihm das Gedicht: „Abschiedsgruß meinem Freunde Münchhausen". 1791 gab er in Cassel ein Drama: „Sympathie der Seelen" heraus, 1798 in Marburg die Romanze: „Der neue Schiffer", 1801 in Neustrelitz Dichtungen unter dem Namen „Versuche", und mit Gräter den „Bardenalmanach der Deutschen auf 1802". Auch am Göttinger Musenalmanach hat er sich betheiligt; mit Seume ließ er gemeinsam die „Rückerinnerungen" erscheinen. Seit 1801 war er verheirathet mit Marianne von Schenk aus dem Hause Schweinsberg, die ihm drei Söhne und eine Tochter gebar.

A. F. von Münchhausen, Geschlechtshistorie des Hauses derer von Münchhausen, S. 19 und 20. K. Goedeke, Elf Bücher deutscher Dichtung, II, S. 235.

Krause.

Münchhausen: Otto Freiherr von M., hannoverscher Landdrost zu Harburg, Gutsherr zu Schwöbber (bei Hameln a. d. Weser) und landwirthschaftlicher Schriftsteller, † 1774. Er war der älteste, 1716 geborene Sohn des Freiherrn Joh. F. v. M. auf Voldagsen, wurde daselbst durch eine vorzügliche Erziehung auf den Besuch höherer Schulen vorbereitet, um sich demnächst durch das Studium an der Universität Göttingen für den höheren Verwaltungsdienst auszubilden. Hier beschränkte er jedoch seine Studien nicht lediglich auf die Erforderniße der Berufsbildung, sondern wandte sich auch mit Erfolg speciellen naturwissenschaftlichen und mathematischen Wissensgebieten zu. Durch Umstände gezwungen trat er im 25. Lebensjahre vorerst den Besitz des Stammgutes Schwöbber an und entwickelte dort ebenso große Intelligenz wie Energie in allen wichtigeren Aufgaben der Landwirthschaft. Nachdem er indeß seine Obliegenheiten dort zum befriedigenden Abschluß gebracht und sich wieder dem Staatsdienste zugewandt hatte, rückte er bald bis zum Amte des Landdrostes vor und wurde als solcher zunächst mit der Verwaltung des Amtes Steierberg betraut. Später in gleicher Eigenschaft nach Harburg versetzt, entfaltete er dort ein recht segensreiches Wirken, indem er sich der Pflege der öffentlichen, insbesondere der Landesculturinteressen mit großer Umsicht und Uneigennützigkeit widmete. Auch stellte er sich daselbst die Aufgabe, wichtige Fragen über die Mittel zur Hebung der landwirthschaftlichen Zustände im nordwestlichen Deutschland nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten zu erörtern, und so wurde er im damaligen Kurfürstenthum Hannover der Erste, welcher auf diesem Gebiete in solcher Weise Anregung zu geben und Aufklärung zu verbreiten suchte. Durch die Herausgabe seines in der Periode von 1764 bis 1773 verfaßten sechsbändigen Werkes: „Der Hausvater", worin er einen reichen Schatz von gediegenen Kenntnissen und Lebensweisheit, wie von land- und volkswirtschaftlichen Erfahrungen niederlegte, hatte er sich einen weit über die Grenzen seines engeren Vaterlandes verbreiteten Ruf und für seine Heimath großes Verdienst erworben.

Vgl. Festschrift zur Säkularfeier der kgl. Landwirthschafts-Gesellschaft zu Celle, I. Abth. 1864, und Lengerke, Landw. Conversationslexikon.

Leisewitz.

Münchow: Karl Dietrich von M., Mathematiker, geb. 1778 in Potsdam, † am 30. April 1836 in Bonn. Nachdem er doctorirt hatte, finden wir ihn 1810 bis 1818 als außerordentlichen Professor der Philosophie in Jena. Dann wurde er, wir wissen nicht auf welche Leistungen hin, als ordentlicher Professor der Astronomie, Mathematik und Physik nach Bonn berufen, wo er 1826 „Grundlehren der ebenen und sphärischen Trigonometrie“ veröffentlichte, ein Buch von bleibendem Werthe, dem er die Bekanntschaft seines Namens verdankt. Das Eigenthümliche dieses Buches besteht vornehmlich darin, daß als erste auftretende trigonometrische Function nicht der Sinus, sondern der Cosinus, und zwar als Projectionsfactor eingeführt wird, sodann darin, daß nicht ohne Weiteres angenommen wird, entgegengesetzte Richtung von Linien sei durch entgegengesetztes Vorzeichen in Rechnung zu bringen, sondern daß dieser Gebrauch aus der Bedeutung der Rechnungsformen zu rechtfertigen gesucht wird, welche für einen besonderen Fall abgeleitet allgemeine Geltung nur durch jene Zeichenregel erhalten.

Poggendorff, Biograph.-litterar. Handwörterbuch II, 231.

Cantor.

Münckner: Christian August M. wurde am 12. Decbr. 1788 zu Grimma im Königreich Sachsen geboren, wo sein Vater verschiedene bürgerliche Erwerbszweige betrieb, besuchte erst die Stadtschule und seit dem Mai 1803 die berühmte Fürstenschule in seiner Vaterstadt und bezog 1809 die Universität Leipzig, wo er unter Krug, Beck, Tzschirner, Krüger, Keil und Platner Theologie studierte. Da sein Vater bereits 1805 gestorben war, so flossen die Hülfsmittel nur spärlich, und oft trat die Noth in ihrer bittersten Gestalt an ihn heran. Doch besserte sich seine Lage, als er im Herbste 1810 das Convict und die Famulatur bei dem Pastor an der Nicolaikirche, Dr. Encke, erhielt. Durch letzteren wurde M. auch 1812 zum Katecheten an der Peterskirche designirt und zum Hauslehrer in den angesehensten Familien empfohlen. Im J. 1817 erhielt er die Pfarrstelle zu Limbach mit Saalhausen bei Oschatz. Die sieben Jahre, welche er hier verlebte, umfassen die Idylle seines Pfarrerlebens, so recht geeignet, ihn der Poesie wieder zuzuführen, welche recht zu pflegen ihn bis dahin nur seine Berufsarbeit gehindert hatte. So erschienen denn auch bald seine „Gedichte“ (1818), denen dann die „Morgen- und Abendlieder für die erwachsene Jugend“ (1822) und zahlreiche poetische Beiträge für die von Th. Hell und Fr. Kind redigirte „Abendzeitung“ folgten. Zu Neujahr 1825 kam M. als Oberpfarrer nach Strehla a. d. Elbe. Hier erwartete ihn ein reiches Arbeitsfeld auf dem Gebiete der Kirche und Schule, und wie opferwillig M. an dessen Bebauung ging, beweist unter anderem der Umstand, daß er neben seinem Pfarramte durch sechs Jahre auch das Diaconat verwaltete, damit von den ersparten Einkünften ein Schulhaus und eine Pfarrwohnung gebaut werden konnte. Neben dieser auf das Praktische gerichteten Wirksamkeit ging immer die wissenschaftliche Beschäftigung und die poetische Thätigkeit her. Er war besonders ein fleißiger Mitarbeiter der „Theodulia. Jahrbuch für häusliche Erbauung“. Selbständig erschien in diesem Zeitraum die „Himmelsleiter. Eine episch-parabolische Darstellung von der Auffassung des Christenthums“ (1846) und an der Schwelle des Greisenalters noch seine „Lieder vom Jenseits“ (1856). M. starb am 30. Septbr. 1864.

Nach Mittheilungen aus der Familie. Brümmer.

Münden: Christian M., ein zu seiner Zeit angesehener lutherischer Theologe, geb. am 13. Aug. 1684 in Burg auf Femern, wo der Vater Landesinspector war, † am 9. August 1741 zu Frankfurt a. M. Auf dem Gymnasium zu Lübeck vorgebildet, bezog er 1701 die Universität Kiel, um sich aus Herzenstrieb der Theologie zu widmen. 1705 begab er sich nach Leipzig, wo er bald die Magisterwürde erlangte. Er hielt bereits Collegien über das alte Testament, als plötzlich der Einfall der Schweden ihn zur Flucht nöthigte. In Göttingen fand er nach einiger Zeit freundliche Aufnahme und war daselbst 1708—1716 als Professor der griechischen und hebräischen Sprache am Gymnasium thätig. Rasch erlangte er durch Programme und Abhandlungen mancherlei Art einen Namen in der gelehrten Welt. Unter anderem schrieb er ein Etymologicum sacrum zum neuen Testament. Indessen ging er 1716 vom Schulfach zum Predigtamt über, nachdem er zum Pastor an der St. Johanniskirche in Göttingen ernannt worden war. 1727 erhielt er einen Ruf als ordentlicher Professor der Theologie nach Helmstädt, wo er die Licentiatenwürde sich erworben hatte und empfing zugleich das Doctordiplom. Mit großer Freudigkeit gab er sich nun der ihm besonders zusagenden akademischen Lehrthätigkeit hin. Unter den Schriften dieser Zeit, die meist in das Gebiet der Exegese und der Symbolik einschlagen, ist die wichtigste: „Selectae theses theologicae universam doctrinam christianam exhibentes", Helmstädt 1730, ein kurzes Compendium der Dogmatik und Ethik, wesentlich im Geiste lutherischer Rechtgläubigkeit abgefaßt, von ähnlichen Lehrbüchern der Zeit nur durch Betonung der Bundesidee (im Sinn der Föderaltheologie des reformirten Theologen Coccejus) sich unterscheidend. 1730 erging an ihn ein Ruf nach Frankfurt a. M., dem er Folge leistete, wiewohl er nicht leichten Herzens der akademischen Thätigkeit entsagte. Dort war er anfangs Pfarrer an St. Katharinen und Consistorialrath, wurde aber bereits 1732 nach dem Tode des trefflichen Pritius Senior des Predigerministeriums und Hauptprediger an der Barfüßerkirche. In dieser Stellung hat er, ein Mann „mächtig der Schrift", wie der ehrende Nachruf der Collegen ihn nannte, durch Predigt und Katechese einen bedeutenden Einfluß ausgeübt und durch sein besonnenes Auftreten, sowie seine zwischen Orthodoxie und Pietismus vermittelnde Haltung, mit dazu beigetragen, einer Separation innerhalb der lutherischen Gemeinde vorzubeugen. Von seinen mit Sorgfalt ausgearbeiteten, klaren und praktischen Predigten theilte er lange Zeit hindurch regelmäßig am Beginn des Kirchenjahres die zu behandelnden Texte nebst den Dispositionen und am Schlusse einen kurzen Abriß des Inhalts mit (von Advent 1730—38). Lebendiges Interesse zeigte er an der Mission, besonders unter Israel. Eine cause célèbre bildete das Vorgehen des kaiserlichen Fiscus gegen M. Auf Anklage des kaiserlichen Gesandten wurde er wegen der 1737 von ihm veranstalteten Ausgabe der als „Lästerschrift" bezeichneten schmalkaldischen Artikel, sowie wegen der über diese symbolische Schrift gehaltenen 24 „constitutionswidrigen" Predigten zu einer Strafe von 20 Mark Gold verurtheilt und die Confiscation jener Ausgabe gefordert — ein unerhörtes Verfahren, gegen welches erst der Senat der Stadt und dann das Corpus evangelicum kräftig und schließlich mit Erfolg ihn schützte. Für die Frankfurter Localgeschichte bedeutend war die Herausgabe der „Frankfurtischen Religionsverhandlungen zwischen den Reformirten und dem Rath", Frankfurt 1735, zu welcher ihn der Reformirten Bitte um freie Religionsübung veranlaßte, gegen welche er, wie nachmals Fresenius, trotz seiner sonstigen Milde Protest erhob; sowie die Dankpredigt am 3. Jubelfest der Buchdruckerkunst, der ein von Klettenberg nach Münden's Tod vollendeter „Historischer Bericht von denen ersten Erfindern dieser Kunst, den Frankfurtischen Buchdruckern und dem dritten Buchdrucker-Jubelfest" (Frankfurt 1741) sich anschließt.

Ausführlicheres über sein Leben und seine Schriften findet sich in den Acta historico-ecclesiastica II, p. 369 f. und 668 f., III, 665 f. und VII, 576 f., wo auch die Biographien aus älterer Zeit verzeichnet sind. Ueber den Proceß s. meine Abhdlg. in d. Mitthl. d. Vereins f. Geschichte u. Alterthumskunde in Frankf. 1885, Bd. VII, Heft 6, S. 243—52. Dechent.

Mundt: Johann Friedrich M., eines Maurers aus Aschersleben Sohn, schloß sich Schill's Freischaar an und zeichnete sich bei Dodendorf so sehr aus, daß ihn seine Kameraden scherzweise den „Herzog von Dodendorf" nannten. Schill selbst hat ihm diesen Namen nicht beigelegt, auch kommt er einem anderen Prätendenten, der ihn später in Anspruch genommen hat (vgl. Soldatenfreund, 28. Jahrgang, S. 394, 887, Berlin 1860/61) nicht zu. Zum Unterofficier befördert, that er sich bei der Vertheidigung und der Räumung von Dömitz von neuem hervor und verrichtete während des übrigen Theiles des Zuges Officiersdienste. Dann kam er zum Pommerschen Husarenregiment und sollte Officier werden, seiner mangelnden Schulbildung wegen aber ging dies nicht an. In den Befreiungskriegen, wo er das Eiserne Kreuz erwarb, geschah es dennoch; er wurde Secondelieutenant beim braunen Husarenregiment (jetzt 1. Schlesisches Nr. 4). Als er zum Rittmeister heran war, äußerte sein Regimentscommandeur wiederum sein Bedenken wegen der Ernennung, König Friedrich Wilhelm III. aber verfügte sie, und empfahl M. nur, sich in der Orthographie zu vervollkommnen. 1837 als Major außer Dienst getreten, starb er am 27. December 1848 zu Rosen, Kreis Strehlen.

Baersch, Ferdinand von Schill's Zug und Tod, Leipz. 1860. Poten.

Mundt: Theodor M. wurde am 19. September 1808 zu Potsdam als der Sohn eines Rechnungsbeamten geboren, kam frühe nach Berlin, besuchte hier das Joachimsthal'sche Gymnasium und widmete sich dann auf der dortigen Universität dem Studium der Philosophie und Philologie. Seit 1832 lebte er eine Zeit lang in Leipzig als Mitredacteur der „Blätter für litterarische Unterhaltung", wandte sich aber dann wieder nach Berlin, um sich hier als akademischer Lehrer zu habilitiren. Doch waren seine Bemühungen erfolglos, da man M. dem sogenannten „Jungen Deutschland" zuzählte, und so wurde er mehr und mehr in die Bahn eines Schriftstellers hineingedrängt. Nach mehreren größeren Reisen ließ er sich 1839 dauernd in Berlin nieder und verheirathete sich noch in demselben Jahre mit Klara Müller, der später unter dem Namen Luise Mühlbach (s. d.) berühmt gewordenen Schriftstellerin. Durch Schellings Verwendung wurde M. endlich 1842 Privatdocent in der philosophischen Facultät der Berliner Universität, im Jahre 1848 aber, meist wol, um ihn aus dem Herde der revolutionären Bewegung in der Hauptstadt zu entfernen, als Professor der allgemeinen Litteratur und Geschichte an die Universität Breslau versetzt. Durch die Gunst der Umstände schon 1850 nach Berlin zurückberufen, nahm er hier für kurze Zeit seine Vorlesungen wieder auf, bekleidete aber daneben, und für die Folge ausschließlich ein Amt als Universitätsbibliothekar, bis ein Streit mit Pertz seine Beseitigung mit Wartegeld zur Folge hatte. M. starb in Berlin am 30. November 1861. — Als Schriftsteller war M. ohne Frage ein Talent von großer Beweglichkeit, aber trotz seiner zahlreichen Schriften, welche die mannigfaltigsten Stoffe behandeln, ist er doch nie recht populär geworden. Seine Thätigkeit als Schriftsteller läßt sich nach zwei bestimmten Zeiträumen scheiden, von denen der erste etwa bis zum Jahre 1840 reicht und durch seine jungdeutschen Jugendarbeiten ausgefüllt wird. Den Mittelpunct derselben bildet die „Madonna, Gespräche mit einer Heiligen" (1835), eine Mischung von Reisebildern, Novellen, Doctrinen in einem glänzenden, aber oft forcirten Stile. Der Grundgedanke dieser Arbeit ist eine Apotheose des Fleisches

und der Sinnlichkeit, die hier mit großer Ungenirtheit, an vielen Stellen sogar mit leidenschaftlicher Gluth zu Tage tritt, während in seinen ersten Romanen „Das Duett“ (1831), „Madelon oder die Romantiker in Paris“ (1832), „Der Basilisk“ (1833), die Emancipationsideen des jungen Deutschland noch in der Entwickelung verharren und ein unklarer Hegelianismus seine phantastischen Blüthen treibt. Die „Modernen Lebenswirren. Briefe und Zeitabenteuer eines Salzschreibers“ (1834) nennt Gottschall ein „Buch der Interjectionen“; der Held des Romans schwärmt als echter Repräsentant seines Volkes für alle modernen weltbewegenden Ideen, für Fortschritt, Conservatismus, Absolutismus, Aristokratie und Demokratie: das ganze ist eine Ironie auf die socialen Zustände jener Zeit. Tüchtiger als in diesen novellistischen Arbeiten erwies sich M. in seinen litterarisch-kritischen Werken („Kritische Wälder“, 1833; „Die Kunst der deutschen Prosa“, 1837), besonders aber in seinen Reiseberichten „Spaziergänge und Weltfahrten“ (III, 1838—40) und „Völkerschau auf Reisen“ (1840), in denen sich geistig lebendige, gedankenreiche Schilderungen von Personen, Zuständen und Gegenden finden. Den bleibendsten Werth kann man Mundt's Charakteristiken zuschreiben, die er in der von Varnhagen veranstalteten Herausgabe des litterarischen Nachlasses und Briefwechsels von Knebel lieferte, seiner Charakterisirung des Fürsten Pückler in Büchner's „Deutschem Tagebuche“ (1835) und der Charakteristik der unglücklichen Charlotte Stieglitz („Ein Denkmal“ 1835), obwohl die Verherrlichung derselben als Märtyrerin auf ganz schiefen sittlichen Voraussetzungen beruht. Eine reiche Thätigkeit entfaltete M. in dem ersten Zeitraum seines Schriftstellerthums auch als Journalist und Publicist. Außer der politischen Flugschrift „Die Einheit Deutschlands in politischer und ideeller Entwicklung“ (1832) sind hier besonders seine Zeitschriften zu erwähnen „Der litterarische Zodiakus“ (1835), der einem baldigen Verbote erlag, die „Dioskuren für Kunst und Wissenschaft“ (1836—37), das Taschenbuch „Delphin“ (1837—38), der „Freihafen“ (1837—44) und endlich „Der Pilot“ (seit 1840). Eine große Lebensfähigkeit hatte keins dieser Journale aufzuweisen, obwol M. bemüht war, dem Journalismus eine wissenschaftliche Färbung und größeren Ernst zu geben und anerkannte Männer der Wissenschaft in die Interessen der jungen litterarischen Kreise zu ziehen. — In dem folgenden Zeitraum scheidet sich Mundt's litterarische Thätigkeit in zwei Gruppen: Production und wissenschaftliche Leistungen. Die letzteren sind nicht alle von gleichem Werthe, zeichnen sich aber durch eine glänzende Stilistik aus. Am bedeutendsten ist seine „Geschichte der Litteratur der Gegenwart vom Jahre 1789 bis zur neuesten Zeit“ (1842; 2. Aufl. 1853), die überhaupt zu seinen besten litterärgeschichtlichen Werken gehört. Mit Wärme und Begeisterung geschrieben, kommen die einzelnen Entwicklungsstufen der Litteratur mit großer Uebersichtlichkeit zur Darstellung, werden besonders die hervorragenden Erscheinungen in geistvoller Weise geschildert. Weniger gründlich und übersichtlich ist Mundt's „Allgemeine Litteraturgeschichte“ (III, 1846), während seine „Dramaturgie oder Theorie und Geschichte der dramatischen Kunst“ (II, 1849) den Stoff gewandt gruppirt, sonst aber wenig Neues bietet. Das letztere gilt auch von der „Götterwelt der alten Völker“ (1846), der „Staatsberedsamkeit der neueren Völker“ (1848) und dem „Katechismus der Politik“ (1848), die mehr für den Bildungsbedarf des Publicums geschrieben sind. Wo M. größere wissenschaftliche Anläufe zu nehmen scheint, wie in der „Aesthetik“ (1845), der „Geschichte der Gesellschaft“ (1844), der „Geschichte der deutschen Stände“ (1853), bringt er doch nur alte Gedanken in neuer Form; ihm fehlt das organisatorische Denken, das er durch Reflexionen zu verbergen sucht, so daß seine Darstellung oft in Schönrednerei verläuft. Großes Interesse dagegen gewähren diejenigen Schriften Mundt's, welche die

Charakteristik der Zeit und der in ihr besonders hervortretenden Persönlichkeiten zum Gegenstande haben. Schon in seinem „Macchiavelli“ (1851) beweist er, daß er in der Entwickelung eines gegebenen politischen Systems und in der Charakteristik einer bestimmten historischen Persönlichkeit ungemein glücklich ist. Mehr noch tritt dies in den Schriften „Der Kampf um das schwarze Meer“ (1855), „Krim Girai, ein Bundesgenosse Friedrichs des Großen“ (1855), „Italienische Skizzen“ (IV, 1858—60), „Pariser Skizzen“ (II, 1857), „Paris und Louis Napoleon“ (II, 1858) hervor. Der Held und Mittelpunct fast aller dieser Bilder ist der dritte Napoleon, und keinem andern deutschen Schriftsteller verdanken wir so gründliche Studien des zweiten Napoleonischen Kaiserreichs, seiner äußeren Politik und seiner inneren gesellschaftlichen Zustände, wie gerade M. „Seine Pariser Culturbilder sind von graciöser Lebendigkeit, die Porträts eines Pius IX., Victor Emanuel, Cavour, Mazzini, Garibaldi u. a. gehören zu den gelungensten Brustbildern von Zeitgenossen und zeichnen sich gleichmäßig durch warmes Colorit und geistvolle Auffassung aus“. Den poetischen Productionen Mundt's kann man gleiche Anerkennung nicht zollen. Seine historischen Romane „Thomas Münzer“ (III, 1841), „Graf Mirabeau“ (IV, 1858), „Robespierre“ (III, 1859) bekunden zwar ein gründliches Studium der einschläglichen Litteratur und geben uns ein wohlgelungenes Bild von den Zeiten des Bauernkrieges und der französischen Revolution; aber die Fülle historischen Materials drückt die poetische Gestaltung vollständig nieder, und letzterer kann auch weder durch die geistreichen und blendenden Gedanken noch durch den blumenreichen und phrasenhaften Stil aufgeholfen werden. Noch unbedeutender ist „Mendoza, der Vater der Schelme“ (II, 1847). Der Roman „Die Matadore“ (II, 1850) behandelt den Grundgedanken, daß unsere Zeit keine großen Männer und Helden mehr hervorbringt, sondern nur Matadore; aber die dichterische Verwirklichung dieses Gedankens fehlt und wird am allerwenigsten durch das Heranziehen aller möglichen Verhältnisse und das Besprechen aller auf der Tagesordnung stehenden Fragen erreicht. Viel ansprechender sind Mundt's kleinere Romane und Novellen, von denen besonders „Carmela oder die Wiedertaufe“ (1844) hervorzuheben ist; in diesem kleinen Roman ist es dem Dichter gelungen, Bild und Idee künstlerisch zu verknüpfen.

Männer der Zeit, (Leipzig 1862) I, S. 427. — H. Kurz, Geschichte der deutschen Litteratur, IV, S. 671. — R. Gottschall, Die deutsche Nationallitteratur des 19. Jahrhunderts, II, S. 104 ff. — Koner, Gelehrtes Berlin im Jahre 1845, S. 252. Brümmer.

Munheim: Eberhard von M. (Monheim), Ordensmeister in Livland 1328—1340. Er hatte sich bereits als Comthur in Curland rühmlich gegen die Lithauer hervorgethan, bevor er auf dem Generalcapitel zu Elbing zum Ordensmeister in Livland erwählt wurde. Als solcher beendete er zunächst den langen Krieg, der seit 30 Jahren zwischen dem Orden und Riga, vor allem wegen Dünamünde schwebte, das den für die Stadt so wichtigen Zugang zum Meere beherrschte und das der Orden an sich gebracht hatte. Als 1328 rigasche Bürger Dünamünde wieder verbrannten, und dann den Landesfeind, die heidnischen Lithauer zu Hülfe riefen, welche weit und breit das Ordensgebiet verheerten und mit großer Beute heimkehrten, da lagerte sich, wahrscheinlich im Herbst 1329, der Ordensmeister vor Riga. Alle Hülfsrufe, welche die Stadt in die Ferne ergehen ließ, waren vergebens, es kam kein Entsatz, das Ordensheer aber wich den ganzen Winter nicht von der Mauer. Da brach Hungersnoth in der Stadt aus. Wol erlaubte der Meister wiederholt den armen Leuten hinauszuziehen und sich Brod zu holen, bald aber stieg die Noth so hoch, daß die Stadt die Gnade des Meisters anflehte und sich ihm ergab, den 20. März

1330. Die Stadt mußte auf zahlreiche Vorrechte verzichten, doch suchte sie der Meister bald wieder zu versöhnen, indem er ihr eine Reihe der wichtigsten alten Privilegien noch in demselben Jahre 1330 von Neuem bestätigte. Um sich die Herrschaft über Riga zu sichern, legte am 13. Juni dieses Jahres auf einem von der Stadt abgetretenen Platz Meister Eberhard eigenhändig den Grundstein zu dem neuen Ordensschloß, und der Kaiser verlieh bald darauf dem Orden die volle Landeshoheit über die Stadt, deren Gebiet und Bewohner. — Nachdem Riga bezwungen, wandte sich der Meister gegen die Bundesgenossen der Stadt, die Lithauer. Tief drang er in den folgenden Jahren von Norden in Lithauen ein, bis in die Nähe von Wilna zog das livländische Ordensheer, während zugleich die Brüder aus Preußen nach Westen ins lithauische Schamaiten, die Landschaft, welche beide Ordensgebiete trennte, vorgingen. Es waren Jahre besonders glücklicher Kriege des Ordens gegen die Heiden, und der Meister hatte an denselben ebenso großen wie ehrenvollen Antheil. Um die Südgrenze des Landes zu sichern, befestigte er 1335 Doblen und 1339 in einem bitterkalten Winter Terweten. Auch gegen die Russen von Pleskau führte er glückliche Kriege. Nachdem er zwölf Jahre als einer der tüchtigsten Meister, die Livland gekannt, sein Amt geführt hatte, legte er dasselbe wegen vorgerückten Alters nieder und schloß sein Leben als Comthur von St. Cathrinen bei Cöln a/Rh.

Bunge, die Stadt Riga. 1878. — Joh. Renner, Livländische Historien, herausgeg. von Hausmann und Höhlbaum. 1876. Hausmann.

Münich: Arnold M., † den 26. Sept. 1788 zu Trier als Professor der Pandecten und kurfürstlicher Hofrath. Er schrieb mehrere civilistische und canonistische Dissertationen, insbesondere: „Discursus canonico-civilis theoretico-practicus de pactis et contractibus in genere“, 1747. „Super principiis quibusdam generalibus de jure legali“ cet. 1748, „De Edicto prohibitivo de non alienando bona saecularia immobilia in manus mortuas“ 1760, alle zu Trier gedruckt.

Trierische Kronik 1823, S. 17 folg. v. Schulte.

Münich: Friedrich M., königlich baierischer Major, geb. zu Dillingen am 13. März 1820 als Sohn des nachmaligen Chevauxlegers-Obersten Gottfried von Münich (vgl. Schrettinger, Der königlich bayerische Militär-Max-Joseph-Orden und seine Mitglieder, S. 570—573), † am 15. April 1875 zu München. Er trat im Jahre 1839 bei der Cavallerie ein, 1859 zur Infanterie über. Frühzeitig kränkelnd, aber vorzüglich begabt, fand er öfter Verwendung im Hauptconservatorium der Armee sowie im Kriegsministerium, machte die Feldzüge von 1866, 1870/71 größtentheils als Commandant von Verpflegsabtheilungen mit, rückte zwar noch im Sept. 1870 zum Major auf, mußte jedoch drei Jahre später wegen zunehmenden Gichtleidens in den Ruhestand versetzt werden. Bereits im J. 1858 hatte man ihn höchsten Ortes mit der Verbesserung des geschichtlichen Theiles des baierischen Militärhandbuches betraut, im folgenden Jahre in die Commission zur Bearbeitung einer Kriegsgeschichte von Baiern berufen. Seine Forschungen nahmen indeß eine fast ausschließend heeresgeschichtliche Richtung. Dies zeigte sich gleich an seinem Erstlingsunternehmen, einer „Geschichte des königlich baierischen 1. Chevauxlegersregiments »Kaiser Alexander von Rußland«“. Er ließ hiervon zunächst „Die Stämme des Regimentes (1645—1682)“ im J. 1862 auf eigene Kosten erscheinen und bezeichnete diesen Abschnitt zugleich als einen Beitrag zur ältesten baierischen Heeresgeschichte von 1611—1682. Offenbar sollte damit seiner lebenslang festgehaltenen, aber kaum richtigen Meinung, die Anfänge der ältesten baierischen Regimenter ließen sich bis in den dreißigjährigen Krieg, ja zum Theil noch weiter zurück verfolgen, die, wie er glaubte, gebührende Geltung verschafft werden.

Da jedoch das Buch bei unverhältnißmäßigem Umfange zwar in letzterer allgemeiner Hinsicht ein reiches Material enthält, von der eigentlichen Regimentsgeschichte aber nicht viel mehr als die unsichere Entstehungsweise des Truppenkörpers behandelt, so fand es gerade in jenem Kreise, für welchen es vornehmlich bestimmt war, zu wenig Anklang, um fortgesetzt werden zu können. Ebenfalls wegen Mangels an Theilnahme sind von Münich's Werke „Die Uniformen der baierischen Armee von 1682—1848" nur die durch L. Behringer gefertigten Abbildungen ohne Text (München 1863—1864) erschienen. Durchschlagenden Erfolg hatte dagegen die Mittheilung des Gesammtergebnisses seiner zehnjährigen Forschungen über baierische Heeresgeschichte in der 1864 herausgegebenen „Geschichte der Entwickelung der baierischen Armee seit zwei Jahrhunderten". M. lieferte hier eine möglichst erschöpfende Darstellung des früheren und späteren baierischen Heerwesens (unter Beiziehung des pfälzischen seit 1701) nach allen seinen Haupt- und Nebenaufgaben, seinen nothwendigeren Organen und seinen Annexen, von der Heeresaufbringung bis zur Pensionirung, von der obersten Armeeverwaltung bis zu den milden Stiftungen zum Besten des Militärs. Das Werk muß als grundlegend für die neuere Kriegsgeschichte Baierns bezeichnet werden; es ist aber auch von bleibender Brauchbarkeit, vielleicht gerade um so mehr, als es zusammenhängende subjective Betrachtung in der Regel meidend, sich einem Repertorium nähert, und obgleich besonders der Mangel eines tabellarischen Ueberblickes der zahlreichen Truppentheile seine Benützung selbst Kundigen etwas erschwert. Abgesehen von dieser seiner bedeutendsten Leistung war M. überaus thätig, um militärische Erinnerungstage durch geschichtliche Beiträge zu feiern, heimgegangene Kameraden und Vorgesetzte biographisch zu ehren, überhaupt historischen Sinn in allen Kreisen des Heeres zu pflegen, weshalb er die „Militärische Gesellschaft München" (1868) begründen half und auch das publicistische Feld betrat. Selbst praktische Berufsgegenstände, die er zum Theile im Ministerium ausgearbeitet, wie Verpflegungswesen und Ehrenbezeigungen, haben ihn schriftstellerisch beschäftigt. Mitten in einer „Geschichte der Thaten der baierischen Reiterei von 1792—1815" und einem großangelegten Werke über die Organisation und Formation der modernen baierischen Armee wurde er vom Tode überrascht.

A. Erhard, Friedrich Münich, königlich baierischer Major a. D. und Militärschriftsteller. Eine biographisch-literarische Skizze (Oberbayerisches Archiv für vaterl. Gesch., hg. v. d. hist. Ver. v. Oberbayern, XXXVII. Bd., 1878, S. 1—49). v. Oefele.

Munier: Ulrich M., Jesuit, wurde am 13. August 1698 zu Aschaffenburg geboren, studirte daselbst bei den Jesuiten und trat, 18 Jahre alt, in ihren Orden ein. Nach Vollendung des Noviciats lehrte er durch 5 Jahre in verschiedenen Städten die Humaniora, studirte dann im Collegium von Molsheim die Theologie und empfing die Priesterweihe, worauf er wieder im Lehramte verwendet wurde. Er lehrte durch 3 Jahre am Gymnasium, dann durch 5 Jahre die Philosophie, endlich während der letzten 24 Jahre seines Lebens zu Molsheim, Fulda und Würzburg (am letztgenannten Orte vom J. 1744 bis zu seinem am 6. April 1759 erfolgten Tode) die Theologie. Sein Hauptfach war die Dogmatik, doch erklärte er auch die heilige Schrift und lehrte inzwischen ein Jahr lang im Seminarium Carolinum zu Heidelberg die orientalischen Sprachen. Von den zahlreichen Thesen, welche er veröffentlicht hat, mögen nur jene erwähnt werden, denen er Dissertationen beigefügt hat: „Theses theol. de poenitentia etc., adjuncta dissertatione de tuenda fide arcani sacramenti confessionis" 1745; „Thes. de angelis etc. adj. dissert. de angelorum homines tum impugnantium, tum tutantium officiis"

1747; „Vindicatio Honorii, pontif. Rom., dissert. sex“ 1748; „De evangelica libertate dissert.“ 1748; „Disquisitio theol. de jurejurando“ 1748. M. wird gewöhnlich auch als Mitverfasser der wenige Jahre nach seinem Tode (1766—71) von seinen jüngeren Collegen Holtzclau, Kilber (vgl. A. D. B. oben XIII, 12 und XV, 735), und Neubauer herausgegebenen und noch in unserem Jahrhunderte zweimal wieder abgedruckten „Theologia Wirceburgensis, (Paris. 1852—54 und 1880, 10 voll.) genannt, doch rührt nur der „Tractatus de sacramentis poenitentiae et extremae unctionis“ (Wirceb. 1766, in den Pariser Ausgaben t. V, fasc. 2) von ihm her. Doch mag sein Beispiel zum ganzen Unternehmen die Anregung gegeben haben, indem er in Gemeinschaft mit seinen Ordensgenossen Ignaz Seitz und Heinrich Kilber 1749 ein ähnliches dogmatisches Handbuch mit dem Titel: „Institutiones theologicae, in quibus praeter fidei dogmata propugnantur quaestiones scholasticae, quae ad notitiam s. scripturarum, traditionum etc. conducunt, ad usum theologiae candidatorum accommodatae“ herauszugeben angefangen hat. Er schrieb hiefür die Tractate: De incarnatione Verbi divini; de jure et justitia und de sacramentis in genere et in specie, zusammen 4 Bde., Würzb. 1749—56.

Ant. Ruland, Series et vitae professorum ss. theologiae, qui Wirceburgi docuerunt, Würzb. 1835, 125 ff.; Hurter, Nomenclat. lit. II, 1237 f. de Backer, Biblioth. des écrivains de la Comp. de Jés. V, 323 ff.; Werner, Gesch. d. kath. Theol. 242.
Stanonik.

Munk: Eduard M., Philologe, 1803—1871. Er war als der Sohn eines israelitischen Kaufmanns in Groß-Glogau am 14. Januar 1803 geboren, verlebte während der französischen Occupation Glogaus — 1806—1814 — eine entbehrungsvolle Jugendzeit und besuchte dann seit 1815 das evangelische Gymnasium seiner Vaterstadt unter der Leitung des Directors Chr. D. Klopsch, der sich seiner mit besonderer Zuneigung annahm. 1822 bezog er die Universität Breslau, um classische Philologie zu studiren, hörte aber neben den eigentlichen Fachvorlesungen hier, wie in Berlin, wohin er sich 1824 begab, auch andere, namentlich mathematische Collegien. Schon als Student begann er schriftstellerische Arbeiten, namentlich fällt in diese Zeit die Uebersetzung einiger aristophanischen Komödien. 1826 promovirte ihn die philosophische Facultät in Halle zum Dr. phil. auf Grund seiner Dissertation: „De L. Pomponio Bononiensi Atellanorum poëta“; die Schrift fand, als sie im Buchhandel erschien, eine sehr beifällige Aufnahme und ist später in Munk's größere Arbeit „De fabulis Atellanis“ 1840 im Wesentlichen aufgenommen worden. Die Ergebnisse dieses letztgenannten Werkes, in welchem M. die römischen Volkslustspiele in ihrer geschichtlichen Entwicklung behandelte, sind als eine abschließende Erledigung der betreffenden Fragen fast allgemein anerkannt worden. — Im Jahre 1827 wurde M. an die damals in Breslau bestehende Königliche Wilhelms-Schule, eine jüdische Realschule, die von Friedrich Wilhelm II. gegründet war, berufen, legte hier das pädagogische Probejahr ab und wurde sodann 1828 als zweiter Lehrer fest angestellt. Diese Stelle hat er, anfangs neben einer Hauslehrerstelle, bis 1848 verwaltet. Als in diesem Jahre die Schule in Folge von Zwistigkeiten in der Gemeinde durch königliche Cabinetsordre aufgelöst wurde — M. meinte, man habe confessionslose Schulen einrichten wollen —, stellte die Regierung ihn mit einem kleinen Wartegelde zur Disposition; aus dieser Form der Entlassung entnahm er die naheliegende Folgerung, daß ihm eine Wiederanstellung im Schuldienste in Aussicht gestellt werde. Um diese zu ermöglichen, begab er sich nach Glogau zurück und trat durch Vermittlung seines alten Gönners Klopsch mit Genehmigung des Breslauer Provinzial-Schulcollegiums als freiwilliger Hilfsarbeiter am evangelischen Gymnasium ein, von Anfang an mit griechischem

Unterrichte auf der obersten Stufe betraut. Trotz der von Seiten des Ministers von Ladenberg im J. 1849 ihm ertheilten Zusicherung fester Anstellung an einem schlesischen Gymnasium blieb dieselbe dennoch aus, selbst nachdem man ihm nach Klopsch's Tode die Vertretung fast des ganzen philologischen Unterrichts in Prima übergeben hatte. Alle Versuche, unter dem Ministerium Raumer die Verwirklichung der ihm gemachten Aussichten zu erreichen, scheiterten; 1857 trat er von der Thätigkeit am evangelischen Gymnasium ganz zurück. Auch der Minister von Bethmann-Hollweg lehnte die Erfüllung seiner Ansprüche ab, ehrte aber doch seine wissenschaftlichen Verdienste 1862 durch Verleihung des Professortitels. So hat er seit 1857 ein stilles Gelehrtenleben in Glogau geführt und ist nur öfter noch in öffentlichen Vorträgen, zu welchen er ein besonderes Geschick hatte, hervorgetreten. Er starb in Glogau am 3. Mai 1871. — Von seinen zahlreichen Schriften, von denen die litterargeschichtlichen Handbücher mehrfache Auflagen und Uebersetzungen in fremde Sprachen erlebt haben, sind außer den bereits genannten noch anzuführen: „Metrik der Griechen und Römer“ 1834, englisch 1844; „Geschichte der griechischen Litteratur“, 2 Bde. 1849, russisch 1861, spanisch 1870 (?); „Die natürliche Ordnung der platonischen Schriften“ 1857; „Geschichte der römischen Litteratur“, 3 Bde. 1858 bis 1863; „Horaz' Satiren und Episteln, deutsch mit Einleitungen und Anmerkungen“ 1867. Von seinen vielen kleineren Schriften, vornehmlich auch im Magazin für Litteratur des Auslandes, hat namentlich der nach seinem Tode 1879 herausgegebene Vortrag: „Ueber den Werth der classischen Bildung“ viel Verbreitung und Anerkennung gefunden.

Nach Mittheilungen der Familie. Vergl. außerdem Wiese, das preuß. Schulwesen I, S. 165; Francolm, Gesch. der Wilhelms-Schule.

R. Hoche.

Munk: Salomon M. ward am 14. Mai 1803 zu Glogau in Schlesien als der Sohn eines armen aber talmudisch tüchtig gebildeten Synagogendieners geboren, der den Knaben bis zu seinem 15. Jahre zum Talmudstudium anleitete. Ein unbesiegbarer Bildungstrieb, dem eine echt jüdische Genügsamkeit und zähe Ausdauer zur Seite ging, führte ihn nach Berlin, wo er auf dem Joachimsthaler Gymnasium, sein Dasein durch Privatunterrichtgeben fristend, sich für das akademische Studium vorbereitete, welches er darauf in Berlin und Bonn betrieb: an letzterer Universität vorzugsweise den orientalischen Studien unter Freytag, Lassen und Schlegel sich widmend. Da in Preußen ihm damals jede wissenschaftliche Laufbahn verschlossen blieb, begab er sich in seinem 25. Jahre 1828 nach Paris, wo er de Sacy, Chezy und Quatremère hörte und sich zunächst durch litterarische Arbeiten ernährte. Das in verbesserter Uebersetzung und mit erklärenden Beigaben seit 1831 von Cahen herausgegebene A. T. zählte ihn zu seinen Mitarbeitern; seine „Betrachtungen über den Cultus der alten Hebräer“ 1833 sind hierdurch angeregt. Bald darauf führte ihn sein spürender Forschungstrieb den Quellen der jüdisch-arabischen Litteratur zu, welche fortan den Mittelpunct seiner Studien bildeten. Eine 1835 in diesem Interesse unternommene Reise nach Oxford brachte eine reiche Ernte, deren Erstlingsgarbe die 1838 im Journal asiatique veröffentlichte „Notice sur R. Saadia Gaon et sa version arabe d'Isaie“ (s. d. vollst. Titel bei Fürst, bibl. jud. II, S. 407) bildete. Diese wenigen bisherigen Veröffentlichungen Munk's zogen sofort die Aufmerksamkeit auf denselben. Er ward 1840 an dem Manuscriptencabinet der königlichen Bibliothek zu Paris angestellt, deren arabische Handschriften er zu katalogisiren und zu beschreiben begann. Daneben her ging eine für das Didot'sche Univers pittoresque gelieferte knappe aber äußerst gehaltreiche und zuverlässige Darstellung des heiligen Landes („Palestine, description géographique historique

et archéologique, Paris 1845) vgl. Zeitschr. der dtsch. morgenl. Ges., Bd. 1, S. 353, deutsche Bearbeitung von M. A. Levy 1871. 1842 erschien eine Abhandlung über Joseph ben Aknin, den Schüler des großen jüdisch-arabischen Religionsphilosophen Maimuni („notice sur Joseph Ben-Jehouda", Paris 1842, s. Fürst a. a. O.), 1843 eine Ausgabe des arabischen Commentars von R. Tanchum zum Propheten Habakuk [arabischer Text mit französischer Uebersetzung]. Weiteren Kreisen machte er seine Studien in arabisch-jüdischer Philosophie zugänglich durch seine Mitarbeit an dem von Ad. Franck 1843—52 herausgegebenen Dictionnaire des sciences philosophiques, welche in deutscher Uebersetzung von Dr. B. Beer zu Leipzig 1852 herausgegeben wurden unter dem Titel: „Philosophie und philosophische Schriftsteller der Juden". — Inzwischen war jene Katastrophe über M. gekommen, deren Hereinbrechen schon seit dem Anfang der vierziger Jahre gedroht hatte. Das anhaltende Lesen der arabischen Handschriften führte gegen 1852 die völlige Erblindung des gediegenen Gelehrten herbei. Auch durch diesen Schlag ungebrochen fing er, wie J. Mohl in seiner Gedächtnißrede auf ihn sagt, „mit Hülfe eines Secretärs der ihm vorlas und sein Dictat aufschrieb die Reihe der erstaunenswerthesten Arbeiten an, an die je ein Blinder gegangen". War es schon erstaunlich, daß er dem Erblinden nahe, sich an die Erklärung der phöniciſchen Inschrift von Marseille gemacht („Inscription phénicienne de Marseille traduite et commentée": journ. asiat. nov-déc. 1847, p. 473—532, vgl. Frankel, Monatsschr. f. Gesch. und Wiss. des Judenth. 1853, Bd. 2, S. 237 ff.) und diese Aufgabe für die damalige Zeit glänzend gelöst hatte, welcher Arbeit die Abhandlungen für die Geschichte der hebräischen Grammatik (journal as. 1850), insbesondere über „Abulwalid Merwan ibn Gannach" gefolgt waren („notice sur Ab. et sur quelques autres grammairiens hébr. du X et XI siècle", s. Fürst a. a. O.) — so mußte es die höchste Bewunderung erregen, daß der wirklich Erblindete 1856 eine Erklärung der großen sidonischen Inschrift des Eschmunazar veröffentlichte (journ. as.: „essai sur l'inscription phénicienne du sarcophage d'Eschmoun-Ezer roi de Sidon", vgl. revue de l'orient févr. 1856, p. 156 ff. juillet, p. 110 ff., Frankel, Mtsschr. Bd. 5, 1856), von welcher der namhafte Epigraphiker M. A. Levy (phönic. Studien, Heft 1) urtheilte, daß dieselbe die schärfste Kritik herausfordern könne. Hiernach erfolgte die beginnende Veröffentlichung der Hauptarbeit seines Lebens, nämlich des arabischen Grundtextes des Moreh Nebuchim von Maimonides, welches berühmte religionsphilosophische Werk des 12. Jahrhunderts bisher nur in den hebräischen Uebersetzungen des Ibn-Tibbon und des Charisi bekannt war, woraus dann weitere lateinische Uebersetzungen geflossen waren (vgl. J. Perles, die in einer Münchener Handschrift aufgefundene erste lateinische Uebersetzung des Maimonidischen Führers. Breslau 1875; eine bekanntere ist die von Buxtorf). M. brachte nunmehr eine kritische Ausgabe des arabischen Textes beruhend auf einer Pariser und einer Oxforder Handschrift, daneben trat eine französische Uebersetzung und ein von der tiefen Gelehrsamkeit und dem glänzenden Scharfsinn seines Verfassers zeugender Commentar (guide des égarés . . . par Moise ben Maimon arabe et français avec des notes, Vol. I, 1856, Vol. II, 1861, Vol. III, 1866). Ein 4. Band, welcher das Leben und das System des Maimonides darstellen sollte, erschien nicht mehr. Der Tod trat dazwischen. Das Erscheinen des ersten Bandes hatte genügt, um dem Verfasser 1858 einen Platz in der académie des inscriptions zu Paris zu verschaffen und 1865 ward er gewürdigt, des abgesetzten Renan Nachfolger am collége de France zu werden und den ersten Lehrstuhl des Hebräischen in Frankreich einzunehmen. — Neben diesen litterarischen und amtlichen Arbeiten erschienen noch 1859 die „mélanges de philosophie juive et arabe" (vgl. Geiger,

in Ztschr. der dtsch. morgenl. Ges., Bd. 14, S. 722—740), in welchen er die Entdeckung mittheilte, daß der sogenannte Avicebron kein anderer als der berühmte jüdisch-arabische Philosoph und Dichter Ibn-Gabirol sei. Eine der wichtigsten Abhandlungen des letzteren, Mekor Chajim, bisher nur aus Citaten bei Thomas von Aquino und Albert dem Großen bekannt, ward von M. in ihrem Grundtext aus einem einzigen fehlerhaften Manuscript hergestellt. Zudem gab er eine Untersuchung über die Quellen, aus denen Ibn-Gabirol geschöpft und den Einfluß, welchen die Philosophie desselben geübt habe. Außerdem enthielt diese Arbeit einen historischen Ueberblick über die jüdischen Philosophen von Philo an bis zu ihrem Erlöschen in Spanien. — Am 6. Febr. 1867 fand bei M. eine Sitzung des israelitischen Consistoriums statt, er sprach lebhaft und heiter. Doch kaum hatten seine Collegen sich entfernt, als ein Gehirnschlag ihn traf, der seinem Leben in wenigen Augenblicken ein Ende machte. — M. war eine anziehende und verehrungswürdige Erscheinung. Sein Geist war durch ein tiefes und ausgebreitetes Wissen erleuchtet, sein Gedächtniß schnell und sicher, sein Urtheil von einschneidendem Scharfsinn, dabei war sein Wesen milde, ohne Verbitterung gegen die Schläge des Schicksals, wie gegen das Vaterland, das ihn ausstieß, alle Härte und Strenge seiner Natur nur gegen sich selbst wendend, gegen andere freundlich — fürwahr ein rechter Israeliter, in dem kein Falsch ist.

Vgl. journ. as. Juillet 1867, Zeitschr. der deutschen morgenl. Gesellsch., Bd. 24, Supplement 1871, S. 42—44, wo noch andere Quellen zu finden.

C. Siegfried.

Munke: Georg Wilhelm M., Physiker, geb. zu Hillingsfeld bei Hameln am 28. Nov. 1772, † zu Großkmehlen, Provinz Sachsen, einem Gute seines Schwiegersohnes, am 17. Oct. 1847. Er war zuerst Inspector am Georgianum zu Hannover, dann von 1810—1817 Professor der Physik zu Marburg und von 1817 bis zu seinem Tode in Heidelberg. Unter seinen zahlreichen Veröffentlichungen, welche nicht sowol systematische Forschungen als einzelne Untersuchungen enthalten, sind wol seine Beobachtungen über die Ausdehnung und das Sieden des Wassers noch heute von Werth.

(Vgl. Lüroth, in den Bad. Biogr. Bd. II, S. 94.)

v. L.

Münnich: Anton Günther v. M., geb. am 9. Juni 1650 zu Neuenhuntorf in der Grafschaft Oldenburg, ein Sohn des Amtsvogts im Wüstenlande Rudolf M., den der König von Dänemark in den Adelstand erhob, trat in dänische Militärdienste, verließ dieselben aber 1680 mit dem Charakter eines Oberstlieutenants, um als Deichgräfe die Leitung des oldenburgischen Deichwesens zu übernehmen. Im J. 1699 legte M. seine Stelle nieder und ging als Drost im Amte Esens mit dem Titel eines Geheimen Raths in fürstlich ostfriesische Dienste und starb am 14. Februar 1721. — Münnich's Name ist in der Geschichte des Deichwesens seiner Heimath unvergessen. Wie sein Vater und sein Großvater in ihrem wüstenlander Vogteibezirke den Deichen ihre besondere Sorgfalt zugewendet hatten, so stand er selbst und später auch sein ältester Sohn Johann Rudolf als Deichgräfe an der Spitze des gesammten oldenburgischen Deichwesens. Zu europäischer Berühmtheit aber gelangte der Name durch unseres Münnich's zweiten Sohn, Burchard Christoph, den russischen Generalfeldmarschall, der noch kurz vor seinem Tode der kindlichen Verehrung gegen den Vater und seinem Interesse für einen der wichtigsten Zweige der heimathlichen Verwaltung dadurch Ausdruck lieh, daß er einen in jungen Jahren von ihm selbst abgeschriebenen Aufsatz seines Vaters: „Oldenburgischer Deichband" (1767) durch den Deichgräfen J. W. A. Hunrichs auf seine Kosten drucken ließ.

Mutzenbecher.

Münnich: Burchard Christoph Graf v. M., geb. am 9. Mai 1683 zu Neuenhuntorf in der Grafschaft Oldenburg, war der zweite Sohn des Deichgräfen Anton Günther v. M. (s. d.). Nachdem er in seiner Jugend eifrig mathematischen Studien obgelegen und den Beschäftigungen, zu welchen den Vater Beruf und Neigung führten, lebhaftes Interesse entgegengetragen hatte, unternahm er schon in seinem 16. Jahre eine Reise durch Holland nach Frankreich, wo ihm in Paris eine Ingenieurstelle bei der elsässischen Division angeboten wurde, die er jedoch ausschlug, weil er befürchtete, gegen sein Vaterland kämpfen zu müssen. Auf seiner Rückreise in die Heimath wurde er (1701) in Darmstadt zum Hauptmann ernannt und nahm als Compagniechef in dem hessen-darmstädtischen Contingent der Reichsarmee an der Belagerung und Eroberung von Landau (1702) Theil. Die Ruhe, in welche er nach der kurzen kriegerischen Thätigkeit in der Garnison und am Hofe zu Darmstadt sich versetzt sah, sagte seinem aufstrebenden Sinne nicht zu; obgleich er im J. 1705 mit dem Hoffräulein Christine Lucretia v. Witzleben sich vermählt und durch Vermittelung seines Vaters eine Ernennung zum fürstlich-ostfriesischen Oberingenieur mit dem Auftrage, „so oft seine ausländischen Dienste es zugeben“, insbesondere beim Deich- und Sielwesen „guten Rath und Anweisung zu geben“, erhalten hatte, so trat er doch (1706) als Major der Garde zu Fuß in das in englischem und holländischem Solde stehende hessen-kassel'sche Corps ein, welches dem Prinzen Eugen von Savoyen über die Alpen zu Hülfe zog. Er kämpfte bei Castiglione und wirkte mit bei der Belagerung und Erstürmung der Festungen Oberitaliens. Nachdem die Franzosen Italien verlassen hatten, kehrte er für kurze Zeit nach Deutschland zurück, eilte dann aber nach den Niederlanden, wo sein Corps an den siegreichen Feldzügen des Prinzen Eugen sich betheiligte. Er führte dasselbe in der Schlacht bei Oudenarde (1708) und bei den Eroberungen von Lille, Gent, Brügge und Tournay und wurde nach dem Siege bei Malplaquet (1709) in Anerkennung seiner Tapferkeit zum Oberstlieutenant befördert. In dem Treffen bei Denin (1712) fiel M. schwer verwundet in französische Kriegsgefangenschaft und wurde nach Paris gebracht, wo er, von allen Seiten mit Zuvorkommenheit behandelt, namentlich auch Fenelon's Umgang sich erfreute. Schon 1713 gelang es ihm sich loszukaufen; er wurde zum Obersten des Kettler'schen Infanterieregiments ernannt, fand aber in den folgenden Jahren zugleich Gelegenheit, bei den von dem Landgrafen Karl unternommenen Hafen- und Kanalanlagen bei Karlshafen seine Kenntnisse im Wasserbau zu verwerthen. Allein dieser Wirkungskreis genügte ihm nicht. Er trat 1716 als Oberst in die Dienste des Königs August II. von Polen, wurde 1717 Generalmajor und Generalinspector der polnischen Truppen, gab indeß schon 1721 in Folge von Mißhelligkeiten mit dem Feldmarschall Grafen von Flemming diese Aemter wieder auf und begab sich nach Rußland, wo ihm Peter der Große die Stelle eines Generalingenieurs und Generallieutenants hatte anbieten lassen. Nach einem Besuche in der oldenburgischen Heimath übernahm er die Ausführung eines Werkes, welches seinen Namen auf dem Felde des Wasserbaues verewigt hat, die Erbauung des die Wolchow mit der Newa verbindenden Ladogakanals, „welcher Petersburg und Kronstadt die Lebensmittel, der Flotte die Baumaterialien zuführen und Rußlands Handel mit dem übrigen Europa blühend machen sollte“. Münnich's Energie gelang es die Arbeit so zu fördern, daß schon im J. 1728 die Schifffahrt auf dem Kanale eröffnet und derselbe mit seinen 32 Schleusen im J. 1732 in seiner ganzen Länge von fast 15 deutschen Meilen dem Verkehr übergeben werden konnte. Seiner Thätigkeit, die gleichzeitig einen erheblichen Theil der Leitung des gesammten Militärwesens umfaßte, fehlte die Anerkennung nicht: Katharina I. verlieh ihm den Alexander-Newski-Orden (1726), Peter II. ernannte

ihn zum General der Infanterie (1727) und erhob ihn in den Grafenstand (1728), — zum deutschen Reichsgrafen ernannte ihn später (1741) der Kurfürst von Sachsen als Reichsvicar —, die Kaiserin Anna machte ihn zum Mitgliede des geheimen Cabinets, zum Generalfeldzeugmeister, zum Präsidenten des Kriegscollegiums und endlich nach Gründung der Landcadettenanstalt in Petersburg und Befestigung der ukrainischen Linie zum Generalfeldmarschall (1732). Auf Betreiben Ostermann's und Biron's, die mit Neid auf Münnich's steigenden Einfluß bei der Kaiserin Anna blickten, wurde er unter Verleihung des Andreasordens (1734) an die Spitze der russischen Truppen gestellt, welche der Bewerbung des Kurfürsten Friedrich August von Sachsen um die polnische Krone Nachdruck geben sollten. Er belagerte Danzig, wohin Stanislaus Lesczinski geflohen war, nahm das bei Weichselmünde gelandete französische Hülfscorps gefangen und erzwang die Capitulation der Stadt; Polen unterwarf sich dem ihm von Rußland bestimmten Könige. Inzwischen war in Petersburg, um die Scharte auszuwetzen, welche die russischen Waffen im nordischen Kriege am Pruth erlitten hatten. ein neuer Krieg gegen die Türken beschlossen. M. erhielt den Befehl (1735), in der Ukraine an die Spitze der Truppen zu treten. Er erstürmte (1736) die von den Tartaren zum Schutze der Krim errichteten Linien, eroberte Perecop, besetzte Koslow und zerstörte Baktschi-Sarai, die Residenz des tartarischen Chans, konnte aber bei den großen Verlusten, die das Heer erlitten hatte, seinen Plan, bis Kaffa vorzudringen, nicht ausführen, sondern mußte in die Ukraine zurückkehren. Der Feldzug des Jahres 1737 sollte die Mündung des Dnjepr und Bug der russischen Herrschaft unterwerfen; die Festung Otschakow wurde nach einer kurzen und kühnen, wenn nicht tollkühnen Belagerung und Erstürmung als Trümmerhaufen in Besitz genommen und gegen die zum Entsatz erschienenen türkischen Truppen vertheidigt; der Gedanke, Bender anzugreifen, mußte indeß aufgegeben und das Heer wiederum in die Ukraine zurückgeführt werden. Der dritte Feldzug (1738) galt den beiden wichtigsten türkischen Grenzfestungen, Bender und Chotschim. M. drang auf beschwerlichem Zuge bis zum Dnjester vor, fand es jedoch nicht möglich den Uebergang zu erzwingen und sah sich durch den Ausbruch der Pest sogar in die Nothwendigkeit versetzt, Otschakow aufzugeben. Erst der Feldzug des nächsten Jahres (1739) schien M. dem Ziele seiner Pläne nähern zu wollen. Er rückte, mit Umgehung des tartarischen Gebiets, ohne auf die Neutralität Polens Rücksicht zu nehmen, über den Dnjester vor, erstürmte das türkische Lager bei Stawutschane, eroberte Chotschim, überschritt den Pruth und besetzte die Moldau, in deren Hauptstadt Jassy er feierlich einzog. Aber der schimpfliche Friede, den Oesterreich, Rußlands Verbündeter, zu Belgrad mit den Türken übereilt abschloß (18. September 1739), bewog die Kaiserin, gleichfalls einen Frieden anzunehmen, der die Eroberungen des Siegers zum größten Theile preisgab. Bei seiner Rückkehr nach St. Petersburg wurde M. mit Auszeichnung empfangen und zum Oberstlieutenant des von Peter dem Großen errichteten Preobraschenski'schen Garderegiments ernannt. Nach dem bald nachher (1740) erfolgten Tode der Kaiserin Anna stürzte er den von derselben für die Dauer der Minderjährigkeit ihres Nachfolgers Iwan zum Regenten designirten Biron und ließ Iwan's Mutter Anna, die Gemahlin des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig, zur Regentin erklären, die ihm dann die Stelle eines ersten Ministers verlieh. Aber nur kurze Zeit blieb er an der Spitze der Geschäfte; eine Meinungsverschiedenheit über die in dem österreichisch-preußischen Kriege zu befolgende Politik — M. wollte Friedrich den Großen unterstützen, Anna an Oesterreich sich anschließen — veranlaßte ihn seine Aemter niederzulegen und in der Voraussicht einer nahenden neuen Staatsumwälzung Vorbereitungen zu treffen, um Rußland zu verlassen. Als jedoch im November 1741 durch eine Revolution, die in einer

einzigen Nacht sich abschloß, Peters des Großen jüngste Tochter, Elisabeth, den kaiserlichen Thron bestiegen hatte, wurde neben Ostermann auch M. als Anhänger der gestürzten Regentin und Gegner der neuen Herrscherin gefänglich aufgeholt, vor Gericht gestellt und zum Tode verurtheilt, die Todesstrafe indeß in eine Verweisung nach Sibirien verwandelt (Januar 1742). Zwanzig Jahre lebte M. als Verbannter in Pelim, begleitet von seiner zweiten Gattin und seinem Hausprediger. Peter III. berief sofort nach seiner Thronbesteigung (1762) ihn zurück und setzte ihn in seine Stelle als Generalfeldmarschall wieder ein. Katharina II. übertrug ihm (1762) das Generaldirectorat der Seehäfen und Kanäle und den Bau des baltischen Hafens zu Rogerwik bei Reval. Mit Eifer entwarf der Greis einen neuen Plan für diese schon von Peter dem Großen projectirte Anlage und mit jugendlicher Begeisterung ging er an die Ausführung; die Vollendung des Werks erlebte er nicht mehr, dasselbe verfiel nach seinem Tode. — M. starb am 16. October 1767; von seinen Kindern überlebten ihn drei Töchter und ein Sohn, Ernst, Oberhofmeister und Geheimer Rath unter Katharina II. Seine großen und vielseitigen Verdienste um Rußland ergeben sich aus der vorstehenden Skizze; Katharina II. würdigte dieselben mit dem Ausspruche: „Ist gleich Münnich nicht ein Sohn, so ist er doch ein Vater des russischen Reiches.“ Was den Feldherrn betrifft, so mag Friedrichs des Großen Urtheil eine Stelle finden: Le comte de Münnich était à la tête de l'armée Russe. C'était le Prince Eugène des Moscovites; il avait les vertus et les vices de grands généraux; habile, entreprenant, heureux; mais fier, superbe, ambitieux et quelque fois trop despotique et sacrifiant la vie de ses soldats à sa reputation. Die Richtigkeit dieses Urtheils, selbst der letzten scharfen Aeußerung, kann vielleicht nicht bezweifelt werden; bei der Erwägung der Thatsachen, aus denen auf die Fehler des großen Mannes geschlossen wird, darf aber nicht vergessen werden, zu welcher Zeit und unter welchen Verhältnissen er lebte und wirkte. Für seine Tüchtigkeit auf dem Felde friedlicher Thätigkeit zeugen seine Werke; auch hier entwickelte er eine Energie, die keine Hindernisse kannte, eingedenk des Paulinischen Wortes, das er gern im Munde führte: „Eifer ist gut, wenn es immerdar geschieht um das Gute.“ Ueber das große Unternehmen, auf welches er noch am Abend seines Lebens mit Stolz blickte, gab er Nachricht in dem Recueil des écluses et des travaux du grand canal de Ladoge; seine Ansichten über die Verwaltung des Reichs legte er nieder in der auf Katharinas II. Veranlassung entworfenen, erst nach seinem Tode erschienenen Schrift „Ébauche pour donner une idée de la forme du gouvernement de l'empire de Russie“, und noch in seinem 81. Lebensjahre verfaßte er eine, 36 Jahre nach seinem Tode gedruckte (Oldenb. Zeitschr. von 1803, Bd. I S. 105 ff.), ausführliche Vorstellung, in welcher er dem Regenten seines Heimathlandes, dem Könige Friedrich V. von Dänemark, Vorschläge wegen Erbauung von Kanälen, Erhaltung der Deiche und Verbesserung der Wege in den Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst machte, eine Schrift, die einen glänzenden Beweis liefert, nicht nur von der Liebe des Verfassers zu seinem Vaterlande und von seinem „wahren und beständigen Eifer“ für das Interesse desselben, sondern auch von der Geistesklarheit, welche selbst dem Greise noch eigen war, und von dem Scharfblicke, mit dem er auch das Kleinste nicht übersah.

G. A. v. Halem, Lebensbeschreibung des russ.-kaiserl. Generalfeldmarschalls Grafen v. M., 1803. Mutzenbecher.

Munre: Rüdeger v. M., d. h. Ostermonra in Thüringen, wahrscheinlich ein fahrender Mann, verfaßte im 13. Jahrhundert ein deutsches Gedicht von zwein gesellen. Darin wird ein verbreiteter, auch in Deutschland später noch behandelter, etwas unsauberer Novellenstoff ohne sonderliche Kunst, ja mit entschiedenem Ungeschick in dem Aufbau der Erzählung, weitläufig vor-

getragen; Interesse beanspruchen aber die zahlreichen Anspielungen auf abergläubische Vorstellungen und Bräuche des Volkes.

V. d. Hagen, Gesammtabenteuer III, 37 ff. Haupt in der Zeitschrift für deutsches Alterthum, 15, 468. Steinmeyer.

Münscher: Wilhelm M., Kirchengeschichtschreiber, geb. 15. März 1766 zu Hersfeld, † 28. Juli 1814 zu Marburg. Die beiden genannten Städte bilden den ganzen Schauplatz seines Lebens. Am Geburtsorte, wo sein Vater Geistlicher war, besuchte er das Gymnasium, wurde 1784 Gehülfe seines Vaters und 1789 Stiftsprediger. In Marburg hatte er 1781—84 seine Studien gemacht und war er seit 1792 als Professor an der theologischen Facultät, später auch als Consistorialrath und reformirter Inspector thätig. Außer zwei Predigtsammlungen (Marburg 1804 und 1814) und zahlreichen Beiträgen in Henke's „Magazin für Religionsphilosophie“ veröffentlichte er ein übrigens blos die patristische Epoche umfassendes, vierbändiges „Handbuch der christlichen Dogmengeschichte“ (Marburg 1797—1809), davon die beiden ersten Bände eine dritte Auflage erlebten (1817—18), und ein „Lehrbuch der christlichen Dogmengeschichte“ (Marburg 1812—19), dessen dritte Auflage Daniel von Cölln (Bd. 1, 1832, Hupfeld (Bd. 2, 1834) und Neudecker (Bd. 3, 1838) in erweiterter Gestalt und mit Quellenbelegen herausgegeben haben. Zum Gebrauche bei Vorlesungen bestimmt war das „Lehrbuch der christlichen Kirchengeschichte“ (Marburg 1804), dessen zweite Auflage von Wachler (1815), die dritte von Beckhaus (1826) besorgt wurden; die Methode seiner Darstellung ist die damals beliebte eines etwas äußerlich gefaßten Pragmatismus. Aber unbestritten bleibt ihm das Verdienst, die Dogmengeschichte zum erstenmal nach ihrem reinen Begriff und ganzen Umfange (so wenigstens im „Lehrbuch“), auf Grund umfassender Belesenheit in den Quellen, in zweckmäßiger Anordnung, klarer und gefälliger Darstellung, übersichtlicher Form, richtiger Abtheilung der Perioden und mit angemessener Abwägung des Verhältnisses von Allgemeinem und Besonderem behandelt zu haben. Im Uebrigen hat er sich Verdienste erworben um Hebung des Landschulwesens in Hessen, insonderheit um Gründung eines Schullehrerseminars in Marburg.

Vgl. Münscher's Lebensbeschreibung und nachgelassene Schriften, herausgegeben von Wachler (Frankfurt a. M. 1817). Holtzmann.

Münsinger: Joachim M. von Frundeck (er selbst schrieb sich meist Münsinger, seltener Minsinger; die Form Mynsinger erscheint wol nur in seinen lateinisch geschriebenen Druckwerken), geboren zu Stuttgart am 13. August 1517, † 1588, stammte aus einem Adelsgeschlechte der Schweiz, das nach der Schlacht bei Sempach (1386) die Heimath verließ und nach Schwaben auswanderte, wo es vom Kaiser mit dem einst am Neckar gelegenen, jetzt verschwundenen Schlosse Frundeck belehnt wurde. Sein Vater, Joseph M., war im Dienste des Kaisers, während Herzog Ulrich des Landes vertrieben war (1519—34), würtembergischer Kanzler († 1560); seine Mutter, Agnes Breuning, gab außer ihm noch 6 Söhnen und 7 Töchtern das Leben. In dem Umstande, daß Joachim bei der Geburt einen Zahn mit auf die Welt brachte, erblickte man ein Anzeichen künftigen Ruhmes, und auch er selbst legte sich davon gern den Beinamen Dentatus bei. Er genoß in Stuttgart den Unterricht des Humanisten Märklin (Alexander Marcaleon) und machte bald so bedeutende Fortschritte, daß er schon im 13. Jahre zur Fortsetzung seiner Studien nach Dole in Burgund geschickt wurde. Anfangs der Dichtkunst zugewandt, der er auch im späteren Leben nicht untreu wurde, widmete er sich bald mit ganzer Kraft der Rechtswissenschaft, zu deren Studium er sich am 5. Mai 1532 in Tübingen immatriculiren ließ. Bald darauf ging er nach Padua, wo er insbesondere den Unterricht des berühmten Rechtsgelehrten

Ulrich Zwichem aufsuchte. Nach Schwaben zurückgekehrt verheirathete er sich mit der reichen Barbara Cellarius, verließ aber, wol durch die Rückkehr Herzog Ulrichs veranlaßt, die Heimath bald wieder und ließ sich am 28. October 1534 in Freiburg immatriculiren, wo er besonders mit Ulrich Zasius in näheren Verkehr trat, dessen Werke er später in Gemeinschaft mit Zasius' Sohne herausgab. Nach dem Tode dieses berühmten Juristen († Nov. 1535) übernahm M. die Professur der Institutionen und ward um dieselbe Zeit zum Doctor promovirt; 1543 las er auch über den Codex und das kanonische Recht. Sein selbstbewußtes, freies Auftreten, seine Thätigkeit in Proceßsachen u. a. verwickelten ihn in allerlei Streitigkeiten mit der Universität, welche ihm sogar zeitweise sein Lehramt entzog, bis er sich dazu verstand, seine Stellung als Rath des Abts von Murbach aufzugeben. Sein Ansehen als Jurist war so bedeutend, daß ihn der schwäbische Kreis 1541 zu der durch Justinian Mosers Tod erledigten Stelle eines Assessors beim Reichskammergerichte in Speier in Vorschlag brachte. Da man ihn aber der Hinneigung zum Protestantismus beschuldigte, so ward er zurückgewiesen. Nichtsdestoweniger ernannte ihn der Kaiser 1548 selbst zum Beisitzer für den oberrheinischen Kreis. M. blieb in dieser Stellung bis 1556, wo er einem Rufe Herzog Heinrichs des Jüngern zu Braunschweig und Lüneburg folgte, als Kanzler in seine Dienste zu treten. Hier nahm er an den von dem Herzoge begonnenen Reformen zumal im Gerichts- und Verwaltungswesen thätigen und erfolgreichen Antheil. So ist vor Allem die bereits im Nov. 1556 erschienene, 1559 und 1571 verbessert herausgegebene Hofgerichtsordnung im Wesentlichen sein Werk; ihr folgten andere auf das Steuerwesen und die Landesverwaltung bezügliche Verordnungen. Auch an der Durchsicht der peinlichen Halsgerichtsordnung Karls V. zum Zweck der Anpassung derselben an die braunschweigischen Zustände war er vorzugsweise betheiligt. Im Jahre 1563 wurde er vom Herzoge zur Visitation des Kammergerichts abgeordnet. Dasselbe erhob Einspruch gegen seine Zulassung, da er durch Veröffentlichung seiner observationes iudicii imp. cam. die „Heimlichkeit seiner Pflicht" verletzt habe, jedoch ohne Erfolg. Zur Belohnung seiner vielfachen Verdienste ward M. 1565 von Herzog Heinrich mit dem Erbkämmereramte beliehen, auf das er schon früher die Anwartschaft erhalten hatte. Nach dem Tode dieses Fürsten behielt er auch unter dessen Sohne, dem Herzoge Julius, das Amt des Kanzlers bei. Als solcher war er besonders bei der sofort von Julius durchgeführten Kirchenreformation beschäftigt; er war ein einflußreiches Mitglied der zur allgemeinen Kirchenvisitation des Landes eingesetzten Commission und Mitarbeiter an der 1569 herausgegebenen Kirchenordnung. Auch für das Zustandekommen der Concordienformel, das Herzog Julius zeitweise auf das Lebhafteste betrieb, zeigte sich M. eifrig bestrebt; er pries in einem an J. Andreä gerichteten lateinischen Gedichte dieses Werk, von dem er sich völlige Einigung der verschiedenen Lutherischen Lehren versprach; gegen die Calvinisten verhielt er sich schroff ablehnend. Auch in der auswärtigen Politik war sein Rath von großer Bedeutung. — Im Anfange des Jahrs 1573 bat M. ihn vom Hofdienste und Kanzleramte zu entbinden, erklärte sich aber bereit als Rathgeber auch ferner noch seine Kräfte nach Gelegenheit dem Herzoge zu widmen. Als offenen Grund für dieses Gesuch gab er nur sein Alter an, das ihm jene Arbeit zu beschwerlich mache, aber er ließ durchblicken, daß noch andere Umstände hinzukamen, die ihm seine Stellung verleideten. Wir irren wohl nicht, wenn wir hierin den unheilvollen Einfluß der alchemistischen Abenteuerer erkennen, die gerade in diesen Jahren das blinde Vertrauen des Herzogs sich zu erschwindeln und auch auf die Regierungshandlungen nicht unbedeutenden Einfluß sich zu verschaffen wußten. Es ist auch nicht zu bezweifeln, daß sie den Kanzler, der ihnen wol unbequem

sein mochte, bei dem Herzoge anzuschwärzen suchten; denn jener vertheidigte sich in einem ausführlichen Schreiben gegen die von Seiten „unruhiger Leute“ und seiner „Mißgönner“ bei dem Herzoge wider ihn vorgebrachten Verleumdungen. Der Fürst ging auf Münsinger's Vorschläge ein, entließ ihn zu Pfingsten als Kanzler, behielt sich aber vor, da er der Dienste des tüchtigen Mannes nicht ganz entrathen wollte, ihn als „Hofrichter und Rath von Haus aus“ aufs Neue zu bestallen. Diese Anstellung verzögerte sich einige Jahre; doch wurde M. auch in dieser Zwischenzeit mit Erledigung auswärtiger Angelegenheiten betraut. Er zog sich nach Helmstedt zurück, wo er den damals zum Erbkämmereramte gehörigen Burghof bezog. Hat eine Spannung zwischen dem Herzoge und dem Kanzler bestanden, so verschwand sie jedenfalls, nachdem das freche Treiben der Alchemisten am Hofe zu Wolfenbüttel 1575 ein jähes Ende gefunden hatte. Denn als Herzog Julius das in Gandersheim bestandene Paedagogium illustre in Helmstedt zu einer Universität erweitern wollte, ließ er M. bitten, das Vicerectorat und das Kanzleramt der neuen Hochschule zu übernehmen, zugleich auch mitunter juristische Vorlesungen an derselben zu halten. Ersteres lehnte M. ab; gelegentlich auf der Universität zu lesen erklärte er sich bereit, aber er wollte zu nichts verpflichtet sein. Bei der feierlichen Eröffnung der Hochschule übergab er als Vertreter des Kaisers dem zum Rector ernannten Herzoge Heinrich Julius den Purpur, den Scepter und die kaiserlichen Privilegien. In derselben Zeit trat er als „Vicehofrichter und Rath von Haus aus“ wieder förmlich in die Dienste des Herzogs; daneben übernahm er auch als Vicekanzler der Universität gewisse Verpflichtungen, wie Abhaltung der Promotionen u. s. w. Obwohl der Herzog zur Hebung seiner Lieblingsschöpfung sehr gern gesehen hätte, daß M. an ihr Vorlesungen eröffnete, so hat er diesen Wunsch dennoch nicht erfüllt, da er sich durch Alter, lange Entfernung vom Lehrstuhle u. s. w. dazu unfähig fühlte. Doch ist er im Spruchcollegium sehr thätig gewesen, und hat auch sonst, so viel er konnte, zur Förderung der Anstalt beigetragen. Die folgenden Jahre verlebte M. meist in stiller Zurückgezogenheit und emsiger wissenschaftlicher Thätigkeit. Er arbeitete seine schon früher herausgegebenen juristischen Werke, wie auf Anregung Arnolds von Reyger die Scholien zu den Institutionen, nicht unwesentlich um; ferner ertheilte er nach verschiedenen Seiten juristischen Beirath; auch die Verwaltung seiner eigenen Angelegenheiten nahm ihn vielfach in Anspruch, da er nicht unbedeutenden Güterbesitz mit der Zeit erworben hatte. Außer den mit dem Erbkämmereramte verknüpften Gütern besaß er vom Kaiser seit 1571 die Burgtorfischen Reichslehen im Hildesheimischen; vom Domcapitel zu Magdeburg hatte er Stadt und Amt Möckern zu Lehen erhalten. Er starb am 3. Mai 1588 auf seinem Pfandschlosse Groß-Alsleben an der Bode; seine Leiche ist in Helmstedt feierlich beigesetzt worden. — M. war zweimal verheirathet. Seine erste Frau starb nach kinderloser Ehe am 29. November 1556. Er verheirathete sich schon im folgenden Jahre aufs Neue mit Agnes von Oldershausen, der Tochter des braunschweigischen Erbmarschalls Heinrich von Oldershausen. Er hinterließ zwei Söhne: Heinrich Albrecht und Sigmund Julius. Der letztere trat 1591 in braunschweigische Kriegsdienste und ist 1596 kinderlos verstorben. Der Erstere, welcher 1607 als Stiftshauptmann zu Quedlinburg verschied, hinterließ einen Sohn, mit dessen Tode um 1640 das Geschlecht Münsingers im Mannsstamme erlosch. Seine drei Töchter sind an Angehörige der Familien von Mahrenholz, von Stammer und von Steinberg vermählt worden. Münsingers wissenschaftliche Bedeutung liegt vornehmlich auf dem Gebiete der Rechtswissenschaft, auf welchem er eine hervorragende Stellung einnimmt. Sein erstes Werk sind die Scholien zu den Institutionen, die aus seinen Vorlesungen entstanden und seit 1544 in zahlreichen Ausgaben

erschienen sind. Noch wichtiger sind seine „observationes iudicii imperialis camerae“, die zuerst 1563 herausgegeben wurden. Er machte mit diesem Werke den ersten erfolgreichen Versuch durch Vorführung der kammergerichtlichen Urtheile der Praxis eine sichere Grundlage zu bieten. Daß dieser Zweck erreicht ward, beweisen die zahlreichen Auflagen des Werkes, das große Ansehen, das es überall genoß. „M. gilt mit Recht für den Begründer der cameralistischen Jurisprudenz“ (Stintzing). — Auch in der Dichtkunst ist er mit einer Anzahl von lateinischen Gedichten hervorgetreten, die noch bei seinen Lebzeiten (1585) von Heinrich Meibom, welcher auch die Gedichte von Münsinger's jüngerem Sohne 1602 veröffentlichte und einen Panegyricus auf M. verfaßte, gesammelt und herausgegeben sind. Das umfangreichste derselben ist ein Lobgedicht auf das Haus Oesterreich (Austriados libri duo), von welchem er die Vernichtung des türkischen Reichs und die Wiedereroberung Jerusalems erhoffte. Andere behandeln persönliche Erlebnisse, wie das Naufragium Venetum die auf dem Meere bei Venedig bestandene Lebensgefahr, oder patriotische Fragen, wie die Exhortatio ad bellum contra Turcas u. s. w. Zuletzt rührt von ihm auch noch ein Gebetbuch her, dessen erste Ausgabe bislang noch nicht hat festgestellt werden können.

Vgl. insbesondere über die Bedeutung Münsingers als Rechtsgelehrten Stintzings Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft I S. 485—95, der auch manche Angaben über Münsinger's Leben entnommen; sonst Meibom's Panegyricus; Dan. Hoffmans Leichpredigt; Juglers Beiträge II, 1 ff.; Du Roi in Hagemann's u. Günthers Archiv II, 97 ff. und die dort angeführten Schriften. P. Zimmermann.

Münster: Dyryk oder Dirich von M., der vielleicht nach der Stadt Münster als seiner Heimat genannt ist, war vielleicht, da er im 14. Jahrh. „Mester“ genannt ist, ein Geistlicher. Auf seinem Grabmal in der abgebrochenen Domkirche oder Marienkirche zu Hamburg hieß er „Diderick Klockengeter“. Er goß am 6. Juni 1384 die beiden ältesten Glocken der dortigen Peterskirche: „Maria“ „49 Schiffspfund“ und „Catharina“ „eine Last“ (c. 3000 Kilo) schwer.

Mithoff, Mittelalterl. Künstler u. Werkmeister. — Suhr, Gesch. der St. Petrikirche zu Hamburg. — C. F. Gädechens, Hist. Topogr. der freien und Hansestadt Hamburg. Krause.

Münster: Dietrich v. M. (Theodericus de Monasterio) stammt vermuthlich aus der westfälischen Erbmännerfamilie Kerkering. Er ist öfter mit einem andern Westfalen dieses Namens, der etwa ein Jahrhundert später lebte, verwechselt, ja identificirt worden (cf. Allg. D. B. IV S. 386 s. v. Cölde und Driver, Bibl. Monast. S. 31 ff.). Ueber sein Geburtsjahr sind wir, wie überhaupt über den ersten Theil seines Lebens, völlig im Dunkeln. Wir erfahren, daß er dem Dominikanerorden angehörte und sich dem Studium der Theologie widmete. Den ersten sicheren Anhaltspunct gibt uns die Matrikel der Universität Heidelberg (herausg. v. Töpke S. 25), in welcher erwähnt wird, daß Dietrich unter dem Rectorate des Marsilius von Inghen im J. 1387 den Eid als Magister in artibus ablegte. Noch 1388 ist er in Heidelberg (a. a. O. S. 27) thätig und bestätigte am 21. Juni die Richtigkeit der von Marsilius gelegten Rechnung über sein Rectorat. Nur vorübergehend kann sein Aufenthalt als Professor der Theologie an der Universität Prag gewesen sein, denn bereits 1389 war er in Cöln, und gehörte zu jenen zwanzig Magistern, welche die neue Hochschule hierselbst constituirten. Am 23. December 1390 wurde er zum Rector der neuen Universität gewählt und gehörte derselben fortan als Professor der Theologie an. Ein reiches Arbeitsfeld eröffnete sich ihm hier, wo er als Mitglied der Universität seine Kenntnisse vermehren und bald auch als

Vicekanzler des Erzstiftes in die politischen Ereignisse der unruhigen Zeit eingreifen konnte. Nachdem er noch mehrere Male das Rectorat und andere Würden bekleidet hatte, wurde ihm die Auszeichnung zutheil, der Gesandtschaft der Universität zum Concil von Constanz beigesellt zu werden. Bereits hatte Papst Johann XXIII. eine Einladung erlassen, als Kaiser Sigmund i. J. 1414 persönlich in Cöln anwesend war, und hier am 19. November eine feierliche Versammlung der Mitglieder der Hochschule berief. Dringend ermahnte er sie, geeignete Personen nach dem Concil zu schicken. Die Wahl fiel auf Dietrich, den Magister Johann Vorburgh decret. doctor, den Magister Anthonius von Velme, artium et medicinae doctor, und den Magister Gottfried von Hegghe aus Dorsten, mag. art. und Baccal. der Theologie. Nachdem diesen am 14. December in einer Generalversammlung im Minoritenkloster ihr Mandat ausgestellt war, reisten sie am folgenden Tage nach Constanz ab. Nach einer beschwerlichen und kostspieligen Reise kamen sie am 2. Januar des folgenden Jahres dort an. Als sie am 7. Januar nach der von Johann XXIII. selbst celebrirten Messe durch den Cardinal von Colonna jenem vorgestellt wurden, fiel unserm Dietrich die Ehre zu, dem Papste die Ehrerbietung und Ergebenheit der Kölner Universität auszudrücken. Der Papst ließ ihn zum dreimaligen Kusse zu und antwortete sehr gnädig, sprach seinen Dank aus für ihren Eifer und machte ihnen gute Hoffnung. Fortan war Dietrich bei den wichtigsten Angelegenheiten des Concils activ betheiligt. So gehörte er zu jener Commission, welche, aus sechs Gesandten einer jeden Nation zusammengesetzt, dazu ernannt wurde, die Irrlehren — außer den hussitischen — genauer zu prüfen und geeignete Reformvorschläge beizubringen, zugleich aber auch die Aufgabe hatte, die Schrift des Franzosen Johannes Parvus (Petit) zu verdammen, der die Ermordung des Herzogs Ludwig von Orleans gut geheißen und den Satz aufgestellt hatte, daß es jedes Unterthanen und Vasallen Recht sei, einen Tyrannen auf jede Weise ungestraft bei Seite zu schaffen (von der Hardt, Conc. IV, 331). — Als Kleriker vertraut mit dem Treiben der damaligen Geistlichkeit und im Besitz eines ausgezeichneten Rednertalentes wurde er ein eifriger Vorfechter der Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern. Aus den Bruchtheilen seiner Reden, die auf uns gekommen sind, ersehen wir, daß es ihm darauf ankam, das Uebel bei der Wurzel zu fassen und mit dieser zu beseitigen. Dies glaubte er nur erreichen zu können durch Heranbilden eines moralisch tüchtigen Klerus, durch Beseitigung des Hochmuths, der Habsucht und des lasterhaften Lebens der Geistlichen, welche selbst durch dieses Treiben den Laien gegen den Klerus aufreizen (v. d. Hardt, Conc. V, prol. S. 23). „Kaum zu beschreiben, heißt es in einer andern Rede (a. a. O.) ist der Müßiggang des Klerus und besonders der Prälaten, die bestimmt sind zur Bebauung des Weinberges des Herrn. . . . Sie würden noch erträglich sein, wenn sie, da sie nicht arbeiten können oder wollen, wenigstens als Vogelscheuchen die Vögel fern hielten, welche den Weinberg berauben. Aber sie arbeiten nicht wie Winzer, noch scheuchen sie die Thiere wie solche Schreckbilder, sondern locken, wie verwesende Leichname, die in den Weinberg geworfen sind, durch ihren Geruch die Thiere an, welche den Weinberg verwüsten." — Auch in der Sache gegen Johann Huß war er activ betheiligt. Sind wir auch nicht genauer unterrichtet, so haben wir doch einige Andeutungen in den Briefen, welche er und die anderen Gesandten an die Cölner Universität in dieser Angelegenheit schrieben. In dem Briefe vom 19. Mai 1415 berichtet er, daß er mit acht Deputirten der Nationen sich am folgenden Tage nach Gottlieben, wo Huß gefangen saß, begeben werde „um mit ihm über gewisse Dinge zu sprechen". Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Dietrich noch einige Male solchen Deputationen beigesellt wurde, denn es fanden öfter noch Besprechungen der katholischen Geistlichkeit mit Huß statt. Sicher wissen wir, daß Dietrich zu der Commission

gehörte, die am 1. Juli 1415, aus sechs Deputirten bestehend, nach dem Franciskanerkloster, wohin Huß von Gottlieben gebracht war, sich begab. Wie alle vorhergehenden, so war auch dieser Versuch, Huß von seiner Ueberzeugung abzubringen, ein vergeblicher. Denn Huß blieb dabei, daß er nicht widerrufen könne, denn er werde — schrieb er an seine Freunde — jurabo, quod nunquam illos errores attestatos praedicavi, tenui neque asserui, nec praedicabo, tenebo aut asseram (v. d. Hardt a. a. O. IV, 345). Zu bedauern ist, daß Dietrich nirgends den Eindruck, welchen Huß auf ihn machte, schildert, oder uns einige Andeutungen über den Charakter und das Benehmen dieses Mannes gibt. — Genauer erfahren wir, wie Dietrich über die Flucht des Papstes, zu dem die Cölner Universität stand, dachte. Er verurtheilt sie entschieden, denn durch sie scheint ihm der Erfolg des ganzen Concils in Frage gestellt. Die Begründung derselben durch den Papst läßt er nicht gelten, sondern sucht in ihr nur das Mittel Johannes XXIII., sich den gegebenen Versprechungen zu entziehen. — Inmitten der politischen und kirchlichen Angelegenheiten wirkte Dietrich aber in Constanz auch noch speciell für die Verbesserung der Einkommen der Lehrer an der Universität Cöln. Lange Zeit hin zogen sich die Verhandlungen über das Collationsrecht der Päpste, welches beschränkt und dafür der Einfluß der Bischöfe erhöht werden sollte. Wie thätig Dietrich in dieser Angelegenheit war, ersieht man aus der regen Correspondenz mit der Universität Cöln. Die Sache erreichte aber ihren Abschluß erst nach dem Constanzer Concil und Dietrichs Tode im sog. Wiener Concordat. — Ein besonderes Verdienst und Anspruch auf Dank erwarb sich Dietrich noch nach seinem Tode um die Cölner Universität, indem er der Artistenfacultät seine aus mehr als 500 Bänden bestehende Bibliothek vermachte. Da die Aufstellung dieser i. J. 1419 erfolgte, so muß Dietrich wol nicht lange vorher gestorben sein. — Von seiner schriftstellerischen Thätigkeit ist uns — außer den bei Martene, Thes. novus Anecd. tom. II, 1610 ff. mitgetheilten Briefen, deren ein großer Theil allerdings nicht ihm speciell, sondern der Cölner Gesandtschaft angehört, und den bei von der Hardt, Conc. Const. V. prol. S. 22—24 und in desselben Historia Liter. Reform. p. III, S. 45 und 58 gedruckten Bruchstücken und Excerpten seiner Reden — nur ein Werk erhalten unter dem Titel: De vitio proprietatis ad Sanctimoniales conventus St. Aegidii Monasteriensis, dessen Handschrift sich in der Martins-Bibliothek in Tournay befindet.

Fabricius, Bibliotheca medii aevi. Evelt in der Zeitschr. für vaterl. Gesch. und Alterthumskunde Bd. XXI, S. 263 ff. Nordhoff in Pick's Monatsschr. I, S. 71. Töpke, Matrikel der Univers. Heidelberg.

Hoogeweg.

Münster: Graf Ernst Friedrich Herbert v. M.: s. u. S. 157.

Münster: Georg Graf zu M., bairischer Kammerherr und Regierungsdirector, bekannt durch seine ausgezeichnete Petrefactensammlung und als kenntnißreicher Paläontologe, war geboren am 17. Febr. 1776 und starb zu Baireuth am 23. December 1844. Derselbe entsproßte dem alten westfälischen Reichsgrafengeschlechte Münster und erhielt während der Herrschaft der Markgrafen in Ansbach-Baireuth eine Anstellung bei der Landesregierung in Baireuth. Bei dem Uebergange des Landes an die Krone von Baiern wurde M. mit übernommen und verblieb als Mitglied der Kreisverwaltung als Regierungsrath im administrativen Dienste, beschäftigte sich außerdem in der ausgedehntesten und ergiebigsten Weise mit Sammeln und wissenschaftlicher Bearbeitung von Versteinerungen, so daß er mit Hülfe seines eifrigen und findigen Dieners Dietrich auf seinen zahlreichen und ausgedehnten Reisen eine der damals wohl umfangreichsten und bedeutendsten Privatsammlungen neben jenen von Schlotheim und Hoeninghaus in Crefeld zusammenbrachte. Viele der darin vorfindlichen Exemplare wurden

von Goldfuß bei Herausgabe des paläontologischen Prachtwerkes „Petrefacta Germaniae“, 1826—1844, welches, wie der Titel ausdrücklich hervorhebt, unter Mitwirkung Münster's zu Stande kam, zur Beschreibung und Abbildung benutzt. Diese großartige, fast alle Schichtensysteme umfassende Sammlung ging nach Münster's Tode in den Besitz des bairischen Staates über und bildet den Hauptstock des inzwischen großartig vermehrten paläontologischen Museums in München. Namentlich waren es die damals in dem Strafarbeitshause zu St. Georgen bei Baireuth bearbeiteten oberdevonischen Marmorkalke (Clymenien-, Goniatiten- und Orthoceratitenkalke) des Fichtelgebirgs, aus welchen M. eine erstaunlich reiche paläontologische Fauna für die Wissenschaft rettete, da später kaum mehr Bedeutendes aus dieser Ablagerung erbeutet wurde. Sorgfältig ausgearbeitet bildeten diese Versteinerungen den Gegenstand einer ebenso gründlichen, wie umfangreichen Publication, welche als erstes Heft einer fortlaufenden Reihe paläontologischer Abhandlungen nach der Art der Schlotheim'schen Petrefactenbeschreibung (Petrefactenkunde, 1820—23) 1832 unter dem Titel: „Beiträge zur Petrefacten-Kunde“ (2. Aufl. 1843) erschienen ist und neben zahlreichen Abhandlungen Münster's auch Arbeiten des berühmten Paläontologen Herm. v. Meyer enthält. Auch aus dem berühmten versteinerungsreichen Kalkschiefer von Solenhofen wußte M. eine höchst umfangreiche Sammlung zusammenzubringen. Die zahlreichen, meist guterhaltenen Krebsüberreste dieser Schichten werden in dem 2. Hefte 1839 in gleich gründlicher Weise geschildert und gut abgebildet. Auch das 3. Heft 1840 beschäftigt sich meist mit der Beschreibung von Versteinerungen aus den vorher genannten Schichten. In den Alpen galten bis dahin Versteinerungen als Seltenheiten; desto größer war das Erstaunen über den Reichthum und die Artenfülle von Petrefacten einer Mergelbank bei St. Cassian im Ennebergischen in Tirol, auf die L. v. Buch aufmerksam gemacht hatte und aus welcher M. eine höchst ansehnliche Menge, nämlich 422 Arten, in dem 4. Hefte 1841 beschrieb und abbildete, nachdem er bereits in Leonhard's und Bronn's Jahrbuch für Mineralogie ꝛc., Jahrg. 1834, die Aufmerksamkeit auf die vermeintliche Eigenthümlichkeit dieser Fauna, mehrere in anderen Gegenden auf verschiedene andere Systeme vertheilte Arten, z. B. des Muschelkalks, Lias und des weißen Juras vermengt zu beherbergen gelenkt hatte. Dieses abweichende Verhalten hat erst in neuerer Zeit seine richtige Deutung erhalten. Die drei letzten Hefte (5tes 1842; 6tes 1844), von welchem das 7te erst nach Münster's Tode von Prof. Dunker 1846 zur Veröffentlichung gebracht wurde, enthalten zahlreiche interessante Abhandlungen Münster's und anderer Gelehrten. Diese Schriften können als Vorläufer von Meyer's wichtigen Publicationen „Zur Fauna der Vorwelt“ und den „Palaeontographica“, 1851—1877 angesehen werden. Münster's sonstige kleinen sehr zahlreichen Publicationen über paläontologische Gegenstände, welche meist in Leonhard's Taschenbuch für Mineralogie und in Leonhard's und Bronn's Jahrbuch für Mineralogie ꝛc. und in Keferstein's Zeitschrift „Teutschland geognostisch-geologisch dargestellt“ sich finden, verbreiten sich über fast alle Abtheilungen des Thier- und Pflanzenreichs. Bemerkenswerth ist, daß M. die erste Nachricht über seine reiche Petrefactensammlung in Férussac's Bull. de Géologie IX. 275 gab und dabei sehr treffliche Bemerkungen über die Zugehörigkeit verschiedener Gesteinsbildungen nach ihrer Versteinerung zu den damals unterschiedenen Formationen beifügte. Hervorzuheben sind als besonders bemerkenswerth die Bemerkungen über verschiedene Arten von Cypris und Cythere, über das Vorkommen von Pterodactylus, über Belemniten, über eine neue Art von Pterodactylus, über das geognostische Vorkommen der Ammoneen und Nautilaceen in Deutschland, über den oolithischen Thoneisenstein im südlichen Deutschland, über fossile Fischzähne

im Muschelkalk, über den Kalk von Hohenstein, den er richtig als jurassische Ablagerung erkannte, über verschiedene organische Ueberreste in Westfalen und Baiern, über tertiäre Meeresgebilde bei Cassel, über mittlere Juragebilde bei Hildesheim, Verzeichniß der Versteinerungen zu Baireuth (selbständig erschienen), über Sternberg's Flora, über einige neue Versteinerungen in den lithographischen Schiefern von Baiern, über das Alter des oberfränkischen Uebergangsgebirgs, über Fische im Kupferschiefer, über süddeutsche Liasreptilien u. A. Münster's Sammeleifer spornte auch andere Freunde der Naturwissenschaft zum Aufsuchen von Versteinerungen an. Es entstand auf diese Weise eine ansehnliche Kreissammlung, in Baireuth namentlich durch Braun's Bemühungen und in Ansbach veranlaßte der Präsident von Andrian ebenfalls die Anlage einer Kreissammlung, wie denn auch die Entstehung der reichen herzoglichen Petrefactensammlung auf Schloß Banz auf Münster's Anregung zurückzuführen ist. Bei seinem Eintritt in den Ruhestand erhielt M. den Titel eines Regierungsdirectors. Ein fossiles Algengeschlecht wurde ihm zu Ehren vom Grafen von Sternberg mit dem Namen Muensteria bezeichnet und Deslangchamps schlug für die Bezeichnung Aptychus den Namen Muensteria vor. Außerdem sind mehrere Arten von Versteinerungen durch seinen Namen gekennzeichnet.

Poggendorff, Biographisches Lexikon II, 231. v. Gümbel.

Münster: Johann von M., zu Vortlage in der Grafschaft Tecklenburg in Westfalen, ausgezeichnet als christlicher Staatsmann, geb. auf Bartholomäustag 1560, † am 5. Juni 1632, verlor frühe die Eltern, weshalb er in einem adeligen Stifte zu Metelen, dann von 1572 an zu Osnabrück erzogen wurde. Hier kam ihm der Heidelberger Katechismus in die Hände, welchen er fleißig las und dadurch angeregt wurde, sich zur reformirten Lehre zu bekennen. Von hier aus zu seiner weiteren Ausbildung auf die gelehrten Schulen nach Hamm, Düsseldorf und 1578 auf die Universität Marburg geschickt, studirte er mit eisernem Fleiße. Hierauf verweilte er einige Zeit am Hofe des Erzbischofs von Bremen, des Herzogs Heinrich von Sachsen-Lauenburg. Sein großer Wissensdrang trieb ihn in das Ausland, wo er an den berühmtesten Bildungsstätten der Schweiz, Englands, Schottlands, Italiens und der Niederlande die Bekanntschaft vieler Gelehrten machte, mit denen er zeitlebens in Correspondenz blieb. Auch hörte er noch die namhaftesten Professoren von Herborn, Nürnberg, Heidelberg und Straßburg. In die Heimath zurückgekehrt, wurde er Hofrichter bei dem Grafen Arnold von Bentheim-Tecklenburg, welchem er bei der Einführung des reformirten Bekenntnisses in seinen Landen wesentliche Dienste leistete. In ähnlichen Stellungen finden wir ihn hierauf zu Runkel im Wiedischen, zu Herborn in Nassau, in Lippe, in Baden-Durlach, wo er überall die Durchführung der reformirten Confession beförderte. Für letztere suchte er auch den dänischen Hof zu gewinnen, an welchen er öfter als Gesandter geschickt ward. Dieser Eifer für seine Kirche zog ihm manche Angriffe seitens lutherischer Theologen zu, unter welchen Leonhard Hutter und Wolfgang Helvecius sich hervorgethan. Münster's Erwiederungen athmen in wohlthuender Weise einen sehr irenischen Geist. Seine Schriften sind apologetischer, didactischer und ascetischer Natur. Es werden derselben 28 aufgezählt. Besonders nennenswerth ist sein Tractat von der Rechtfertigung, von der Disciplin oder Bußzucht der Kirche, sein adeliger Discurs, von der Vielheit der Kinder und sein Hauptwerk: „Hauskirchen-Postille", eine Sammlung von trefflichen Predigten, welche er selbst bei der Hausandacht zu Vortlage seiner Familie und seinem Gesinde gehalten hat. Ein Verzeichniß seiner Schriften giebt M. selbst in dieser Postille. Durch dieselben hat er einen segensreichen Einfluß auf viele Kreise ausgeübt.

Außer handschriftlichen Nachrichten: Wöchentliche Duisburgische Adreß- und Intelligenz-Zettel auf 1743. Nr. 25—32 und Christl. Trost- und Leichenpredigt bei Begräbniß des J. von Münster von Joachim Neander. Bremen 1632. Cuno.

Münster: Sebastian M., Hebraist und Kosmograph, geb. 1489 in Ingelheim, † am 23. Mai 1552 in Basel. Seinen Geburtsort hat er später gern verherrlicht und sich und Karl den Großen als die bedeutendsten Söhne des „wohlgefreiten Orts" hingestellt. Er studirte in Heidelberg, später in Tübingen (dies nach der allgemeinen Angabe, denn weder in der Heidelberger Matrikel von 1502—1514, noch in der Tübinger ist sein Name zu finden) Theologie, beschäftigte sich aus besonderer Vorliebe mit den orientalischen Sprachen, und besonders mit Mathematik. In letzterer war sein Lehrer Joh. Stöffler, dessen er später mit Dankbarkeit gedachte. Daß er auch ein Schüler des Joh. Brassicanus in Wien gewesen, geht aus einem Empfehlungsbriefe des Hier. Caduceator an Fr. Nausea (Nauseae Epist. misc. 1550, p. 79) hervor. Er wurde Franciscanermönch, doch legte er später das Ordenskleid ab, trat der reformirten Kirche bei und wurde 1529 Lehrer des Hebräischen an der Universität Basel. Vorher hatte er schon in Heidelberg von 1524—27 gelehrt. Sein Gehalt betrug ursprünglich 25 Gulden jährlich; von 1526 an erhielt er eine Zulage von 5 Gulden. In Basel war er Nachfolger des Bonif. Wolfhard, der in einem Briefe an Farel (Herminjard, Corr. des réf. franç. II, 248) meldet, M. sei nur durch dieses Anerbieten zum Uebertritt bewogen worden. Von den Zeitgenossen wurde M. sehr geehrt, von Luther gelegentlich gelobt („Schemhamphoras" am Ende); mit den Schweizern Vadian und Keßler stand er in freundlichstem Verkehr. Er lebte in Basel bis zu seinem Tode.

In Münster's Thätigkeit sind zwei Seiten zu unterscheiden. Er ist Hebraist und Kosmograph. Als Hebraist nimmt er in Deutschland nach Reuchlin eine der ersten Stellen ein. Er ordnet sich letzterm bescheiden unter. Er lernt von den Juden und besitzt Ehr- und Gerechtigkeitsgefühl genug, um seinen bedeutenden jüdischen Lehrmeister Elias Levita (s. d.) mit Achtung und Ehrerbietung zu nennen. Er giebt dessen Schriften heraus und führt die Anregungen aus, die er von diesem erhalten hat. Auch Reuchlin's Rudimenta hebraica gab er neu heraus und dessen Vorgänger und Hauptquelle, David Kimchi. Er zeigt eine ziemliche Kenntniß der Rabbinen, bemüht sich, alte Schriften wieder ans Licht zu ziehen, so das barbarisch geschriebene hebräische Matthäusevangelium, die Logik des Rabbi Simeon (Münster's Arbeit wird sehr getadelt bei Dukas, Rech. sur l'hist. lit. du 15. siècle 1879, S. 26 A.). Aber die Bibel bleibt doch seine vornehmste Quelle und das Hauptgebiet seines Studiums. Einzelne biblische Bücher: Jesajas, Psalmen, Koheleth, Hohes Lied gab er in Uebersetzungen mit Anmerkungen heraus, in denen er meist als Grammatiker, nur selten als christlicher Theologe spricht. Auf diese Einzelarbeiten ließ er 1535 eine Ausgabe der ganzen hebräischen Bibel mit vollständiger Uebersetzung derselben folgen. Es ist die erste vollständige Ausgabe des hebräischen Textes und schon deswegen rühmenswerth; rühmenswerther aber noch durch sein offenes Auftreten gegen die Vulgata, durch den kritischen Sinn, mit welchem er die Leistungen der Früheren mustert, durch die Dankbarkeit, welche er seinen jüdischen und christlichen Vorgängern erweist. Der christliche Standpunkt des Herausgebers tritt auch in diesem Werke hervor; er sagt einmal „denn die Propheten geben fast nur Weissagungen über Christus und die Zukunft seiner Lehre". — Außer Editionen und Uebersetzungen hat M. noch lexikalische und grammatikalische Arbeiten erscheinen lassen. Darunter sind drei Wörterbücher: ein rabbinisches, ein dreisprachiges, ein chaldäisches. Das rabbinische ist nur dadurch interessant, daß es eine nicht unbedeutende, damals sehr seltene Kenntniß der Rabbinen beweist.

Das dreisprachige stellt lateinische, griechische und hebräische Wörter zusammen, doch dergestalt, daß die ersteren den Vorrang erhalten, indem sie alphabetisch zusammengestellt werden, die übrigen nur eine Nebenrolle zu spielen scheinen. Das chaldäische ist nur eine Zusammenstellung aus dem talmudischen Wörterbuch Aruch (Perles hat im Einzelnen den Zusammenhang Münster's mit seiner Quelle dargethan). — Von grammatikalischen Arbeiten sind zu erwähnen: eine Conjugations- und Declinationstafel, nicht unpassend zum praktischen Gebrauch; sodann eine durchaus elementare hebräische Grammatik, die sich bei streitigen Punkten damit begnügt, die verschiedenen Ansichten neben einander vorzuführen, ohne eine Entscheidung zwischen denselben zu treffen; endlich eine chaldäische Grammatik, die erste derartige in Deutschland, elementar, mit Uebungsstücken aus den chaldäischen Schriften der Bibel, nebst deren lateinischer Uebersetzung. — Diesen größeren Arbeiten reihen sich dann noch Nebenstudien an: ein hebräisches Kalendarium, eine Ausgabe des Josippon, mit einigen unbedeutenden historiographischen Zuthaten, eine Zusammenstellung der 613 Ge- und Verbote der Juden. (Die bibliographisch genauen Titel der Münsterischen Schriften sowie eine Darlegung ihres Inhaltes und ihres Werthes findet man in meinem unten anzuführenden Buche.) Alle diese Schriften zeigen, daß M. ein fleißiger, gewissenhafter Benutzer seiner Vorgänger ist. Er ist weder genial noch original, aber er will auch nicht mehr scheinen als er ist. Er gedenkt vielmehr seiner Vorgänger, besonders des Elias Levita, dem er allerdings das Meiste und Beste verdankt, mit vielem Lobe. Er mißversteht ihn nicht selten und begeht manche Fehler, aber wegen dieser darf er angesichts seines redlichen Willens und seines achtbaren Fleißes nicht zu sehr getadelt werden. Jedenfalls ist das Urtheil, das von Rich. Simon über M. gefällt und das von Späteren oft nachgesprochen worden ist: M. ne faisait aucun pas sans tomber, hart und ungerecht; im Hinblick auf die spärlichen Vorarbeiten und auf die beschränkten Hülfsmittel, die M. zu Gebote standen, müssen Münster's Leistungen als in hohem Grade achtungswerth bezeichnet werden. —

Allgemeiner bekannt als durch seine Leistungen auf dem Gebiete der hebräischen Sprache ist M. durch seine „Cosmographia, d. h. Beschreibung aller Lender durch Sebastianum Münsterum, in welcher begriffen, aller Völker Herrschaften, Stetten, und nahmhaftiger Flecken, herkommen: Sitten, gebreuch, ordnung, glauben, secten und hantierung, durch die ganze Welt, und fürnemlich teutscher Nation. Was auch besunders in jedem Lande gefunden und darin beschehen sey. Alles mit Figuren und schönen landt taflen erklärt und für augen gestellt; Getruckt zu Basel durch Henrichum Petri“ (dieser Titel der Originalausgabe nach Hager, S. 91 ff., ich benutze die Ausgabe mit ziemlich verändertem Titel, Basel 1550, den wieder sehr veränderten Titel der Ausgabe von 1614 s. bei Hager S. 79). Das Buch erschien zuerst 1543; es wurde sehr oft bei Lebzeiten des Autors rechtmäßig und unrechtmäßig gedruckt, ins Lateinische, Italienische, Französische übersetzt. M. ist in diesem Werke vor Allem Gelehrter, mehr Antiquar als Forscher. Er ist bei den Alten in die Schule gegangen und spickt sein Werk gern mit Citaten aus den drei Sprachen des Alterthums, die er beherrschte. Er verehrt Strabo als Meister und hätte gewiß schon bei Lebzeiten gern den Ehrennamen eines „deutschen Strabo“ geführt, der seinen Leichenstein ziert. Er führt die Alten an, aber der „dogmatische Glaube“ an dieselben ist in ihm erschüttert; er will die Jahrhunderte, die seit dem Alterthum dahingegangen sind, nicht übergehen, sondern sucht sich allerwärts Kunde von dem seither Erforschten und Gewordenen zu verschaffen. Er ist Compilator und Sammler. Als Compilator benutzt er alle gedruckten Quellen, er nennt sie gern: die Historiker und Geographen von Diodorus Siculus an bis auf Aegidius Tschudi —, und zwar der Sitte der Zeit nach, mit starker Aneignung des von Anderen bearbeiteten Stoffes, er trägt das Verschiedenartigste zusammen, so

daß sein Werk nicht blos eine geographische Beschreibung der Städte und Länder, sondern auch ein Compendium für Geschichte und Alterthumskunde, Philologie und Physik ist. Und da er die gedruckten Berichte nicht ausreichend fand und nicht einmal die vorhandenen alle erreichen konnte, so erließ er ein gedrucktes Ausschreiben an Fürsten, große Herren, Gelehrte und Beamte mit der Bitte, ihm ihre Länder und Städte zu beschreiben, und erhielt, er, der einfache Privatmann, während vieler Jahre von allen Seiten (auch diese seine Helfer zählt er dankbar auf) zahlreiche Mittheilungen, die er für seine Darstellung verwerthete. Diese Mittheilungen waren häufig mit Städtebildern und Landkarten versehen, die von ihm alle in sein Werk aufgenommen wurden, und noch heute einen eigenartigen Werth beanspruchen, nicht immer als Kunstwerke, sondern als sprechende Beispiele dafür, wie unvollkommen die Künstler jener Zeit sahen und wie unvollkommen sie das Gesehene wiederzugeben verstanden. Als Gelehrter alten Schlages hat M. für Volksleben, für Culturzustände wenig Sinn; bezeichnend für ihn ist der Satz, den er einmal braucht: „Es weiß Jedermann, was und welche Kleider und Speis' jetzt im teutschen Lande in Brauch sind, darum nicht von nöthen, etwas davon zu schreiben." Trotzdem bringt er manche statistische Notizen, giebt einige Versuche zur genauern Zeichnung der Volksart, schildert die Stände und zwar so, daß er die Bauern erhebt, die Adligen schilt, über die Geistlichen vorsichtig hinweggeht, um es mit keiner Glaubenspartei zu verderben. Zeigt er sich gerade in letzterer Hinsicht nicht als echten Sohn der Reformationszeit, die, wenn irgendwo, gerade in Sachen der Religion ein entschiedenes Auftreten, die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Partei verlangte, so bewährt er sich als wahres Kind seiner Zeit durch seinen Hang zum Aberglauben und durch sein Festhalten an Volksmärchen. Er ist, wie die Besten seiner Zeit, von dem Walten eines Teufels fest überzeugt; er berichtet mit naivem Glauben von Wundern, die Gott in einer Nacht verrichtet, so daß er Silber in die deutschen Berge gelegt und durch übernatürliche Macht eine Wüste in ein Paradies verwandelt habe. Er ist fromm und bezeugt seine fromme Gesinnung nicht blos durch zahlreiche Anführungen von Bibelstellen, durch Gebete, die er gelegentlich einfügt, sondern durch den weihevollen, oft kindlich ausgedrückten und doch so erhebenden Gottesglauben, der sein ganzes Werk durchzieht. Außer seiner Religiosität ist besonders Münster's Patriotismus erwähnens- und rühmenswerth. Man mag es schon als eine patriotische That bezeichnen, daß er trotz seiner Gelehrsamkeit den Gedanken faßt und ausführt, eine allgemeine Erdkunde in deutscher Sprache zu schreiben. Aber er gebraucht nicht blos die deutsche Sprache, er bewährt vornehmlich deutschen Sinn dadurch, daß er unter allen Ländern Deutschland am ausführlichsten behandelt und bei jeder Gelegenheit, die sich ihm darbietet, ja die begierig von ihm aufgesucht wird, des deutschen Namens mit Stolz gedenkt. Am besten drückt er seine Gesinnung aus durch die Worte, welche er über die Karte Deutschlands setzt: „Deutschland von Gottes Gnaden ein Stuhl des römischen Reichs, ein Schul aller guten Künste und Handwerke, ein Ursprung vieler neuen Kunst, eine Mutter vieler streitbarer Helden, hoher, weiser, gelehrter Leut, ein reiner Tempel wahrhaftiger Gottesfurcht und aller Tugend".

Was das Aeußere des Werkes betrifft, so zerfällt es in 6 Bücher. Das erste behandelt die mathematische und allgemeine physische Geographie. Die fünf übrigen sind der speciellen physischen und der politischen Geographie gewidmet und zwar das 2. dem südlichen Europa und England, das 3. Deutschland, das 4. dem übrigen Europa, das 5. Asien, das 6. Afrika. Die erste Ausgabe hat 24 Karten, von welchen die letzte die neue Welt darstellt, die 22. Neu-Indien gewidmet ist. Diese Landkarten wurden in den späteren

Ausgaben vermehrt, die von 1592 hat 26. Dazu kommen dann 46 Städtebilder, von denen 30 deutsche Städte darstellen. Ferner alle möglichen kleineren Holzschnitte: Bäume, Thiere, Wappen der Städte, der Länder, der gräflichen Familien, die Herrscher der einzelnen Länder, nicht etwa nur die zur Zeit Münster's regierenden, sondern die ganze Reihe der Herrscher der einzelnen Länder überhaupt; bei Erwähnung der Flagellanten wird ein Geißler abgebildet, bei Besprechung des Landrechts eine Frau, die ihre Hand ins Feuer steckt und dadurch ihr Recht beweisen will (Feuerprobe), bei Schilderung der bäuerlichen Zustände ein Dorf, zwei Bauern, ebenso Bergwerke, Brücken, Brunnen ꝛc. Seltsame Gebräuche, wie „die Matzen“ in Wallis werden illustrirt. Gelegentlich werden auch genealogische Tabellen gegeben, z. B. der Herren von Mindelheim. Die Initialen sind groß, aber ohne sonderliche Kunst. — Deutschland wird mit einer die richtige Oekonomie des Werkes verletzenden Breite beschrieben; von den 1203 Seiten des Werkes (in der Ausgabe von 1550) sind ihm 656, also weit mehr als die Hälfte gewidmet. Der Name Amerika findet sich in den ersten Ausgaben nicht; in dem Abschnitt „von den neuen Inseln“ (S. 1178—1192) wird aber von Columbus, seinen Fahrten und seinen Entdeckungen gesprochen.

J. G. Hager, Geographischer Büchersaal, Chemnitz 1764, 1. Band, 2. Stück, S. 77—140. Inhaltsverzeichniß der Cosmographie, zugleich auch ein ziemlich genaues Verzeichniß der Münster'schen Schriften. Ein ähnliches bei Rotermund, Fortsetzung von Jöcher, Bd. V, vgl. Jöcher's Hauptwerk Bd. III. Die dort gegebene Biographie ebenso wie die Darstellungen in den vielen bei Hager genannten biogr. Nachschlagswerken sind ohne jede selbständige Bedeutung. Für den Kosmogr. vgl. W. H. Riehl, Freie Vorträge, Stuttg. 1871, Bd. I, ein vorzüglicher, der obigen Darstellung zu Grunde gelegter Aufsatz. O. Peschel, Geschichte der Erdkunde, 2. Aufl., hgg. von S. Ruge, München 1881; für den Hebraisten: L. Geiger, Gesch. des Stud. der hebr. Sprache in Deutschland, Breslau 1870, S. 74—88, 90. — Perles, Beitr. zur Gesch. d. hebr. und aram. Studien, München 1884, S. 20—44.

Ludwig Geiger.

Münter: Balthasar M., Geistlicher und geistlicher Liederdichter. Er war geboren in der Stadt Lübeck am 24. März 1735, wo sein Vater ein angesehener Kaufmann war, dessen Geschäft aber nachher zurückging, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt unter Rector Overbeck und studirte dann seit 1754 in Jena Theologie. 1757 habilitirte er sich hier als Privatdocent und ward im folgenden Jahre Adjunct der philosophischen Facultät. Außer einigen akademischen Dissertationen schrieb er in dieser Zeit „Theologiae naturalis polemicae specimen“ 1758 und „Allgemeine Redekunst“ 1760. Er hielt hier begeisterte Reden in der Freimaurerloge zur Hoffnung, die in 5 Sammlungen von je 5 Reden gedruckt sind, 1759—62. Dadurch ward er als Rhetor bekannt und erhielt darauf einen Ruf vom Herzog zu Gotha als Hofdiaconus und Waisenhausprediger in dieser Residenzstadt. 1763 ward er jedoch auf seinen Wunsch als Superintendent nach Tonna versetzt, aber unter der Bedingung, daß er monatlich einmal vor der herzoglichen Familie in Gotha predigen solle. 1765 ward er, in Folge einer in seiner Vaterstadt Lübeck gehaltenen Gastpredigt, zum Hauptprediger an der deutschen St. Petrikirche in Kopenhagen berufen. Auch hier ist er ein hochverehrter Prediger gewesen. 1767 creirte ihn die theologische Facultät hier in honorem zum Doctor theologiae, in welcher Veranlassung er „Diss. de religione christiana, incrementa sua neutiquam debente philosophiae stoicae“ 1767 verfaßte. 1769 ward er auch Mitglied der königlichen Akademie

der Wissenschaften. In dieser Stellung blieb er bis an sein Ende, † am 5. October 1793. Er hat nicht nur als Kanzelredner eine große Wirksamkeit gehabt, sondern zugleich um das Schul- und Armenwesen seiner Gemeinde sich große Verdienste erworben. Im J. 1772 erhielt er den Auftrag, den Grafen Struensee zum Tode vorzubereiten. Seine „Bekehrungsgeschichte des Grafen", Kopenhagen 1772 ist ins Dänische, Schwedische, Englische, Französische und Holländische übersetzt und erregte bei ihrem Erscheinen großes Aufsehen. Er hat vom 1. März bis 28. April 38 Unterredungen mit dem Grafen gehabt, hatte sich zu jeder sorgfältig vorbereitet und den Inhalt vorher notirt, sowie er, nach gehaltener Unterredung gleichfalls die Aeußerungen des Grafen aufschrieb. Es war also das Material vorhanden. Diesem ist schließlich hinzugefügt die von ihm gewünschte und auch gern gegebene eigenhändige Nachricht des Grafen von der Art, wie er zur Aenderung seiner Gesinnungen über die Religion gekommen. Das merkwürdige Buch ist noch immer lesenswerth. — Seine in Gotha gehaltenen Predigten sind gedruckt erschienen unter dem Titel „Heilige Reden in 7 Theilen" 1760—65. Von 1766 an gab er in Kopenhagen jährlich den „Inhalt seiner Predigten" heraus. Ferner erschienen von ihm: „Unterhaltungen eines nachdenkenden Christen mit sich selbst über die Wahrheit und Göttlichkeit seines Glaubens aus inneren Gründen" 1775, 2 Theile. Vorzüglich ist er berühmt geworden als geistlicher Liederdichter. Schon der Gymnasiast hatte eine Ode zum Lobe Gottes in 2 Gesängen 1751 drucken lassen. Während seines Aufenthaltes in Gotha verfaßte er: „Geistliche Cantaten über die Evangelien und über die Episteln" 1761 u. 62 und wieder Kopenhagen 1769. Hier durch den Verkehr mit Klopstock, J. A. Cramer und von Gerstenberg, die derzeit alle in Kopenhagen lebten, ward er poetisch neu angeregt und durch diese Freunde ermuntert dichtete er nun geistliche Lieder. Die erste Sammlung derselben (50) erschien 1772 mit einer Dedication an Klopstock und Cramer, 2. Aufl. 1773. Zweite Sammlung geistlicher Lieder (50) 1774. Zugleich erschien eine Ausgabe der ersten Sammlung mit Melodien von verschiedenen Componisten 1773, und von der zweiten Sammlung mit Melodien von Joh. Christ. Fr. Bach 1774. Diese Lieder haben große Verbreitung gefunden, ein bedeutender Theil derselben ist fast in alle seit der Zeit erschienenen Gesangbücher aufgenommen und auch noch in den neuesten Gesangbüchern in unseren Tagen fehlt sein Name nicht. Viele seiner Lieder haben sich in den deutschen Kirchgemeinden eingebürgert und werden zum Theil höher geschätzt als die von Gellert und J. A. Cramer. Der Verfasser spricht sich über diese seine Lieder selbst aus: das geistliche, vornehmlich das Kirchenlied ist nicht dasjenige Product meines dichterischen Genies, in welchem es sich mit seiner ganzen Stärke ausbreiten und seine Materie allen den Schmuck und Glanz zeigen darf, dessen sie fähig ist. — Die nackte Wahrheit in ihrer simplen unschuldigen Gestalt, in einem gefälligen, nicht blendenden aber hellen Licht, nicht mit dichterischen Blumen bedeckt, sondern durch ihre eigenthümliche, das Herz bewegende Schönheit reizend: dies ist das Bild der Wahrheit, sowie sie das geistliche Lied darstellen muß. — Dabei muß aber doch das geistliche Lied immer Poesie bleiben, wenn es gleich nicht aller der Stärke und Erhabenheit fähig ist, mit der die Poesie sich sonst ausdrückt. Es muß sich edel und würdig ausdrücken. Von denselben urtheilt Jördens: „Sie athmen einen ächten Dichtergeist, Andacht und Empfindungen des feurigsten Dankes; sie sind erhaben, ohne lyrische Kühnheit, reicher an Ausbrüchen innigen Gefühls als lehrender Moral, sie haben eine kraftvolle, reine und gewählte Sprache". — Vermißt wird an denselben zum Theil das specifisch christliche Element. Seine Tochter war die nicht unbekannte Dichterin Friederike Brun (Bd. III. S. 438) und sein Sohn der gelehrte Bischof von Seeland Dr. Fr. Münter (s. unten).

Dr. Fr. Münter, Dr. B. Münter's Leben und Charakteristik. Kopenhagen 1793. Schlichtegroll, Necrolog 1793 I. 322. Henke, Archiv der neuesten Kirchengesch. 1794, 4. Qu. Nr. 3. Worms, Lexicon over danske lierde Mand II. 97. Jördens' Lex., Brockhaus' Conversationslex. s. v. Heerwagen, Litteraturgesch. d. geistl. Lieder I. 240. Koch, Geschichte d. Kirchenliedes, 3. A. VI. 348. Brümmer, Dichterlexicon II, 78. Fischer, Kirchenliederlexicon, 1878. Carstens.

Münter: Friedrich Christian Karl Heinrich M., gelehrter Theolog und hochgestellter Kirchenbeamter. Er war geboren in Gotha am 14. Oct. 1761 als Sohn des damaligen dortigen Hofdiaconus Balthasar Münter, nachherigen Hauptpredigers an der deutschen Petrikirche in Kopenhagen (s. o.). Mit den Eltern siedelte er als vierjähriger Knabe nach Kopenhagen über, ward dort zunächst von deutschen Privatlehrern und vom Vater unterrichtet. Neben den vorbereitenden classischen Studien trieb er Mathematik und Naturwissenschaften in weiterem Umfange, auch übte er sich, unter Anleitung des bekannten Kupferstechers Preisler, im Radiren, und nach seinem Tode sind noch einige von ihm in der Zeit radirte Platten gedruckt herausgegeben. 1778 unterwarf er sich dem sogenannten examen artium an der Universität, das er mit Auszeichnung bestand, 1780 bestand er die philosophische und 1781 die theologische Prüfung, beide mit dem ersten Charakter laudabilis. Als Student übersetzte er des dänischen Dichters Ewald Tragödie Balders Tod ins Deutsche 1780, 2. Aufl. 1785, und mehreres Andere. Von Kopenhagen ging er auf die Universität Göttingen und setzte dort noch zwei Jahre lang seine Studien fort. Er hörte hier Heyne, Koppe, Walch, Böhme, auch Spittler und las Diplome mit Gatterer. 1783 kehrte er heim ins Elternhaus, trat aber im folgenden Jahre wieder mit königlicher Unterstützung eine Reise ins Ausland an, brachte zwei Jahre in Italien und Sicilien zu, hatte in Rom Zugang zu dem Hause des Cardinals Borgia; promovirte 1784 auf der nachher eingegangenen Universität Fulda zum Dr. philosoph. und kehrte dann durch die Lombardei, Schweiz und Deutschland nach Kopenhagen zurück. Während dieser Zeit erschien von ihm „Die Offenbarung Johannis metrisch ins Deutsche übersetzt“ 1784, 2. Aufl. 1806 und in dänischer Sprache „Ueber den Fortschritt der Hierarchie unter Papst Innocenz III.“ Zurückgekehrt veröffentlichte er seine „Nachrichten über beide Sicilien“, 2 Bde. 1788, die ins Deutsche, Holländische, Italienische und Schwedische übersetzt worden sind. Daneben arbeitete er wissenschaftlich eifrigst fort. Es erschien von ihm „Specimen versionis Danielis Copticarum“, 1786. „Authentische Nachr. von den Ritter- und Brüdereingeweihten aus Asien“, 1786. „Fragmenta Patrum Graecorum fasc. I.“ 1788. „Comm. de indole versionis N. T. Sahidicae“, 1789. Im October 1788 ward er dann zum professor extraord. der Theologie an der Kopenhagener Universität ernannt und erlangte dort 1790 den Doctorgrad in der Theologie. Diss. inaug.: „De aetate versionum N. T. copticarum“. (Vom Verfasser deutsch in Eichhorn's Bibliothek d. bibl. Litt. IV, 1 ff.). Er war von nun an fleißiger Docent und Schriftsteller und stieg zugleich von einer Ehre zur andern, 1798 ward er Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften sowie der Commissionen für die Universitätsbibliothek, der besseren Einrichtung der dänischen Schulen, der wechselseitigen Schuleinrichtung, der liturgischen Commission, des Missionscollegiums, der Commission für Alterthümer u. s. w. Es erschienen in dieser Periode von ihm u. A.: „Versuch über die kirchlichen Alterthümer der Gnostiker“, 1790, 2. Aufl. 1791. „Magazin für Kirchengeschichte und Kirchenrecht des Nordens“, 2 Thle. 1792 ff. „Vermischte Beiträge zur Kirchengeschichte“, 1798. „Handbuch der älteren christlichen Dogmengeschichte“, 1801, 2 Bde., dänisch, 1804 deutsch. Ferner

„Statutenbuch des Ordens der Tempelherren“, 1794. „Parallelismen der Geschichte“, 1806. „Die Belagerung von Kopenhagen im Sommer 1807“, 1807, auch ins Dänische und Italienische übersetzt. — Am 1. April wurde er zum Bischof des Stiftes Seeland ernannt und begann nun seine praktische kirchliche Wirksamkeit, setzte aber dabei seine litterarische Thätigkeit fort bis an sein Ende. 28. Juni 1808 ward er ernannt zum Ordensbischof und Mitglied des Kapitels der Ritterorden, nachdem er vorher an der Commission zur Erweiterung des Danebrogordens Theil genommen, im August ward er Ritter vom Danebrog und Danebrogsmann, 1809 Mitdirector des Königlichen Pastoralseminars zur praktischen Ausbildung der theologischen Candidaten, veranlaßte 1812 die Errichtung einer Stiftsbibliothek für die seeländische Geistlichkeit, ward im selben Jahr Commandeur vom Danebrog, nahm Theil an der Stiftung der dänischen Bibelgesellschaft 1814 und ward 1815 Vicepräsident derselben, verrichtete die Salbung bei dem Krönungsfest König Friedrichs VI., trat in die Commission zur Ausarbeitung einer neuen dänischen Uebersetzung des Neuen Testaments; 1817 Großkreuz des Danebrogordens, war zugleich Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften, † am 9. April 1830. Als Kanzelredner hat er im Allgemeinen sich keinen besonderen Ruf erworben, dagegen galten seine Casualreden in der Regel als treffend. Als Bischof übte er für Kirche und Schule eine umfassende Wirksamkeit. Seine Detailkenntniß der Verhältnisse wurde bewundert und galt er als besonders tüchtiger Geschäftsmann. Seine gelehrten Studien setzte er eifrigst fort und ist ein fruchtbarer Schriftsteller gewesen. Die meisten seiner Schriften sind in deutscher oder lateinischer Sprache abgefaßt. Wir nennen noch: „Erklärung einer griechischen Inschrift, welche auf die samothracischen Mysterien Bezug hat“, 1810. „De schola Antiochena“, 1811 (deutsch in Stäudlin und Tzschirner's Archiv der Kirchengesch. I, 1). „Odae gnost. Salomoni tributae“, 1812. „Observationum sacrarum ex marmoribus maxime Graec. specimen“, 1814. „Antiquarische Abhandlungen“, 1816. „Religion der Karthager“, 1816, 2. Aufl. 1821 mit Anhängen: „Sendschreiben an Creuzer über Sardische Idole, Der Tempel der himmlischen Göttin zu Paphos, Religion der Babylonier“. „Velia in Lucanien“, 1818. „Symbola veteris eccl. artis operibus expressa“, 1819. „Der jüdische Krieg unter Trajan und Hadrian“, 1821. „Narratio de Lucio primo episcopo roman.“, 1823. „De rebus Ituraeorum“, 1821. „Sinnbilder und Kunstvorstellungen der alten Christen“, 1825. „Symbolae ad interpretationem evang. Joannis ex marmoribus expr.“, 1826. „J. F. Materni de errore profanarum religionum liber edidit M.“, 1827. „Die Christin im heidnischen Hause“, 1828. „Primordia eccl. Africanae“, 1829. „Der Stern der Weisen. Untersuchungen über das Geburtsjahr Christi“, 1827. — 1794 erschien von ihm die Biographie seines Vaters in dänischer Sprache. Viele Beiträge lieferte er zu den Zeitschriften von Henke, Eichhorn, Stäudlin und Tzschirner, sowie zu den Schriften der Gesellschaft der Wissenschaften. Auch in den Studien und Kritiken 1833 sind nach seinem Tode mitgetheilt die Abhandlungen „Die altbritische Kirche“, Heft 1 und „Ueber den Ursprung und die Identität des Bischof- und Presbyteramtes“, Heft 3. Als Bischof verfaßte er zum Reformationsjubelfest 1817 eine „Epistola Encyclica“ (deutsch v. A. Neuber). Für die Kirchengeschichte Dänemarks hat er besonders viel geleistet. Schon 1802 erschien in dänischer Sprache „Die Reformationshistorie Dänemarks“, 2 Bde. Hernach in deutscher Sprache „Kirchengeschichte Dänemarks“, 1823—33 in 3 Bänden.

Dansk Conversationslex. Bd. XXI. (nach seinen eigenen Angaben). J. P. Mynster, Fr. Münter, Bischof von Seeland. Eine biogr. Skizze in Studien u. Kritiken, 1833, I, 813 ff. Nyeste blandede Skrifter III, 167 ff.

Erslev, Forfatterlex. II, 362. Supplement II, 470. Helvig, D. danske Kirkehist. II, 260 ff. Herzog, Realencyclopädie (von Pelt), 2. Aufl. X, 363.
Carstens.

Münter: Julius M., Botaniker und Zoologe, geb. am 14. Nov. 1815 in Nordhausen, und dort, sowie in Mühlhausen, auf dem Gymnasium gebildet, studirte (1838) in Berlin, wo er am 27. Mai 1841 zum Doctor der Medicin promovirt wurde. Nachdem er in der Hauptstadt als praktischer Arzt und an der Charité (1845), sowie an der Bibliothek (1841) und, seit seiner Habilitation (1848), als Docent an der Universität gewirkt hatte, wurde er (1849) als außerordentlicher Professor der Botanik und Zoologie nach Greifswald berufen und lehrte auch zugleich an der landwirthschaftlichen Akademie in Eldena. Seit dem 9. Juli 1851 erhielt er die ordentliche Professur und zugleich die Leitung des botanischen Gartens und des zoologischen Museums, von welchen Aemtern er das erste bis zu seinem Tode, das letztere bis zur Abzweigung einer besonderen Professur für Zoologie führte, und wurde auch von der Universität Rostock (1853) zum Doctor der Philosophie honoris causa ernannt. Seit jener Zeit theilte sich seine Thätigkeit in doppelter Richtung, einerseits in eine wissenschaftliche, welche er in seinen Vorlesungen und zahlreichen Abhandlungen in den betreffenden Fachzeitschriften, u. A. in der botanischen und Gartenzeitung, in den Annalen für Landwirthschaft, im Encycl. Wörterbuch, in Erichson's Archiv für Naturgeschichte, in O. Ule's Natur u. s. w., sowie in seiner Theilnahme an naturwissenschaftlichen Vereinen, ausübte; andererseits in eine praktische, indem er den botanischen Garten neu organisirte, und als Mitglied des bürgerschaftlichen Collegiums und des Greifswalder Verschönerungsvereins, die Umgebung Greifswalds mit den herrlichsten Baumanpflanzungen schmückte. In Anerkennung dieser Verdienste erhielt er von zahlreichen wissenschaftlichen Gesellschaften das Diplom eines Ehrenmitgliedes und vom Ministerium den Titel eines Geheimen Regierungsrathes, sowie, nach seinem Tode am 2. Februar 1885, in einer nach ihm benannten Anlage ein Denkmal.

Die Gründung des botanischen Gartens der Königl. Universität Greifswald, Rede zur Feier des hundertjährigen Bestehens des botanischen Gartens in Greifswald von Andr. Heinr. Aug. Julius Münter, Greifswald 1864, p. 14, mit einer Selbstbiographie. Th. Pyl.

Müntzer: Georg M. Er war geboren zu Steinbach, war der erste, welcher am 10. September 1652 an der neuen Universität zu Bamberg öffentlich in der Aula aus dem Kirchenrechte disputirte, bei welcher Gelegenheit actenmäßig festgestellt wurde, daß niemand hierauf das Recht habe, ging nach erlangter Doctorwürde nach Wien, wo er Provicar und Official des Bischofs wurde. Seine weiteren Lebensumstände sind nicht bekannt. Schriften ohne besonderen Werth: „Flos juris canonici de personis ecclesiasticis“, Bamb. 1652, 12, „Fructus juris canon. de judiciis in Bambergensis ecclesiae area collectus“, ib. 1653, 12.

Jäck, Pantheon Sp. 800. v. Schulte.

Munz: Georg Christoph M., geb. am 19. März 1691 zu Nürnberg, studirte in Altorf, ward dann Hauslehrer in Leipzig, stand seit 1716 in verschiedenen Kirchen- und Schulämtern zu Nürnberg, ward 1736 Rector in Saalfeld, 1740 (oder 1741) Pastor zu Markt-Gölitz und kam 1743 als Pastor und Superintendenturadjunct nach Gräfenthal, wo er am 13. Februar 1768 starb. Er war Mitglied des Pegnesischen Blumenordens unter dem Namen Philodectus. — M. hat geistliche Lieder gedichtet, von denen 24 Aufnahme fanden in der von dem Buchdrucker Georg Christoph Rümler zu Nürnberg herausgegebenen Samm-

lung: „Evangelische Sterbe- und Todespsalmen", I. 1764, II. 1765; vgl. die Vorrede.

Rotermund zum Jöcher V, Sp. 196 f. Meusel IX, S. 461 ff.; hier ein Verzeichniß seiner Schriften. Wetzel, Hymnopoeographia IV, S. 362 ff. Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., VI, S. 399.

l. u.

Münz: Martin M., Arzt, ist den 5. Februar 1785 in Bamberg geboren. Nach Beendigung seiner medicinischen Studien in Landshut fand er daselbst 1812 eine Anstellung als Prosector am anatomischen Institute, 1814 habilitirte er sich als Privatdocent, 1816 ward er zum Professor extraordinarius und 1821 zum Professor ordinarius an der Ludwig-Maximilians-Universität zu Landshut ernannt. Nach Auflösung der Universität im J. 1826 blieb er als Professor der Anatomie an der dort begründeten chirurgischen Schule, wurde dann 1828 in gleicher Eigenschaft an die Universität nach Würzburg berufen und hier ist er am 18. März 1848 gestorben. — M. ist Verfasser eines seiner Zeit beliebten „Handbuches der Anatomie des menschlichen Körpers" (in 5 Theilen, Landshut 1815, 1817 [1821, 1827], Würzburg 1835, 1836). Außerdem hat er eine überaus große Reihe theils rein anatomischer, theils vergleichend- und pathologisch-anatomischer Artikel in akademischen Gelegenheitsschriften und verschiedenen medicinischen Journalen veröffentlicht.

Ein Verzeichniß der Programme findet sich in Callisen, Med. Schriftsteller-Lexicon XXX, S. 486. Aug. Hirsch.

Münzenberg: Friedrich Kasimir Graf zu Hanau-Münzenberg, geb. den 4. August 1623 und † den 30. März 1685, ein Sohn des Grafen Philipp Wolfgang von Hanau-Lichtenberg und dessen Gemahlin Johanna von Oettingen. Nach dem Tode seines Vaters, der am 14. Februar 1641 erfolgte, kamen die drei Söhne desselben: Friedrich Kasimir, Johann Philipp und Johann Reinhard II. unter die Vormundschaft des Grafen Johann Ernst von Hanau-Münzenberg. Als aber letzterer schon am 12. Januar 1642 starb, fiel nach dem hanauischen Erbvertrag von 1610 (vgl. Bd. X S. 498) die Grafschaft Hanau-Münzenberg an Friedrich Kasimir als den ältesten der Lichtenberger Brüder. Sofort ließ derselbe durch seinen nunmehrigen Vormund Georg von Fleckenstein die Unterthanen sich huldigen. Die verschiedenen Lehnhöfe in der münzenbergischen Grafschaft machten nun Anstalt, die Lehen, welche sie von dem Grafen Johann Ernst besessen, einzuziehen. Dadurch stand dem Lande ein großer Schaden bevor, welchen man abzuwenden suchte durch die Vermittelung der Landgräfin Amalie Elisabeth von Hessen. Diese, Wittwe Wilhelms V. und eine Tochter Philipp Ludwigs II. von Hanau-Münzenberg, hatte schon so manches Opfer für das hanauische Land gebracht und war auch jetzt gern bereit, es vor dem Verfall zu bewahren zu helfen. Ihrem Ansehen gelang es, jene Lehnherrn dahin zu bewegen, daß sie ihre Lehen dem Grafen Friedrich Kasimir ertheilten. Hierauf schloß dieser einen Vertrag mit der Landgräfin, daß im Falle des Aussterbens des hanauischen Mannesstammes Hessen-Kassel die Nachfolge in der Grafschaft Hanau-Münzenberg zugesichert werde. Auch überließ er der Landgräfin wegen ihrer Ansprüche und rückständigen Forderungen an die Grafschaft die Kellerei Naumburg und das Amt Schwarzenfels pfandweise.

Hierauf begab sich M. auf Reisen nach Frankreich, Spanien, Italien, England und Holland, um sich in den Wissenschaften, wozu er in der Jugend einen guten Grund gelegt, weiter auszubilden. Während dieser Zeit starb sein Vormund Georg von Fleckenstein, an dessen Stelle nun Graf Georg Albrecht zu Erbach trat. Endlich übernahm der Graf 1647 selbst die Regierung in Hanau und vermählte sich mit der Wittwe des verstorbenen hanauischen Grafen Philipp

Moritz, mit Sibylle Christine, einer geborenen Prinzessin von Anhalt-Dessau, welche seit 1645 ihren Wittwensitz zu Steinau an der Straße genommen hatte. Zugleich beschwor er die alten Verträge wegen des Rechtes der Erstgeburt, nichts von der Grafschaft veräußern zu wollen, wie er denn auch kurz vorher die reformirte Kirchenordnung des Grafen Philipp Ludwig II. zur Beruhigung der Unterthanen, welche bis auf wenige Ausnahmen dieser Confession angehörten und voller Besorgniß dem Antritte seiner Regierung entgegensahen, erneuerte. Ungünstiger konnten die Verhältnisse für den jungen Grafen nicht liegen als er sie antraf. Alles war durch den langwierigen Krieg in Verfall gerathen und alles sollte er jetzt auf einmal zur Zufriedenheit wieder in Ordnung bringen. Aber dazu gehörte vor allem Geld und gerade daran gebrach es ihm überall. Dazu brachte ihn die auf den Verhandlungen des westphälischen Friedenscongresses von Schweden an die Grafschaft Hanau-Münzenberg gestellte Forderung von 32,042 Thalern und an Hanau-Lichtenberg von 21,360 Thalern als Entschädigung für Kriegskosten in nicht geringe Verlegenheit. Dieselbe wurde einigermaßen paralysirt durch die Bemühungen seines Legaten Dr. jur. Geißel auf dem genannten Congresse, wodurch die von Kurmainz weggenommene Stadt Babenhausen wieder an Hanau fiel, welche Friedrich Kasimir einer väterlichen Verordnung gemäß seinem Bruder Johann Philipp zuwies. Ebenso gelang es dem Dr. Geißel, das reiche reformirte Kloster Schlüchtern, welches in den Kriegswirren an Würzburg verloren gegangen, für Hanau-Münzenberg zurück zu erhalten, wogegen dieses dem Kurfürsten Johann Philipp von Mainz, dem damaligen Bischofe von Würzburg, die Salzbrunnen in Orb abtreten mußte. Einige weitere Vergleiche mit Grenznachbarn ging der Graf, da er sie als zum Besten seines Landes gereichend ansah, in den nächsten Jahren ein. An dem guten Willen, demselben zu helfen, fehlte es ihm nicht. Eine edel angelegte Persönlichkeit, mit reichen Geistesgaben ausgestattet, ein Gönner der Gelehrten und Beförderer aller wissenschaftlichen Bestrebungen, wurde M. als ein Mitglied in den Palmen-Orden unter dem Namen des Erhöhenden aufgenommen. Bei dem Kaiser Ferdinand III. stand er in hohem Ansehen und wurde von demselben zum Rathe ernannt. Bei allen diesen Vorzügen fehlte es aber dem Grafen an der nöthigen Gedankenconcentration, um seinen einem anderen Religionsbekenntniß angehörigen Unterthanen gerecht werden zu können, sowie an Charakterfestigkeit, um bei seinem Hange zum Abenteuerlichen in seiner Stellung vor extremen Ausschreitungen gesichert zu sein. Nur dadurch konnte er auf Abwege gerathen, welche ihn und sein Land einem völligen Ruin zugeführt hätten, wenn nicht noch bei Zeiten ihm in energischer Weise entgegengetreten worden wäre.

Einen großen Fehler beging nämlich M., daß er von Anfang seiner Regierung in Hanau an seine lutherischen Religionsgenossen überall den Reformirten bei Besetzung öffentlicher Aemter vorzog und alsbald an die Errichtung einer lutherischen Kirche in dieser Stadt die Hand legte. 1658 wurde die lutherische Johanneskirche daselbst erbaut, sodann ein lutherisches Gymnasium errichtet. Die Forderungen der Reformirten, ihre der Herrschaft aus ihren geistlichen Gefällen vorgeschossenen Summen zurückzuerstatten, ihre hohe Landesschule auszubauen u. a. wurde dagegen in die Länge geschoben. In Hanau selbst brach ein heftiger Streit zwischen dem Grafen und den beiden Fremden-Gemeinen aus, welchen er den Summepiscopat aufdrängen wollte, indem er ihnen die Autonomie zu nehmen und einen weltlichen Präsidenten ihren Consistorien vorzusetzen suchte. Beiderseits processirte man darüber bis zum Jahre 1670, in welchem der treffliche eine Pastor derselben, Pierre Philippe, starb. Leichteres Spiel hatte M. auf dem Lande, wo es nicht an gefügigen Beamten und servilen Bürgermeistern fehlte, welche seine kirchlichen Bestrebungen gern unterstützten. Er zog ausländische

Lutheraner ins Land und errichtete, wo nur einige derselben sich niederließen, eine lutherische Kirche oder ein Simultaneum mit den Reformirten. Auf diese Weise entstanden nacheinander außer Hanau an folgenden Orten kleine lutherische Gemeinden neben den reformirten: Bockenheim, Berkersheim, Seckbach, Bruchköbel, Bieber, Dorheim, Fechenheim, Hochstadt, Nauheim, Kesselstadt, Rüdigheim, Windecken, Altenhaßlau, Schwalheim und Steinau. Diesen Vorgängen sahen die Unterthanen mit Erbitterung zu, welche sich noch steigerte, als am 25. April 1666 der jüngste Bruder des Grafen, Johann Reinhard II., gestorben war, der einzige dieser Brüder, welcher Söhne: Philipp Reinhard, 2 Jahre, und Johann Reinhard III., 1 Jahr alt, hinterließ, über welche nun deren Mutter Anna Magdalena, eine geborene Pfalzgräfin, mit Hülfe ihres Bruders, des Pfalzgrafen Christian II. von Birkenfeld, die Vormundschaft führte. Weil aber diese der reformirten Kirche angehörten, so sprach M. das Recht der Vormundschaft an, damit seine Neffen in dem lutherischen Bekenntnisse erzogen und die Unterthanen darin nicht angefochten werden möchten. Jahre lang bildete diese Frage einen argen Zankapfel, zumal als 1669 des Grafen anderer Bruder Johann Philipp auch kinderlos gestorben war und seine eigene Ehe unfruchtbar war. Die Unterthanen der Münzenberger wie Lichtenberger Grafschaft kamen über diesen Streitigkeiten in die größte Aufregung.

Inmitten dieser Wirren überließ sich M. höchst schlimmen Rathgebern, welche in schlauer Weise seinen Hang zum Phantastischen zu benutzen wußten. Ein berüchtigter Arzt Namens Friedrich Kretschmar verstand es, sich dem Grafen zu empfehlen, daß er ihn als Rath annahm und ihm sein volles Vertrauen schenkte. Derselbe suchte in jeder Weise die Neigung seines Herrn zur Verschwendung zu unterstützen. So wurde 1660 wegen der Zurückberufung des Königs Karl II. nach England in Hanau ein großes Freudenfest gefeiert, später fanden allerlei Lustbarkeiten statt, als einige vom Kaiser Leopold dem Grafen verehrte Kunstwerke ankamen u. a. Dabei suchte Kretschmar die Zwietracht unter den beiden evangelischen Bekenntnissen bei jeder Gelegenheit zu vergrößern, den Grafen aber, der sich bereits nicht mehr scheute, um nur seinen Leidenschaften fröhnen zu können, selbst Domanialgüter zu veräußern, in solchen Wegen zu bestärken. Später kam ein noch schlimmerer Mensch, der wegen seines Atheismus aus Schweden vertriebene Reichsrath Skytte als Rathgeber Münzenberg's hinzu, dem sich dann außer anderen der Projectenmacher Johann Joachim Becher beigesellte. Letzterer, zum Geheimen Rath erhoben, veranlaßte den Grafen zu einem Vertrage mit der westindischen Compagnie in den Niederlanden, um ein deutsches Königreich in Südamerika an der Küste von Guiana zu errichten. Die Ausführung desselben, besonders die Reise Becher's nach den Niederlanden, verursachten enorme Kosten. Mit großem Pompe wurde die Ratification dieses Kaufes zu Hanau gefeiert, gegen welchen die Agnaten protestirten und dessen Werthlosigkeit der Graf zu spät einsah. Um sich aus den dadurch entstandenen pecuniären Mißlichkeiten zu helfen, verpfändete er, allen Hausverträgen zuwider, an den in spanischen Diensten stehenden Landgrafen Georg Christian von Hessen-Homburg, welcher römisch-katholisch geworden war, den Flecken Rodheim. Auch das Amt Dorheim mit dem Salzwerke zu Nauheim suchte er zu veräußern und entließ seine Räthe, da sie ihn in einem ernsten Schreiben datirt Hanau den 14. Juli 1669 davon abzuhalten suchten. Schon hatte sich das Gerücht verbreitet, daß er auch seine Lichtenberger Grafschaft dem Herzoge von Lothringen verpfänden und auf die Vorspiegelungen des genannten Landgrafen, von dem er sich gänzlich leiten ließ, den evangelischen Glauben verlassen wolle, worüber allerlei Unruhe unter dem Volke entstand, da raffte sich seine Gemahlin sowie die Wittwe seines Bruders Johann Heinrich im Namen ihrer beiden minderjährigen Söhne während der Ab-

wesenheit des Landgrafen auf und bewirkten durch energische Vorstellungen eine gänzliche Sinnesänderung bei dem Grafen. Dieser bereute seine vielen Thorheiten, durch welche er das Land an den Rand des Verderbens und sich bei seinen Unterthanen in gänzliche Verachtung gebracht. Hülfreich bot der Kaiser ihm nun die Hand, indem er eine Commission ernannte, welche Ruhe und Ordnung wieder im Lande herstellen sollte. Hessen-Cassel schickte zu demselben Zwecke militärische Unterstützung. Seine bisherigen verderblichen Rathgeber entließ nun der Graf, wie er denn auch seinen Hofstaat einschränkte und mit der That bezeugte, daß es ihm ernst mit seiner Lebensänderung sei. Die unheilvollen kirchlichen Streitigkeiten beider Confessionen wurden beigelegt in dem Religionsreceß vom 16./26. August 1670, worin in 39 Artikeln mit Zugrundlegung des Erbvereins von 1610 genau bestimmt wurde, wie es in der Folge in beiden Grafschaften zu halten sei, sowie daß es auch bei der einmal eingesetzten Vormundschaft über die beiden minderjährigen Grafen bleiben solle. Die Kurfürsten von Mainz, Brandenburg, Pfalz, Sachsen, sowie die beiden hessischen Landgrafen und der Pfalzgraf von Birkenfeld übernahmen die Garantie dieses Recesses, welcher beiden evangelischen Confessionsverwandten vollkommen gleiche Berechtigung zusicherte. Seiner Schwägerin Anna Magdalena, welcher er 1671 das Amt Babenhausen, welches ehedem sein Bruder Johann Philipp besessen, überließ, sowie deren Bruder, dem Pfalzgrafen Christian II. von Birkenfeld, dem Vormünder der genannten jungen Grafen, räumte er die Mitregierung bei allen wichtigen Angelegenheiten ein. Auch gab er nun eine Menge von Verordnungen heraus, welche das Wohl des Volkes bezweckten und ihm allmählich die Achtung und Liebe desselben wiedergewannen. Seine letzten Lebensjahre, welche er in wieder völlig geordneten finanziellen Verhältnissen verlebte, wurden noch getrübt durch den Verlust der Lichtenberger Besitzungen, welche schon von 1672 bis 1679 die Franzosen unter Turenne auf das Entsetzlichste verheert hatten, an Ludwig XIV., welcher sich bekanntlich 1681 des ganzen Elsasses bemächtigte. Dagegen machte M. ein Jahr vor seinem Tode einen Tauschvergleich mit Mainz, welchem er die hanauische Hälfte des Amtes Partenstein, die Dörfer Ried und Grießheim bei Höchst am Main, sowie seinen Antheil an Münster und Oberrode gegen Bieber, Lohrhaupten und den mainzischen Antheil an Münzenberg, Heuchelheim und Dudenhofen zuerkannte. In Betreff seiner beiden Neffen hatte er die Bestimmung getroffen, daß dieselben ihn beerben und dem ältesten die Wahl unter den beiden Grafschaften freistehen sollte. Eine Gliederkrankheit machte seinem Leben ein Ende. Sein Leichnam wurde in der Johanniskirche beigesetzt. Bereits am 21. Februar 1686 folgte ihm seine 22 Jahre ältere Gemahlin im Tode nach.

Hanauisches Magazin v. J. 1781, 4. Bd. Carl Arnd, Gesch. der Provinz Hanau, Hanau 1858. Calaminus, Nachricht über die Gründung der evang. Marien- und Johanniskirche zu Hanau, Hanau 1858. Fr. W. Cuno, Gedächtnißbuch deutscher Fürsten und Fürstinnen reform. Bek., I, Barmen (1882), S. 101 f. Lehmann, Urkundl. Gesch. der Grafschaft Hanau-Lichtenberg, II, S. 495 f. Leclerq, Une Eglise réformée au 17 siècle, Hanau 1868. Moser, Patriotisches Archiv für Deutschland, XII, S. 495 f., Mannh. und Leipz. 1790. Rommel, Gesch. von Hessen, IX, S. 261 f.

Cuno.

Münzer: Thomas M., geb. um das Jahr 1490 zu Stolberg am Harze, erhielt, ungewiß wo und auf welche Art, eine gelehrte Bildung und fühlte sich schon frühe zur Theologie, insbesondere, wie es scheint, zum Studium der Mystiker hingezogen. In einem unsteten Leben wurde er von Ort zu Ort geführt. Er war Lehrer zu Aschersleben und Halle, wird 1515 als Propst vermuthlich eines Nonnenklosters zu Frohsa bezeichnet, lehrte vielleicht danach am Martinigymna-

sium in Braunschweig, hielt sich eine Zeit lang in Leipzig auf, wurde 1519 Kaplan und Beichtvater der Bernhardiner-Nonnen im Kloster Beutwitz bei Weißenfels (vgl. einen von hier datirten Brief Münzer's bei K. und W. Krafft: Briefe und Documente aus der Zeit der Reformation im 16. Jahrhundert. Elberfeld, Lucas 1875 S. 99) und folgte 1520 einem Rufe nach Zwickau, wo er zuerst Prediger zu St. Marien, dann zu St. Katharinen wurde. Hier wandte er sich mit Entschiedenheit wider das Klosterwesen und suchte gegen die Anfeindungen der Bettelmönche die Hülfe Luther's nach. Ein anderer Streit, der ihn vollkommen mit seinem Berufsgenossen Egranus entzweite (s. A. D. B. Bd. V S. 692), führte zunächst zur Entfernung dieses Mannes aus der Stadt. Aber auch M., dessen Verbindung mit den unruhigen Tuchweberknappen und dem unter ihnen angesehenen schwärmerischen Nikolaus Storch gefährlich erschien, mußte 1521 vom Platze weichen. Er begab sich nach Böhmen, der Wiege der taboritischen Lehren, für die er sehr empfänglich war. Vermuthlich war eine Zeit lang Marcus Thomae Stübner aus Elsterberg mit ihm, der in Wittenberg studirt und Melanchthon's Freundschaft gewonnen hatte. M., welcher auf Sympathien des böhmischen Volkes gerechnet haben mochte, schlug am 1. November 1521 in Prag eine pathetische Proclamation an, in der er verkündete, aus diesem auserwählten Lande werde die neue Kirche ausgehen, und predigte in der Kapelle Corporis Christi (s. des Bartholomäus von St. Aegidien Chronik, herausgegeben von C. Höfler, Prag 1859, S. 102). Aber er fand keinen Anhang und wurde kurze Zeit in Haft gehalten. Er verweilte 1522 wieder in den thüringisch-sächsischen Gegenden, namentlich in Nordhausen, und erlangte im Anfange des Jahres 1523 eine Pfarrstelle in Alstedt, wo er sich mit einer aus dem Kloster ausgetretenen Nonne verheirathete. Hier führte er eine durchaus deutsche Gottesdienstordnung ein, die er in mehreren Druckschriften, wie namentlich „Ordnung und Berechnunge des Teutschen Ampts ze Alstadt“ weiteren Kreisen bekannt machte. Er behielt hier die Taufe der Unmündigen noch bei. Auch später hat er, so sehr er sich mit gewissen Ideen mancher Anabaptisten berührte, nachweislich niemals wiedergetauft. Von Alstedt aus schrieb er noch im Juli 1523 freundschaftlich an Luther, um sich gegen manche Vorwürfe zu rechtfertigen, aber sein Gegensatz zu den führenden Geistern Wittenbergs verschärfte sich zusehends. Seine Zwickauer Gesinnungsgenossen, Storch und Stübner, hatten schon Ende 1521 in Wittenberg Aufregung hervorgerufen, indem sie sich wunderbarer Offenbarungen rühmten und wider die Kindertaufe Einwendungen erhoben. Mit Andreas Karlstadt (Bodenstein, s. A. D. B. Bd. III S. 8—15, doch ist es ein Irrthum, wenn es daselbst heißt: „Münzer sei „eben damals nach Wittenberg gekommen“) stand er in Briefwechsel, und als Karlstadt mit Preisgebung seines akademischen Lehramtes die Pfarrei von Orlamünde einnahm, wirkten sie eine Zeit lang in derselben Richtung. Anknüpfend an die Mystik setzten sie die innere Eingebung über das Bibelwort, eiferten gegen die „neuen Papisten“ und forderten radicale Aenderungen des Cultus, wie namentlich Zerstörung der Altäre und Bilder. Bei M. nahmen jedoch die spiritualistischen Ansichten, die Schilderungen der qualvollen Seelenzustände, die zur Vergottung führen, untermischt mit dem Berichte von Träumen und Visionen, einen glühenderen Charakter an. M. ging ohne Zweifel schon damals über die Bestrebungen Karlstadt's dadurch hinaus, daß er als Prediger, Schriftsteller und Agitator, wenn schon er es gelegentlich leugnete, auch das politisch-sociale Gebiet in Angriff nahm und für die Ausführung von Umsturzversuchen Genossen warb. Schon in seiner Jugend scheint er einen geheimen Bund gegen den Erzbischof zu Magdeburg ins Leben gerufen zu haben. Er hatte gleichviel Neigung wie Talent, durch Stiftung von Vereinen, vorzüglich unter der ärmeren, mannigfach gedrückten Bevölkerung in

Stadt und Land, unter Handwerkern und Bauern sich Anhang zu verschaffen. Die Ziele seines Strebens sind nicht durchaus klar und die dunkle, excentrische Sprache seiner Schriften erschwert es, seine politischen und socialen Ideen in voller Schärfe zu fassen. Den Tod vor Augen hat er bekannt: die Gütergemeinschaft habe an der Spitze seines Programms gestanden und die Obrigkeit, welche sich ihrer Einführung nicht fügen wolle, solle dem Untergange geweiht sein.

In dem ehrgeizigen Fanatiker vermengten sich chiliastische Gedanken, die auf eine unmittelbare, gewaltsame Verwirklichung des Reiches Gottes auf Erden ausgingen, mit der bitteren Erkenntniß so vieler auch durch die Reformation unheilbarer Leiden der bürgerlichen Gesellschaft. Um die Wette mit seinem Amtsgenossen Simon Haferitz, einem ausgetretenen Carmeliter, der später reuig wurde, verhetzte er das massenhaft zuströmende Volk und gewann großen Anhang. Die Propaganda für eine gewaltsame, radicale Durchführung der Reformation bot dazu die beste Gelegenheit. Es war in Münzer's Sinn, wenn das Volk die Kapelle zu Mallerbach, zu deren wunderthätigem Marienbilde gewallfahrtet wurde, im April 1524 stürmte und verbrannte. Unterthanen benachbarter, katholisch gesinnter Herrschaften, die sich von diesen bedrängt sahen, weil sie zu Münzer's Predigt herbeieilten, ermahnte er, mit anderen im Bunde zu den Waffen zu greifen. Er begeisterte Männer und Frauen zum bevorstehenden Kampfe gegen „die Tyrannen und alle, die wider das Evangelium streben" und prophezeite, daß von den „Auserwählten Gottes" einer wol 1000 oder 20,000 der Feinde erwürgen werde. „Die Zeit ist vorhanden", schrieb er verfolgten Unterthanen des Herzogs Georg von Sachsen, „daß ein Blutvergießen über die verstockte Welt ergehen soll um ihres Unglaubens willen. Da werden dann einem jeden seine Güter, die er vorhin um Gottes willen nicht hat wollen wagen, genommen werden um des Teufels willen ohne seinen Dank." In einer Predigt, die er 1524 vor den Herzögen Johann und Johann Friedrich auf dem Schlosse zu Alstedt hielt und dann drucken ließ (unter dem Titel „Außlegung des andern Unterschyds Danielis") forderte er sie auf, „das Regiment bei der Wurzel anzuheben", die Gottlosen zu vertilgen, widrigenfalls ihnen „das Schwert genommen werden müsse". Er verkündigte, daß der Herr „mit einer eisernen Stange unter die alten Töpfe schmeißen werde". Auch die Orlamünder suchte er zu gewaltthätigem Vorgehen fortzureißen, sie weigerten sich indessen „zu Messern und Spießen zu laufen" und wollten nur „mit dem Harnisch des Glaubens gewaffnet sein". Zwei weitere Schriften Münzer's aus dem Jahre 1524 zu Alstedt geschrieben, eine „Protestation oder Empietung" und „Von dem getichten Glauben" wandten sich namentlich gegen die reformatorische Lehre vom Glauben ans Evangelium, dem er die innere Offenbarung gegenüberstellte. Inzwischen hatte Luther selbst schon zum Einschreiten gegen den „Satan zu Alstedt" gerathen, der den „Herrn Omnes" zum Aufruhr errege. M., dessen Thätigkeit namentlich wegen des Verhältnisses zum Herzog Georg von Sachsen gefährlich zu werden drohte, wurde nach Weimar citirt und hatte sich hier am 1. August 1524 zu verantworten. Schösser, Schultheiß und Rath zu Alstedt wurden aufgefordert, Münzer's Druckerei eingehen zu lassen und den Drucker zu verabschieden, ihm selbst keine aufrührerische Predigt und Conspiration nachzusehen. Das landesherrliche Gebot sollte erfüllt werden, aber man gab dem Kurfürsten von Alstedt aus zu verstehen, daß, wenn M. ungehört verdammt würde, ein großer Aufruhr erfolgen möchte. Jedoch noch ehe weiteres gegen ihn verfügt wurde, entwich er heimlich über die Mauer in die thüringische Reichsstadt Mühlhausen, von wo er am 15. August die Getreuen in Alstedt ersuchte, seinem Weibe ein kleines Zehrgeld zu geben. Schon vor Münzer's Ankunft hatte in Mühlhausen ein entlaufener Mönch von bedeutender Begabung, Heinrich Pfeifer, nach Abstellung des alten Kirchendienstes die städtische

Verfassung im Kampfe mit dem Rathe zu ändern gewußt. Luther's den Mühlhäusern ertheilte Warnung vor dem falschen Geiste und Propheten, der in Schafskleidern dahergehe und inwendig ein reißender Wolf sei, kam zu spät.

Den günstigen Boden Mühlhausen's, wo sich alsbald eine Verbindung der Gemeinde mit der umwohnenden Bauernschaft anbahnte, fand M. für seine Zwecke wie gemacht. Er soll unter anderem gelehrt haben, man solle keiner Obrigkeit mehr gehorsam sein, Niemandem Zinsen oder Renten geben und den geistlichen Stand verfolgen und austreiben. Auch gab er hier eine Schrift in Druck: „Ausgetrückte Emplößung des falschen Glaubens der ungetreuen Welt", in der er sich als „Thomas Muntzer mit dem Hammer" bezeichnete, wider „die großen Hansen", die dem Herodes gleichen, eiferte und die „armen verworfenen Bauern" beklagte, die „ihr Leben mit der ganz sauren Nahrung zugebracht, auf daß sie den erzgottlosen Tyrannen den Hals gefüllt haben". Eine neue Bewegung in der Stadt führte den Rath noch einmal zum Siege und hatte Ende September die Vertreibung Münzer's und Pfeifer's zur Folge. M. begab sich, ohne Zweifel von Pfeifer begleitet, nach Süddeutschland. In Nürnberg ließ er seine „Hochverursachte Schutzrede und Antwort wider das geistlose sanfftlebende Fleysch zu Wittenberg" erscheinen. Sie war in erster Linie gegen Luther gerichtet, den er mit ausgesuchten Schimpfwörtern, wie „Erzteufel, Doctor Lügner, Wittenbergischer Pabst" bedachte. Er warf ihm vor, daß er den Fürsten schmeichle, ihnen Klöster und Kirchen schenke, während er die Bauern durch den Hinweis auf das die Mächtigen bedrohende Wort Gottes zu sättigen suche. Daneben entwickelte er seine eigene politische Theorie: „daß eine ganze Gemeinde Gewalt des Schwertes habe" und daß die Fürsten „nicht Herren, sondern Diener des Schwertes" seien, daher auch widerrechtlich alle Creatur, die Fische im Wasser, die Vögel in der Luft, das Gewächs auf Erden sich zu eigen gemacht hätten. Die Schrift schloß mit den Worten: „Das Volk wird frei werden und Gott will allein der Herr darüber sein." Er trug seine Lehre von der Souveränität des Volkes und von der Nothwendigkeit einer neuen Gütervertheilung mit Berufung auf Stellen der Bibel leidenschaftlich vor und traf damit die revolutionäre Stimmung der in ihren Tiefen erregten unteren Volksmassen in Stadt und Land. Von der Nürnberger Obrigkeit alsbald vertrieben, wandte er sich in die südwestlichen Gaue Deutschlands, wo sich seinen Agitationen ein weites Feld eröffnete. Hier, um die Ausläufer des Schwarzwaldes, an den Grenzen der Eidgenossenschaft, hatte bereits das Vorspiel zu dem großen Bauernkriege des folgenden Jahres begonnen.

Die Stadt Waldshut, mit der vorderösterreichischen Regierung in Streit, von aufrührerischen Bauern besetzt, war die Wiege einer „evangelischen Brüderschaft" geworden, die sich eine umfassende Organisation gab. Eine Züricher Freischaar stellte sich zum Schutze der Stadt ein und der einflußreiche Prediger Balthasar Hubmaier (s. Bd. XIII S. 264), der sich auf Schweizer Boden geflüchtet hatte, kehrte zu der ihm anhangenden Bürgerschaft zurück, um bald als einer der vornehmsten Wiedertäufer und zugleich als einer der radicalsten Führer der Revolution eine wichtige Rolle zu spielen. M. kam über Basel, wo er, begleitet von Hugowaldus, den Oekolampadius aufgesucht hatte, in diese Gegenden. Etwa acht Wochen trieb er hier, das Feuer schürend, sein Wesen. Die klettgauische Ortschaft Grießen wird hier als sein Sitz genannt, doch kann nicht bezweifelt werden, daß er, rastlos agitirend, von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf umherzog. Waldshut lag so nahe, daß er mit Leichtigkeit die Bekanntschaft jenes Balthasar Hubmaier machen konnte, und der Einfluß, den er auf diesen äußerte, muß als sehr bedeutend betrachtet werden. Von Zürich aus stellten sich, wenn Bullinger's Angaben Glauben zu schenken ist, Konrad Grebel (s. A. D. B. Bd. IX S. 619), Felix Manz und andere radicale Gegner Zwingli's bei ihm ein, die

M. schon früher, obwol in wesentlichen Punkten von ihm abweichend, brieflich ihre Hochachtung ausgesprochen hatten. Am 13. December 1524 wagte M. wieder nach Mühlhausen zurückzukehren, wo er noch viele Anhänger hatte. Pfeifer hatte sich wol schon früher eingefunden. Beiden gelang es mit Hilfe der benachbarten Bauern in stürmischer Volksbewegung den alten Rath zu stürzen, während die Bilder und Altäre in allen Kirchen zerstört, die Kirchenschätze geraubt, die Klöster aufgehoben und ausgeplündert wurden. Ohne sein Predigtamt aufzugeben hatte M. auf die Verhandlungen des neuen Rathes großen Einfluß, wohnte häufig seinen Sitzungen bei und betrieb kriegerische Vorbereitungen. Zunächst ging es an ein nächtliches „Pfaffenstürmen“ in den benachbarten Gebieten des Herzogs Georg. Als im Frühling 1525 der Bauernaufruhr von Süddeutschland aus sich mit reißender Schnelligkeit verbreitete, wurde Mühlhausen zum Mittelpunkte der Revolution in ihrer furchtbarsten Erscheinung. Während der praktischere und nüchternere Pfeifer als der Mann der wohl berechneten, schnellen That erscheint, suchte M. durch leidenschaftliche Mahn- und Drohbriefe in die Ferne zu wirken und den Bruderbund, der nöthigenfalls mit Feuer und Schwert gestiftet werden sollte, zu erweitern. Auch mit seinen oberdeutschen Freunden scheint er in reger Verbindung geblieben zu sein und von ihren Fortschritten Großes erhofft zu haben. Pfeifer trieb zum Losbruche und machte mit der Verwüstung von Kirchen, Schlössern und Klöstern des Eichsfeldes den Anfang. Andere Haufen wandten sich mordend und brennend gegen den Harz, die goldene Aue, das Mansfeldische. Adlige, die dem Drucke wichen, schworen, „alles frei zu geben und frei zu lassen, was Gott der Allmächtige gefreiet hat“. Wer Widerstand leistete, hatte auf keine Gnade zu rechnen. M. erschien zeitweilig im Felde, doch blieb Mühlhausen sein hauptsächlicher Stützpunkt. Von hier aus fuhr er fort durch flammende Anschreiben den Aufstand zu befördern. Er unterzeichnete sich mitunter „Thomas Münzer mit dem Schwerte Gideonis“, forderte mit wilden Worten dazu auf, mit den Gottlosen kein Erbarmen zu haben und verkündete aus biblischen Stellen, „daß die Gewalt dem gemeinen Volke gegeben werden solle“. Sein Einfluß drang jedoch nicht überall durch und selbst in Mühlhausen hatte er mitunter über die Widersetzlichkeit „der Brüder“ zu klagen.

Während die Bauernschaaren zu keiner festen Verbindung gelangten, waren die Streitkräfte Philipps von Hessen, Georgs von Sachsen, Heinrichs von Braunschweig im Begriffe sich zu vereinigen, um die Empörung zu dämpfen. Sie zogen gegen Frankenhausen, in dessen Nähe ein starker, aber schlecht gerüsteter Haufe lag. Unterhandlungen, zu deren Führung Graf Albrecht von Mansfeld sich bereit erklärt hatte, wurden durch die Ankunft Münzer's hintertrieben. Er war mit ein paar hundert Mann aus Mühlhausen angelangt und schrieb am 12. Mai drohend an den Grafen Albrecht und noch ungestümer an den katholischen Grafen Ernst von Mansfeld. Am 15. erfolgte der Angriff der Fürsten auf das Bauernheer, das sie mit leichter Mühe nach Einnahme der Wagenburg in wilde Flucht versprengten. M. entging dem Gemetzel, man fand ihn in Frankenhausen in einem Bette versteckt und führte ihn nach dem Schlosse Heldrungen ab. Die Folter entriß ihm ein umfassendes Bekenntniß. Er rieth den Brüdern in Mühlhausen die Waffen niederzulegen und bat, seinem Weibe und seinem Kinde seine Habe ausliefern zu lassen. Inzwischen hatte der neue Kurfürst von Sachsen, Johann, in seinen Gebieten die Ruhe wiederhergestellt. Mit den Siegern von Frankenhausen verbunden, rückte er vor die Stadt Mühlhausen, die am 25. Mai um Gnade bat und ein blutiges Strafgericht erlebte. M., von Heldrungen herbeigebracht, ward an einem der letzten Tage des Mai hingerichtet. Er soll vor seinem Ende die Fürsten ermahnt haben, fleißig in den Büchern Samuelis und der Könige zu lesen. Auch Pfeifer's, der aus Mühlhausen geflüchtet war,

hatte man sich bemächtigt. Er wurde gleichzeitig mit M. enthauptet und beider Köpfe wurden aufgepfählt. Ein Bruder Pfeifer's, Namens Georg, noch im März 1526 in Erfurt gefangen gehalten, wurde freigelassen.

Urkunden zur Geschichte Thomas Münzer's und des Bauernkrieges in Thüringen (1523—25) in E. Förstemann, Neues Urkundenbuch zur Geschichte der evangelischen Kirchenreformation, Hamburg 1842, Bd. I. — Zur Geschichte des Bauernkrieges im Thüringischen und Mansfeldischen (Briefe aus dem Weimarer Archiv, gesammelt von Förstemann) in den Neuen Mittheilungen des Thüringisch-Sächsischen Vereins für Erforschung des vaterländischen Alterthums 1868, Bd. XII, ebda. 1878: Das Ende des Bauernkrieges in Thüringen (Archivalien aus dem Dresdener Archiv, gesammelt von Seidemann), vgl. Forschungen zur deutschen Geschichte, Bd. XI u. XIV. Cornelius, Geschichte des Münsterischen Aufruhrs, Bd. II, S. 240—249. Heinrich Pfeifer und Thomas Münzer in Mühlhausen. Eine urkundliche Mittheilung aus der Mühlhäuser Chronik von Dr. F. A. Holzhausen in A. Schmidt's historischer Zeitschrift, Bd. IV. Kawerau, Kleine Nachlese z. Briefwechsel des Thomas M., in Zeitschr. d. Harzvereins, Bd. XII. Neues Archiv f. sächs. Gesch.- u. Alterthumskunde, Bd. III, 85. G. T. Strobel, Leben, Schriften und Lehren Thomae Müntzer's, Nürnberg und Altdorf 1795. J. K. Seidemann, Thomas Münzer, Dresden und Leipzig 1842. Die betreffenden Abschnitte in Zimmermann's Geschichte des großen Bauernkrieges, 2. Aufl. 1856 (mit Vorsicht zu benutzen, sie beruhen zum Theil auf der Ausbeute des Archivar Stephan aus dem Mühlhauser Archiv, die zusammengefaßt in: Stephan, Anzeige betreffend die Reformationsgeschichte Mühlhausens, 1862). G. Droysen, Zur Schlacht von Frankenhausen, Zeitschrift für preußische Geschichte, 1874.

Alfred Stern.

Munzinger: Joseph M., schweizerischer Staatsmann, geb. am 12. November 1791 zu Olten (Kanton Solothurn), † am 6. Februar 1855 zu Bern. Der Sprößling einer angesehenen, wohlhabenden Kaufmannsfamilie in dem stets rührigen Städtchen Olten, war M. schon durch seine Geburt in gegebene politische Bedingungen hineingebracht. Denn Olten war, neben Solothurn selbst, als einziges städtisches Gemeinwesen des nach streng aristokratischen, ausschließlichen Gesichtspuncten von dem Patriciate der Hauptstadt regierten Kantons, von vornherein in die Bahn der Opposition gewiesen. Eine der frühesten Erinnerungen Munzinger's war, daß er 1798 beim Bürgerfeste wegen Einführung der helvetischen Republik als Knabe Tell's aufgeführt worden sei. Als 1814, nach dem Sturze der Mediationseinrichtungen, gegen den Staatsstreich vom 8. Jan., der die vorrevolutionären Zustände herstellen sollte, ein allerdings mißglückter Gegenschlag von Olten her ins Werk gesetzt wurde, befand sich M. mit anderen Angehörigen seiner Familie unter den zumeist durch die Executionsmaßregeln betroffenen Bürgern. Er sah sich mehrmals kurz nacheinander bald der Gefangennehmung, bald dem Exile ausgesetzt. Als aber mit dem Jahre 1830 die Möglichkeit neuer Umgestaltungen sich eröffnete, trat M. sehr bald in die erste Reihe der Bewegung, da gerade Olten berufen schien, sich an die Spitze der in Gährung begriffenen Landestheile zu stellen. Auf den 22. December hatten die Liberalen eine Volksversammlung in die Mitte des Kantons, nach Balsthal, einberufen, wo nun M. vor 2500 im Schnee stehenden Zuhörern auf der Freitreppe eines Wirthshauses — „Der Munzinger uf der Stäge“ sang ein Volkslied — das Programm des schon vorher massenhaft hinausgeworfenen demokratischen Manifestes, des „rothen Büchleins“, auslegte, in der Forderung gipfelnd, daß die Souveränetät des Volkes ohne Rückhalt ausgesprochen werden solle. Rasch kamen nun die Dinge in Fluß, und nachdem am 13. Januar 1831 die den Balsthaler Begehren entsprechende neue Verfassung in der Volksabstimmung

angenommen worden war, wurde bei der Neubestellung der Behörden M. in den Großen und durch diesen in den Kleinen Rath gewählt und ebenso dazu berufen, den Kanton auf der Tagsatzung zu vertreten. Nach einem abermaligen Wahlsiege, der radicalen Oltener über die Mittelpartei, wuchs sein Einfluß noch mehr, und seit 1833, wo er Standespräsident wurde, lenkte er unbedingt sein engeres Vaterland. M. hatte keine höhere wissenschaftliche Bildung gewonnen, da er für den Handelsstand bestimmt war, und er war, als er aus commercieller Bethätigung in Italien nach Olten zurückgekehrt, stets auch mit den landwirthschaftlichen Arbeiten seines Hausstandes beschäftigt gewesen. Daneben hatte er jedoch als eifriger Musikliebhaber, nach einer in seiner Familie fast erblichen Anlage, sowie ferner als Mitglied einer über Olten hinaus gerne gehörten Theatergesellschaft, an den das kleinstädtische Treiben veredelnden idealen Bestrebungen sich bethätigt. Ganz besonders aber bewies er überall einen scharfen praktischen Blick und große Willenskraft. Mathy, welcher 1838 als Lehrer nach dem Dorfe Grenchen im Kanton Solothurn gekommen war, urtheilt über den obersten Staatsbeamten, der auch in Solothurn seinem Specereiladen kaufmännisch vorstand, für dessen Kleinkram die eigenen Töchter sich bethätigten, derselbe habe, obschon zumeist Autodidakt, den Eindruck eines „Mannes von echter Humanität, selbstlos, von angenehmen Formen, unerschütterlich wo es dem Gemeinwohle galt“, gemacht. M. sagte einmal zu Mathy, der ein scharfes Vorgehen der Regierung gegen die Grenchener nach einer Gehorsamsweigerung derselben bedauerte, daß er selbst, wäre er nicht abwesend gewesen, militärische Execution hinausgeschickt haben würde: „Der Einzelne des Volks hat ein großes Maß der Freiheit; aber wir dürfen nicht dulden, daß in einem einzigen Falle nur eine Haarbreite darüber hinausgegangen werde. Sonst sind wir verloren!“ — Wie in anderen 1830 neugestalteten Kantonen, wurde auf allen Gebieten, so auch dem der Schule, häufig rücksichtslos, gearbeitet; aber nach der in Zürich gelungenen Umwälzung von 1839, als in Luzern, im katholischen Theil des Aargau — dort um Joseph Leu sich schaarend — eine zugleich als klerikal und als demokratisch sich darstellende Partei ihre Wünsche zum Ausdrucke brachte, da wollte auch im Kanton Solothurn ein beträchtlicher Theil der Bevölkerung den gesetzlichen Termin ausnützen, da nach Verlauf der vorgesehenen zehn Jahre eine Revision der 1831 aufgestellten Verfassung statthaft wurde. Aber die Regierung von Solothurn verstand es, die aus der Zeit vor 1830 stammende, von ihr herüber genommene Autorität zu halten, auf ihr festes Beamtengefüge sich zu stützen, als Anfang 1841 nach dem Muster Luzerns (vgl. Bd. XVIII, S. 469 und 470) ein Eintreten in die demokratischen Geleise vorausgesehen werden mußte. Da scheute sich M. nicht, unter Heranziehung seiner „Längendorfer Schützen“, einer Art persönlicher Leibgarde, auf die er sich unbedingt verlassen konnte, und von sicheren Miliztruppen, seine Zusage an den Großen Rath bei dessen Verabschiedung vor der Volksabstimmung, daß die Regierung unter allen Umständen für die Ruhe des Kantons bedacht sein werde, in thatkräftiger Weise zu erfüllen. Schon vor dem Abstimmungstage füllten — in den ersten Januartagen von 1841 — die Häupter der Bewegungspartei die Solothurner Gefängnisse; der Kleine Rath wurde permanent erklärt und verlegte seine Sitzungen unter den Schutz der Truppen in die Kaserne; bis zum 18. Januar war, durch Annahme der in Munzinger's Sinne revidirten Verfassung, die Fortsetzung der bisherigen Regierungsart, die Stellung des vor keiner Consequenz zurückschreckenden leitenden Staatsmannes als Landammann, an der Spitze seines Volkes, von neuem gesichert. Allerdings verstand es sich nun auch von selbst, daß M. der von Luzern her den katholischen schweizerischen Bevölkerungen empfohlenen kirchlich-politischen Richtung scharf gegenüber stand, und zwischen ihm, welcher den katholischen Kanton Solothurn der um Luzern sich bil-

denden „Schutzvereinigung“, dem sonderbündischen Lager, entzogen hatte, und den Führern der sieben vereinigten Kantone bildete sich allmählich ein ausgeprägter persönlicher Gegensatz heraus, welcher insbesondere mehrmals auf den bewegten Tagsatzungen der vierziger Jahre zum Ausdrucke kam. Vorzüglich mit dem Luzerner Staatsschreiber, Bernhard Meyer, stieß er mehrmals hart zusammen, und dieser äußert in seinen hinterlassenen Memoiren über M. ein Wort eines Luzern geneigten baslerischen Tagsatzungsabgeordneten, daß der Gesandte von Solothurn förmlich von Galle leben müsse, da sein ganzes Gesicht, Alles, was er spreche, von Galle getränkt sei (vgl. auch Bd. XXI, S. 559). Aber eben „die staunenswerthe Beherrschung“, welche Meyer, zugleich neben voller Leidenschaftlichkeit, seinem Gegner zuschreibt, ermöglichte es M., Solothurn auf der von ihm gewollten Linie an der Seite der radicalen Kantone festzuhalten. Ueber die Freischaarenzüge von 1844 und 1845 sprach sich M. öffentlich vor allem Volke, in einer Schützenfestrede 1846, dahin aus: „Soll ich sie loben? Ich darf es nicht! Soll ich sie tadeln? Ich kann es nicht!“ Als dann jener „Donner und Blitz“, von deren Erscheinen allein er eine Erlösung aus den unglücklich gewordenen Verhältnissen, die Anbahnung einer neuen Bundesverfassung erhoffte, sicher bevorstanden, 1847, als für die in Aussicht stehende Tagsatzung der Executionsbeschluß gegen den Sonderbund ermöglicht werden sollte, da wußte M. durch seine zwingende Beredsamkeit, wie der im Mai versammelte Große Rath kurze Zeit unschlüssig zu sein schien, die Majorität für den Beschluß festzuhalten, daß der Gesandtschaft zur Tagsatzung die Instruction mitgegeben werde, nöthigenfalls für die Auflösung des Sonderbundes mit Waffengewalt die Stimme abzugeben. Wieder aber war dann auch M. jener Standesgesandte, der in der verhängnißvollen Schlußsitzung vom 29. October, als Bernhard Meyer vor seinem und seiner Gesinnungsgenossen Weggang Gott für sich zum Zeugen anrief, seine Leidenschaft nicht länger zurückhalten konnte, sondern die feierliche Stille durch den Ausruf störte, daß man den Namen Gottes für eine Sache gegnerischerseits anrufe, welche gewiß nicht göttlicher, sondern teuflischer Art sei. — Nach dem Siege der Tagsatzungsmehrheit im November 1847 zählte nun M. in Folge seiner langjährigen Erfahrungen in schweizerischen Bundesverhältnissen zu den bereitwilligst angehörten Rathgebern für den Aufbau der neuen Bundesverfassung. Er war im Frühjahr 1848 ein besonders einflußreiches Mitglied der durch die Tagsatzung bestellten Revisionscommission, und ihm vorzüglich dankte man die Annahme des Zweikammersystemes für die Bundesversammlung, weil hierin das einzige Mittel zur Ausgleichung der sich widerstreitenden Ansprüche von großen und von kleinen Kantonen liege. Nach erfolgter Annahme der neuen Verfassung, am 12. September, wurde M. am 16. November bei Bestellung der neuen schweizerischen Regierung durch die Bundesversammlung als viertes Mitglied in den Bundesrath erwählt. Baumgartner schreibt die Wahl des Landammanns eines Mittelkantons, welcher den Sieg der radicalen Partei sich zu seiner Lebensaufgabe gemacht habe und selbst vor den Mitteln der äußersten Härte zur Erreichung dieses Zieles nicht zurückgeschreckt sei, einmal dessen persönlichem Einfluß zu, dann dem Umstande, welcher ihm auch die Zustimmung Vieler aus dem anderen Parteilager gesichert habe, daß M. nämlich sich in einsichtiger Weise und mit vielem persönlichem Muthe im Sturmjahre 1848 allen Sympathien für die Propaganda der Revolution in und außer der Schweiz bestimmt offen entgegenstellte. Im Bundesrath übernahm M. das Finanzdepartement und hatte da sogleich das ebenso nothwendige, als schwierige Werk der Münzreform anzutreten, für welches er die ausgezeichnete Kraft des Basler Bankdirector Speiser (s. d. Art.) zu gewinnen wußte. 1851 wurde er Bundespräsident und trat als solcher an die Spitze des politischen Departements. Auch in Bern war M., getreu seiner Ol=

tener Vergangenheit, einfach im Auftreten, bedürfnißlos, nüchtern geblieben, und für die größeren Aufgaben stand ihm die frühere gewissenhaft ausgenützte, ungewöhnliche Arbeitskraft, die reife Erfahrung zu Gebote, so daß in den schwierigen Zeiten der Revolution und Reaction seine Collegen oft zuerst sich frugen: „Was sagt wohl M. dazu?“ Aber 1853 befiel ihn eine erste ernste Krankheit, und am 6. Februar 1855 erlag er dem neu sich einstellenden Leiden, nachdem er noch am Tage vorher sich Arbeitsmaterial hatte an sein Bett bringen lassen. Auf einem Dorffriedhofe bei Solothurn fand er seine Ruhestätte.

Vgl. neben dem trefflichen Lebensabrisse von Alfred Hartmann in dessen „Gallerie berühmter Schweizer“, Bd. I (1868), besonders in den größeren Werken A. von Tillier's und J. Baumgartner's, über die Geschichte der Schweiz seit 1830. Meyer von Knonau.

Munzinger: Walther M., Professor an der Universität Bern, geb. zu Olten am 12. September 1830, † zu Bern am 28. April 1873. Eines der jüngsten Kinder Joseph Munzinger's (s. d. Art.), — der auf dem Boden Afrikas berühmt gewordene Bruder, Werner (s. d. Art.), war noch um zwei Jahre jünger — folgte Walther M. mit der ganzen Familie erst 1836 dem schon 1831 in den Kleinen Rath erwählten und bald an die Spitze seines Heimathskantons gestellten Vater nach Solothurn nach, wo er die Schulen absolvirte, frühe auch schon als Mitglied des Zofinger Vereins am studentischen Leben, ganz besonders aber an den ausgeprägt liberalen Bestrebungen dieser Vereinigung sich betheiligte. Wie er durch die voran von der Section Solothurn betriebene Umgestaltung dieser schweizerischen studentischen Körperschaft eine nicht unwichtige Vorschule für seine politische Bethätigung durchmachte, so ließ er 1847 trotz seiner Jugend nicht nach, bis er sich am Feldzuge gegen den Sonderbund betheiligen durfte. Außerdem aber war auch ihm ein reichlicher Antheil an der seinem ganzen Hause eigenen musikalischen Begabung zugefallen. Nach der Ernennung des Vaters als Mitglied des Bundesrathes siedelte M. 1849 mit der ganzen Familie nach der Bundesstadt Bern über und begann an der dortigen Hochschule seine juristischen Studien. Nach einem Aufenthalte in Paris sollte noch, als schon das Staatsexamen gemacht war, ein Besuch des jungen Advocaten an der Universität Berlin folgen, dessen längere Dauer aber der Tod des Vaters 1855 verhinderte. M. blieb, auch nach der Rückkehr der übrigen Familienglieder nach Solothurn, in Bern, dessen öffentlichem Leben er, abgesehen von seiner Berufsbethätigung, für die Pflege musikalischer Institute, wie als Anreger des Neubaues der Museums-Gesellschaft, zu dienen bestrebt war. Nachdem er 1855 promovirt, habilitirte er sich als Docent für französisches und für Kirchenrecht, dehnte aber rasch den Kreis seiner Vorlesungen noch über weitere Gebiete aus, und der sehr anregende Lehrer wurde 1857 zum außerordentlichen, 1863 zum ordentlichen Professor ernannt. 1865 hielt er seine Rectoratsrede: „Eine Studie über die Pflege der Jurisprudenz im alten und neuen Bern“ (Bern 1866). Auf dem Boden der Gesetzgebung verfaßte er in der gleichen Zeit insbesondere seine „Motive zu dem Entwurf eines schweizerischen Handelsrechts“ (Bern 1865), welche ihm einen höchst geachteten Namen verschafften. Das Werk einer schweizerischen Codification geht auf Munzinger's Arbeit, seinen 1870 vollendeten Entwurf eines schweizerischen Obligationenrechts, zurück, und 1871 beleuchtete seine „Studie über Bundesrecht und Bundesgerichtsbarkeit“ die Frage der schweizerischen Rechtseinheitsbestrebungen. — Trotz seiner ausgesprochenen politischen Haltung hatte der Vater sein Haus und seine Familie innerhalb der gottesdienstlichen Einrichtungen der katholischen Kirche gehalten, und auf den Sohn war eine warme religiöse Regung übergegangen. So nahm der für seine Ideale mit größter Gefühlswärme ein-

tretende Mann gleich vom Beginne der seit 1859 sich ankündigenden kirchlichen Kämpfe — 1860 erschien schon seine Schrift: „Papstthum und Nationalkirche, eine kirchenrechtliche Studie“ (Bern) — an diesen Dingen den lebhaftesten Antheil und wurde seit 1871 ein Hauptführer der katholischen Reformbewegung in der Schweiz, betheiligte sich auch als solcher im September des Jahres an dem deutschen Altkatholiken-Congreß in München („Der Katholiken-Congreß in München“, Bern 1871), besonders aber 1872 und 1873 als Mitglied des Central-Comites des Vereins freisinniger Katholiken an den neugeschaffenen kirchlichen Einrichtungen in der Schweiz. So war er auch ganz kurz vor seinem Tode ein Haupturheber der Berufung Professor Herzog's — des nachherigen 1876 erwählten Bischofs — als Pfarrer nach seiner Vaterstadt Olten. — Mitten in diesem angestrengten Schaffen brach eine kurze Krankheit Munzinger's Lebenskraft. Eine großartige Bestattungsfeier bewies die hohe Achtung, in welcher er gewesen war. Für die Sache des Altkatholicismus in der Schweiz war der Verlust dieser überzeugungstreuen Stütze unersetzlich.

Vgl. Pet. Dietschi und Leo Weber: Walther Munzinger, ein Lebensbild, (Olten 1874). Meyer von Knonau.

Munzinger: Werner M., Afrikareisender, afrikanischer Staatsmann und Orientalist, wurde als jüngster Sohn des bekannten bernischen Staatsmannes und späteren Bundesrathes den 21. April 1832 zu Olten geboren. Nachdem er in Solothurn das Gymnasium absolvirt hatte, bezog er die Universität Bern, ging dann zum Zweck des Studiums orientalischer Sprachen nach München, besuchte 1852 die Schule für lebende morgenländische Sprachen zu Paris und ging im selben Jahre nach Kairo, um sich im Arabischen zu vervollkommnen. Um finanziellen Schwierigkeiten zu begegnen, trat er nach einigen Monaten in ein alexandrinisches Kaufmannshaus ein, welches ihn 1854 als zweiten Chef auf eine Handelsexpedition nach dem Rothen Meere beorderte. Als der erste Chef bald darauf starb, war M. gezwungen behufs Liquidation des Unternehmens sich ein volles Jahr in Massaua und Umgebung aufzuhalten. Hier war es, wo er zuerst jene Vertrautheit mit abessinischen Verhältnissen gewann, welche ihn später befähigte, nicht nur wissenschaftliche Arbeiten von hohem Werthe über die Abessinier und ihre Nachbarvölker zu liefern, sondern sogar ein starkes Gewicht in die Wagschale der Geschicke derselben zu werfen. Er gewann für das Land und Volk der Bogos ein solches Interesse, daß er 1855 in dasselbe übersiedelte. Sein Plan war, mit der Zeit eine Colonie hier zu gründen, er war mit Sämereien, Thieren und Waffen nach Keren gezogen, wo er indessen, um seine Existenz zu sichern, doch auch Handel treiben mußte, welcher ihn öfters nach Massaua, Dschedda und Kairo führte. Sechs Jahre weilte er hier. Politische Aspirationen scheinen ihm aber schon damals nicht fremd geblieben zu sein. Er machte sich Hoffnung, die Verwaltung des Bogoslandes zu erlangen, als 1858 der Tod des Fürsten Alula ihn seines treuesten Beschützers beraubte. Nicht unwillkommen war ihm unter diesen Verhältnissen der von Petermann ergangene Ruf, sich an der deutschen Expedition nach Innerafrika zu betheiligen, welche unter Theodor von Heuglin 1861 nach Abessinien kam, um behufs Aufklärung des Schicksales von Eduard Vogel gegen Wadai vorzudringen. Als er sich im November 1861 von Heuglin getrennt, ging er über Kassala und Damar nach Khartum, mußte aber nach Europa zurückkehren, ohne mehr als unbestimmte Nachrichten über Eduard Vogel erlangt zu haben. Nach Vollendung einiger größeren Arbeiten geographischen, ethnographischen und linguistischen Inhalts, kehrte M. nach Nordabessinien zurück, verwaltete während der Vorspiele und Vorbereitungen des britischen Feldzugs nach Abessinien (1867—68) das britische Consulat zu Massaua und erwarb sich durch vorläufige Wegbestimmungen und Recognos-

cirungen erhebliche Verdienste um den glücklichen Verlauf dieses Krieges. 1868 übernahm er das französische Consulat in Massaua, welches er bis 1871 führte. Im folgenden Jahre entging er mit knapper Noth einem Mordanfall, der auf einer seiner kleinen Reisen in den nordabessinischen Grenzländern auf ihn gemacht wurde. 1870 bereiste er mit Capitän Miles die südöstlichen Küstenländer Arabiens. Nach der Wegnahme Massaua's durch die Aegypter übernahm M. die Stelle eines Statthalters des erst erworbenen Küstenstriches, wurde 1872 zum Generalgouverneur des Landes bis Kassala und Taka und zwischen Suakim und Berber ernannt. In den Wirren zwischen Aegypten und Abessinien, welche er nicht am wenigsten mit hatte herauffühhren helfen, wurde er am 14. November 1875 in einem Gefecht bei Aussa verwundet und starb am 16. November 1875. Wir haben von M. „Beschreibung der nordöstlichen Grenzländer von Habesch" und die „Schohor und die Beduân bei Massaua", beide in der Zeitschr. f. Allg. Erdkunde N. F. 1857 und 1859. „Ueber die Sitten und das Recht der Bogos", 1859, von J. M. Ziegler herausgegeben. „Ostafrikanische Studien", 1864. „Die deutsche Expedition in Ostafrika 1861 und 62", Ergänzungsheft XIII d. Geogr. Mittheilungen, 1864. „Vocabulaire de la langue Tigré" (1865). „Neue Forschungen in den Gebieten der Beni Amer und Habab", Geographische Mittheilungen 1872. In allen diesen Werken zeigt sich M. als ein vorzüglich befähigter Beobachter der ethnographischen und politischen Verhältnisse. Doch war er mehr als Forscher. Die Forschung war ihm ein Mittel zum Zweck der thätigsten Einflußnahme auf die Geschicke der Völker, in deren Mitte er lebte. Kein Europäer hat sich daher vor ihm so tief in die Gegenwart und Vergangenheit der Nordabessinier und Südnubier eingelebt und darum machen seine Werke den Eindruck aus diesen Völkern selbst heraus, nicht nur von der äußeren Anschauung her, wie die Schilderungen der meisten Reisenden, geschrieben zu sein. So wenig wie seine wissenschaftliche Tüchtigkeit ist sein administratives Talent und der günstige Einfluß bestritten worden, den er auf die ihm unterstellten Völker geübt hat. Doch hat man in seinem unzweifelhaft übereilten Vorgehen gegen Abessinien den Ausfluß eines maßlosen Ehrgeizes sehen wollen, der sich mit Hilfe Aegyptens zur hohen Stellung eines abessinischen Vicekönigs aufzuschwingen gedachte. In Munzinger's Stellung, in seiner Kenntniß dieser Völker lag ohne Zweifel etwas, das zu derartigen überfliegenden Plänen verführen konnte. Rohlfs glaubte ihm sogar den Plan zuschreiben zu dürfen, sich zum unabhängigen Herrscher Abessiniens aufzuwerfen. „M. war vollkommen der tigrischen Sprache mächtig, er verstand es, sich der Denkungsweise, den Anschauungen und Sitten der Abessinier durchaus anzubequemen; er war verheirathet mit einer Abessinierin und hatte durch Bekanntschaft und Verwandtschaft mit mächtigen, eingeborenen Familien durchs ganze äthiopische Land enge Beziehungen" (G. Rohlfs). Wie dem sei, in M. hat die Wissenschaft, die Humanität, und haben Abessiniens Völker gleich viel verloren: einen an Geist und Willen hoch hervorragenden Mann.

Biographische Skizze in Ziegler's Vorwort zu Sitten und Recht der Bogos. Nekrolog in Geogr. Mittheilungen 1876. Gerhard Rohlfs, Meine Mission nach Abessinien. 1883. Friedrich Ratzel.

Muralt: Beat Ludwig v. M. (1665—1749), entstammte einer Familie, welche 1555 um ihres reformirten Glaubens willen aus Locarno vertrieben, in der Schweiz eine Zuflucht gesucht und zunächst in Zürich sich niedergelassen hatte. Ein Zweig derselben siedelte sich in der Folge in Bern an, erlangte hier 1570 das Bürgerrecht, trat bald in die Reihe der aristokratischen Geschlechter ein und gab dem Staate eine Anzahl hochverdienter Magistraten. Beat Lud=

wig, getauft am 9. Januar 1665, ging ganz andere Wege. Zwar folgte er anfangs dem Beispiele seines Vaters, Franz Ludwig v. M., welcher als Offizier eines Schweizerregiments im Dienste Frankreichs stand. Er scheint jedoch an dieser Laufbahn, der üblichen Vorbereitung zum späteren Staatsdienst, wenig Gefallen gefunden, auch in keiner Weise sich militärisch ausgezeichnet zu haben. Dagegen benutzte er diese Zeit des Aufenthaltes im Ausland zur Erweiterung seiner Welt- und Menschenkenntniß und zur Aneignung einer über das Gewöhnliche hinausgehenden allgemeinen philosophischen und litterarischen Bildung. Das Ergebniß seiner Beobachtungen legte er, nachdem noch eine längere Reise ihn mit England bekannt gemacht hatte, in der Form von Briefen nieder. Im J. 1698 war er wieder in Bern und trat hier in die Ehe; aber seine religiöse Denkweise vermochte sich in das Bernische Staatskirchenthum nicht mehr zu fügen. Er hielt sich grundsätzlich vom öffentlichen Gottesdienste fern, wurde deshalb angeklagt und verhört, in einen eben damals gegen eine Anzahl von Pietisten schwebenden Proceß verwickelt, und nach beharrlicher Weigerung durch Regierungsbeschluß am 15. Februar 1701 aus seiner Heimath verbannt. Er begab sich zunächst nach Genf, und zog sich, auch hier beunruhigt, nach dem Dorfe Colombier im Fürstenthum Neuenburg zurück, wo er ein ansehnliches Landgut besaß. Von der Welt abgeschieden und als Sonderling betrachtet, führte er hier ein einsames beschauliches Leben und starb am 20. November 1749, nachdem er sich 1737 zum zweiten Male verheirathet hatte. Er soll Mitglied oder Haupt einer Secte von „Inspirirten“ gewesen sein und noch 1740, 75 Jahre alt, eine Reise nach Solingen unternommen haben, um Teerstegen zu sehen. Sein Hauptwerk sind die „Lettres sur les Anglais et sur les Français“. Wol in Folge seiner ernsten Gemüthsrichtung hatte er eine Anzahl dieser Briefe vernichtet, da indessen andere trotzdem bekannt geworden und verbreitet, zum Theil sogar gedruckt worden waren (es wird eine Ausgabe von 1712 erwähnt), so gestattete er schließlich einigen Freunden, die noch vorhandenen Briefe, 30 Jahre nach ihrer Entstehung, wie die Vorrede sagt, aber in umgearbeiteter Gestalt, 1725, erscheinen zu lassen, doch ohne den Namen des Verfassers zu nennen. Es enthalten diese in trefflichem Französisch geschriebenen Abhandlungen eine geistreiche Charakteristik der beiden Nationen, ihrer staatlichen, religiösen, litterarischen und gesellschaftlichen Zustände. Mit unverkennbarer Sympathie wird namentlich der Typus des englischen Landedelmanns geschildert, mit seiner materiellen und geistigen Unabhängigkeit und seiner Neigung zu excentrischem Wesen. Weniger gelungen, auch kürzer, ist der zweite Theil, der die Eigenthümlichkeiten des französischen Volkes zu zeichnen versucht. Bemerkenswerth ist, daß er Shakespeare besonders hervorhebt, während er hingegen im Lustspiele Molière über alle Engländer stellt. Die Schrift machte bedeutendes Aufsehen. Es werden im Ganzen 12 verschiedene Ausgaben — wohl meistens Nachdrucke — namhaft gemacht, und dazu kamen Uebersetzungen in die englische und in die deutsche Sprache (Weimar 1761. „Des Herrn v. Muralt Briefe“ u. s. w.). Ein Franzose (Abbé Dessontaines?) schrieb dagegen eine „Apologie du caractère des Français et des Anglais“. Einigen dieser Ausgaben sind noch andere Schriften beigefügt: „Lettres sur les voyages“, „Lettre sur l'esprit fort démasqué après sa mort“, „L'instinct divin recommandé aux hommes“. Im J. 1736 erschienen noch von ihm „Lettres fanatiques“, eine Vertheidigung des mystischen Christenthums gegen den orthodoxen und heterodoxen Rationalismus. Manche Schriften wurden ihm auch fälschlich zugeschrieben. M. galt als Pietist; wie aber aus seinen noch erhaltenen Rechtfertigungsschreiben hervorgeht, war er in seinen Ansichten wol eben so sehr vom damaligen englischen Deismus beeinflußt. Charakteristisch ist in dieser Beziehung die Art, wie er sich auf die „parole intérieure“,

und auf sein Gewissen beruft, und noch mehr die Bemerkung, die er über England macht: daß es in diesem Lande mehr ausgesprochene Freidenker gebe, als sonst, sei nicht in Abrede zu stellen; in dieser Erscheinung liege jedoch nichts, was der Nation Unehre mache, denn es seien dies nur die nämlichen Leute, welche in anderen Ländern Heuchler sein würden, und welche Species schlimmer sei, könne nicht zweifelhaft sein. Handschriftliche Tractate, welche seinen Namen tragen, beweisen indessen, daß er sich später wirklich einer schwärmerischen Richtung zuwandte.

Biographie universelle, tom. XXX. 419—20. — Walthard, Description de Berne, p. 224. v. Tillier, Geschichte von Bern, Bd. V, S. 460. 473. — Acta Pietistica. Handschriftliche Sammlung der Stadtbibliothek in Bern. — Originalacten des Berner Staatsarchivs. — Handschriftliche Notizen von Professor Dr. Ed. v. Muralt. Blösch.

Muralt: Johann v. M., Arzt, einer vornehmen italienischen Familie (de Muralto) entsprossen, welche von Mailand nach der Schweiz übergesiedelt war, ist 1645 in Zürich geboren. Er hatte zuerst in Basel, später in Leyden Medicin studirt, sich hier vorzugsweise Sylvius angeschlossen und unter dem Präsidium desselben 1668 seine Dissertation „De inflammatione et ulcere vesicae“ vertheidigt; dann hatte er sich nach Oxford, später nach Paris gewandt, um hier des anatomischen und geburtshilflichen Unterrichtes von Gayant und Mauriceau theilhaftig zu werden; 1671 war er nach Basel zurückgekehrt, war hier nach Vertheidigung seiner Inauguraldissertation „De morbis parturientium et accidentibus, quae partum insequuntur“ promovirt worden und siedelte dann nach seiner Vaterstadt über, wo er sich als Arzt, Chirurg und Geburtshelfer habilitirte, gleichzeitig aber auch streng wissenschaftlichen Bestrebungen nachging und die medicinische Bildung in seiner Vaterstadt nach Kräften zu fördern bemüht war, namentlich auf eine bessere Ausbildung der Chirurgen drang und gegen die Trennung der inneren Medicin von der Chirurgie eiferte, indem er erklärte, daß jeder Chirurg auch ein gebildeter Arzt sein müsse. Seine Bemühungen, den praktischen anatomischen Unterricht in Zürich einzuführen, scheiterten an dem Verbote der Behörden, menschliche Leichen für anatomische Zwecke zu benutzen, er war daher lediglich auf zootomische Untersuchungen angewiesen, und als die Behörden ihm 1677 die Erlaubniß ertheilt hatten, Sectionen an Leichen von Malefikanten und Personen, die mit merkwürdigen Krankheiten behaftet gewesen waren anzustellen, wurde ihm nicht gestattet, seine Schüler zu diesen Sectionen zuzuziehen, so daß er gezwungen war, nur theoretische Vorlesungen über Anatomie zu halten, an welchen sich übrigens später auch die Chirurgen betheiligten, nachdem sie den hohen Werth anatomischer Kenntnisse für ihre Kunst erkannt und sich mit den Angriffen, denen sie früher von M. ausgesetzt gewesen waren, ausgesöhnt hatten. Seine praktischen Leistungen hatten ihm schnell das Vertrauen seiner Mitbürger erworben und schließlich ließen auch die Behörden ihm alle Gerechtigkeit widerfahren; 1688 wurde er zum Stadtarzte und Chorherrn an dem Stifte zum großen Münster, und endlich auch zum Professor der Physik ernannt. Er ist im September 1732 in einem Alter von 87 Jahren gestorben. — Seine litterarischen Arbeiten betreffen vorzugsweise die Anatomie und Chirurgie; außer einem „Vademecum anatomicum“ (1677 und 1685) und einigen kleineren anatomischen Arbeiten (exercitationes), die in Form von Dissertationen („De chylo et lacte“ — „De lympha et saliva“ — „De bile et excrementis biliosis u. a.) erschienen sind, hat er eine Reihe anatomischer und vergleichend anatomischer Artikel in den Acten der Leopoldinischen Akademie, deren Mitglied er war, und „Schriften von der Wundarzney“ (1691 u. 1711), ein Compendium der Chirurgie und eine große Zahl chirurgischer Beobachtungen

enthaltend, veröffentlicht. — Eine Schattenseite in dem Charakter dieses würdigen Mannes, für die man allerdings auch seine Zeit verantwortlich machen muß, liegt in seinem Aberglauben; der Teufel spielte in seinen Anschauungen keine kleine Rolle, und auch an Hexenprocessen ist er nicht ganz unbetheiligt gewesen.

Ueber sein Leben und seine Schriften vgl. Haller, Biblioth. anat. I, 573 und Biblioth. chirurg. I, 383. — Meyer-Ahrens, Schweizerische Zeitschr. f. Heilkunde 1862 II, 268. 423. 1863 III, 25. Aug. Hirsch.

Muralt: Hans Konrad v. M., Bürgermeister in Zürich, geb. 31. Oct. 1779, † am 7. December 1869. — M., der Sohn eines angesehenen Mitgliedes und Vorstehers (Directors) der zürcherischen Kaufmannschaft, Heinrich v. M. († 1823), trat, nach erhaltener vorzüglicher Ausbildung, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in das Handlungshaus seines Vaters ein, dem er — nach dem frühen Tode eines älteren Bruders — allein zur Seite stand. Während der Revolutions- und Kriegsjahre in der Schweiz, 1799 für längere Zeit nach Stuttgart ausgewandert, kehrten Vater und Sohn nach Eintritt ruhigerer Zustände nach Zürich heim, wo sich M. bald als gewandter und glücklicher Geschäftsmann hervorthat. Mit großer Leichtigkeit der Auffassung in allen Dingen und unermüdlicher Thätigkeit verband er reiche gesellige Bildung, einen offenen und geraden Charakter ritterlichen Gepräges und ein Wohlwollen gegen Jedermann, die ihm allgemeine Achtung und Vertrauen gewannen. Er erhielt und hob mit dem Vater den Flor des Hauses. 1805 betheiligten sie sich an der Gründung der Baumwollenspinnerei und Maschinenfabrik der „Neumühle“ von J. Caspar Escher (Bd. VI S. 359), dessen Vermählung mit Muralt's einziger Schwester im J. 1806 den späteren Uebergang des großartigen Etablissements in den ausschließlichen Besitz beider Schwäger vorbereitete. Als der Vater M. 1812 aus der kaufmännischen Vorsteherschaft zurücktrat, wurde M. statt seiner Mitglied des Directoriums und dadurch in allen Angelegenheiten des zürcherischen Handels und des dem Directorium unterstellten Postwesens zu vorzüglicher Mitwirkung berufen. Daneben war er seit 1797 Offizier in der zürcherischen Miliz, wurde 1807 Oberstlieutenant der Cavallerie und 1813 Chef des „Ersten Auszuges“ (der sogenannten Standeslegion), während die Beiziehung als Secretär zu Tagsatzungscommissionen ihn auch mit dem eidgenössischen Militärwesen bekannt machte. Nach der Umgestaltung des Bundes und der kantonalen Verfassung durch die Ereignisse von 1813 begann für M. eine politische Laufbahn. Im J. 1814 zum Mitgliede des zürcherischen gesetzgebenden Großen Rathes ernannt, nahm er zunächst an der neuen Organisation des Militärwesens Antheil; er wurde 1816 Oberst und Inspector der Cavallerie und Mitglied der obersten Militärbehörde. Gleichzeitig in den städtischen Angelegenheiten thätig, erfüllte er 1818 mit Stadtrath Wieland von Basel einen Auftrag der Städte Zürich, Basel und St. Gallen mit glücklichem Erfolge: in Paris bei der französischen Regierung die Rückerstattung des Zwangsanleihens von über 2 Millionen Livres zu betreiben, das General Massena im Jahre 1799 den drei Städten auferlegt hatte. Es gelang den beiden Abgeordneten, für ihre auf Artikel XIX des Pariser Friedens von 1814 sich stützende Forderung den wirksamen Beistand des Herzogs von Wellington zu gewinnen, der als Oberbefehlshaber der noch in Frankreich stehenden Besatzungstruppen der Alliirten in Paris weilte und zum Schiedsrichter in solchen Rückerstattungsfragen bezeichnet war. 1821 beschwichtigte M., als eidgenössischer Commissär in's Tessin gesandt, die Bewegungen, die dort durch Oesterreichs Krieg gegen Sardinien und innere Parteiung im Canton erregt worden. Im folgenden Jahre wurde M. vom Großen Rathe in auszeichnender Weise zum Mitgliede der zürcherischen Gesandtschaft an der Tagsatzung ernannt, an

deren Berathungen über das Project des sogenannten Retorsionsconcordates, welches sich gegen Frankreichs beschwerende Zollpolitik richten sollte, er im zürcherischen Sinne voller Freiheit des Handels und Ablehnung des Projectes gewichtigen Antheil nahm. 1823 wurde er nach dem Hinschied des verdienten Escher von der Linth (Bd. VI, 365) Mitglied der zürcherischen Regierung (des Kleinen Rathes) und 1828 auch des engeren Ausschusses derselben, dem Staatsrathe. Im Finanz- und Militärwesen wurde er hier vorzüglich thätig und die nämlichen Verwaltungszweige nahmen ihn jetzt auch in den schweizerischen Angelegenheiten mehr und mehr in Anspruch. Als Präsident des zürcherischen Directoriums (seit 1829), als zürcherischer Gesandter auf Tagsatzungen der Jahre 1823—1830, als eidgenössischer Oberst (1830), als Vicepräsident der obersten eidgenössischen Militärbehörde — neben dem jeweiligen Bundeshaupte, deren Vorstand, — und als Abgeordneter bei Verhandlungen mit dem Auslande über Zoll- und Handelsangelegenheiten war M. vielseitig thätig. In inneren politischen Fragen war seine Stellung in der zürcherischen Regierung eine besondere. Persönliche und gesellschaftliche Beziehungen freundschaftlichster Art verbanden ihn mit der Mehrzahl der Staatsmänner älterer Generation, deren Haupt Reinhard war; er theilte mit ihnen viele Erinnerungen und den Aberwillen gegen die Grundsätze und das Verfahren der Anhänger der Revolutionsepoche. Aber dem Blicke des mehr durch das Leben, als durch schulgerechte Studien gebildeten, nach allen Seiten hin in ausgedehntem Verkehr stehenden Mannes, der zudem sich fleißig mit der Tageslitteratur politischen und historischen Inhaltes bekannt machte, konnte es nicht entgehen, daß die bestehenden Formen des Gemeinwesens den Bedürfnissen der Zeit nicht entsprechend und dem heranwachsenden Geschlechte allzu enge seien. Seine eigene vermittelnde Natur, die ihm nicht gestattete, Parteimann im vollen Sinne des Wortes zu sein, trug dazu bei, ihm oft eine wenig dankbare Stellung zu schaffen. Inzwischen bewahrte ihm seine Haltung die Achtung bei Freunden und Gegnern und als die Pariser Julitage von 1830 in der Schweiz die Umgestaltung einer Reihe von cantonalen Verfassungen, auch der zürcherischen, zur Folge hatten, wurde M. nicht nur wieder Mitglied der Regierung, sondern, nach Usteri's Tode, am 13. April 1831 auch zum Bürgermeister (einem der zwei Regierungshäupter) erwählt. Jetzt fielen auf ihn die mühevollsten Aufgaben. Denn er hatte nicht nur an der unter mancherlei Kämpfen sich vollziehenden neuen Organisation des Cantons sich zu betheiligen, sondern Monate lang als zürcherischer Gesandter der schweizerischen Tagsatzung in Luzern und als Vicepräsident der obersten Militärbehörde den Berathungen beizuwohnen, welche eine militärische Besetzung der schweizerischen Grenzen für den befürchteten Fall eines europäischen Krieges vorbereiteten. Insbesondere aber wurde ihm der dornenvolle Auftrag zu Theil, als Vorstand von Tagsatzungsrepräsentanten eine Vermittlung in den tiefen Wirren anzubahnen, welche den Canton Basel zerrissen, wobei die parteiische Haltung des zürcherischen Großen Rathes Muralt's Stellung nicht wenig erschwerte. Seine Bemühungen waren fruchtlos. Die Baseler Vorgänge führten aber auch in der Eidgenossenschaft selbst und im Canton Zürich Bewegungen herbei, in Folge deren M. sich veranlaßt sah, mit sieben seiner Amtsgenossen im März 1832 aus dem zürcherischen Regierungsrathe auszutreten und sich auf den Beisitz im Großen Rathe zu beschränken. Auch die Stelle eines eidgenössischen Obersten legte er jetzt nieder. Den städtischen Angelegenheiten, denjenigen des Handels und der Industrie, als Präsident der Handelskammer, die 1835 an die Stelle des aufgelösten Directoriums trat, der Gründung der Bank in Zürich, deren Präsident er wurde, den frühesten Studien und Arbeiten für eine Eisenbahn Zürich—Basel (die freilich erst nach Jahren zu Stande kam) widmete M.

nun seine Kräfte. Als Abgeordneter der Eidgenossenschaft wirkte er in Zoll- und Handelssachen bei Unterhandlungen mit dem Königreich der Niederlande und mit dem deutschen Zollverein mit. Er ging in gleichen Zwecken 1836 als schweizerischer Bevollmächtigter nach Stuttgart. Er nahm seine Gewohnheit fleißiger Lectüre aller bedeutenden politischen und historischen Schriften wieder auf und schrieb 1838 sein Leben Reinhard's („Hans von Reinhard, Bürgermeister des eidg. Standes Zürich und Landammann der Schweiz“, Zürich 1838), das erste Buch, welches die neuere Geschichte der Schweiz aus Originalquellen ausführlicher darstellte. In diesen friedlichen Beschäftigungen traf ihn unerwartet der Ruf, zum zweiten Male an die Spitze des zürcherischen Gemeinwesens zu treten, als 1839 die Straußischen Wirren in Zürich eine Umwälzung der Dinge herbeiführten. M. hatte sich im Großen Rathe aus Gründen religiöser Ueberzeugung und staatsmännischer Einsicht gegen die Berufung von Strauß zum Lehrstuhl der Dogmatik ausgesprochen. Ihn bezeichnete nun das allgemeine Vertrauen zum Mitglied und Haupte der neu zu bestellenden Regierung und er hielt für Pflicht, der an ihn ergehenden Aufforderung zu folgen, obwol er damit den angenehmsten, glücklichsten persönlichen Verhältnissen entsagte und die Last und Schwierigkeiten, die ihn erwarteten, wohl ermaß. Als der Große Rath am 18. September 1839 ihn zum Bürgermeister erwählte, unterzog er sich dieser Wahl und übernahm damit auch auf den 1. Januar 1840 die vorörtliche Leitung der schweizerischen Dinge, die 1839 und 1840 Zürich oblag. Am 6. Juli 1840 eröffnete er die schweizerische Tagsatzung. Aber bereits kündigten sich in ihren Verhandlungen die Kämpfe an, welche die Bundesrevisionsfrage in der Eidgenossenschaft erzeugen sollte. Mehr und mehr wurde die Bundesverfassung zum Angelpunkt, um den sich auch die cantonalen, durch die Zürcher Ereignisse allenthalb geschärften Parteiungen bewegten, und mehr als die Schwierigkeiten der inneren zürcherischen Politik wurde M. jetzt wieder durch die eidgenössischen Angelegenheiten, die aargauische Klosteraufhebung, die Jesuitenberufung in Luzern u. s. f. in Anspruch genommen. Als ihm gewiß wurde, daß auf eine friedliche Ausgleichung der Gegensätze, um die er sich bemühte, nicht zu hoffen sei, reichte er nach vier sorgenvollen Jahren dem Großen Rathe sein Entlassungsgesuch ein, dem die Behörde am 16. December 1844 in den ehrenvollsten Ausdrücken entsprach. Auch aus dem Großen Rathe selbst trat er jetzt, nach dreißig Jahren der Mitgliedschaft, zurück. In den ihm liebgewordenen Kreisen der Handelskammer (bis 1849), der Bank in Zürich (bis 1865), in städtischen Angelegenheiten, auch in der eidgenössischen Linthbaupolizeicommission (bis 1862) blieb M. bis ins höchste Alter für öffentliche Zwecke thätig. Im 86. Jahre zog er sich ganz in die Stille zurück. Ungewöhnlich frühe und zahlreiche Lücken, die der Tod in rascher Folge in den Kreis seiner Familie gebracht hatte, der Verlust seiner Gattin im 65. Jahre glücklichster Ehe trübten die letzte Lebenszeit des Greises, den im 90. Jahre ein sanfter Hinschied von seinen Prüfungen erlöste.

Schweizerische Zeitschrift f. Gemeinnützigkeit, IX. Jahrgang, 1870, Heft I (Nekrolog Muralt's von dem Unterzeichneten). Briefe von M. in: „Leben der beiden Bürgermeister D. von Wyß“, Zürich 1885. G. v. Wyß.

Murant: Emanuel M. (Meurant), Landschafts- und Architecturmaler, geb. zu Amsterdam am 22. December 1622, gest. zu Leeuwarden 1700. Er war ein Schüler Phil. Wouverman's. Von diesem eignete er sich eine geschickte Anordnung und ein feines silberartiges Colorit an. Er malte Landschaften mit alten verwitterten Hütten, Baulichkeiten und Ruinen, die er mit lebensvollen Figuren staffirte. Da er Alles in seinen Bildern, besonders die Bausteine und Ziegeln an den Gebäuden und ihren Dächern sehr fleißig ausführte, so hat er nicht viele Bilder hinterlassen, die auch selten zu treffen sind. Nachdem er sich längere

Zeit in Frankreich aufgehalten hatte, setzte er sich in Leeuwarden fest, wo er als Künstler in Ansehen stand und daselbst bis zu seinem Tode blieb. Seine Bilder sind meist in Privathänden; Schleißheim, Stuttgart und Gotha besitzen je eine Landschaft von ihm. Er zeichnete theils mit dem Monogramm E. M. oder mit vollem Namen seine Bilder. Die Schreibart wechselt: Murant oder Meurant.

S. Houbraken. Immerzeel. Nagler, Monogr. II, Nr. 1680.

Wessely.

Murat: s. **Joachim Murat**, Bd. XIV S. 91.

v. d. Mure: Heinrich v. d. M., Dichter des 13. Jahrhunderts. Die wenigen vorliegenden Strophen gestatten es nicht, den Sänger nach Ort und Zeit näher zu bestimmen. Einen Dietmar von Mure erwähnt Ulrich von Liechtenstein, und aus demselben steirischen Geschlecht ist ein Heinrich von der Mauer für das Jahr 1282 nachgewiesen; doch scheinen die Lieder unseres Dichters älter zu sein. Die erste Strophe deutet darauf hin, daß er später dem weltlichen Leben entsagte, und dem entsprechend ist er in der Pariser Handschrift in schwarzer Kutte, aber ohne Tonsur abgebildet vor einem ebenso gekleideten Geistlichen mit dem Bischofsstabe.

Von der Hagen, Minnesänger 4, 121. Karajan, zu Lachmann, Ulrich von Lichtenstein S. 677. Bächtold, die Züricher Minnesänger (Züricher Taschenbuch 1883) S. 25 f. W. Wilmanns.

Mure: Meister Konrad von M., Chorherr und Cantor am Großmünsterstift in Zürich; † 30. (nicht 29.) März 1281. — Der Name dieses für seine Zeit gelehrten Mannes und fruchtbaren Schriftstellers ist verschieden gedeutet worden. Am wahrscheinlichsten ist, daß er die Herkunft des Meisters aus dem aargauischen Orte Mure (heute: Muri) bezeichnet, da M. in persönlichen Beziehungen zum Kloster Muri und zum Grafen, nachmals Könige Rudolf von Habsburg erscheint, der Muri's geborner Schirmvogt war. M. war um den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts geboren, bildete sich zum Geistlichen, wurde, vermuthlich in Bologna oder Paris, Doctor decretorum, scheint schon 1233 eine Pfründe am Großmünsterstifte in Zürich bekleidet zu haben, wo er 1244 als „Rector puerorum“ genannt wird, und erhielt am 1. Mai 1259 vom Propst und Capitel die jetzt geschaffene Stelle eines Cantors am Stifte („scholas et chorum collegii legendo et cantando regat“), die er bis zu seinem Tode bekleidete, den Titel sichtlich schätzend. M. wurde in der St. Mariencapelle des Stiftes (unter der St. Michaelscapelle) begraben, wo noch 1428 der damalige Cantor, Meister Felix Hemmerlin (A. D. B. Bd. XI, 721), die Grabschrift Mure's erneuern ließ. Denn Hemmerlin schätzte M. als den einzigen ihm bekannten gelehrten Vorfahr am Stifte hoch, studirte fleißig dessen hinterlassene Schriften durch welche die Stiftsbibliothek namhaften Zuwachs erhalten hatte, und bewahrte uns davon in seinen eigenen Werken Stücke auf. M. selbst zählt in einem seiner Werke, dem Fabularius, seine Schriften nach Zahl und Reihenfolge auf; alle, mit Ausnahme des Fabularius, in Versen (gewöhnlichen Hexametern, oder leoninischen Versen) verfaßt. Er nennt sie wie folgt: 1) Novus Graecismus, ca. 10500 Verse; 2) De naturis animalium, metrice; 3) Libellus de sacramentis, ca. 4000 Verse; 4) Passio scm. Felicis et Regule, ca. 3000 V.; 5) Libellus de propriis nominibus fluviorum et montium, ca. 1500 V.; 6) Cathedrale Romanum, ca. 1130 V.; 7) Laudes b. Virginis, ca. 300 Verse; 8) Clipearius Theutonicorum, 160 Verse; 9) Catalogus Romanorum Pontificum et Imperatorum, ca. 1640 Verse; 10) Commendatitia Rudolfi regis Romanorum, ca. 800 Verse; 11) Fabularius, und im Nachtrage zu einer Handschrift der letztgenannten Schrift: 12) De vita b. Martini, ca. 1700 Verse, und 13) De vic-

toria regis Rudolfi contra Ottokarum regem, ca. 1800 Verse; zusammen also über 26 500 Verse. — Von diesen Schriften sind Nr. 4—7, 9 und 12 nicht mehr bekannt; doch könnten einige leoninische Verse chronologischen Inhaltes bei Hemmerlin aus Nr. 9 stammen. Leider ist auch Nr. 13, das historisch bedeutendste Stück, nicht mehr bekannt. Im sechszehnten Jahrhundert scheint es noch vorhanden gewesen zu sein; denn Wurstisen in seiner Baslerchronik Buch I, cap. 3. bezieht sich auf dasselbe und entnimmt demselben u. A. auch die (also von M. selbst herrührende) Angabe, daß Meister Konrad die jüngste Tochter des Grafen Rudolf von Habsburg, Guota, die nachmalige Königin von Böhmen, aus der Taufe gehoben habe. Vielleicht daß Hemmerlin auch dieser, ihm jedenfalls bekannten Schrift Einzelnes entnahm. Dagegen sind Nr. 1—3, nach Mure's Aussage seine frühesten Schriften, handschriftlich vorhanden (Nr. 1 eine am 7. März 1244 vollendete, später in den Schulen gebrauchte, lateinische Sprachlehre; Nr. 3, um 1259 geschrieben, eine Pastoralanweisung zu Verwaltung der Sacramente). Nr. 8 hat Liebenau bis auf wenige Verse Hemmerlin's Tractat De nobilitate et rusticitate cap. 29 enthoben und nachgewiesen, daß der Clipearius um 1244—47 geschrieben ist. Von Nr. 10, handschriftlich in Muri, finden sich 256 Verse abgedruckt in den Vindiciae Actorum Murensium, wie schon in des Abtes Dom. Tschudi Origo Murensis mon. Es sind Lobgedichte auf König Rudolf von Habsburg. Nr. 11 endlich, Fabularius, existirt sowohl handschriftlich, als auch in einer von Bertold Roth in Basel um das Jahr 1470 gedruckten Incunabel. M. vollendete dieses Werk, wesentlich eine alphabetisch angeordnete Erklärung der antiken und theilweise der mittelalterlichen Mythologie am 14. Aug. 1273. Im Jahre 1275 schrieb er auch eine „Summa de arte prosandi“ (eine Anleitung zum Briefstellen) und widmete sie dem Abte und Convente von Muri. Rockinger hat die Schrift in den Quellen und Erörterungen zur bayerischen und deutschen Geschichte, Bd. IX, 405—482, München 1863, veröffentlicht. Ungewiß ist die von J. H. Hottinger, Biblioth. tig. 97 aus einem kurz vor der Reformation entstandenen Statutenbuche des Großmünsterstiftes enthobene Angabe, daß von M. ein im J. 1260 angelegtes Breviarium chori turicensis herrührte. Mit demselben möchte ein „Calendarium de sanctis“, dessen Neugart (Episc. Const. II 4 91) erwähnt, verbunden (oder identisch?) gewesen sein. Ebenso unsicher bleibt Hottingers Angabe (ib. 158), daß M. auch eine „Genealogia et gesta Caroli Magni“ geschrieben habe. —

K. Geßner, Bibl. univ. Tiguri 1545. — Wurstisen, Basler-Chronik. 1580. (lib. 3, cap. 1). Neue Ausg. von 1883 (S. 102). — J. H. Hottinger Schola und Biblioth. tigur. 1664. — Neues schweiz. Museum, V. Jahrg. Basel 1865 (Conrad v. Mure, von P. Gall Morel) — M. Büdinger, Von den Anfängen des Schulzwanges, Zürich 1865. — Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 1872, Nr. 10 (P. Gall Morel über Mure's carmen de natura animalium). — Quellen und Erörterungen z. baier. und deutschen Geschichte. Bd. IX, München 1863. — Anzeiger f. schweiz. Geschichte (Solothurn) 1879. S. 205 (F. Fiala über Mure's De saramentis) und S. 229 (Th. v. Liebenau: über Mure's Clipearius Theutonicorum). — (Der Todestag Mure's war nach Hemmerlin: III Kal. Apr.) —

G. v. Wyß.

Murer: Christoph M., Formschneider, Kupferätzer, Maler, Glasmaler und Topograph (mit eigner Unterschrift auch Maurer gen.), geb. in Zürich 1558 † in Winterthur 1614. 1600 Mitglied des großen Rathes, 1611 Amtmann in Winterthur. Zu dem oben Bd. XX. p. 697 enthaltenen Artikel ist folgendes nachzutragen: Murer's Vater hieß nicht Josias, sondern Jos oder Jost (s. u.). 1576 mag M. seine Wanderung angetreten haben, von der er 1586 in die

Vaterstadt zurückkehrte. Nach Sandrart hätte er die Lehre bei dem Vater gemacht und sich dann bei Tobias Stimmer in Straßburg bethätigt. Murer's Anwesenheit daselbst im J. 1584 ist officiell beglaubigt,, daß dagegen diese beiden Künstler sich zuweilen desselben Monogrammes bedient haben sollen, muß ebenso bestimmt zurückgewiesen werden, wie Rettbergs Angabe von Beziehungen Murer's zu Christoph Stimmer durch den Umstand widerlegt wird, daß beide höchst unwahrscheinlich zu gleicher Zeit in Straßburg weilten. Auch Beweise für Murer's Aufenthalt in Nürnberg und Augsburg lassen sich nicht erbringen. Vielleicht sind die bezüglichen Angaben auf die Verwechselung mit einem gleichnamigen Glasmaler zurückzuführen, der 1618—23 in Reutlingen lebte. Immerhin ergiebt sich, daß M. auch fremde Auftraggeber hatte. In einem erst neuerdings veröffentlichten Briefe von 1604, ist von Bestellungen aus Nürnberg und Speyer die Rede. Glasgemälde von M. sind in geringer Zahl erhalten. Seine Productivität auf diesem Gebiete scheint überhaupt keine große gewesen zu sein, was ohne Zweifel mit der überaus sorgsamen Art seines Betriebes zusammenhing. Solche Werke, die bald das Monogramm, bald den vollen Namen des Meisters tragen, sind Perlen der Cabinetmalerei. Zu den schönsten gehören die 1597 und 1598 datirten Glasgemälde mit Allegorien und dem Stadtwappen von Nürnberg, welche das germanische Museum daselbst besitzt und eine Folge von Standesscheiben im Rathhause von Luzern. In der Auffassung des Figürlichen neigt M. schon stark dem Barock zu, wozu noch eine dem Meister eigenthümliche Manier in der Zeichnung der Köpfe, der Draperien und die besondere Auswahl der Töne kommt, an der man seine Werke auf den ersten Blick erkennt. Von der strengen Richtung der älteren Technik ist M. als einer der ersten abgegangen, indem er erfolgreich den Wetteifer mit der opaken Malerei begann. Manche seiner Glasgemälde sind sogenannte Monolithminiaturen, d. h. auf einer Platte ausschließlich mit Schmelzfarben gemalt. M. hat diese Technik mit außerordentlicher Virtuosität geübt, die sich namentlich in der feinen Durchbildung des Nackten und der ausführlichen Behandlung der landschaftlichen Hintergründe bewährt. Daß der Meister im Uebrigen auch handwerkliche Aufträge nicht verschmähte, geht aus dem eigenen Berichte über seine Thätigkeit als Flachmaler hervor. Außerdem weiß Sandrart von Façadenmalereien zu berichten, die M. an Zürcherischen Häusern ausgeführt hatte. Von Oelgemälden sind bekannt die Bildnisse Hospinians in der Stadtbibliothek zu Zürich, des Bürgermeisters Bernhard v. Cham und Hans Ulrich Wolfs im Privatbesitze zu Basel. Unter seinen Radirungen sind die bedeutendsten die große aus mehreren Blättern zusammengesetzte Tafel von 1580 mit Scenen aus der Gründungsgeschichte der Eidgenossenschaft, darüber die Wappen der 13 alten und der zugewandten Orte, eine Hirschjagd von 1605 und die Sammlung von 40 emblematischen Blättern, die 1622 nach seinem Hinschiede in Zürich erschien. Von Holzschnitten wird außer den oben Bd. XX, p. 698 angeführten Blättern eine Karte der Schweiz und eine Darstellung der Flucht nach Aegypten genannt. Wie sein Vater Jos oder Jost so hat sich auch M. gelegentlich mit der dramatischen Dichtkunst abgegeben. Im Drucke erschienen: „Scipio Africanus, spilswyß beschriben", Zürich 1596, und nach seinem Tode von Heinrich Murer herausgegeben, die Comödie „Ecclesia Edessaena Mesopotamica afflicta". Außerdem ist er Verfasser eines unbedeutenden Gedichtes über die Entstehung der Eidgenossenschaft.

Sandrart, Teutsche Academie, Bd. I, 1675. Th. II. 3. Buch, S. 253. Leu, Allg. Helvet. Lexikon, Bd. XII, Zürich 1757. S. 574 ff. J. C. Füßli, Geschichte der besten Künstler in der Schweiz, Bd. I, Zürich 1769. S. 68 ff. J. R. Füßli, Allg. Künstlerlexikon, Zürich 1779. u. Suppl. 1809. Neujahrsblatt der Künstlergesellschaft in Zürich auf das Jahr 1845.

S. 7. Anzeiger für schweizerische Alterthumskunde, 1880. S. 56. 1883. S. 465. 1885. S. 151 ff. H. Meyer, Die schweizerische Sitte der Fenster- und Wappenschenkung, Frauenfeld 1884, besonders S. 215 ff., 274 ff.

J. R. Rahn.

Murer: Heinrich M., Carthäusermönch in Ittingen (Thurgau) und Kirchengeschichtschreiber, geb. am 2. März 1588 zu Baden (im Aargau), † am 28. Febr. 1638. Der Sohn eines in Frankreich gefallenen Offiziers, Hauptmann Kaspar Murer von Istein, und der Salome Bodmer von Baden, kam M. dadurch, daß seine verwittwete Mutter mit dem hervorragenden Luzerner Staatsmann, Schultheißen Ludwig Pfyffer (s. d. Art.), als dessen dritte Gattin sich vermählte, 1592 nach Luzern. Obschon sein Stiefvater schon 1594 starb, blieb M. dennoch in Verbindung mit der Pfyffer'schen Familie, deren Familienbuch in seinem ersten Entwurfe von ihm herrührt, und, als angenommener Bürger, mit Luzern. Nach Studien bei den Luzerner und Pruntruter Jesuiten, hernach an der Sorbonne in Paris, zuerst nach Luzern zurückgekehrt, trat M. 1614 zu Ittingen — dieses reiche Kloster unweit Frauenfeld war 1462 durch Kauf an den Carthäuserorden übergegangen — als Mönch ein. Neben den Geschäften, welche ihm durch Uebertragung der Procuratur oblagen, widmete er sich mit großem Fleiße historischen Studien, deren hauptsächlichste Frucht allerdings erst zehn Jahre nach seinem Tode zu Tage trat, in der „Helvetia Sancta, d. i. Schweytzerisch oder Eydgenössisch Heyligenbuch — seu Paradisus Sanctorum Helvetiae Florum u. s. f.“, mit Kupfertafeln eines Constanzer und eines Zürcher Meisters — „Johann. Asper inventor — Rudolph Meyer sculpsit“ — (Luzern 1648). Wenn auch die legendarischen Elemente selbstverständlich sehr in den Vordergrund treten, so ist doch unverkennbar, daß M. den Vorsatz hatte, nach Quellen zu arbeiten. Weitere Schriften Murer's, welche zusammen ein Theatrum Helvetiorum oder Monumenta Sacra Helvetiae Episcopatuum et Monasteriorum bilden sollten, blieben theils durch seinen nach kurzer Krankheit eingetretenen Tod unvollendet, andererseits überhaupt ungedruckt. Von diesen Bisthums- und Klostergeschichten, welche übrigens theilweise auf die Arbeiten älterer Autoren — z. B. Gall Oehem's, Rüeger's — zurückgingen (darunter ist auch eine solche von Ittingen selbst, unter Erweiterung zu einer Geschichte des Thurgaus), bringt Haller's Bibliothek der Schweizer-Geschichte, Th. III, eine Aufzählung (unter elf Titeln). Besonders aber enthält nun der „Katalog der Thurgauer Kantonsbibliothek“ (1858), S. 92—95, sämmtliche 24 Stücke der nachgelassenen Schriften Murer's (dieselben sind 1848 nach Aufhebung des Klosters Ittingen, mit der gesammten Bibliothek, nach Frauenfeld versetzt worden).

Vgl. besonders den 1648 durch Bruno Müller, den damaligen Prior von Ittingen, der Helvetica Sancta in deren „Vorred“ vorangestellten kurzen Lebensabriß, sowie in Kuhn's Thurgovia Sacra II (1879), S. 197—199, den Abschnitt über die Pflege von Wissenschaft und Dichtkunst — S. 231 ff. Proben von M. selbst — unter diesem Prior Müller.

Meyer von Knonau.

Murer: Heinrich M. (Maurer), Landschaftsmaler und Radirer, geb. zu Bülach am 3. Sept. 1774, † den 7. Nov. 1822 in Zürich. Er stammt aus dem Künstlergeschlechte gleichen Namens, aus welchem Josias und Christoph Murer hervorgingen. Sein Vater war Capitel-Diaconus und starb 1794; seine Mutter, eine Elisabeth Berger, sowie seine Geschwister, verlor der Knabe früh. Eine Tante ersetzte ihm die Mutter, und ihr fühlte er sich deshalb bis an sein Ende zu großem Dank verpflichtet. Den ersten Unterricht empfing Murer von dem Vicar des Pfarrherrn in Bülach, allein viel scheint er bei demselben nicht gelernt zu haben. Es trieb ihn in die freie Natur hinaus, noch ehe er daran dachte, Maler zu werden. Vom Vater zum Geistlichen bestimmt, wurde er auf

zwei Jahre nach Zürich geschickt, in das Haus des Johann Rudolf Murer, eines hochverdienten Schulmanns, der bleibenden Einfluß auf seine Geistes- und Herzensbildung ausübte. Fünfzehn Jahre alt, entschloß sich der Jüngling zum Künstlerberuf und kam zu Johann Caspar Huber in die Lehre. Im März 1796 sodann begab er sich mit Heinrich Wertmüller auf die Wanderschaft. Die Freunde wandten sich über Augsburg nach München, wo der Galerieinspector von Dillis ihnen mit Rath und That beistand. Von München ging es über Regensburg, Bayreuth und Leipzig Mitte April nach Dresden, woselbst Murer im Umgang mit einem Schüler Klengel's, Namens Wehle, im steten Verkehr mit der Natur und den Werken Ruisdael's zum Meister heranreifte. Die Akademie besuchte Murer nicht, Figurenzeichnen war nie seine Sache; das Wenige, was er hierin leistete, verdankte er seinem Landsmann Gränicher. Anderthalb Jahre weilte Murer in Dresden, fleißig Ausflüge machend in die Umgebung, z. B. nach Seifersdorf, Pillnitz, Königstein und Freiberg. Im Herbst 1797 kehrte er in die Schweiz zurück. Hier traten die politischen Unruhen seiner weitern Ausbildung zunächst hemmend in den Weg; erst nach dem Friedensschluß konnte er wieder ungestört nach der Natur zeichnen und füllten sich seine Mappen. M. blieb von jetzt an im Vaterlande, beseelt von ernstem Streben und emsig Studien sammelnd. Er machte stete Fortschritte, vervollkommnete sich besonders, Dank der Anleitung Salomon Landolt's, noch in der harmonischen Behandlung der Lüfte und Fernen. Aus seinem weitern Leben seien die Jahre 1798, 1809 und 1811 hervorgehoben. 1798 verheirathete sich der Künstler, 1809 und 1811 sah er sich, Gesundheitshalber genöthigt, einen längern Aufenhalt in Leuk zu machen. Er starb an der Wassersucht; seine Studien hinterließ er, gut geordnet, der Familie.

Eine reiche Auswahl von Arbeiten Murer's, sowohl Zeichnungen als Radirungen — er malte übrigens auch in Oel — besitzt das Künstlergut in Zürich. Die Zeichnungen, Ansichten aus Sachsen („Im Garten zu Machern unweit Leipzig", „An der Weiseritz bei Dresden"), componirte Landschaften (z. B. Illustrationen zu einem Gedichte aus Stilling's „Heimweh") und Ansichten aus der Schweiz („Beim Burghölzli", „Gegend in der Enge", „Die Treppe am Hirschengraben zur Meßzeit", „Bei der Grube unweit Goldau", „Ansicht von Leuk", „Im Lauterbrunnenthal", „Am Eingang der Via Mala", „Beim Kapuzinerkloster in der Nähe von Näfels", „Realp", „Kapelle beim Kindlimord", „In Aarmühle", „Ansicht von Göschenen", „Schollenberg unweit Berg am Rhein") sind zum Theil in Sepia, in Aquarell, mit der Feder, zum Theil in Gouache- und Tuschmanier ausgeführt. Die Radirungen und seine zum Coloriren bestimmten Stiche in Umrissen sind sehr zahlreich. Erwähnt seien: „Im großen Garten zu Dresden", „Salburg", „In der Umgebung von Halle", „Position der Andermattischen Truppen bei der ersten Beschießung der Stadt Zürich", „Das Schlößchen Susenberg auf dem Zürichberg mit Bezug auf die Belagerungsgeschichte der Stadt", „Unspunnen im Berner Oberland", „Säckingen am Rhein", „Bauernhaus in Zollikon", „Goltzweil bei Interlaken", „Auf der Anhöhe von Sachseln", „Am Lowertzersee", „Bauernhaus bei Unterseen", „Die Sägemühle bei Lauterbach", „Auf dem Wege zur Panthenbrücke", „Baden", „Diesbach bei Dornhaus im Lintthal". Nach M. gestochen haben Hegi und J. Heinrich Meyer; von Ersterem sei Bad Leuk genannt, von Letzterem eine Ansicht des ehemaligen Goldau, als Vignette dem Büchlein von Carl Zay: „Goldau und seine Gegend" beigegeben. Das Originalgemälde entstand 14 Monate vor dem berühmten Bergsturz und zeigt uns Murer's Talent, den landschaftlichen Motiven die malerischsten Seiten abzugewinnen, in hellem Lichte.

S. Neujahrsbl. d. Zürcher Künstlergesellschaft 1824. Carl Brun.

Murer: Jos (Joß, Jodocus) M., geb. 1530, † 1580. Glasmaler, Topograph und Dichter. Der Umstand, daß ihn neuere Biographen (seit J. C. Füßlin) Josias nennen, hat zu mancherlei Verwechselungen mit dem wirklichen Träger dieses Namens, dem 1564 geb. Sohne geführt. Jos war in Grüningen als Sohn eines Gürtlers geboren, der das Bürgerrecht von Zürich erwarb. 1572 wurde M. in den großen Rath und 1578 zum Amtmann in Winterthur erwählt. Der Kupferätzer Konrad Meyer von Zürich (cf. Bd. XXI. S. 608), ein entfernter Verwandter Jos', führt ihn in seinen Familiennachrichten als „Glasmaler und kunstreich im Feldmessen und Sonnenuhren“ auf. In ersterem Berufe erscheint er urkundlich 1557—77 im Dienste des Rathes von Zürich bethätigt. Von auswärtigen Arbeiten werden solche für das Cistercienserkloster Wettingen bei Baden genannt. 1577—78 wurde er für 15 Scheiben mit den Wappen Zürichs und anderer eidgenössischer Stände gelohnt. Man will für dieselben die 1579 datirten Glasgemälde im östlichen Kreuzgangflügel dieses Stiftes gehalten wissen, doch weicht ihr Stil so sehr von den Arbeiten der Söhne Josyas und Christoph ab, daß wir dieser Ansicht nicht beizupflichten vermögen. Außerdem haben seit Sandrart für Murer's namhafteste Werke die Glasgemälde mit den Bannerträgern der eidgenössischen Stände gegolten, die bis zum vorigen Jahrhundert das Schützenhaus in Zürich schmückten, seither aber spurlos verschwunden sind. Als authentische Arbeiten Murer's sind überhaupt nur zwei große Holzschnitte, eine Landkarte des Zürichgaues von 1566 und der 1576 datirte Prospect der Stadt Zürich bekannt. J. R. Rahn.

Jos Murer ist auch ein fruchtbarer Dramatiker gewesen, als solcher ohne Originalität. Sein „Junger Mannenspiegel“ (1560), z. B. ist großentheils ein Plagiat aus Salat's „Verlornem Sohn“. Außerdem rühren von ihm biblische Stücke her: „Belagerung der Stadt Babylon“ (1559), „Absolon“ (1565), „Auferstehung des Herrn“ (1566), „Hester“ (1576), „Zorobabel“ (1575), sowie eine gereimte Bearbeitung der Psalmen.

Zur Litteratur cf. Christoph Murer. J. Baechtold.

Murer: Josyas M., Glasmaler, geb. zu Zürich 1564, † 1630. Sohn des Jos oder Jost M. und Bruder des Christoph M. 1613 Mitglied des Rathes, 1614 Amtmann im Cappelerhof in Zürich. Seine besten Arbeiten kommen an Feinheit der Ausführung und Virtuosität der Technik denen seines Bruders gleich, an dessen Weise bei allerdings gesteigerter Manier auch der Stil der Zeichnung und die Art der Composition erinnert. Zahlreiche Arbeiten mittelmäßigen Ranges, die augenscheinlich aus Josyas Werkstätte stammen, scheinen auf einen schwunghaften Atelierbetrieb zu deuten. Tüchtige Werke mit des Meisters Monogramm versehen, sind die Zürcherischen Zunftscheiben in dem fürstlich Fürstenbergischen Schloße Heiligenberg.

Zur Litteratur cf. Christoph M.; ferner: H. Meyer, die schweizerische Sitte der Fenster- und Wappenschenkung, Frauenfeld 1884, S. 219. Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1882, S. 282. J. R. Rahn.

Murhard: Friedrich Wilhelm August M., Mathematiker, später Journalist und Staatsrechtsforscher, geb. den 7. December 1779 (nach Anderen 1778) in Cassel, † ebenda den 29. November 1853. Durch Joh. Matth. Matsko vortrefflich vorbereitet ging M. 1795 nach Göttingen, um unter Kästner Mathematik zu studiren. Bereits 1796 wurde er Magister und hielt Vorlesungen, 1797 ernannte ihn die Königl. Societät der Wissenschaften in Göttingen zum Assessor. Er war in jenen Anfangsjahren ein ungemein fleißiger Schriftsteller über mathematische (auch historisch-mathematische) Dinge, daneben auch über Sprachwissenschaft und über politische Geschichte. Seine „Bibliotheca mathematica oder Litteratur der mathematischen Wissenschaften“ erschien 1797—1805

in fünf Theilen und wird noch gegenwärtig mit Erfolg zu Rathe gezogen. Zwischen diese Veröffentlichung fällt eine große Reise nach dem Orient 1798 bis 1799. Von ihr zurückgekehrt, blieb er als Privatgelehrter in Cassel, seine Reiseeindrücke insbesondere in seinem 3 Bände starken „Gemälde von Constantinopel" (1804) und in dem zweibändigen „Gemälde des griechischen Archipelagus" (1807 bis 1808) verarbeitend; doch war dazwischen wieder das Jahr 1806 einer Reise durch Deutschland, Frankreich und die Niederlande gewidmet. 1808 trat er in die Dienste der westfälischen Regierung, wurde Redacteur des Westfälischen Moniteurs, Bibliothekar am Museum in Cassel und Präfect des Departement der Fulda. Als Kurfürst Wilhelm I. 1813 zurückkehrte, verließ M. Cassel und nahm seinen Wohnsitz in Frankfurt a. M. Von dieser Zeit beginnt seine staatsrechtlich-journalistische Thätigkeit. Er soll der Verfasser der unter dem Namen Dr. Schreiber veröffentlichten Drucksachen über den westfälischen Domänenverkauf gewesen sein. 1817 war M. Redacteur der Europäischen Zeitung in Bern, die aber bald unterdrückt wurde. Wieder in Frankfurt wohnhaft, wurde er 1824 bei einem Abstecher nach Hanau verhaftet unter dem Verdachte an Drohbriefen betheiligt zu sein, welche dem Kurfürsten von Hessen, sowie der Gräfin Reichenbach 1823 zugeschickt worden waren. Nach siebenmonatlicher Untersuchungshaft wurde er in Freiheit gesetzt, einige Jahre darauf durch ein förmliches gerichtliches Urtheil für nichtschuldig erklärt. Nun zog er wieder nach Cassel, das er nur auf wiederholten größeren Reisen verließ. Wie er schon seit 1821 die von Posselt begonnenen Europäische Annalen unter dem Titel „Allgemeine politische Annalen" fortgesetzt halte, gab er seit 1842 zwölf Bände eines „Recueil général des traités" heraus, die Fortsetzung des von Martens begonnenen Recueil des traités. Seine „Grundlage des jetzigen Staatsrechts des Kurfürstenthums Hessen" erschien in 2 Bänden 1834—35. Eine Abhandlung über Staatsgerichtshöfe im Staatslexikon zog M. 1844 neuerdings politische Verfolgungen zu, denen erst die Amnestie des Jahres 1848 ein Ende machte.

Gersdorf, Leipziger Repertorium 1854, Th. 2, S. 317. — Poggendorff, Biographisch-litterarisches Handwörterbuch II, 241. (Augsb.) Allg. Zeitung 1863. Beil. 73. Cantor.

Murhard: Johann Karl Adam M., Schriftsteller über nationalökonomische Fragen, geb. den 23. Febr. 1781 in Cassel, † daselbst den 7/8. Febr. 1863. Zweiter Sohn sehr vermögender Eltern, studirte er die Rechte und die Staatswissenschaften in Göttingen und Marburg. Hier promovirte er als Doctor der Rechte und wurde im J. 1800 beim Archiv der Oberrentkammer in Cassel angestellt. Nach 4 Jahren rückte er zum wirklichen Archivar auf. Zur Zeit des Königreichs Westfalen war er Mitglied der Commission zur Untersuchung der Archive und kam 1809 als Auditeur in den westfälischen Staatsrath. Mit Beibehaltung dieser Stelle wurde er 1810 zum Vorstand der Abtheilung des Handels und der Gewerbe im Finanzministerium und 1812 zum Liquidator der öffentlichen Schuld ernannt. Zu demselben Jahre gab er in Verbindung mit Hassel die Zeitschrift: „Westfalen unter Hieronymus Napoleon" heraus. Dieselbe brachte alle Mittheilungen über das Staatsrecht, die Gesetzgebung, Verwaltung, den Reichstag, Ernennungen, Statistik u. dgl. des Königreichs Westfalen und im 1. Heft (Braunschweig 1812) ein Vorwort, in welchem das Aufgehen kleinerer Staaten zu einem größeren Ganzen als nationaler Fortschritt und jenes Königreich als „die Geburt zu neuem Leben", Jerome aber als ein Mann von einem „über Alles Kleinliche erhabenen Sinn" gefeiert war. Nach Wiederherstollung der kurfürstlich hessischen Regierung erhielt er wieder jene Stelle als Archivar. Als er 1816 zum Regierungssecretär in Fulda ernannt wurde, trat er aus dem kurhessischen Staatsdienste und siedelte

1818 als Privatmann nach Frankfurt a. M. über, wohin sich sein älterer Bruder Friedrich schon gleich bei Herstellung der kurfürstlichen Regierung zu politischer und publicistischer Schriftstellerei zurückgezogen hatte. Hier lebte er ebenfalls ganz den wissenschaftlichen Studien, die nur eine kurze Unterbrechung dadurch erlitten, daß man auf ihn fahndete, weil sein Bruder Friedrich im Febr. 1824 in die Untersuchung wegen des im Jahre vorher an den Kurfürsten Wilhelm II. von Hessen gerichteten Drohbriefs verwickelt und kurze Zeit inhaftirt war. Er flüchtete nämlich nach Wetzlar und kam erst nach der Freisprechung Friedrichs wieder zum Vorschein, worauf beide Brüder zu dauerndem Aufenthalte nach Cassel zurückkehrten und dort ihren Studien lebten. M. schrieb: „Ideen über wichtige Gegenstände aus dem Gebiete der Nationalökonomie und Staatswirthschaft", (Göttingen 1808); ferner „Ueber Geld und Münze", (Cassel und Marburg 1809); „Theorie des Geldes und der Münze", (Leipzig 1817); „Theorie und Politik des Handels", (2 Bde., Göttingen 1831); daran schloß sich sein Hauptwerk „Theorie und Politik der Besteuerung. Ein Handbuch für Staatsgelehrte, Volksvertreter und Geschäftsmänner", (Göttingen 1834). Nach der Vorrede hielt er es mit Rücksicht auf die damals „überall sich gestaltenden freien volksthümlichen Verfassungen" für dringend nöthig, zur Klarstellung des wesentlichsten Punctes der letztern beizutragen, da „die im Volke und bei den Regierungen herrschenden Begriffe über die Finanzen und namentlich über das Abgabenwesen allenthalben noch so unklar, so verworren und mangelhaft" seien, daß man sich „über die Einseitigkeit der Urtheile und über die Mißgriffe der Regierungen" nicht wundern dürfe. Murhard's Zweck war daher, die Wissenschaft der Besteuerung auf volksthümliche Art zu schildern und systematisch zu entwickeln. Er sprach sich namentlich für indirecte Steuern neben den directen aus, damit das Mißverhältniß und die Fehler der letzteren wieder gut gemacht würden. Dieses Werk, welches in 3 Abtheilungen von der Besteuerung, ihren Arten und ihren verschiedenen staatswirthschaftlichen Systemen handelt, hatte für damalige Zeit nicht geringe Bedeutung. Viele Anerkennung fand auch obige „Theorie des Geldes" u. s. w., wie hervorgeht aus der Hall. Allg. Litt. Ztg. v. 1818, Nr. 86, der Jenaer Allg. Litt. Ztg. von 1818, Nr. 65, der Leipz. Litt. Ztg. v. 1820, Nr. 226; vergl. auch Protok. d. d. Bundesversamml. v. 14. Mai 1821. Ueber „die Theorie u. Pol. d. Handels" s. Hall. Allg. Litt. Ztg. v. Dec. 1833, Allg. Handels-Ztg. v. 1831, Nr. 100, Heidelb. Jahrb. v. Jan. 1834. Alle Schriften Murhard's sind im Anschluß an die staatsrechtlichen Werke und Aufsätze seines Bruders Friedrich, von dem Gedanken getragen, der in Deutschland aufkommenden constitutionellen Idee zu dienen und ihr zum Durchbruch zu verhelfen. Daher waren die Gebrüder M. in Regierungskreisen mißliebig, und sie selbst haben es während der langjährigen Kämpfe der kurhessischen Volksvertretung gegen die verschiedenen Versuche, die der constitutionellen Idee in hohem Grade entsprechende kurhessische Verfassung von 1831 illusorisch zu machen, stets mit der Opposition gehalten. M. verdient zwar, wie sein Bruder, die Bezeichnung eines Stockgelehrten oder Bücherwurms, dem das wirkliche Leben fern lag; beide genossen aber wegen ihren politischen Ansichten und schriftstellerischen Bestrebungen in ganz Hessen, namentlich in Cassel allgemeine und große Achtung. Beide M. waren unverheirathet, lebten in dem Dorfe Wehlheiden an der Allee von Cassel nach Wilhelmshöhe und setzten durch Testament vom 5. Juni 1845, bezw. Codicill vom 20. Sept. 1852 die Stadt Cassel zur Erbin ihres nicht unbeträchtlichen Vermögens mit der Bestimmung ein, daß der größte Theil der erheblichen Jahreszinsen zur Errichtung einer Bibliothek und zum Ankauf wissenschaftlicher, namentlich staatswissenschaftlicher Werke verwendet werde. Die Bibliothek solle den Namen „Murhard'sche

Bibliothek der Stadt Cassel" führen. Die Anschaffungen sollten aber erst beginnen, nachdem durch Capitalisirung der Zinsen ein zur Erbauung eines auf spätere Vergrößerungen berechneten Bibliothekgebäudes genügendes Capital gewonnen sein werde. Nachdem Karl M., der seinen Bruder um fast zehn Jahre überlebte, in der Nacht zum 8. Febr. 1863 in Cassel an Altersschwäche gestorben war, wurden diese letztwilligen Bestimmungen veröffentlicht und 1873 mit der Ausführung begonnen. In der hessischen Presse tauchten 1879 Stimmen auf, welche unter Hinweis auf die eingetretene staatliche Veränderung die Ausführung der Stiftung als einseitig angriffen (Cass. Tagespost v. 26. Oct. u. Hess. M. Ztg. v. 4. Nov. 1879), jedoch erfolglos. Durch diese Stiftung hat M. und sein Bruder sich ein dauerndes Verdienst und Andenken in Hessen erworben. Ueber Murhard's Tod: A. A. Z. Nr. 42 v. 12. Febr. 1863.

Wippermann.

Murmellius: Johann M., Philolog, Dichter und Schulmann, ward zu Roermond (Herzogthum Geldern) im J. 1480 geboren, studirte in der Schule des Alexander Hegius zu Deventer, bezog seit 1496 die Universität Köln; 1500 erscheint er in Münster, von wo er, um Magister zu werden, 1504 nach Köln zurückkehrte. In Münster war er an der Domschule als Lehrer für die Verdrängung der mittelalterlichen Lehrbücher und die Strebungen des Humanismus thätig, jedoch in dem Sinne, daß er das Anstößige des Humanismus als geborener Schulmann zu beseitigen bemüht war und daß er für Religion und Sittlichkeit mit aller Kraft eintrat. Er schuf selbst Unterrichtsbücher, die sich durch Kürze, Einfachheit und Klarheit auszeichnen, sie erhielten sich denn auch lange, manche bis an das Ende des vergangenen Jahrhunderts. Sein Erstlingswerk war das „Opus de verborum compositione" (1502?, 1504), dem eine Reihe kleinerer Schriften, eine Chrestomathie aus Tibull, Properz und Ovid, Commentar zu Cicero's „Cato major", ein „Enchiridion scholasticorum" u. a. folgten. Als seine bedeutendste poetische Schöpfung müssen die moralischen Elegien („Elegiarum moralium libri quattuor") betrachtet werden. Zwistigkeiten mit seinem Rector T. Kemner hatten mittlerweile M. veranlaßt sein Amt niederzulegen (1508) und als Rector an die Ludgerischule in derselben Stadt sich zu begeben; begreiflich, daß die litterarische Fehde mit Kemner ihren Fortgang nahm. Wichtiger war es, daß er sich für die Einführung der griechischen Sprache in Münster energisch einsetzte und daß sein Ruf und Ansehen unter den Gelehrten stets mehr wuchsen. Hutten, Bugenhagen, Hermann v. d. Busche, Spalatin u. a. gehörten zu seinen Verehrern. In Münster freilich war seines Bleibens nicht, 1513 übersiedelte er als Rector an die Schule zu Alkmar, nachdem er auch in den Jahren 1508—1513 eine reiche litterarische Thätigkeit entfaltet hatte (Epigrammatum liber, Panegyricus, Alcimi Aviti libri sex recogniti, Ciceronis epistolae quaedam selectae, Juvenalis tres satirae, Versificatoriae artis rudimenta), aus deren Resultaten vornehmlich die weitverbreitete „Pappa puerorum" (Köln 1513), — ein Uebungsbuch für den ersten lateinischen Unterricht zu nennen ist, das in wenigstens 30,000 Exemplaren über Deutschland, Holland und die Schweiz verbreitet war. Es enthält in vier Capiteln ein Vocabularium (das später in Polen sehr beliebt wurde), Gespräche, Sitten- und Anstandsregeln und Sprichwörter (mit deutschen Uebersetzungen). M. erwies sich als Rector von Alkmar als sehr nutzbringend für diese Schule, seine litterarische Thätigkeit ruhte auch hier nicht, es erschienen: „Boethii de consolatione philosophiae libri V", der Persius-Commentar, sein sehr wichtiger „Scoparius in barbariei propugnatores et osores Humanitatis", in dem er ganz und voll für den Humanismus eintritt, wie er sich denn auch im Reuchlin'schen Streit für den berühmten Philologen

erklärte. Die Plünderung von Alkmar (1517) trieb M. aus dem Städtchen, nach kurzer Zeit aber erscheint er als Lehrer zu Deventer, wo er am 2. October 1517 eines plötzlichen Todes gestorben ist. Sein Sohn Johannes M. wurde in Lüttich zum Priester geweiht, trat zum Protestantismus über, war Generalsuperintendent zu Oehringen in der Grafschaft Hohenlohe; mit ihm starb das Geschlecht wol aus.

De Joannis Murmellii vita et scriptis commentatio literaria scripsit Dr. Theodoricus Reichling, Monasterii 1870. — Johannes Murmellius, sein Leben u. seine Werke, von Dr. D. Reichling, Freiburg i. Br., Herder 1880, eine sehr ausführliche Biographie, woselbst von S. 131—166 ein in jeder Hinsicht völlig genügendes bibliographisches Verzeichniß gegeben wird. — Ausgewählte Gedichte von Joh. Murmellius, Urtext und metrische Uebersetzung herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Dr. D. Reichling, 1881, Freiburg i. Br., Herder. A. Horawitz.

Murmester: Heinrich M., Bürgermeister, war einer der bedeutendsten Staatsmänner Hamburgs im Mittelalter. Sein Geburtsjahr ist nicht bekannt. Er studirte die Rechte zu Erfurt und wurde daselbst Magister artium. Dann vollendete er seine juristischen Studien in Padua, wo er 1463 Rector, d. i. Senior der dortigen Studirenden deutscher Nation war. Nach Hamburg zurückgekehrt, wurde er schon 1464 zum Rathsherrn und zwei Jahre später zum Bürgermeister erwählt. Im Interesse seiner Vaterstadt fungirte er dann wiederholt als außerordentlicher Gesandter, wobei er sich bald den Ruf eines umsichtigen und geschickten Diplomaten erwarb. Er vertrat Hamburg in den Jahren 1466—78 auf allen Hansetagen und war während dieser Zeit der angesehenste Stimmführer im hansischen Rathe. Besondere Verdienste erwarb er sich 1473 bei Abschluß des Utrechter Friedens, welcher den Krieg der Hansen gegen England beendete. Daneben zeigte er sich auch als tapferer Kriegsmann und besonnener Heerführer, indem er um 1472 mit einem in Hamburg ausgerüsteten starken Heer Fußvolk und Reiter dem König Christian von Dänemark gegen seinen rebellischen Bruder, den Grafen Gerhard von Oldenburg zu Hülfe kommend, ruhmvoll an der Spitze seiner Hamburger focht und dadurch wesentlich zur günstigen Entscheidung des Feldzuges beitrug. Zu erwähnen ist ferner, daß M. ein eifriger Beförderer der Wissenschaften war, daß er die Hamburger Stadtbibliothek mitbegründete und daß er die Armen und Bedürftigen eifrigst mit Rath und That unterstützte. Seiner vielfachen und vielseitigen Verdienste halber ist er von späteren Geschichtschreibern ein „vollkommener" Bürgermeister genannt. Noch um 1566 war sein ehrenvolles Andenken dergestalt lebendig, daß die das Kämmereiwesen verwaltenden Bürger (die Achtmänner) dem Senate, mit dessen Verhalten sie nicht zufrieden waren, sehr demonstrativ das nachahmungswerthe Beispiel der musterhaften Amtsführung Murmester's vor Augen hielten und hinzufügten, deshalb werde sein Name in Hamburg auch unsterblich bleiben. Er starb am 9. April 1481.

Hamb. Schriftsteller-Lexicon, Bd. V S. 460 f., Hamb. 1870. Wilckens, Hamb. Ehrentempel, Hamb. 1770, S. 8. Dr. O. Beneke, Hamb. Geschichten u. Sagen, Hamb. 1854, S. 152 ff. W. v. Melle.

Murner: Beatus M., Buchdrucker und Formschneider, stammte aus einer in der ehemaligen freien Reichsstadt Oberehnheim im Elsaß ansässigen Familie. Er war der Bruder Thomas Murner's (s. u.) und wahrscheinlich zwischen den Jahren 1488—1492 in Straßburg geboren, wohin sein Vater Matthäus M. gezogen und daselbst Fürsprech beim kleinen Rathe war. Seine Mutter war Ursula Studelerin und in Schlettstadt geboren. Er wurde Formstecher und Drucker,

schon 1511 ist er als solcher thätig. In genanntem Jahre treffen wir denselben in Frankfurt a. M. Da er sich nicht in dem Verzeichnisse über die Frankfurter Bürger vorfindet, so liegt die Vermuthung sehr nahe, daß er nicht dem Bürgerstande angehörte, sondern im Barfüßerkloster, wo auch sein Bruder sich aufhielt, gelebt und wol auch daselbst gedruckt hat. Zwei Jahre hielt er sich in Frankfurt auf, sowol Schriften seines Bruders druckend als auch selbst ein didactisches Gedicht verfassend, „Die Schiffart von diesem ellenden iamertal“, das er ebenfalls eigenhändig illustrirte und druckte. Nach dem Jahre 1512 geht jede Spur von ihm verloren. Vielleicht kehrte er 1513 wieder nach Straßburg mit seinem Bruder Thomas, der am 10. Juli genannten Jahres Guardian des Barfüßerklosters daselbst wurde, zurück. Sein vermeintliches Signet ist das Wappen seines Bruders Thomas. Im Ganzen sind neun Drucke von M. bekannt, wahrscheinlich in nachstehender Reihe entstanden: „Ludus studentum“, 1511; „Arma patientie“, 1511; „Ritus et celebratio phase iudeorum“, 1512; „Benedicite iudeorum“, 1512; „Der Juden Benedicite“, 1512 (eine deutsche Uebersetzung des Vorstehenden); „Der schelmen Zunfft“, 1512; „Der juden benedicite ... vnd wie sy ieren dodten begraben“, 1512 (2. Auflage); „Schiffart von diesem ellenden iamertal“, 1512; „Ludus studentum Friburgensium“, 1512 (2. Auflage). — M. ist demnach der erste Frankfurter Buchdrucker, dessen Erzeugnisse sich nachweisen lassen und sein Ludus studentum von 1511 das erste zu Frankfurt a. M. gedruckte Buch, welches den Namen eines Druckers aufweist.

Schmidt, Histoire littéraire de l'Alsace. Paris 1879, 2 vols. — Gyß, Histoire de la ville d'Obernai. Straßburg 1866. — Fischer, Typographische Seltenheiten, Nürnberg 1804. — Sondheim, Die ältesten Frankfurter Drucke, Frankfurt a. M. 1885.

Kelchner.

Murner: Thomas M., elsässischer Satiriker der Humanisten- und Reformationszeit. Ueber Lebensgang und litterarische Thätigkeit des unstäten Mannes sind wir nur unvollkommen unterrichtet: seine eigenen Angaben sind ebenso wenig durchaus zuverlässig wie die seiner Gegner. Zweifelhaft ist schon sein Geburtsort. Er selbst nennt sich einen Straßburger; aber Wimpfeling bezeichnet ihn in einem Briefe als aus Oberehnheim gebürtig, und obwol beim Drucke dieses Briefes die bezügliche Stelle unterdrückt worden ist, so erhält sie doch eine Bestätigung dadurch, daß, wie wir sicher wissen, Murner's Vater Matheus M. erst 1482 das Straßburger Bürgerrecht erkauft hat und bei dieser Gelegenheit als von Oberehnheim gekommen bezeichnet wird. Als Geburtsdatum läßt eine Spottschrift gegen M. (M. Leviathan) diesen selbst den 24. December 1475 angeben. Der Vater, welcher die Stelle eines Fürsprech bekleidete, starb 1506. Er hinterließ außer Thomas noch mehrere Kinder, von denen Johannes 1525 im Dienste des Herzogs Anton von Lothringen steht und als Verfasser eines Gedichts von eelichs stadts nutz vnd beschwerden sich nennt, in einem Einzeldruck o. O. u. J., dessen Ausstattung mit der der Narrenbeschwörung von M. große Aehnlichkeit hat. Sixtus und Beatus M. (s. o.) erscheinen als Drucker zu Frankfurt nach 1510. Eine Schwester, Marie, war von vornehmen Geistlichen verführt worden: ein Proceß, den Johannes M. gegen diese anstellte, endigte erst 1522. M. trat 15jährig in das Minoritenkloster, mit 19 Jahren empfing er die Priesterweihe. Er studirte um 1495—1497 in Freiburg, wo er sich besonders an den Poeten Jacob Locher anschloß. Er ging dann nach Paris, und nachdem er sich nochmals in Straßburg und Freiburg aufgehalten hatte, nach Krakau, wo er Baccalaureus der Theologie wurde. Auch die Universitäten

Köln, Rostock und Prag besuchte er. Nach Straßburg zurückgekehrt, begann er 1502 die erste litterarische Fehde, welche seinen Namen bekannt machte.

Allerdings schon 1499 war seine Erstlingsschrift erschienen, eine „Invectiva contra astrologos“, gegen die Unglücksweissagungen, welche Kaiser Maximilian für den damals ausgebrochenen Krieg gegen die Schweizer erhalten hatte. Eine zweite Schrift zeigt M. noch befangen im Aberglauben seiner Zeit, der „Tractatus perutilis de phitonico contractu“. M. erzählt, daß er als Kind verhext worden sei und nur durch Gegenzauber seine Gesundheit wieder erlangt habe. Beide Schriften hat er einem Schüler zugeeignet, dem Baron Wernher v. Mörsberg und Befordt, der seinem Lehrer auch als einziger Bundesgenosse im Streite gegen Wimpfeling zur Seite trat.

Dieser Streit ist quellenmäßig dargestellt in der „Germania von Jacob Wimpfeling, übersetzt und erläutert“ von dem Unterzeichneten, Straßburg 1885. Wimpfeling hatte im J. 1500 sein akademisches Amt in Heidelberg niedergelegt und war nach Straßburg gekommen. Hier suchte er, einem besonders von Geiler gehegten Wunsche gemäß, den Stadtrath zur Errichtung einer humanistischen Schule zu bewegen, welche die für die Universität noch nicht herangereifte Jugend namentlich durch die Lectüre classischer lateinischer Autoren weiter bilden sollte. Ausführlich legte Wimpfeling diesen Plan vor in einer lateinischen Schrift, mit einer deutschen Uebersetzung, die erst 1648 durch Moscherosch gedruckt worden ist. Die lateinische Schrift betitelte Wimpfeling „Germania“, weil er dem eigentlichen Gegenstand noch eine Erörterung über die Deutschheit des Elsasses vorausgeschickt hatte. Er sprach von der Absicht der Halbfranzosen (semigalli), die Stadt Straßburg dem deutschen Reiche zu entfremden, dem doch das Elsaß von jeher angehört habe. Habe doch bereits Cäsar germanische Völkerschaften, die Triboker ꝛc. hier angesiedelt gefunden, und so seien auch wieder die Karolinger schon Deutsche, nicht Franzosen gewesen. Die Germania war Ende 1501 erschienen und von Wimpfeling's Schülern mit begeisterten Lobsprüchen begleitet, vom Rath mit einem Geschenk belohnt worden.

Bald darauf hörte Wimpfeling von einer Gegenschrift, welche M. vorbereitet habe. Am 17. Februar 1502 überschickte ihm M., der inzwischen Wimpfeling besucht und bei ihm freundliche Aufnahme gefunden hatte, das Manuscript dieser Gegenschrift; aller Streit sollte getilgt und vergessen sein. Allein er ward aufs neue angefacht durch eine Erörterung, die eigentlich Geiler betraf. M. beschwerte sich bei Geiler darüber, daß dieser sein juristisches Kartenspiel öffentlich verspottet habe. In Geiler's Auftrag antwortete Wimpfeling am 26. Juli, daß es jenem nicht eingefallen sei über M., den er kaum dem Namen nach kenne, zu spotten; einige weitere Ermahnungen, zu denen sich der 50jährige Wimpfeling dem halb so alten M. gegenüber wol berechtigt glaubte, erklärte dieser später für Beleidigungen. So ließ denn M. seine „Germania nova“ erscheinen, in Verbindung mit einer Rede, die er in Solothurn vor dem Ordenscapitel am 12. Juni gehalten hatte. Von Wimpfeling's Gründen beachtete er nur die nebenbei vorgebrachten: ein unglücklich gewähltes elsässisches Sprichwort, das Stadtwappen Straßburgs ꝛc. Hier schenkte er z. B. dem Gegner nicht, daß dieser von einem Diameter des Wappenschildes gesprochen hatte, während dies doch kein Kreis sei. Die von Wimpfeling als Zeugen vorgebrachten Schriftsteller der älteren und der neueren Zeit wies er kurz mit dem höhnischen Sprichwort ab: wer von sieben sagt, der lügt. Perfid deutet er an, daß Wimpfeling die Gesandten des Raths als semigalli, als Verräther bezeichnet habe. M. selbst will freilich nur von christlicher Wahrheitsliebe zu seiner Schrift veranlaßt worden sein: die Straßburger sollten nur nicht etwa, um dem angeblichen Anspruche der Franzosen zu entgehen, als Lügner dem Scepter des Teufels anheimfallen.

Auf die Germania nova antwortete Wimpfeling durch eine Declaratio ad mitigandum adversarium und fügte hier zu den historischen Gründen für die Deutschheit des Elsasses die nationalen hinzu, welche in der Volkssprache, in den Ortsnamen, ja in der Sprache der Urkunden seit 1000 (später sagt er vorsichtiger 800) Jahren vorlägen. Aber er forderte auch seine zahlreichen Schüler auf für ihn einzutreten und sie thaten es, indem sie theils witzig, theils plump Murner's Unwissenheit, Eitelkeit und Frechheit schalten und verspotteten.

M. war nicht der Mann darauf zu schweigen. Seine Replik trug den etwas irreführenden Titel „Honestorum poematum condigna laudatio impudicorum vero miranda castigatio“. Er faßte seine Gegner unter einem N zusammen, den er als kraftlosen, schmähsüchtigen Greis darstellt, als vorgeblichen Theologen, welcher doch über den philologischen Kleinkram (grammatellica) nicht hinausgekommen sei. Er selbst ist der völlig ohne Schuld angegriffene. Seine bissigen Ausfälle kleidet er übrigens in eine Fülle von Citaten aus dem heiligen Augustin. Später hat er diese letzteren theilweise wiederholt in der an Locher 1509 gerichteten Schrift „De Augustiniana Hieronymianaque reformatione poetarum“, einem sonderbaren Versuch zwischen den kirchlich strenger gesinnten älteren Humanisten und den jüngeren Poeten eine Mittelstellung einzunehmen.

Die politische Tendenz der Germania nova war inzwischen nicht unbemerkt geblieben. Der Straßburger Rath verbot sogleich den Verkauf der Schrift und wiederholte dies Verbot 1503 auf die Mahnung des Kaisers Maximilian. Die überaus selten gewordene Germania nova ist jetzt durch den Neudruck, Genf und Straßburg 1874, leicht zugänglich. Wie sehr man im Elsaß Murner's Vorgehen gegen Wimpfeling mißbilligte, zeigte sich noch zu Beginn der Reformationsstreitigkeiten; auch die Verdrehung seines Namens in Murnar, welche 1502 zuerst aufgebracht worden war, blieb an ihm haften.

Innerhalb seines Ordens aber erfreute er sich eines gewissen Ansehens. Er predigte 1503 zu Eßlingen, 1505 zu Ueberlingen und hier vor Kaiser Max, der ihn als Poeten krönte. In der Zuschrift des Franziskanergenerals, welche ihm die Annahme des Lorbeers gestattete, wird als besonderes Lob ihm zugesprochen, daß er veterum poetarum (etsi infidelium) dogmata in res theologas commutare pflege. Durch die beigefügte Einladung zum Generalcapitel in Rom berichtigt sich das Datum dieses Briefes, welches im Druck als 26. September 1506 angegeben ist, auf 1505.

Am 27. März 1506 ward M. in Freiburg Doctor der Theologie. 1507 finden wir ihn wieder in Krakau, wo er sein „Cartiludium logicae“ veröffentlichte. Er hatte seine Methode, die Logik durch ein Kartenspiel zu lehren, anfangs geheim gehalten, war darüber als Zauberer vor die Universitätsbehörde citirt, aber nach Mittheilung seines Geheimnisses belobt und belohnt worden. Diese Methode hatte er vermuthlich in Paris kennen gelernt, wo Lefèvre d'Etaples die Arithmetik auf dieselbe Weise vortrug. M. hatte sie auch auf die Metrik übertragen und in seinem „Ludus studentum Friburgensium“, Frankfurt 1511, Schach-, Brett- und Roulettespiel in diesem Sinne verwerthet. Noch 1518 ließ er zu Straßburg ein „Chartiludium Institute summarie“ erscheinen. Die einzelnen zu diesem juristischen Kartenspiel gehörigen Karten sind noch in einem Exemplar zu Basel vorhanden: s. L. Sieber, Beiträge zur vaterländischen Geschichte, herausgegeben von der historischen Gesellschaft zu Basel, 1876, S. 273 ff.

1508 kehrte er nach Freiburg zurück, um Universitätsvorträge über Virgil zu halten. Aber noch in demselben Jahre verwies ihm der Senat die Ausfälle gegen die Münstergeistlichkeit, welche er auf der Kanzel sich hatte zu Schulden kommen lassen: s. Schreiber, Geschichte der Universität Freiburg, I. 167. 1509 war er in Worms, wo er König Maximilian von seinem Plane zur Narren-

beschwörung unterhielt. Dann eilte er nach Bern, wo gerade der Proceß gegen die vier Dominicaner verhandelt wurde, welche einen schwachsinnigen Laienbruder, den Schneider Jetzer, durch vorgespiegelte Visionen zur Aussage gegen die unbefleckte Empfängniß Mariae hatten gebrauchen wollen. Eine Geschichte des Processes ward von M. unter dem Titel „De quattuor heresiarchis ordinis Praedicatorum de Observantia nuncupatorum“ (Observanz ist die strengere Regel) und in deutschen Reimen „Von den fier ketzern prediger ordens der obseruantz“, Straßburg 1509, veröffentlicht.

1510 war M. Guardian zu Speier. 1511 predigte er zu Frankfurt. Eine dieser Predigten gab er in lateinischem Auszug als „Arma Patientie“ heraus. Patientia ist sein Wappenspruch. In Frankfurt nahm er auch die Gelegenheit wahr hebräisch zu lernen und veröffentlichte zwei Schriften mit übersetzten jüdischen Gebeten: „Ritus et celebratio phase (= pasche) iudeorum“ und „Benedicite iudeorum“.

Gleichzeitig ergriff er nun auch die ihm am meisten zusagende Dichtgattung, die satirische. Frei von dieser Auffassung ist allerdings noch das 1514 zu Straßburg veröffentlichte Gedicht „Ein andechtig geistliche Badenfart“, verfaßt, als er eine Erkältung, die Folge einer winterlichen Rheinfahrt auf dem Wege nach Frankfurt, in einem Maienbad ausheilte. Dagegen herrscht die Satire völlig in „Der schelmen zunfft“, Frankfurt 1512, facsimilirt in „Deutsche Drucke älterer Zeit in photolithographischer Nachbildung, ausgewählt von W. Scherer“, Berlin 1881; ferner in der „Narrenbeschweerung“, Straßburg 1512, von G. Wickram umgearbeitet Str. 1556, neue Ausgabe mit Einleitung von Goedeke, Leipzig 1879; in „Die Mülle von Schwyndelsheim und Gredt Müllerin Jarzeit“, Str. 1515, Neudruck durch Albrecht in den Straßburger Studien 2, 1 ff.; endlich in „Die geuchmat“, Basel 1519, neu herausgegeben in Scheible's Kloster VIII. Das letztgenannte Werk war schon 1515 zu Straßburg der Druckerei Hupfuff übergeben, aber der Druck hier verboten worden, weil die Franziskaner behaupteten, daß sie darin besonders stark mitgenommen würden.

Weitergehende Streitigkeiten mit seinen Ordensbrüdern sind bezeugt durch eine Protestation Murner's vom 18. August 1515: s. Röhrich in der Zeitschrift für historische Theologie, 1848, S. 588 ff. Er berichtet darin, daß er auf dem Ordenscapitel zu Nördlingen (im Juli 1513) zum Guardian des Klosters zu Straßburg ernannt, aber vom Provincial vor mehr als einem Jahre abgesetzt worden sei. Man habe ihn angeklagt mehr als 500 Pfund aus der Kasse des Convents verschwendet zu haben, während er doch für alle Ausgaben habe Rechnung ablegen können. Der wahre Grund der Feindschaft seiner Klosterbrüder, welche ihm sogar mit Ermordung gedroht hätten, liege vielmehr darin, daß zur Zeit seines Guardianats mehrere Beamte des Ordens abgesetzt worden seien, und er, obschon ganz unschuldig, dafür verantwortlich gemacht worden sei.

Als M. diese Protestation erließ, war er eben aus Italien zurückgekehrt. Von einem Aufenthalte in Bologna und Venedig berichten auch die späteren Streitschriften gegen ihn. Am 15. August 1515 widmete er von Straßburg aus Kaiser Maximilian die Uebersetzung der Aeneis' „Vergilii Maronis dryzehen Bücher von Troianischer zerstörung vnd vffgang des Römischen reichs“. Auch fiele wol in diese Zeit, wenn sie wirklich von M. herrühren sollte, die Abfassung des Till Eulenspiegel, welcher nach einem Straßburger Druck von 1519 mit werthvollen Untersuchungen neu herausgegeben ist von J. M. Lappenberg, Leipzig 1854, nach einem von 1515 in den Neudrucken, Halle 1885. Die Annahme, M. habe den Eulenspiegel aus dem Niederdeutschen übersetzt (denn nur darum kann es sich hier handeln), beruht auf einer Angabe in Ain schöner dialogus ... zwischen aim pfarrer vnd aim schulthayss (Scheible, Kloster VIII, S. 318),

welche außer anderen, sicher von M. herrührenden Büchern ihm auch den Vlenspiegel zuschreibt. Entscheiden könnte nur eine sprachliche Untersuchung.

Am 30. November 1515 kündigte M. in Trier den Studenten seine Uebungen über die Institutionen an und versprach vermöge seines Kartenspiels ihnen den Gegenstand in vier Wochen beizubringen. Auch von hier schied er nicht in Frieden, wenn wir dem M. Leviathan glauben dürfen. Diesmal könnte freilich seine Theilnahme für Reuchlin, die in den Epist. Obscur. virorum (ed. min. Boecking, p. 169 sqq. und 197) erwähnt wird, ihm Feindschaften zugezogen haben.

Er kehrte wol zunächst nach Straßburg zurück. 1518 aber ließ er sich an der Universität Basel immatriculiren, um die Rechte zu studiren. Vor dem 5. April 1519 ward er Licentiat der Rechte; als solcher veröffentlichte er zu Basel eine Uebersetzung der „Instituten ein warer ursprung vnnd fundament des keyserlichen rechts“; schon 1518 hatte er „Utriusque iuris tituli et regule ... in Alemanicum traducti eloquium“ erscheinen lassen. Jene Uebersetzung wiederholte er zu Straßburg 1521 unter dem Titel „Der keiserlichen stat rechten ein ingang vnd wares fundament, Meister vnd rädten tütscher Nation gegabet vnd zu gefallen vertütschet“. Inzwischen hatte er sich auch den juristischen Doctorhut erworben, trotz der abmahnenden Briefe, welche Zasius von Freiburg aus an seine Fachgenossen in Basel schrieb. M. wollte seinen Feinden zum Trotz die Feierlichkeit mit dem vollsten Glanze begehen und schrieb deshalb an den Straßburger Rath, ihm dazu in üblicher Weise die Pfeifer der Stadt Straßburg zu schicken. Am 11. März 1519 mußte er freilich diese Bitte zurückziehen: s. den Abdruck dieses Briefes durch Th. v. Liebenau im Baseler Jahrbuch von Boos I, 1879, S. 100. Vielleicht nicht ohne Bezug auf diese Vereitelung seines Wunsches widmete er seine am 5. April fertig gedruckte „Geuchmat zu straff allen wybschen mannen .... der löblichen Statt Basel zuo eyner letz“ als Abschiedsgeschenk.

Er ging nach Italien, muß aber bald nach Straßburg zurückgekehrt sein, wo er 1521 sich als lector et regens fratrum minorum unterzeichnet. Hier in Straßburg ließ er auch, noch 1519, seine Uebersetzung des Buches von Ulrich v. Hutten „von der wunderbarlichen artzney des holtz Guaiacum“ erscheinen (neu gedruckt in Hutten's Werken von Böcking 5, 397 ff.).

In diese Zeit fällt sein erstes Eintreten in die litterarischen Streitigkeiten, welche sich an Luther's Reformation anschlossen. M. erwarb sich bald eine hervorragende Stellung unter den Bekämpfern der Reformation, namentlich insofern, als er ganz besonders das Ziel des Spottes und Hohnes wurde, womit die Freunde der Reformation deren Gegner angriffen. Nicht ohne Ursache trat er hier in den Vordergrund: hatte man doch eine ganz andere Parteinahme gerade von ihm erwartet, der ja die unhaltbaren Zustände der alten Kirche so schonungslos aufgedeckt, der vor allem in seinen Schriften über den Berner Handel das Klosterleben in so grellem Lichte hatte erscheinen lassen. In der That scheint M. die ersten Schritte Luther's beifällig aufgenommen und nach seiner Art diesem Urtheil auch öffentlichen Ausdruck gegeben zu haben. Er übersetzte Luther's Schrift „Von der babylonischen gefengknuss der kirchen“, 1520, allerdings ohne seinen Namen zu nennen, wie er auch seine noch 1520 beginnende Polemik gegen Luther anfänglich anonym führte. Später behauptete er freilich, daß jene Uebersetzung nur den Zweck gehabt hätte, Luther in seinem wahren Wesen bekannt zu machen und so zu bekämpfen. Noch die erste Gegenschrift gegen Luther: „Ein christliche und briederliche ermanung an den hochgelerten doctor M. L.“ vom 9. November 1520 ist schonend gehalten. Aber bald geht er zu leidenschaftlichem Ausdrucke über und bezeichnet Luther in einer Streitschrift gegen

dessen Aufruf an den deutschen Adel als den wiederauferstandenen Catilina, der bürgerlichen Aufruhr und den Niedergang seines eigenen Vaterlandes herbeiführen werde. Hier gibt er an, daß der Name des Verfassers, obschon nicht veröffentlicht, doch dem Bischof von Straßburg bekannt sei. Dagegen „Ain new lied von dem vndergang des Christlichen glaubens jnn Bruder Veiten thon" (abgedruckt bei Scheible, Kloster VIII, S. 677) läßt er schon mit der Angabe „Doctor Murner's" erscheinen.

Bald beginnen die Erwiderungen der Gegner. Zwar Luther selbst würdigte M. nur einmal einer noch dazu nebenbei gegebenen Antwort in der Schrift „Auff das vbirchristlich übirgeystlich vnd übirkunstlich buch Bock Emssers zu Leyptzk antwort D. M. Luthers, darinn auch Murnars seins gesellen gedacht würt", 1521. Aber in Straßburg selbst ließ man sich die Gelegenheit nicht entgehen, M. mit seinen eigenen Waffen anzugreifen. Besonders auszuzeichnen sind von diesen Satiren „Karsthans", noch 1520 erschienen und für das Volk bestimmt, und vom Jahre 1521, lateinisch abgefaßt, „Murnarus Leviathan" von Raphael Musaeus, worin der Verfasser, natürlich ein Pseudonym, angibt, daß er mit M. in Basel, Frankfurt, Trier freundschaftlich verkehrt habe, und manche Einzelheit aus seinem Leben, freilich wol mit spottender Entstellung, mittheilt. Beide Satiren hat Scheible, Kloster 10, 219 ff., 321 ff. neu abgedruckt. Die Darstellung Murner's, der als bissiger, fauchender Kater im Karsthans auftritt, ist dann von ihm selbst aufgenommen worden.

Er richtete gegen seine ungenannten Gegner am 8. März 1521 eine Protestation, welche Röhrich in der Zeitschrift für historische Theologie 1848, 598 ff. wieder bekannt gemacht hat. M. bekennt sich hier zu sechs Schriften gegen Luther, denen noch 26 andere folgen sollten.

Aber erst im Herbst 1522 trat er wieder mit antilutherischen Schriften hervor: diesmal mit einer Uebersetzung des Buches von König Heinrich VIII. von England über die Sacramente; er fügte hinzu: „Ob der künig uß engelland ein lügner sey oder der Luther" (wieder abgedruckt bei Scheible 4, 893 ff.).

Weit heftiger und mit aller Kunst der Dichtung, die ihm zu Gebote stand, bekämpfte M. die Reformation in dem Gedicht „Von dem großen Lutherischen Narren wie in doctor Murner beschworen hat", Straßburg 1522 im December (abgedruckt bei Scheible 10, 1 ff. und von H. Kurz, Zürich 1848). Seine Ausfälle entschuldigt er mit den Angriffen der Gegner. Ihm selbst ward in der Novella (Abdruck bei Scheible 8, 675 ff. und bei Goedeke, Pamphilus Gengenbach, S. 262 ff.) die entsprechende Erwiderung. Der Straßburger Rath verbot den Verkauf des Murner'schen Gedichts, wie er schon früher gegen M. in ähnlicher Weise vorgegangen war.

Vielleicht trugen diese Erfahrungen dazu bei, daß M. sich 1523 nach England begab, in der von einem Unberufenen (Lappenberg, Ulenspiegel, S. 422) erweckten Hoffnung, dort bei Heinrich VIII. gut aufgenommen zu werden. Der König beschenkte ihn allerdings und gab ihm am 11. September ein Empfehlungsschreiben an den Straßburger Rath. M. reiste mit der von Heinrich VIII. an den Reichstag in Nürnberg geschickten Gesandtschaft zurück, war aber Ende 1523 wieder in Straßburg.

Hier waren inzwischen die reformatorischen Bewegungen fortgeschritten und selbst die Klöster wurden davon ergriffen. Im November richtete M. mit anderen Klosterbrüdern an den Rath die Anzeige, daß sie wünschten sich wie weltliche Geistliche zu kleiden und zu halten, und trotzdem der Provinzial widerstrebte, legte M. in der That am 12. März 1524 sein Ordenskleid ab. Am 29. März aber (Polit. Corresp. v. Straßburg, S. 89) begab er sich nach Zabern zum Bischof und reiste, mit dessen geheimen Aufträgen versehen, zum Cardinal Campeggi nach

Nürnberg. Die Straßburger Gesandten begegneten seinen Anklagen und M. kehrte nach Straßburg zurück. Hier nahm er das Ordenskleid wieder an, gerieth aber nun in neue Streitigkeiten nicht blos mit den lutherischen Prädicanten, sondern selbst mit seinen Klosterbrüdern. Er beschuldigt diese später, einen Aufruhr des Volkes gegen ihn begünstigt zu haben, das ihn zwar nicht persönlich, weil er gerade von Straßburg abwesend war, wol aber sein Eigenthum beschädigt habe; insbesondere sei ihm ein wichtiges Manuscript über sein Verhältniß zum Könige von England entwendet worden. Diese Klagen richtete er von Oberehnheim aus an den Rath zu Straßburg; die bezüglichen Briefe sind von Strobel, Beiträge zur deutschen Litteratur 1827, S. 65 ff. abgedruckt worden. Als nun der Rath die Verwaltung der Klostereinnahmen an sich zog, verlangte M. die Rückgabe des von ihm für sein Kloster aufgewendeten Geldes, erklärte sich aber zu Straßburg am 14. August 1526 mit einer jährlichen Pension von 52 Gulden für abgefunden.

Inzwischen war er nach Luzern übergesiedelt. Aus Oberehnheim hatte er im April oder Mai 1525 sich vor den Drohungen der aufständischen Bauern nur durch die Flucht in Laienkleidern retten können. In Luzern ward er freundlich aufgenommen, zum Pfarrer bestellt und konnte nun von neuem gegen die Reformation auftreten. Zwar die Straßburger Prediger zu schonen hatte er bei der Zusicherung der Pension versprechen müssen. Um so mehr wendete sich seine Polemik gegen die Reformatoren in der Schweiz, insbesondere in Zürich. Er richtete selbst eine Druckerei in Luzern ein und wechselte zunächst mit Utz Eckstein mehrere Streitschriften. Dieser stellte in seinem Concilium, Ende 1525, und dem Reichstag, 1526 (Abdruck in Scheible's Kloster 8, 705. 827) Murner's Treiben in dramatischer Form dar; M. antwortete mit lateinischen Abhandlungen. Eine besondere Gelegenheit sich geltend zu machen gewährte ihm das Religionsgespräch zu Baden im Mai 1526, wo er neben Eck auftrat und den nicht erschienenen Zwingli vierzigmal für ehrlos erklärte. Zwingli's Vorwurf, daß er noch von keinem Orte in Ehren geschieden sei, hatte M. besonders übel genommen.

M. besorgte auch, im Auftrag der katholischen Kantone, die Publication der Acten des Badener Religionsgesprächs, welche im Mai 1527 erschienen. Schon Ende 1526 hatte er „Der lutherischen evangelischen Kirchendieb und Ketzer kalender" veröffentlicht, in welchem die Heiligenreihe eröffnet wird durch Judas, Luther und Manicheus (s. den Abdruck bei Scheible 10, 201 ff.). Gegen die Berner richtete er „Des alten christlichen beeren Testament", 1528. Als nun am 24. Juni 1529 zwischen Zürich und den katholischen Orten der Friede zu Stande kam, wurde bestimmt, daß M. sich zu Baden vor Gericht stellen, daß Bern und Zürich die Richter wählen, Luzern aber den Spruch ausführen solle. M. entfloh; auf die Klage der Schweizer entzog ihm nun auch der Rath zu Straßburg seine Pension. Er fand eine Zuflucht beim Pfalzgrafen zu Heidelberg. Von dort schrieb Frecht an Bucer am 21. Februar 1530 (s. Straßburger Studien 3, 146), daß M. ehrenvoll entlassen worden sei, nachdem er scheinbar zu juristischen Vorlesungen, aber dem Gerüchte nach als Berather bei einer Schatzgräberei auf dem alten Schlosse nach Heidelberg berufen worden war.

Erst 1533 ist M. wieder nachweisbar und zwar wieder in Oberehnheim. Er war dort Pfarrer an der Kirche St. Johann. Ein Ansuchen von Luzern 1535, die Leitung der dortigen Schule zu übernehmen, lehnte er ab. Seine letzte litterarische Arbeit, welche handschriftlich zu Karlsruhe sich befindet, ist 1532 datirt, eine Uebersetzung der Weltgeschichte (Enneades) des Sabellicus. Er starb 1537; wie in einem 1577 geführten Proceß erwähnt wird, hat er „sein

end wunderbarlich genommen“ (Gyß, Hist. d’Obernai 2, 429). Gern wüßte man Näheres darüber.

Verweilen wir noch bei Murner’s Bedeutung als Schriftsteller. Von seinen zahlreichen Büchern dürfen die lateinischen Prosaschriften kaum einen selbständigen Werth beanspruchen. Sie dienen meist seinen endlosen Streitigkeiten, und wenn man ihrem Verfasser auch ein großes Advocatengeschick nicht absprechen wird, so zeigen sie doch, daß seine sachlichen Kenntnisse mangelhaft und seine Grundanschauungen oberflächlich waren. Als Theologen beurtheilt ihn Schmidt, Hist. litt. 2, 259 ff. sehr ungünstig. Von den Lehrbüchern haben die juristischen durch R. Stintzing, Geschichte der populären Litteratur des römisch-canonischen Rechts in Deutschland, Leipzig 1867, S. 472 folgende Beurtheilung erfahren: „Murner’s gesammte Thätigkeit in der Jurisprudenz stellt sich uns dar, nicht sowol als eine hülfreiche für die Bedürfnisse des Lebens und die Noth der ungelehrten Praktiker, sondern als die gemeine Art nach Ruhm und Popularität zu haschen durch servile Dienstleistung für die Masse derjenigen, deren Trägheit vor ernster Anstrengung zurückschreckte, in einer Zeit, welche schon höhere Anforderungen stellen durfte.“ Am meisten läßt Stintzing noch die Uebersetzung der Institutionen gelten, die er treu, aber auch sclavisch treu nennt. Unter den Werken Murner’s, welche als Lehrmittel Spiele heranziehen, hat das „Cartiludium logicae“ allerdings noch einen bewundernden Herausgeber gefunden in Joa. Balesdens, Paris 1629. Wol für alle lateinischen Schriften Murner’s gilt das Urtheil Schmidt’s 2, 265, daß seine Darstellung souvent confuse et contradictoire sei. Geradezu fehlerhaft nennen die Schüler Wimpfeling’s das Latein Murner’s und sie bringen auch Beweise dafür. Aber zur rechten Zeit gewinnt M. immer wieder die Aufmerksamkeit des Lesers durch ein scharfes Urtheil über Persönlichkeiten, durch Witze jeder Art, die er übrigens gelegentlich auch seinen Gegnern einfach abborgt.

Murner’s litterarischer Ruhm beruht auf seinen deutschen Gedichten, insbesondere seinen Satiren. Denn wo er harmlos ist, wird er auch leicht langweilig. So in der Badenfahrt, deren Allegorie, an ein Geschäft des gemeinen Lebens anknüpfend, Geiler nachahmt, aber weit entfernt bleibt von Geiler’s warmer, gemüthvoller Deutungsweise. Doch hat er gerade in diesem Gedichte einige wirklich empfundene Stellen, insbesondere am Schluß, wo er das Straßburger Münster preist und erzählt, daß er aus der Fremde, nach dem Rathe seines nun verstorbenen Vaters, jedem nach Straßburg Ziehenden einen Gruß an die Jungfrau Maria, die Schutzpatronin des Münsters, aufzutragen pflege.

Geiler gab ihm auch das Beispiel von Predigten auf Grund nicht biblischer, sondern weltlicher Texte. Wenn aber Geiler über das Narrenschiff seines Freundes Seb. Brant gepredigt hatte, so legte M. seine eigenen Satiren zu Grunde. So berichtet er am Schluß der Schelmenzunft, daß er zu Frankfurt darüber gepredigt habe. Er bemerkt überdies, daß er das Gedicht auch lateinisch verfaßt habe. Von dieser lateinischen Fassung ist nichts bekannt; dagegen hat Joa. Flitner eine lateinische Uebersetzung unter dem Titel „Nebulo nebulonum“, Frankfurt 1644, erscheinen lassen. Ebensowenig wissen wir von dem lateinischen Werk, worin er „on schimpf mit ernst“ die Narren beschworen haben will, nach der Schlußrede der Narrenbeschwörung. Am Ende der Geuchmatt versichert er sogar, daß er in seinem ganzen Leben kein deutsches Buch gedichtet habe, ohne es daneben auch lateinisch zu dichten. Aber die Drucker verlangten nur nach den geucheryen und ließen die ernstlichen Bücher liegen, von denen er wahrlich 50 schon geschrieben habe. Vermuthlich meint er überall die lateinischen Concepte zu seinen deutschen Gedichten und Predigten, wie solche lateinische Concepte zu Geiler’s Predigten vielfach in den Druck gekommen sind.

Die eben besprochenen Behauptungen finden sich in den Entschuldigungen,

mit denen M. fast regelmäßig schließt und durch welche er alles wieder gut zu machen glaubt. In seinen Satiren selbst erlaubt er sich das Aeußerste. Rücksichtslos gibt er alle Stände und insbesondere seinen eigenen dem Gelächter Preis. Ja sich selbst stellt er als den größten Narren, als den Kanzler der Geuchmatt dar. Gewiß hat man mit Recht davor gewarnt überall da, wo er sein Ich gebraucht, Selbstbekenntnisse zu finden. Spricht er doch auch in directer Rede, wo er die Thorheiten Verheiratheter schildert. Freilich wenn er in der Geuchmatt (F III^{vo} vol.) sagt: Ich truwte selbs eim schonen B . . . Ich fur nit wyter den gen Barr, so ist dies kaum anders denn als Anspielung auf ein wirkliches Vorkommniß zu verstehen. Und die genaue Kenntniß all' der verliebten Thorheiten, all' der Gassenbubenmanieren hat er schwerlich blos aus Büchern oder als Beichtvater sich angeeignet. So haben wir keinen Grund seine Zeitgenossen der Lüge zu zeihen, wenn sie ihn als lockeren Gesellen bald aufziehen, bald schelten. Auch für die Eitelkeit, die sie ihm vorwarfen, liefert er selbst den Beweis. Wie er schon 1502 sich als Erfinder des juristischen Kartenspiels gegen Geiler rühmt: „Praeter me nemo", so nennt er seine Uebersetzung der Aeneis „vor mir ein vngehortes vnderston".

Dies Betonen seiner Originalität hindert ihn aber nicht gerade auf seinem eigensten Gebiete, als Satiriker, sich an ein Vorbild, und zwar stets dasselbe anzulehnen, an das Narrenschiff von Seb. Brant. Freilich überbietet er diesen an Witz, an Gestaltungskraft, an Volksthümlichkeit. Die lästige Gelehrsamkeit Brant's meidet er so sehr, daß er z. B. für böse Frauen immer die gleiche Reihe historischer Beispiele aufzählt. Dagegen schließt er sich Brant in der Anlage seiner Satiren fast völlig an. Auch er reiht eine Anzahl von Capiteln aneinander, in welchen einzelne Redensarten und Sprichwörter erläutert werden. Auch er stellt den einzelnen Capiteln Bilder voraus, die übrigens an künstlerischer Bedeutung weit hinter denen Brant's zurückstehen. Für die Narrenbeschwörung hat der Drucker die Bilder zum Narrenschiff großentheils einfach wieder verwendet.

Noch andere gleichzeitige Werke hat M. benutzt. Für die Schelmenzunft ist der Titel wenigstens entnommen aus der Schilderung des liederlichen Studentenlebens, welche unter Wimpfeling's Vorsitz bei einer quodlibetarischen Disputation zu Heidelberg vorgetragen und 1489 gedruckt, neuerdings von Zarncke, Die deutschen Universitäten im Mittelalter, S. 61 ff. und nach einer vollständigeren Handschrift von Wattenbach, Anz. f. K. d. V., 1874, Sp. 247 ff. wiederholt worden ist. So mag auch für die Geuchmatt etwa ein französisches pré aux cocus vorgelegen haben; dem Inhalte nach vergleicht sich Bebel's Triumphus Veneris, nur daß dessen herber Auffassung bei M. eine völlig ins Lächerliche gezogene gegenüber steht.

Am meisten Selbständigkeit, die sich schon in der Anknüpfung an sprichwörtlich gewordene Localitäten des Elsässes zeigt, besitzt die Mühle von Schwindelsheim (Schwindratzheim bei Brumat). Indem M. eine Reihe von Redensarten, die sich auf die Mühle beziehen, darunter auch recht unsaubere, ausführt und erklärt, kommt er auch auf den Müllereesel zu sprechen. Der Esel entläuft, da sucht ihn sein Herr überall und findet ihn überall, und zwar aller Orten hochgeehrt; unter den Kaufleuten, im Rath, bei den Fürsten, überall sitzt er obenan; bei den Dominicanern ist er Prior, bei den Barfüßern Guardian.

Noch bedeutender, und nun auch durch wirklich epischen Gang ausgezeichnet, ist der „Große Lutherische Narr". Ganz grandios ist das Aufgebot aller der Narren, unter denen die zu der großen Sache der Reformation hinzutretenden kleinen und unreinen Bestrebungen verstanden sind. Der Widerspruch der hochklingenden Namen auf den Bannern mit dem wirklichen Thun und Gebahren

ihrer Träger wird in helles Licht gesetzt. Auch das Heer der Vertheidiger des alten Glaubens sammelt sich; bald aber sieht sich M. in die Burg zurückgedrängt. Luther eröffnet Unterhandlungen und bietet ihm seine Tochter zur Ehe: es ist wol die reformirte Kirche gemeint, wie unter dem lutherischen Narren die Gesammtheit der Anhänger Luther's. M. läßt sich gewinnen. Er bringt seiner Braut ein Ständchen, dessen theils schwülstige, theils bäurische Lobeserhebungen immer durch den Refrain „Sparnößli", ein ganz gemeines Schimpfwort, unterbrochen werden. In der Hochzeitsnacht aber entdeckt er, daß sie den Grind hat und prügelt sie hinaus. Luther stirbt, der lutherische Narr auch. An dessen Grab wird das Erbe vertheilt: es besteht nur in einer Narrenkappe, und die setzt sich der Dichter selbst auf.

Diese lachende Miene steht dem Dichter in der That am besten an: er selbst bekennt, daß seine Natur nun einmal durchaus zum Lachen neige. Freilich ist an seine Scherze der Maßstab des 16. Jahrhunderts anzulegen und auch dann noch ein gutes Stück zuzugeben. Mit Recht sagt Lessing (Lachmann-Maltzahn 11b, S. 120): „Wer die Sitten der damaligen Zeit kennen will, wer die deutsche Sprache in allem ihrem Umfange studiren will, dem rathe ich die Murnerischen Gedichte fleißig zu lesen. Was die Sprache Nachdrückliches, Derbes, Anzügliches, Grobes und Plumpes hat, kann er nirgends besser zu Hause finden, als in ihnen."

Auch sein Vers ist bei manchen Freiheiten, z. B. Dreireim anstatt Reimpaar, Zeilen ohne Auftact, doch im Ganzen sehr richtig und fließend. Man vergleiche nur den von reformatorischer Seite besorgten Neudruck seiner „Vier Ketzer" mit den von den Herausgebern beigefügten Versen.

G. E. Waldau, Nachrichten von Th. Murner's Leben und Schriften, Nürnberg 1775. — A. Jung, Beiträge zur Gesch. der Reformation, 2. Abth., Straßb. u. Leipz. 1830, S. 238 ff. — J. M. Lappenberg, Dr. Th. Murner's Ulenspiegel, Leipz. 1854, S. 384 ff. — Lorenz u. Scherer, Gesch. des Elsasses, Berlin,[2] 1871, S. 167 ff. — K. Goedeke, Die Narrenbeschwörung von Th. Murner, Leipz. 1879, Einl. — Ch. Schmidt, Hist. litt. de l'Alsace, Paris 1879, 2, 211 ff. — Goedeke, Grundriß, 2. Aufl., Bd. II (1885), S. 214 ff.

E. Martin.

Murr: Christoph Gottlieb von M., geb. am 6. August 1733 zu Nürnberg, † daselbst am 8. April 1811 als pensionirter k. bairischer Zoll- oder Wagamtmann, Sohn des 1756 als Unterpfleger in der Vorstadt Gostenhof verstorbenen Georg Christoph von M., zeigte ursprünglich eine ausgesprochene Neigung zum Militärstande, wandte sich indeß den Studien zu. Er besuchte die oberen Classen des Gymnasiums zu Nürnberg, wo er bei Rector Schwebel einen gründlichen Unterricht in den alten Sprachen genoß, während er in der Geographie, dem Hebräischen und Französischen von besonderen Lehrmeistern unterwiesen wurde. An der Universität Altdorf, die er im Jahre 1751 bezog, brachte er, festgehalten durch den bedeutenden und anregenden Staatsrechtslehrer Heumann, seine ganze Studienzeit zu. Murr's allseitig angelegte Natur verlangte nach einer allseitigen Ausbildung: Philosophie, Mathematik und Naturwissenschaften, Archäologie und Geschichte vermochten ihn neben seinem Hauptstudium, dem der Jurisprudenz, zu fesseln. Besondere Förderung verdankte er Heumann, der ihm seine reiche Büchersammlung zur Verfügung stellte. Nachdem M. 1754 promovirt hatte, befaßte er sich zunächst mit historischen Studien, sammelte und arbeitete für eine diplomatische Geschichte der staufischen Kaiser und insbesondere der Friedrichs II., dessen Privileg für die Stadt Nürnberg vom J. 1219 erörterte und 1756 als Disputationsschrift erscheinen ließ. Ende dieses Jahres trat er eine größere wissenschaftliche Reise an, die ihn zunächst nach Straßburg

führte. Hier suchte er seine schon zu Altdorf im J. 1753 begonnene „Bibliotheca glottica universalis“ zu vervollständigen, der er noch eine weitere „Bibliotheca mathematica universalis“ und „ophthalmographica“, späterhin auch noch eine „Bibliotheca rhetorica“ und „dimicatoria“ anschloß, und setzte seine Arbeiten zur diplomatischen Geschichte Friedrichs II. fort. Schöpflin, dem er durch Heumann empfohlen war, gestattete ihm den freiesten Zutritt zu seiner Bibliothek. Ebenso öffnete sich ihm die Büchersammlung der Jesuiten, denen er dann für sein ganzes Leben große Sympathien bewahrte, wie dies namentlich seine 1773 und 1774 erschienenen „Briefe eines Protestanten über die Aufhebung des Jesuitenordens“ sowie seine sonstigen Schriften zur Geschichte desselben beweisen. Auf diese Weise entging er dem Verdachte des Kryptokatholicismus und Jesuitismus nicht und war späterhin vielfachen Anfechtungen ausgesetzt. — Von Straßburg, wo er neben seinen Studien noch Experimentalphysik bei Prof. Grauel gehört hatte, reiste er nach Rotterdam, Amsterdam, Leyden, Utrecht, dann nach London, Oxford, Cambridge, überall, hier wie auf seinen späteren Reisen, mit den hervorragendsten Gelehrten, Künstlern und Staatsmännern Beziehungen anknüpfend. Zu seiner 1770 erschienenen „Bibliothèque de peinture, de sculpture et de gravure“ legte er schon damals den Grund. Gegen Ende des Jahres 1757 in seine Vaterstadt zurückgekehrt, begab er sich anfangs 1758 zu fast einjährigem Aufenthalte nach Wien, und noch im selben Jahre nach Venedig, Padua, Vincenza und weiteren Städten Oberitaliens. Bei Gelegenheit der Krönung Georgs IV. von England im J. 1761 reiste er zum zweiten Mal nach London und verweilte dort 11 Monate. Seine Rückreise führte ihn über Hamburg, wo er mit den ihm befreundeten Reimarus, Telemann und Schmidtlin verkehrte. — 1760 wurde er Zoll- oder Wagamtmann in seiner Vaterstadt.

Murr's überaus reiche litterarische Thätigkeit betraf die verschiedensten Wissensgebiete. Vornehmlich befaßte er sich mit Geschichte, Archäologie und Kunstgeschichte, aber auch für die Geschichte der Mathematik, der Medicin und der Naturwissenschaften hat er Beiträge geliefert, war thätig als Sprachgelehrter und versuchte sich endlich noch auf dem Felde der schönen Litteratur, wo er auch als Uebersetzer auftrat. Dieser Hang zu so verschiedenartigen Bestrebungen, ohne Zweifel zum guten Theil Erb- und Naturanlage, wurde durch den allgemeinen Zug jener Zeit und durch die eigenthümliche Art der Erziehung, vielleicht mehr als wünschenswerth war, genährt und entwickelt. In dem Hause eines Onkels, wo er erzogen wurde, konnte er sich ungehindert einer reichen Büchersammlung bedienen, das Jöcher'sche Gelehrtenlexikon gehörte schon in seinem elften Jahre zu seinen Lieblingsbüchern. Den Nutzen, den er daraus geschöpft, schlägt er selbst als bedeutend an. Als er späterhin systematisch zu studiren anfing, waren ihm die vornehmsten Schriften und Lebensumstände der Gelehrten bekannter als manchem seiner Lehrer. Er konnte sich jetzt durchaus „auf das wissenschaftliche Fach einschränken“ und wurde in seinem Studienplan durch Nebendinge nicht mehr aufgehalten. Heumann's Conspectus reipublicae litterariae hatte ihm ebenso frühzeitig als Wegweiser beim Lesen Jöcher's gedient, als jene vortreffliche Büchersammlung, die er im Hause seines Onkels hatte benützen können. Ob aber diese Art und Weise der Geistesbildung nicht einigermaßen ungünstig auf den jungen M. eingewirkt, ob sie nicht das Unstäte in seiner wissenschaftlichen Thätigkeit mit großziehen helfen, ob ihn andererseits eine engere Umgrenzung seines Arbeitsfeldes nicht auch zu einer tieferen Durchdringung geführt und besonders seine Leistungen auf archäologischem, local- und kunstgeschichtlichem Gebiete an Bedeutung und Gediegenheit gewonnen hätten: das möchte allerdings schwer zu entscheiden sein, wenn auch die Vermuthung für die Richtigkeit einer solchen Meinung sprechen dürfte. Man müßte denn

annehmen, daß seiner Natur nur eine wechselvolle Thätigkeit zugesagt und er in ihr allein einen neuen Sporn und neue Triebkraft gefunden, wie er ja selbst einmal bemerkt, daß er niemals weder Neigung noch Beruf gespürt, seine ganze Thätigkeit einem einzigen Gegenstande zu widmen. Seiner Art und seinem Geschmack entsprach durchaus die Herausgabe gelehrter Journale, wie sie damals im Schwange waren, des „Journals zur Kunstgeschichte und allgemeinen Litteratur" (1775—1789 in 17 Bänden), des „Neuen Journals zur Litteratur und Kunstgeschichte" (1798 und 1799 in 2 Bänden), sowie der der Unterhaltung und Belehrung dienenden Wochenschrift „Der Zufriedene" (1763 und 1764 in 4 Bänden), die übrigens auch Mittheilungen wissenschaftlichen Inhaltes nicht ausschloß. Es sei übrigens fern von uns, das Verdienstliche dieser Unternehmungen, die ein reiches wissenschaftliches Material für allgemeine Litteratur, Sprachkunde und Geschichte der meisten europäischen Völker, über China und Südamerika erschlossen und ohne Zweifel nicht ohne Anregung blieben, auch nur im Geringsten zu bemäkeln. Die weitverzweigten Verbindungen Murr's mit einer großen Zahl von Gelehrten, seine Beziehungen, die er mit den als Missionären thätigen gelehrten Jesuiten unterhielt, leisteten ihm hier wesentliche Dienste. Bei seinen archäologischen und kunstgeschichtlichen Studien kam ihm seine gründliche Kenntniß der Alten, sein auf zahlreichen Reisen und sonst durch Autopsie der alten Meisterwerke gebildeter Kunstgeschmack zu Statten. Neben kleineren Arbeiten ist hervorzuheben sein erläuternder Text zu den von Gg. Christian Kilian in Augsburg gestochenen Abbildungen der Gemälde und Alterthümer in dem k. neapolitanischen Museum zu Portici, welche seit 1738 in Herkulanum, Pompeji und in den umliegenden Gegenden ans Licht gekommen, ein für jene Zeit bedeutendes und verdienstvolles Werk, das von 1777 bis 1782 in 6 Theilen bei Christ. Deckardt in Augsburg erschien. Seine allgemein- und localgeschichtlichen Abhandlungen und Beiträge verdienen noch heute in manchen Theilen Beachtung, wenn auch vieles wie z. B. seine „Diplomatische Geschichte des berühmten portugiesischen Ritters Martin Beheim" durch spätere Darstellung längst in Schatten gestellt ist. Seiner werthvollen Beiträge zur Nürnberger Kunst- und Handwerks- sowie Culturgeschichte überhaupt können wir zum großen Theile auch heute noch nicht entrathen; die in seinen „Vornehmsten Merkwürdigkeiten der Reichsstadt Nürnberg" — in zwei Auflagen 1778 und 1802 erschienen — leider ohne alle Quellenangabe mitgetheilten Nachrichten zur Nürnberger Bau- und Kunstgeschichte sowie seine sonstigen hierher gehörigen Schriften bilden auch für spätere Arbeiten in nicht unwesentlichen Theilen die Grundlage, wenn sie sich auch im Einzelnen vielfach berichtigen und erweitern lassen. Murr's Thätigkeit fand auch die gebührende äußere Anerkennung. Verschiedene gelehrte Gesellschaften ehrten ihn durch die Verleihung der Mitgliedschaft, so die historische Gesellschaft in Göttingen, die société d'agriculture, sciences et arts du département du Bas-Rhin zu Straßburg, die ihn einen célèbre litérateur nennt, die k. baierische Akademie der Wissenschaften u. a. Kurz zu berühren sind noch Murr's Beziehungen zu Klotz und Lessing und seine Stellungnahme in ihren litterarischen Händeln. M. kannte weder den Einen noch den Andern persönlich, unterhielt aber mit Klotz jahrelang einen freundschaftlichen Briefwechsel. Als Lessing's Laokoon erschienen war, fühlte sich M. zur Abfassung von „Anmerkungen" zu demselben veranlaßt, die mehrere Aufstellungen Lessing's berichtigen sollten. Bevor er sie indeß veröffentlichte, machte er Lessing Mittheilung von seinem Vorhaben, der ihm 1768 in einem anerkennenden, aber gegen Klotz ausfallenden Brief vom 25. Novbr. antwortete. Er schätzt, wie er bemerkt, M. „als einen Mann von vieler und großer Litteratur", glaubt, daß ihm Murr's „Bekanntschaft sehr vortheilhaft sein könnte" und bedauert, daß beide nicht an „einem Orte leben", da

er zu schriftlichem Umgange so wenig aufgelegt sei, daß seine ältesten und vertrautesten Freunde, seine Eltern und Anverwandten oft in zwei, drei Jahren keine Zeile von ihm erhielten. Murr's Anmerkungen über den Laokoon würden ihm auch noch gedruckt sehr willkommen sein. Er merke, was M. besorgt mache, daß er sie vielleicht nicht ohne Bitterkeit aufnehmen möchte. Es sei sein Auftreten gegen Klotz und der Ton ohne Zweifel, den er in seinen antiquarischen Briefen gegen diesen Mann anzuschlagen gezwungen worden. Er spricht die Ueberzeugung aus, daß M. sich nicht das dictatorische Ansehen werde gegeben haben und mit mehr Einsicht, mit verdauteren Kenntnissen, mit mehr Ueberlegung Erinnerungen machen und Widerlegungen abfassen werde als Klotz und daß es ihm dabei lediglich nur um die Aufklärung der Sache, nur um die Wahrheit zu thun sei und nicht um die Eitelkeit, alles besser zu wissen und auch da mit zu sprechen, wo man kein Recht habe mitzusprechen. Was wolle er also von ihm besorgen? Je mehr Fehler und Irrthümer er ihm zeige, desto mehr werde er von ihm lernen: je mehr er von ihm lerne, desto dankbarer werde er ihm sein. Und diese Dankbarkeit werde sich in jedem Worte, das er etwa erwidern dürfte, zeigen . . . . M. gab dann die Anmerkungen heraus, die allerdings an den Ergebnissen des Laokoon nichts zu ändern vermochten, übersandte sie auch an Lessing mit der Bitte, sie als flüchtig hingeworfene, aber wahre Gedanken über seinen Laokoon anzusehen. M. erhielt keine Antwort, aber in der „Hamburgischen Neuen Zeitung" vom August 1769 war von dem wahren antiken Geschmack fördernden Einfluß des Laokoon die Rede, einer Seite desselben, „die man noch nicht genug erkannt habe, die man aber einmal erkennen werde, wenn alle Klotzisch-Murrische Plackereien längst vergessen seien", eine Bemerkung, die wir ja keineswegs Lessing selbst zuschreiben wollen, die aber deutlich zeigt, wie man auf seiner Seite über Murr's Schrift und seine Beziehungen zu Klotz dachte. Sein freundschaftliches Verhältniß zu ihm und eine übermäßige Schätzung seiner Bedeutung und Verdienste auf der einen, sein Unwille über die Behandlung des Freundes in den antiquarischen Briefen auf der andern Seite, nicht zum wenigsten aber die Ueberschätzung des eigenen Werthes und gekränkte Eitelkeit ließen M. leider nicht dahin gelangen, die beiden Gegner mit dem richtigen Maße zu messen. So konnte er dazu kommen, seinen ganzen Unmuth in dem 1772 erschienenen „Denkmal zur Ehre des sel. Herrn Klotz" auszulassen, einer planlosen, verworrenen Schrift, die angeblich zur Vertheidigung des Freundes abgefaßt war, in der That aber wohl nur bezwecken sollte, einige, wenn auch stumpfe, Pfeile gegen Lessing zu versenden. Es bleibt stets bedauerlich, daß sich M. zu einem solchen Schritte, der ihm einige scharfe Abfertigungen eintrug, verleiten ließ. Wie weit er davon entfernt war, einem Lessing Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, beweist unter Anderm am besten sein unfaßbarer Ausspruch, Klotzens Buch über die Gemmen sei zehnmal nützlicher für den deutschen Künstler als Lessing's Laokoon. Von seiner eigenen dichterischen Bedeutung war er so durchdrungen, daß er seine des Witzes und der scharfen Pointirung baren, durch Trivialität des Gedankens und Unzulänglichkeit der Form auffallenden sog. Epigramme denen eines Lessing an die Seite zu stellen sich unterfing. Murr's dichterische Thätigkeit, worin er sich bisweilen gefiel, war, um auch das noch zu bemerken, seine entschieden schwächste Seite und von so untergeordneter Bedeutung, daß sie sich einer näheren Besprechung entzieht. Man würde M. übrigens Unrecht thun, wollte man bei seiner Beurtheilung die zuletzt besprochenen Seiten in den Vordergrund rücken. Joh. Ferd. Roth bemerkt in der Vorrede des Murr'schen Katalogs vom Jahre 1811, wenn auch seine Schriften zuweilen die Schärfe des Geistes und Urtheils (judicii ingeniique acumen) vermissen ließen, so stimmten doch Gegner wie Freunde darin überein, daß eine wunderbare Wissenschaft, eine seltene Kenntniß

der morgen- und abendländischen Sprachen und ein unablässiges Studium der humanistischen Wissenschaften daraus hervorleuchte. Roth bezeichnet ihn als den ersten Sprachgelehrten seiner Zeit und rühmt ihn als den hervorragendsten Repräsentanten auf dem Gebiete der diplomatischen, vaterländischen, Litteratur- und Kunstgeschichte. Schießt hier Roth in seinem überschwänglichen Lob auch weit über das Ziel hinaus, so können doch Murr's Verdienste um die Local-, Cultur-, Kunst- und Gewerbegeschichte, die auch heute noch anzuerkennen bleiben, nicht in Abrede gestellt werden. M. war, um ihn kurz zu charakterisiren, ein Polyhistor, auch mit den Schattenseiten, die dieser früher häufigeren Gelehrtengattung eigen zu sein pflegten, aber andererseits war sein Streben nachhaltig und ernst genug, um ihm mehr als eine ephemere Bedeutung zu sichern. —

Will, Nürnbergisches Gelehrtenlexikon und Fortsetzung von Nopitsch. — Adelung's und Rotermund's Fortsetzung von Jöcher. — Hallische Allgemeine Literaturzeitung 1811, Nr. 135, wo ein kurzer Nekrolog und Anzeige von J. Alb. Colmar, dem der litter. und artistische Nachlaß Murr's testamentarisch zugefallen war. — Meusel's G. T., wo, wie bei Nopitsch und Jöcher, das ausführliche Verzeichniß von Murr's Schriften nachzusehen, auch noch Bd. 18 vom Jahre 1821. — Joan. Ferd. Rothius, Catalogus librorum quos . . M. collegerat. Mummenhoff.

Murray: Johann Andreas M., Arzt, geb. am 27. Januar 1740 in Stockholm, hatte im J. 1756 die Universität zu Upsala bezogen, und sich hier, durch Linné angeregt, vorzugsweise mit Botanik beschäftigt; 1760 ging er nach Göttingen, wo er 1763 nach Vertheidigung seiner Inauguraldissertation „De fatis variolarum insitionis in Suecia", promovirt wurde, und darnach Privatvorlesungen über Botanik hielt. Schon im folgenden Jahre ward er zum Prof. extraord. und 1769 zum Prof. ord. ernannt und mit der Beaufsichtigung des botanischen Gartens der Universität betraut; sein Tod erfolgte am 22. Mai 1791. — Wie in seinen Vorlesungen — er docirte Botanik, Geschichte und Litteratur der Medicin und Pathologie — so hat M. auch in seiner litterarischen Thätigkeit sich auf verschiedenen Gebieten der Naturwissenschaften und der Medicin, und nicht ohne namhafte Erfolge bewegt. — Die hervorragendste Stelle unter seinen Arbeiten nimmt die von ihm unter dem Titel „Apparatus medicaminum tam simplicium quam praeparatorum et compositorum in praxeos adjumentum consideratus" (in 6 Bänden, Göttingen 1776—1792 erschienen) veröffentlichte Heilmittellehre ein, eine vortrefflich bearbeitete Compilation, aus welcher spätere Pharmakologen reichliches Material geschöpft haben. — Eine besondere Aufmerksamkeit hat er ferner der eben damals in Europa eingeführten Blattern-Inoculation zugewendet, und seine die Frage nach der Zweckmäßigkeit und der Art der Ausführung dieses Verfahrens behandelnden Schriften (nächst der schon genannten Dissertation: „Historia variolarum insitionis in Suecia ad novissimum usque tempus producta", 1767; „De conciliandis medicis quoad variolas internas dissentientibus", 1771; „Progr. observationum et animadversionum super variolarum insitione sect. I—III", 1777) gehören mit zu den besten über diesen Gegenstand erschienenen Arbeiten. Zahlreiche, andere Gegenstände der Pathologie betreffende Artikel hat er theils in akademischen Programmen, theils in den Verhandlungen der Göttinger wissenschaftlichen Gesellschaft veröffentlicht, in den letztgenannten auch Beiträge zur Botanik geliefert, demnächst auch einige bedeutendere medicinische Werke (Nils Rosen v. Rosenstein Anweisung zur Kenntniß und Kur der Kinderkrankheiten, mit Anmerkungen erläutert 1766 und (1768. 1774. 1781. 1785 in vermehrten Ausgaben) aus dem Schwedischen ins Deutsche übersetzt. — M. war von zahlreichen medicinischen Gesellschaften zum Ehrenmitgliede

ernannt worden und auch die schwedische Regierung hat ihn durch Ernennung zum Ritter des Wasaordens und zum Hofrathe ausgezeichnet.

Ueber sein Leben vgl. Heyne in Nov. Comment. soc. reg. scient. Gotting. — Ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften findet sich in Dict. histor. de la méd. Tom. III, 618—620. Aug. Hirsch.

Murrho: Sebastian M. (eigentlich Murr oder Mörer), Humanist, geb. in Colmar nach 1450, † daselbst 1495. Er war ein Schüler Dringenberg's in Schlettstadt, wurde 1471 Magister in Basel, studirte Theologie und die Rechte in Heidelberg und wurde Canonicus an der Martinskirche in Colmar. Er lebte seitdem fast ununterbrochen in seiner Vaterstadt, wenn er nicht gelegentlich auswärts in einer Gesandtschaft thätig war, angesehen durch seine Beamtenthätigkeit und Gelehrsamkeit, während sein ungeistliches Leben zu manchen Bedenken Anlaß gab. M., mit den Landesgenossen Leontorius und Wimpheling eng befreundet, wurde auch von auswärtigen Gelehrten: Tritheim, Reuchlin sehr geschätzt. Mit letzterem correspondirte er über Hebräisch; denn M. ist einer der ersten Kenner und Besitzer hebräischer Bücher. Durch Wimpheling angeregt, wendete er sich einem von dessen Lieblingsschriftstellern, dem italienischen Humanisten Battista Mantovano zu und begann zwei Gedichte desselben zu commentiren; das Werk wurde von Brant vervollständigt und herausgegeben. Den Hauptruhm erlangte er durch seine historischen Studien. Schon 1492 erwähnt Tritheim Murrho's Schrift „De virtutibus et magnificentia Germanorum" —, man weiß, daß er Materialien von Georg von Gemmingen und Joh. von Dalburg erhalten hatte — sein Werk ist indessen nicht vollendet; wie weit Wimpheling, für den es vielleicht nur als Vorarbeit bestimmt war, es in seiner epitome rerum Germanicarum benutzte, läßt sich nicht genau feststellen. —

Murrho's gleichnamiger Sohn ist jung, etwa 1514 gestorben. Er war Humanist wie der Vater, ohne dessen Vielseitigkeit zu besitzen. Schriften von ihm sind nicht bekannt, nur Widmungsbriefe, Einleitungsverse, in denen das Lob alter Autoren, z. B. Cicero's und moderner Humanisten: Politian, Celtes, Erasmus gesungen wird; in einem andern Gedichte ist er patriotisch: er hofft, daß Maximilian I. bald seinen Triumph in Rom feiern werde. —

Geiger, Reuchlin S. 55. 104. Reuchlin's Briefwechsel S. 13. Besonders: Ch. Schmidt, Hist. litt. de l'Alsace 1879, II, S. 36—40. 391. 392.
Ludwig Geiger.

Mursinna: Christian Ludwig M., preußischer Generalchirurgus und Professor der Chirurgie zu Berlin, gehört zu denjenigen bedeutenden Chirurgen, die, aus der Barbierstube hervorgegangen, sich zu einer angesehenen Stellung in der Wissenschaft emporgeschwungen haben. Zur Zeichnung seines Lebenslaufes benutzen wir eine im Jahre 1811 bei Gelegenheit der Feier seines 50jährigen Dienstjubiläums im Druck erschienene Autobiographie. Er war am 17. Decbr. 1744 zu Stolp in Hinterpommern als Sohn eines Tuchmachers geboren, besuchte nur bis zu seinem 12. Lebensjahre die dortige lateinische Schule, mußte dann widerwillig bei seinem Vater in die Lehre treten, wurde jedoch bereits nach einem Jahre, auf seine Bitten, von dem Magistrat der Stadt einem Bader in Stolp, und, da er von diesem sehr tyrannisirt wurde, darauf einem Stadtchirurgus in Colberg in die Lehre gegeben. Seine Lehrzeit in Colberg von 1758 an fiel in die Zeit der drei durch die Russen bewirkten Belagerungen der Festung, von denen die im Jahre 1760 die schrecklichste war und mit der Uebergabe derselben endigte. M., der am Ende der Belagerung freigesprochen worden war, war ohne Gehalt in den preußischen und russischen Feldlazarethen bis zum Frieden thätig und wurde am 5. März 1761 von dem Generalchirurgus Theden zum wirklichen Lazarethchirurgus ernannt. In demselben Jahr war er noch

in den Feldlazarethen zu Stettin und Berlin unter Cothenius und Theden und bei der Belagerung von Schweidnitz unter Schmucker in Thätigkeit, lag dann selbst 3 Monate lang krank im Lazareth zu Breslau, während welcher Zeit er fleißig alle medicinischen Bücher, deren er habhaft werden konnte, namentlich Heister und Platner, studirte. Hier war es auch, wo er nach seiner Genesung die ersten anatomischen Studien machte, unter Leitung des als Embryologen später so berühmt gewordenen Dr. Caspar Friedrich Wolf, der von Cothenius beauftragt worden war, den Lazarethchirurgen die Anatomie vorzutragen und die praktischen Uebungen in derselben zu leiten. Nach erfolgtem Frieden 1763 und mit der Aufhebung der Lazarethe wurden die meisten Chirurgen und auch M. entlassen. Um sein Leben in Berlin zu fristen, verkaufte er seine Hefte über Anatomie an begüterte Chirurgen, lehrte die Osteologie für Geld, mußte am Ende aber doch wieder zur Barbierstube seine Zuflucht nehmen, besuchte indessen auch Vorlesungen über Physiologie, Physik, Chirurgie ꝛc. 1764 wurde er, wie früher in Breslau, Famulus bei Dr. Wolf und hörte zwei Jahre lang dessen Vorlesungen über Physiologie, Logik ꝛc., wurde 1765 zum Compagniechirurgus bei einem Regiment in Berlin, 1767 in Potsdam ernannt, wo er, zusammen mit dem nachherigen Professor Voitus eifrig studirte und die Lücken in seiner Erziehung auszufüllen suchte. 1772 wurde er zum Pensionärchirurgus ernannt, kam nach Berlin und hatte daselbst Gelegenheit seine Studien fortzusetzen, wurde 1775 „vorstehender Wundarzt“ in der Charité, wo er ein Jahr lang unter Muzelius und Henckel innerliche und äußerliche Kranke behandelte und auch Geburtshülfe trieb und, wie er selbst sagt, seine praktischen Kenntnisse als Arzt, Wundarzt und Geburtshelfer begründete. 1776 wurde er zum Regimentschirurgus bei einem Regimente zu Bielefeld in Westfalen ernannt, machte 1778 den bairischen Erbfolgekrieg mit, in welchem er vielfach Ruhr- und Typhuskranke zu behandeln hatte. Seine dabei und bei einer bösartigen Ruhrepidemie in Westfalen, namentlich in Herford, gemachten Erfahrungen veröffentlichte er in seiner ersten Schrift „Beobachtungen über die Ruhr und die Faulfieber“, Berlin 1780; 2. Aufl. 1782. Auch gab er um dieselbe Zeit seine „Medicinisch-chirurgischen Beobachtungen, nebst einigen Anmerkungen darüber“, zwei Sammlungen, Berlin 1782, 1783; 2. Aufl. 1796 heraus, bald darauf auch seine „Abhandlung von den Krankheiten der Schwangern, Säuglinge, Gebärenden, Wöchnerinnen und Nothlager“, 2 Thle., Berlin 1784, 1786; 2. Aufl. 1792. Im October 1786 wurde er zu einem Regiment in Berlin versetzt, 1787, nach dem Tode seines Freundes Voitus, zum wirklichen Generalchirurgus und einige Monate darauf zum Professor der Chirurgie ernannt, welche Stellung er mit einer Rede „Schilderung eines Wundarztes in einer bei seiner Einführung ins Lehramt auf dem öffentlichen Hörsaal gehaltenen Rede“, Berlin 1787, antrat. Einige Jahre später schrieb er zur Abwehr „Berichtigung des Sendschreibens des Herrn Hofrath Hagen in Berlin an den Herrn Hofrath Stark zu Jena, über zwei schwere Geburtsfälle. Zur Erforschung der Wahrheit“, Berlin 1791. Nach dem Feldzuge in Polen, den er 1795 mitmachte, publicirte er seine „Neue medicinisch-chirurgischen Beobachtungen“, Berlin 1796, in welchen alles Wichtige, was ihm in jenem Kriege vorkam, enthalten ist. Als nach dem 1797 erfolgten Tode des Generalchirurgus Theden dessen Stelle als Chef des preußischen Militärsanitätswesens Görcke zu Theil ward, fühlte sich M., der die gerechtesten Ansprüche auf diese Stellung zu haben glaubte, sehr zurückgesetzt und konnte es erst nach und nach verwinden. 1798 erhielt er von der Universität Jena das Doctordiplom und 1799 wurde ihm von der Wiener Josephsakademie der zweite Preis, in einer goldenen Medaille bestehend, für seine „Abhandlung über die Durchbohrung des Schädels“, Wien 1800, 4° zuerkannt und er zugleich zum Mitgliede der Akademie ernannt.

Im Jahre 1801 begann M. ein eigenes „Journal für Chirurgie, Arzneykunde und Geburtshülfe“ (5 Bde., 1801—1815) herauszugeben, welches durch die Kriegsereigniſſe von 1806 und 1807 eine Unterbrechung erfuhr, ſpäter aber wieder fortgeſetzt wurde und eine ſehr große Menge werthvoller Beiträge von M. ſelbſt aus dem Gebiete der Chirurgie und Geburtshülfe enthält. Außerdem hatte er auch für andere Zeitſchriften, wie Stark's Archiv für die Geburtshülfe (Bd. V, 1793), Arnemann's Magazin der Wundarzneikunſt, Loder's Magazin der Chirurgie, eine Anzahl von Aufſätzen über verwandte Gegenſtände geliefert. In den Jahren 1804, 1809 und 1811 hielt er an dem Stiftungstage der medicinisch-chirurgiſchen Pepiniere, bei welcher er Profeſſor war, die folgenden drei Feſtreden: „Rede über die Geſchichte der preußiſchen Chirurgie im 18. Jahrhundert“, Berlin 1804, „Ueber die Vereinigung der Chirurgie mit der Medicin“, Berlin 1809 und „Rede über die alte und neue Chirurgie“. Im Jahr 1805 wurde M. mit der Hauptarmee unter dem Befehl des Herzogs von Braunſchweig nach Weſtfalen geſchickt und folgte 1806 dem Heere ins Feld, richtete in Halle und Erfurt Lazarethe ein und hatte nach der unglücklichen Schlacht bei Jena in Magdeburg eine große Zahl von Verwundeten, Preußen und Franzoſen, zu behandeln. Nach Berlin zurückgekehrt, nahm er ſich der franzöſiſchen Lazarethe an, übernahm auch zugleich ſein Lehramt wieder, ſowie die Direction in der Charité, in welcher 600 franzöſiſche Kranke lagen. Bald nachher richtete er auch ein Lazareth für die preußiſchen Kranken und Verwundeten ein und wirkte mit allen Kräften ſowohl in den Lazarethen, wie in der Stadt und auch als Lehrer. 1809 wurde er bei der bedeutenden Verringerung der Armee mit Penſion in den Ruheſtand verſetzt, jedoch mit Beibehaltung ſeiner Aemter als Profeſſor der Chirurgie und als dirigirender Wundarzt in der Charité, wurde 1810 Mitglied der wiſſenſchaftlichen Deputation für die Medicinalangelegenheiten und in demſelben Jahr bei der an Stelle des 1809 aufgehobenen Collegium medico-chirurgicum neu errichteten Lehranſtalt, der mediciniſch-chirurgiſchen Militärakademie wieder in volle Thätigkeit verſetzt. Im J. 1811 wurde ſein 50jähriges Dienſtjubiläum auf das Glänzendſte gefeiert. An dem ruhmvollen Befreiungskampf von 1813—14 Theil zu nehmen hinderte ihn ſein hohes Alter, aber nichtsdeſtoweniger leiſtete er dem Vaterlande durch ſeine Behandlung der nach Berlin gebrachten verwundeten Krieger die erſprießlichſten Dienſte und wirkte auch weiter noch raſtlos, mit voller Geiſteskraft und unermüdlicher Thätigkeit als Lehrer, bis ihn 1818 Altersſchwäche nöthigte, ſeine Stelle als dirigirender Wundarzt in der Charité niederzulegen und 1820 auch ſeine Vorleſungen einzuſtellen. Er ſtarb am 18. Mai 1823, im Alter von 89 Jahren. — M. war ein Mann, der, bei einer ſehr dauerhaften Geſundheit, ſich bis ins hohe Alter eine gewiſſe jugendliche Munterkeit erhalten hatte. Dabei beſaß er Energie des Charakters und war von unwandelbarer Rechtlich- und Ehrenhaftigkeit. Bei ſeiner bis in ein hohes Alter ungeſchwächten Geiſtes- und Körperkraft war er weit über die gewöhnliche Grenze einer derartigen Thätigkeit hinaus ein geſchickter und tüchtiger Operateur und Accoucheur. Beſonders glücklich war er in ſeinen Staaroperationen geweſen, die er in 40 Jahren durch Extraction 908mal verrichtet hat, von welchen Operationen nur 41 völlig verunglückt ſind. Während er auch ein eifriger und anregender Lehrer war, bekämpfte er den zu Anfang dieſes Jahrhunderts durch die Angriffe Röſchlaub's gegen die Chirurgen ſich breit machenden Brownianismus, den er, eben ſo wie Loder in derber Weiſe, aber mit Ruhe und Würde abfertigte. Er gehört zu derjenigen Claſſe der im vorigen Jahrhundert nicht ſeltenen Chirurgen, welche ohne gelehrte Vorbildung von Hauſe aus, als Autodidacten ſich einen geachteten Namen in der Wiſſenſchaft zu machen verſtanden, indem ihr geſunder Menſchenverſtand und die

nüchterne Beobachtung, verbunden mit nicht gewöhnlicher operativer Geschicklichkeit, Thätigkeit und Energie sie zu den tüchtigsten Chirurgen ihrer Zeit machten.

Vgl. Ch. L. Mursinna, der Jubelgreis. Ein Andenken des 5. März 1811 für seine Freunde und Verehrer, Berlin. — Neuer Nekrolog der Deutschen, Jahrg. 1823. II, S. 443. E. Gurlt.

Mursinna: Samuel M., reformirter Theologe, wurde am 12. November 1717 zu Stolpe in Hinterpommern geboren, empfing daselbst seine elementare, in Berlin seine Gymnasialbildung und studirte zu Halle seit 1738. Nach Ablauf seiner Studienzeit war er erst in einigen Hauslehrerstellungen, bis es ihm durch hohe Connexion gelang, ein Lehramt am Berliner Joachimsthal'schen Gymnasium zu erhalten. Von da aus wurde er 1758 als ordentlicher Professor der Theologie und als Ephorus des reformirten Gymnasiums nach Halle berufen und wirkte hier bis an seinen Tod 1795. Seine Schriften zeugen von dem lebendigen Interesse, welches er sowohl der Theologie als auch dem Gymnasialfach entgegenbrachte. Wir nennen seine „Encyclopaedia theologica“, Hal. 1764 und „Primae Lineae encyclopaediae theol.“, Hal. 1784; ferner das „Compendium theologiae dogmaticae“, Hal. 1777; Dasselbe deutsch unter dem Titel: „Lehrbuch der Dogmatik“, 1785; „Compendium theologiae moralis“, 1778. In das Gebiet der Humaniora dagegen gehören zwei von ihm edirte Biographiensammlungen unter dem Titel „Klassische Biographie“, 1767. 68 (2 Bde.) und „Biographia selecta“, 1782. — Als Dogmatiker vertrat er den Standpunkt eines aufgeklärten Supranaturalismus (vgl. Dogmatik § 58 ff.). —

Vgl. Jöcher, Gelehrten-Lexikon, Fortsetzung von Rotermund, V. Bd. (1816). S. 231 und Meusel, J. G., Lexikon der teutschen Schriftsteller, 9. Bd. (1809). P. Tschackert.

Musaenius: Otto M. oder Moyse, Lüneburgischer Specialsuperintendent und Pastor des Klosters Lüne (bei Lüneburg), später und zwar schon im J. 1581 Präpositus in Lüchow (bei Dannenberg), † vor dem 28. August 1613, vielleicht schon bedeutend viel früher, hat geistliche Lieder in niederdeutscher Sprache gedichtet. Zuerst erschienen davon zwei Gesänge, welche er selbst Uelzen 1581 herausgab; hernach eine größere Sammlung unter dem Titel: „Christlyke Gesenge vor de yungen Kinder vnde Godtselige Christen u. s. f.“, welche sein Sohn Johannes Musaenius, damals Prediger zu Winsen an der Luhe, Hamb. 1613 herausgab. Die letztgenannte Sammlung beginnt mit 20 Liedern auf das neue Jahr, für die Jahre 1571—1590; darauf folgen Gesänge auf die Sonntagsepisteln, auf die vornehmsten Feste und gemischte Gedichte, — Lieder, welche zum Theil schon aus dem Jahre 1570 stammen. Wackernagel hat die zwei von M. 1581 herausgegebenen Lieder und 30 Lieder aus der 1613 erschienenen Sammlung in sein großes Werk aufgenommen.

Wackernagel, das deutsche Kirchenlied I, S. 519 und 659; IV, S. 720 ff. Goedeke, Grundriß, 2. Aufl., II, S. 206, Nr. 15. Koch, Geschichte des Kirchenliedes u. s. f., 3. Aufl., II, S. 300. l. u.

Musaeus: Johann M., Professor der Theologie zu Jena, Urenkel von Simon M. (s. u. S. 91), wurde am 7. Februar 1613 geb. in Langewiesen, einem Dorfe in der Oberherrschaft des Fürstenthums Schwarzburg-Sondershausen, wo sein Vater als Prediger stand. Den ersten Unterricht erhielt er vom Vater, besuchte alsdann die Schule zu Arnstadt, und bezog 1633 die Universität Erfurt. Hier studierte er zunächst Philosophie und Humaniora, und hielt 1634 eine Disputation de cultu divino Enosi. Von Erfurt begab sich M. nach Jena, promovirte hier am 4. August 1635 zum Dr. phil. und wandte sich später theologischen Studien zu. Im Januar 1643 wurde M. Professor der Geschichte und Poesie an der Universität Jena, setzte aber seine theologischen Studien mit

Eifer fort und trat 1646 in die theologische Facultät über. Am 5. Mai 1646 promovirte er als Doctor der Theologie und wirkte in hohem Ansehen bis an seinen Tod, den 4. Mai 1681. M. gehörte zu den angesehensten und einflußreichsten Theologen seiner Zeit. Seine Größe bestand darin, daß der Eifer um lutherische Rechtgläubigkeit, welcher in jener Zeit in einen todten Buchstabenglauben auszuarten drohte, bei ihm durch wahre Herzensfrömmigkeit und durch tiefere philosophische Bildung gemildert war. Daher bewahrte er sich eine für jene Zeit seltene Weite des Blicks, welche ihn manche Erscheinungen des kirchlichen Lebens, z. B. den Synkretismus, milder beurtheilen lehrte und zugleich befähigte, manchem Gegner, wie dem Deismus und Spinozismus, mit Verständniß entgegenzutreten. Der von Calov geplanten Einführung des Consensus repetitus fidei vere Lutheranae als einer fest bestimmten Formel lutherischer Rechtgläubigkeit hat er sich energisch widersetzt. Rechtgläubige reine Theologen, sonderlich auf hohen Schulen, können nach seiner Meinung gar nicht einig sein in allem, was zur Erklärung der Glaubenslehre nöthig ist, oder in philosophischen Fragen, welche eine Verwandtniß haben mit einigen Glaubensartikeln. Denn sie sollen ihren Zuhörern ja nicht bloß vortragen, was sie von ihren Lehrern gehört haben, sondern sollen durch eignes Nachdenken und selbständige Forschung die Erkenntniß nach Kräften fördern. Die Annahme des „Consensus" konnte M. noch hindern, als aber dann Joh. Reinhard in der Streitschrift „theologorum Jenensium errores" nicht weniger als 93 ketzerische Irrthümer aufstellte, meist aus den Vorlesungen des Musaeus, als auch Calov in zwei Bänden den Jenensern den Abfall von dem rechten Glauben ihrer Väter vorhielt, da hielten die Herzöge von Sachsen es doch für nöthig, eine außerordentliche Visitation über die Universität Jena ergehen zu lassen und sämmtlichen Professoren eine neue Verpflichtungsformel aufzuerlegen, welche jede Gemeinschaft mit calvinistischen Theologen als „verdammlichen Synkretismus" bezeichnete (1679). Dieser Sieg des Buchstabens dürfte dem weitherzigen M. das Leben verkürzt haben. Nach den verschiedensten Seiten hin ist er als gewaltiger Streiter für die christliche Wahrheit aufgetreten. Gegen Herbert von Cherbury hat er den Satz vertheidigt, daß die natürliche Gotteserkenntniß zur Erlangung des Heiles nicht genüge; Spinoza hat er bestritten, daß man ohne Schaden für die Frömmigkeit und für das Gedeihen des Staates völlige Freiheit des Urtheils und der Rede über religiöse Fragen gestatten könne; Matthias Knutzen (Bd. XVI S. 335) gegenüber hat er Jena in Schutz genommen, als habe die schwärmerische Secte der „Gewissener" hier zahlreiche Anhänger. Gegen die Angriffe des Katholiken Veit Erkermann vertheidigt er das Weimarische Bibelwerk, gegen Jodocus Kedd (Bd. XV S. 518) den „unbeweglichen Grund der Augsburgischen Confession", gegen Jakob Masenius (Bd. XX S. 558) die Abneigung der Protestanten gegen die vorgeschlagene Vereinigung der Kirchen. Mit dem Arminianer Curcelläus streitet er über die Seligkeit der Heiden, mit dem Reformirten Vedelius über den Gebrauch der Philosophie in theologischen Fragen. In allen seinen Schriften zeigt sich in wohlthuender Weise, daß Rechtgläubigkeit der Erkenntniß und Christlichkeit der Gesinnung nicht immer beisammen sind, daß aber letztere das Wichtigste von beiden ist. — Die Schriften stehen verzeichnet bei Zeumer: Vitae professorum theol. Jenae 1711. p. 173—177. B. Pünjer.

Musäus: Johann Karl August M. wurde am 29. März 1735 zu Jena als einziger Sohn des Amtscommissärs und Landrichters Joseph Christoph M. geboren, der jedoch bald darauf als herzoglicher Rath, Justiz- und Oberamtmann nach Eisenach versetzt wurde. Das Haus des Vaters vertauschte er schon in seinem neunten Jahre mit dem seines Pathen und Oheims, des Superintendenten Dr. Johann Weißenborn († 1761) in Allstedt bei Weimar. Auch als dieser ein Jahr darnach (1744) zum Generalsuperintendenten in Eisenach be-

fördert wurde, blieb ihm die Erziehung des Knaben anvertraut. Sein Haus verließ M. erst, als er 1754 nach mehrjährigem Besuche des Eisenacher Gymnasiums die Universität Jena bezog, um Theologie zu studiren. Inscribirt war er schon am 13. Juli 1747 honoris causa worden. Um 1754 wurde er auch in die deutsche Gesellschaft daselbst aufgenommen. Nach vierthalb Jahren kehrte er, zum Magister der freien Künste promovirt, nach Eisenach zu seinen Eltern zurück. Die nächste Zeit widmete er praktischen Vorbereitungen auf den geistlichen Beruf. Seine Predigten fanden Beifall; auch war ihm schon die Pfarrstelle in dem Dorfe Farnroda bei Eisenach bestimmt: da wurde seine theologische Laufbahn durch die Weigerung der Bauern unterbrochen, welche es ihm verübelten, daß er sich von den harmlosen Vergnügungen der Jugend nicht frömmelnd fern gehalten hatte. Das verleidete ihm den geistlichen Stand für immer; er wandte sich ernstlich philologischen Studien zu. 1763 wurde er zum Pagenhofmeister in Weimar, 1769 zum Professor am Gymnasium daselbst ernannt. Nun konnte er (am 24. April 1770) seine Braut Elisabeth Magdalena Juliane Krüger (geb. am 3. März 1742) heimführen, um die er schon manches Jahr geworben hatte. In glücklicher Ehe schenkte sie ihm zwei Söhne. Um seine schmalen Einkünfte zu vergrößern, nahm M. Jahre lang Kostgänger (meist junge Livländer) ins Haus und ertheilte an adelige Herren und Damen Privatstunden. Später überhoben ihn die Honorare für seine Schriftstellerei, so kärglich sie auch in der Regel ausfielen, dieser Einschränkung in seiner häuslichen Freiheit und Muße. Er konnte sich sogar auf der Altenburg bei Weimar auf eignem Grund einen Garten anlegen und ein Sommerhäuschen bauen; die Herzogin Anna Amalia, seine Gönnerin, die ihn auch gewöhnlich zu ihren Gesellschaften und Theatervorstellungen beizog, übernahm, dasselbe im Innern auszustatten. Obwol ihn oft die Arbeit drückte und mancherlei Krankheiten heimsuchten, bewahrte er fast immer seine Heiterkeit. Diese liebenswürdige Eigenschaft, dazu seine einschmeichelnde, dienstfertige Höflichkeit gegen alle und seine harmlos-witzige Laune gewannen dem bescheidnen, aber in seinem Aeußern mitunter absonderlichen, komisch-originellen Manne die Herzen aller seiner Mitbürger. Zu seinen Freunden durfte er die litterarischen Koryphäen Weimars und viele der bedeutendsten Köpfe im übrigen Deutschland rechnen. Seine Schüler hingen mit inniger Liebe an dem wohlwollenden und anregenden, von Pedanterie und mechanischem Formalismus vielleicht nur allzu freien Lehrer. Als ihn ein jedem unerwarteter, doch von ihm selbst vorausgeahnter Tod am 28. October 1787 frühzeitig den Seinen entriß, gab Herder dem schmerzlichen Empfinden Aller Ausdruck, indem er in seiner Schulrede am Begräbnißtage die Humanität, die „gefällige, friedfertige und fröhliche Seele“ des Verstorbenen warm rühmte, „der an Einfalt des Charakters und an Güte des Herzens ein Kind, an unverdrossenem Fleiß und an Liebe zum gemeinen Besten ein Mann, ein redlicher Mann war“. Ein ungenannter Verehrer errichtete ihm kurz darnach ein einfach-schönes Denkmal auf dem Weimarer Friedhof.

Als Schriftsteller war M. ein ausgesprochener Gegner jeglicher Schwärmerei. Er bekämpfte die Empfindsamkeit des Richardson'schen Familienromans so gut wie die physiognomischen Phantasieen der Genieperiode. In den Anschauungen der rationalistischen Philosophie aufgewachsen, blieb er ihnen in der Hauptsache zeitlebens getreu. Die Führer der deutschen Aufklärung zählten fast alle zu seinen persönlichen Freunden; an ihrem kritischen Organe, der „Allgemeinen deutschen Bibliothek“, arbeitete er seit 1766 eifrig mit. Er besprach vornehmlich Romane und ähnliche Werke der schönen Litteratur. In energischem Tone, freimüthig und ohne Schonung griff er auch hier beständig Schwulst und falsche Sentimentalität an, besonders wenn dieselbe sich als undeutsche Nachäfferei aus-

ländischer Muster zu erkennen gab. Eine gründliche, ins Einzelne eindringende Kritik durfte er sich nur ausnahmsweise bei bedeutenderen Werken gestatten; meistens beschränkte er sich auf wenige, herb verurtheilende Worte. Den Ernst und die Würde des Kritikers wahrte er immer; doch ließ er, wo es die Sache erlaubte, auch gern in seinen Recensionen die satirisch-humoristische Laune spielen, mit welcher er seine selbständigen Schriften würzte.

Nachdem er sich schon an der Universität mit den neueren Werken der deutschen Litteratur vertraut gemacht und auch selbst gelegentlich ein Gedicht geschmiedet hatte, trat er 1760—1762 anonym mit dem dreibändigen Roman „Grandison der Zweite oder Geschichte des Herrn v. N." hervor. Weniger gegen Richardson selbst, obwol auch die Schwächen seiner Darstellung nicht ungerügt blieben, als vielmehr gegen seine deutschen Bewunderer und Nachahmer im litterarischen wie im praktischen Leben kehrte M. seine Parodie. Er schilderte einen ältlichen deutschen Landedelmann, der sich durch sein Entzücken über Richardson's tugendseligen Rührroman hinreißen läßt, als ein neuer Don Quixote Grandison's Thun und Gebahren sclavisch nachzuahmen, während sein Hauslehrer, halbgebildet, dünkelhaft und durch seine phantastischen Einfälle seinem derben, geistig beschränkten Gebieter verwandt, sich in Dr. Bartlett's Rolle einlebt. Spottlustige Verwandte bestärken sie in dem Wahne, daß die Personen des englischen Romans wirklich lebende Menschen seien, und bestimmen sie, mit diesen eine Correspondenz anzuknüpfen, die zusammen mit jener kleinlichen Nachäfferei zu komischen Verwicklungen und lächerlichen Situationen aller Art führt. Die drastische Wirkung der Parodie wurde leider durch die langweilige Breite der Erzählung abgeschwächt; auch schadete ihr der eintönige, nirgends individuell gefärbte, aber vielfach mit alltäglichen Reflexionen und Moralbetrachtungen ausgeputzte Briefstil, den M. ebenso gut nach Gellert's wie nach Richardson's Musterbeispielen gebildet hatte. Der Aufbau der Geschichte war ziemlich locker und episodenhaft, die Handlung überdies nicht zu Ende geführt. Gleichwol erwarb sich das Werk als Deutschlands erster komisch-satirischer Roman, dem bald, zum Theil direct von ihm abhängig, ähnliche Versuche von Wieland, Wetzel und Johann Gottwerth Müller folgten, den Beifall der Leser und, wenn auch mit manchen Beschränkungen, das verdiente Lob der Kritik (Thomas Abbt im 314. Litteraturbrief). Zwanzig Jahre darnach (1781—1782) arbeitete M., der die Mängel seiner Erzählung klar erkannte, dieselbe mit gutem Geschick von Grund aus zu einem vollständig neuen Werke um, zog sie in zwei Theile zusammen, jetzt unter dem Titel „Der deutsche Grandison, auch eine Familiengeschichte", vertauschte die Briefform wenigstens in der Hälfte des Buches mit einfacher epischer Darstellung und vermied dadurch mehrmals die frühere Monotonie des Vortrags, faßte sich durchweg kürzer und fügte nicht nur den zuvor vermißten Abschluß, sondern auch eine längere Vorgeschichte des Romans bei, in welcher der phantastisch schwärmende Landjunker in derselben Weise den Robinson Crusoe wie hernach den Grandison copirt.

Nach dem Antritt seines Weimarer Lehramtes ließen die Berufsgeschäfte lange M. zu keiner größern poetischen Arbeit kommen. Künstlerisch werthlos und in der Geschichte unserer Litteratur ohne Bedeutung war die dreiactige Oper „Das Gärtnermädchen", die er nach dem französischen Roman „La jardinière de Vincennes" unter dem unmittelbaren Einfluß der Singspiele Christian Felix Weiße's verfaßte (1771 gedruckt): seinen Bühnenerfolg verdankte das weitschweifige, uninteressante und oft platte Stück nur der musikalischen Composition des Weimarer Capellmeisters E. W. Wolf. Ein Vorspiel mit Gesang „Die vier Stufen des menschlichen Alters", welches M. zur gleichen Zeit schrieb und Johann Adam Hiller componirte, wurde gar nicht durch den Druck veröffentlicht.

Erst 1778 verlockte ihn eine neue „Modeschwärmerei“ wieder zu einem humoristischen Roman „Physiognomische Reisen, voran ein physiognomisch Tagebuch“ (in vier Heften 1778—1779 anonym herausgegeben). Wie bei seinem „Grandison“, so waren auch hier Cervantes und Fielding seine Muster. Nach ihrem Beispiel schilderte er die Erfahrungen eines gläubigen Anhängers der Lavater'schen Physiognomik zu Hause und auf einer abenteuerlichen Reise, die derselbe unternimmt, um seinen Sinn für die neue Wissenschaft auszubilden und seine Kenntnisse darin zu vermehren; aber er erlebt eine Enttäuschung um die andere, fühlt sich dadurch zu manchen Bedenken und Widersprüchen gegen Lavater's Lehre angeregt und gelangt trotz allen Sträubens schließlich zu der Einsicht, daß dieses System auf falsche Grundsätze gebaut ist, weil es das individuelle, subjectiv verschiedne, unsichere Gefühl und nicht den Verstand, der nach zuverlässigen, für alle Menschen gleichmäßig gültigen Regeln entscheidet, zum Richter seiner Urtheile macht. M. bestritt keineswegs den Werth oder die Berechtigung der Physiognomik überhaupt, sondern nur Lavater's Methode, seine und seiner Anhänger übertriebne Ansichten und Erwartungen von jener Wissenschaft und die einseitig philanthropischen Tendenzen, welche er mit ihr verfolgte. Persönlich schätzte er den „herzguten, lieben Schwärmer“ Lavater ungemein und machte auch in seinem Buche kein Hehl daraus; aber er bezweifelte, daß es für den Physiognomisten genüge, die Eigenschaften und Kräfte des menschlichen Geistes und Herzens zu enträthseln, wenn er nicht zugleich erkenne, ob der einzelne sie zu guten oder bösen Zwecken anwenden werde. Nicht blos Menschenliebe, sondern Menschenkunde sei darum der Hauptzweck der Physiognomik; daraus würde jedoch oft Menschenhaß folgen. Aber M. leugnete überhaupt die Möglichkeit, in den Gesichtszügen allein, ohne daß wir von den Handlungen eines Menschen Kenntniß haben, seine einzelnen sittlichen und geistigen Eigenschaften zu entdecken; nur Thatkraft oder Passivität könne man in ihnen unterscheiden. So waren die „Physiognomischen Reisen“ nach ihrem Inhalt keineswegs eine unbedingte Satire auf Lavater's „Fragmente“; sie waren auch der Form nach keine rein durchgeführte Parodie. Die ironische Darstellung war öfters durch directe Polemik unterbrochen. Auch im Stil carikirte M. bald die alterthümelnde, familiäre und burschikose Sprache der Kraftgenies und parodierte glücklich Ausdrücke oder ganze Abschnitte des Lavater'schen Werkes, bald aber fiel er in seinen eignen, einfacheren und ruhigeren, auch doctrinäreren Ton zurück. Seiner Schilderung fehlte es nur zu oft an Witz im Einzelnen; vor Allem aber hätte sie umfassender und tiefer sein sollen. M. hätte sich genauer an Lavater anschließen und demnach ein wohlgeordnetes, erschöpfendes Abbild des gesammten physiognomischen Treibens zeichnen, nicht aber blos einzelne wenige Scenen daraus, die er wieder kunstlos episodenhaft an einander reihte, unendlich breit ausmalen sollen. Die gleichzeitigen Leser erkannten diese Mängel des Buches nur unvollkommen. Das zeitgemäße Thema, wol auch die gelegentlichen Anspielungen auf andere Modethorheiten oder litterarische Lächerlichkeiten jener Tage (Gaßner's Wundercuren, Karl Friedrich Cramer's Klopstockcultus u. dgl.) machten den humoristischen Roman schnell überaus beliebt. Er erlebte in dritthalb Jahren drei starke Auflagen; an lobenden Recensenten fehlte es nicht; auch Nachahmer stellten sich ein.

Dieser Erfolg bewog den Autor, nunmehr sein litterarisches Talent fleißiger auszubeuten. 1782—1787 veröffentlichte er in fünf Theilen sein verbreitetstes Werk „Volksmärchen der Deutschen“. Auch hier griff M. unmittelbar in die litterarische Bewegung seiner Zeit ein. Zachariä, Bürger, Wieland, Voß u. a. hatten bereits in mehr oder weniger freier Weise alte deutsche oder ausländische Märchen übersetzt, modernisirt, dichterisch umgestaltet. Aehnliche Bestrebungen waren seit Jahrzehnten in Frankreich hervorgetreten; die großen Sammlungen

von Märchen und mittelalterlichen wunderreichen Romanen, die dort gerade damals veranstaltet wurden, wirkten mannigfach nach Deutschland herüber. M. schöpfte aus verschiednen dieser Quellen, aus den fabelhaften Berichten mittelalterlicher Chronisten, aus den Feenmärchen und Sagensammlungen der Ausländer, aus gedruckten altdeutschen Mythen; namentlich aber ließ er sich von Leuten des Volks erzählen, was sich von Wunder- oder Spukgeschichten in der mündlichen Ueberlieferung des Volks erhalten hatte. Wirkliche alte Volksmythen boten ihm viel weniger den Stoff zu seinen Märchen als relativ späte Localsagen. Die historischen Ereignisse und Persönlichkeiten, an welche diese anknüpften, suchte er möglichst bestimmt, fast wissenschaftlich genau darzustellen und zerstörte dadurch sowie durch seine sonstigen wissenschaftlichen, ja geradezu rationalistischen Erklärungen und Bemerkungen oft die poetische Stimmung und den kindlichgläubigen Ton des Märchens. In gleicher Weise schadeten die zahlreichen Anspielungen auf Vorgänge im modernen Leben und in der modernen Litteratur der Naivität des Vortrags. Reflexion und moralische Didaxis drängte sich überhaupt zu stark hervor. Mit Recht hat man daher diesen Erzählungen den Namen Volksmärchen abgesprochen und sie vielmehr als Märchennovellen bezeichnet. Der festere Aufbau der Handlung, die sorgfältige Charakteristik, das reiche, geschmackvolle Colorit waren das Verdienst des Novellisten, welcher die ihm überlieferten Märchen pragmatisch zu motiviren, psychologisch zu vertiefen und malerisch auszuschmücken strebte. Seine Sprache, welche die Leser ebenso durch Einfalt und Leichtigkeit wie durch Anmuth und phantastischen Reichthum an Farben und Bildern bezauberte, hatte M. namentlich an Wieland's Stil gebildet. Ihren Vorzügen verdankte er großentheils den außerordentlichen Erfolg des Werkes, das wiederholt (nach dem Tode des Verfassers 1806 von Wieland) aufgelegt und alsbald von zahlreichen Schriftstellern fortgesetzt oder nachgeahmt wurde.

An poetischem Werth und an litterarischem Erfolge kam den „Volksmärchen" keine von Musäus' späteren Arbeiten gleich. 1785 schrieb er den erklärenden Text zu einem von J. R. Schellenberg mitunter mittelmäßig gezeichneten Totentanz, „Freund Hein's Erscheinungen in Holbein's Manier", kleine Charakterbilder, unsäglich arm an Handlung, aber strotzend von nüchterner Alltagsmoral, fast regelmäßig von allgemeinen Sentenzen umrahmt, die, obwol weit hergeholt und mit dem eigentlichen Inhalt der Geschichte nur lose verbunden, doch meistens zu breiten Betrachtungen oder gar zu langen poetischen Phantasieen ausgesponnen sind. Durchaus sind unverträgliche Elemente gemischt: naive Vorstellungen des Todes mit einem Uebermaß von gelehrter Reflexion, ein ernster, ja schauriger Inhalt mit humoristisch-heiterer Form, ungelenke oder flüchtig tändelnde Verse mit schwülstiger Prosa; so wird nirgends eine einheitliche ästhetische Stimmung oder überhaupt ein reiner künstlerischer Eindruck erzielt. 1787 folgte ein Bändchen „Straußfedern", d. h. Erzählungen, deren Stoffe M. fremden Autoren entlehnt, vielleicht auch zufällig am Weg aufgelesen und nun in seiner Weise bearbeitet hatte. Es waren vier künstlerisch unbedeutende Novellen, weder durch tiefe Probleme noch durch Kunst der Composition ausgezeichnet, breit erzählt und oft mit gezwungener Laune fade gewürzt, von derber, bisweilen sogar lüsterner Sinnlichkeit nicht frei, wenngleich niemals schmutzig oder schlüpfrig. Wenig interessante Liebesabenteuer bildeten hauptsächlich den Inhalt, plumpe Intriguen bewegten den Gang der Handlung; von feinerer Charakteristik konnte man wenig merken, dagegen waren weder äußerliche Motive noch selbst ein roher, aller Romantik entkleideter Spukapparat verschmäht. Noch schwächer waren allerdings die Erzählungen, welche nach Musäus' Tode Johann Gottwerth Müller in den folgenden Bänden der „Straußfedern" sammelte. Nur für Kinder interessant,

wenn auch mancher Ausdruck und besonders manche Anmerkung nur für Erwachsene verständlich war, von kindlichem, bisweilen kindischem Inhalt und eben solcher Moral war das von Friedrich Justin Bertuch 1788 herausgegebene Büchlein, an dessen Vollendung M. durch den Tod gehindert wurde, „Moralische Kinderklapper für Kinder und Nichtkinder“, frei nach Monget's „Hochets moraux“ (1782) ausgearbeitet. Rhythmisch eintönige, fast durchweg iambische Prosa wechselte mit leicht gereimten Versen; aber kindlich-naive, gutmüthige Laune sprach sich überall nicht ohne Anmuth aus. Interessanter und zum Theil auch künstlerisch bedeutender waren die Aufsätze, welche gleichfalls nach dem Tode des Verfassers sein Zögling August v. Kotzebue in den „Nachgelassenen Schriften“ gesammelt hat (1791). Ein harmloser, fröhlicher Humor verlieh diesen kleinen Arbeiten ihren eigenthümlichen Reiz, den vortrefflich im einfachsten Plauderton geschriebenen, aber inhaltlich oft nichtigen Briefen sowol wie den culturhistorisch merkwürdigen, geschickt entworfenen autobiographischen Skizzen „Modischer Lebenslauf eines unmodischen Weltbürgers“ und „Lästige Polizeianstalten für Spaziergänger“; die Schilderung des Weimarer Schloßbrandes von 1774 dagegen zeichnete sich durch Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit aus. Auch mehrere Gedichte theilte Kotzebue aus dem Nachlaß mit, fast ohne Ausnahme Gelegenheitsstücke, die M. großentheils zum Geburtstag seiner Gattin oder zur Hochzeit von Freunden verfaßt hatte, wie er denn überhaupt als Gelegenheitspoet (selbst gegen Bezahlung) mehrfach noch in seinen letzten Jahren thätig war. Künstlerisch unbedeutend, in der Form niemals streng correct, zeigten seine Reimereien meist den Einfluß der Gleim'schen Poesie und zwar sowol der Grenadierlieder als der tändelnden Anakreontik des Halberstädter Kreises; seine Knüttelverse, anfangs ganz regellos und ungehobelt, inhaltlich dürftig, platt und sinnlich derb, näherten sich später wenigstens äußerlich mehr dem von Goethe und den Genossen des Sturms und Drangs erneuten Hans-Sachsischen Muster.

Kotzebue leitete die „Nachgelassenen Schriften“ mit einer liebevollen, kurzen Charakteristik seines ehemaligen Lehrers ein, die vorher im „Deutschen Mercur“ (December 1790) veröffentlicht worden war. Auf ihr hauptsächlich beruht der Artikel über M. bei Jördens, Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten, III, 759—770 (Leipzig 1808). Aus Jördens wieder schöpfte, doch nicht ganz unselbständig, der Biograph in W. Hennings' „Deutschem Ehrentempel“, III, 97 bis 113 (Gotha 1822). Endlich entwarf Dr. Moritz Müller 1867 zu Jena „ein Lebens- und Schriftstellercharakterbild“ von M., einfach und bescheiden, doch mit fleißiger Benutzung der älteren Hilfsmittel und neuer Quellen. Das litterarische Verdienst seines Helden hat Müller freilich ebenso wie alle seine Vorgänger überschätzt. Mittheilungen aus dem Kirchenbuch zu Jena und aus den Acten der dortigen Universität verdanke ich Herrn Professor Dr. Berthold Litzmann daselbst. Franz Muncker.

Musaeus: Peter M., gelehrter Theolog, war am 7. Febr. 1620 geboren zu Langewiesen in Thüringen, studierte in Jena und ward 1640 daselbst Magister. Er setzte hierauf noch seine Studien in Helmstädt fort, wo ihn der berühmte Georg Calixt in sein Haus aufnahm. Er ward dessen eifriger Schüler und Anhänger. 1648 ward er Professor der Logik und Metaphysik in Rinteln, dann Extraordinarius der Theologie und 1653 Ordinarius und Dr. theol. 1663 zum zweiten Mal berufen, nachdem er das erste Mal abgelehnt, ging er in derselben Eigenschaft nach Helmstädt. Bei Errichtung der Kieler Universität 1665 wurde er als professor primarius theologiae dahin berufen und er folgte denn auch diesem Rufe, ward auch als erster Decan der theol. Facultät und als Prorector der Universität installirt. Hier verblieb er bis an sein Ende, er starb am 20. December 1674. M. als Schüler Calixt's vertrat den Synkretismus,

wurde darüber von Calov heftig angegriffen und vertheidigte sich gegen diese Angriffe wiederum tapfer. Unter seinen Schriften heben wir, neben einer Reihe disputationes hervor: „*Παιδεια* seu introductio in theologiam“, Rinteln 1649. „Institutiones metaphysicae“, 1663; ed. 2. 1686. Ein älterer Bruder von ihm war der Professor und Dr. Johann Musaeus in Jena † 1681.

Moller, Cimbria litt. II, 565. Jöcher, III, 770. Schwarze, Nachr. v. Kiel 1775, 318. Bouginé, II, 466. Strieder, hess. Schriftstellerlex. IX. s. v. Thieß, Gelehrtengesch. I, 3. Carstens, Gesch. der theol. Facultät, Kiel 1875, S. 9. G. Frank, Gesch. d. prot. Theol. 1865, II, 11.

Carstens.

Musäus: Simon M. (Meusel), lutherischer Theologe, Sohn eines Bauers in Vitsche bei Cottbus, geb. 1529 am Gründonnerstage, † am 11. Juli 1582 als Generalsuperintendent in Mansfeld, bezog nach Absolvirung der Cottbuser Schule 1543 noch im Knabenalter die Universität in Frankfurt a./O. und setzte die dort unter Massilius und Georg Sabinus begonnenen höhern Studien von 1545—1547 in Wittenberg fort. Die auf Melanchthon's Empfehlung ihm übertragene Lehrerstelle der griechischen Sprache an der Sebaldsschule in Nürnberg vertauschte M. 1549 mit dem Pfarramte in Fürstenwalde in der Neumark. Wegen seiner Verheirathung vom Bischof von Lebus 1551 vertrieben, fand er 1552 in Crossen eine neue Kanzel, die er jedoch 1554 räumen mußte, weil er in seinen Predigten den Rath wegen seines Auskaufens der Bauern öffentlich angegriffen hatte. Im Januar desselben Jahres war Moiban in Breslau gestorben; der Rath richtete sein Augenmerk auf den bereits in weitern Kreisen bekannten Musäus; wie die in Wittenberg über ihn von Crato durch Zacharias Ursinus eingezogenen Erkundigungen gelautet haben mögen, ist nicht bekannt geworden, indeß M. wurde nach Breslau berufen und auf der Stadt Kosten alsbald nach Wittenberg geschickt, um sich dort das theologische Doctorat zu erwerben. Nur paßte er als eifriger Gegner des Interim nach Breslau, in dessen Kirchen sich fast mehr Katholisches erhalten hatte, als das Interim verlangt, und wo dem Bischof und seinem Capitel gegenüber doppelte Vorsicht Noth that, am allerwenigsten. Cratos Rath zur Milde wurde von M. zwar gebilligt aber wenig befolgt, wie sich das von einem Manne, dem auch der Chorrock kein adiaphoron war, nicht anders erwarten ließ. Wir kennen die specielle Veranlassung nicht näher, aber der durch M. beunruhigte katholische Clerus erwirkte bei Hofe 1557 einen königlichen Befehl an den Rath, M. sofort zu beurlauben, und diesem Befehle mußte Folge geleistet werden. In den Sächsischen Fürstenthümern hatte um diese Zeit der Flacianismus vollständig gesiegt; Justus Menius in Gotha, der Freund Georg Majors war 1557 im Frühjahr dimittirt worden; man brauchte einen Gnesiolutheraner und durfte nach einem solchen nicht lange suchen; im September schreibt M. aus Gotha an Crato; jetzt hörte auch seine Verbindung mit Melanchthon auf. Nachdem er alsdann noch in Eisfeld im Fürstenthum Hildburghausen eine kurze Zeit amtirt hatte, um Mörlin und Stössel näher zu sein, die in Gemeinschaft mit ihm mit der Abfassung der confutatio Saxonica beauftragt waren, berief ihn Herzog Johann Ernst zum Superintendenten und Professor nach Jena. In welchem Sinne er dort gewirkt hat, bezeugt sein Urtheil über Wittenberg; er nannte es bei einer öffentlichen Universitätsfeierlichkeit stinkende Cloake des Teufels. Der 1560 vom 2. August an in Weimar zwischen Matthias Flacius und Victorin Strigel gehaltnen bekannten Disputation, bei welcher der Streit über die Erbsünde, ob accidens oder substantia, ausbrach, präsidirte M., doch war sein Stern bereits im Sinken. 1561 entlassen, fand er als Nachfolger Hardenbergs am Dom in Bremen ein neues Amt, verlor es aber nach wenig Monaten wegen seiner über den Abendmahls-

streit gehaltenen zelotischen Predigten. Er ging nach Lüneburg, und lebte dort eine Zeitlang als Privatmann. Aus dem Räumen ist M. überhaupt sein Leben lang nicht herausgekommen; kaum hatte er irgendwo ausgepackt, so mußte er wieder einpacken; über 3 Jahre hat er nirgends ausgehalten, oder, vielleicht richtiger, ist er nirgends geduldet worden. Als Hofprediger in Schwerin 1563 bis 1566 und als Superintendent in Gera 1566—1568 lag er gegen die Adiaphoristen zu Felde; als Pfarrer in Thorn griff er die Katholiken an und mußte auf Betreiben des Bischofs vom Culm in Folge eines Befehls des Königs von Polen vom Rath dimittirt werden. 1570 als Generalsuperintendent nach Coburg berufen, wurde er nach seines Beschützers Johann Ernst Tode 1574 von der Vormundschaft entlassen. Doch Schaden machte ihn nicht klug. In Soest, wohin er nach zweijährigem Privatisiren 1576 eine Berufung angenommen hatte, verfeindete er sich mit dem Rath und mußte 1579 wieder ins Exil; es war sein zehntes und letztes, denn im Mansfeld, wo er 1580 noch einmal als Generalsuperintendent in Thätigkeit trat, legte ihm endlich der Tod ewiges Stillschweigen auf, sonst würde er dort schwerlich sein Leben beschlossen haben. M. repräsentirt das zelotische Lutherthum seines Jahrhunderts mit allen Licht- und Schattenseiten. Der Eifer dieser Zeloten wäre einer bessern Sache würdig gewesen; die unglaubliche Rohheit in ihren Streitschriften hat zarter besaitete Gemüther der guten Sache der Reformation entfremdet. Als Gelehrter hat M. sich nicht besonders ausgezeichnet. In erster Linie sind die von ihm herausgegebenen acta disputationis Vimariensis 1562 zu nennen. Daß er in der Lehre von der Erbsünde nicht Flacianer gewesen, bezeugt seine „Sententia de peccato originis, quod non sit substantia“ 1561. Außerdem gab er seine in Bremen über das heilige Abendmahl gehaltenen Predigten und eine Evangelien- und Epistelpostille heraus.

Walch, Rel.-Streitigkeiten in der luther. K. I, 72 ff. Arnold, Kirchen- und Ketzerhist. II, Buch XVI. c. 29. Leuschneri spicil. XVI. Ehrhardt, Presbyterol. I, 182 ff. II, 637. Gillet, Crato I, 165 u. II. Beilage 12. 14. 15. Schimmelpfennig.

Musca: Matthäus M., s. Flege, Bd. VII. S. 112.

Musch: Cornelis M., niederländischer Staatsmann, ward im J. 1619 Secretär von Rotterdam. Ein eifriger Diener der calvinistisch-oranischen Partei, ward er 1628 Greffier der Generalstaaten. In dieser zwar untergeordneten, aber, wenn der Rathspensionär keine hervorragende Persönlichkeit war, einflußreichen und immer sehr einträglichen Stelle ward M. bald das vielfach verrufene Werkzeug des Prinzen von Oranien. Seine Käuflichkeit war ebenso sprüchwörtlich, als seine völlige Principlosigkeit. Seine Fähigkeiten und persönlichen Verbindungen machten ihn aber unentbehrlich. Er ward in den geheimsten Unterhandlungen, auch in den fehlgeschlagenen Friedensverhandlungen mit Spanien gebraucht und suchte seine Macht und namentlich seinen Reichthum durch jedes Mittel zu mehren. Von Spanien gewonnen, war er einer der eifrigsten Verfechter des Münsterischen Friedenshandels, doch hielt ihn dies nicht ab, nachher dem Prinzen Wilhelm in seinen hauptsächlich gegen jenen Frieden gemachten Entwürfen aufs Eifrigste beizustehen. Er war dessen rechte Hand beim Staatsstreich des Jahres 1650. Der Umschwung, in Folge von Wilhelms Tod, hätte ihn gewiß in eine gefährliche Untersuchung verwickelt. Nur ein plötzlicher Tod, am 15. December 1650, rettete ihn, und wurde dann allgemein einem Selbstmord zugeschrieben. Der Haß seiner Gegner nicht allein, sondern der Nation verfolgte ihn übers Grab hinaus. Bekannt ist die schimpfliche Grabschrift: Auf einen todten Spatz (Musch heißt der Sperling im Hol-

ländischen) die Vondel verfaßte. M. gehört zu den verrufensten Politikern der niederländischen Geschichte, doch ist nicht vieles im Detail von ihm bekannt. Er war gewiß einer derjenigen Schmarotzer der oranischen Partei, welche dieselbe schon früh auf falsche Wege führten, und die Gunst des Prinzen zum eigenen Vortheil in directem Gegensatz zu den Interessen des Landes ausnutzten.

Aitzema, Wagenaar, Arend, van Rees und Brill, fortgeführt von van Vloten, die Archives de la maison d'Orange u. s. w. P. L. Müller.

Musculus: Andreas M., Prediger und Professor der Theologie in Frankfurt a/O., ein streitbarer Vorkämpfer für lutherische Rechtgläubigkeit, ward im J. 1514 geb. zu Schneeberg in Sachsen, wo sein Vater Johann Meusel als angesehener Bürger lebte und ihn mit großer Strenge erzog. Auf der hohen Schule seiner Vaterstadt unter Hieronymus Weller vorgebildet, bezog M. 1532 die Universität Leipzig und studirte mit Eifer alte Sprachen und Scholastik. Trotz der Bemühungen des Herzogs Georg verbreiteten sich Luther's Anschauungen in Leipzig immer weiter, und auch M. wurde durch Schriften der Reformatoren an der Wahrheit der alten Lehre irre. Schneeberg, das 1485 bei der Trennung der ernestinischen und albertinischen Linie gemeinschaftlicher Besitz blieb, ging 1533 in den Alleinbesitz des Kurfürsten Johann Friedrich über und wandte sich seitdem entschieden der Reformation zu. Als M. 1535 hierher zurückkehrte, wurde er völlig für die neue Lehre gewonnen und begab sich nach kurzer Lehrerthätigkeit in Amberg 1538 nach Wittenberg. Hier schloß er sich aufs Engste Luther an, welchen er für den größten Mann erklärte, der seit der Apostel Zeiten gelebt habe. 1540 ging M. auf Veranlassung seines Gönners Joh. Agricola nach Frankfurt a/O., wo sowohl seine Predigten als seine Vorlesungen an der Universität großen Beifall fanden. Deshalb wurde er 1544 als Nachfolger des Ludecus, welcher als Hofprediger nach Berlin kam, erster Prediger und ordentlicher Professor, und nahm seitdem als geistlicher Rathgeber des Kurfürsten Joachim II. und dessen Nachfolgers Johann Georg eine außerordentlich einflußreiche Stellung ein. M. gehört nicht bloß der Zeit, sondern auch seinem Charakter und Wirken nach zu den Epigonen der Reformationszeit. Im Streite heftig und ausfallend, von unbegrenzter Verehrung für Luther's Person und Lehre, eifernd für den Buchstaben, weil die Weite des Blickes und die Tiefe des Geistes ihm abging, hat er geschützt durch die Gunst seines Fürsten, eine Fehde nach der andern durchgekämpft und zur Feststellung der lutherischen Orthodoxie in der Concordienformel eifrig mitgewirkt. Gegen Stancarus bekämpfte M. die Behauptung, daß Christus nur nach seiner menschlichen Natur gelitten habe; Staphylus gegenüber vertheidigte er sich gegen den Vorwurf, er lehre, daß nur die Gottheit in Christo gelitten habe. Viele Jahre lang dauerte der Streit zwischen M. und seinem milden und gelehrten Collegen Abdias Prätorius. Es handelte sich besonders um die Bedeutung der guten Werke. Prätorius lehrte mit Melanchthon, daß die guten Werke in gewissem Sinne nothwendig seien. M. eiferte auf der Kanzel, in Disputationen und in Schriften mit allem Nachdruck dagegen, und erklärte die Behauptung, daß gute Werke nothwendig seien, in jedem Sinne für eine Erfindung des Teufels. Dazu kam noch eine besondere Differenz wegen des Abendmahls. Die brandenburgische Kirchenordnung befahl, um den Unterschied von den gottlosen Sacramentirern offen zum Ausdruck zu bringen, die Elevation der geweihten Elemente. Dabei äußerte M. sich öfter in Worten, welche nur unter Voraussetzung der Transsubstantiationslehre zulässig sind. Prätorius sah darin einen Rückfall in Katholicismus. Der Kurfürst wohnte selbst einer mehrstündigen Disputation der beiden Gegner bei und entschied sich für M., doch wollte er auch Prätorius nicht aus seinen Diensten entlassen. Erst als alle andern Versuche, Frieden zu stiften, sich als erfolglos

erwiesen hatten, wurde Prätorius der Abgang nach Wittenberg gestattet. Vom Kurfürsten Johann Georg zum Generalsuperintendenten ernannt, war M. auf wiederholten Visitationsreisen und neben Georg Cölestin durch Ausarbeitung eines neuen Kirchenbuches und einer neuen Agende für die Feststellung der lutherischen Rechtgläubigkeit in der brandenburgischen Kirche thätig. Mit großem Eifer betheiligte er sich auch seit 1576 an der Aufstellung der Concordienformel. — Auch mit dem Frankfurter Magistrate lag M. fast immerfort im Streit. Die Schuld daran lag auf beiden Seiten. Der Magistrat wollte die kirchliche Umwälzung benutzen, um mancherlei Verpflichtungen und Leistungen sich zu entziehen, welche er gegen die Kirche hatte. M. suchte nicht bloß in kirchlichen, sondern auch in weltlichen Angelegenheiten seinen Einfluß über Gebühr auszudehnen. — Als Prediger und Schriftsteller zeichnet sich M. aus durch eine derbe und drastische Volksthümlichkeit, welche öfter ins Platte und Gemeine ausartet. Als Beispiel wird vor allem seine Predigt wider den Hosenteufel (gegen die Pluderhosen) erwähnt. M. starb am 21. Sept. 1581.

Vgl. Chr. W. Spieker, Lebensgeschichte des Andreas Musculus, Frankfurt a. O. 1858. Dort stehen auch seine (46) Schriften verzeichnet.

Pünjer.

Musculus: Balthasar M., ein fleißiger Componist geistlicher Lieder des 16. Jahrhunderts. Die einzige Nachricht die uns über ihn erhalten, findet man in der zweiten Ausgabe seiner „40 schönen geistlichen Lieder mit vier stimmen der lieben Jugend zum besten in druck verfertiget“ und hier bezeichnet er sich als „Schulmeister zu Ziegenrück“, dem Walther in seinem Lexicon hinzufügt, „einer Stadt zwischen Schleitz und Pöseneck im Vogtlande liegend“. Alle übrigen Nachrichten über seine herausgegebenen Werke, sowohl in den Musiklexica als bei von Winterfeld (ev. Kirchenges. II, 593) sind mehr oder weniger irrthümlich, da dabei die Werke nicht selbst vorlagen. Die Ausgabe der obigen 40 geistlichen Lieder von 1597 ist bereits die zweite und wurde von Georg Körber in Nürnberg besorgt und bei Alexander Philipp Dieterich in Nürnberg gedruckt. Da in den in späteren Jahren (1622 und 1625) erschienenen Sammelwerken, die ebenfalls in Nürnberg gedruckt sind und zwar das von 1622 von Erasmus Widmann, Cantor und Organist zu Rotenburg „auf der Tauber“ herausgegeben, während das von 1625 sich nur als ein Nachdruck vom Drucker und Verleger Abraham Wagenmann in Nürnberg obigen Werkes von 1597 erweist, immer wieder dieselben vierzig Lieder von M. enthalten sind, so läßt sich daraus der sichere Schluß ziehen, daß M. 1597 schon nicht mehr am Leben war und seine Wirksamkeit hiermit ins 16. Jahrhundert zu setzen ist. Noch 1659 nahm Lorenz Erhardi in sein großes „Harmonisches Chor- und Figuralgesangbuch Augsburgischer Confession“ einige der obigen vierzig Lieder auf. v. Winterfeld äußert sich über diese dort aufgenommenen Lieder (l. c.) sehr günstig und schreibt: In seinen Gesängen scheint er den Satz italienischer Meister sich als Vorbild genommen zu haben, dem er sich nicht ohne Erfolg nähert; so in dem Motett über die Worte: „Ich bin die Auferstehung und das Leben“, das eines der vorzüglicheren in Erhardi's Sammlung ist, nur daß es durch viele Druckfehler entstellt wird. Dieses Lied oder Motett wie es v. Winterfeld nennt, befindet sich in der Ausgabe von 1597 unter Nr. 36 und in zweiter Bearbeitung unter Nr. 39, in der 1622 aber unter Nr. 21. Da mir keines seiner Lieder in Partitur vorliegt und die Originaldrucke zerstreut in weitauseinanderliegenden Bibliotheken nur in einem Exemplar sich vorfinden, so ist mir eine nähere Beleuchtung der Leistungen Musculus' vorläufig versagt.

Bibliographie der Musik-Sammelwerke des 16. und 17. Jahrhunderts, Berlin 1877, vom Unterzeichneten.

Rob. Eitner.

Musculus: Wolfgang M. (Mäußlin, Müslin), wurde am 8. September 1497 in dem kleinen Städtchen Dieuze in Lothringen geboren. Sein Vater, Anton Mäußlin, war ein armer Küfer. Während der eine Sohn dem Beruf des Vaters folgte, zog der lernbegierige jüngere als fahrender Schüler in die Welt hinaus. Zunächst kam er nach Rappoltsweiler im Elsaß, wo er freundliche Aufnahme fand, dann nach Colmar und nach Schlettstadt, wo damals eine Schule von bedeutendem Rufe bestand. Hier wurde auch M. von dem Geiste des deutschen Humanismus angeregt, aber bald hernach, in seinem 15. Jahre, sah er sich bei einem zufälligen Besuche zu Lixheim in der Pfalz, um seines schönen Gesanges willen, von den dortigen Benedictinermönchen festgehalten und zum Eintritt in ihr Kloster veranlaßt. Er fand hier Gelegenheit, mit den lateinischen Classikern sich zu beschäftigen und übte sich in der Stille, seinen Lieblingsdichter Ovid nachzuahmen; daneben pflegte er Musik und Orgelspiel, wandte sich aber bald aus innerem Antrieb zum Studium der Theologie. Er begann zu predigen und wurde durch den Ernst, mit dem er diese Pflicht erfüllte, zur Bibel und von dieser weiter zu den Schriften Luther's geführt, die damals eben Aufsehen erregten. Obwohl er unter seinen Klosterbrüdern bereits als „lutherisch“ galt, wurde er doch von ihnen 1527 zum Prior erwählt; aber gerade diese Wahl reifte in ihm den Entschluß, das Kloster zu verlassen, in welchem er nun 15 Jahre zugebracht hatte. Gleichzeitig verlobte er sich mit Margaretha Barth, einer Nichte des früheren Priors. Er begab sich nach Straßburg, wo er am 26. December 1527 seine Hochzeit feierte, seine Frau als Magd bei Pfarrer Theobald Niger unterbrachte und selbst als Weber seinen Unterhalt erwarb, bis er durch Martin Bucer's Verwendung als Prediger in dem Dorfe Dorlitzheim eine freilich höchst bescheidene Anstellung fand. Später als Helfer des Pfarrers Matthias Zell nach Straßburg zurückgekehrt, ergänzte er durch eigene Arbeit, wie im Verkehr mit Martin Bucer und Wolfgang Capito, die Lücken seiner theologischen Bildung, indem er nachträglich das Griechische und das Hebräische erlernte. In dem nahen Dorfe Doßenheim gelang es ihm zugleich, die Bewohner zum Aufgeben der Messe und zur Einführung des reformirten Gottesdienstes zu bewegen. Im Anfang 1531 erhielt M. einen Ruf nach Augsburg an die Kirche zum heiligen Geist, an die Stelle des nach Celle übersiedelnden Urbanus Rhegius. Die Reformation gewann hier mächtig an Boden, bald wurde in einigen Kirchen die Messe eingestellt und verboten; dennoch war die Aufgabe der Prediger keine leichte; nicht nur bereiteten, wie überall, die Wiedertäufer der Organisirung eines neuen Kirchenwesens viel Verlegenheiten, auch die Spaltung der zwei Richtungen innerhalb des Protestantismus machte gerade in Augsburg sich fühlbar. Um so stärker empfand man freilich auch das Bedürfniß nach Anschluß an die Glaubensverwandten. M. selbst neigte zur Zwinglischen Auffassung der Abendmahlslehre; er warnte Bucer vor einer Einigung um jeden Preis, doch suchte auch er so viel als möglich, sich der Lehre Luther's zu nähern und nahm auch in der Folge Theil als Abgeordneter Augsburgs an den Verhandlungen über die Wittenberger Concordie. Ueber diese, wie über die ganze Reise nach Sachsen führte er ein genaues Tagebuch. Sein Begleiter war Bonifacius Lycosthenes (Wolfhardt). Der Rath von Augsburg gab den beiden Predigern das nöthige Reisegeld mit der Weisung, möglichst Alles zu vermeiden, was die so sehr gewünschte Vereinbarung erschweren könnte. Am 28. April 1536 traten sie die Reise an, die zunächst über Ulm und Eßlingen nach Heidelberg und Frankfurt führte. Die Abgeordneten dieser Städte schlossen sich ihnen zur Weiterfahrt an. Am 13. Mai gelangten sie nach Eisenach; aber statt, wie man erwartet hatte, hier Luther zu treffen, fanden sie nur einen Brief desselben, der sie veranlaßte, die Reise fortzusetzen

bis nach Wittenberg. Vom 23. bis zum 29. Mai wurden nun die Conferenzen mit Luther abgehalten zur Besprechung und Verständigung über die verschiedenen streitigen oder zweifelhaften Punkte der Lehrauffassung; M. scheint sich wenig an den Verhandlungen betheiligt zu haben, da man ausschließlich den Straßburger Bucer als Wortführer der süddeutschen Theologen betrachtete. Er hat auch über das, was hier gesprochen wurde, sowohl mit Luther in den eigentlichen Sitzungen, als mit Melanchthon in vertraulicherer Weise bei den Mahlzeiten, sehr eingehende Aufzeichnungen gemacht, doch ist hier nicht der Ort, näher darauf einzutreten. Am 29. Mai schloß die merkwürdige Zusammenkunft mit der Unterzeichnung der gemeinsam festgestellten, von Melanchthon abgefaßten Erklärung. M. besuchte noch Lucas Cranach in seiner Malerwerkstätte und verließ Wittenberg mit einigen seiner Genossen nach einem vergnügten Abschiedstrunk bei Luther am 30. Mai, um am 18. Juni wieder in Augsburg einzutreffen. Ohne sonderliche Mühe gelang es M. und seinem Begleiter, der Concordie Eingang und Annahme in der Stadt zu verschaffen. Bald folgten die nicht minder wichtigen Verhandlungen zu Hagenau und zu Worms mit den katholischen Theologen auf Anordnung des Kaisers. Am letzteren Orte (November 1540 bis 18. Januar 1541) war M. einer der beiden protestantischen Secretäre und Protocollführer, und gleichermaßen nahm er wieder Theil an der eben so erfolglosen Fortsetzung dieser Gespräche zu Regensburg vom Ende April bis Juni 1541. Mit Melanchthon blieb M. in eifrigem brieflichen Verkehre und mit ihm beklagte er den Wiederausbruch des unseligen Sacramentsstreits und die wachsende Entfremdung zwischen Luther und der schweizerischen Kirche. Im J. 1544 predigte M. während einiger Monate auf den Wunsch des dortigen Rathes auch in der Stadt Donauwörth, deren Bewohner er in Kurzem — freilich nicht für immer — dem evangelischen Glauben gewann. Der wiedertäuferischen Bewegung wußte er mit eben so großer Entschiedenheit als Schonung zu begegnen, indem er alle Gewaltanwendung in Dingen der Religion grundsätzlich mißbilligte. Die Mußezeit, die ihm in Augsburg blieb, benutzte M. vorzugsweise zur Uebersetzung griechischer Kirchenschriftsteller ins Lateinische und zur Beschäftigung mit der arabischen Sprache. — Auf die Zeit der Einigungsversuche und der Concessionen von Seiten des Kaisers folgte die Zeit raschen Handelns, die gewaltsame Auflösung des Schmalkaldischen Bundes und die Aufstellung des Interims. Am 26. Juni 1548 mußte auch Augsburg sich fügen. M., der einige Wochen lang noch, doch nur nur unter militärischer Bedeckung, gepredigt hatte, sah sich schließlich gezwungen, die Stadt zu verlassen. Er begab sich nach Zürich, wo Heinrich Bullinger sich seiner annahm, dann nach Basel und weiter nach Constanz, wo er mit seiner aus Frau und acht Kindern bestehenden Familie sich wieder vereinigte. Die Schreckenstage, die im August 1548 über Constanz hereinbrachen und mit der Unterdrückung der Reichsstadt endeten, vertrieben den Flüchtling von Neuem. Bürgermeister Vadian rief ihn nach St. Gallen, und noch einmal ging er nach Zürich; einen ehrenvollen Ruf nach England, den Erzbischof Cranmer durch Vermittelung von Bernardino Ochino im December 1548 an ihn richtete, lehnte er ab, um dann einem solchen nach Bern Folge zu leisten, wo er am 9. Februar 1549 als Professor der Theologie angestellt wurde. Diese neue Stellung war anfangs eine äußerlich nur sehr bescheidene, und die heftigen Parteikämpfe zwischen der streng Zwingli'schen und der zu Luther neigenden Richtung machten sie auch nichts weniger als leicht. Die Anhänger der lutherischen Abendmahlslehre waren unmittelbar vor der Ankunft Musculus' theils gestorben, theils vertrieben oder doch zum Schweigen gebracht worden, aber die Nachwirkungen des Streits machten sich immer noch fühlbar. M. konnte die Unterschiede nicht für so wesentlich halten, wie man sie damals

von beiden Seiten anzusehen pflegte. Wie er aus Friedensliebe einst zur Wittenberger Concordie mitgewirkt hatte, so wußte er auch in Bern die Conflicte zu vermeiden, und sein stilles, ernstwissenschaftlicher Arbeit obliegendes Wirken erwarb ihm allgemeine Achtung. Besonders eng befreundet war er mit Johannes Haller, dem obersten Leiter der Bernischen Kirche. Mehrfach fand M. Gelegenheit, auch in die Ferne zu wirken und bedrängten Glaubensgenossen Dienste zu leisten. Er stand in Verbindung mit den Reformirten in Polen und in Ungarn und schrieb aus Anlaß dieses Verkehres die Schrift: „Vom Ausgang des Wortes Gottes unter den Christen in Ungarn, die den Türken unterworfen sind“. Noch einmal erhielt er im August 1551 eine Einladung nach England zur Ersetzung Bucers, in Straßburg, in Neustadt an der Donau suchte man ihn zu gewinnen, und auch von Augsburg wurde er, nachdem die Lage sich etwas günstiger gestaltet, zur Rückkehr aufgefordert; er zog es vor, in Bern zu bleiben, wo seine Familie sich unterdessen eingelebt hatte. Er starb daselbst am 30. August 1563.

M. war weder ein schöpferischer Geist, noch ein dominirender Charakter, aber ein hervorragender Exeget. Gerade die schlichte Einfachheit und Selbstlosigkeit seines Wesens machte ihn, verbunden mit gründlicher Sprachkenntniß, ganz besonders geeignet, zum Ausleger biblischer Gedanken zu werden, und mehr als gewöhnliche Arbeitskraft ließ ihn in dieser Richtung bleibend Werthvolles leisten. Außer einigen kleineren Gelegenheitsschriften hat er als Musculus Dusanus herausgegeben einen „Commentar zum Evangelium Matthäi“ (1544, Augsburg, 1557 Basel), zum Ev. Johannis (1545 und 1554), die besonders geschätzte „Erklärung der Psalmen“, (Basel 1550, 1551, 1554); die dogmatische Schrift „Loci communes“ (1554, 1560), und die Commentare zur Genesis (1554, 1557), zum Römerbrief (1555, 1558, 1562), zu Jesaias (1557), zu den Briefen an die Corinther (1559), an die Galater und die Epheser (1561). Nach seinem Tode erschienen diese Werke, ergänzt durch die noch ungedruckt gebliebene Erklärung zu den kleinern Paulinischen Briefen, in einer Sammlung von 9 Foliobänden. Seiner Jugendneigung folgend, liebte es M., seine Gedanken in die Form lateinischer Epigramme zu fassen, eine Anzahl derselben wurde mit einigen Predigtstücken 1595 gedruckt. Seine 6 Söhne traten alle in den Dienst der Bernischen Kirche, der älteste, Abraham M., geb. 1534, † 1591, war zuerst Pfarrer in Thun, dann in Bern und wurde 1586 als oberster Decan an die Spitze der Berner Geistlichkeit gestellt. Er ist Verfasser einer werthvollen Chronik seiner Zeit, und Theodor Beza sprach von ihm als einem Sohne, der seines großen Vaters würdig sei. Die Familie hat der neuen Heimath während fast dreihundert Jahren ganze Generationen tüchtiger Prediger geschenkt.

Synopsis festivalium concionum authore W. M. Dusano, ejusdem vita, obitus, erudita carmina, nunquam antehac edita, Basileae 1595. — Lud. Grote, W. M., ein biographischer Versuch, Hamburg 1855, mit Bildniß. — Th. Streuber, W. M. oder Müslin, ein Lebensbild aus der Reformationszeit im Berner Taschenbuch, Jahrgg. 1860. — Hundeshagen, die Conflicte des Zwinglianismus und Lutherthums in der Bernischen Landeskirche, in Trechsels Beiträgen zur Kirchengesch. der Schweiz, Bern 1841 u. 1842. — Herzog's theol. Realencyclopädie (von Güder). — Itinerarium conventus Isnachii, anno 1536, W. Musculi manu. Originalhandschrift in der Berner Stadtbibliothek. — Brief-Sammlung der Stadtbibliothek in Zofingen, sowie die gedruckten Briefsammlungen aus der Reformationszeit.

Blösch.

Mushard: Luneberg M., geb. den 10. November 1672, zu Lorstedt im Herzogthum Bremen, † am 11. Mai 1708 als Conrector am (königl. schwedischen) Athenäum und der Domschule zu Bremen. Er stammte aus einer Pa-

storenfamilie, die ihre Ahnen bis 1517, wo der älteste Jean Mushard aus Frankreich kam und später lutherischer Abt in Hersfeld wurde, zurückzählen konnte, und die seit 1581 in drei Generationen die Pfarre zu Loxstedt besessen hatte. Der Vater, Johann Christoph M., wurde später Praepositus des Kirchenkreises Bremervörde. M. studirte zu Wittenberg und Rostock, 1696 wurde er von der schwedischen Regierung als Subrector, dann 1696 als Conrector angestellt. Er beschäftigte sich eifrig mit Geschichte nach damaliger Weise; seine Disputationen „De Ostera Saxonum“ und „De vera antiquitate priscae urbis Stadae“ (1700) sind daher nicht mehr brauchbar, sehr wol aber seine nach dem Muster Erpold Lindebrog's angelegten Sammlungen über Adelsgenealogien. Geradezu unentbehrlich für die Kunde der bremischen und verdenschen Ministerialgeschlechter sind seine „Monumenta nobilitatis antiquae familiarum illustrium etc. in ducatibus Bremensi et Verdensi“ etc., Bremen 1708 in Folio, von denen der unverkaufte Rest 1720 mit neuem Titel als „Brem- und Verdischer Rittersaal“ ausgegeben wurde. Handschriftlich hat er ein „Chronicon Buxtehudense“ hinterlassen, eine Sammlung von Urkunden &c. der Stadt Buxtehude und des dabei liegenden „Alten Klosters“, dessen Inhalt v. Seelen, Miscellanea Bd. 3, und Pratje, Die Herzogthümer Bremen und Verden Bd. 5 S. 18 ff. angeben. M. war ein guter Lateiner, die Mon. strotzen von wenig geschmackvollen Versen, doch sind die Beschreibungen des Landes „Stotel-Vie“ und der Stadt Buxtehude anzuerkennen. Den seltenen, aber doch im bremischen mehr vorkommenden Vornamen „Luneberg“, wol nach dem ausgestorbenen Adelsgeschlechte, führte schon Mushard's Großvater und ebenso ein Neffe. — Auch ein Riß der Grafschaft Stotel von M. war Pratje bekannt.

Mushard, Mon. nobil. S. 47 und 208; (Pratje), Herzogthümer Bremen und Verden 3, 558 ff. und 5, 18—28. (Pratje), Altes und Neues &c. 1, 246 f. und 270 f.; 6, 294. Krause.

Mushard: Martin M., Sohn des Luneberg M., wurde 1699 in Bremen geboren und wurde 1729 Pastor im „Stoteler Vielande“ zu Geestendorf, wo er am 20. October 1770 starb. Er muß nach heutiger Redeweise für den bedeutendsten „Prähistoriker“ Norddeutschlands in jener Zeit angesehen werden. Pratje nennt ihn einen „unverdrossenen Urnengänger und Urnengräber“; seine praktisch erworbene Kenntniß von den Steingräbern mit Steinkeilen und mit Bronzen war bedeutend, ebenso von den Urnenfriedhöfen; auch die Anwesenheit von Räucherharz hatte er schon entdeckt. In jüngeren Jahren durchgrub er wesentlich die Grabhügel und Urnenstätten auf der Stadischen Geest zwischen Bargstedt, Harsefeld und Issendorf, namentlich bei letzterem Orte, dann bei Oxenstedt und Steinfeldt, schließlich die noch heute ergiebige wichtige Gegend zwischen Land Wursten und Hadeln, bei Debstädt und Sievern. Er veröffentlichte manches aus seinen Forschungen von 1757—64 in den „Hannoverschen Nützlichen Sammlungen“ und den „Hannöverischen Beyträgen zum Nutzen und Vergnügen“, den Vorläufern des späteren Hann. Magazins (Beiblättern zu den „Hann. Anzeigen“); die darin ausgesprochenen Ansichten über deutsche Mythologie sind freilich völlig veraltet. 1757 erschien so: „Die ältsten Wehr und Waffen aus den Steingräbern“, worin Steinkeile und Bronze-„frameae“ und Lanzen behandelt wurden; 1760 eine „Anleitung zum Ausgraben der Urnen“, 1759 „Das eröfnete Monument des vergötterten Türlürs“ (die Aufgrabung des Türlürberges bei Bramstedt); 1764 „Ueber Todtenverbrennung“. Auszüge aus seines Vaters Chronik von Buxtehude und Altkloster veröffentlichte er ebenda 1760. Seine Lebensaufgabe aber waren seine Alterthümer, seltene und kostbare Sachen, die er genau beschrieb und abzeichnete, von deren Verbleib aber keine Kunde vorhanden ist; die meisten werden verkommen sein, von den Denkmalen wurden die meisten

schon zu seiner Zeit der Steine wegen verwüstet, nur die massigen Steinbauten der sogenannten Pippinsburg sind erhalten. Jene Beschreibungen und Zeichnungen hatte er unter dem Titel „Palaeogentilismus Bremensis“ etc. zu einem Werkchen in 13 Abschnitten schon 1755 fast vollständig verarbeitet, suchte aber vergeblich nach einem Verleger. Das Original kam 1797 in den Besitz der öffentlichen Bibliothek zu Oldenburg. Einen Auszug daraus und eine Auswahl der Abbildungen ließ der oldenburgische Hofrath und Oberamtmann Strackerjan 1838 im „Vaterländischen Archiv des historischen Vereins für Niedersachsen“ S. 1—61, mit 3 Tafeln Abbildungen abdrucken. Es ist zu bedauern, daß wenigstens die Abbildungen nicht vollständig und nicht in Originalgröße gegeben wurden.

Vgl. noch (Pratje), Altes und Neues 1 S. 14 ff. und 3, 346. Bremen und Verden, Bd. 3—5 an mehreren Stellen. Vaterl. Archiv 1836, 462 ff.
Krause.

Musius: Cornelius M., 1503 zu Delft geboren, studirte zu Löwen, Paris und Poitiers Theologie und war, nachdem er die Priesterweihe erhalten hatte, fünfunddreißig Jahre Beichtvater im St. Agathakloster zu Delft, ausgezeichnet durch wissenschaftliche Bildung, Kunstliebe und reine Sittlichkeit, von den Besten des Landes, wie von Wilhelm von Oranien hoch geachtet. Daher blieb er auch auf dessen Bitte zu Delft, als diese Stadt das spanische Joch abgeschüttelt hatte und suchte durch Sanftmuth und Verträglichkeit den confessionellen Frieden so viel als möglich zu erhalten. Es mochte ihm aber wenig gelingen, die Leidenschaften zu beschwichtigen, und als er deswegen ohne Erlaubniß des Prinzen nach dem Haag übersiedelte, zog er sich damit dessen Mißvergnügen zu. Infolge dessen glaubte sich Graf Lumey (A. D. B. XIX, 634) zu seiner Verfolgung berechtigt und ließ ihn als Gefangenen nach Leyden bringen, wo der unglückliche Greis auf empörende Weise gefoltert und endlich gehängt ward. Als der Prinz die Verhaftung des ehrwürdigen Priesters vernommen hatte, erließ er sogleich den Befehl seiner Freilassung, Lumey aber hielt den prinzlichen Boten so lange außerhalb der Stadtpforten zurück, bis er seinen Pfaffenhaß auch an diesem Priester gekühlt hatte. M. starb am 10. December 1572 und wiewol Lumey's Frevelthat den Abscheu Aller und des Prinzen Ungnade erregte, hatte doch die Eroberung Brielle's ihm einen zu großen Namen gemacht, als daß man gewagt hätte, ihn gebührend zu züchtigen. M. liebte nicht nur die Malerkunst, sondern übte auch selbst die Dichtkunst aus, wie seine „Odae de temporum fugacitate et de Sacrorum poematum immortalitate“, und sein „Hymnus de Cornelio“, „Hymnus de Sancta Agatha“, „Odae et psalmi aliquot“ und mehrere Dichtungen zeigen. Von seinen Schriften erwähnen wir noch: „Encomium solitudinis“, „Imago patientiae“, „Institutio foeminae Christianae“, „Famularum Desiderii Erasmi libellus“ u. s. w.

Bleiswijck, Beschrijv. van Delft I Bl. 444, Lebensbeschrijv. van voorname Mann. en Vrouw. IV Bl. 305 ss., Glasius, Godgel. Nederl. und van der Aa, Biogr. Woordenb. J. C. van Slee.

Muskatblut, Meistersänger des 15. Jahrhunderts; die späteren Meistersänger geben ihm den Vornamen Hans, was jedoch durch die Handschriften keine Begründung findet. Die Sprache seiner Gedichte weist auf Baiern als seine Heimath hin. Er scheint sich an den Höfen verschiedener Fürsten aufgehalten zu haben, wenigstens deutet der etwas spätere Michel Beheim an, daß von Fürsten und Herren seine Gedichte geschätzt worden seien. Die ältesten datirbaren Gedichte fallen in das Jahr 1415, das späteste, in welchem er sich auf die Wahl Albrechts II. zum deutschen König bezieht, ist nach 1437 entstanden. Ein beträchtlicher Theil seiner Gedichte ist geistlichen Inhalts, hauptsächlich dem Lobe

der Jungfrau Maria gewidmet, wobei er in künstlicher Form die im Mittelalter üblichen mystischen und allegorischen Bilder braucht, wie er auch dem Geheimniß der Dreieinigkeit in ähnlicher Weise beizukommen sucht. Das seit dem 14. Jahrhundert in Poesie und darstellender Kunst beliebte Bild von der geistlichen Mühle hat er ebenfalls angewendet. Der Zusammenhang zwischen geistlicher und weltlicher Lyrik bekundet sich in seinen geistlichen Liedern darin, daß er im Eingang derselben oft mit Naturschilderungen beginnt, was von Alters her im weltlichen Liede gebräuchlich war. Manche zeugen von inniger Empfindung wie Nr. 18 der Grooteschen Ausgabe, worin er einen Rückblick auf sein hinter ihm liegendes Leben wirft, die Vergeudung seiner Tage beklagt und sich dem Schutze der heil. Jungfrau anempfiehlt, die an ihrer Hand ihn auf der Fahrt in das fremde Land, dessen Wege ihm unbekannt sind, geleiten möge. Da er in diesem vor 1433 entstandenen Liede sich schon als einen Mann mit grauem Haar und gebogenem Rücken bezeichnet, so werden wir seine Geburtszeit etwa um 1370 und den Anfang seiner dichterischen Thätigkeit spätestens um 1400 zu setzen haben. Seine Minnelieder sind, wie dies bei den Meistersängern fast immer der Fall, dem Lobe der Frauen und der Verherrlichung der Minne im allgemeinen gewidmet und drücken kein persönliches Liebesgefühl aus. Seine Hochachtung vor dem weiblichen Geschlechte verdient hervorgehoben zu werden. Von besonderem Interesse sind die zahlreichen auf geschichtliche und culturhistorische Verhältnisse der Zeit sich beziehenden Gedichte. Hier tritt ein muthiger unerschrockener Sinn zu Tage, indem er auch die Fürsten und Adligen wegen ihres lasterhaften und sündigen Lebens nicht schont. Ebenso sagt er der Geistlichkeit derb die Wahrheit und warnt die Frauen und Mädchen davor, sich mit Pfaffen einzulassen. Mitunter, doch nicht häufig, zeigt sich eine humoristische Ader; so wenn er in einem Liede die Zustände der Welt als vortrefflich schildert: man findet keinen Wucher mehr, die Mönche sind halbe Heilige, die Fürsten und Herren hören nicht auf Lügner und Schmeichler, Ritter und Knechte halten ihren Orden ein, aller Straßenraub ist abgethan, man hört nicht mehr von Ehebruch, die Richter lassen sich nicht bestechen, alle Handwerker sind treu und zuverlässig — bis die Schlußworte „O Muscatblut, wie sehr hast du gelogen!“ den wahren Sinn der Schilderung lehren, zu welcher ein anderes Lied mit dem Schlusse „Ach Muscatblut, wie wahr hast du gesungen!“ den Gegensatz bietet. In mehreren Liedern beschäftigt er sich mit den hussitischen Streitigkeiten und zeigt hier eine streng orthodoxe Gesinnung, infolge deren er mit der Verbrennung Hussens ganz einverstanden ist und den Wunsch ausspricht, auch seine Anhänger, die ungebratenen Gänslein (wortspielend mit Huß = Gans) möchten gebraten werden. Bei den Meistersängern späterer Zeit war er hoch geschätzt, und schon Michel Beheim wünscht sich nichts höheres, als die gleiche Anerkennung mit seinen Gedichten zu finden. Auch Cyr. Spangenberg (von der Musica S. 134) gefiel M. unter allen Meistersängern am besten. M. hat die Eigenthümlichkeit, daß er in der Schlußstrophe immer seinen Namen nennt, wodurch die Echtheit seiner Lieder gesichert ist, und Nachahmungen späterer Meistersänger in Muskatblut's Tönen können dadurch als solche erkannt werden. Die von ihm hauptsächlich gebrauchten Töne sind der Hofton, auch der alte Ton genannt, und der neue Ton; beide sind sehr künstlich in der Form und daraus erklärt sich die zum Theil recht gekünstelte und gezierte Ausdrucksweise seiner Gedichte.

Eine (jedoch nicht vollständige) Ausgabe seiner Werke lieferte E. v. Groote: „Lieder Muscatblut's, erster Druck“ (Köln 1852), nach einer in seinem Besitz befindlichen Handschrift in trierischem Dialect, die daher die ursprüngliche Sprache des Dichters nicht darstellt. Zahlreiche Lieder von ihm enthält auch die Kolmarer Handschrift (Bartsch S. 185) und andere Handschriften von Mei=

sterliedern. Seine geistlichen Gedichte stehen bei Ph. Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied 2, 487 ff. Eine Darstellung von Muskatblut's Sprache lieferte A. Puls: „Untersuchung über die Lautlere der Lieder Muscatblüt's" (Kieler Dissert.), Hirschberg i. Schl. 1881, der auch eine Uebersicht sämmtlicher Handschriften und Drucke giebt. K. Bartsch.

Müslin: David M., ausgezeichneter reformirter Prediger, geb. 19. Nov. 1747, † 23. Nov. 1821. Dieser letzte männliche Nachkomme des Reformators Wolfgang Musculus hat, zu Bern geboren und in bürgerlicher Einfachheit erzogen, die Schweiz nie, seinen Heimathkanton nur vorübergehend verlassen. Was er von einer sehr mangelhaften theologischen Schule nicht empfangen, das ersetzte er während seiner Vicariatszeit durch fleißiges Privatstudium. Nachdem er einige Jahre Landpfarrer gewesen, wurde er 1782 an das Münster zu Bern berufen und hier hat er nahezu 40 Jahre lang mit dem gleichen Erfolge, vor nie abnehmender Zuhörermenge gepredigt, daneben von 1792 an eine von ihm ins Leben gerufene höhere Töchterschule geleitet und seit 1809 als Kirchenrath auch am Kirchenregimente sich betheiligt. Als patriotischer Prophet trat M. namentlich in seinen berühmten Bettagspredigten nicht nur den Mißbräuchen des Volkslebens, sondern auch den Schwachheiten der verschiedenen Regierungsformen, die er erlebte, mit großartiger Unerschrockenheit entgegen. Zur Zeit der herrschenden Aristokratie suchte er durch einen praktischen Religionsunterricht in der höhern Lehranstalt für die Söhne der regimentsfähigen Familien, dem sogen. „Institut für die politische Jugend", den zukünftigen Herren von Bern gesündere als die ererbten Anschauungen einzupflanzen. In den Tagen der Helvetik scheute er sich nicht, die „untheilbare Republik" als „unheilbare" zu bezeichnen und während der Mediationsperiode den entschiedensten Abscheu gegen den vergötterten Napoleon an den Tag zu legen. Neben seinen Amtsgeschäften betheiligte er sich mit weitem Blick an den philanthropischen Bestrebungen; seine „Bittschrift der Armen an die Gesetzgeber Helvetiens" eröffnete neue Gesichtspunkte und verdient noch heute beachtet zu werden. Dem theologischen Nachwuchs der bernischen Landeskirche diente er in anspruchslosester Weise durch Privatunterricht in Homiletik und Katechetik. Seine Erholung, deren er bei melancholischer Gemüthsart besonders bedurfte, bestand im Familienleben und im freundschaftlichen Gedankenaustausche mit Männern wie Lavater, Heß, Reinhard und Jung-Stilling. Treffend hat ihn der Letztere einen „Prediger für die Nachwelt" genannt. Zwar wußten auch die Zeitgenossen seine durchdachten, klaren, von ebenso genauer Kenntniß des menschlichen Herzens als warmer Begeisterung für Gottes Rathschluß zeugenden Predigten hoch zu schätzen. Eine volle Würdigung der (in acht Bänden gesammelten) Kanzelreden Müslin's und ihrer Bedeutung für die Geschichte der christlichen Predigt verdanken wir jedoch erst Rothe (Tholuck's litt. Anzeiger 1835 und Gesch. der Predigt, ed. Trümpelmann, S. 458 ff.). Seither empfehlen die meisten Lehrer der praktischen Theologie das Studium der Müslin'schen Predigten als homiletisches Bildungsmittel ersten Rangs. Mit besonderer Wärme hat dies Tobias Beck gethan.

Vgl. Berner Taschenbuch 1853, S. 271 und 1872 S. 1—94.

Bernhard Riggenbach.

Mussinan: Joseph Anton v. M., geb. am 13. Dec. 1766 zu Viechtach in Niederbaiern, † zu München am 24. Mai 1837. Er wurde i. J. 1789 als Regierungsrath in Burghausen angestellt, 1799 nach Landshut versetzt, 1802 Hofgerichtsrath zu Straubing, 1808 Appellrath daselbst. 1813 wechselte er, wol um nach München zu kommen, die Berufssparte völlig und wurde Oberfinanzrath bei der Ministerialsteuer- und Domänensection, 1817 Finanzministerialrath beim Generalfiscalate. Nach dessen Aufhebung kehrte er i. J. 1826 zur

Rechtspflege zurück und diente als Director des Appellationsgerichtes zu Landshut noch bis ins Jahr 1830, wo er pensionirt wurde. Hierauf trat M., der i. J. 1792 ein Adels- und Ritterdiplom erworben und das Gut Zellerreit bei Wasserburg besaß, in die damals (1831) nach Ständen zusammengesetzte Kammer der Abgeordneten ein, um dort, namentlich auch als Vorsitzender des Ausschusses für Gegenstände der Gesetzgebung, hervorragend thätig zu werden. Im J. 1834 erhielt er noch Titel und Rang eines geheimen Rathes. Schriftstellerische Versuche machte M. bereits in Straubing. Im J. 1809 sandte er einige ungedruckte Arbeiten, darunter „Beiträge zur Geschichte des Schwedenkrieges in Bayern“, der königl. Akademie der Wissenschaften in München ein, welche ihn im folgenden Jahre zum Mitgliede wählte. Doch ist er in diesem Kreise nur einmal — mit der kurz vor seinem Tode gehaltenen Denkrede auf G. K. v. Sutner — hervorgetreten. Eine aus jenen Beiträgen entstandene Schrift „Ueber das Schicksal Straubings und des baierischen Waldes während des dreyßig jährigen Krieges vom October 1633 bis April 1634“ machte er im J. 1811 der Commune seines Wohnortes zum Geschenke, die ihm hiefür das Ehrenbürgerrecht ertheilte und im J. 1813 die Drucklegung bewirkte. Drei Jahre später ließ M. eine ähnliche Publication „Befestigung und Belagerung der baierischen Hauptstadt Straubing in den Jahren 1633, 1704 und 1742“ folgen. Zu seinen besseren Schriften gehören auch die „Geschichte des Löwler Bundes unter dem baierischen Herzog Albert IV. vom Jahre 1488 bis 1495“ (1817) und die „Geschichte der herzoglichen niederbaierischen Linie Straubing-Holland“ (1820). Schon als Marschcommissär im J. 1796, dann als Mitglied der bei den äußeren Regierungen und Hofgerichten gebildeten „Kriegscommissionen“, Ende November 1805 selbst mit Organisirung des baierischen Landsturmes an der böhmischen Grenze betraut, hatte M. (bis 1809) ein Tagebuch über die von ihm beobachteten Kriegsereignisse geführt; er verschaffte sich hiezu ähnliche Aufzeichnungen von Freunden aus verschiedenen Gegenden und verarbeitete dieses Material mit Zeitungsnachrichten und Angaben der kriegsgeschichtlichen Litteratur zu einer „Geschichte der französischen Kriege in Deutschland besonders auf baierischem Boden in den Jahren 1796, 1800, 1805 und 1809“ (1. u. 2. Theil 1822, 3. u. 4. Theil 1826 u. 1829). Ihr Werth beruht auf jenen Privatquellen, während ungedruckte officielle Schriftstücke in der Regel nicht benützt werden konnten; aus letzterem Umstande sowie dem von M. selbst eingeräumten Mangel strategischer Auffassung ergiebt sich aber der principielle Unterschied zwischen diesem Werke und des Majors Frhrn. v. Völderndorff „Kriegsgeschichte von Bayern unter König Maximilian Joseph I.“ (1826). Während seiner zweiten Landshuter Anstellung gab M. einen „Wegweiser in das altherzoglich-bayrische Schloß Trausnitz in Landshut“ (1829) heraus; wol deshalb verlieh ihm diese Stadt gleichfalls das Ehrenbürgerrecht. Nicht minder regte ihn sein parlamentarisches Wirken schriftstellerisch an: in der „Geschichtlichen Uebersicht und Darstellung des bayerischen Staatsschuldenwesens in Verbindung mit besonderen Betrachtungen über das Schuldenbudget und den Gesetzentwurf für die III. Finanzperiode 1831—37“ (1831) wollte er den Kammercollegen die Entwickelung der baierischen Staatsschuldentilgung zeigen; auch „Bayerns Gesetzgebung“ (1835) ist eine historisch-genetische Darstellung, die nach kurzem Rückblicke auf den älteren Rechtszustand erst mit dem 15. Jahrhundert etwas ausführlicher wird, eingehend aber die legislatorische Thätigkeit der Landesvertretung seit 1819 behandelt.

(F. A. Schmidt), Neuer Nekrolog der Deutschen, Jahrg. 1837, 2. Th., S. 1241—1243. v. Oefele.

Mußmann: Johann Georg M., geb. in Danzig (wahrscheinlich i. J. 1798), gest. am 30. Juni 1833 in Halle, Sohn eines Schmiedes, machte i. J. 1815 als Freiwilliger den Feldzug gegen Frankreich mit und studirte hierauf von 1819—1822 an der Universität Halle, wo er einmal in einer Versammlung der Studirenden eine „Gedächtnißrede auf Kant“ (1822) vortrug. Nachdem er einige Zeit als Hofmeister im Hause des dortigen Mathematikers Pfaff gewirkt hatte, promovirte er in Folge einer gelösten Preisaufgabe am 27. Mai 1826 in Berlin mit einer Dissertation „De idealismo sive philosophia ideali“ und habilitirte sich dann im März 1828 als Privatdocent in Halle durch eine Abhandlung „De logicae et dialecticae notione historica“, worauf er bereits im Mai 1829 zum außerordentlichen Professor befördert wurde. Sowie sein „Lehrbuch der Seelenwissenschaft“ (1827) sich in sclavischer Abhängigkeit von Hegel's Encyclopädie bewegt, so enthält auch seine Schrift „Darf auf Gymnasien philosophischer Unterricht ertheilt werden?“ (1827) die gleiche auf Psychologie und formale Logik beschränkte Bejahung, welche Hegel in einem Berichte ans Ministerium (1823) gegeben hatte. In den „Grundlinien der Logik und Dialektik“ (1828) wich er bereits von der reinen Lehre Hegel's ab, indem er in ziemlich barocker Sprache die gewöhnliche aristotelische Logik beimischte, und sein „Grundriß der allgemeinen Geschichte der christlichen Philosophie“ (1830) enthält neben polemischen Bemerkungen gegen Hegel manche Wendung eines Strebens nach eigener Originalität, durch welche die Philosophie erst ihre Vollendung finden werde. Außer der anonymen Schrift „Wissenschaftliche Beleuchtung der Grundsätze der religiösen Wahrheitsfreunde“ (1831), welche dem Standpunkte der Hegel'schen Religionsphilosophie näher steht, veröffentlichte er noch „Vorlesungen über das Studium der Wissenschaften und Künste auf der Universität“ (1832).

Einige Notizen aus den Acten der Universität Halle. Rosenkranz, Von Magdeburg bis Königsberg (1873), S. 370 ff. Prantl.

Muth: Placidus M., Benedictinerabt, wurde zu Poppenhausen unweit Schweinfurt am 30. December 1753 geboren, trat, nachdem er seine Bildung in Würzburg und Erfurt erhalten, 1777 in das Benedictinerkloster St. Peter in Erfurt, legte im folgenden Jahre die Ordensgelübde ab, wurde 1783 zum Priester geweiht, dann als Lehrer der jungen Ordenszöglinge verwendet, 1788 von der Universität zum Doctor und Professor der Theologie an der Erfurter Universität ernannt, endlich von seinen Ordensbrüdern am 18. März 1794 zum Abte seines Klosters gewählt. Vom Kurfürsten von Mainz und von der Universität mit verschiedenen Ehrenämtern ausgezeichnet, faßte er den Plan, den wissenschaftlichen Geist in seinem Stifte neu zu beleben und erhielt hiefür die Genehmigung des Kurfürsten. Doch die im J. 1803 erfolgte Säcularisation erstickte den bereits ausgestreuten Samen im Keime. Da nun auch die Universität aufgehoben wurde, privatisirte M. zu Erfurt, mit wissenschaftlichen Studien beschäftigt, bis er bei der neuen Territorialveränderung königlich preußischer Regierungsrath und Referent in katholischen Kirchen- und Schulsachen zu Erfurt wurde, wo er am 20. März 1821 starb. Außer verschiedenen akademischen Gelegenheitsschriften und Reden schrieb er: „Disquisitio historico-critica in bigamiam comitis de Gleichen“ (1788), „Ueber den Einfluß des Benedictinerstiftes St. Peter in Erfurt auf die erste Urbarmachung der hiesigen Gegenden und auf den Handel“ (1798); „Ueber den Einfluß des ehemaligen Benedictinerklosters zu St. Peter in Erfurt auf die religiöse, moralische und wissenschaftliche Cultur“ (1804).

Vgl. Baader, Lexicon verstorbener baierischer Schriftsteller I, 2, 59. Felder und Waitzenegger, Gelehrten-Lex. der deutschen kathol. Geistl. II, 27 f. Stanonik.

Müthel: Joh. Ludwig M., geb. am 20. Februar 1763 auf dem Pastorat Seßwegen in Livland, ward seit dem 12. Lebensjahre in Klosterbergen bei Magdeburg erzogen, studirte darauf in Halle und Göttingen, zuerst auf des Vaters Wunsch Theologie, dann der inneren Neigung folgend Jurisprudenz. 1784 wurde er Protocollist am Civilgerichtshof in Riga, 1785 Secretär bei dem rigischen Oberconsistorium, 1797 Secretär des rigischen Landgerichts. In diesen Stellungen leistete er so Ausgezeichnetes, daß er 1802 bei der Wiedereröffnung der Dorpater Universität auf den Lehrstuhl für livländisches Recht und praktische Rechtsgelehrsamkeit berufen wurde. Er war der erste Decan der juristischen Facultät, gehörte zu der 1803 zusammenberufenen Commission für Entwerfung der Universitätsstatuten und war ein eifriges Mitglied der Universitäts-Schulcommission, welcher die Einrichtung und Beaufsichtigung der Landesschulen oblag. Besondere Verdienste aber erwarb er sich als akademischer Lehrer um die Wissenschaft des vaterländischen Rechts, welches bis dahin einer systematischen Behandlung entbehrt hatte. Letzterem Umstande, der M. zwang seine Vorlesungen aus dem Rohen herauszuarbeiten, verbunden mit seiner großen Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit (in seinen Collegienheften findet man sehr Vieles aus ungedruckten Quellen beigebracht), ist es ebenso wie der Kürze seines Lebens zuzuschreiben, daß er selbst mit keinem juristischen Werke an die Oeffentlichkeit getreten ist. Nur eine criminalistische Abhandlung „Ueber die Grade der Imputabilität“ war von ihm kurz vor seinem Tode zur Erlangung der Doctorwürde der juristischen Facultät zu Halle zugesandt worden, hatte aber das Unglück auf dem Wege dorthin verloren zu gehen. So beschränkte sich Müthel's wissenschaftliches Wirken zwar auf seine Kathederthätigkeit, doch hat er durch dieselbe den Grundstein zu dem System des baltischen Rechts gelegt. Die Zeit- und Amtsgenossen rühmen in ihm den eifrigen, enthusiastischen Lehrer und ein competenter Beurtheiler wie G. v. Bunge sagt von ihm: „Müthel's Vorlesungen über das livländische Recht waren ohne Zweifel die gründlichsten, die auf der Universität Dorpat gehalten worden sind. Jedoch waren seine Arbeiten nach einem zu weiten Plane angelegt; nur die äußere Rechtsgeschichte und das livländische Criminalrecht sind von ihm vollendet worden, von dem Privatrecht nur ein kleiner Theil, das von ihm sogen. Solitairrecht“ (Das livländische und esthländische Privatrecht 1847 I, p. 61 f.). Nach kaum 10jähriger Thätigkeit an der Universität raffte M. am 24. Mai 1812 ein plötzlicher Tod dahin. Seinen handschriftlichen Nachlaß, „ein Ehrendenkmal seines angestrengten Fleißes und seiner wissenschaftlichen Forschung“ kaufte die Dorpater Universitätsbibliothek an. Aus demselben wurde veröffentlicht: „Handbuch der livländischen Criminalrechtspflege“, herausg. von G. v. Bunge, Thl. I, Dorpat 1827 (die Fortsetzung ist nicht erfolgt) und „Die Geschlechtsvormundschaft nach livländischem Recht“ (in Bunge's und Madai's theoretisch-praktischen Erörterungen Bd. I, p. 185 ff.).

Vgl. G. F. Parrot, Trauerrede auf J. L. Müthel, Dorp. 1812; Bröcker, Jahrb. für Rechtsgel. Rußlands, Bd. I, p. 229 ff. (über Müthel's rechtswiss. Nachlaß); Recke-Napiersky, Allgem. Schriftstellerlex. der balt. Prov. Bd. III; G. v. Bunge a. a. O. und in seiner Einleitung in die liv.-esth.-kurländische Rechtsgesch. p. 280.

Ed. Thraemer.

Muther: Theodor M., Rechtsgelehrter, geb. am 15. August 1826 zu Rottenbach im Herzogthum Koburg, wo sein Vater Pfarrer war. Er besuchte das Gymnasium in Koburg und studirte seit 1847 die Rechtswissenschaft in Jena und Erlangen. An der letzteren Universität erwarb sich M. die juristische Doctorwürde. Er bestand dann das juristische Staatsexamen zu Koburg und wurde 1852 daselbst Gerichtsadvocat. Noch in demselben Jahre wandte er sich jedoch nach Berlin, um weitere wissenschaftliche Studien behufs Ergreifens der

akademischen Carrière zu machen. Bestimmend für seine wissenschaftliche Richtung wurden namentlich F. L. v. Keller's Vorlesungen über Pandecten und ganz besonders dessen Uebungen in der Interpretation römischer Quellenstellen. Tiefen Einfluß auf M. übte auch der Umgang mit F. J. Stahl, in dessen Hause er viel verkehrte und mit dessen Frau ihn verwandtschaftliche Beziehungen verbanden. In Halle habilitirte sich M. 1853 für römisches Recht und Civilproceß. Nur mit geringen pecuniären Mitteln ausgerüstet erwarb er sich durch Repetitorien so viel, als er zu seiner Existenz brauchte. Zu seinen Erstlingsarbeiten: „Die Ersitzung der Servituten mit besonderer Berücksichtigung der Wegservituten“ (Erlangen 1852), „De origine processus provocatorii ex lege diffamari“ (Erlangae, Deichert 1853) trat die sorgsame und gründliche Monographie: „Sequestration und Arrest im römischen Recht“ (Leipzig 1856). 1856 wurde M. als außerordentlicher Professor nach Königsberg berufen. Gegen wissenschaftliche Richtungen, die er für verwerflich hielt, trat er in diesen seinen jüngeren Jahren mit großer Schärfe auf. So wandte er sich nach einem polemischen Wortwechsel mit Ihering gegen das Windscheid'sche Buch „Die Actio des römischen Civilrechts“ (Düsseldorf 1856) in einer besonderen Schrift „Zur Lehre von der römischen Actio, dem heutigen Klagrecht, der Litiscontestation und der Singularsuccession in Obligationen“ (Erlangen 1857), nicht ohne dem Gegensatz wissenschaftlicher Anschauung einen schrofferen Ausdruck zu geben, als es das Wesen der Sache erforderte. Vom dogmatischen Streit kehrte M. wieder zur historischen Forschung zurück mit dem Buche: „Die Gewissensvertretung im gemeinen deutschen Recht, mit Berücksichtigung von Particulargesetzgebungen, besonders der sächsischen und preußischen“ (Erlangen 1860). 1863 folgte M. einem Rufe nach Rostock, wo er nahezu 10 Jahre weilte, bis er 1872 gern und freudig einen Ruf als Oberappellationsrath und Professor an die heimathliche Hochschule nach Jena annahm. Seine reiche Lehrthätigkeit erstreckte sich im Ganzen genommen auf Institutionen, römische Rechtsgeschichte, Geschichte des römischen Civilprocesses, Pandecten, gemeinen Civilproceß, civilistische Litterärgeschichte. Sein Vortrag war nicht glänzend, aber eindrucksvoll durch die Sicherheit und Bestimmtheit des Ueberlieferten. Von besonderem Einfluß war seine Lehrthätigkeit in den von ihm mit Vorliebe gepflegten und mit großer Gewissenhaftigkeit geleiteten seminaristischen Uebungen. M. interpretirte mit seinen Schülern Gajus, Ulpian, einzelne Titel der Pandecten, hielt praktische Uebungen im Pandectenrecht und Proceß, sowie Relatorium des Processes. Die von den Schülern dabei gefertigten schriftlichen Arbeiten wurden aufs Sorgfältigste mit ihnen besprochen. Warmes Interesse für die Studentenschaft und ein tiefgehender Sinn für die corporative Verfassung der Universitäten ließen M. an den akademischen Angelegenheiten den regsten Antheil nehmen. Auch seiner historischen Forschung war das Universitätswesen ein bevorzugtes Arbeitsfeld, welches in naher Verbindung stand mit der juristischen Litterärgeschichte und namentlich dem so interessanten Capitel dieser, der Aufnahme des römischen Rechtes in Deutschland. Besonders zwei Sammlungen von Vorträgen und Aufsätzen zeugen von den tiefen quellenmäßigen Kenntnissen und der sicheren Beherrschung des weitschichtigen Materials, welche diesen Forschungen zu Grunde liegen. Es sind: „Aus dem Universitäts- und Gelehrtenleben im Zeitalter der Reformation. Vorträge“ (Erlangen 1866) und „Zur Geschichte der Rechtswissenschaft und der Universitäten in Deutschland“ (Jena 1876). Die meisten dieser Arbeiten waren vorher entweder einzeln wie „Der Reformationsjurist D. Hieronymus Schürpf“ (Erlangen 1858), oder in Zeitschriften z. B. den Preußischen Provinzialblättern, den Glaser'schen Jahrbüchern für Staats- und Gesellschaftswissenschaften u. s. w. erschienen. Demselben Gebiet gehören noch an: „Die

Wittenberger Universitäts- und Facultätsstatuten vom Jahre 1508“ (Halle 1867). Sie wurden von M. in Gemeinschaft mit E. Dümmler herausgegeben, nachdem M. bereits 1859 die Statuten der juristischen Facultät zu Wittenberg mit sorgfältiger Einleitung veröffentlicht hatte. Die Einleitung jener zur Feier der 50jährigen Vereinigung von Halle und Wittenberg erschienenen Festschrift giebt eine Schilderung von Wittenberg, der „Mutter unserer heutigen Universitäten“ und eine klare Uebersicht über die Entwickelung der deutschen Universitätsverfassung überhaupt. Dahin gehört auch: „Ph. Melanthonis de legibus oratio Ed. II“ (Vimariae 1869). Die Zustände des juristischen Unterrichts unterzog M. in seiner Jenaer Antrittsvorlesung einer Kritik: „Die Reform des juristischen Unterrichts“ (Weimar 1873). Die mit der Schrift „De origine proc. provoc.“ begonnene und mit der „Gewissensvertretung“ fortgesetzte Arbeit der historischen Erforschung des mittelalterlichen Processes beschäftigte ihn sein ganzes Leben. Früchte dieser mühsamen Forschungen waren noch: „Zur Geschichte des römisch-canonischen Processes in Deutschland während des 14. und zu Anfang des 15. Jahrhunderts“ (Festschrift zu Wächter's 50jährigem Doctorjubiläum. Rostock 1872), ferner „Joannis Urbach Processus Judicii qui Panormitani Ordo Judiciarius a multis dicitur“ (Halis 1873). Der Text dieses einflußreichen Proceßlehrbuchs, welches M. als ein Werk des Erfurter Juristen Urbach nachgewiesen hat, ist nach zahlreichen Handschriften mit großer Sorgfalt hergestellt. Ein Abschluß war diesen Studien leider nicht beschieden, erst nach dem Tode des Verfassers erschien aus den hinterlassenen Materialien als ein dem Abschluß nahegewesener Theil einer Geschichte des römisch-canonischen Processes: „Johannes Urbach von Th. Muther. Nach dessen hinterlassenen Papieren bearbeitet und herausgegeben von E. Landsberg“ (Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte herausgegeben von O. Gierke, XIII, Breslau 1882). Das „Jahrbuch des gemeinen deutschen Rechts“ gab M. im Vereine mit E. Bekker in 6 Bänden von 1857—63 heraus. In der gegenwärtigen Biographie (Bd. 1—8) bearbeitete er zahlreiche Biographien deutscher Juristen besonders des 15. und 16. Jahrhunderts, z. B. die von Brück, den Carpzoven, Fachs u. s. w.

Von strenger religiöser Gesinnung und politisch ein conservativer Preuße hat er am öffentlichen politischen Leben Preußens namentlich in den Jahren 1856 bis 1863 thätigeren Antheil genommen und sich da „viel Feinde und viel Ehre“ erworben. Später stand er einer activen politischen Theilnahme fern, folgte aber mit Sympathie und klarem Urtheil der Neugestaltung des deutschen Reiches. Im Oberappellationsgericht zu Jena war er ein einflußreiches und an den Debatten sich lebhaft und streitbar betheiligendes Mitglied. M. war zweimal verheirathet, in erster Ehe mit Marie Mumm von Schwarzenstein aus Frankfurt a. M. Die Ehe, die 1864 geschlossen worden war, löste zum unsäglichen Schmerz des Gatten der Tod schon 1865, bei der Geburt eines Knaben. In der Widmung seines Buches: „Aus dem Universitäts- und Gelehrtenleben“ hat M. der Geschiedenen in ergreifenden Worten ein schönes Denkmal gesetzt. 1868 ging er eine zweite, glückliche Ehe mit Emma Kraiß aus Koburg ein. 1873 entriß ihm der Tod sein einziges Söhnchen Albert. Früher schon hatte ein vorzeitiger Tod ihm einen wissenschaftlich hochstehenden Bruder geraubt, der gleichfalls Jurist war (Ferdinand M., geb. am 28. März 1838, Schüler von Brinz und Sanio, Advocat in Koburg, Verfasser von „In fr. VI. communia praediorum comm.“ Erl. 1858, † 26. März 1867). Muther's verschlossene Innerlichkeit trug schwer an diesen Verlusten, so heiter er wol auch in seiner behaglichen und gerne mit Collegen und Studenten getheilten Häuslichkeit gelegentlich sein konnte. Im letzten Lebensjahre traf ihn ein Schlagfall, von dem er sich nicht völlig er-

holte. Am 29. November 1878 entriß ihn ein plötzlicher, in Folge Lungenödems eingetretener Tod seiner Wirksamkeit.

K. Schulz, Kritische Vierteljahrsschrift für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft, herausgegeben von Brinz und Pözl. 21. Bd. S. 321—327. H. Boehlau, Beilage zu den Mecklenburgischen Anzeigen Nr. 285 vom 6. December 1879. K. Schulz.

Muthmann: Johannes M., geb. am 28. Aug. 1685 zu Reimersdorf im Fürstenthum Brieg, besuchte die Schule zu Oels, wo er des Rector Johannes Sinapius Amanuensis war und an den Privatstunden, welche dieser einigen jungen Adligen gab, theilnehmen durfte. Um den Versuchen der Jesuiten, ihn zu sich herüberzuziehen, zu entgehen, floh er im J. 1705 nach Leipzig, wo er unter drückenden äußeren Verhältnissen Theologie studirte. Im J. 1708 ward er als Diaconus nach Kronstadt im Fürstenthum Oels berufen; von hier kam er im J. 1709 als Archidiaconus an die neu erbaute evangelische Kirche in Teschen. Hier hat er 21 Jahre lang mit großem Ernste unter ungemein schwierigen Verhältnissen im Segen gewirkt, bis er durch kaiserliches Decret vom 21. Januar 1730 mit mehreren anderen Predigern wegen pietistischer Neigungen seines Dienstes entlassen ward. Er lebte nun ein Jahr lang bei dem Grafen Henckel in Pölzig. Im J. 1731 wurde er zum Diaconus zu Graba bei Salfeld und im folgenden Jahre zum Hofdiaconus in Salfeld selbst erwählt; und von hier aus wurde er im J. 1739 als Pfarrer und adjungirter Superintendent für Salfeld nach Pößneck versetzt. Als er in diesem Amte sich auf einer Visitationsreise in Schlöttwein befand, traf ihn dort in der Kirche der Schlag; er starb nach wenigen Stunden, am 29. September 1747. — M. hat (nach Koch) acht geistliche Lieder gedichtet, von denen drei erst nach seinem Tode bekannt geworden zu sein scheinen. Sowohl inhaltlich als sprachlich haben diese Lieder etwas eigenthümlich Lebendiges, und das wird es verursacht haben, daß sie, trotzdem der Ausdruck mitunter zu sehr alltäglich ist, doch eine weitere Beachtung gefunden haben und sich einzeln noch in Gemeindegesangbüchern finden. Ein besonderes Verdienst erwarb sich M. durch die Herausgabe der sogenannten „Evangelischen deutschen Originalbibel", zwei Theile in 4°, Züllichau 1740 und 1741; diese Bibel ist eine Diglotte: neben dem deutschen Texte steht im Alten Testament der hebräische, bei den Apokryphen und im Neuen Testament der griechische Urtext, und das ganze ist so eingerichtet, daß die Blätter mit den Seiten der Ausgaben der von Canstein'schen Bibelanstalt genau übereinstimmen, um durch Zuhülfenahme des Localgedächtnisses den Gebrauch der Diglotte neben den schon damals außerordentlich verbreiteten Canstein'schen Bibeln zu erleichtern. Der alttestamentliche Theil der „Originalbibel" ist noch immer brauchbar; beim griechischen Neuen Testament läßt M. es zwar nicht an aller Kritik fehlen, aber der von ihm gedruckte Text hat doch heutzutage nur historisches Interesse.

Jöcher III, Sp. 782. Rotermund zum Jöcher V, Sp. 271 ff.; hier ein Verzeichniß seiner Schriften. Moser, Lexicon der jetztlebenden Theologen II, Züllichau 1741, S. 563 ff. Koch, Geschichte des Kirchenliedes u. s. f., 3. Aufl., IV, S. 460 bis 467; hier wird S. 460 Anm. eine Art Autobiographie Muthmann's erwähnt. l. u.

Muthmann: Johann Gottlob M., wahrscheinlich ein Sohn des vorigen, Missionar am Callenbergischen Institute (vgl. Bd. III, S. 707), etwa seit 1745 gräflich Leiningenscher Hofcaplan zu Grünstadt in der Pfalz, ist Verfasser des Liedes „Mein Gott, fürwahr du bist verborgen", das sich zuerst (?) in der

Wernigerode 1752 erschienenen „Neuen Sammlung geistlicher Lieder“ gedruckt findet.

Rambach, Anthologie IV, S. 487 f. Hiernach: Koch, Geschichte des Kirchenliedes u. s. f., 3. Aufl., IV, S. 439. l. u.

Mutian: eig. Mut, mit seinem vollen Namen Conrad Mutianus Rufus — letzteres wegen seines rothen Haares — hervorragender deutscher Humanist, geb. in Homberg am 15. Octbr. 1471, † in Gotha am 30. März 1526. Er besuchte die Schule des Hegius in Deventer, wo er ein Mitschüler des Erasmus war, bezog 1486 die Universität Erfurt, wo er 1492 Magister wurde und wenigstens kurze Zeit lehrte. 1495 ging er, wie es scheint, über Mainz nach Italien, erwarb in Bologna den Doctorgrad der Rechte, weilte längere Zeit in Mailand, Mantua, Florenz, Rom, wurde mit hervorragenden Humanisten und hohen Würdenträgern bekannt, und machte sich mit den humanistischen Studien immer mehr vertraut. 1502 kehrte er in die Heimath zurück, war ganz kurze Zeit in der Kanzlei des Landgrafen von Hessen beschäftigt und lebte seit 1503 als Canonicus in Gotha. Unter seinen Mitcanonikern hatte er keinen Verkehr; nahe stand ihm nur sein Geistesverwandter Heinrich Urban (s. d.), Klosterverwalter in dem benachbarten Georgenthal und Georg Spalatin (s. d.), seit 1505 Lehrer daselbst. Den hauptsächlichsten Einfluß gewann M. aber dadurch, daß dem „Mutianischen Bund“ eine große Anzahl junger Leute beitrat, die auf der Universität Erfurt studirten: Eoban Hesse, Peter Eberbach, Herbord v. d. Marthen, Crotus Rubianus, Euricius Cordus, Justus Jonas. Dieser mutianische Bund ähnelt den übrigen litterarischen Gesellschaften der Humanistenzeit dadurch, daß er ein anerkanntes Haupt hatte, wie etwa die rheinische den Celtes, die Straßburger den Erasmus, daß er durch gemeinsame humanistische Bestrebungen geeint war, aber er unterschied sich dadurch, daß keine gemeinschaftlichen Arbeiten von ihm unternommen wurden. M. selbst war kein Schriftsteller und kein öffentlicher Lehrer. Er ist außer in jener früher erwähnten Erfurter Periode niemals als Lehrer aufgetreten und hat keine zum Druck bestimmte Zeile geschrieben. Seine Wirksamkeit bestand darin, daß er durch persönliches Beispiel und mündliche Ermahnungen und durch einen mit Fleiß und Liebe gepflegten Briefwechsel die jungen Leute an sich fesselte und in ihrer geistigen und sittlichen Entwickelung förderte. Er bekleidete in Deutschland ein unbestrittenes litterarisches Censoramt, selbst die geistig Höchstgestellten wendeten sich an ihn, um sein Urtheil und seine Billigung zu erlangen. Aber er verlangte auch Unterwerfung unter sein Urtheil, ärgerte sich über die Reizbarkeit mancher Poeten und wünschte Eintracht und Friedfertigkeit unter denselben. M. war ein eigenartiger Philosoph, in der Schule der Neuplatoniker gebildet. Der Geist ist ihm das eigentliche Wesen der Dinge. Er vergeistigt daher die christlichen Dogmen, hält die Auferstehung nur für eine geistige, weist den Ceremonien nur geringen Werth zu. So tritt er z. B. gegen diejenigen auf, welche dem „Verschlingen der Hostie“ sonderliche Bedeutung zuschreiben: bringt erst nach zehn Jahren seines Canonicats zögernd sein erstes Meßopfer dar; polemisirt heftig gegen das Fasten, dessen Beweggrund er in der Habsucht der Geistlichen findet, gegen das Gebetplappern und den Reliquiendienst. Er bekämpft die Priester, die am Ueberwiegen der Ceremonieen, an der Entartung des Kirchendienstes schuld seien; er ist entrüstet über die Pfründenjägerei; er wüthet gegen der Priester Unmäßigkeit, Unsittlichkeit, gegen den Wucher, den sie mit den Bauern treiben; er greift Rom an „als die Höhle aller Verbrechen“. Diese freisinnigen Ansichten, die sich manchmal zu pantheistischen steigern — gelegentlich fehlt es nicht an Aeußerungen völligen Unglaubens, abergläubische Anschauungen dagegen kommen so gut wie gar nicht vor — sollen jedoch nur von „Philosophen“ getheilt werden; die Menge müsse „durch Reli-

gion und Gesetz getäuscht werden". Den Philosophen gestattet er ferner gewisse Besonderheiten in der Moral. Selber ist er sittlich und ziemlich mäßig, obwohl in seinen Ausdrücken derb und cynisch; seinen Getreuen aber erlaubt er „gute Trünke" und drückt ein Auge zu bei ihren sittlichen Vergehen. M. ist ein bedeutender Gelehrter, ein tüchtiger Jurist, ein kenntnißreicher Theologe, vor allem ein ausgezeichneter Humanist. Er ist kein Poet, er schätzt die Poesie zu hoch, um ohne Veranlassung und ohne Begabung Verse zu schmieren. Er kennt die drei von den Humanisten gepflegten Sprachen des Alterthums; verachtet aber, da er deutschnational gesinnt ist, das Deutsche nicht, obwohl er sich desselben nicht bedient. Die griechische Litteratur verehrt er besonders hoch: „sie ist so göttlich, daß kein Lob an sie heranreicht". Er ist ein vertrauter Kenner des römischen Alterthums; dessen Autoren citirt er mit Vorliebe; er verlangt aber weder von anderen noch erstrebt er für sich sklavische Nachahmung der classischen Autoren, sondern wünscht eine proprietas sermonis, und lehrt eine Vermeidung von Barbarismen. Die Vertreter der Barbarei und Anhänger der Scholastik haßt er aufs Gründlichste. In Folge dieser Gesinnung betheiligt er sich mit seiner ganzen Schar sehr lebhaft am Reuchlin'schen Streite, ermuntert die jungen Freunde, dem bewährten Alten sich anzuschließen, wird eine Zeit lang, nach der Verurtheilung Reuchlin's durch den Kaiser an seiner Ueberzeugung irre — denn er war eben hier wie anderwärts ein Halber — ermannt sich aber wieder und tritt eifrig für die Sache des Gefährdeten ein. Im Mutianischen Kreise ist die berühmte Satire der „Dunkelmännerbriefe" entstanden, M. hat wahrscheinlich von ihrem Entstehen gewußt, aber sich nicht an derselben betheiligt. An der Reformation dagegen nahm er keinen Antheil. Schon von dem Reuchlin'schen Kampfplatze hatte er sich in den letzten Jahren zurückgezogen, in Bezug auf Luther, den er anfänglich wie fast alle Humanisten sehr verehrt hatte, erklärte er schon 1520, daß er keinem Urheber von Schmähung, Zwist und Streit beitrete und betonte später ganz rückhaltlos, daß er von den „wüthenden Lutheranern" nichts wissen wolle. Seine letzten Jahre waren durch diese Streitigkeiten, die ihn sehr betrübten, durch seine Armuth, die immer drückender wurde, durch die Bauernunruhen, die sein bischen Eigenthum und sein Leben bedrohten, verwirrt und traurig. Viele seine Genossen waren gestorben oder zerstreut; der Tod des im Leben Vielgepriesenen wurde nur von Wenigen beklagt. Die „glückselige Ruhe", die zu besitzen er sich früher stolz vermessen hatte, fand er erst im Tode wieder. Die Nachwelt hat ihm, der außer stilistisch vortrefflichen und inhaltlich werthvollen Briefen nichts geschrieben hat, wegen seines großen Einflusses auf die Jugend unter den Führern des deutschen Humanismus neben Reuchlin und Erasmus mit Recht die dritte Stelle eingeräumt. Mutian's Briefe finden sich hauptsächlich in einem Codex der Frankfurter Stadtbibliothek. Daraus zuerst, ausgewählt und verkürzt abgedruckt bei Tentzel, Supplementum historiae Gothanae, Jena 1701. — Erste vollständige Ausgabe sowohl aus dem genannten Codex, als aus vielen anderen Quellen: Der Briefwechsel des M. R. (im Ganzen 665 Nummern, meist wörtlicher Abdruck, nur wenige Regesten) von C. Krause, Kassel 1885. Eine andere Ausgabe von Gillert in Barmen für die Quellenschriften der Provinz Sachsen ist angekündigt aber nicht erschienen. —

Biogr. über M. in der Einleitung Krause's, ferner Kampschulte, Universität Erfurt; Strauß, Ulrich v. Hutten; Geiger, Reuchlin; vgl. ferner die Zusammenstellung bei Krause S. I A. 1. Ludwig Geiger.

Mutina: Thomas von M. (auch Modena), einer der bedeutendsten Maler aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, bedeutend insbesondere für Böhmen als Begründer der unter Karl IV. ins Leben getretenen „Prager Schule", wurde nach archivalischen Erhebungen von Tiraboschi und Federici zu Treviso

geboren, unsicher blieb dabei nur in welchem Jahre. Sicherzustellen wußten sie dafür, daß M. zwischen 1348 und 1352 den Capitelsaal des Franziskanerklosters zu Treviso mit Wandmalereien ausstattete, und zwar mit vierzig Porträtfiguren von den berühmtesten Männern des Ordens. Diese bis in die Neuzeit ziemlich gut erhaltenen Bildnisse sind zudem beglaubigt durch die vom Künstler beigefügte Inschrift: „Anno domini MCCCLII. Prior Tarvisinus ordinis praedicatorum depingi fecit istud capitulum. et Tomas pictor de Mutina pinxit istud“. — Nach der eigenartigen Zeichnung und Malweise vollkommen übereinstimmend mit den in Böhmen vorfindlichen Gemälden Mutina's, erübrigt blos noch die Frage: wenn und wie lange er sich behufs Ausführung derselben hier aufhielt? Ihrer Beantwortung dürfte im Hinblick auf die Zeit von 1331—1333, welche Karl — noch als Kronprinz — in der Lombardei zubrachte, ziemlich nahe zu kommen sein, besonders wenn zugleich Rücksicht genommen wird auf seine Vorliebe für Kunst und Wissenschaft, die ihn antrieb mit der kriegerischen Eroberung die friedliche von Culturelementen für sein künftiges, der culturellen Hebung durchaus bedürftiges Reich zu verbinden. Nachweisbar wirkten auch schon in der nächsten Folgezeit italienische Künstler mit an der Ausschmückung der von ihm für Prag und die Umgegend angeordneten Bauwerke. Unter den Berufenen befand sich dann jedenfalls der hervorragende Lombarde, M., und fällt sein Verweilen in die Periode von 1337 bis 1350. Für den Aufenthalt von solcher, überhaupt längerer Dauer, sprechen allein schon die zahlreichen hier zur Vollendung gebrachten Gemälde, außerdem noch, daß M. Begründer wurde der unter Karl IV. entstandenen „Prager (Maler) Schule“. — Auf dem an der Beraun gelegenen, drei Meilen von Prag entfernten Schlosse Karlstein, finden sich zur Zeit noch vierzehn theils größere, theils kleinere Werke seiner Hand vor, die ursprünglich einem Altarschrein angehörten, deren einer auch mit „Tomas de Mutina“ bezeichnet ist. Andere drei, ehedem als Flügelaltar vorhandene Tafeln, übergingen unter Kaiser Joseph II. in die Belvederegallerie zu Wien, und waren laut Katalog vom Jahre 1875 der „altdeutschen Schule“ als Nr. 1 eingereiht, katalogisirt: „Thomas von Mutina. Altarwerk, in der Mitte Maria mit dem Kinde, rechts der h. Wenzel, links der h. Palmatius. 2 Fuß 5 Zoll-hoch, das Mittelstück 1 F. 8 Z., jeder Flügel 1 F. 4 Z. breit. Auf Goldgrund“. Dieser Grund ist durch Diagonalstreifen in kleine Quadrate getheilt, in welche abwechselnd die böhmischen Wappenzeichen, Löwe und Adler eingetragen sind. Der untere Bildrand trägt den humorvollen Vers: „Quis opus hoc finxit“? Tomas de Mutina pinxit. Quale fides lector, Barisini filius auctor“. Auf Lindenholz, mit Temperafarbe von eigenthümlicher Beschaffenheit ausgeführt, durch welche dem Ganzen der Anschein der Oelmalerei verliehen ist: gilt es in der also bewirkten Täuschung auch den Anlaß zu suchen für die irrige und verwirrende, um 1775 von Professor Ehemant aufgestellte Behauptung, daß die Oelmalerei schon lange vor den Brüdern van Eyck in Böhmen geübt worden sei. Kein Wunder, wenn der Localpatriotismus dadurch ermuthigt, den böhmischen Ortsnamen Mutienin ganz kühn mit — Mutina identificirte! — Auffallend bleibt nur, daß auch Dlabacz auf diesen Trugschluß einging. — Die Technik Mutina's betreffend, ließ sich bei einigermaßen gründlicher Untersuchung leicht wahrnehmen, daß er nicht Oel, sondern ein Gemisch von Eiweis, Leim und Milch junger Feigensprossen, als Bindemittel für seine Farben benützte. Ein Bindemittel, dessen man sich im 14. Jahrhundert auch in Italien bediente. — Die Ehemant'sche These erfuhr übrigens eine recht beklagenswerthe Abfertigung durch einen seiner Oelgläubigen, welcher mittels eines weingeistgetränkten Schwammes an den Beweis ging, und dabei das vorzüglichste der Karlsteiner Bilder Mutina's — das Ecce homo — vollständig zerstörte. — Das Haupt-

bild des erwähnten Altarschreines ist abhanden gekommen; verblieben sind blos noch vier größere in zwei Flügel eingerahmte Nebenbilder. In einem Flügel befindet sich das gedachte, schwer beschädigte Ecce homo-Bild mit der Bezeichnung „Tomas de Mutina fecit“ — im andern das der Maria mit dem Christuskinde, von so zarter und gefühlsinniger Durchbildung, wie wir sie nur bei späteren umbrischen Meistern wie Perugino und Francesco Francia, wiederfinden. In die Umrahmung sind miniaturartig gemalte Figürchen eingetragen, von denen zehn unversehrt blieben; sie stellen musicirende Engel dar, unter ihnen die überaus liebliche h. Cäcilia. Durchschnittlich 16 Centimeter hoch, ist der Grund auf dem sie angebracht sind, nur knapp 4 Centimeter breit. Im Bogenfelde über dem ersten Bilde schwebt ein Engel, dessen Spruchband die Worte „Ecce homo“ enthält, über dem anderen der Erzengel Gabriel mit dem eingeschriebenen „Ave Maria“. Das Christus- wie das Marienbild haben die Höhe von 63 Ctm., die Breite von 32 Ctm., die Engelbilder bei gleicher Breite, die Höhe von 34 Ctm. — Bemerkenswerth sind noch die in der Weise Giotto's auf den Rahmen gemalten italienisch-gothischen Ornamente, weil sie auch auf anderen Umrahmungen von Bildern Mutina's kennzeichnend vorkommen. Alles spricht dafür, daß diese Art von Rahmendecoration überhaupt durch M. in Böhmen eingeführt wurde. — Außer auf den nachträgträglich beschriebenen, finden wir sie gleichartig wieder bei dem schönen Madonnenbilde in der Gallerie des Stiftes Hohenfurth, auf welchem auch in der unteren linken Ecke, in einer Größe von 8 Ctm., der Donator, ein Cistercienser-mönch, sichtlich gemacht ist. Das von ihm in die Höhe gehaltene Spruchband trägt die Worte „Miserere mei dominus“. Den Künstlernamen vertritt auf diesem Bilde das Monogramm MT. Mit Einschluß des Rahmens hat das Gemälde bei der Höhe von 95 Ctm. eine Breite von 68½ Ctm.; der etwas mehr als 13 Ctm. breite, vergoldete Rahmen ist oben und unten mit schwebenden Engeln, zur Linken mit den senkrecht übereinander gestellten Figürchen, Katharina und Kunigunde, zur Rechten mit Margaretha und Barbara farbig verziert. Spruchbänder bilden die Ornamentirung der Zwischenstellen. — Angesichts dieses Hohenfurther Werkes, mit all dem eigenartigen Drum und Dran in der Umrahmung, wird das Kennerauge von selbst auf ein anderes bis in die Neuzeit unrichtig beurtheiltes Bild gelenkt, nämlich auf die „Vera icon“ in der Prager Domkirche. Vermochte schon die gleichartige Malweise der Forschung als Handhabe zu dienen gegen die Irreleitung, dasselbe des bräunlichen Tones wegen für „byzantinisch“ zu halten, so lag doch ganz besonders im Rahmenschmucke der vollgiltige Beweis der Identität mit dem Meister des Hohenfurther Gemäldes. — Den geglaubten Widerspruch zwischen dem Christuskopfe und der Rahmenmalerei lösten diese Byzantinisten guten Muthes durch ein Auseinanderhalten — beziehungsweise durch die Behauptung: ersterer gehöre einer früheren, der andere einer späteren Zeit an. Bis in die 60er Jahre wurde das nachgeredet und nachgeschrieben und erst die genaue Untersuchung von Prof. Grueber und mir führte zu der vollen Sicherheit, daß das Bild ein untrennbares Ganze sei, das von einer Hand geschaffen wurde, denn Bildtafel und Rahmen zeigten einheitliche Verbindung und Verbolzung; der Grund, wie die allen Theilen unterlegte Vergoldung, erwiesen sich durchaus festgeschlossen (das Untersuchungsergebniß belegte ich zugleich mit der photographischen Aufnahme des Bildes). — Anlaß zur widerspruchsvollen Beurtheilung dürfte die Tradition gegeben haben, nach welcher Karl IV. die Vera icon aus Rom mitbrachte. — Ziehen wir mit Rücksicht hierauf in Betracht, daß in Rom, in der Kapelle Sancta sanctorum neben dem Lateran, ein ähnliches, „wahres Bildniß Christi“ — ältesten Ursprungs — existirt, daß Kaiser Karl, bekannt als Freund religiöser Kleinode, von solchen während seines wiederholten Aufenthalts in Italien möglichst viele zu erwerben suchte; rechnen

wir dabei mit ein die, nach aller Wahrscheinlichkeit vergebliche Bewerbung um das in jener Kapelle bewahrte Bildniß, dann liegt es nahe genug zu folgern, daß er die indirecte Erwerbung mittelst einer Copie bewerkstelligte, und zwar durch die Hand seines hochgehaltenen M. — Für die solcher Weise erfolgte Bildbeschaffung spricht einerseits die Uebereinstimmung des Prager Christuskopfes mit jenem zu Rom, andererseits das über die Copie hinaus vom Künstler hinzugethane, nämlich die der Umrahmung eingefügten Landespatrone Böhmens. Vereinbar ist damit zugleich die Tradition von der Herkunft des Bildes — aus Rom. — Die Bildtafel mißt in der Höhe 63, in der Breite 47 Ctm. Der Rahmen hat auf allen Seiten die Breite von 14 Ctm. — Der Christuskopf zeigt das altherkömmliche, längliche Oval mit feingeschnittener Nase, große braune Augen, festgeschlossene Lippen, durch die klare bräunliche Gesichtsfarbe schimmern geröthete Wangen, das gescheitelte, dunkelröthliche sanft gewellte Haar schließt ziemlich eng der Ovalform an, läuft dagegen nach unten in längere schmale Locken aus; der gleichfarbige Kinnbart hat die übliche Zapfenform mit getheilter Spitze. Vom Hals oder Gewandung findet sich keine Andeutung vor, ebenso wenig von der auf dem Veronicatuche vorkommenden Dornenkrone. Freischwebend in den Goldgrund hineingemalt wirkt der Kopf gleich einer überirdischen Erscheinung. — Dem Rahmen eingemalt sind rechts der h. Wenzeslaus, Prokop, Sigismund; links Veit, Adalbert, Ludmilla, oben wie unten — der auf dem Hohenfurther Bilde fast ganz gleiche — fliegende und spruchbandtragende Engel. Obzwar die Namenszeichnung abgeht, hebt die technische Behandlung insbesondere die Figurenzeichnung über jeden Zweifel an der Echtheit eines Mutina-Werkes hinweg. — Welchen Werth auch Karl IV. gerade diesem Werke zusprach, bestätigt die von ihm angeordnete Einverleibung desselben in die Reichskleinodien, mit deren Uebertragung von Karlstein in die Kronkammer der St. Wenzelskapelle (im Prager Dome) wohl auch dessen Aufstellung im Dome erfolgte. — Madonnabilder von M. sind noch zu finden in der Decanalkirche zu Pisek, in der Minoritenkirche zu Braunau und in der Pfarrkirche des Marktes Hohenfurth. — Letzteres ist leider wegen barbarischer Uebermalung kaum mehr zu würdigen. — Beim Untersuchen der kunstgeschichtlichen Litteratur fiel mir auf, wie durchwegs flüchtig über M. hinweggegangen wurde. Anders, in seinen Werken aufgesucht und entsprechend gewürdigt, wäre es gewiß zu einem gemeinschaftlichen Einverständnisse gekommen darüber, daß dieser Künstler seiner Zeit nach hoch stand, ja voranleuchtend wirkte, namentlich auch für die durch Karl IV. von anderweit her berufenen Maler, wie: Kunz, Wurmser und Theodorich in Richtung auf guten Geschmack. Denn seine Werke kennzeichnen sich ebenso durch sicheren, fein abgestuften Farbenauftrag, wie durch sorgfältiges Studium der Natur, erkennbar auch der Antike; seine Köpfe sind individualisirt, die Körperformen zeigen edle Verhältnisse und richtige Zeichnung — bis etwa auf die mitunter vernachlässigten Hände —: die Gewandung ist stetig dem Körper angepaßt, meist auch in geschmackvollen Linien gehalten. Hervorzuheben ist ferner noch die Sicherheit, mit welcher M. die landesübliche Tracht seinen in Böhmen ausgeführten Bildern, vornehmlich den Landespatronen, anzukleiden wußte. Gleich fertig zeigt er sich in der Verwendung nationaler Embleme, Wappen, Fahnen ꝛc., im decorativen Theile seiner Rahmenfüllungen. Ueber 1352 hinaus läßt sich über M. nichts mehr sicher stellen als sein — nach Tiraboschi — 1356 zu Treviso erfolgtes Ableben.

Tiraboschi, Notizie de' Pittori Modenesi, Modena 1786. — P. Federici, Memorie Trevigiane. — Dlabacz, Allg. Künstlerlex. — Hirt, Kunstbemerkungen auf einer Reise . . . nach Dresden und Prag, Berlin 1830. — Kugler, Handbuch d. Gesch. d. Malerei; desselben Handbuch d. Kunstgesch. —

Schnaase, Gesch. der bild. Künste im Mittelalter. — Dr. Ant. Springer, Kunsthistorische Briefe, Prag 1857. — Bernh. Grueber, Kunst d. Mittelalters in Böhmen, Wien 1871. — Dr. Ludw. Schlesinger's Geschichte Böhmens, 2. Aufl., Prag 1870. — Ferd. Mikowič, Alterthümer und Merkwürdigkeiten Böhmens. — Eigene Forschungen. Rudolf Müller.

Mutius: Huldreich M., geboren auf einem Landgute in der Nähe von Bischofszell im Thurgau, war im Jahre 1539, als seine Chronik erschien, welche in 31 Büchern die Geschichte des deutschen Volkes von den Urzeiten desselben bis auf seine Zeit behandelt, Professor an der Universität zu Basel (die beste Ausgabe derselben veranstaltete Gotthilf Struve im J. 1726). Weiteren Aufschluß über die näheren Lebensumstände des M. erhalten wir nirgends. Der Chronik, welche er auf Anregung eines Freundes, der gleich ihm Professor in Basel war, verfaßte, ohne eigentlich den Beruf zum Geschichtsschreiber in sich zu fühlen, sollten, so war der Wunsch des Freundes, nur in deutscher Sprache niedergeschriebene historische Werke zu Grunde gelegt werden. Sie sollte ein von nationalem deutschen Geiste getragenes Geschichtswerk werden, einerseits dazu bestimmt, die Italiener, welche, voll nationaler Vorurtheile, geringschätzig auf die Deutschen herabsahen, die ihnen noch als halbe Barbaren erschienen, über die geistige Bedeutung derselben aufzuklären, andererseits durch Schilderung der Großthaten der Vorfahren, in deren Nachkommen die Liebe zum deutschen Vaterlande zu wecken. Damit die Chronik auch den Italienern zugänglich gemacht werden könnte, sollte sie in lateinischer Sprache geschrieben sein. M. hat auch seine national-deutsche Gesinnung gemäß dem Wunsche seines Freundes in seinem Werke zum Ausdruck zu bringen sich bemüht. In dieser Beziehung tritt er den Vertretern der nationaldeutschen Geschichtsschreibung, wie sie der deutsche Humanismus und die Reformation erzeugten, einem Bebel, Irenicus, Beatus Rhenanus an die Seite, ohne sie jedoch zu erreichen. M. hat auch nicht, wie er seinem Freunde versprochen, nur in deutscher Sprache geschriebene Chroniken bei Abfassung seines Werkes benutzt, sondern nur in lateinischer Sprache geschriebene. Er beruft sich an den verschiedenen Stellen seines Werkes auf eine große Anzahl von Geschichtsschreibern, aus denen er geschöpft haben will. Eine genaue Untersuchung führt jedoch zu dem überraschenden Resultat, daß fast alle Angaben des M. der Chronographie des Nauclerus entstammen, nur in wenigen Fällen die Werke des Irenicus, Bebel, Beatus Rhenanus u. a. herangezogen worden sind. Die meisten Namen der Schriftsteller, auf welche sich M. beruft, finden sich auch von Nauclerus citirt an der entsprechenden Stelle des Werkes desselben vor. Brauchbares Material für den Historiker gewährt deshalb die Chronik des M., die eigentlich nur ein in mancher Beziehung schlechter Abklatsch der Chronographie des Nauclerus ist, durchaus nicht. Wenn dieselbe trotzdem doch einiges Interesse für sich beanspruchen darf, so liegt dies eben darin, daß sich der Verfasser als einen durchaus national gesinnten deutschen Mann erweist. Ihm erscheinen die Deutschen als ein bisher noch nie von einem Feinde überwundenes Volk. In den Streitigkeiten zwischen den Päpsten und Kaisern zeigt er im allgemeinen ein durch keine religiösen Vorurtheile beeinflußtes Urtheil. Und doch besitzt er eine tiefausgeprägte religiöse Gesinnung. Ihn beseelt eine hohe Achtung vor den altehrwürdigen Institutionen der römischen Kirche, wenngleich er vollkommen anerkennt, daß dieselben im Laufe der Jahrhunderte in argen Verfall gerathen waren. Er, ein Zeitgenosse der Reformation, erklärt sich nirgends offen für dieselbe, ihm schwebt anscheinend eine Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern vor, wie sie die großen Concilien des 15. Jahrhunderts vergeblich angestrebt hatten. Er ist ein Feind der gewaltsamen Unterdrückung der Anhänger der neuen Lehre, er hofft

noch immer auf Berufung eines Nationalconcils zur Beilegung der religiösen Streitigkeiten. Lobend gedenkt er zweier von den Deutschen gemachten Erfindungen, der Buchdruckerkunst und der Kanonen. Gepaart ist seine deutsch-patriotische Gesinnung mit der größten Liebe zu seinem engeren Vaterlande, der Schweiz. Mit freudigem Stolz blickt er herab auf die bedeutende Rolle, welche die Schweizer in Folge ihrer kriegerischen Tüchtigkeit, ihrer Siege in Europa zu seiner Zeit spielen. K. E. Hermann Müller.

Mutius: Johann Karl v. M., preußischer Generalmajor, geboren am 26. Juli 1758 auf dem väterlichen Gute Börnchen bei Hohenfriedberg, trat 1774 in den Dienst, nahm an dem bairischen Erbfolgekriege und an der Bekämpfung des polnischen Aufstandes Theil, schied nach Niederwerfung des letzteren 1794 als Husarenrittmeister aus, trat 1801 von neuem ein und war im Feldzuge von 1807 Stabsoffizier im Dragonerregiment Rouquette, welches zur Besatzung von Danzig gehörte. Schon vor Beginn der Belagerung hatte er in einem Gefechte bei Marienwerder den Orden pour le mérite erworben; als Graf Krockow (Bd. XVII S. 176) bei der Vertheidigung der Festung in Gefangenschaft gerathen war, erhielt M. den Befehl über dessen Freicorps. 1810 verließ er die Reihen der Armee von neuem, 1813 aber ergriff er wiederum die Waffen und commandirte zunächst eine Dragonerbrigade, mit welcher er bei Groß-Görschen, Bautzen und Haynau kämpfte. Namentlich an den Erfolgen des letztgenannten Kampfes, wo er die Nachhut der schlesischen Armee führte, hatte er hervorragenden Antheil. Als nach Ablauf des Waffenstillstandes die Feindseligkeiten von neuem begannen, erhielt er das Commando einer Landwehrbrigade bei der Reservecavallerie des Kleist'schen Corps. Ein Angriff, welchen er bei Culm auf französische Infanterie machte, schlug fehl, weil seine Truppen den Anforderungen, die er an sie machen zu können glaubte, in dem schwierigen Gebirgsgelände nicht entsprachen; der Versuch zog ihm manchen Vorwurf zu. Die erfolgreiche Betheiligung seiner Brigade an den Kämpfen bei Leipzig trug ihm das Eiserne Kreuz 1. Classe ein. Auf dem Weitermarsche zur Blokade von Erfurt zurückgelassen, erkrankte er schwer am Typhus, folgte zwar der Armee später noch nach Frankreich, nahm aber, mit Rücksicht auf seine erschütterte Gesundheit, sofort nach Friedensschluß zum dritten Male den Abschied und starb am 16. Mai 1816 zu Börnchen.

L. Frhr. v. Zedlitz, Pantheon des preußischen Heeres, 1. Theil, Berlin 1835. Poten.

Mutius: Louis von M., preußischer General der Cavallerie, Sohn von Johann Karl von M. (s. o.), ward am 20. März 1796 zu Oels in Schlesien geboren, nahm an den Befreiungskriegen als Lieutenant im 1. Kürassierregiment, an dem badischen Feldzuge des Jahres 1849 als Commandeur des 8. Ulanenregiments Theil und war im J. 1866 commandirender General des VI. Armeecorps. Da dieses, zur kronprinzlichen Armee gehörig, beim Vormarsch der Schlacht von Königgrätz getheilt wurde, indem die 12. Division vor Josephstadt zurückblieb, so wohnte M. derselben nur mit der 11. bei. Am 6. Aug. 1866 starb er zu Austerlitz in Mähren an der Cholera. M. hatte 1845 zu der, mit der Neubearbeitung des Cavallerieexercierreglements beauftragten Commission gehört und 1862, wo er in Schlesien Divisionscommandeur war, die Reiterübungen der Gardecavallerie bei Berlin geleitet.

G. v. Glasenapp, Die Generale der deutschen Armee, Berlin 1874 ff., Fol. 372. Poten.

Mütler: Johannes M. hat als gefangener Geistlicher ein Lied von der Verfolgung, welche die Frommen zu leiden haben, und von dem Troste Gottes „In diesen meinen Nöthen erheb ich Herz und Stimm" gedichtet, welches der

Nürnberger Buchdrucker Johann Koler in die zweite Sammlung seiner Hausgesänge (1570) aufgenommen hat.

Wackernagel, Bibliographie S. 361; Das deutsche Kirchenlied, III, S. 1051. l. u.

Mutschelle: Sebastian M., geb. am 18. Januar 1749 in Allershausen (Bez.-Amt Freising), † in München am 28. Novbr. 1800, Sohn eines Müllers, studirte an der Jesuitenschule zu München, trat (1765) in Landsberg als Noviz in den Orden ein und wirkte dann seit 1770 als Lehrer an dem Münchener Jesuitengymnasium. Nach Aufhebung des Ordens (1773) setzte er in Ingolstadt seine philosophischen und theologischen Studien fort, worauf er 1776 in den Weltpriesterstand trat. Nachdem er schon als Pfarrverweser in Mattighofen (bei Braunau) eine musterhafte Thätigkeit entwickelt hatte, wurde er 1779 zum Canonicus und geistlichen Rath in Freising ernannt, wobei er auch das Schulcommissariat übernahm und hiemit in die Lage kam, für Hebung der damals vielfach im Argen liegenden Volksbildung in günstigster Weise zu wirken. Er gehörte jener Richtung des Katholicismus an, welche einigermaßen rationalistisch angehaucht, mehr Gewicht auf die praktische Bedeutung des Christenthums, als auf Dogmatik oder Papismus oder Klosterleben legte und einige Jahrzehnte später an Wessenberg einen lebhaften Vertreter fand; daher wurde M. von vielen seiner Amtsgenossen angefeindet und als Freigeist verleumdet, sodaß er seine Stelle aufgab, wodurch er Muße fand, sich einem eingehenderen Studium der Philosophie Kant's hinzugeben und zugleich seine Auffassung der Religion schriftstellerisch darzulegen. Doch als 1788 in Freising ein Bischofswechsel eintrat, wurde M. sofort wieder in seine früheren Stellen eingesetzt, in welchen er seine verdienstliche Thätigkeit, (z. B. Errichtung von Arbeitsschulen) wieder fortsetzte, bis er 1793 die Pfarrei Baumkirchen (eine Stunde von München entfernt) übernahm, wo er wahrhaft als fürsorgender Vater seiner Gemeinde wirkte. Im J. 1799 wurde er zum Professor der Moraltheologie und Homiletik am Lyceum zu München ernannt, woneben er die Pfarrei beibehielt, und nachdem er schon durch seine Schrift: „Ueber das sittlich Gute“ (1788) und hierauf noch mehr durch „Philosophische Gedanken und Abhandlungen mit Rücksicht auf die kritische Philosophie“ (1793—98, 4 Bändchen) und „Kritische Beyträge zur Metaphysik in einer Prüfung der Stattlerischen antikantischen“ (1795), sich als tüchtigen Kantianer bewährt hatte, durfte die preußische Regierung, welche beabsichtigte, in Königsberg zwei Lehrstühle für katholische Theologie zu errichten, ihren Blick auf M. richten. Derselbe verhielt sich, als im Mai 1800 der Ruf an ihn erging, zunächst ziemlich ablehnend, aber da er seitens der Fanatiker neue Anfeindungen erfuhr (man denuncirte ihn fälschlich als den Verfasser der anonymen Schrift „Neuer Himmel und neue Erde“), war er geneigt, die Verhandlungen mit Preußen wieder anzuknüpfen; es war jedoch sein Nervensystem durch die Nergeleien seiner Feinde und durch die in seiner Pfarrei fühlbaren Gräuel des Krieges derartig zerrüttet, daß er noch im gleichen Jahre einem Schlaganfall erlag. Ein sprechendes Zeugniß für die Achtung, in welcher er stand, liegt darin, daß nach seinem Tode eine erfolgreiche Sammlung veranstaltet wurde, um zu seinem Andenken in einer neu entstandenen Colonie bei Dachau eine Schule zu gründen. Im Gebiete der Philosophie, in welchem er das Verdienst hat, die Verbreitung des Kantianismus gefördert zu haben, kommt zu den genannten Schriften noch aus seinen letzten Lebensjahren hinzu „Ueber kantische Philosophie, 1. Heft: Versuch einer faßlichen Darstellung der kantischen Philosophie“ (1799, von Ign. Thanner bis zu einem 12. Heft, 1805, fortgesetzt); zum Gebrauche für seine Vorlesungen schrieb er „Moraltheologie“ (1800). Als religiöser Schriftsteller knüpfte er vor Allem grundsätzlich an das Neue Testament an, von

welchem er auch eine deutsche Uebersetzung veröffentlichte (1789), und bemühte sich, die aus demselben erwachsende sittliche Frucht mit warmer Empfindung darzulegen; seine Hauptschriften in dieser Richtung sind: „Die Geschichte Jesu sammt einer Anweisung, die Evangelien mit Nutzen und Einsicht zu lesen" (1784), „Bemerkungen über die sonntäglichen Evangelien" (1786), „Handbuch der sonntäglichen Evangelien" (1791), „Unterredungen eines Vaters mit seinen Söhnen über die Grundwahrheiten der christlichen Religion" (1791, auch ins französische übersetzt 1798), „Christkatholischer Unterricht" (1792); seine Predigten wurden später aus seinem Nachlasse herausgegeben (1804 u. 1813).

Caj. Weiller, Mutschelle's Leben (1803). Baader, Lexikon bair. Schriftsteller, Bd. I, Th. 2, S. 61 ff., woselbst seine sämmtlichen Schriften angeführt sind. Prantl.

Muttenthaler: Anton M. (er selbst schrieb sich immer Tony und wurde von allen seinen Freunden also genannt), geboren am 10. Mai 1820 zu Höchstätt, wo sein reich mit Kindern gesegneter Vater als Gärtner lebte, kam mit dreizehn Jahren nach München und erhielt durch seine vielversprechende Begabung bald unter Kaulbach's Schülern Aufnahme. Seine überaus leicht gestaltende Phantasie entwickelte sich schnell zur vollen Blüthe. Sein neidenswerthes Componirtalent wendete sich bald der Illustration und der Zeichnung für den Holzschnitt zu (auch die Lithographie übte M. vielfach und machte sich, ebenso wie Kaspar Braun und J. Rehle, gründlich mit der Xylographie vertraut), wovon die „Fliegenden Blätter", die „Haus-Chronik" und die „Münchener Bilderbogen" — sämmtlich im Verlag von Braun und Schneider — eine stattliche Reihenfolge enthalten. Auch illustrirte er zahlreiche Bücher mit Bildern, z. B. W. Hauff's „Phantasien im Bremer Rathskeller", (Bremen bei C. Schünemann), „Neue Bilder für Kinder mit Liedern von Fr. Güll", (München bei Braun und Schneider), Ludwig Aurbacher's „Lallenburger-Stücklein" und die angebliche Promotionsschrift Goethe's „De pulicibus" in deutscher Uebersetzung. Im Jahre 1858 betheiligte sich M. auch an dem großen „Historischen Festzug" zum 700jährigen Jubiläum der Stadt München und gab das Ganze als Erinnerungsblätter in lithographischer Vervielfältigung heraus. Zwischendurch gediehen größere Oelbilder, z. B. 1856 die Entstehung des „Münchener Schäfflertanzes" und zwei Fresken im Baierischen Nationalmuseum: „Kaiser Ludwig erwirbt die Mark Brandenburg" und dessen „Sieg bei Ampfing und Mühldorf über Friedrich den Schönen von Oesterreich". Im Jahre 1860 übersiedelte M. nach Leipzig und übernahm die artistische Direction der „Illustrirten Zeitung" (J. J. Weber), welche er bis zu seinem daselbst am 21. März 1870 erfolgten Tode führte. Auch für dieses Journal entwarf sein unermüdlicher Stift eine Menge von Zeichnungen, (z. B. die verschiedenen Titel-, Weihnachts- und Neujahrs-Blätter, darunter der Kopfbogen zur 1000. Nummer) und viele Illustrationen. M. hatte ein überraschendes Talent, seine schnell aufblühenden Gedanken formgewandt und gefällig hinzuschreiben; diese bewundernswerthe Begabung führte ihn nicht gerade auf Abwege, aber wol in eine conventionelle Manier, welche sich zu einer gewissen Flüchtigkeit und Leere ausbildete. Als Künstler stand M. zwischen Kaulbach, Fr. Foltz, Schwind und Neureuther; er theilte ihre Eigenthümlichkeiten ohne ihre Vorzüge zu erreichen, am meisten scheint Kaulbach's Vorbild auf ihn gewirkt zu haben. Wenn es eine im Verlaufe der Kunstgeschichte vielfach bewährte Wahrnehmung ist, daß sich die Schüler häufig an den schwachen Punkt ihres Meisters anklammern und denselben bis zur äußersten Consequenz an sich zur Erscheinung bringen, so ist dieses bei M. folgerichtig mit einer typisch gewordenen Flauheit bestätigt. Wäre ihm früher das Glück großer, selbständiger Aufträge geworden, er hätte sich un-

streitig zum Ruhm eines ausgezeichneten Malers aufgeschwungen, wozu sein erstes Auftreten volle Berechtigung gab. Doch wird auch in der von ihm vollendeten Bahn sein Name immer in achtungsvoller Erinnerung bleiben. Unter seinen im Münchener Kunstverein ausgestellten Zeichnungen und Bildern erinnern wir an eine „Christnacht“ (1840). — „Ueberfall im Wildbad“ (1841). — „Ein Fischer fängt eine Wassernixe“. „Dietrich von Bern und Hildebrand binden auf der Jagd den Zwergkönig Alberich“, (Carton). „Die Hungernden speisen“, (zu einem Cyclus der Werke der Barmherzigkeit) 1842. — „Ein Burgwächter“. „Raphael die Fornarina malend“ (nach Achim von Arnim's Novelle 1843). — „Dietrich von Bern und Wittich der Starke“. „Magdalena am Grab Christi“ (1844). — „Des Sängers Fluch“ (1845). — „Zug zum Turnier“ (1846). — „Judith mit ihrer Dienerin kehrt aus dem Lager zurück und pocht am Thore der Stadt an“ (1848). — „Falkenjagd“, „Elfentanz“ (1850). — „Loreley“, „Gretchen“ (1851). — „Burgfrau“ (1854). — „Aus dem Elfenleben“ (1857). — „Ein Ritterfräulein“ (1859).

Vgl. Nekr. in Bd. 88. Allg. Ztg. vom 29. März 1870. v. Spruner, Die Wandbilder des Nationalmuseums, 1868, S. 50 und 53. Maillinger, Bilder-Chronik der Stadt München, 1876, III, S. 21 u. 74. Seubert 1878, II, 622. Ueber das Bild: „Der historische (?) Ursprung des Schäffler-Tanzes in München“ vgl. Julius Große in Nr. 280, Abendblatt der Neuen Münchener Ztg. vom 22. November 1856 und Eggers, Deutsch. Kunstblatt 1857, VIII. Bd., S. 116. Holzschnitt in Nr. 1130 Illustr. Ztg. Lpz., 25. Febr. 1865. — Muttenthaler's reichhaltiger Kunstnachlaß wurde im Juli 1871 durch Montmorillon (Maillinger) zu München versteigert.

Hyac. Holland.

Mützelburg: Adolf M. wurde am 3. Januar 1831 in Frankfurt a. d. Oder als der jüngste Sohn eines Beamten geboren, dessen Verhältnisse so bescheiden waren, daß er seinen Kindern nur eine sehr einfache Erziehung angedeihen lassen konnte. Doch entwickelten sich die Fähigkeiten des Knaben sehr frühzeitig, und als sein Vater später nach Königsberg in der Neumark versetzt wurde, gehörte M. hier sowol in der Volksschule als später auf dem Gymnasium zu den fähigsten Schülern. Lesen und Dichten war seine Lieblingsbeschäftigung, und das Bewußtsein, daß er zum Schriftsteller geboren sei, erfüllte ihn schon damals mit einer so kühnen Sicherheit, daß er, kaum 13 Jahre alt, vier Novellen an eine Berliner Verlagsbuchhandlung einsandte und ziemlich enttäuscht war, als ihm dieselben zurückgesandt wurden. Im Jahre 1844 kehrte sein Vater nach Frankfurt a. d. Oder zurück, und M. besuchte hier nun die Oberrealschule, die er im Jahre 1849 mit dem Zeugniß der Reife verließ. Inzwischen war sein Vater gestorben, und M. wandte sich nun Ende Juni 1849 nach Berlin, wo er vorzugsweise litterarischen Arbeiten sich zu widmen gedachte. Er fand bald Beschäftigung in der Redaction einer Zeitung, lernte nebenher Griechisch und Lateinisch, bestand zu Ostern 1850 das Gymnasial-Abgangsexamen als „Wilder“ und studirte nun drei Jahre hindurch an der Berliner Universität Litteratur, Kunst und Politik, bethätigte sich aber nebenher nach wie vor als publicistischer Schriftsteller. Bereits im Jahre 1851 stellte eine Verlagshandlung, die durch seine Feuilletonartikel auf ihn aufmerksam geworden war, an ihn den Antrag, populäre historische Romane zu schreiben. M. nahm dieses Anerbieten mit Freuden an und hatte nun plötzlich diejenige Laufbahn gefunden, die ihm bei seiner reichen Phantasie am meisten zusagen mußte. Mit einer erstaunlichen Fruchtbarkeit schrieb er in den nächsten Jahren theils anonym, theils unter den Pseudonymen Justus Severin und Karl Weber eine Reihe von Romanen, denen man die Fabrikarbeit auf den ersten Blick ansieht, wie „Luigia Sanfelice“

(1851); „Der Leibeigene“ (III, 1852); „Hennig Brabant“ (II, 1852); „Der Sohn des Kaisers“ (IV, 1853); „Das Attentat“ (1852); „Der Prophet“ (III, 1854); „Victoria regia“ (IV, 1853); „Der Hexentanz“ (III, 1854); „Der Konak“ (1854); Capitän Smith, der Abenteurer“ (IV, 1854); „Die Pflanzerstochter“ (II, 1854); „Der Stern Amerikas im Orient“ (IV, 1855); „Die Spanier in Venedig“ (IV, 1856); „Kaiser Joseph und der Secretär“ (II, 1856). Von Kunst und poetischer Durchführung konnte bei der Hast, mit welcher diese Arbeiten ausgeführt wurden, nicht wohl die Rede sein, und M. muß wol später zu derselben Erkenntniß gekommen sein, da er die Vaterschaft verschiedener unter seinem Namen erschienener Romane ableugnete. Die „Buchhändler-Mache“ zeigt sich auch darin, daß mehrere Romane („Rheinsberg, oder die Jugend Friedrichs des Großen“; IV, 1858, — „Die Sirene von Neapel“ 1861, — „Der Aetnajäger“ 1861) von M. nur angefangen, von andern, nicht genannten Autoren aber zu Ende geführt wurden. Nichtsdestoweniger fanden Mützelburg's Productionen, weil sich in ihnen ein reiches Erfindungstalent kundgab, zahlreiche Leser und reißenden Absatz, so besonders die Fortsetzungen von Dumas' „Grafen von Monte Christo“ („Der Herr der Welt“ IV, 1856 und „Die Millionenbraut“ III, 1868); auch soll nicht geleugnet werden, daß M. in seinen späteren Arbeiten nach tieferer Durchdringung des Stoffes strebte und ihm dies in mehreren seiner folgenden Romane und Novellen auch glücklich gelungen ist; hervorzuheben sind daraus „Der Engel des Friedens“ (V, 1860); „Mazeppa“ (II, 1861); „Die Fee des Niagara“ (II, 1861); „Die Braut von Venedig“ (IV, 1861); „Der Erbstreit“ (III, 1862); „Eisen und Blut“ (IV, 1864-66); „Der Himmel auf Erden“ (VI, 1864); „Der Held von Garika“ (III, 1866); „Die Intriganten“ (II, 1867); „Novellen“ (II, 1867); „Robert Clive“ (V, 1868); „Der Nonnengrund“ (II, 1870); „Die Enterbten“ (II, 1870). M. hat seinen Wohnsitz in Berlin ständig beibehalten, sich auch seit 1868 in mannigfaltiger Weise an der Herausgabe der „Tribüne“ betheiligt. Er starb am 17. Januar 1882. Brümmer.

Mützeltin: Franz M., geboren 1518 oder Anfang des Jahres 1519 zu Lüneburg, † 1594, entstammte einer Patricierfamilie dieser Stadt, in welcher sein Vater Thomas M. das Amt eines Stadtsecretärs versah; seine Mutter war die letzte Erbin des Geschlechts von der Möhlen. Er widmete sich der Rechtswissenschaft und erwarb den Rang eines Licentiaten der Rechte. Im Jahre 1548 trat er in den Dienst Herzog Heinrichs des Jüngern zu Braunschweig und Lüneburg, welcher ihm jedoch seit etwa 1558 seine Gunst mehr und mehr entzogen zu haben scheint, als er erfahren, daß M. auch anderen Fürsten seine Feder lieh, insbesondere auch seinem Sohne, dem Herzog Julius, mit dem er damals in sehr gespanntem Verhältnisse lebte. M. ging daher 1565 als Kanzler in den Dienst des Bischofs von Hildesheim über; er verheirathete sich hier mit der Wittwe eines seiner Vorgänger, des Kanzlers Dr. J. Stopler († 1553), einer geborenen von Gremsleben. Als aber Herzog Julius 1568 in Braunschweig-Wolfenbüttel zur Regierung gelangte, zog ihn dieser sogleich wieder als Rath in seine Nähe, ohne daß er jedoch seine Stellung zu Hildesheim aufgab. So war denn M., Kanzler eines katholischen Bischofs, zugleich aber Rath eines evangelischen Fürsten, aufs Eifrigste beschäftigt, in des Letzteren Lande die Reformation einzuführen. Da jedoch durch die Doppelstellung Mützeltin's die Geschäftsführung in Hildesheim litt, so trat derselbe 1573 ganz in den Dienst des Herzogs über und zwar als Nachfolger des in den Ruhestand getretenen Kanzlers Münsinger v. Frundeck. In dieser Stellung entfaltete er bei den zahlreichen Reformen des Herzogs Julius (Bd. XIV S. 663), sowohl in weltlichen, wie in Consistorialangelegenheiten eine sehr umfassende Thätigkeit. Kränklichkeit nöthigte

ihn allmählich, sich mehr und mehr von den Geschäften zurückzuziehen, und es wurde deshalb 1588 J. Jagemann (Bd. XIII S. 643) als „neuer Kanzler“ angestellt, hinter welchen M. als „alter Kanzler“ mit der Zeit immer mehr zurücktrat. Er starb zu Wolfenbüttel am 25. Mai 1594 im 76. Jahre seines Alters.

P. Zimmermann.

Mutzenbecher: Esdras Heinrich M., geb. am 23. März 1744 (nicht am 24. März 1743, wie in verschiedenen biographischen Notizen angegeben ist) zu Hamburg, † am 21. December 1801 zu Oldenburg. Sein Vater war ein angesehener Kaufmann in Hamburg, seine Mutter die älteste Tochter des Professors Sebastian Edzardi. Er besuchte das Johanneum seiner Vaterstadt und machte schon als Primaner die ersten schriftstellerischen Versuche, indem er mit seinem Freunde J. J. Eschenburg eine Wochenschrift „Der Primaner“ schrieb, dessen letztes Heft im J. 1792 J. G. Ehrlich unter dem Titel „Denkmäler philosophischer Schüler. Hamburgs Denkmal. Erstes Stück“ zum Schrecken ihrer Verfasser im Druck hat erscheinen lassen. Ostern 1762 ging er auf das akademische Gymnasium über, wo H. S. Reimarus, J. G. Büsch und J. H. V. Nölting seine Lehrer waren. Als Gymnasiast gründete er mit Eschenburg, P. D. Gieseke u. A. eine litterarische Gesellschaft unter dem Namen der anonymischen, die später auch auf der Universität Göttingen, welche er 1765 bezog, fortbestand und den Anlaß zur Gründung der ihrer Zeit beliebten „Hamburgischen Unterhaltungen“ (1766) gab. Nach Vollendung seiner theologischen Studien, mit denen er zugleich den Besuch philologischer Vorlesungen und physikalischer und geschichtlicher Vorträge verbunden hatte, und nachdem er Mitglied der königlichen deutschen Gesellschaft in Göttingen geworden war, übernahm er (1768) die Stelle eines Hofmeisters bei einem jungen v. Steinberg, mit welchem er zunächst in Celle, dann von 1770—1772 in Braunschweig und seit Michaelis 1772 wieder in Göttingen sich aufhielt. In Braunschweig kam er durch Eschenburg in nahen Verkehr mit Ebert, C. A. Schmid und den übrigen Lehrern und Hofmeistern des Collegium Carolinum und trat in freundschaftliche Verbindung mit dem Abte Jerusalem, mit welchem er später bis zu dessen Tode in ununterbrochenem Briefwechsel blieb. Von Braunschweig aus machte er das theologische Examen vor dem Consistorium zu Hannover und erlangte die Aufnahme unter die hannoverschen Candidaten. In Göttingen lebte er in gelehrtem und freundschaftlichem Umgange mit seinen früheren Lehrern und beschäftigte sich mit litterarischen Arbeiten, die auch später noch Veranlassung zu einem ausgedehnten Briefwechsel gaben, den er namentlich mit Michaelis, Walch und Heyne bis zu deren Tode fortsetzte. Im J. 1773 wurde er zum zweiten Universitätsprediger in Göttingen ernannt. Nachdem er in der Absicht, sich der akademischen Laufbahn zu widmen, im J. 1774 das Examen vor der theologischen Facultät in Göttingen bestanden und bereits mit den Vorbereitungen zu einer Inauguraldissertation begonnen hatte, wurde er zum Prediger an der deutschen lutherischen Kirche im Haag berufen (1775). Schwer entschloß er sich zur Annahme der Stelle; Jerusalem's Rath und Zureden waren entscheidend. Nur reichlich vier Jahre blieb er in diesem Amte; im Anfange des Jahres 1780 siedelte er nach Amsterdam über, da ihn die dortige deutsche lutherische Gemeinde zu ihrem Prediger erwählt hatte. Die allgemeine Achtung und Liebe, welche er genoß, sowie die litterarische und freundschaftliche Verbindung mit J. de Bosch, Ruhnken, Valckenaer, Schultens, Wyttenbach u. A., deren Beziehungen zu den deutschen Gelehrten er vielfach vermittelte, machten ihm den Aufenthalt in Holland so angenehm, daß er mehrfache Berufungen nach Deutschland ablehnte. Allein die ausgebrochenen bürgerlichen Unruhen und kirchliche Streitigkeiten in der Amsterdamer Gemeinde veranlaßten ihn doch, im J. 1789 die Stelle eines Generalsuperintendenten und

Consistorialraths in Oldenburg anzunehmen. Hier fand er in Kirche und Schule ein reiches Feld erfolgreicher Wirksamkeit. Die Zusammenstellung eines neuen Gesangbuchs, die Ausarbeitung eines „Unterrichts in der christlichen Lehre mit Hinweisung auf Luthers kleinen Catechismus“, die Herausgabe einer „Sammlung von Gebeten und Formularen für gottesdienstliche Handlungen“, die Verbesserung des Schulwesens und die Begründung eines Schullehrerseminars sind als Früchte seiner Thätigkeit zu verzeichnen. Nur reichlich 12 Jahre war es ihm vergönnt, in einflußreicher Stellung zum Wohle seiner neuen Heimath zu arbeiten. Sein Tod fand in den weitesten Kreisen herzliche Theilnahme. — Als Theologe huldigte M. entschieden dem herrschenden Rationalismus. Seine in diesem Geiste verfaßten Schriften für Kirche und Schule sind heute veraltet, haben aber auf die religiöse Erziehung seiner Zeit und der nächsten Generationen keinen geringen Einfluß geübt. Seine Verdienste um die Hebung des Gymnasialunterrichts und um die Ausbildung der Volksschullehrer haben noch in neuester Zeit rühmende Anerkennung gefunden. In der „Geschichte des Großherzoglichen Gymnasiums in Oldenburg“ von Dr. Meinardus (1878) wird von ihm gesagt: „Er hat unserer Schule mit emsiger Treue und herzlicher Hingabe bis zu seinem Tode obgelegen, und was er an Kräften und an Einsicht in die schwierigen und nicht selten verwirrenden Fragen, deren Lösung von ihm vor allen gefordert wurde, aufzubieten hatte, das hat er mit achtungswerthester Selbstlosigkeit in mildem und humanem Sinne zum Dienst der hochwichtigen Sache angewandt.“ Und die „Beiträge zur Geschichte des Großherzoglichen Seminars in Oldenburg“ von Fr. Sander (1877) bemerken: „Die Verdienste, welche er sich um die bessere Vorbildung der Lehrer erworben, leben fort und dürfen am Seminar und in der Schule unseres Landes nicht vergessen werden. Er hat zuerst, gestützt von der menschenfreundlichen Gesinnung seines trefflichen Fürsten, thatkräftig die Hand erhoben, um einem Mangel abzuhelfen, der wie ein Alp auf das geistige Leben des Volkes drückte.“ — Ein Verzeichniß seiner Schriften findet sich in dem „Lexicon der hamburgischen Schriftsteller“ von Schröder, Bd. V, S. 468—470.

Mutzenbecher.

Mutzenbecher: Johann Friedrich M., geb. am 15. Mai 1781 zu Amsterdam, wo sein Vater Esdras Heinrich M. damals Prediger an der deutschen lutherischen Kirche war, † am 17. April 1855 zu Oldenburg. In seinem neunten Jahre siedelte er mit seinen Eltern nach Oldenburg über, besuchte hier bis Michaelis 1798 das Gymnasium und studirte bis zum Herbst 1801 in Göttingen die Rechte. Nachdem er kurze Zeit als Anwalt fungirt hatte, trat er in den oldenburgischen Staatsdienst und fand zunächst eine Anstellung in dem Cabinet des Herzogs, wurde aber vorzugsweise zu diplomatischen Sendungen verwendet, die ihn nach Holland, nach Petersburg und wiederholt und auf längere Zeit (1808—1810) nach Paris führten. Als im Februar 1811 der Herzog Peter in Folge der Einverleibung seines Landes in das französische Kaiserreich Oldenburg verlassen mußte, begleitete M. denselben nach Rußland. Im November 1813 mit dem Herzog in die Heimath zurückgekehrt, blieb er auch ferner im Cabinet thätig, bis ihn der Großherzog August in das Regierungscollegium berief (1832), dessen Leitung er vom Jahre 1833 an als Vicepräsident, dann aber seit 1837 als Präsident mit dem Titel eines Geheimen Staatsraths führte. In dieser Stellung verblieb er bis zu seinem Tode; eine im J. 1851 an ihn ergangene Aufforderung des Großherzogs, den Vorsitz in dem seit 1848 in Wirksamkeit getretenen verantwortlichen Staatsministerium zu übernehmen, glaubte er mit Rücksicht auf seine Gesundheit und sein nahendes Alter ablehnen zu müssen. In dem Generaldirectorium des Armenwesens, dem er seit 1823 als Mitglied und seit 1832 als erwählter Director angehörte, blieb er gleich=

falls bis zu seinem Tode thätig. Am 28. December 1852 beging er sein 50jähriges Dienstjubiläum. Wenngleich er einer Feier desselben durch eine Reise sich entzog, so legte doch die herzliche Theilnahme, welche von allen Seiten ihm entgegengebracht wurde, Zeugniß ab von der Anerkennung, der Liebe und der Verehrung, die er in allen Schichten der Bevölkerung sich erworben hatte; das Vertrauen seiner Fürsten und des Landes ist ihm in seltenem Maße zu Theil geworden. — Ein von ihm schon in Rußland verfaßter Aufsatz „Die Einverleibung des Herzogthums Oldenburg in das französische Kaiserreich im Jahre 1811“ ist erst nach seinem Tode veröffentlicht (Magazin für die Staats- und Gemeindeverwaltung im Großherzogthum Oldenburg, Bd. IV, S. 281).

Mutzenbecher.

Mutzenbecher: Gustav Wilhelm M., geb. am 19. Juni 1832 als der zweite Sohn des Regierungspräsidenten Johann Friedrich M. zu Oldenburg, † am 5. Januar 1878 daselbst, erhielt seine Ausbildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, studirte von Ostern 1850 bis dahin 1853 in Heidelberg, Berlin und Göttingen die Rechte und trat nach glänzend bestandenem Examen in den oldenburgischen Staatsdienst. Zunächst war er als Auditor bei dem Staatsministerium, bei verschiedenen Verwaltungsämtern und bei dem Stadtmagistrate zu Oldenburg thätig, ging dann aber (1859) in den Justizdienst über und fungirte als Obergerichtsassessor zu Oldenburg, dann als Staatsanwalt bei dem Obergerichte zu Varel und als Mitglied dieses Gerichts. Im Frühjahr 1868 zum Vertreter des Oberstaatsanwalts in Oldenburg und zum Mitgliede der Ablösungsbehörde, sowie bald nachher auch zum Mitgliede der Prüfungscommission für die Staatsbeamten ernannt, trat er am Schlusse des Jahres 1868 wiederum bei dem Obergerichte zu Oldenburg ein und wurde im J. 1870 zum Appellationsrath und Mitgliede des Appellationssenats bei dem Oberappellationsgericht befördert. Nachdem er im Frühjahr 1872 die Thätigkeit bei der Ablösungsbehörde mit derjenigen eines Mitgliedes des evangelischen Oberschulcollegiums vertauscht und im Herbst 1873 die Verhandlungen der evangelischen Landessynode als erwählter Präsident geleitet hatte, wurde er im Juli 1874 in das Staatsministerium berufen und als Geheimer Staatsrath zum Vorstande des Departements der Justiz und des Departements der Kirchen und Schulen, sowie zum bevollmächtigten Mitgliede des deutschen Bundesraths ernannt. Nur wenige Jahre sollte er in dieser einflußreichen Stellung thätig sein; nach einer kurzen heftigen Krankheit starb er im kräftigsten Mannesalter. — Ein seinem Andenken gewidmeter Nachruf bezeichnet ihn als eine entschiedene Natur, welche bei allem persönlichen Wohlwollen den als richtig erkannten Weg mit sicherer Ruhe und Energie zu verfolgen wußte, und rühmt an ihm neben geistiger Begabung, wissenschaftlicher Durchbildung und eingehender Kunde der Verhältnisse jene persönliche Hingabe an die Sache, aus welcher die rechte Treue der Arbeit im Kleinen wie im Großen entspringt.

Mutzenbecher.

Muxel: Franz Joseph M., Bildhauer, geb. am 10. Juli 1745 zu Bezau in Vorarlberg, Sohn eines Müllers, lernte das Schreinerhandwerk, kam erst mit zwanzig Jahren zu einem Bildhauer (daß derselbe J. R. Rath geheißen, ist nach Jodok Bär ziemlich zweifelhaft), bildete sich zu Mannheim, Straßburg und in den Niederlanden weiter, gelangte endlich nach München, arbeitete bei Roman Boos und half demselben an den heute noch in den Hofgartenarkaden erhaltenen großen Holzsculpturen, wie Herkules den Nemäischen Löwen erwürgt und den Centaur erschlägt. Zur Belohnung für die stattlichen Löwen an der Kunststraße von Abach nach Kelheim (abgebildet in A. v. Riedel's „Stromatlas“) ernannte Kurfürst Karl Theodor den Künstler zu seinem Hofbildhauer. Außer mehreren Grabdenkmalen fertigte M. auch die Colossalstatue

des Erzengel Michael an der Façade der Wallfahrtskirche zu Berg am Laim nächst München und zwei Marmorstatuen („Apollo“ und „Flora“) im Schloßgarten zu Nymphenburg. M. starb zu München am 26. April 1812 und hinterließ drei Söhne, welche hier nach dem Alter der Geburt folgen.

Joseph Anton M., Maler, geb. am 23. Septbr. 1786, war erst Schüler seines Vaters, erhielt dann einigen Unterricht in der Oelmalerei bei dem Maler Weiß und fertigte in der Zeit der Napoleonischen Kriege unzählige Porträts en miniature von französischen Offizieren. Im J. 1819 malte M. ein Porträt König Max I. (lithographirt durch seinen Bruder Johann Nep. M. und hierdurch in Hunderten von Exemplaren verbreitet) und erhielt zur Belohnung hierfür 1820 nach Edlinger's Ableben dessen Rang und Gehalt als Hofmaler. Um einige Porträts (darunter auch ein Bild der Familie Burkhart mit lebensgroßen Figuren) auszuführen, weilte M. 1822—1824 in Karlsruhe; 1830 errichtete er zu München eine von vielen Eleven besuchte Malerschule. Sein Tod erfolgte zu München am 20. Septbr. 1842. Außer vielen Porträts („Prinzessinnen des Herzogs von Leuchtenberg“, „General Deroy“, „Herzog Karl von Zweibrücken“, „Gf. Saporta“ ꝛc.) schuf M. allerlei mythologische, historische und religiöse Darstellungen (eine „Geburt Christi“ [1819] in der Augsburger Gallerie). — Bekannter durch seine Lithographien und Radirungen wurde sein Bruder

Johann Nepomuk M., geb. am 20. April 1790 zu München. Auch dieser war zuerst Schüler seines Vaters, genoß dann Unterweisung und Unterricht 1805 bei Mannlich und 1809 durch Peter von Langer, zeichnete Vieles auf Stein, gab in adeligen Familien Unterricht im Zeichnen, wurde 1815 Zeichenlehrer der Prinzen und Prinzessinnen von Leuchtenberg, 1824 Inspector der Leuchtenberg'schen Gallerie, deren Werke er 1835—40 in meist von ihm selbst radirten Umrissen (mit Text in deutscher und französischer Sprache) herausgab (2. Aufl. mit umgearbeitetem Text von J. D. Passavant, Frankf. a. M. 1851). Ein Oelbild („hl. Familie“, Nachtstück) befindet sich in der Schleißheimer Gallerie. M. starb am 17. Mai 1870 zu Landshut. Sein jüngster Bruder

Johann Baptist M., geb. am 31. Mai 1791, wendete sich gleichfalls zur Malerei, ging 1815 nach Venedig und blieb seitdem verschollen. — Weiter ist noch zu erwähnen Joseph Anton M. (Bruder des Eingangs erwähnten Franz Joseph M.), geb. am 19. Juni 1749 zu Bezau, welcher als Kunstschreiner und Schnitzer für Kirchen arbeitete und am 19. Mai 1814 zu Bregenz starb.

Vgl. Schaden, artistisches München, 1836. S. 87 ff. Nagler, 1840. IX, 82 ff. Wurzbach, 1868. XIX, 486. Seubert, 1878. II, 622 u. Jodok Bär im XXI. Rechenschaftsbericht des Vorarlberger Museum-Vereins zu Bregenz, 1881, S. 19 ff. Hyac. Holland.

Muzelius: Friedrich M., Schulmann, eigentlich Muzell, war im Jahre 1684 zu Ruckeroht in der Grafschaft Wied geboren. Seinen ersten Unterricht erhielt M. von seinem Vater Johann Jacob M., einem gelehrten Pfarrer, der nebenbei jungen Leuten Unterricht ertheilte. Merkwürdigerweise trug der Vater kein Bedenken, den Sohn zu weiterer Ausbildung der Jesuitenschule zu Hadamar zu überweisen. In Herborn und Marburg vollendete M. dann seine Studien, die auf die Erlangung eines akademischen Lehramtes gerichtet waren. Zu diesem Zwecke erwarb sich M. später in Frankfurt a. O. die Würde eines Magisters der Philosophie. Muzelius' Wunsch sollte jedoch nicht in Erfüllung gehen, vielmehr führten ihn die Umstände dazu, die Laufbahn eines Schulmannes zu ergreifen. 1709—1711 war er Rector der Landschule zu Diez, 1712—1718

Rector der reformirten Schule zu Cüstrin, die unter seiner Leitung eröffnet wurde. Im J. 1718 erhielt M. einen Ruf als Professor und Conrector an das Joachimsthal'sche Gymnasium in Berlin. In dieser Stellung ist er bis zu seinem Tode am 11. Januar 1753, der ihn mitten aus seiner Thätigkeit abrief, verblieben. Philosophie und Philologie waren die beiden Gebiete, auf denen sich M. vorzugsweise als Schriftsteller versuchte. Seinem Berufe entsprechend ließ er sich in erster Linie die Hebung des lateinischen Unterrichts angelegen sein. Eine große Anzahl für die Schule bestimmter Lehrbücher der lateinischen Sprache geben von diesem seinen Streben Zeugniß. M. verfolgte in denselben einen stufenweise vom Leichteren zum Schwereren fortschreitenden Lehrgang. Für den ersten Anfang war sein „Kleiner Trichter der lateinischen Grammatik" bestimmt, daran sollte sich das „vestibulum" anschließen, eine Sammlung von 285 lateinischen Gesprächen, in denen nicht nur alle wichtigen Regeln der Formenlehre und Syntax vorgebracht werden, sondern auch die Realien möglichst berücksichtigt worden sind. Die so erlangten Kenntnisse kommen alsdann zur Anwendung bei den „Imitationes", einem Uebungsbuch zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische. Der ziemlich umfängliche „Clavis vestibuli" ist eine Art von Lexikon, allerdings nicht in alphabetischer Ordnung; vielmehr ist die Einrichtung die, daß der zu erlernende Wortschatz in der Reihenfolge mitgetheilt wird, in der die einzelnen Worte in den beigefügten Gesprächen vorkommen. Dieser „Clavis" ist eigentlich nur eine für die Schule bestimmte Umarbeitung des „Thesaurus eruditionis scholasticae" von Basilius Faber (Bd. VI, S. 488), aus dem M. alle seine Angaben und Beispiele entnahm. M. wollte mit demselben dem weitverbreiteten „Liber memorialis" des Christoph Cellarius (Bd. IV, S. 80) entgegenarbeiten, weil er dieses Werk „für unnützlich, ja sogar schädlich" hielt und in ihm „eine beständige Quelle unzählbarer und täglich neuer Barbarismorum" sah. Das „Compendium universale Latinitatis" enthielt dann eine vollständige lateinische Phraseologie und sollte den Schülern den Weg zum Verständniß jedes classischen Schriftstellers ebnen. Für die Aneignung eines guten lateinischen Stiles waren eine Reihe anderer Lehrbücher von M. verfaßt worden, die bei fortgeschrittenen Schülern zur Anwendung kommen sollten. Dahin gehört der „Cornelius phraseologicus", bestimmt „den Stylum historicum" zu üben; die „Palaestra epistolica", eine Mustersammlung Ciceronische Briefe enthaltend, endlich die „Palaestra oratoria", eine Anleitung zum Verfertigen von Chrien und Reden. Mit diesen Werken meinte M. „ein gantz Curriculum scholasticum zum Stande gebracht zu haben". Die meisten dieser Schulbücher wurden wiederholt aufgelegt und erfreuten sich eines so großen Ansehens, daß sogar einige derselben ins Französische übertragen wurden. Von den heute üblichen Methoden weicht die des M. sehr ab; sie erscheint uns bei allem Streben, „die Latinität kurtz zu fassen" und die Erlernung der lateinischen Sprache möglichst zu erleichtern, doch sehr weitläufig und umständlich, also auch unpraktisch.

Vgl. Joh. Chr. Strodtmann, Des neuen Gelehrten Europa 3. Theil, Wolfenbüttel 1753. S. 659–674. Meusel verzeichnet im Lexikon die Schriften von M. In welcher Reihenfolge M. seine einzelnen Bücher angewendet sehen wollte, ersieht man aus seiner Vorrede zu der: Introductio in lingvam latinam ad vsvm ivventvtis Marchicae accommodata sive vestibvlvm etc. Editio nova avctior emendatior. Berolini 1751.

H. A. Lier.

Myconius: Friedrich M., Superintendent und Pfarrherr von Gotha, ist den 26. Decbr. 1491 in Lichtenfels am Main geboren und den 7. April 1546 in Gotha gestorben. Seine Eltern waren ehrbare, fromme Bürgersleute und hießen Mecum. Sein Vater hatte bereits vor der Reformation evangelische Lichtblicke und suchte

sie seinem Sohne einzupflanzen, wie der Sohn selber erzählt. Sechs Jahre besuchte der Knabe die Lichtenfelser Stadtschule, und weil er eine reiche Begabung zeigte, so schickten ihn seine Eltern in seinem 12. Lebensjahre nach der damals blühenden Schule in der Stadt Annaberg. Unter tüchtigen Lehrern machte er bedeutende Fortschritte. Annaberg war eine gut päpstliche Bergstadt und hatte viele Reliquien, so daß am Annenmarkt eine Masse Wallfahrer dahin strömte. Schon im Jahre 1508 kam auch der Ablaßkrämer Tetzel mit seinem Ablaßkram nach der Bergstadt, weil er hier eine reiche Ernte einzuheimsen hoffen konnte. Schon zwei Jahre betrieb Tetzel sein einträgliches Geschäft, da kam auch der ernst gestimmte junge Mann, der noch fest an den hier ausgesprochenen Grundsätzen hielt, er wollte aber Ablaß umsonst, da den Armen derselbe umsonst um Gottes willen sogar auf päpstlichen Befehl gereicht werden solle. Alle Verhandlungen mit Tetzel halfen in dieser Richtung nichts, der Jüngling blieb bei seinem „Umsonst". Tief betrübt ging M. nach Hause, und entschloß sich jetzt, in das dortige Franciscanerkloster zu treten, sein Lehrer Staffelstein führte ihn selber hin, es war am 14. Juli 1510, wie er selbst später sagt, „um Gott zu gefallen und ihm zu dienen. So tappte ich damals im Finstern".

Wir besitzen noch einen Brief von M., in welchem er einen Traum erzählt, den er in der ersten Nacht hatte und der zu den interessantesten Urkunden aus der Reformationszeit gehört, weil in ihm der ächt biblische Heilsweg in Bildern dargelegt war. Er verstand ihn freilich damals nicht. Erst dann wurde er ihm klar, als die Reformation ihn erleuchtet hatte. Im J. 1516 wurde er in Weimar zum Priester geweiht, aber am 31. October des folgendes Jahres drang das Licht der 95 Sätze Luther's auch in seine Zelle. „Gott öffnete mir meine Augen und Ohren", bezeugt er, der Traum fing an, sich ihm in seiner tiefen Bedeutung zu enthüllen. Er sah Luther auf seiner Reise nach Augsburg zum Cardinal Cajetan, da er im Kloster zu Weimar, wo M. war, übernachtete. Doch durfte er nicht mit dem Reformator reden. Am liebsten hätten ihn die Mönche aus der Welt geschafft, aber es war eine andre Zeit hereingebrochen. Noch sechs Jahre bezeugte M. das Evangelium seinem Orden bald in diesem, bald in einem andern Kloster, wohin sie ihn versetzt hatten. Zuletzt entfloh er nach Zwickau, wo er unter dem Regimente des wohlgesinnten Kurfürsten Friedrich nichts zu befürchten hatte. Als die Annaberger in Erfahrung gebracht hatten, daß er in dem benachbarten Buchholz die Kanzel besteigen werde, strömten über 1000 Leute hinaus, um sein klares, kräftiges Zeugniß zu vernehmen. Von 1524 hat M. fast ununterbrochen in Gotha das Pfarramt verwaltet. Es sah auch hier traurig aus, die Verwüstungen in diesem Weinberge erforderten die volle Kraft eines Mannes, wie der feurige M. war. So unansehnlich von Gestalt er auch war, so entschieden griff er dort in die kirchlichen und bürgerlichen Verhältnisse ein, und er durfte die Freude erleben, daß seine Arbeit nicht vergeblich war, so vielen Widerstand er auch fand. Er trat aber auch herzhaft dem Bauernaufstande entgegen, der sich in den sächsischen Landen regte. Hier war es besonders der unselige Schwärmer Thomas Münzer, der das Volk aufstachelte. Durch seine Beredsamkeit wirkte M. begütigend auf die unruhigen Bauern. Namentlich kam Gotha ohne Schaden davon.

Mitten in diese unruhige Zeit hinein fiel seine Verheirathung mit einer ehrbaren Bürgerstochter Margaretha Jäcken aus Gotha. Neun Kinder waren die Frucht dieser Ehe, von denen im J. 1542 noch vier lebten, „welche ich dir, Herr Jesu Christe, befehle, welche dir auf dein Geheiß dargebracht worden sind", sagt er, und seine Erziehung trug gesegnete Früchte. Doch ließ er sich durch sein Hauswesen und sein Gothaer Kirchenamt nicht hindern, seine Wirksamkeit auch weiterhin auszudehnen, obwohl er in einer Darstellung der Refor-

mation, die wir von ihm besitzen, sehr demüthig von sich sagt: „Wiewohl ich der allergeringsten Einer gewesen, so muß ich doch die Werke Gottes durch mich, wie Paulus, auch rühmen". Die Kurfürsten schätzten ihn deshalb auch hoch, besonders war dies der Fall mit Johann Friedrich, der ihn auf seiner Hochzeitsreise nach Cleve mit sich nahm, daß er ihm und seiner Begleitung Gottesdienst hielte. In Düsseldorf ließ sich ein Franziscaner, Johann Korbach mit ihm in eine Disputation ein, aber mußte es erleben, daß die einfache Wahrheit des Evangeliums überall den Sieg davon trägt. „Man mußte", sagt er, „Christum einen Seligmacher der Gläubigen und Richter der Ungläubigen bleiben lassen". Seine eingreifende Tüchtigkeit aber erfuhren besonders die thüringischen Gemeinden, zu deren Visitation er mit Melanchthon und anderen Herren berufen worden ist. Melanchthon hatte den Unterricht für die Visitatoren aufgesetzt. Was mußten die Visitatoren alles in den Gemeinden erleben! Was für Jammer und Elend sehen! M. konnte auch mit Ernst gegen Mißbräuche auftreten, er fand aber bei der Regierung kräftige Unterstützung, daß er zuletzt sagen konnte: „Ach lieber Herr Gott, du hast gegeben, daß es wohl angerichtet ist, gieb, daß es auch wohl gehalten und erhalten werde!" Wie hier in Thüringen, so war seine Gegenwart auch in Marburg erfordert worden, wo bekanntlich der Landgraf Philipp von Hessen eine Zusammenkunft der deutschen und schweizer Reformatoren veranstaltet hatte, um eine Einigkeit in Betreff der Lehre vom h. Abendmahl herbeizuführen. Daß das Marburger Religionsgespräch gerade in Beziehung auf die Abendmahlslehre im Sande verlaufen ist, so daß jeder Theil bei seiner Ueberzeugung verharrte, ist bekannt. M. hielt treulich zu den Wittenbergern. Das that er auch, als derselbe wichtige Gegenstand in der sogenannten Wittenberger Concordie verhandelt wurde. Bucer und Capito suchten in der Abendmahlslehre Eintracht herzustellen und nahmen M. nach Wittenberg mit. Ihm verdanken wir die ausführliche Darstellung der Verhandlungen. Das Resultat war ein günstiges. Auch zu den Verhandlungen des Fürstentages in Schmalkalden im J. 1537 wurde er hinzugezogen. Luther hatte bekanntlich die Artikel dazu verfertigt. M. hatte viermal die Freude, das Evangelium daselbst verkündigen zu können. Schmerzlich für alle Theilnehmer des Convents war die bedenkliche Erkrankung Luther's. M. gehörte zu der Begleitung des schwer Kranken. In Gotha glaubte Luther sterben zu müssen und handelte bereits mit M. über sein Begräbniß in Gotha, doch seine Stunde war noch nicht gekommen.

Auf Veranlassung des Königs Heinrich VIII. von England schloß sich M. auf kurfürstliche Anweisung einer Gesandtschaft nach England an. Der König hatte mit dem päpstlichen Stuhle gebrochen, aber seine Beweggründe waren sehr unlautere, obwohl der englische Gesandte Fox erklärte, sein König werde der Lehre der Wittenberger zufallen. Geübt in der Verstellungskunst empfing sie der König auf das Freundschaftlichste. Man konnte aber gleichwohl zu keiner Einigung gelangen, obschon die Gesandtschaft, gestützt auf die Augsburgische Confession, den ganzen Sommer des Jahres 1538 hindurch sich abmühte, eine solche zu Stande zu bringen. Sie hätten sich vereinigt, wenn man hätte „den Antichrist im Tempel Gottes sitzen lassen und König Heinrich lassen Papst sein", wie M. sagt. Des Myconius' Urtheil von ihm lautet: „Herodes ist nicht wider Christum, und Nero wider die Apostel so tyrannisch gewesen. Dieses Königreich ist wohl gefärbt und gedüngt worden mit Christenblut". Ein ähnlicher Feind des Evangeliums und der Reformation war Herzog Georg der Bärtige von Sachsen. So lange er regierte, konnte die Reformation nicht aufkommen. Als er aber im J. 1539 gestorben war, trat sein Bruder Heinrich die Regierung an, und sein erstes war, die Reformation einzuführen. Besonders hatte Leipzig das Glück, jetzt zu allererst das gesegnete Regiment des neuen Herrschers zu genießen. Schon am Pfingstfeste dieses Jahres wurde deutscher

Gottesdienst in Leipzig und zwar von Dr. Luther selber gehalten. Neben Jonas, Cruciger und Pfeffinger war M., den der Kurfürst dem Herzoge auf längere Zeit überlassen hatte, der thätigste Arbeiter der Reformation, so daß Jonas mit Recht von ihm schreiben konnte: „Er ist ein rechter und nützlicher Apostel der Leipziger und ein wahrer meißnischer Bischof, der mehr Nutzen diesem Lande schaffen wird, als alle vorigen gethan haben". Damit ist kein Wort zu viel gesagt. Es ging freilich durch viel Kampf mit den päpstlichen Mächten, die bisher in Leipzig geherrscht hatten, aber „die Dachblumen verwelken vor der Hitze und Glanz der Sonne Gottes Worts", schreibt M. Den zähesten Widerstand leistete die Universität, Cochläus, Witzel, Rüdel ergriffen die Flucht, als sie sahen, daß sie nichts ausrichteten, und tüchtige Männer traten an ihre Stelle. Mitten aus seiner gesegneten Arbeit wurde M. von seinem Kurfürsten abberufen, um an dem Convent in Hagenau Theil zu nehmen, aber es kam daselbst zu keinem Religionsgespräche, wie doch beabsichtigt war. Er mußte darauf, trotzdem er sich kränklich fühlte und Gotha um seine Zurückberufung bat, wieder nach Leipzig gehen, um das dort angefangene Reformationswerk vollenden zu helfen. Er arbeitete wieder mit seiner bewährten Rührigkeit in Leipzig fort, und kehrte erst gegen das Ende des Jahres 1540 mit geschwächter Gesundheit nach seinem Gotha zurück. Man hat ihn öfters gebeten, auch Schriften zur Ausbreitung der Reformation zu schreiben, und er wäre besonders dazu befähigt gewesen. Kurz vor seinem Tode, im Februar 1546 erklärt er sich in einem Briefe an Paul Eber, warum er es nicht gethan: „Ich begriff wohl meinen Beruf, eine rufende Stimme zu sein, dem Herrn den Weg zu bereiten, die Steige richtig zu machen, damit sie die Augen öffneten und das gegenwärtige Heil Gottes sähen". „Aber es wäre", meint er, „Hochmuth gewesen, neben Luther, Melanchthon, Brenz", wie er sich ausdrückt, „ein Rabe oder Krähe werden zu wollen". Doch giebt es ein köstliches Büchlein von ihm: „Wie man die Einfältigen und sonderlich die Kranken im Christenthum unterrichten soll". Es erschien im J. 1540, Dr. Luther schrieb eine Vorrede dazu. Wir haben schon gehört, wie er mit geschwächter Gesundheit nach Gotha zurückgekehrt war, es war die Halsschwindsucht, an welcher er litt. Man besitzt eine Reihe von Trostbriefen, die den Leidenden aufrichten sollten, einer der merkwürdigsten bleibt der von Luther. Ihm hatte M. mitgetheilt, daß es mit ihm zum Tode oder wie er sich ausdrückte, zum Leben gehe. Luther antwortete ihm alsbald im Anfange des Jahres 1541 auf seine gewaltige Glaubensart, daß er nicht erleben wolle, daß M. ihm zuvorkommen solle. M. selber erklärt, daß es ihm nach Durchlesung dieses Briefes gewesen sei, als höre er die Stimme Christi: Lazare, komm heraus! Kurz, er stand wieder auf und ging wie sonst an seine Arbeiten, freilich eine gewisse Schwäche blieb zurück. Er schrieb nun selber Trostbriefe, wir haben zwei solche an Jonas, die wahre Kleinodien sind. Trotz seiner Schwachheit wohnte er noch der im J. 1541 in Thüringen stattfindenden dritten Visitation an, freilich „mit großer Mühe und Arbeit", wie er sagt. Namentlich verwandte er sich ernstlich für Verbesserung der Besoldungen der Geistlichen und Schullehrer. Der Kurfürst erließ mit Rücksicht auf seine Vorstellung ein gnädiges Rescript, worin die Besoldungen auf erfreuliche Weise geordnet waren. Einen tiefen Schmerz bereitete ihm noch ein Jahr vor seinem Tode der Brand, der einen großen Theil von Gotha einäscherte.

Am 4. Adventssonntage 1545 betrat er zum letzten Male die Kanzel, es war eine wahre Abschiedspredigt, wie wenn er gefühlt hätte, daß sein Heimgang bevorstände. Der Kurfürst hatte gewünscht, daß M. am bevorstehenden Reichstage Theil nehmen solle, aber bald nach seiner letzten Predigt mußte er sich auf sein letztes Lager niederlegen. Er hatte noch am Ende seines Lebens einen

wundersamen Traum über das Leiden und den endlichen Sieg der Kirche. Mit welcher Demuth schloß er den Brief, in welchem er den Traum erzählt. „Ich habe gethan, was ich gekonnt, und bin doch ein unnützer Knecht. Wo ich aber nicht gethan, was ich gekonnt, glaube ich eine Vergebung der Sünden durch den Sohn Gottes". Wir haben noch etliche Briefe von ihm, die ein wohlthätiges Licht auf sein bevorstehendes Scheiden werfen. Noch schied vor ihm der große Reformator Luther, wie er vorausgesagt hatte, es geschah am 18. Febr. 1546. Mit inniger Theilnahme vernahm M. diese Nachricht. „Gebe mir der Herr eine selige Stunde, daß ich ihm bald folge!" äußerte er und ließ noch ein Abschiedsschreiben an den Kurfürsten ergehen, worin er einen Ueberblick über sein ganzes Leben und das Reformationswerk gab. Noch legte er am 7. April 1546, seinem Todestage, ein Bekenntniß seines Glaubens ab. Er empfing darauf die Absolution und sagte: „Himmlischer Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist, du hast mich erlöst, Herr du treuer Gott!" Nach 4 Uhr verschied er, er hatte nur ein Alter von etwas über 55 Jahre erreicht. Den folgenden Tag wurde sein Leichnam der Erde übergeben, ein einfacher Stein deckte sein Grab.

Lommatzsch, Narratio de Fr. Myconio, 1825. Friedrich Myconius' Leben von Moritz Meurer. Von dem Unterzeichneten, Friedrich Myconius, Pfarrherr und Superintendent von Gotha. Ein Leben aus der Reformationszeit, Gotha 1854. Ledderhose.

Myconius: Oswald M. ist im J. 1488 in der Stadt Luzern geboren. Seinen Geburtstag kennt man nicht. Sein Familienname ist Geißhüßler. Von seiner Familie weiß man nichts. Es scheint, daß sein Vater eine Mühle besessen hat, da der Sohn zu seinem Taufnamen den des Müllers (Molitoris) beifügte, ehe er sich Myconius nannte, den ihm Erasmus gegeben haben soll. Seine Eltern schickten ihn nach Rottweil am Neckar in die Schule, die damals in gutem Ansehen stand. Als der bedeutende Lehrer dieser Anstalt Michael Rubellus einem Rufe nach Bern folgte, zog M. nebst anderen tüchtigen schweizer Jünglingen ihm dorthin nach. Im J. 1510 ging er auf die Universität in Basel und beschäftigte sich mit den alten Classikern. War doch ein Jahrhundert vorher das Studium der alten Classiker erneuert worden. Der Humanismus ging der Reformation voraus und hat ihr großen Segen gebracht. Nach vierjährigen tüchtigen Studien wurde ihm vom Rath von Basel die Schullehrerstelle von St. Theodor, später die zu St. Peter übertragen. Damals trat er trotz seines spärlichen Einkommens in den Ehestand. Der Name der Erwählten ist nicht bekannt. Hier erfreute er sich des Umgangs des Erasmus von Rotterdam, sowie des hochberühmten Malers Hans Holbein des Jüngeren. Aber schon im J. 1516 nahm er einen Ruf an die Stiftsschule in Zürich an, und gab bald eine Schrift über die Schweiz heraus, in der bereits Aeußerungen fielen, die an die bald erfolgte Reformation anklingen. Auch stand er mit Ulrich Zwingli, der damals in Einsiedeln lehrte, in Briefwechsel und suchte in Zürich auf die Berufung des von ihm hochverehrten Mannes hinzuwirken. Zwingli trat am 1. Januar 1519 als Leutpriester sein Amt am großen Münster an. Doch währte seine Verbindung mit M. nicht lange, denn der tüchtige Schulmann, mit dem bedeutende Gelehrte in Briefwechsel standen, wurde von seiner Vaterstadt Luzern an die dortige Schule des Stifts berufen. Der Abschied von Zürich und namentlich von Zwingli ging ihm nahe. Er fand in Luzern noch seine alten Eltern und manche Freunde, aber als er mit seinen hauptsächlich durch Zwingli gewonnenen Ueberzeugungen offen hervortrat, erregte er bei den meisten Luzernern Anstoß, so daß selbst Zwingli ihm Vorsicht anrieth. Doch M. drang immer mehr in das Innere des Christenthums. Da mußte er sich denn „der lutherische Schul-

meister" schelten lassen und wurden ihm sogar auf der Straße beleidigende Worte nachgerufen, ja er mußte sich sogar vor dem Rath zwei Mal vertheidigen. Er that es mit Würde und blieb unangefochten in seinem Amte. Seine Stellung wurde ihm jedoch immer unbehaglicher und er sehnte sich nach seinem geliebten Zürich zurück. Diese Sehnsucht wurde rascher erfüllt als er wohl ahnte. Ohne weitere Begründung wurde er seines Amtes entlassen. Er gehörte zur „lutherischen Secte", und das war genug, um ihn auf die Gasse zu setzen. Da veranlaßte ihn der Administrator des Klosters Einsiedeln, der wohlgesinnte Diebold von Geroldseck, nach Einsiedeln zu kommen und den jungen Mönchen Vorlesungen zu halten. Hier zeigte sich viel Empfänglichkeit für die reine Lehre. Nach wenigen Monaten verließ er jedoch Einsiedeln, und seinem Zwingli hatte er es zu verdanken, daß er als Lehrer an der Frauenmünsterschule in Zürich angestellt wurde. Wie er hier Schule gehalten, das hat uns einer seiner besten Schüler, Thomas Plater, getreulich geschildert. Ueberhaupt ist das Leben dieses Schülers mit dem seines Meisters innig verflochten. Hier in Zürich war es, wo M. seine Gaben nicht blos der Schule widmete, sondern sie auch in den Dienst der Kirche stellte. Er hielt nach Anordnung Zwingli's Bibelstunden, wozu noch andere sprach- und bibelkundige Männer verwendet wurden. Der Rath beauftragte ihn dazu und setzte ihm einen Gehalt aus. Da zeigte sich bald, daß der Schulmeister auch ein guter Prediger sei. Eine kirchliche Ordination hat er nie erhalten. Seine Schule, der er vorstand, blühte, die Schülerzahl stieg bis auf siebenzig. Bei öffentlichen Disputationen trat er nicht auf, obwohl er mit seinem Herzen daran Theil nahm. Als Zwingli in der Kappler Schlacht geblieben war, war es Plater, der seinem Meister die Nachricht brachte. „Da fraget mich", erzählt er, „mein Präceptor Myconius: Wie ist es gangen? Ist Meister Ulrich umkommen? Als ich sagt: Jo leider! da sprach er mit traurigem Herzen: Das müsse Gott erbarmen, nun mag ich in Zürich nit mehr bleiben", „denn", setzte Plater hinzu, „Zwingli und Myconius sind viele Jahre gar gute Fründ gsyn". Zu diesem Schmerze kam noch ein anderer, daß ihm sein einziger hoffnungsvoller Sohn Felix starb. Damals reiste Plater nach Basel, um seine Studien wieder aufzunehmen. Bekannt mit dem Stiefsohn des berühmten Bürgermeisters Jakob Meier theilte Plater demselben mit, daß M. sich wohl für die frei gewordene Stelle zu St. Alban eignen würde. Es gelang, und Plater erhielt zu seiner Freude den Auftrag, M. zu holen. Als M. angekommen war, mußte er eine Probepredigt halten, er that es aus dem Stegreif so gewaltig, daß Dr. Grynäus zu Dr. Simon Sulzer sagte: „O Simon, laß uns Gott bitten, daß uns der Mann bleibt, denn der kann lehren". Am 22. Decbr. 1532 wurde er zum Prediger von St. Alban erwählt. Er kam um seine Entlassung in Zürich ein und siedelte nach Basel über. Wenige Wochen vorher hatte Oekolampadius, der Reformator Basels, seine Augen geschlossen. Wer sollte sein Nachfolger, oberster Seelsorger und Pfarrer werden? Man fiel auf den Pfarrer von St. Alban, der kaum seine Pfarrei angetreten hatte, im August 1532. „Unerwartet und befremdend ist mir Alles", schreibt M. „Dringend bitte ich Gott, mich eher von der Erde wegzunehmen, als zuzulassen, daß durch meine Amtsführung seine Ehre geschmälert werde". Mit seiner Stellung als Antistes war zugleich eine Professur an der Universität verbunden. Einen theologischen Grad suchte er nicht allein nicht, sondern erklärte sich sogar auf das entschiedenste dagegen. Weil man seine wissenschaftliche Tüchtigkeit kannte, so ließ man ihn gewähren. Der unruhige Karlstadt, welcher ebenfalls an der Universität lehrte, machte ihm viel Verdruß. Er ließ sich aber nicht stören, namentlich nicht in der Ordnung des Kirchenbannes, und er trat darin ganz in die Fußstapfen Oekolampad's. Schon auf der ersten Synode im J. 1533 legte er

ein entschiedenes Bekenntniß ab, sowohl was die Lehre als auch den Wandel betrifft. Namentlich drang er auf einen würdigen Wandel der Geistlichen. Die Obrigkeit ging damals Hand in Hand mit der Kirche und es wurde strenge Sittenzucht geübt. Wenn auch M. alles that, um dem Worte Gottes Bahn zu machen in die Herzen der Menschen und seine Geistlichen dazu anzuleiten, so war und blieb ihm doch die Hauptsache, als Bote des Heils den Gemeinden gegenüber dazustehen. Das ist auch der Inhalt seines Hirtenbriefes an die Decane der Landschaft im Februar 1534. Schon vorher war das Glaubensbekenntniß von Basel veröffentlicht worden. Oekolampad hatte den Grund dazu gelegt und M. es ausgeführt. Auch Mühlhausen im Elsaß hatte es angenommen. In der Lehre vom h. Abendmahl ist es nicht mehr Zwingli, an dem M. früher so sehr hing, sondern mehr die calvinische Lehre, welcher die Basler Confession huldigte. Auch für die Schule trat M., der alte Schulmeister, kräftig ein. Der Geistlichkeit wurde die Aufsicht über die niederen Schulen übergeben. Ueberall ist es die Vermittelung, die M. liebte. Das sieht man am deutlichsten in der Lehre des h. Abendmahls, wie er sie in seinem Commentare zu Marcus niedergelegt hat. Er hatte ein theilnehmendes Herz für die verfolgten Protestanten und stimmte darin ganz mit Basel, welches die aus Frankreich vertriebenen Protestanten bei sich aufnahm. Das Haus des M. stand offen für Flüchtlinge, Calvin und andere fanden bei ihm Herberge. In den Trübsalszeiten der Kirche, die er erlebte, „nehme ich“, sagt er, „meine Zuflucht zu Gottes Wort und zum Gebet, und dann offenbart er sich mir wieder in neuem Licht“. In besonderen Freundschaftsverhältnissen stand er zu Bullinger in Zürich. Zürich blieb seinem Herzen überhaupt immer von Interesse, aber auch die anderen reformirten Kirchen der Schweiz standen mit M. in Verbindung. Hie und da wurde er um Gutachten ersucht. Ueberall war es ihm darum zu thun, die Einigkeit im Geiste aufrecht zu erhalten; zudem bewahrte er eine vaterländische Gesinnung als guter Schweizer. Er schämte sich nicht, sich öffentlich als Luzerner zu bekennen. Wir besitzen von M. kein größeres dogmatisches Werk. Er schrieb eine kurze Biographie Zwingli's. Was ihn auszeichnete, war die Schrifterklärung. Noch in späteren Jahren legte er sich eifrig auf die hebräische Sprache. Daß er darin und namentlich im Griechischen tüchtig war, beweist sein Commentar zu Marcus, der an praktischen Gedanken fruchtbar ist. Seine Predigten waren einfach und auf tüchtige Schrifterklärung gegründet. Er konnte auch ernstlich die Laster strafen. In seinem Leben suchte er sich als Christ zu erweisen. Er hatte auch trübe Zeit durchzumachen, aber er sagt: „Nirgends finde ich Ruhe, als in dem Herrn“. Als die Pest in Basel eingedrungen war, ergriff sie auch ihn in der Kirche, so daß er die Kanzel verlassen mußte. Doch genas er wieder, aber nicht lange mehr währte sein Lebenslauf. Im Frühling 1551 traf ihn mitten in der Predigt ein Schlag. Er mußte nach Hause getragen werden. Er erholte sich nie ganz, und als die Pest aufs Neue einkehrte, ergriff sie auch ihn im October 1552, und am 14. entschlief er im 64. Jahre seines Alters. Nach wenigen Wochen folgte ihm seine Gattin. Simon Sulzer, sein alter Schüler und Nachfolger im Amte, hielt ihm die Leichenpredigt über 2. Tim. 4, 7.

Sein Leben ist beschrieben von Hagenbach, der auch ausgewählte Schriften beigefügt hat; ebenso von Kirchhofer: Oswald Myconius, Antistes der Baslerischen Kirche, Zürich 1813, und in Herzog's Realencyklopädie.

Ledderhose.

Myle: Adrian van der M., niederländischer Staatsmann, aus einem hochangesehenen patricischen Geschlecht, 1538 in Dordrecht geboren, wandte sich im Gegensatz zu seinem Vater und den übrigen Mitgliedern seiner Familie der

patriotischen und protestantischen Sache zu, als 1572 die Revolution in Holland ausbrach. Schon damals als gelehrter Jurist bekannt, ward er bei der Reorganisation des Gerichtshofes, dessen Mitglieder, wie die meisten Beamten, ausgewandert waren, zum Mitglied desselben ernannt. Zehn Jahre später trat er an dessen Spitze, welche Stelle er bis zu seinem Tode innehatte. Doch hielten ihn die juristischen Functionen nicht ab sich der Politik zu widmen. M. gehörte zu den treuesten Freunden Wilhelms von Oranien; in den geheimsten Dingen ward er zu Rathe gezogen, in den verschiedenen Executivbehörden, welche nach der Revolution in Holland nacheinander errichtet wurden, hatte er eine erste Stelle. Auch zu Oldenbarnevelt hatte er die intimsten Beziehungen: im engen Einverständniß mit demselben stand er mit an der Spitze der Partei, welche die Interessen des jungen Moritz gegen Leicester verfocht. Als er 1590 starb, erbte sein Sohn Cornelis, geb. 1578, sobald er volljährig war, seinen Einfluß und seine Beziehungen. Dieser ward Oldenbarnevelt's Schwiegersohn und treuester Anhänger, ein eifriger Verfechter seiner Principien. Durch den Advocaten groß gezogen, von demselben in Gesandtschaften verwendet und zu anderen hohen Aemtern erhoben, ward er in dessen Sturz verwickelt. Ja sein pamphletistischer Zweikampf mit dem vom Advocaten abgefallenen François v. Aerßens bildete einen der Momente in der Niederlage der holländisch-remonstrantischen Partei. Seines Sitzes in der holländischen Ritterschaft und seines Amtes eines Curators der Leydener Universität beraubt (1618), konnte er froh sein, nur in freier Haft in Beverwyk gehalten zu werden. Erst später wagte es der Prinz Friedrich Heinrich, der ihm gewogen war, ihm 1640 die Würde eines Curators zurückzugeben, zu der sein Ruf als Gelehrter ihn vorzüglich befähigte. Zwei Jahre später ist er gestorben.

Vgl. außer Bor ꝛc., Brandt, Hist. der Reformatie; de Jonge, Nederland en Venetie; Wagenaar, Arend, van Rees und Brill, Gesch. des Vaderlands. P. L. Müller.

Myler: Johann Nikolaus M. ab Ehrenbach (ursprünglich Müller), herzoglich württembergischer Vicekanzler, Consistorialdirector und Staatsrechtsgelehrter, geb. zu Urach an der rauhen Alp am 16. März 1610, † zu Stuttgart am 3. October 1677; ein Sohn des dortigen Bürgermeisters Heinrich M., welcher als langjähriges Mitglied der württembergischen Landtage allgemeine Achtung genoß. Günstige Vermögensverhältnisse gestatteten dem strebsamen Sohne außer der Landesuniversität, an welcher er am 2. December 1618 immatriculirt wurde, auch andere Hochschulen, namentlich Straßburg und Basel, zur Fortsetzung des Rechtsstudiums zu beziehen. Mit den neueren romanischen Sprachen gründlich vertraut, ging er hierauf mit zwei jungen Adeligen, welche damaliger Sitte gemäß nach beendeter Universitätszeit unter kundiger Leitung die Hauptbildungsstätten des Auslandes kennen lernen wollten, durch den Nordwesten von Deutschland nach Frankreich und Italien: kaum heimgekehrt wiederholte er in nämlicher Eigenschaft mit zwei anderen Studirenden dieselbe „peregrinatio academica“, und trat sie nach kurzer Pause in gleicher Weise zum dritten Male an. Nach diesen Reisen, auf welchen er den Grund zu seiner an französischen, italienischen und spanischen Fachwerken reichen Büchersammlung legte, schrieb er in Tübingen die Inauguraldissertation „De statibus Imperii eorumque jure“ (Tub. 1640, 4°), erwarb durch dieselbe unter dem Vorsitze Gräber's nach der Tübinger Doctorenmatrikel am 30. März 1641 (nicht 1640) den Doctorhut. Später erweiterte er seine Dissertation zu dem Tractate „Delineatio de Principum et Statuum I. R. G. praecipuis juribus“ (Stuttgart 1656, 1658, 12°) und besorgte 1659 eine neue, stark vermehrte Ausgabe, welcher 1671 und nach seinem Tode 1685 zu Tübingen zwei weitere folgten. Das vielbenutzte Buch

wurde nach Kulpis (Diss. de stud. jur. publ., p. 8) an Fürstenhöfen zur Unterweisung junger Prinzen im deutschen Staatsrechte häufig gebraucht. — Seit 1641 übte M. beim Tübinger Hofgerichte Anwaltspraxis und hielt zugleich an dortiger Hochschule Vorlesungen über Staatsrecht. Durch solch' wissenschaftliche Thätigkeit zog er die Aufmerksamkeit Herzog Eberhard III. auf sich, der ihn als Regierungsrath 1643 nach Stuttgart in seine Nähe rief und ihn als Abgeordneten öfters zum schwäbischen Kreistage, an auswärtige Fürsten und schon im Jahre der Berufung (1643) an den kaiserlichen Hof nach Wien sandte. — Dorthin ging er auch 1653 als Mitglied der schwäbischen Kreisdeputation und verweilte acht Monate in der Kaiserstadt. Herzog Eberhard, der ihm wegen seines Charakters und seiner Geschäftskenntnisse besonderes Vertrauen schenkte, beförderte ihn 1659 zum Director des Consistoriums und obersten Kirchenrath; außerdem übertrug ihm der wohlgeneigte Fürst die Stelle eines Vicekanzlers, eines Lehenpropstes nebst der Oberaufsicht über die Universität Tübingen und die hiermit verwandten Anstalten. Der erfahrene und einsichtsvolle Mann hat sich durch zweckmäßige Einrichtungen um dieselbe viele Verdienste erworben und den durch den unheilvollen 30jährigen Krieg sehr herabgekommenen Stand der Hochschule wesentlich gehoben. Die zahlreich eingegangenen Lehrstellen wurden neu besetzt, die geschmälerten Gehalte besser regulirt, das theologische Stift vergrößert, das Studium gefördert und zu diesem Behufe die Zahl der Stipendien vermehrt, wobei M. durch Gründung solcher für Uracher Theologen mit edlem Beispiele voranging. Als er sich nach dem Tode Kaiser Ferdinand III. (2. April 1657) abermals an das kaiserliche Hoflager begab, um zu Preßburg von dem neuerwählten Kaiser Leopold I. die württembergischen Lehen für seinen Herrn, den Herzog, zu empfangen (worüber M. selbst in P. 3. c. 91. § 8 am Ende seines Tractates „De principibus etc." des Näheren berichtet), erhob ihn Kaiser Leopold I. 1661 in den erblichen Adelstand des Reiches mit dem Prädicate „ab Ehrenbach". Zu einer vierten 1663 unternommenen Wiener Reise gaben Differenzen zwischen den Fürsten Georg Christian von Ostfriesland und Hartmann von Liechtenstein Anlaß, welche ihn im folgenden Jahre (1664) zu Fürst Georg Christian selbst führten, und blieb sein Rathschlag auf die Beilegung der streitigen Sache nicht ohne Einfluß. M. war indeß zugleich ein fruchtbarer Schriftsteller auf dem Gebiete des öffentlichen Rechtes. Wie aus dem ihm am 5. Juni 1662 ertheilten kaiserlichen privilegium impressorium hervorgeht, trug er sich mit dem Gedanken, über einzelne Materien des Reichsstaatsrechtes Abhandlungen unter besonders gewählten Namen zu schreiben, welche in ihrer Vereinigung ein zusammenhängendes „opus de jure publico imperii Romano-Germanici" bilden sollten. Ein großartig angelegter Plan, an dessen Ausführung er sofort die Hand legte; denn schon im folgenden Jahre 1663 erschien die erste Abhandlung: „Archologia s. de principum et statuum prisca origine", Tub. 4⁰, 2. Aufl. ibid. 1683; dieser folgten in Zwischenräumen „Nomologia s. de statuum imp. obligatione legali" (Tub. 1663, 4⁰); „Etologia s. de jure concedendi veniam aetatis" (Stuttg. 1664, 4⁰), 2. Aufl. Tub. 1706, 4⁰; „Gamologia s. de causis matrim. personarum illustrium" (Stuttg. 1664, 4⁰); „Metrologia s. de jure statuendi mensuris etc." (Stuttg. 1663, 4⁰); „Asylologia s. de jure asylorum etc." (Stuttg. 1663, 2. Aufl. Tüb. 1687). — Die siebente Abhandlung „Hyparchologia s. de officialibus, magistratibus et administris" war nahezu druckfertig vollendet, als er von einer in Stuttgart herrschenden Epidemie ergriffen und schon nach wenigen Tagen, am 3. October 1677, hinweggerafft wurde. Die Cotta'sche Buchhandlung veröffentlichte das Werk so, wie es der Verfasser hinterlassen hatte (Stuttg. 1678, 4⁰, 2. Aufl. 1710), und zählt es trotz des unfertigen

Zustandes zu den vorzüglichsten in dem betreffenden Fache. — Aus Myler's litterarischem Nachlasse besorgte Professor J. Dav. Mögling die Herausgabe der „Stratologia, seu militandi libertas Germanorum“ (Ulm 1722, 4°), welcher in der Vorrede eine kurze Lebensskizze des Verfassers beigegeben ist. Von vorstehenden Abhandlungen wurde zu Tübingen 1693 unter dem Titel „Opera jurid. politica, sive heptas Tractatuum de jure Statuum publ. Imperii R. G.“, eine aus zwei Bänden bestehende Gesammtausgabe veranstaltet. Unter Myler's größeren Arbeiten sind noch die umfassenden „Additiones ad Rumelini Dissertat. ad auream bullam“ (Stuttg. 1635, 4°, 3 Thle.) hervorzuheben, welche von Gabriel Schweder 1655 und 1702 neu aufgelegt wurden. Praktische Behandlung des Stoffes und gründlichste Kenntniß des deutschen Staatsrechtes sowie der deutschen Fürstenhöfe bilden zwei hervorragende Merkmale der Myler'schen Schriften. Staunenswerthe Belesenheit verleitete den Verfasser bisweilen, Fernliegendes herbeizuziehen; dagegen liegt der Hauptgrund der häufig bemerkbaren Beurtheilung staatsrechtlicher Verhältnisse des deutschen Reiches nach römisch-rechtlichen Principien weniger beim Autor, als in dem Umstande, daß die Staatswissenschaften zu jener Zeit in Deutschland auf eine höhere Stufe der Entwicklung und Durchbildung noch nicht gelangt waren. Myler's Name hatte bei den Fachgenossen den besten Klang; namentlich behauptete Joh. Peter v. Ludewig, der mit fremdem Lobe ziemlich karge Kanzler von Halle, daß „dieser tapfere und gelehrte Mann seines Gleichen in Deutschland nicht gehabt“ habe, indem „seinen vor unentbehrlich zu achtenden Büchern, absonderlich den aus seiner Zeit geschriebenen, nichts gleich komme, daß daher diesem nützlichen und berühmten Autor die deutschen Staatsrechte gar vieles zu danken haben“ (Vorrede zum 2. Theile der Erläuterungen zur goldenen Bulle, S. 7, § 10). M. starb in einem Alter von 67 Jahren 6½ Monaten und wurde am 10. October 1677 in der Spitalkirche zu Stuttgart bestattet. Die (bei Mögling a. a. O. abgedruckte) Inschrift auf dem dort errichteten Steindenkmale führt die Hauptepochen seines Lebens auf, während die in Münch's amtlicher Leichenrede aufgenommenen Angaben über die Person des Verewigten den wesentlichsten Stoff zu den späteren Biographien liefern. Obwol M. zweimal verheirathet war, hinterließ er doch keine Leibeserben; die erste Ehe schloß er 1641 mit der Hofgerichtsadvocatens Wittwe Anna Maria Zobel geb. Bayer († 1674), die zweite, hochbetagt (1676) mit der Amtmannstochter Ursula Veronika Luz v. Schorndorf, welche schon vor Jahresfrist Wittwe wurde. Die aus erster Ehe hervorgegangenen Kinder starben frühzeitig; die zweite, ohnedies sehr kurze Verbindung blieb ohne Nachkommenschaft. Mag auch der gelehrte Mann, wie Gundling erzählt, von Jugend auf ein warmer Verehrer des Sorgenbrechers gewesen sein und einen tüchtigen Abendtrunk geliebt haben, Berufstreue, Fleiß und Pflege der Wissenschaft erlitten hierdurch sicherlich keinen Abbruch. — Was M. für die Landesuniversität gethan, daß er mit 4400 Speciesthaler zehn Stipendien für Uracher Theologen und Orientalisten stiftete, ist bereits hervorgehoben. Außerdem verschönerte er aus eigenen Mitteln den botanischen Garten. Ein tüchtiger Numismatiker, besaß er eine hübsche Münzsammlung; von besonderem Werthe aber war seine mit großem Verständnisse angelegte, an seltenen und kostbaren Werken reiche Bibliothek, welche er letztwillig dem Stuttgarter Justizcollegium vermachte. Schon bei Lebzeiten um seiner Vorzüge willen hochgeachtet, nahm er den Ruhm ins Grab, in dem mit verdienten Männern gesegneten Lande einer der verdientesten gewesen zu sein. Ein Gemälde G. Paul Hopffer's (Brustbild) hat Joh. Frank zu einem Kupferstiche in Medaillonform und phantastisch-allegorischer Umrahmung (kl. Fol.) benutzt. Der mit gerunzelter Stirne etwas ernst blickende Gelehrte ist in seinen mittleren Jahren in der Amtstracht eines württembergischen Consistorialbeamten dargestellt. Unter dem Porträt

das Myler'sche Wappen. Ein Verzeichniß der Schriften nebst deren kurzer Besprechung gibt Jugler, Beiträge &c., Bd. V, St. 1, S. 224—229.

N. Myleri Stratologia cum praefat., in qua authoris vita recensetur adaucta a J. D. Möglingio. — Clemii novae amönit. literar. I, p. 66 u. ff. in der Note. — Jugler a. a. O. S. 220 u. die dort Citirten.

Eisenhart.

Mylius: Andreas M., Vertrauter und Rath Herzog Johann Albrechts von Mecklenburg, nimmt in des letzteren Geschichte eine eigenthümliche Stellung ein. Weder Jurist noch auch eigentlicher Geschäftsmann hat er doch unter dem geistig hoch angeregten Fürsten einen sehr bedeutsamen Einfluß geübt, wenn auch die diplomatischen Verhandlungen, zu denen er gebraucht wurde, wenig Erfolg hatten. Man kann ihn des Herzogs wissenschaftlichen, vielleicht auch religiösen Leiter nennen, soweit die letztere Richtung nicht etwa aus des Herzogs Anlage selbst auf ihn erst überging. Sein eigentlicher Name ist Müller, sein Vater war der Maurermeister Peter Müller zu Meißen, wo M. am 30. November 1527 geboren wurde; seine Brüder, die er später nach Schwerin zog, hießen nach wie vor Müller oder auch Möller, so der Steinmetz Peter Müller, der Lehrer an der Fürstenschule Nicolaus, der auch wol Mylius genannt wird, und noch ein Gärtner. An der Fürstenschule zu St. Afra in Meißen war M. Schüler des Matthias Marcus Dabercusius (A. D. B. Bd. IV S. 685), promovirte 1546 zu Leipzig als Baccalar und war 1547 in Wittenberg; in diesem Jahre muß er Magister geworden sein. 1547 traf ihn Johann Albrecht auf einer Reise, 1548 auf der Rückkehr vom Augsburger Reichstag nahm er, damals Herzog von Mecklenburg-Güstrow, ihn am 9. November ohne eigentliche bestimmte Stellung und ohne festes Gehalt, gewissermaßen als vertrauten wissenschaftlichen Berather in seinen Dienst, worin er bis zu des Herzogs Tode blieb. Zunächst leitete er geradezu des Herzogs lateinische, später auch griechische und biblische Studien und wechselte mit ihm eine zahlreiche, stets lateinische Correspondenz, dann übernahm er 1550—51 die Leitung der Erziehung des jungen fürstlichen Bruders Christoph, begleitete 1552 den Herzog auf dem Heerzuge gegen den Kaiser bis Augsburg und scheint dann die herzogliche Bibliothek zunächst verwaltet zu haben, deren Grundstock Johann Albrecht zu Mainz in seinem Quartiere erbeutet hatte. So Studienrath des Herzogs, über alle Angelegenheiten mitredend, ohne Stellung, wurde er natürlich arg angefeindet am Hofe und gerieth bei seines Herrn ständigem Geldmangel auch oft in große Bedrängniß. Er übersetzte auf Wunsch Johann Albrechts jetzt die Psalmen aus Luther's Deutsch ins Lateinische, die vom Herzog mannigfach corrigirt noch vorhanden sind, dann aber führte er die Correspondenz mit Preußen, dem Erzbischof von Riga und dem Könige von Polen, wegen Annahme des Herzogs Christoph als Coadjutor in Riga, ging auch 1554 als Geschäftsträger an den polnischen Hof nach Wilna. Er besorgte ebenso die Correspondenz wegen der Heirath Johann Albrechts mit Anna Sophie von Preußen und hielt bei dieser Vermählung zu Wismar am 24. Februar 1555 die begrüßende Anrede an die Fürstlichkeiten. Am 6. April 1556 gab dann der Herzog seinem Freunde eine feste Bestallung als „Hofrath", was heute Geheimrath oder Staatsrath heißen würde, nach dem Tode seines Rathes, des Ritters Joachim v. Maltzan. Erst 1558 stellte M. inzwischen den Dienstrevers aus, 1569 erneuerte der Herzog noch einmal ausdrücklich und eigenhändig diese Anstellung. Er hatte M. jetzt gut besoldet, für seine litterarischen Arbeiten machte er noch ganz bedeutende Geschenke, trotzdem jammerte jener ständig über Geldnoth, vielleicht nach dem Zuge der Zeit, vielleicht wegen schlechter Wirthschaft, dennoch hinterließ er später Vermögen. 1558 entwarf er eine höchst merkwürdige Ordnung für die Studien des Herzogs selbst, dann

machte er sich daran, für diesen die ganze Bibel, ebenfalls aus Luther's Uebersetzung ins Lateinische zu übertragen; noch später übersetzte er den Dio Chrysostomus, der auch herausgegeben wurde. 1561—64 finden wir ihn wieder auf Staatsreisen wegen Christophs, auch die unangenehmen Theilungsverhandlungen mit Herzog Ulrich führte er. Seit 1564 war er in der Regierung thätig, 1569 wurde er erster Rath; vermuthlich hat er Johann Albrecht bestärkt, in seinem Testamente, einem der bedeutendsten mecklenburgischen Hausgesetze, die Primogenitur zu bestimmen, noch am Sterbelager des Fürsten vermochte er in dessen Auftrage den Herzog Ulrich zur Uebernahme der Vormundschaft. Auch unter dieser blieb er im Dienste, zumal als Rath der Herzogin Wittwe; und als Johann VIII., dessen wissenschaftliche Erziehung er überwacht hatte, 1585 die Regierung übernahm, mußte er bei diesem zunächst, wenn auch ungern, das Kanzleramt übernehmen; wurde auch 1588, als Johann die Tochter Herzogs Adolf von Holstein, Sophie, heimführte, herzoglich holsteinischer Rath. 1570 hatte ihn der Kaiser bei Gelegenheit einer Gesandtschaftsreise in den Adelstand erhoben, doch schrieb er sich auch ferner „Mylius"; Johann Albrecht hatte ihm das kleine Lehngut Gädebehn verliehen, dort lebte er behäbig in seinem Alter, er starb am 30. April 1594. In höheren Jahren schrieb er zwei Mecklenburger wichtige Geschichtswerke: 1) 1571: „Genealogia, der Hertzogen zu Mecklenburg erste Ankunft", eine kritische, von den Fabeln des Marschalk Thurius gesäuberte Geschichte von Mecklenburg in deutscher Sprache, die erste der Art. Sie fiel dem etwas anrüchigen Pfarrer Caspar Calovius in die Hände, der sie 1599 in Leipzig als seine „Chronica oder Erster Ankunft und Herkommen" ꝛc. mit des Marschalk Fabeln neu ausgestattet drucken ließ. Sie fand als deutsche Chronik viele Leser. Das Original hat zuerst Gerdes, Sammlung Mecklenburger Urkunden, herausgegeben. Derselbe hat auch 2) des Mylius' „Annales", eine Geschichte der Zeit Johann Albrechts, ebenda drucken lassen, deren Original verloren scheint. Verheirathet war M. seit 1551 mit Margarethe, einer Tochter des Bürgermeisters von Schwerin und herzoglichen Rentmeisters Rotermund, deren Schwester Helena dem Astronomen und Kartographen Tilemann Stella sich vermählte. Von Mylius' Töchtern heirathete Gertrud M. den berühmten Philologen Johann Caselius (A. D. B. Bd. IV S. 40), den sein Schwiegervater an die Universität Rostock zog. Mylius' Nachkommen nannten sich v. Milies.

Lisch, Jahrb., XVIII. Vgl. Register über Bd. 1—30, II. S. 353. — Schirrmacher, Johann Albrecht I., Herzog von Mecklenburg. Wismar 1885, I.

Krause.

Mylius: Andreas M., Rechtsgelehrter. Die Familie war ursprünglich eine geachtete Bürgerfamilie Mitteldeutschlands, welche nach dem uralten Besitze der Mühle zu Greiz „Möller oder Müller" hieß. Nach glaubhaften Familienüberlieferungen war David der Ahnherr des Geschlechtes, welcher im 14. Jahrhundert gelebt und die noch lange nachher „Davidsmühle" genannte Besitzung aus Stein neu aufgebaut haben soll. Ein namhafter, in Augsburg angesiedelter Zweig der Familie führte den Namen Göring (auch Gering). Georg, ein Nachkomme dieses Zweiges (s. u. S. 142), der nach thatenreichem Leben am 28. Mai 1607 als Professor und Generalsuperintendent zu Wittenberg das Zeitliche segnete, vertauschte den von seinen Vorfahren (statt Göring) bereits angenommenen Namen „Müller" nach damaliger Gelehrtensitte (den Familiennamen zu latinisiren oder zu gräcisiren) in „Mylius", welche Namensänderung die einzelnen weitverbreiteten Zweige der Familie annahmen. Johann Christoph M., Bibliothekar an der Universität Jena, fertigte aus Familiendocumenten eine sehr fleißig gearbeitete „Historia Myliana" (Jenae P. I. 1751, P. II. 1752. 4°), welche mit einigen in Kupfer gestochenen Porträts von Familien=

gliedern geschmückt ist. Nach dieser Darstellung erhob sich die Familie seit Beginn des 17. Jahrhunderts zu einer Gelehrtenfamilie, aus welcher Schriftsteller und Professoren (besonders Theologen und Juristen) in einer Zahl hervorgingen, deren sich nur wenige deutsche Geschlechter rühmen können. — Zu den angesehensten aus früherer Zeit zählt unser Rechtsgelehrter Andreas M., geb. am 12. April 1649 zu Schöplin (Zschepplin) bei Eilenburg (Ilburg), † am 6. Juni 1702 in Leipzig. — Sein gleichnamiger Vater, Andreas, seit 1645 mit Margaretha, einer Tochter des verstorbenen Kastenvorstehers Gey in Torgau verehelicht, bekleidete zuerst (1646) die Stelle eines Bürgermeisters von Schöplin, später (seit 1669) von Eilenburg. Der Großvater Joachim Friedrich M. war Pastor von Ahornberg im Voigtlande und starb 1669 im 78. Lebensjahre. Der Urgroßvater Balthasar Möller (welcher sich gleich dem Großvater dreimal verheirathete), lebte als Consistorialassessor und Superintendent in Schleiz und starb dortselbst 1596 oder 1598. Dessen Vater, Andreas Möller, segnete als Bürger und Böttcher von Greiz das Irdische am 29. Februar 1559. — Christian Otto M. (s. u.) war ein Vetter (Geschwisterkind) unseres Andreas und der vorerwähnte „Joachim Friedrich“ ihr gemeinsamer väterlicher Großvater. — Andreas M. jun. empfing den ersten höheren Unterricht am Lyceum zu Torgau und bezog 1667 die Universität Wittenberg, wo er namentlich bei Schurzfleisch philosophische, dann philologische und juristische Vorlesungen besuchte. Kränklichkeit zwang ihn, seine mit Eifer begonnenen Studien zu unterbrechen. Nach längerem Aufenthalte im elterlichen Hause ging er 1669 nach Leipzig, wo er neben dem bejahrten Schwendendörfer hauptsächlich Carpzow hörte; er hielt öfters Disputationen, promovirte am 24. October 1678 mit einer Abhandlung „De contractu libellario“ als Licentiat und erlangte am 6. November des folgenden Jahres den Doctorgrad. Bald darauf (1680) wurde er nach der damals, besonders in Leipzig üblichen Bezeichnung der vier juristischen Professuren zum „professor tituli“ (de verborum significatione et de reg. juris) ernannt, gleichzeitig in das Collegium professorum aufgenommen, und vier Jahre später (im Februar 1684) nach dem Tode von Dr. Henzius zum Professor institutionum befördert, welche Stelle er 18 Jahre bekleidete; außerdem wurde er 1683 und 1695 zum Rector magnificus, 1686 zum Universitätssyndicus erwählt und war seit 1688 Assessor der Juristenfacultät. M. galt als eifriger, anregender Lehrer, der sich allgemeiner Achtung erfreute. Eine Leipziger Chronik bemerkt anläßlich seines Todes: „Am 6. Juni 1702 starb allhier Nachm. 3 Uhr Dr. Andreas Mylius, ein berühmter Jurist, öffentlicher Professor der Rechte; u. der Akademie, emeritirter Syndikus, welcher seine Lebenszeit auf 53 Jahre mit Schaffen vieles Nutzens der studirenden Jugend rühmlichst gebracht hat.“ Auch auf litterarischem Gebiete war M. nicht ohne Erfolg thätig; so verfaßte er von 1678—1697 gegen 40 Dissertationen meist civilistischen Inhaltes und schrieb für seine Zuhörer außer einer „Manuductio in universum jus“, „Nucleus institutionum“ (1680, 12°, 1691 und 1692), „Nucleus pandectarum“ (1691, 12°) und „Nucleus proc. judiciarii“ (1792, 12°), worin er die Quintessenz dieser Rechtsdisciplinen vortrug. — Außerdem beschäftigte er sich mit Herausgabe der Werke Dritter, die er mit Vorrede und Anmerkungen begleitete. So besorgte er die Herausgabe der „Tractate“ des seiner Zeit hochgeschätzten, aber bald vergessenen Gießener Kanzlers, Joh. Otto Tabor (Taboris tractatuum vol. 2, 1688 Fol., 1718); sodann Neuauflagen der 1638 in Frankfurt erschienenen Jurisprud. forens. saxoroman. des Bened. Carpzow (1684, 1694, 1703 und 1721 Fol.) und der Paraphrasis instit. Justin. des Paul de Fuchs (1701), welches Werk schon 1671, 4° und 1684 verlegt worden war. Auch zu Quir. Schacher's Colleg. pract. (1678) verfaßte er Noten und wurde das Buch nach dem Tode Mylius' mit

dessen und Anderer Noten bereichert (1724, 4⁰), neu aufgelegt. Aus der Ehe, welche M. mit Elisabeth Friederici, der Tochter des verstorbenen Bürgermeisters von Eilenburg, 1677 abgeschlossen, gingen fünf Kinder hervor, darunter ein Sohn, Andreas Friedrich M., der, am 5. Februar 1683 geboren, zu Leipzig und Jena studirte, am 4. November 1704 Anwalt, im Frühjahr 1706 zu Jena Doctor der Rechte und 1721 Syndicus der Leipziger Hochschule wurde, als deren Vertreter er auf den Landtagen zu Dresden 1722, 1728, 1731, 1734 und 1737 eine größere politische Thätigkeit entfaltete; seit 1734 Mitglied des Oberhofgerichts in Leipzig, ging er am 22. März 1740 in dieser Eigenschaft mit Tod ab. Eine Aufzählung der Schriften des Andreas M. bei Rotermund, Bd. V, S. 294 und 295 und in M. Lipen's Bibl. realis.

Ueber beide Mylius siehe: Joh. Chr. Mylius, Historia Myliana etc., Jenae, Pars I, Tab. III ad Sect. VI. F, P. II, S. 30 u. P. III Tab. XV, Sect. XIX u. Zedler, Universal-Lexicon, Bd. XXII, S. 1694—96.

Eisenhart.

Mylius: Anton Ulrich Freiherr v. M., k. k. Feldmarschalllieutenant, k. k. Kämmerer, Ritter des Militär-Maria-Theresien-Ordens, geb. im J. 1742 zu Köln, † am 2. Februar 1812 zu Prag, entstammte einem rheinischen Geschlechte, dessen Mitglieder sich anfänglich Myle nannten, später ihren Namen zeitgemäß latinisirten, im 14. Jahrhundert den Adelstitel erhielten und am 6. März 1698 für ihre als regierende Bürgermeister der freien Reichsstadt Köln bewiesene Anhänglichkeit an Kaiser und Reich in den Reichsritterstand erhoben wurden. Auch Mylius' Vater, Johann Heinrich Arnold v. M., verehelicht mit Albertine Sylvia Freiin v. Lamberts-Cortenbach, war regierender Bürgermeister zu Köln; seine drei Söhne verließen jedoch den Heimathsort. M. wurde wahrscheinlich im J. 1759 vom k. k. Feldzeugmeister Freiherrn v. Vogelsang als Volontär mit Unterlieutenantsrang und als dessen Personaladjutant zur Armee mitgenommen. Schon im J. 1760 errang sich M. bei Glatz die angesehenste militärische Auszeichnung, das Ritterkreuz des Militär-Maria-Theresien-Ordens, indem er jenen hohen Grad von Thatenlust, Kühnheit, Ausdauer und lebhafter Auffassung bekundete, welcher zeitlebens all' seine Thätigkeit gekennzeichnet hat. Als nämlich Loudon in den Laufgräben von Glatz die Anordnungen zum Sturme auf die Festung traf und hierbei bezüglich einer in der Flanke gelegenen Flesche Bedenken äußerte, da erbat sich und erhielt auch M. die Bewilligung zur Wegnahme des erwähnten Objectes. Er drang nun mit 50 Freiwilligen in die Flesche, nahm ferner aus eigenem freien Antriebe ein anderes zunächst gelegenes und mit sechs Geschützen vertheidigtes Werk, worauf er auch noch in den gedeckten Weg vorbrechen wollte. Hieran wurde er jedoch durch den als Parlamentär vorgeschickten Obersten Rouvroy gehindert. Beim Hauptsturme selbst erlitt M. eine zweifache Verwundung, doch ließ er sich trotz mehrfacher Mahnungen erst nach Schluß des Kampfes auf den Verbandsplatz bringen. Kaum genesen, rückte er wieder zum Heere ein und focht in dessen Reihen in den Feldzügen 1761 bis 1763. Im letztgenannten Jahre avancirte M. zum Hauptmann im Infanterieregimente Wenzel Wallis Nr. 11, stand später mehrere Jahre hindurch als Adjutant bei dem Feldmarschall und Hofkriegsrathspräsidenten Grafen Haddik in Verwendung, worauf er, seit 1775 zum Freiherrn erhoben, im J. 1777 zum Major, 1786 zum Oberstlieutenant, 1790 zum zweiten Obersten vorrückte. Im baierischen Erbfolgekriege hatte M. keine Gelegenheit sich hervorzuthun; während des Türkenkrieges mußte er mit seinem Bataillon in Kollin zurückbleiben. Da er aber inzwischen ein besonderes Verständniß für Organisirungsangelegenheiten dargethan und auch günstig auf die Truppe einzuwirken wußte, so wurde ihm im J. 1790 der Auftrag, im niederrheinischen Kreise das Grün-Laudon'sche Frei-

corps zu errichten und dasselbe gegen die insurgirten Niederländer zu führen. Die Schnelligkeit und Entschiedenheit, mit welcher er hierbei vorging, als auch seine geschickte Leitung der Truppe bei Bekämpfung der Aufständischen trugen zu baldiger Vertreibung derselben aus der Provinz Limburg bei. In dankbarer Anerkennung dessen verehrten ihm die limburgischen Stände einen prachtvollen Degen mit der Inschrift „Provincia Limburgensis suo liberatori“; militärischerseits wurde aber M. im J. 1792 erneut für selbständige Verwendungen vertrauenswürdig befunden und dieserhalben mit der Deckung eines Theiles von Westflandern beauftragt. Dort hielt er bei Courtray am 18. Juni 1792 mit sechs Compagnien den über 2000 Mann starken Franzosen muthig Stand und retirirte erst, als seine Verbindung mit Brüssel, von wo er Verstärkungen erwartete, bedroht war. Unmittelbar jedoch, nachdem ihm dieselben zugekommen, wendete er sich wieder gegen den Feind, den er am 20. Juni mit allem Nachdrucke nach Courtray zurückwarf. Ueberhaupt bewies sein Verhalten während dieses Feldzuges eine sich immer mehr steigernde scharfe Erkenntniß und rasche Ausnützung aller Terrain- und Kampfesverhältnisse, welche Eigenschaften ihn im Feldzuge 1793 mehrere denkwürdige Thaten vollbringen ließen. Er streifte nämlich mit einer stärkeren, über 12 Geschütze verfügenden Heeresabtheilung in der rechten Flanke des Prinzen Coburg, besetzte Kermpt, hielt mit Herzog Braunschweig-Oels die Verbindung aufrecht, organisirte den Bauernaufstand zwischen Diest, Tirlemont und Löwen, zog mit Vorbedacht die Aufmerksamkeit des Gegners auf sich, nahm am 20. März Diest nach wiederholten Angriffen und heftigem Straßenkampfe. Hierauf überrumpelte er mit einigen Bataillonen das von 10 000 Mann vertheidigte Antwerpen, hatte nach Dumouriez' Ausspruche die Kühnheit, dieselben zur Unterwerfung aufzufordern (eut l'audace de sommer Anvers) und auch gegen das Zugeständniß freien Abzuges zur Capitulation zu zwingen. Im weiteren Verlaufe des Feldzuges stritt er noch mit besonderer Auszeichnung bei Poperinghe am 11. August, leistete dann dem hannoveranischen Feldmarschall Freitag, dem er beigegeben worden, gute Dienste und nahm endlich am 6. September bei Rexpoede mit zwei kaiserlichen Bataillonen ehrenvollen Antheil an der Befreiung des Prinzen Adolf von England aus französischer Gefangenschaft. Mit Ende des Jahres 1793 trat M. als erster Oberst und Commandant an die Spitze des Infanterieregiments Ulrich Graf Kinsky Nr. 36, welches ihn als beispielgebenden, gerechten und sorgsamen Führer in treuer Erinnerung hält. Mit diesem Regimente stand M. im Monat April 1794 in den Laufgräben bei Landrecies, von welchen aus auf seinen Befehl und unter seiner Leitung des Feindes Artillerie demontirt, der Ort in Brand geschossen, die Besatzung zur Capitulation gezwungen wurde. M., der hierbei am Kopfe verwundet worden ist, trat vom Commando des Regiments jedoch erst dann zurück, nachdem die ausziehende Garnison in Gegenwart des Kaisers zu Kriegsgefangenen gemacht worden war. Auch 1795 befehligte M., von seiner schweren Verwundung genesen, das Regiment mit Zähigkeit und großem Geschick, so namentlich auf dem Schritt für Schritt kämpfend durchgeführten Rückzuge von Uckerath am 13. September, dann bei Bacherach am 17. December, wo er sich Nieder-Diebachs bemächtigte und die Kanterich-Anhöhe erstürmte. Bald nachher, d. i. am 1. April 1796, avancirte M. zum Generalmajor und Truppenbrigadier. Er verblieb auch als solcher bis 1799 bei der Armee in Deutschland, stets durch sichere Führung sowie durch muthvolles Eingreifen in entscheidenden Augenblicken sich auszeichnend. Ganz besondere Anerkennung fanden 1796 sein gewandtes Verhalten beim Vertreiben der Franzosen zwischen Herborn und Hachenburg am 16. Juni, seine Unerschütterlichkeit in dem hartnäckigen Gefechte bei Uckerath und Kircheip am 19. Juni, ferner 1799 sein bravourvolles Commando bei Mannheim am 18. Sep-

tember und bei Wiesloch am 3. December. Hierauf erhielt M., seit dem 1. April 1800 Feldmarschalllieutenant, die Bestimmung als Truppendivisionär bei der Armee in Italien und commandirte 1800—1801 anfänglich zu Toscana, dann in der Romagna und endlich am unteren Po. In keiner dieser Verwendungen ergab sich für M. eine nennenswerthe Gelegenheit zu hervortretenden Thaten, dafür gelang es ihm aber die continuirlichen Marschbewegungen und kleinen Kriegsvorgänge mit gutem Erfolge zu leiten und bei den wiederholten Festsetzungen der Demarcationslinien ꝛc. politische Klugheit zu bethätigen. Kurz nach Schluß des Friedens übernahm M. das Commando einer Truppendivision zu Prag, 1805 interimistisch das Generalcommando von Böhmen, Ende 1805 trat er in den Ruhestand. M., dessen Charakterbildung eine vorzügliche gewesen, hat sich zeitlebens als selbstthätiger, entschlossener Commandant, sowie als begeisterter Vertreter der österreichischen Waffenmacht erprobt. Ihn zierte überdies Humanität, Sorgfalt für seine Untergebenen und opferwillige Hingebung für seinen Monarchen.

Wurzbach, Biogr. Lex. d. Kaiserth. Oesterreich, 19. Thl., Wien 1868. Hirtenfeld, Der Milit.-Maria-Theresien-Orden ꝛc., 1. Bd., Wien 1857. Ritter v. Rittersberg, Biogr. d. ausgezeichn. Feldh. d. österr. Armee, Prag 1828. Szöllösy, Tagebuch gefeyerter Helden ꝛc., Fünfkirchen 1837. Schels, Oesterr. milit. Ztschft., 1. Bd., Wien 1843, 1844. Schweigerd, Oesterreichs Helden u. Heerführer ꝛc., 3. Bd., Wien 1854. Thille, Gesch. d. Inft.-Rgts. Nr. 11 (Man.). Witzleben, Prinz Friedr. Josias von Coburg-Saalfeld, 2. Bd., Berlin 1859. Geschichte des 36. Inft.-Rgts., Prag 1875. Schzl.

Mylius: Arnold M., Buchhändler und Drucker, geb. am 16. October 1540 in der Stadt Moers oder in dem zur Grafschaft gehörigen Dorfe Friemersheim, wo sein Vater Statthalter war, † am 17. November 1604 zu Köln. Er bestimmte sich für den Buchhandel und begab sich zu dessen Erlernung nach Antwerpen, wo er aller Wahrscheinlichkeit nach in dem Filialgeschäfte, welches die Birckman'sche Buchhandlung von Köln daselbst errichtet hatte, seine Ausbildung erhielt. Er wurde der Geschäftsführer und unentbehrliche Vertrauensmann der Erben Birckman und hat viele Jahre der Antwerpener Filiale vorgestanden. Religiöse Vorfälle wurden die nächste Veranlassung, daß er nach Köln übersiedelte. Eine Tochter des Birckman'schen Hauses, mit dem Taufnamen Barbara, wurde seine Gattin, und er brachte es dahin, daß die Mitbetheiligten ihm das elterliche Geschäft zum Alleinbesitze übertrugen. Er verband zuerst eine Druckerei mit der Verlagshandlung. In seiner gründlichen wissenschaftlichen Bildung und Gelehrsamkeit war ihm der richtige Maßstab für seine buchhändlerischen Unternehmungen an die Hand gegeben. Sein Verlag ist reich an gediegenen, auch für die Nachwelt werthvoll gebliebenen Werken. Gemäß dem Codex nundinarius beläuft sich die Gesammtzahl der von 1586—1604 bei ihm erschienenen Bücher auf 201. Auch auf dem schriftstellerischen Gebiete ist er nicht unthätig geblieben. Schon 1573 betheiligte er sich an dem Theatrum orbis terrarum des Abraham Ortelius, indem er den Abschnitt „Locorum geographicorum nomina antiqua et recentia" bearbeitete. Ferner ist er der Verfasser des 1594 in Folio erschienenen Werkes „Principum et regum Polonorum effigies cum commentario". Hartzheim erwähnt einer „Historia sui temporis et praesertim motuum Belgicorum ob inquisitionem", die er als Manuscript hinterlassen hat. Sehr umfangreich und von litterarhistorischer Bedeutsamkeit war der Briefwechsel des überaus thätigen Mannes. In den benachbarten Niederlanden stand er mit fast allen wissenschaftlichen Celebritäten in Verbindung, den lebhaftesten Verkehr unterhielt er mit dem gelehrten Franz Rapheling, dem Schwiegersohne des berühmten Antwerpener Buchhändlers Christoph Plantin. Noch zu Hartzheim's Zeit (1747) war ein „Volumen literarum ad varios illustres viros sui aevi" aus seiner Feder vor=

handen. Der Tod des hochgeachteten Mannes wurde in den weitesten Kreisen tief beklagt und von vielen namhaften Gelehrten erhielt die trauernde Familie den Ausdruck des Schmerzes und der Theilnahme in poetischer Form zugesandt. Diese Trauergedichte wurden gesammelt dem Drucke übergeben mit dem Titel „Lachrymae, quas in obitum viri clarissimi Arnoldi Mylij miserunt ad posteros amici superstites“. Alle wetteifern in dem Bestreben, die geistigen sowol wie die ethischen Vorzüge des Hingeschiedenen zu preisen und seinen Verlust zu beklagen. Besonders hervorzuheben ist die Betheiligung des größten Gelehrten jener Zeit, des Justus Lipsius. Von seinen Nachkommen und Geschäftsnachfolgern sind mehrere zur Bürgermeisterwürde in Köln erwählt worden; er selbst hatte dem Rathe angehört. Kaiser Joseph II. erhob die Familie 1775 in den Freiherrenstand. Noch blüht das Geschlecht in vielen Zweigen fort — in Köln jedoch sind die Freiherren v. Mylius nicht mehr anzutreffen. Unvergeßlich ist hier ihr letzter Vertreter, der am 24. December 1838 als Senatspräsident beim rheinischen Appellationsgerichtshofe verstorbene Freiherr Karl Joseph v. M. geblieben, der sich um die Erhaltung der auf dem Princip der Gleichberechtigung vor dem Gesetze und der Oeffentlichkeit des Verfahrens beruhenden, während der französischen Herrschaft im Rheinlande eingeführten Gerichtsverfassung, unter schwierigen Verhältnissen und in heißem Kampfe mit finstern Anschauungen, in hervorragender Weise verdient gemacht hat.

Hartzheim, Biblioth. Colon. v. Bianco, Die alte Universität Köln, I. Merlo, Mittheil. d. Ver. v. Geschichtsfr. in Rheinsberg, Heft 1.

J. J. Merlo.

Mylius: Christian Otto M., preußischer Generalauditeur und Herausgeber von Verordnungen-Sammlungen, geb. am 21. September 1678 zu Halle (wo sein Vater Heinrich Otto M. vor seiner Versetzung nach Weißenfels fürstlich sächsischer Kammermeister und Salzgraf war), † am 11. Januar 1760 in Berlin. Nachdem M. einige Semester an der Hochschule seiner Vaterstadt Philosophie und Jurisprudenz gehört hatte, ging er zur Fortsetzung seiner rechtswissenschaftlichen Studien 1698 nach Leipzig, wo er 1701 das Baccalaureat erwarb. Im nächsten Jahre erlangte er zu Halle unter Stryk's Vorsitz die höchste akademische Würde; er heirathete daselbst am 22. Mai 1703 Elisabeth Charlotte, eine Tochter des preußischen Kriegscommissärs und Rathsmeisters Bastineller, und vermählte sich nach deren kinderlosem Ableben mit der jüngeren Schwester. Seit 1703 hielt er an der Hochschule juristische Vorträge und trat bei der damals noch in Halle befindlichen Regierung und dem Consistorium als Sachwalter auf, bis er 1706 vom Hallenser Magistrate zum Syndicus und Scholarchen erwählt wurde. Vermöge dieser amtlichen Stellung hatte er Zutritt zu dem auf dem Rathhause befindlichen Archive und benutzte diese Gelegenheit, seine schon früher begonnene Sammlung der seit Vereinigung des Herzogthums Magdeburg mit Kurbrandenburg erlassenen Edicte zu vervollständigen, welche Sammlung er 1714 veröffentlichte. 1716 wurde er zum Rathsmeister (Bürgermeister) und Beisitzer zum Schöppenstuhle in Halle erwählt; doch schon im folgenden Jahre (1717) als Kriegsrath bei dem Militärdepartement, sowie als Criminalrath bei dem Criminalcollegium in Berlin ernannt, und ihm überdies dort die Stelle eines Auditeurs bei den Gensd'armen übertragen. Auch diese Aemter bekleidete er nur kurze Zeit, da er nach Ablauf eines Jahres (1718) zum Vicedirector des Kriegs-, Hof- und Criminalgerichts befördert und 1720 in den geheimen Justizrath und das Oberappellationsgericht gerufen wurde. 1723 finden wir ihn als General-auditeur-Lieutenant und 1739 auf dem hohen und wichtigen Posten eines General-auditeurs, nachdem er im vorangegangenen Jahre (1738) die Stelle eines Kammergerichtsdirectors ausgeschlagen hatte. Trotz hoher Jahre geistig wie körperlich

rüstig, bekleidete er allseits hochgeachtet jenen Posten bis in sein 82. Lebensjahr, in dem er am 11. Januar 1760 nach 57jähriger Dienstleistung ohne Hinterlassung von Leibeserben starb. Zum ehrenden Andenken des Dahingeschiedenen erschienen einige Epicedien, welche in Weidlich's Zuverlässigen Nachrichten jetztlebender Rechtsgelehrter, Thl. IV, abgedruckt sind. — M. war ein erfahrener, einsichtsvoller Geschäftsmann und gründlicher Systematiker, wovon seine beiden Hauptwerke — zwei umfassende Verordnungensammlungen — Zeugniß geben. Die eine begann er, wie erwähnt, alsbald nach seiner Niederlassung in Halle (1703) und vollendete sie (1714) als städtischer Syndicus. Das mit ausdauerndem Fleiße und großer Genauigkeit zusammengestellte Werk trägt den Titel „Corpus Constitutionum Magdeburgicarum novissimarum, oder königlich preußische und kurfürstlich brandenburgische Landesordnungen, Edicta und Mandata im Herzogthume Magdeburg und der Grafschaft Mannsfeld von 1680—1714“ (6 Thle., 1714, 4⁰). Der Verfasser gibt darin eine nach Gegenständen und Zeit genau geordnete Sammlung der landesherrlichen Erlasse für Magdeburg von dessen Vereinigung mit Kurbrandenburg (1680) bis auf seine Tage (1714). Wenige Jahre später (1717) reihte sich hieran eine, die Periode 1714—1717 umfassende Fortsetzung. Die Anerkennung, welche die sorgfältig gearbeitete Sammlung in Fachkreisen erntete, ermunterte den Verfasser zu einer zweiten; zur Sammlung der kur- und markbrandenburgischen Erlasse. Die Regierung ertheilte ihm auch behufs Herausgabe dieses Werkes ein schützendes Privilegium und beauftragte sowol die Archive als die Registraturen, dem Herausgeber ein möglichst erschöpfendes Material in Abschrift zuzustellen. So entstand allmählich das „Corpus constitutionum Marchicarum, oder der in der Chur- und Mark-Brandenburg ergangenen Edicta, Ordnungen, Mandata, Rescripta rc. rc. von Friedrich I., Churfürsten von Brandenburg bis König Friedrich Wilhelm“ (1736, 1737 Fol.) nebst vier „Continuationes“ (1737—50), Fol. Das Hauptwerk ist dem Könige von Preußen gewidmet und enthält in sechs nach Hauptmaterien geordneten Theilen über 5000 Nummern, welche, in den einzelnen Theilen chronologisch vorgetragen, das gesammte Administrativ-, Justiz- und Militärwesen umfassen. M. hat mit seinen Sammelwerken der Praxis wesentliche Dienste geleistet, sie fanden deshalb auch große Verbreitung und die „Berlinische Bibliothek, worinnen von neu herausgekommenen Schriften rc. Nachrichten mitgetheilt werden“, — liefert in Stück 3 des 2. Bandes (1748 S. 331—351) eine anerkennende Besprechung der Sammlung mit näherer Inhaltsanzeige. 1755 ließ der Verfasser zum bequemeren Gebrauch des Corp. constit. Marchic. ein Repert. desselben in Fol. folgen, ein zweifaches Register, von denen das eine nach dem Zeitpunkte des Erlasses der Entschließungen, das andere nach dem Stoffe geordnet ist. —

Auch der ältere Bruder Christian Otto's, der am 8. September 1659 zu Halle geborene Johann Heinrich M. war ein theoretisch gründlich gebildeter und praktisch wohlerfahrener Jurist. Erst 17 Jahre alt, wurde er 1676 von seinem gelehrten Vetter, dem vorgenannten Andreas M., zu Leipzig in die Rechtswissenschaft eingeführt, 1679 zu Erfurt Baccalaureus, 1682 zu Leipzig Doctor beider Rechte, wobei er „De anno juridico ejusque effectibus generalibus“ disputirte. Früher (1680) hatte er eine größere Reise nach Holland angetreten und widmete sich nach der Rückkehr 1681 der Anwaltspraxis. 1699 Assessor bei der Juristenfacultät in Leipzig, 1709 Aeltester am dortigen Schöppenstuhle, 1712 nach Niederlegung der Advocatur kurfürstlich sächsischer Appellationsgerichtsrath, starb er als solcher am 2. November 1722. Obwol sich unser Gelehrter vorwiegend der praktischen Jurisprudenz zuwandte, fand er doch Muße zu litterarischen Leistungen. Er schrieb mehrere Dissertationen und Reden und hinterließ

handschriftlich einen Band straf- und lehensrechtlicher Consilien des Leipziger Spruchcollegiums. Der bekannte Kupferstecher B. Beringrath fertigte ein wohlgetroffenes Porträt dieses M., welches mit dem Wappen des Eilenburger Zweiges geschmückt ist. Durch Verheirathung mit Maria Magdalena, der einzigen Tochter des Professors und sächsischen Leibarztes Dr. Horn, wurde M. Gerichts- und Lehensherr von Gohlis, Möckern und Groß-Lehna und Vater von 13 Kindern, darunter 9 Söhne, welche indeß großentheils in der Unmündigkeit starben.

Der älteste der Söhne, Gustav Heinrich M. (geb. zu Leipzig am 21. October 1684, † daselbst im Frühjahr 1765), begann die juristischen Studien unter Anleitung seines Vaters, Leonh. Schwendendörfer's und Mencke's in seiner Geburtsstadt, begab sich, vorwiegend durch Stryk's Ruf angezogen, nach Halle, dann nach Utrecht, wo Cornelius v. Eck einen größeren Schülerkreis um sich sammelte. Nach einer gelehrten Reise durch Holland und England, von der er 1707 heimkehrte, arbeitete er die Dissertation „De conditione ex l. 4 C. fin. regund.“ aus, erwarb mittels derselben den akademischen Doctorgrad und trat 1712 gleich seinem Vater als Sachwalter auf, wie denn überhaupt sein äußerer Lebensgang mit dem seines Vaters große Aehnlichkeit hatte. 1722 wurde er Beisitzer, 1748 Senior der Juristenfacultät in Leipzig, 1725 Beisitzer bei dem sächsischen Oberhofgerichte und sächsisch-weißenfels'scher Hofrath, zuletzt 1744 (wie sein Vater) sächsischer Appellationsgerichtsrath. Da Gustav Heinrich M., welcher seine letzten Jahre im Ruhestande verlebte, ein hohes Alter erreichte (er starb im 82. Lebensjahre), wußte er bei weiser Benutzung der Zeit neben dem Lehr- und Richterberufe eine größere schriftstellerische Thätigkeit zu entwickeln. Er fertigte über 50 Dissertationen und Programme, welche theils dem Civilrechte, meist dem Strafrechte und Processe angehörten und wegen ihrer Brauchbarkeit in der Praxis auch bei Praktikern sehr geschätzt waren. (Ein erschöpfendes Verzeichniß bei Meusel IX, S. 490—93.) Außerdem besorgte er nach dem Tode des Wittenberger Professors Georg Beyer eine neue Auflage von dessen „Delineatio juris criminalis novis accessionibus et enunciatis criminalibus aucta“, 1727, 4⁰ (mit neuem Titelbogen 1735). M. war zweimal verheirathet. Das erste Mal 1708 oder 1709 mit Maria Regina Küstner, der Tochter eines angesehenen Leipziger Kaufherrn; nach deren Tode (1749) schritt er am 12. Juli 1750 in sehr vorgerücktem Alter zu einem zweiten Ehebunde. Von seinen fünf erstehelichen Söhnen haben sich der älteste, Johann Heinrich (jun.) als theoretischer, der dritte Ernst Heinrich als praktischer Jurist besonders hervorgethan.

Johann Heinrich M. (jun.), geb. zu Leipzig am 21. März 1710, ein reichbegabter Jüngling, der schon mit 17 Jahren das akademische Bürgerrecht an der Hochschule seiner Vaterstadt erwarb, besuchte 1730 Wittenberg und Frankfurt, promovirte als magister philosophiae 1731 zu Halle, als doctor utriusque juris am 11. Mai desselben Jahres in Leipzig und wurde 1733 während eines Besuches bei seinem Großonkel Christian Otto M. (s. o.) in Berlin von einem hitzigen Fieber, das ihn ergriff, am 21. oder 29. Juni nach wenigen Tagen in dem Momente weggerafft, als dem 23jährigen Gelehrten von der Universität Halle eine ordentliche Professur der Philosophie und die außerordentliche der Rechtswissenschaft angeboten wurde. Trotz seiner Jugend leistete M. auch als Schriftsteller Tüchtiges. Unter seinen Arbeiten (6 Dissertationen) nimmt dessen Inauguralabhandlung „Vindiciarum Theophili praeparatio, qua historia ipsius et paraphraseos exponitur“ (Lips. 1730, 4⁰) den ersten Platz ein. Sie galt als vorzügliche Leistung und wurde kurz nach seinem Tode zu Leyden (1733) mit etwas verändertem Titel, dann von G. A. Jenichen in „J. H. Mylii Opuscula academica“ mit einer Vorrede „De vita et scriptis Mylianis“ neu herausgegeben (1738). Auch Wilh. Otfr. Reiz hat diese Abhandlung mit drei anderen auf

Theophilus bezüglichen Arbeiten des M. in den 2. Band seiner „Paraphrasis graeca Theophili" (S. 1034 u. ff.) aufgenommen. Der junge Gelehrte trug sich nach seinem Biographen, G. A. Jenichen, mit dem Plane, die griechischen Institutionen des Theophilus (paraphrasis Th.), welche der berühmte Viglius ab Aytta zuerst 1533 bei Froben in Basel publicirt hatte, eingehend zu bearbeiten, und schrieb die mehrerwähnte, aus sechs Capiteln bestehende Dissertation als „Einleitung". Das nach dieser Einleitung vielversprechende Hauptwerk kam jedoch wegen des frühen Todes Johann Heinrichs leider nicht zu Stande. Dessen vorzeitiges Hinscheiden wurde von den Fachgenossen als schwerer Verlust für die Rechtswissenschaft beklagt, da er zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. — (Seine Schriften sind in M. Lipenii biblioth. realis T. II vollständig aufgezählt.)

Auch der dritte Sohn Gustav Heinrichs, Ernst Heinrich M., Edler von Ehrengreif, hat sich in rühmlicher Weise hervorgethan. Geboren zu Leipzig am 14. October 1716, wurde er 1730 als Alumnus in die Fürstenschule zu Meißen aufgenommen, bezog 1734 als Rechtscandidat die Universität Leipzig, 1737 Wittenberg, wo er bei dem Appellationsgerichtsrath Professor Dr. Mencken wohnte und neben dessen Vorträgen namentlich jene Leyser's hörte. Zu Ostern 1738 disputirte er in Leipzig als Baccalaureus, am 2. April 1739 als Doctor beider Rechte und hielt sodann an letzterer Hochschule juristische Vorlesungen, bis er 1741 als Untergouverneur und Professor der Rechts- und Staatswissenschaft nach Berlin zu drei württembergischen Prinzen berufen wurde, welche sich behufs höherer Ausbildung dort aufhielten. Als der älteste der Prinzen, der bisher unter Vormundschaft gestandene Herzog Karl Eugen (der nachmalige Gründer der Karlsschule) 1744 von Kaiser Karl VII. für volljährig erklärt, die väterliche Regierung antrat, ging M. mit ihm als Mitglied der herzoglichen Regierung nach Stuttgart, vermählte sich im Mai desselben Jahres mit einer Tochter des Hofkammer-Expeditionsrathes Aegid Böhm, wurde 1745 gelehrter Beisitzer des Hofgerichtes in Tübingen, weiter auch Kriegsrath, Regierungsdeputatus beim Oberhofmarschallamte und Wittumsrath der Herzogin Wittwe. Bei Hofe beliebt stieg er von Stufe zu Stufe, erhielt 1759 das angesehene Amt eines Kreisdirectorialgesandten, 1771 Titel und Rang eines wirklichen gelehrten Geheimrathes, nachdem er 1768 vom Kaiser Joseph mit dem Beinamen eines Edlen „von Ehrengreif" tax- und stempelfrei in den erblichen Reichsritter- und Adelsstand erhoben worden war. Hochgeschätzt in weiten Kreisen starb er am 25. Januar 1781. — Er verfaßte 11 Dissertationen meist lehenrechtlichen Inhaltes, welche bei Weidlich, Geschichte der jetzt lebenden Rechtsgelehrten Thl. II, S. 149 und 150 näher aufgezählt sind. Dieser Disciplin ist auch seine Promotionsschrift entnommen, welche den Titel führt: „De citatione Vasalli et simultanee investiti Saxonici, ejusque insinuatione" (Lips. 1739, 4°).

Ueber sämmtliche hier genannte Mylius s.: Rotermund V, S. 294 u. ff.; Joh. Chr. Mylius, Historia Myliana, P. I, Tab. III. Dann insbesondere über Christian Otto: Weidlich, Gesch. d. jetzt lebenden Rechtsgelehrten, II. 142. Dessen zuverläss. Nachr. I. 141, Meusel IX. 485, woselbst auch eine Aufzähl. s. Arbeiten. — Johann Heinrich: Dreyhaupt, Beschrb. d. Saalkr., II. 276. — Gustav Heinrich: Weidlich, Zuverl. Nachr., I. 186; Meusel a. a. O. u. die dortselbst Genannten. — Johann Heinrich (jun.): Haubold, Praecognita. — Opusc. Myliana ed. Jenichen. Prafatio (Lugd. Bat. 1738). — Ernst Heinrich: Weidlich, Gesch., I. 146 u. die dort Cit. — Haug's schwäb. Magazin, 4. Jahrg., 287.

Eisenhart.

Mylius: Georg M., Prediger und Professor zu Wittenberg, ward 1548 zu Augsburg geboren, wo sein Vater Wolfgang Müller oder Gering (vgl. o. S. 134) als Zimmermann lebte. Von einem Onkel in der lutherischen Lehre unterwiesen und auf

den Schulen seiner Vaterstadt gebildet, studirte M. seit 1566 in Straßburg, Tübingen und Marburg, wurde 1572 in seiner Vaterstadt Augsburg Diaconus an der Kirche zum heiligen Kreuz, 1576, nachdem er in Tübingen zum Doctor der Theologie promovirt war, Pastor an St. Anna und bald darauf Superintendent des Ministeriums und rector collegii evangelici. Als solcher wirkte er mit großem Eifer und Segen. Im J. 1582 sandte Papst Gregor XIII. an Kaiser Rudolph II. den verbesserten Kalender. Die Protestanten erklärten sich fast alle gegen die Annahme desselben, weil der Papst in der Einführungsbulle kraft seiner apostolischen Autorität allen Christen bei Strafe der Excommunication die Annahme anbefahl. Der Kaiser gab für seine Erblande nach, aber die protestantischen Fürsten blieben bei ihrer Weigerung. Augsburg dagegen wollte sich dem Kaiser freundlich erweisen und den Kalender einführen. Die Protestanten widersprachen und M. galt als ihr Anstifter. Der Senat erwirkte unter Hinweis auf die für Handel und Geschäft aus der Verschiedenheit des Kalenders sich ergebende Störung ein Einführungsdecret vom Kaiser, aber die protestantische Geistlichkeit, M. an der Spitze, erklärte, in allen weltlichen Dingen würden sie dem Decret gehorchen, nicht aber in Sachen der kirchlichen Feste u. dgl. Darüber erbost, ließ der Senat ihn durch Bewaffnete aus der Stadt bringen, aber die Bürger befreiten ihn und führten ihn im Triumph zurück. Doch wurde er gezwungen, am 28. Mai 1584 die Stadt zu verlassen. M. wandte sich nach Ulm, wo er freundliche Aufnahme fand, als Privatmann ruhig lebte und durch den Tod von Frau und Sohn in tiefe Betrübniß versetzt wurde. Vergeblich bemühte sich Braunschweig, ihn als Nachfolger des Martin Chemnitz zu gewinnen, doch folgte er im Juni 1585 einem Rufe als Prediger und Professor nach Wittenberg. Hier fand er mancherlei Anfeindung und siedelte am 12. Februar 1589 nach Jena über, wo er Professor und 1601 außerdem noch Oberpfarrer und Superintendent wurde. Viele Rufe an andere Universitäten lehnte er ab, kehrte aber im October 1603 nach Wittenberg zurück, wo er bis an seinen Tod am 28. Mai 1607 als Professor und Superintendent wirkte.

Vgl. die Leichenrede von Leonh. Hutter: De vita, rebus gestis et obitu Geo. Mylii. Viteb. 1607. Schriften bei Jöcher. B. Pünjer.

Mylius: Gottlieb Friedrich M., kurfürstlich sächsischer Secretär und Oberschöppenschreiber in Leipzig, geb. am 7. April 1675 zu Halle a. S., † am 6. August 1726 (in Leipzig?), machte sich durch einige mineralogisch-paläontologische Publicationen bekannt. Hierher gehören: „Memorabilium Saxoniae subterraneae“, 2 Theile 1709 und 1718, dann „Museum seu catalogus rerum naturalium et fossilium tam exoticarum quam domesticarum“, Lips. 1716. Letztere Schrift ist nur ein Verzeichniß von Mineralien, Steinen, Versteinerungen und einigen Curiositäten seiner großen Sammlung (ohne Beschreibung) in mehr als 5000 Exemplaren, welche M. zum Verkaufe stellte, während derselbe im ersteren Werke „des unterirdischen Sachsens seltsame Wunder der Natur“ beschreibt und in vielen Bildern zur Darstellung bringt. Bemerkenswerth sind darunter besonders die Fischreste aus dem Kupferschiefer aus dem Eislebenschen mit Angabe der aufeinander folgenden Gebirgsschichten, dann die Pflanzenreste des Manebacher Kohlengebirgs mit Anthracosien und die Muschelkalkversteinerungen aus dem Suhlischen. Auch Dendriten werden abgebildet und als Bäumchen bezeichnet, obwol der Verfasser auf die Aehnlichkeit mit den Eisblumen an den Fenstern hinweist. Bezüglich der Perlen der Flußmuscheln äußert er die Ansicht, daß dieselben Eier der Muschelthiere seien.

Poggendorff, Biogr. Lex. II, 50. v. Gümbel.

Mylius: Hermann M., geb. 1600 zu Hahnenknop im Oldenburgischen, war der Sohn eines Müllers, erhielt in Hamburg seine Ausbildung und trat dann als Secretär in den Dienst des Grafen Anton Günther von Oldenburg,

dessen Bestrebungen, die Schrecken des 30jährigen Krieges von seinem Ländchen abzuwehren und die Berechtigung zur Erhebung eines Zolles auf der Weser gegen die Einsprüche und Beeinträchtigungen des benachbarten Bremen zu sichern, er mit Eifer und Geschick unterstützte. Im J. 1636 ging M. als Gesandter nach Wismar, um bei dem Kanzler Oxenstierna die Neutralität der Grafschaft Oldenburg zur Anerkennung zu bringen, im J. 1637 nach Holland, um im Interesse seiner Heimath die heranziehenden Hessen und Franzosen von Ostfriesland abzuhalten, und noch in demselben Jahre nach Schweden, um über Seitens eines schwedischen Gesandten erhobene Unterstützungsforderungen in Stockholm selbst Beschwerde zu führen. Im J. 1642 zum Rath bei der Regierung in Oldenburg und später (1647) zum Landrichter in Kniphausen ernannt, wohnte er 1642 dem Frankfurter Deputationstage bei, nahm 1644 an den zu Osnabrück eröffneten Friedensverhandlungen Theil und wirkte im folgenden Jahre bei dem Abschluß des dänisch-schwedischen Friedens zu Brömsebroe mit. König Christian IV. von Dänemark, wol durch diese Verhandlungen auf ihn aufmerksam geworden, suchte ihn für seinen Dienst zu gewinnen; M. aber schlug die glänzenden Anerbietungen aus und blieb seinem heimathlichen Herrscher treu. Er erlangte bei den Friedensverhandlungen zu Münster die Anerkennung des Weserzolles (1648), war 1649 bei dem Nürnberger Friedensexecutionsreceß thätig, erwirkte 1652 bei Cromwell die Anerkennung der Neutralität Oldenburgs in dem holländisch-englischen Seekriege und wohnte endlich 1653 und 1654 noch dem Reichstage zu Regensburg als Gesandter bei. Graf Anton Günther hatte M. bereits im J. 1648 durch die Schenkung eines mit adlichen Freiheiten ausgestatteten Gutes belohnt und im J. 1652 bei dem Kaiser die Erhebung in den Adelstand als Mylius von Gnadenfeld und die Ernennung zum comes palatinus erwirkt. M. starb zu Oldenburg im J. 1657.

Mutzenbecher.

Mylius: Leonhard Heinrich M., Dr. med., geb. am 15. October 1696 zu Leipzig, † daselbst unverheirathet am 4. Februar 1721, also 25 Jahre alt. Er entstammte dem oben (S. 134) erwähnten weitverbreiteten Gelehrtengeschlecht. Baccalaureus der Philosophie wurde er an der Leipziger Akademie am 1. Juni 1715, Magister der Philosophie daselbst am 14. Februar 1716 und in demselben Jahre Baccalaureus der Medicin, Licentiat der Medicin am 22. October 1717 und Doctor der Medicin am 28. October 1717 zu Leipzig. Er wird bezeichnet als „in anatomia praesertim exercitatissimus“, ist aber auf anatomischem Gebiete durchaus unbekannt und hat nichts veröffentlicht als seine lateinische Dissertation „De puella monstrosa“, Lipsiae 1717. M. beschreibt darin unter Hinzufügung einer Abbildung ein mit einer Mißbildung am Kopfe (Encephalocele) geborenes Mädchen, welches drei Tage alt geworden ist. Seine theoretische Anschauung wird von der damals gültigen Lehre vom Versehen der Schwangeren beherrscht, die anatomische Untersuchung ist aber gut, die Beschreibung kurz und klar. Die Disputation ging unter der Präsidentschaft von Rivin vor sich. (Vgl. J. Christoph Mylius, Historia Myliana. Jenae 1751.)

Nicht zu verwechseln mit diesem Leonhard Heinrich M. ist ein zweiter ganz gleichen Namens, ein Leipziger, der 1715 dort eine Dissertation „De anatomia et physiologia in genere, sub praesidio P. G. Schacheri“ schrieb. Dieselbe ergeht sich, ohne etwas Originales zu bringen, nur in allgemeinen Betrachtungen.

W. Krause.

Mylius: Wolfgang Michael M., Kapellmeister des Herzogs von Sachsen-Gotha am Ende des 17. und Anfange des 18. Jahrhunderts. Er ist hauptsächlich durch ein theoretisches Werk bekannt, welches zwar heute verschollen zu sein scheint (mir ist kein Exemplar bekannt), aber von Gerber beschrieben und von Adlung als eines der brauchbarsten theoretischen Werke bezeichnet wird.

Der Titel lautet: „Rudimenta Musices, d. i. Eine kurze und Grund-richtige Anweisung zur Singe-Kunst, wie solche denen Knaben sowohl in Schulen, als in der Privat-Information wohl und richtig beyzubringen, in welches alle weitläufftige und zu solcher Unterrichtung unnöthige Regeln ausgelassen, das nützlichste und nothwendigste aber mit Fleiß angeführt und mit kurtzen Exempeln erkläret worden; Mit gnädigst. Privil. an den Tag gegeben von W. M. M. M. T. C. M. G. In Verlegung des Autoris.“ Gedruckt zu Mühlhausen bey Brücknern, 1685. 78 Bll. in qu. 8°. Man muß sich darunter keine Gesanglehre, sondern ein theoretisches Werk für Schulen denken, in dem alles Nöthige in Kürze gelehrt und mit Beispielen versehen wird. Bücher über Gesanglehre und Gesangschulen sind erst ein Erzeugniß späterer Zeit, als das Instrumentenspiel den Gesang in den Hintergrund zu drängen suchte und man bemüht war, die verloren gegangene Ueberlieferung durch wissenschaftliche Untersuchungen wieder zum Allgemeingut zu machen. Einst stand die Musik in den Schulen mit den alten Sprachen auf gleicher Stufe, heute ist die erstere das fünfte Rad am Wagen und selbst die neueren Bestrebungen der Behörden haben die Unterdrückte noch nicht zu den alten Ehren wieder kommen lassen. — Gerber berichtet über Mylius noch, daß er ein Schüler Christoph Bernhard's war, Theologie studirte und 1700 die Cantorstelle in Kirchberg erhielt, bis ihn dann der Herzog von Sachsen-Gotha als Capellmeister berief; um 1712 oder 1713 starb er.

Rob. Eitner.

Myller: s. **Müller**, Christoph, ob. Bd. XXII, S. 521.

Myllius: Martin M. oder Müller, Chorherr im Wengenkloster in Ulm, reiste im J. 1511 mit seinem Freunde Augustin Mayer (Marius, † 1543 als Weihbischof in Würzburg) nach Wien und blieb auch daselbst, als er 1515 von seinem Prälaten nach Ulm zurückgerufen wurde. Er soll später Präpositus in Strettenthal gewesen sein und starb 1521. — M. hat deutsche geistliche Lieder gedichtet, von denen 26 unter dem Titel: „Passio Christi“ im J. 1517 von Johann Haselberg aus Reichenau gedruckt sind. Es sind Bearbeitungen alter lateinischer Hymnen und eigne Lieder, sämmtlich nach bekannten Melodien von Hymnen zu singen. Weitere Verbreitung scheinen sie nicht gefunden zu haben.

Schelhorn, Ergötzlichkeiten I, S. 55 ff. — Weyermann, Neue Nachrichten von Gelehrten u. s. f., Ulm 1829, S. 334. — Hoffmann von Fallersleben, Das deutsche Kirchenlied u. s. f., 2. Ausg., S. 482 ff. — Wackernagel, Bibliographie S. 34; Das deutsche Kirchenlied II, S. 1103 ff. l. u.

Mynden: Bertram van M., fraglich ob so nach seinem Familiennamen oder nach der Herkunft aus Minden benannt, wahrscheinlich aber ersteres, kommt als Künstler 1367—1410 in Hamburg vor, er gehörte zum Maleramte, scheint aber auch die Schnitzereien geliefert zu haben. Das bedeutendste Werk war die Tafel auf dem Hohen Altar zu St. Petri, die nicht erhalten, aber sogar in den Chroniken erwähnt ist. Seine Werke zählt Mithoff, Mittelalterl. Künstler und Werkmeister, Aufl. 2, S. 39 auf.

Koppmann, Kämmereirechnungen. — Lappenberg, Hamb. Chron. in niedersächs. Spr. S. 399. — F. Suhr, Beschr. der St. Petrikirche in Hamburg. — E. F. Gädechens, Histor. Topogr. der freien und Hansestadt Hamburg.

Krause.

Mynsicht: Adrian v. M., Arzt, einer der letzten und bekanntesten Paracelsisten des 17. Jahrhunderts, lebte als Leibarzt am Hofe des Herzogs von Mecklenburg-Schwerin; auf dem Titel seiner (unten genannten) Schrift nennt er selbst sich „Comitem Palatinum, Poëtam laureatum Caesareum et diversorum S. R. Imperii Principum Consiliarium et Archiatrum“. Er ist Verfasser einer Schrift über Arzneimittellehre, welche unter dem Titel: „Thesaurus et arma-

mentarium medico-chymicum selectissimum“ zuerst in Hamburg 1631 erschienen ist und bis zum Jahre 1738 nicht weniger als 12 Auflagen erfahren hat und in weiteren fünf Auflagen in deutscher Uebersetzung erschienen ist. — Die Schrift entspricht vollkommen dem Geschmacke der Aerzte jener Zeit und hat sich daher dieses großen Beifalls erfreut. — M. war ein sehr fleißiger Chemiker bez. Alchemist und als solcher dadurch bekannt und verdient, daß er der erste gewesen ist, der den Brechweinstein dargestellt und in die Heilkunde eingeführt hat.

Aug. Hirsch.

Mynsinger: Heinrich M., Doctor der Medicin, übersetzte auf Wunsch Herzog Ludwigs oder Herzog Ulrichs von Würtemberg diejenigen Abschnitte aus Albertus magnus de animalibus Buch 22 und 23 ins Deutsche, welche von den Arten, den Krankheiten und der Züchtung der Jagdthiere Falke, Habicht, Sperber, Pferd, Hund handeln. Er ist ohne Zweifel identisch mit Heinrich Crowel v. Münsingen, welchem Pfalzgraf Ludwig III. am 25. März 1421 zum Zwecke des Besuches der Hochschule Padua und der Promotion daselbst ein jährliches Stipendium von 40 Gulden aussetzte (Mone in der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 12, 178 f.) und welchen derselbe Fürst 1428 zu seinem und seiner Nachfolger Leibarzt annahm (J. F. Hautz, Geschichte der Universität Heidelberg I, 258). In dieser Eigenschaft und als Professor an der Universität Heidelberg ist M. (auch Münsinger, Munsinger, Munsiger, de Münsingen geschrieben; Heinrich Crowel heißt er nur in der Urkunde von 1421) vielleicht bis 1472, sicher bis 1465 nachweisbar, wo ihn der Humanist Petrus Antonius Finariensis als einen der beiden Unterredner in seinem Dialog De dignitate principum auftreten läßt (Freher, Rerum germanicarum scriptores ed. Struve II, 372 ff. Wattenbach in der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 22, 72). Gestorben ist er vor 1476; seine Verdienste ehrte Friedrich I. der siegreiche von der Pfalz durch eine lateinische Grabschrift in Distichen (Quellen und Erörterungen zur baierischen und deutschen Geschichte II, 80, vgl. auch III, 43. 130). Ob aber der Dr. med. Hans M., welcher 1468 mit dem Grafen Eberhard von Würtemberg eine Fahrt ins gelobte Land unternahm (Röhricht und Meisner, Deutsche Pilgerreisen, S. 486 f. Stälin, Wirtemb. Geschichte 3, 553 ff.) und sich noch 1493 und 1494 als Ulmer Stadtarzt der besonderen Huld dieses Fürsten zu erfreuen hatte (Jäger, Ulm im Mittelalter S. 451), ein Sohn von ihm war, scheint in hohem Grade zweifelhaft. Denn in der Matrikel der Universität Heidelberg (ed. Toepke, Heidelberg 1884) werden zwar 3 Söhne Heinrichs, Albert, Johannes und Heinrich (Bd. I, 294, 324, 335), als intitulirt genannt, Johannes aber gerade zu einer Zeit (26. August 1468), als sich jener Dr. Hans M. fern von Deutschland befand.

Heinrich Mynsinger von den Falken, Pferden und Hunden, herausgegeben von Dr. K. D. Haßler, Stuttgart 1863, 71. Publication des Litterarischen Vereins. — H. Meisner in der Zeitschrift für deutsche Philologie 11, 480 bis 482. Steinmeyer.

Mynsinger v. Frundeck: s. **Münsinger** (o. S. 22).

Myslenta: Cölestinus M. (auch Mislenta), erster Professor der Theologie und Pfarrer am Dom zu Königsberg i./Pr., geb. den 27. März 1588 zu Kutten im masurischen Preußen, † den 20. April 1653. Sein Vater war von Adel, einst polnischer Kammerjunker König Stephans, dann evangelischer Pfarrer in Kutten. M. studirte 6 Jahre in Königsberg, 6 Jahre in Wittenberg, 3 Jahre in Gießen. Mit besonderem Eifer wandte er sich den orientalischen Sprachen zu. In Frankfurt a. M. nahm er 6 Monate Unterricht bei Rabbinen. In Gießen 1619 promovirte er zum Doctor der Theologie, wobei er in hebräischer Sprache disputirte. Im Herbst desselben Jahres wurde er unter Kurfürst Johann Sigismund als außerordentlicher Professor der Theologie und ordentlicher Professor der hebräischen Sprache nach Königsberg berufen; 1622

erhielt er Sitz im Consistorium, 1626 wurde er Pfarrer am Dom im Kneiphof. Er war damals der deutschen Sprache nicht recht mächtig, so daß er zuerst, wie er nachmals seinen Schülern bekannte, jede Woche eine Predigt aus Martin Chemnitz's Postille unter Thränen Wort für Wort auswendig gelernt und gehalten habe. Schon in Gießen hatte er eine Schrift herausgegeben: „De haeresibus hisce ultimis temporibus ecclesiam potissimum turbantibus". Es folgte eine große Zahl dogmatischer, exegetischer, besonders aber polemischer Schriften. Nachdem er dem Prediger Rathmann, der im Verdacht stand das äußere Wort Gottes im Sinne Schwenkfeld's gering zu achten und deshalb von seinen Danziger Amtsbrüdern heftig angegriffen wurde, 1624 einen hochmüthigen Brief geschrieben hatte, gerieth er in Streit mit Movius, ehemals Conrector im Kneiphof, dann Pfarrer zu Cauen im Großherzogthum Litthauen, welcher in demselben Jahr zu Königsberg pro summo in theol. gradu disputirte. Bei der Disputation handelte es sich um die sacramentale Kraft der Taufe. Movius stellte den Satz auf: auch ein ungläubiger Heide könne im Nothfall eine rechte Taufe vollziehen, wofür er sich auf Luther berief, der gesagt habe: auch der Teufel, wenn er in Menschengestalt zum Prädicanten sich berufen lasse, könne eine rechte Taufe verrichten. M. schickte ihm darauf seine „Dissert. de S. Scriptura" zu, damit er daraus die Lehre von der Wirkung des göttlichen Wortes recht fassen möchte. Movius nannte einige Sätze derselben gottlos, ketzerisch und blasphemisch. Wie im Rathmann'schen Streit, so handelte es sich auch hier um die orthodoxe und um eine mystische, aber im Grunde freisinnige Auffassung des göttlichen Worts, welche Movius vertrat. Movius behauptete, daß Gottes Wort außer dem Gebrauch, z. B. wenn die Bibel auf dem Tische liege oder zu Zauberei gebraucht würde, keine sonderliche innerliche Kraft Gottes habe. M. schalt ihn einen Rathmannisten und Schwenkfeldisten. Man warf ihm vor, gesagt zu haben: das innere Wort, was Gott in das Herz der Lehrer redet, das ist Gott selbst. Streitschriften wurden gewechselt: „Movius haereticus" und „Mislenta Tyrannus". Während Movius unter Anrufung der heiligen Dreifaltigkeit erklärte, sich seines Fundamentalirrthums bewußt zu sein, urtheilte M.: „Movius ist die giftige, teuflische Bosheit selbst, auch eine Mistlache des stinkenden Koths und Unflaths, damit beklext und beschmitzt wird, der mit ihm zu thun hat". Als Movius, wegen Mißbrauchs des Strafamts auf der Kanzel mit seiner Gemeinde in Streit, des Amtes entsetzt, brotlos mit Weib und Kind nach Königsberg kam, hier vergeblich vom Consistorium seine Restitution forderte und gegen die Königsberger Theologen Schmähschriften schrieb, forderten diese Verbrennung der Schmähschriften und als Movius den Antrag stellte, daß M. und Professor Behm degradirt und des Landes verwiesen würden, trugen diese darauf an, Movius am Leben zu strafen. Der Streit zog sich durch mehr als zehn Jahre bis vor das königliche Hofgericht zu Warschau und endete erst mit dem Tode des Movius 1639. — Auch in den Latermann'schen Streit, mit welchem die syncretistischen Streitigkeiten in Preußen ihren Anfang nahmen (vgl. Bd. XVIII, S. 11) griff M. mit Heftigkeit ein. Eine persönliche Gereiztheit scheint vorauf gegangen zu sein. M. hatte vom Kurfürsten 1645 den Auftrag erhalten, als Vertreter der Königsberger Universität und Geistlichkeit nach Thorn zum Colloquium charitativum zu reisen; der Auftrag war dann zu Gunsten des außerordentlichen Professors Michael Behm, eines Sohnes des hochbetagten Dr. Johannes Behm, zurückgenommen worden. In Thorn hatten die Königsberger Theologen die Bekanntschaft Latermann's gemacht, der als ein Schüler Calixt's einer weitherzigen, als Anhänger Rathmann's einer mystischen Richtung zugethan, bald darauf mit einer fürstlichen Empfehlung nach Königsberg kam, wo er mehrmals im Saale des Schlosses vor dem Kurfürsten predigte. Als die Altstädter ihn zum Dia-

conus haben wollten und der Kurfürst gleichzeitig ihm eine außerordentliche Professur übertrug, protestirte M. gegen Latermann's ketzerische Irrthümer, wodurch dessen Wahl verhindert wurde. Gutachten auswärtiger theologischer Facultäten wurden eingeholt, welche zum größten Theil ungünstig für Latermann ausfielen, obwol man ihm nur ungewöhnliche und unförmliche Ausdrücke zum Vorwurfe machen konnte. Die Landesregierung verbot bei höchster Ungnade, des Streites auf den Kanzeln mit einem Worte zu gedenken. M. fuhr fort, dem Latermann ungünstige Censuren auswärtiger Theologen zu sammeln und zu publiciren. Als er dabei auch die Universität Helmstädt angriff, verklagte ihn diese beim Kurfürsten. Auch mit seinen eigenen Facultätsgenossen gerieth er um Latermann's willen, welcher eine Tochter des älteren Behm zur Frau hatte, in Streit. Als der jüngere Behm dem M. einige Irrthümer, die er in seinen Vorlesungen begangen haben sollte, vorwarf, gab dieser 1650 eine Schrift heraus: „Behm ineptiens“ und verweigerte dem zu seinem Nachfolger als Decan der theologischen Facultät Erwählten, weil er nur außerordentlicher Professor sei, das Facultätssiegel. Als er sich auch der Entscheidung des Senats nicht unterwarf, verlor er im Senat Sitz und Stimme. Da starb Behm und M. versagte der Leiche seines Collegen die Beerdigung in der Domkirche, obwol das solenne Begräbniß durch akademische Leichenschrift bereits angekündigt war. Fast zwei Jahre später, nachdem M. in seine akademischen Rechte wieder eingesetzt war, wurde die Leiche, nach vorläufiger anderweitiger Aufbewahrung, im Dom beigesetzt. Noch im Herbst desselben Jahres, 1652, wählte die Universität M. zum siebenten Mal zu ihrem Rector magnificus. Als solcher ist er am 20. April 1653 gestorben. Unter seinem Bild im Dom stehen die Worte: Mislenta hac facie, Prussam qui concudit hydram; Vis penetrare Virum; mente Lutherus erat.

Die zahlreichen Druckschriften M.'s sind größtentheils verzeichnet bei Jöcher III, S. 797 und Rotermund V, S. 328. Die Hauptschrift ist: „Manuale Prutenicum“, 1626, mit einer „Dissertatio prooemialis historico-chronologica“, welche Hartknoch bei Abfassung seiner preußischen Kirchenhistorie vielfach benutzt hat. — Außer den bei Jöcher genannten Schriften finden sich in der Königsberger Bibliothek: Invitatio ad declarat. de relig. calv., 1620; Analysis aphor. apost. Phil. 2, 5—8, 1624. Super Pauli ep. ad Romanos dissertatio: Sacrarum I, 1634. — Der Briefwechsel mit Rathmann (1623 u. 1624) ist publicirt in den Preußischen Zehenden, Bd. III, S. 909.

Carl Alf. Hase.

Mytens. Zahlreiche Künstlerfamilie im Haag, von deren Mitgliedern wir folgende hervorheben:

Aart (Arnold) M. der Aeltere, Historienmaler, geb. 1541 in Brüssel, † 1602. Er war in Italien längere Zeit gewesen und hielt sich namentlich in Neapel auf. Seine Landsleute A. Santvoort und Hans Speckaart förderten ihn wesentlich daselbst. Wenn die Anekdote, die van Mander anführt, auf Wahrheit beruht, so muß es ihm um die Kunst sehr ernst gewesen sein; es heißt nämlich, daß er in der Nacht vom Galgen die Leichen der Erhenkten stahl, um an ihnen Anatomie zu studiren. Seine Bilder sollen in Italien geschätzt gewesen sein. Nach ihm stach R. Sadeler eine säugende Madonna; sein Porträt hat H. Hondius gestochen.

Daniel M., des Vorigen Bruder, geb. zu Ende des 16. Jahrhunderts im Haag, † nach 1658. Wahrscheinlich hat er sich nach Rubens' Werken gebildet und ging dann 1618 nach England, wo er unter Jacob I. und Karl I. viel beschäftigt wurde; letzterer ernannte ihn zu seinem Hofmaler. Als van Dyck nach England kam, wollte es M. aus beleidigtem Ehrgefühl verlassen, doch ließ er sich überreden und wurde schließlich van Dyck's Freund. Letzterer nahm dessen

Porträt in die bekannte Iconographie auf (gestochen von Pontius). M. malte in England viele Bildnisse des Adels und des Hofes, die sehr geschätzt wurden. In Hamptoncourt befinden sich von ihm die Bildnisse von Prinzen und Prinzessinnen von Braunschweig und eins von Karl Howard. Im Palast von St. James sieht man die Bildnisse der Königin Maria von Schottland und des Zwerges Jeffery Hudson. Vom J. 1623 ist sein vorzügliches Bildniß des Lord Schatzmeisters Lionel Crafield, in Kensington befindet sich das Eigenbildniß des Künstlers. Die Bildnisse Karls I. und seiner Gemahlin Henriette sind von Wilh. von Delfft brillant gestochen. Später kehrte M. nach dem Haag zurück. Auch dessen Söhne waren Künstler; es sind folgende drei:

Aart M. junior, ein Sohn Daniels, lebte von 1612—1660 im Haag. Er malte Bildnisse. Im Oude Hof im Haag sieht man die Hochzeitsfeier des Kurfürsten von Brandenburg mit der Tochter des Prinzen von Oranien Frederik Hendrik, ferner die Bildnisse des Rathspensionars Jacob Cats und dessen Gemahlin in deren Landhause Sorgvliet.

Jan M., geb. im Haag, † daselbst 1671 oder 1672, war ein Schüler seines Vaters Daniel und malte gleichfalls Bildnisse. Im Rijks-Museum zu Amsterdam befinden sich die Porträts des Admirals Corn. Tromp und dessen Gemahlin. Er wird als wackerer Bildnißmaler gerühmt und war vom 28. October 1669 bis 27. October 1671 Decan der Malerbruderschaft im Haag.

Isaac M., ebenfalls ein Sohn und Schüler Daniels und als Bildnißmaler geschätzt. Wann er gestorben ist, wird nicht berichtet, im J. 1665 war er noch Mitglied der Malerbruderschaft.

Daniel M. junior, ein Sohn des Jan M., geb. im Haag 1636, † ebenda 1688. Er besuchte Italien, hielt sich bis 1664 in Rom auf, wo er sich an C. Maratti anschloß. In der römischen Schilderbent erhielt er den Namen Bonte Kraai (die bunte Krähe), weil er prächtige Kleider liebte. Er malte Bildnisse und Wandbilder und war mehrmals Director der Akademie im Haag.

Peter Martin M., ein Sohn des Isaac M., war im Haag 1639 oder 1640 geboren und erlernte die Kunst von seinem Vater. Später erhielt er einen Ruf nach Schweden, wo er bis zu Ende des Jahrhunderts thätig war. Das Jahr seines Todes ist unbekannt.

Martin M., des Vorigen Sohn, s. Meytens (Bd. XXI S. 662).

S. Houbraken, Schouburgh. — Kramm. Wessely.

Müllner *): Amandus Gottfried Adolf M. ist eine eigenthümliche, nicht sowol ästhetisch als historisch interessante Erscheinung in unserer Litteratur, weniger bedeutend durch das, was er war und leistete, als durch das, was die Zeitverhältnisse und Zeitgenossen und schließlich er selbst daraus machten. Er wurde am 18. October 1774 zu Langendorf bei Weißenfels in Sachsen geboren. Seine Mutter, Bürger's Lieblingsschwester Friederike Philippine Louise (1751—1799), lebhaft, offen, energisch und von natürlichem Verstand, aber auch derb, ja mitunter roh, klatschsüchtig, ohne Zartgefühl und Tact, hatte sich 1773 in zweiter Ehe mit dem phlegmatisch-gutmüthigen und geistig beschränkten Amtsprocurator und Pächter des kurfürstlichen Kammergutes in Langendorf, Heinrich Adolf M. († 1803) verheirathet. M. war das einzige Kind dieser Ehe; ein fünf Jahre älterer Stiefbruder starb nach vielen schlimmen Streichen 1796 als Candidat der Theologie. M. wurde wenige Tage nach seiner Geburt der Großmutter in

*) Zu Bd. XXII S. 704.

Weißenfels zur Pflege übergeben; erst nach ihrem Tode (1787) kehrte er ins Elternhaus zurück. Nachdem er anfänglich durch einen Hauslehrer, dann in der Weißenfelser Stadtschule den nöthigen Vorbereitungsunterricht erhalten hatte, wurde er am 6. October 1788 in die Schule zu Pforta aufgenommen. Die ersten paar Monate verbrachte er dort gemeinsam mit seinem Stiefbruder, der sie seit 1783 (bis zum Februar 1789) besuchte. Sein Beispiel wirkte in mancher Hinsicht verderblich auf Müllner's Sitten. Die Mutter durfte mit Grund über seine Fühllosigkeit, seinen Mangel an Herzensgüte, auch über seinen Hang Schulden zu machen klagen. Doch erwachte in ihm ein lebhafter Ehrgeiz, und seine natürliche Begabung ermöglichte es ihm, ohne großen Privatfleiß sich rasch allerlei tüchtige Kenntnisse zu erwerben. Wahren Eifer zeigte er nur im Studium der Mathematik, besonders der Algebra (später auch der Astronomie). Auch wurde sein Sinn für Poesie, der sich schon im frühen Knabenalter durch seine Vorliebe für die Gedichte Bürger's, Wieland's und Schiller's bekundet hatte, jetzt vielseitiger entwickelt: Virgil und Ovid wurden ihm Lieblingsautoren; er betheiligte sich an der Aufführung deutscher Dramen in der Schule, übersetzte Horazische Oden in Reimen und ließ es auch sonst nicht an metrischen Spielereien fehlen. Am 30. October 1793 verließ er Schulpforta und widmete sich auf den Wunsch des Vaters an der Universität Leipzig der Rechtswissenschaft, während ihn seine eigene Neigung wol mehr zu dem Oheim nach Göttingen gezogen hätte. Er hörte criminalistische und philosophische Collegien, eignete sich das sonstige juristische Wissen durch Privatstudium an, besuchte zum Zeitvertreib Schauspiele und Concerte, empfing aber auch tiefere Eindrücke von Shakespeare's Dramen und schloß mit der etwa 17 Jahre älteren, hochgebildeten Frau des Juristen Dr. Kaulfaß einen innigen Freundschaftsbund, der seine Geistes- und Gemüthsentwicklung bedeutsam förderte und bis an seinen Tod ungelockert fortbestand. Neben kleineren poetischen Versuchen, die er nicht aufbewahrte, verfaßte er damals den zweibändigen, ursprünglich tragisch angelegten, dem Verleger und dem Publicum zu Liebe aber nachträglich heiter gewendeten Roman „Incest oder der Schutzgeist von Avignon", den er etwas später (1799) als einen den criminalistischen Autor deutlich verrathenden „Beitrag zur Geschichte der Verirrungen des menschlichen Geistes und Herzens" im Druck erscheinen ließ, aber niemals öffentlich als sein Werk anerkannte.

Nach gut bestandenem Examen kehrte M. zu Ostern 1797 zurück nach Weißenfels, wo seine Eltern jetzt in beschränkten Verhältnissen lebten, begab sich aber schon bald von da nach dem nahen Städtchen Delitzsch, um daselbst im kurfürstlichen Justizamt als Volontär (mit dem Titel eines Amtsviceactuars) zu arbeiten. Obwol sich hier die Aussichten für ihn nicht ungünstig gestalteten, folgte er dennoch nach Jahresfrist dem Rufe des vielbeschäftigten Rechtsanwaltes Vogel in Weißenfels, der ihn zunächst als Gehilfen annahm und ihm bald zu einer eigenen, einträglichen Advocatur verhalf. Nun konnte er, nachdem mit dem Tode der Mutter auch deren heftiger Widerspruch gegen dieses Bündniß verstummt war, 1802 seine Jugendgeliebte Amalie v. Lochau, die schöne, jedoch arme Tochter eines sächsischen Officiers, heimführen. Weißenfels verließ er in der Folge nur noch, um dann und wann eine kleine Reise, meist in die nächsten Städte, zu unternehmen. Seine Gattin aber, gleich ihm lebhaften und heftigen Temperamentes, doch nüchtern und ohne jeglichen Sinn für Kunst und Poesie, wußte ihm nicht das Glück zu bereiten, das er von der Ehe gehofft hatte; je älter er wurde, desto fremder fühlte er sich im eignen Hause.

Die nächsten Jahre jedoch lebte M. in thätiger Stille ausschließlich seiner Familie, seinem Amte und den juristischen Studien. Die schöne Litteratur war so gut wie vergessen. Nur im Stile seiner rechtswissenschaftlichen Schriften ver-

rieth sich seine poetische Bildung. Mehr im humoristisch-satirischen als im gelehrten Tone veröffentlichte er 1804 unter dem Namen Modestinus „Sechzig Gedanken über den Entwurf einer neuen Gerichtsordnung für Kursachsen“, ein Unterfangen, das fast zu seinem Schaden ausgeschlagen wäre; doch ging er aus der deshalb eingeleiteten Untersuchung nicht nur straflos hervor, sondern auch sein Name wurde dadurch den Berufsgenossen allgemein bekannt und empfohlen. 1805 holte er sich in Wittenberg den juristischen Doctortitel und ließ in diesem wie in den folgenden Jahren mehrere Schriften oder Aufsätze über Fragen des Justizwesens theils selbständig, theils in juristischen Journalen drucken. Auch recensirte er seit 1807 in der Leipziger Litteraturzeitung sowohl zahlreiche Werke über philosophisches Recht als auch Schriften mit praktischer Tendenz, weil er es für das Ziel aller Wissenschaften hielt, „Speculation und Praxis einander zu nähern, Idee und That untereinander zu verständigen“. Seine 1808 bereits abgefaßte, doch erst 1812 erschienene „Allgemeine Elementarlehre der richterlichen Entscheidungskunde“ (1819 mit neuer Vorrede noch einmal ausgegeben) schloß die Reihe dieser Publicationen. Wie schon seine erste juristische Schrift gegen den Mangel an philosophischem Geist in dem neuen Entwurf einer sächsischen Gerichtsordnung eiferte, so wurde auch dieses Buch veranlaßt durch das „Gefühl der geistlosen Handwerksmäßigkeit, womit er die Urtheilsfabrication betrieben sah“; auf speculativem Wege wollte er darin „die sogenannte Decretirkunst zu einer streng wissenschaftlichen Selbständigkeit und Unabhängigkeit von aller positiven Proceßform erheben“; er selbst betrachtete diese „Elementarlehre“ als eine überall praktischen Zielen zustrebende Rechtsphilosophie des Processes. Dem Werke fehlte der Beifall der Kritiker nicht; aber erst spät, nachdem M. sich längst auf anderem Gebiete einen Namen erworben, ließ sich ein buchhändlerisch befriedigender Absatz davon erzielen.

Die wiederholten Durchmärsche und Einquartierungen französischer Truppen in Weißenfels seit 1806 hatten ihn nämlich veranlaßt, sich mit allem Eifer auf das Studium der französischen Sprache und Litteratur, die er bis dahin nur dürftig kannte, zu werfen. Seine Neigung wandte sich hier mit einer fast einseitigen Bestimmtheit der dramatischen Litteratur zu; auch der Eindruck, den das Leipziger Gastspiel der Frau Bethmann im Sommer 1806 auf ihn machte, mag dabei nachgewirkt haben. Zumeist zog ihn Voltaire an als der Dichter, welcher von dem Conventionellen der französischen Poesie noch am stärksten abweiche. Seine „Mérope“ übersetzte M. 1809 nicht übel in reimlose deutsche Jamben, ohne jedoch den modern-höfischen, wider Natur und Costüm verstoßenden Ton des Originals zu verändern. Auf den Bühnen versperrte die ältere Verdeutschung des Stückes durch Gotter dem neuen Versuche den Eingang. M. aber bearbeitete gleichfalls noch 1809 eine kecke französische Anekdote (aus Andrieux’ „Contes et opuscules“) als einactiges Lustspiel „Der angolische Kater oder die Königin von Golkonda“. Und als er in demselben Sommer die weimarische Truppe zu Lauchstädt spielen sah, faßte er den Plan, das Weißenfelser Liebhabertheater, das seit einigen Jahren eingegangen war, wiederherzustellen; schon im Februar 1810 konnte er es mit Goethe’s „Mitschuldigen“ und seinem neuen Lustspiel eröffnen. Er widmete dem Unternehmen die kräftigste Theilnahme. In seinen Händen ruhte die ganze Direction; er besorgte die Regie, leitete die Proben, spielte regelmäßig selbst eine der wichtigsten Rollen, verfaßte einen großen Theil der aufzuführenden Stücke. Fast durchgängig auf Grund französischer Dramen dichtete er rasch hintereinander in den nächsten vier Jahren noch weitere sechs Lustspiele, denen sich 1815 und 1817 zwei Fragmente „Die Lieb’ im Kriege“ und „Der Reiter“ anschlossen. Aber die Wirkung dieser Komödien blieb nicht auf die Weißenfelser Privatbühne beschränkt, seitdem eine von

ihnen, „Die Vertrauten“ in zwei Acten, durch Vermittlung eines Schulfreundes Müllner's im Wiener Burgtheater am 9. März 1812 zur Aufführung gelangt war und rauschenden Beifall geerntet hatte Bald folgten ihr die übrigen fünf Lustspiele auf der Wiener, Berliner, Weimarer oder Prager Bühne nach und nahmen von da ihren Siegeslauf durch ganz Deutschland. Dieser Erfolg war nicht unverdient. Sämmtliche Stücke waren scenisch gedacht und geschickt auf den Bühneneffect berechnet, überhaupt vortrefflich in technischer Hinsicht, erforderten dabei wenige Personen und die einfachsten Requisiten und hatten überdies wegen ihrer Kürze nur auf den bescheidenen Platz eines Vor- oder Nachspiels Anspruch. Eine klar übersichtliche Handlung, eine natürliche und lebhafte Entwicklung waren regelmäßige Vorzüge, der Mangel an geistigem und seelischem Gehalt wie überhaupt an inneren, psychologisch bedeutenden Motiven regelmäßige Schwächen dieser mitunter an die Posse streifenden Intriguenspiele, deren Form jedoch wieder durch den ständigen Gebrauch gereimter, ziemlich frei, aber meist glücklich gebauter Verse geadelt wurde. Ueber der wirksamen Situationskomik und dem witzigen Dialog vergaß man das schablonenhafte Einerlei der Motive und Charaktere; kleine Unwahrscheinlichkeiten und selbst galante Zweideutigkeiten verletzten das Publicum nicht sonderlich, das im „Angolischen Kater“ von beiden derbe Proben hatte hinnehmen müssen. Wie der Inhalt und die Technik dieser Stücke auf französische Vorbilder, so weist die Charakteristik vielfach auf die ältere sächsische Komödie zurück; auffallend tritt ihre nahe Verwandtschaft mit den gleichzeitigen Lustspielen des jungen Körner hervor. Bei den besten von ihnen (den „Vertrauten“ und dem „Blitz“) herrscht tendenzlos die reine Komik; die Mißachtung der Standesunterschiede durch die Liebe stellen „Die Zurückkunft aus Surinam“ und kräftiger „Die großen Kinder“ dar; ein ganz modernes, ernsteres Sujet, die Bekehrung eines leichtsinnigen Lebemannes zu tiefer und dauernder Liebe ist das Thema der „Zweiflerin“; in der „Onkelei“ endlich spottet der Verfasser humoristisch über ein von ihm selbst aus dem französischen Lustspiel entlehntes und mit großer Vorliebe immer wieder angewendetes Grundmotiv der komischen Verwicklung.

Durch die ersten Erfolge dieser Stücke ermuntert und durch Zacharias Werner's „24. Februar“, den er 1812 am entsprechenden Tag auf der Weißenfelser Liebhaberbühne aufgeführt hatte, zu eigner Production mächtig angeregt, wandte sich M. im Mai 1812 zur tragischen Poesie und dichtete in wenigen Tagen das einactige Trauerspiel „Der 29. Februar“, in allem und jedem eine äußerliche Nachahmung des Werner'schen Schicksalsdrama's, durchaus das krasse Product des nüchtern berechnenden und spitzfindig erkünstelnden Verstandes voll greller, das Original oft noch übertreibender Theatereffecte, aber ohne innere poetische Wahrheit und Nothwendigkeit. Im „24. Februar“ fand M. die Grundzüge seiner Charaktere, gewisse Hauptmotive der Handlung, das düstere Colorit sowie den ganzen fatalistischen Apparat; aber Werner's Stück war nur seine ergiebigste, nicht seine einzige Quelle. Aus dem Leben seines Oheims Bürger entnahm er die Voraussetzungen der tragischen Fabel; am „Oedipus rex“ lernte er, wie die Enthüllung und Bestrafung eines in der Vergangenheit liegenden geheimnißvollen Verbrechens zum Hauptgegenstande der dramatischen Handlung zu gestalten war — auch sein folgendes Trauerspiel wies dieses dem Criminalisten geläufige Grundmotiv auf —; von Calderon borgte er den Trochäus, den Werner nur vereinzelt angewendet hatte; an Schiller's Aufsatz „Vom Erhabenen“ knüpfte er unmittelbar seine Ansicht von dem Zwecke der Schicksalsdichtung an, die unsichtbaren Fäden, durch welche das Erdenleben mit einer höhern Weltordnung zusammenhängt, dem inneren Sinn sichtbar werden zu lassen und so das Ahnen jener Weltordnung zur lebendigen Empfindung zu steigern: aus diesem fühlbaren

Walten einer überirdischen, durch geistige Größe und strengste Gesetzmäßigkeit imponirenden Macht über der Handlung des Stückes folge mehr der Eindruck des Erhabenen als der des Erhebenden. Dabei forderte er als unerläßliche Bedingung für die volle Wirkung, daß die fatalistischen Vorstellungen mit der modernen Glaubenslehre, mit den christlichen Ideen in Einklang gebracht seien. Ihm selbst wurde das nicht schwer, da er ohne Scheu willkürliche, jedes logischen oder organischen Zusammenhanges baare Vorgänge und Situationen nur äußerlich miteinander verband; so äußerlich, daß er, als man in Wien und in Berlin sich weigerte, Blutschande und Kindesmord auf die Bühne zu bringen, sich schnell entschloß, diese beiden Grundmotive des Dramas hinwegzuräumen und ihm sogar eine innerlich unmögliche heitere Schlußscene anzuflicken. In dieser Gestalt erzielte das Stück (nun unter dem Titel „Der Wahn") 1815 in Wien und 1816 in Berlin guten Erfolg, nachdem es bereits 1812 in seiner ursprünglichen Form das Leipziger Theaterpublicum zu reichlichen Thränen gerührt hatte. Aber auch Gegenstücke und Parodien stellten sich bald ein.

Dem „29. Februar" ließ M., von Iffland zu einem großen, mehractigen Trauerspiel aufgefordert, schon im October 1812 „Die Schuld" in vier Aufzügen folgen. Die frei erfundene, aber im einzelnen vieles aus älteren Dramen (besonders der „Braut von Messina", dem „24. Februar" und dem „29. Februar") entlehnende Fabel sollte dazu dienen, den Satz des Seneca, dem M. in einer Schrift Eduard Henke's über die Strafrechtstheorie begegnet war, zu erläutern, daß für gewisse Verbrecher der Tod eine Rettung sei. Nur fehlte es seiner Darstellung auch hier wieder an dem ergreifenden Ausdruck der Wahrheit und an jener inneren logischen Consequenz, die uns den freiwilligen Tod als einzige und nothwendige Sühne des Frevels erscheinen läßt. Indem er die überkommenen tragischen Motive abschwächte (der Mörder ahnt nicht, daß er seinen Bruder tödtet), wälzte er einen guten Theil der Schuld von dem Verbrecher ab und lud ihn dem unentrinnbaren Schicksal auf. Dazu bediente er sich denn auch wieder des ganzen, schon im vorigen Stücke verwendeten fatalistischen Apparats. Daß er sich hinterher als Dichter von dem Schicksalsglauben seiner Personen lossagte, änderte an der Sache nichts, bewies aber nur, daß er sein Werk keineswegs aus innerer Herzensüberzeugung und Empfindung im Dienst einer großen Idee geschaffen, sondern ohne inneren Antheil nur mit dem kalten Verstande ausgeklügelt hatte. Wenn gleichwol „Die Schuld" sich alle größeren Bühnen Deutschlands im Sturm eroberte und über ein Jahrzehnt beherrschte (1813 zu Wien, 1814 zu Weimar, Berlin, Stuttgart ꝛc. aufgeführt), so täuschten wieder die technischen Vorzüge oft über die eigentlichen poetischen Mängel hinweg. Vornehmlich wußte M. hier durch die bange, beklemmende Stimmung zu wirken, welche über dem ganzen Werke schwebt und von Anfang an so mächtig den Leser oder Zuschauer ergreift, daß er bis zum Schlusse auch wider Willen unter dem Banne des ersten, schauerlichen Eindrucks bleibt. Nicht minder fesselt das charakteristische, lebhafte, bilderreiche, oft epigrammatisch pointirte Pathos der Sprache; obwol nicht immer frei von phantastischem Schwulst und rhetorischen Hyperbeln, zog es doch vielleicht mit zumeist das Interesse eines Goethe und Matthisson an, welche in der Schicksalstragödie eine Schutzwehr gegen die unsittliche und unpoetische Theatermache Kotzebue's und seiner Genossen erblickten.

Im Verkehr mit Iffland hatte M. auch den Gedanken eines historischen Trauerspiels aufgefangen, das als Seitenstück zu Schiller's „Wallenstein" den Tod Gustav Adolfs darstellen sollte. Allein wie viel Verlockendes auch der Stoff gerade für einen Weißenfelser Dramatiker haben mußte, M. legte ihn bald wieder zurück, sei es daß ihn die dazu erforderlichen historischen Studien abschreckten, oder daß ihn nur die allgemeine Einsicht leitete, wie das Geschichtliche die

schwache Seite seiner Poetik war. Aber unmittelbar, nachdem der Waffenlärm der Freiheitskriege verrauscht war, der auch ihn mehrmals aus dem Amts- und Arbeitszimmer hinaus in die Nähe der sächsischen Schlachtfelder getrieben hatte, entwarf er (1815) eine Tragödie, in welcher er selbst einen „täuschenden Hohlspiegel“ der jüngsten heroisch-tragischen Zeitepoche aufzustellen glaubte. Er lieh seiner Hauptfigur äußere, zufällige Züge des von ihm überaus bewunderten Napoleon und machte den Kampf zwischen Heldenthum und Königthum, den er soeben selbst erlebt hatte, zum Thema seines Werkes. Aber um seine Einbildungskraft von „Geographie und Geschichte, Kirche, Staatskunst und Censur“ nicht allzusehr in die Enge treiben zu lassen, verlegte er die Fabel seines „König Yngurd“ in eine völlig unbekannte Vorzeit der nordischen Reiche, etwa ein Jahrtausend vor der christlichen Aera, wo er unbekümmert um alle historischen Verhältnisse die Handlung seines Stückes nach freiem Belieben erdichten konnte. Im Einzelnen ließ er sich dabei freilich grobe Anachronismen zu Schulden kommen. Aus Elementen, die er theils dem Shakespeare’schen Drama (besonders dem „Macbeth“ und „König Johann“), theils der Schicksalstragödie entlehnte, verfertigte er so ein unklares, zweckloses Trauerspiel in gereimten Jamben, das sich von seinen früheren Stücken sehr unvortheilhaft durch breite Anlage, langsame Entwicklung, unpassende, weil wenig charakteristische Rhetorik, überhaupt durch eine dem Autor bisher fremde Gleichgültigkeit gegen die Forderungen der Bühne unterschied. Die Armuth an Ideen bei einem störenden Ueberfluß an Reflexion und die Schwäche oder der Mangel an Originalität in der Zeichnung einzelner Charaktere war hier nicht einmal durch technische Vorzüge des ganz episch gebauten Werkes verdeckt. Für die Aufführungen desselben, die erst durch Eßlair’s Gastspiele häufiger wurden, waren Kürzungen aller Art oder Vertheilung des Ganzen auf zwei Theaterabende nöthig, und wie ärgerlich sich M. auch in Briefen oder Vorreden seiner Dramen über diese nutzlose Anstrengung für die von ihm angeblich verachtete Bühne aussprach, so bereitwillig kam er doch allen Wünschen der Intendanzen entgegen und arbeitete noch 1825 den „Yngurd“ neuerdings für das Theater um. Die Berliner Aufführung, die er an Ort und Stelle selbst vorbereiten half, brachte ihm unter manchen sonstigen Ehren den Titel eines preußischen Hofraths ein (1817).

Durch die Bestimmungen des Wiener Congresses war Weißenfels 1815 an Preußen gefallen. M. wurde zwar alsbald als Justizcommissar in seinem Amte bestätigt und sogar ins Spruchcollegium nach Merseburg mit 900 Thalern Gehalt berufen; aber durch seine theatralischen Erfolge an glänzenderen Gewinn gewöhnt, lehnte er nicht nur diese Anstellung ab, sondern legte Ende 1815 überhaupt seine Advocatur nieder, um sich von nun an ganz der Schriftstellerei zu widmen. Langsam arbeitete er (1817—1819) ein neues, bühnengemäßeres Trauerspiel in fünf Acten aus, „Die Albaneserin“, sein modernstes, aber am wenigsten charakteristisches Stück, nach der Anlage der Fabel wieder eine Schicksalstragödie, doch ohne den äußerlichen Apparat derselben und mit einer oft bedenklichen Abschwächung der fatalistischen Hauptmotive. Dagegen strebte er hier mehr als je zuvor, die Charaktere psychologisch zu vertiefen und aus ihrem Innern die Handlung herzuleiten, ohne freilich dabei das willkürliche Walten des Zufalls irgendwie zu beschränken. Shakespeare und Schiller hatten wieder bedeutenden Einfluß auf die Erdichtung der Fabel wie auf den Gang der Handlung und den (meist rhetorisch schwülstigen) Ausdruck der Empfindungen; das Thema der „Braut von Messina“ und der „Schuld“, Brudermord aus Bruderhaß, war hier mit künstlichem Raffinement nüancirt in Brudermord aus Bruderliebe. Nicht minder wirkten Houwald’s erste Trauerspiele, vom Verfasser theilweise als Manuscript an M. gesandt, auf Form und Inhalt der „Albaneserin“ ein. Der

Dichter gab vor, er habe das Werk ursprünglich der Bühne vorenthalten wollen; da ihm aber König Friedrich Wilhelm III. zu Anfang des Jahres 1819 auf Ansuchen des Staatskanzlers Fürsten Hardenberg ein beträchtliches Geldgeschenk übermachte mit dem Wunsche, M. möge seine künftigen Dramen zuerst dem Berliner Theater anbieten, so versandte er die Handschrift alsbald an die Berliner sowie an die übrigen deutschen Bühnen. Hier errang das Stück zwar nicht überall, doch an den meisten Orten einen nachhaltigen Erfolg; von einem Weimarer Kunstfreund erntete M. gar das Lob, er sei „der psychologische Tragiker κατ᾽ ἐξοχήν“. Gleichwol blieb „Die Albaneserin“ sein letztes Trauerspiel. Sein Weißenfelser Liebhabertheater war 1818 eingegangen, hauptsächlich in Folge seiner tyrannischen Leitung: damit hörte für ihn der Impuls zur dramatischen Thätigkeit auf; denn die Vorschläge mehrerer Freunde, die ihm eine Stelle in der Direction der Wiener oder Berliner Bühne verschaffen wollten, hatte er mit dem Hinweis auf seine mangelnde Befähigung für ein solches Amt rund abgelehnt. Dagegen eröffnete ihm nunmehr der freigebigste seiner bisherigen Verleger, Baron Cotta, indem er ihm die Redaction des kritischen Theiles in dem mit dem „Morgenblatte“ verbundenen „Litteraturblatt“ anbot, die Aussicht auf einen größeren und sichreren litterarischen Erwerb.

Schon in den vorausgehenden Jahren hatte M. nicht nur einen „Almanach für Privatbühnen“ (1817—1819) und mehrere Auflagen seiner bald einzeln gedruckten, bald gesammelten Dramen herausgegeben, sondern auch zu den verschiedensten Zeitschriften Beiträge geliefert, meist Proben aus seinen Tragödien, bevor sie vollständig im Druck erschienen, Angaben für Bühnenbearbeitungen derselben, novellistische Erzählungen ihres Inhaltes („Hugo und Elvire“, 1817), lobende Selbstkritiken und bissige Repliken auf weniger günstige Recensionen. Als Redacteur des Cotta'schen „Litteraturblattes“ (1820—1825), an dem die berufensten Autoren mitarbeiteten, setzte er diese kritische Thätigkeit fort, anfangs mit Ernst und Maß und nicht ohne sachliches Verdienst. Allmählich aber raubte ihm die Sucht zu witzeln und seine zänkische Parteilichkeit mehr und mehr die dem Kritiker nöthige Ruhe und Würde. Schon seine Glossen, mit denen er die Aufsätze der Mitarbeiter beständig begleitete, verursachten manchen Verdruß. Schlimmere Differenzen erwuchsen aus der Einmischung des Verlegers in die Rechte des Redacteurs einerseits und aus Müllner's Heftigkeit und Eitelkeit andrerseits; sie führten endlich zum Bruch zwischen beiden.

Außerdem verlegte Cotta 1822 Müllner's ursprünglich für die Weißenfelser Dilettanten abgefaßtes Taschenbüchlein für Schauspielerinnen unter dem Titel „Vers und Reim auf der Bühne“ und 1824—1826 zwei Bände seiner „Vermischten Schriften“. Neben herzlich unbedeutenden lyrischen Gedichten (am erträglichsten sind noch einige Epigramme), der Uebersetzung der „Mérope“ und zwei Lustspielfragmenten bildeten fast ausschließlich dramaturgische Aufsätze, die zum Theil früher einzeln erschienen waren, den Inhalt. Sie bekundeten alle (namentlich die Artikel des „Theaterlexikons“) viel praktische Kenntniß der Bühne, richtige Einsicht in die Kunst des Spiels und des Vortrags und das löbliche, oft aber in fade Witzelei ausartende Bestreben, schwierigere Begriffe den Lesern und Leserinnen durch Bilder und Gleichnisse deutlich zu machen. Reich an guten Einfällen, ließen sie doch eine selbständigere, tiefere Auffassung der dramatischen Kunst und ein wahres, freies Verständniß ihrer geschichtlichen Entwicklung vermissen; so sah M. z. B. oberflächlich genug in der Oper nur ein „Rührei von Kunst und Unsinn“. An Schiller's Aufsätze über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst und über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen knüpfte er seinen Briefwechsel mit Methusalem Müller (schon 1818 entstanden) über den Unterschied zwischen moralischer und ästhetischer Schätzung

tragischer Handlungen und Charaktere an, anerkennenswerth in der Tendenz, aber ohne eigne Gedanken, unendlich breit und reich an abschwächenden Wiederholungen. Gehalt- und lehrreicher waren die Theaterkritiken, zu denen ihn das Leipziger Gastspiel des Wolffischen Ehepaars (1818) und der großen Sophie Schröder (1819) veranlaßt hatte, während eine Recension von Grillparzer's „Ahnfrau“, so viel Richtiges sie auch vorbrachte, doch etwas einseitig den Standpunkt christlicher Moral vertrat. (Auch mehrere der folgenden Tragödien Grillparzer's besprach M. im „Litteraturblatt“.) Unter den nicht dramaturgischen Aufsätzen der „Vermischten Schriften“ (großentheils autobiographischen Charakters) ragte noch am ersten die kleine Novelle „Die Mondfinsterniß bei Tage“ hervor, anmuthig und einfach aufgebaut, allerdings stellenweise durch einen erzwungenen und eintönigen Humor geschädigt.

Müllner's Arbeiten für den Cotta'schen Verlag hinderten ihn jedoch keineswegs, gleichzeitig auch sonst für allerlei Zeitschriften thätig zu sein, ja 1823 noch ein eignes kritisches Wochenblatt, „redigirt und glossirt von Kotzebue's Schatten“, unter dem Titel „Hekate“ zu begründen, das ihm bei denkbar wenig Mühe außerordentlichen Gewinn, seinem Leipziger Verleger aber ebenso großen Nachtheil brachte, so daß es, ohne eine litterarische Bedeutung erlangt zu haben, nach Jahresfrist eingehen mußte. Als Nachfolger Kotzebue's, mit dem er seit 1816 in persönlich freundlichem Verkehr gestanden war, hatte sich M. schon kurz zuvor aufgespielt, indem er 1820—1822 in mehreren Journalen „Kotzebue's Litteraturbriefe aus der Unterwelt“ veröffentlichte, die er 1826 gesammelt zu Braunschweig bei Friedrich Vieweg erscheinen ließ. Es waren großentheils negative, mitunter bissige, auch oft parteiische Kritiken der jüngsten litterarischen Erzeugnisse Deutschlands, im ganzen zu breit gehalten, aber stellenweise durch scharfen Witz trefflich gewürzt.

In Vieweg's Verlage gab M. denn auch, nachdem er von der Redaction des Cotta'schen „Litteraturblattes“ zurückgetreten war, seit dem Anfang des Jahres 1826 das „Mitternachtblatt für gebildete Stände“ und 1828 eine vollständige Sammlung seiner dramatischen Werke in sieben Theilen heraus; aber noch bevor die letzteren die Presse verließen, hatten ihn Zerwürfnisse schlimmster Art auch mit diesem Buchhändler entzweit, und so kam sein Wochenblatt von 1828 an zu Wolfenbüttel bei Riedmann heraus, der es auch nach Müllner's Tode (jetzt als „Mitternachtszeitung“) bis 1839 fortsetzte. M. hatte alle hervorragenderen Autoren Deutschlands zur Theilnahme aufgefordert und konnte so in dem ersten Jahrgang Beiträge von den beliebtesten Schriftstellern seiner Zeit mittheilen, von Fouqué, Raupach, Clauren, Rellstab, Wilhelm Müller, Houwald, Kind, Castelli, Krug v. Nidda u. a. Er selbst war besonders als Kritiker in seiner bisherigen bedenklichen Weise thätig; daneben lieferte er Theaterberichte, Auszüge aus fremden Werken, auch lyrische Gedichte. Größere Novellen, geschichtliche Aufsätze, namentlich auch litterar-historische Essays, die sich gern mit Goethe beschäftigten, wechselten mit kleinen Sinngedichten, matten Anekdoten, Räthseln und Streckcharaden. Der Gehalt und Werth des vielgelesenen Blattes nahm bald auffällig ab, während sein Umfang schon 1827 von den anfänglichen drei Nummern wöchentlich auf vier anwuchs. Die bedeutendste Arbeit, die M. im „Mitternachtblatt“ (Januar 1828) veröffentlichte, war die 1829 als erster (einziger) Theil der „Novellen“ besonders abgedruckte Criminalgeschichte „Der Kaliber“. Er behandelte darin sein altes Thema vom Brudermord aus Liebe zu demselben Weib in epischer Weise, schwächte aber das tragische Problem ab, indem er im Bruder des Gemordeten nicht den wirklichen, sondern nur den vermeintlichen, schließlich als unschuldig erkannten Verbrecher darstellte. Der juri-

stische Verfasser konnte dabei zugleich ein breites Gemälde von der heillosen Leichtfertigkeit des alten schriftlichen Criminalprocesses entwerfen.

Als achten Theil seiner dramatischen Werke ließ M. gleichfalls 1828 erscheinen „Meine Lämmer und ihre Hirten, historisches Drama in vier Handlungen", seine letzte unerquicklichste Schrift, in der er weitläufig und gehässig seine persönlichen, selten lange erfreulichen, dem Publicum übrigens höchst gleichgültigen Erfahrungen mit seinen verschiednen Verlegern schilderte, um auf diesem unsichern Grunde seine nicht unpraktischen, aber oft noch sehr allgemeinen und unbestimmten Ansichten über litterarisches Originareigenthum und über den höheren Buchhandel zu entwickeln. Selbst seine Freunde vermochten ihr Mißfallen über diese und ähnliche Früchte würdeloser Polemik nicht zu unterdrücken; seine Feinde spotteten laut über den „Dey von Weißenfels", der sich als „Apollo der Leukopeträer" fühle. Müllner's litterarische Stellung war durch seine eigne Schuld bereits gefährlich erschüttert, als er am 11. Juni 1829 an den Folgen eines Schlagflusses zu Weißenfels starb. Nach seinem Tode schwand sein Ruhm fast noch schneller dahin, als er einst entstanden war. Bald verurtheilte die Kritik einstimmig den vorher maßlos Ueberschätzten und das Publicum hätte selbst den Dichter der „Schuld" nach wenig Jahren völlig vergessen, wenn seinen Namen nicht Platen's Satire in der „Verhängnißvollen Gabel" (1826) dem Gedächtnisse der Leser neuerdings eingeprägt hätte. —

Müllner's Leben, Charakter und Geist, dargestellt vom Professor Dr. Schütz zu Leipzig. Meißen 1830. (Das weitschweifige, unschöne, pietätlose und doch bisweilen überschätzende, aber stofflich reiche Werk eines der nächsten Freunde Müllner's.) — Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung, III, 363—374. — Dr. Höhne, Zur Biographie und Charakteristik Adolf Müllner's. Programm des städtischen Gymnasiums zu Wohlau, 1875. (Auf Grund des handschriftlich erhaltenen Briefwechsels Müllner's.) — Jacob Minor, Die Schicksalstragödie in ihren Hauptvertretern. Frankfurt a. M. 1883, S. 100—154. Franz Muncker.

v. Münster *): Ernst Friedrich Herbert Graf v. M. wurde am 1. März 1766 zu Osnabrück geboren. Der fürstbischöfliche Hofmarschall Georg Ludwig Dietrich v. M., der theils zu Osnabrück, theils auf seinem Gute Surenburg (Kreis Aurich) lebte, war zweimal verheirathet, in erster Ehe mit einer Tochter des Hammerstein-Gesmold'schen Hauses, in zweiter mit Eleonore, Tochter des Generals v. Grothaus, die ihm das Gut Ledenburg (Kreis Osnabrück) zubrachte. Aus der ersten Ehe stammten zwei Söhne, die selbst oder in ihrer Descendenz sich nach Langelage und Meinhövel zubenannten, und zwei Töchter, von denen die eine den Grafen Ernst Franz v. Platen-Hallermund, die andere den Freiherrn v. Schele heirathete und die Mutter des unter König Ernst August vielgenannten Ministers v. Schele wurde. Der einzige Sohn zweiter Ehe war Ernst v. M. In seine Erziehung theilten sich zwei Anstalten sehr verschiedenen Charakters: 1778—81 gehörte er dem von Basedow begründeten Philanthropin zu Dessau, die folgenden Jahre bis 1784 der Ritterakademie zu Lüneburg an. Im Herbst 1784 bezog er die Universität Göttingen, in deren Matrikelbuch er sich am 19. October als Ernst Friedrich Herberth v. Mönster eintrug, eine Namensform, deren sich die Familie bis 1792 bediente. Vier Jahre studirte M. in Göttingen Jurisprudenz und lernte, wie er selbst sagt, die berühmten Männer alle kennen, die sich dort zu jener Zeit auszeichneten. Auffallenderweise findet er sich unter den Zuhörern Pütter's, der schwerlich einen vornehmen Namen wie den seinen übergangen haben würde, nicht aufgeführt. Jene Jahre waren die

*) Zu S. 29 dieses Bandes.

glänzendsten der Hochschule; sie feierte während derselben ihr 50jähriges Jubiläum und hatte sich des Besuchs der drei jüngsten Söhne König Georg III. zu erfreuen (s. A. D. B. VI, 264). Die Bekanntschaft, welche M. mit den Prinzen knüpfte, wurde folgenreich für sein ganzes Leben. Unter den Studirenden spielte M. eine hervorragende Rolle und nahm an den Kämpfen der beiden Orden, der Unitisten und der schwarzen Brüder, deren erstem er gleich anderen Grafen und Herren angehört haben wird, lebhaften Antheil. Nach beendeter Studienzeit trat er als Auditor bei der Justizkanzlei zu Hannover in den öffentlichen Dienst. Für geselligen Verkehr sorgte der benachbarte braunschweigische Hof, an dem Herzog Karl Wilhelm Ferdinand und seine Gemahlin Augusta, die Schwester des Königs von England, den französischen Emigranten reiche Feste gaben. 1791 wurde M. Hof- und Kanzleirath in Hannover, ohne jedoch diesem richterlichen Amte viel Zeit und Kraft widmen zu können, denn schon im Juni 1793 erhielt er den Auftrag, den zweitjüngsten Sohn des Königs, seinen ehemaligen Göttinger Studiengenossen, aus Rom, wo er seit Ende 1792 weilte, abzuholen und nach England zu geleiten. Die Aufgabe war in mehr als einer Hinsicht schwierig. Prinz August, nachmals Herzog von Sussex, hatte sich im April 1793 mit der ältesten Tochter des schottischen Grafen von Dunmore, Lady Augusta Murray, in Rom heimlich durch einen englischen Geistlichen trauen lassen; und als der Prinz und sein Begleiter die Rückreise nach England antreten wollten, sperrte ihnen der Krieg die Wege zu Lande wie zu Wasser, so daß das englische Kriegsschiff, das sie in Livorno im Juli aufnahm, erst im September die Heimath erreichte. Die vier Monate des nun folgenden Aufenthalts am Hofe zu Windsor legten den Grund zu der genauen Bekanntschaft, deren sich M. beim Könige und den Mitgliedern seiner Familie erfreute. Nachdem die Eheschließung des Prinzen, der eine zweite Trauung mit der inzwischen in London angelangten Lady Murray auf englischem Boden nachgefolgt war, zur Kenntniß des Königs gekommen und dieser die gesetzlichen Maßregeln gegen die Verletzung des Royal marriage act von 1772 einzuleiten befohlen hatte, verließ der Prinz England wieder und begab sich im Januar 1794, auch diesmal von M. begleitet, nach Italien zurück. Fast fünf Jahre verweilten sie hier, am längsten in Rom und Neapel. Mochten auch Beziehungen zu Staatsmännern wie dem nachmaligen Cardinal Consalvi oder zu dem königlichen Hofe in Neapel geknüpft werden, vorwiegend waren es doch künstlerische Interessen, welche die Reisenden verfolgten, und Künstler und Kunstgelehrte bildeten den Kreis, in dem sie verkehrten. Außer Hirt, Zoëga und dem spanischen Gesandten Azara begegnen die Namen deutscher Künstler in Rom und Neapel, Angelika Kaufmann, Tischbein, Philipp Hackert, die Landsleute Rehberg und Kniep unter der Bekanntschaft des Prinzen August und seiner Freunde, wie man sie nannte. M. und Tatter, der letztere gleichfalls ein Genosse der Göttinger Zeit (s. A. D. B. VI, 264), werden unter ihnen besonders hervorgehoben; „der trotzige Graf, mein eifriger, ernstlicher Freund und zugleich mein Widersacher“, wie er in einem Briefe Zoëga's heißt. Zu der classischen Bildung, die M. mitbrachte, erwarb er nicht blos eine lebendige Anschauung des Alterthums, sondern auch ein inniges Verständniß der Kunst. Sein ganzes Leben hindurch übte er das Zeichnen und noch in seinen letzten Jahren hat er seine Töchter darin unterrichtet. „Der Maler“ hieß er deshalb in den Briefen, welche während der Fremdherrschaft die Vertrauten miteinander wechselten. 1798 in die Heimath zurückgekehrt, erhielt M. eine Rathsstelle in der Domänenkammer, der zu jener Zeit wichtigsten Verwaltungsbehörde des Landes. Stein, der damals M. in Hannover kennen lernte, bezeichnete ihn in einem Briefe an Frau v. Berg als einen in jeder Hinsicht achtungswerthen Ehrenmann und Kenner in Gemälden und schönen Künsten. Seit dem Jahre 1792 hatte er von dem damaligen Reichs-

vicar Karl Theodor, Kurfürsten von der Pfalz, zugleich mit den Kindern seines ältesten Bruders und mit seinem älteren Bruder, Georg v. Münster-Meinhövel, die Erhebung in den Grafenstand erlangt.

Mit dem Jahre 1801 beginnt die politische Laufbahn Münster's, da eine ihm 1797 nach Rastatt zugedachte Sendung unterblieben war. Zunächst waren es diplomatische Aufgaben, die ihm gestellt wurden. Nachdem einmal der Grundsatz der Säcularisation zugestanden war, streckte jeder deutsche Staat, einerlei ob durch die Abtretung des linken Rheinufers geschädigt oder nicht, verlangend seine Hand nach dem ihm zunächst und bequem gelegenen geistlichen Fürstenthum aus. Für Hannover waren die Bisthümer Osnabrück und Hildesheim solch gewinnenswerthe Objecte; aber um beide, jedenfalls um Hildesheim, hatte es Preußen zum Mitbewerber. Um bei Vertheilung der Entschädigungsmasse nach Wunsch bedacht zu werden, galt es sich der Stimme der Schiedsrichter zu vergewissern. Während die deutschen Fürsten, große und kleine, um die Gunst Frankreichs buhlten, erschien es König Georg III. rathsamer, sich den Beistand Rußlands zu sichern. Das war die dem Grafen M. zugedachte Aufgabe. Unterstützt von dem Legationssecretär Tatter, dem italienischen Gefährten, einem gewandten und erfahrenen Manne, fand er sich auf dem Petersburger Boden bald zurecht, kam in günstige Beziehungen zum Kaiser Alexander und hervorragenden russischen Staatsmännern, wie dem damaligen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Fürsten Czartoryski. Einer der ersten Berichte Münster's galt den Hergängen bei der Ermordung des Kaisers Paul, über die er durch eine hochgestellte Persönlichkeit an Ort und Stelle unterrichtet wurde. Dem Ausdruck seines Entsetzens gegenüber ist damals das seitdem oft citirte Wort gefallen: que voulez-vous? c'est notre magna charta: la tyrannie tempérée par l'assassinat! Münster's Mission erreichte insofern ihren Zweck, als Hannover den Erwerb Osnabrücks zugesichert erhielt; in Bezug auf Hildesheim mußte es gegen Preußen zurücktreten. Schon um die Wende des Jahres 1802 war dies Ergebniß, das dann auch im Reichsdeputationshauptschlusse seine Bestätigung fand, vorauszusehen. Als im Frühjahr 1803 der Krieg zwischen England und Frankreich wieder ausbrach und im Juni Hannover von den Franzosen unter Mortier widerstandslos besetzt wurde, traten allgemeinere diplomatische Aufgaben heran, zu deren Erledigung M. in Petersburg blieb und mit den österreichischen Staatsmännern, die an den russischen Hof kamen, wie Stadion und Schwarzenberg, in enge Beziehung trat. Durch die Zuverlässigkeit seiner antifranzösischen Gesinnung und die Thätigkeit, die er für das Zustandekommen einer großen Coalition gegen Frankreich damals entwickelte, erwarb er sich das Vertrauen der russischen und österreichischen Staatsmänner, das für spätere Anknüpfungen so wichtig wurde. Zu Ende des Jahres kehrte M. auf der Fregatte, die den englischen Gesandten, General Warren, abgeholt hatte, nach England zurück. Zunächst nur in Form eines Urlaubes hier verweilend, wurde er Ende Mai 1805 an Stelle Lenthe's zum Staats- und Cabinetsminister bei der Person des Königs ernannt. Das Avancement vom Kammerrath zum Minister erschien auch vorurtheilsfreien Beamten, welche den Staatskalender nicht zum Regulator der Beförderung machten, als unerhört und, wenn sie auch Münster's Verdienste nicht unterschätzten, doch nur durch die persönliche Gunst des Königs erklärlich. Die Ernennung belohnte nicht blos die Petersburger Mission, sondern auch den am 11. April 1805 in London unter Münster's Vermittlung zu Stande gekommenen Vertrag zwischen England und Rußland, unter dessen Zwecken die Wiedereroberung Hannovers obenan stand, einen Vertrag, der nicht blos die Grundlage der dritten Coalition bildete, sondern nach Ranke's Bezeichnung als eine der vornehmsten Transactionen zu betrachten ist, auf denen die neuere Geschichte Europas überhaupt beruht. Noch

ehe die vorbereiteten Maßregeln zur Ausführung kamen, räumten die Franzosen den größten Theil Hannovers, und unter dem Schutze preußischer, russischer und schwedischer Truppen konnte Ende October das bisher in Schwerin weilende Ministerium ins Land zurückkehren. Eine königliche Proclamation vom 14. November, unterm 4. December in Hannover bekannt gemacht, übertrug dem jüngsten Sohne des Königs, dem Herzog Adolf von Cambridge, die Direction des gesammten Militärwesens, während Graf M. in Ansehung der Civilangelegenheiten die Landesbedürfnisse erforschen und die zweckdienlichen Mittel zur Abhülfe ergreifen sollte, wobei alle Behörden ihm Folge zu leisten angewiesen wurden. Der wechselvolle Gang der preußischen Politik bereitete der Mission Münster's ein rasches Ende. Nachdem eben das hannoversche Ministerium Namens des Königs von Preußen eingeladen war, seine Functionen wieder anzutreten, nahmen die preußischen Truppen Ende Januar 1806 auf Grund der mit Frankreich gepflogenen Verhandlungen Hannover zunächst in Verwahrung und Administration, um dann seit dem 1. April eine Besitznahme kraft Cession Frankreichs, das damals nur noch einen Punkt der eroberten Kurlande, die Festung Hameln, in Händen hatte, an die Stelle treten zu lassen. Auf das preußische Publicandum vom 27. Januar antwortete ein Protest Münster's vom 30. Januar und eine denselben im Wesentlichen wiederholende Bekanntmachung vom 3. Februar, in der zugleich die Unterthanen von allen Widerstandsversuchen abgemahnt und die Staatsdiener zum Ausharren auf ihren Posten aufgefordert wurden. Die Proclamation König Friedrich Wilhelm III. vom 1. April erwiederte Georg III. am 20. April mit einer Declaration, welche M., der am 9. Februar nach England zurückgekehrt war, contrasignirt und offenbar auch verfaßt hatte. Während sich jener Protest kurz und knapp an die Thatsachen hielt und durch ihre Zusammenstellung den schweren Vertrauensbruch constatirte, dessen Preußen sich schuldig gemacht, ist dies zweite Manifest ein langathmiges Actenstück, das, wenn auch Hardenberg's Vorwürfe gegen seinen Verfasser übertrieben und ungerecht sind, doch in wenig würdiger Weise es sich zur Aufgabe macht, die ganze preußische Politik durchzunehmen und abzukanzeln. Wie vortheilhaft sticht dagegen die Note Fox' vom 17. März in ihrer Gedrungenheit und Schärfe ab! Hardenberg hat in seinen Denkwürdigkeiten gegen Münster's Verhalten schwere Vorwürfe erhoben, die ihren letzten Grund doch nur darin haben, daß er nicht in der Vereinigung mit Preußen den größten Vortheil für Hannover erblickte, eine Ansicht, die bei Hardenberg natürlich erscheinen mochte, von dem Minister des Kurfürsten von Hannover nicht wohl erwartet werden konnte. Daß M. nicht der Inbegriff von wüthigen antipreußischen Vorurtheilen war, als welchen ihn Hardenberg zeichnet, läßt sein Verhalten in der nächstfolgenden Zeit erkennen. Wurde auch bei ihm nicht wie bei manchem Hannoveraner das preußische Unrecht vom Frühjahr 1806 durch das preußische Unglück vom Herbst 1806 ausgelöscht, so bemühte er sich doch redlich, die englischen Hülfsmittel für den Widerstand Preußens und Rußlands gegen die Gewaltherrschaft Napoleons und, als diese letzten Versuche niedergeschlagen waren, für eine sich im nördlichen Deutschland sammelnde populare Bewegung zu gewinnen und zu verwenden. Wer auf dem Festlande die Gemüther gegen die französische Unterdrückung zu beleben suchte, wer sich nach England, dem letzten Horte der Freiheit, flüchtete, suchte M. auf. In dem stillen Bunde europäischer Patrioten, der der Allianz der Staaten voraufging, war er eines der wichtigsten Glieder, in England das wichtigste. Bei dem vielfältigen Wechsel der englischen Ministerien blieb er der feste Punkt, der das Vertrauen des Königs unwandelbar genoß, Kenntniß der continentalen Verhältnisse besaß und durch mannigfache Verbindungen in den Cabinetten Europa's und in seiner Heimath auf dem Laufenden erhalten wurde.

hatten mit der Occupation Hannovers auch die kurfürstlichen Gesandten, Graf Ernst Hardenberg in Wien und Ludwig v. Ompteda in Berlin, ihre officielle Thätigkeit einstellen müssen, so waren sie doch in privater Eigenschaft an ihren Bestimmungsorten geblieben und berichteten, ihre alten Verbindungen benutzend, aufmerksam und eingehend an M. nach England, wie sie sich untereinander fortwährend über alle wichtigeren Vorkommnisse verständigten. Kam es zu Verhandlungen mit England, so zog man es nicht selten vor, sich an M. anstatt an die englischen Minister zu wenden, weil man dadurch sicher war, die Correspondenz, die sonst in die Hände der sich ablösenden Parteiministerien gefallen wäre, vor dem Bekanntwerden und vor der Besprechung im Parlamente zu bewahren. M. legte die Correspondenz blos dem Könige und auf dessen Befehl dem englischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten gegen das treulich gehaltene Versprechen vor, keine Depesche aus seiner Hand kommen zu lassen. Das Jahr 1809 mit seinen verschiedenen Anläufen zu einer großen Schilderhebung ist recht geeignet Münster's Stellung ins Licht zu setzen. Stadion richtete durch den Grafen Hardenberg in Wien die ersten Mittheilungen über Oesterreichs Absichten an ihn. Dörnberg, durch seine Frau nahe mit M. verwandt, unternahm seinen Aufstand in Hessen unter Mitwissenschaft des Oheims und sollte durch eine Erhebung in Hannover unterstützt werden, zu deren Leitung Hake und Wersebe, von M. mit Waffen und Geld versehen, bestimmt waren. Im Juni kam Ompteda von Berlin nach London und wurde durch M. den Ministern und dem Könige zugeführt, um einen von dem preußischen Minister Graf Goltz ihm anvertrauten Plan über ein eventuelles Zusammenwirken von England und Preußen vorzulegen. Auf Helgoland saß der englische Viceconsul Eduard Nicolas und hielt durch seine Berichte an M. die Verbindung mit Hannover aufrecht. Vergebens bemühte sich M. die in den englischen Südhäfen sich sammelnde Expedition an die hannoversche Küste zu lenken, wie auch Canning vorgezogen hätte; aber Castlereagh, auf dessen Seite sich auch Münster's Landsmann, Oberst von der Decken, gestellt hatte, setzte ihre Bestimmung nach der Schelde durch; und es war vergebens, daß Gneisenau, der im August 1809 nach London kam, noch einen Theil der Expedition zur Unterstützung einer deutschen Bewegung zu gewinnen suchte. Während seines mehrmonatlichen Aufenthalts trat Gneisenau zu M. in nahe Beziehung, und es entwickelte sich daraus ein Freundschaftsverhältniß zwischen den beiden Männern, das lebenslänglich dauerte. Gneisenau sprach gleich in einem seiner ersten Briefe aus, M. fühle das Unglück von Deutschland so tief, daß er seinen ehemaligen Groll gegen Preußen ganz vergessen habe, in Preußens Erhaltung die Bedingung der Rettung des nördlichen Deutschlands erblicke, und, sofern man nicht sein Hannover antaste, zu Allem mitzuwirken bereit sei. Es ist viel darüber gespöttelt worden, daß M., nicht zufrieden mit einer Wiederherstellung Hannovers, von der Errichtung eines vergrößerten Staates, eines Welfenreiches im westlichen Deutschland geträumt habe. Da durch eine Verheirathung der Tochter des Prinzen von Wales mit einem Prinzen aus einem anderen Hause die englische Krone für Hannover verloren gehen würde, so war unter den jüngeren englischen Prinzen der Plan eines auf Kosten der Nachbarn erweiterten Hannovers zu jener Zeit Gegenstand ernsthafter Erwägung. Gneisenau, dem der Gedanke 1809 entgegentrat, erwärmte sich so für ihn, daß er ihn wol als seinen Plan bezeichnete. In Briefen und Denkschriften der nächstfolgenden Jahre kam er immer wieder auf die Gründung dieses neuen großen Staates Nordgermanien oder Austrasien zurück, welchem er in mannigfacher Gestaltung bald die Trümmer deutscher Bisthümer, verwaiste Fürstenthümer und das Kurfürstenthum Hessen, soviel Küstenländer als möglich, bald die Länder

zwischen den Mündungen der Schelde und Elbe, bald Holland, Belgien, Territorien des linken Rheinufers als Gebiet und als verfassungsmäßige Stellung die einer mit Brittannien verbundenen Secundogenitur zudachte, die von jenem Schutz empfangen und dafür ihm Handelsvortheile gewähren sollte. In einer von einem ausführlichen Memoire begleiteten Eingabe trug Gneisenau diese Gedanken dem Prinzen von Wales am 7. December 1812 vor, wie er nachher auch mündlich mit ihm und Castlereagh darüber verhandelte. Der merkwürdige Aufsatz, dem auch die historische Reminiscenz nicht fehlt, daß die Begründung eines solchen Staats eine Vergeltung bilden würde für die ungerechte Beraubung des ältesten Hauses der Welt, das einst den größten Theil Deutschlands und seine schönsten Landschaften besessen, ist eine Zeitlang für ein Werk Münster's gehalten worden. Pertz, der den Irrthum durch seine Mittheilungen in Stein's Leben III (1851) S. 237 verschuldet, hat ihn später, als er Gneisenau's eigenhändige Papiere kennen lernte, im Leben Gneisenau's II (1865) S. 439 und 674 berichtigt. Gewiß war die Idee M. nicht fremd; es sind genug Zeugnisse vorhanden, daß er sie billigte und förderte. Es lag ihr aber nicht die Ueberhebung noch die feindliche Richtung gegen Preußen zu Grunde, die man später darin erblickt hat. So wenig Gneisenau sie in diesem Sinne verstand, so wenig haben M. und die englischen Staatsmänner ihr solche Bedeutung untergelegt. Im Gegentheil Gneisenau's begeisterte Befürwortung mußte den Glauben erwecken, der Plan würde auch in Preußen an maßgebender Stelle gutgeheißen. Darin täuschte man sich allerdings. Als im Februar 1813 Gneisenau dem Gedanken gegen Hardenberg Ausdruck gab, erhielt er die unumwundene Erwiderung: das Project, für England ein großes Reich in Deutschland zu stiften, müssen Sie bei näherer Erwägung durchaus selbst als ganz verwerflich erkennen; dadurch würden Sie die Eifersucht der anderen Mächte, besonders Oesterreichs, aufs Höchste reizen. — Die Erkrankung Georg III. im J. 1810 hatte die Regentschaft des Prinzen von Wales nothwendig gemacht wie die Anordnung einer Vormundschaft für das Privatvermögen des Königs, die M. und Sir Herbert Taylor übertragen wurde. Um sich die Unabhängigkeit von dem englischen Ministerium zu erhalten, verzichtete M. auf die angesetzte Vergütung von 1000 Pfund. M. erfreute sich des Vertrauens des Prinzregenten nicht weniger als des seines Vaters. Als mit dem Jahre 1811 der Ausbruch eines Krieges zwischen Frankreich und Rußland immer wahrscheinlicher wurde, veranlaßte M. in seinem Auftrage die hannoverschen Gesandten, Englands Bereitwilligkeit zur Beihülfe auszusprechen, wenn die continentalen Mächte die günstige Gelegenheit zur Niederwerfung der Fremdherrschaft zu benutzen bereit seien. Um dieselbe Zeit setzten sich M. und der seit dem Herbst 1809 in England weilende Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig mit Gneisenau zu demselben Zwecke in Verbindung. Man verständigte sich bald dahin, daß da Preußen Mannschaften genug zu stellen im Stande sei, die Hülfe Englands am zweckmäßigsten in der Lieferung von Waffen und Munition bestehen würde. M. gelang es, die englische Regierung zur Absendung von mehr als 100 000 Gewehren und sonstigem Kriegsbedarf zu bewegen, doch gebrauchte er, um nicht aufs neue englische Hülfsmittel in die Hände des Feindes fallen zu lassen, die Vorsicht, daß die Waffen auf englischen in der Nähe von Colberg postirten Fahrzeugen solange geborgen wurden, bis Preußen mit Frankreich in Krieg gerathen würde. Gneisenau sorgte gewissenhaft für die Innehaltung der Bedingung und verhinderte nach Abschluß des preußischen Bündnisses mit Frankreich (24. Februar 1812) die Ausschiffung der Waffen. Mit dem Frühjahre 1811 hatte sich auch Stein, an die alte Bekanntschaft von Hannover her anknüpfend, mit M. in Verbindung gesetzt, zuerst mit der Anfrage, ob ihm für den Fall der Noth die Zuflucht nach England offen stehe,

dann im April 1812 ob ihm nicht M. eine Thätigkeit zuweisen könne, in der er seine Kräfte für die Befreiung des Vaterlandes zu verwenden vermöge. Die Verbindung zwischen beiden war durch die Sperrung des Continents sehr erschwert; als Münster's Antwort eintraf, hatte Stein bereits seine Vertrauensstellung bei Kaiser Alexander erlangt und suchte nun in dieser die Mitwirkung Englands durch Münsters Vermittlung zu erlangen, auch in der Absicht, dem drohenden Uebergewicht Rußlands bei Zeiten entgegenzuwirken. „Sie sind", so redete ihn Stein an (September 1812), „von der reinsten Liebe zu unserm Vaterlande beseelt, an weite und freisinnige Auffassungen gewöhnt, und Sie sind überzeugt, daß es uns nur durch Unterordnung aller unserer Kräfte unter einen einzigen handelnden Mittelpunkt gelingen wird, das Joch der Fremden abzuschütteln." Stein dachte dabei nicht blos an die Einheitlichkeit der Kriegführung, sondern auch der Regierung der zu erobernden deutschen Gebiete und nahm für diesen politischen Verwaltungsrath M. als Mitglied in Anspruch. Die Correspondenz der beiden Staatsmänner hatte den Erfolg, die Versöhnung zwischen England und Rußland herbeizuführen und eine Verständigung mit Oesterreich einzuleiten; im Uebrigen liefen ihre Ansichten über das rechte Mittel des Befreiungskampfes wie über die Neuordnung der Dinge in Deutschland weit auseinander. Dort ging Stein für M. zu revolutionär, hier zu preußisch zu Werke. Das Entfesseln der Volkskraft, darin die deutschen Patrioten bei der Schwachmüthigkeit der Regierungen die einzige Hülfe erblickten, mußte einem Manne von der aristokratischen Richtung Münster's, der nur an Höfen und nur im Ausland gelebt hatte, dem die unmittelbare Fühlung mit der Stimmung der Volksmassen wie der intelligenten Kreise in Deutschland und insbesondere in Preußen fehlte, allzu gefährlich dünken. Auch über die der Coalition gegen Frankreich zu gebende Ausdehnung waren Stein und M. verschiedener Meinung: während M. Schwedens Beihülfe für unentbehrlich hielt und Bernadotte sein Vertrauen schenkte, sah Stein das schwedische Wesen für eine Seifenblase an und hätte den Führer am liebsten unter Aufsicht der Bundesgenossen gestellt und jeder selbständigen Verfügung über Geld, Macht und Schiffe entkleidet. In Hinsicht auf Dänemark dagegen waren beide einig. M. fragte, als es sich zu Verhandlungen meldete, ob es nicht wünschenswerther sei, diesen Staat zum Feinde zu haben, und Stein hätte Holstein gern Hannover gegeben. Die Besorgniß vor Stein's politischer Gesinnung leuchtet schon aus der Schlußwendung des ersten Briefes hervor, mit dem M. die Anfrage vom Januar 1811 beantwortete: soll ich glauben, daß Sie selbst noch mehr Preuße als Deutscher auf einem gewissen Punkte sind? Und dann mit Bezugnahme auf den projectirten Verwaltungsrath: ein viereiniger Dictator hat manches Bedenkliche, indessen glaube ich, daß unsere beiden Köpfe unter einen Hut passen würden, wenn ich gleich nicht schwören wollte, daß Sie den Preußen und ich den Hannoveraner ganz würden ablegen können. Die Antwort, die Stein darauf ertheilt hat, ist oft citirt worden, wenigstens in ihrem ersten Theile; seltener in dem anderen, wo er erklärt, die Dynastieen seien ihm in diesem Augenblick großer Entwicklung vollkommen gleichgültig. M. erwiderte offen und bestimmt: mir sind sie es nicht, und führte alle die berechtigten und unberechtigten Gründe an, die von je für die Vielstaatlichkeit Deutschlands geltend gemacht worden sind. Gegen die flammende, von den Eindrücken der großen Zeit erfüllte Beredsamkeit Stein's haben die Auseinandersetzungen Münster's in ihrer kühlen Ruhe und Geschäftsmäßigkeit, in die die geistreichen bald englischen, bald lateinischen Sentenzen seltsam hineinspielen, einen schweren Stand. Und doch wer will es verkennen, wie staatsmännisch richtig es war, auch in solch aufgeregter Zeit ruhig vom Ge-

gebenen auszugehen um von da zum Besseren zu gelangen? Denn dem verschloß sich auch M. nicht, daß die Zeit benutzt werden müsse, um den deutschen Staaten eine freiheitlichere und einheitlichere Verfassung zu verschaffen. Nur den radicalen Plänen, wie sie Stein im raschen Wechsel vorschlug, vermochte er keine Theilnahme abzugewinnen, weder den ganz unitarischen noch den halb unitarischen. Unter den Verfassungsplänen, die Stein und M. im Laufe des Jahres 1813 mit einander besprachen, wird am häufigsten einer Theilung Deutschlands nach der Mainlinie gedacht, einer Stellung des Nordens unter Preußens, des Südens unter Oesterreichs Protectorat. Lord Castlereagh scheint in irgend welcher Form einmal eine Zustimmung Englands zu diesem Plane in Aussicht gestellt zu haben. M. wird nicht müde wieder und wieder zu versichern, es müsse dabei ein Mißverständniß obwalten, der Prinzregent werde nie und nimmer in solches Schutzverhältniß, das doch nur zur Unterwürfigkeit führen würde, willigen. Die positiven Gedanken Münster's über die künftige deutsche Verfassung sind wenig im Detail ausgeführt; doch läßt sich erkennen, daß er der Wiederherstellung der Reichsverfassung vor allen neuen Projecten den Vorzug gibt, weil sie die Hoheitsrechte der Fürsten bestimmten Beschränkungen unterwirft und damit die Rechte und Freiheiten der Unterthanen sichert. So offen er der Erhaltung der Fürstenhäuser das Wort redet, er ist weit entfernt davon auch ihre neu errungene Souveränität erhalten zu wollen. Um aber über die Idee einer bloßen Conföderation der Staaten hinauszukommen, will er auch die Kaiserwürde der alten Reichsverfassung wieder aufrichten. Er betont den von seinem Herrn festgehaltenen Rechtsstandpunkt, von dem man wohl annehmen darf, daß er selbst ihn angerathen hat. Auf die Abdankung Kaiser Franz II. vom 6. August 1806 habe König Georg III. geantwortet, daß er diesen Act, weil erzwungen, nicht als rechtsgültig, die Vernichtung der Reichsverfassung als illegal und das Reich als von Rechtswegen fortbestehend ansehe. Dieser Rechtsstandpunkt ist zugleich der der Zweckmäßigkeit. Nur durch die Zusammenfassung zu einer kraftvollen Einheit läßt sich die Sicherheit gegen Außen erreichen. Wer wird aber nach einer Kaiserkrone, die so wenig Anziehungskraft hatte wie die des heiligen römischen Reichs, Verlangen tragen, zumal jetzt wo das geistliche Fürstenthum, das ihr noch Bedeutung gab, unwiderruflich beseitigt ist? Man muß ihr neue Kraft und neuen Glanz schaffen, indem man die Militärgewalt des Reichs in ihre Hand legt. Eine permanente Reichsarmee unter kaiserlichem Oberbefehl hätte eine Reihe zu errichtender Reichsfestungen und Reichsstädte zu besetzen. Daß M. bei dieser Reconstruction der Oberhauptswürde, deren gesunden Gedanken eine spätere Zeit anerkannt hat, an keinen anderen Träger als Oesterreich gedacht hat, ist ihm nicht zum Vorwurf zu machen. In Stein's verschiedenen Verfassungsplänen ist das Gleiche der Fall. Die ebenerwähnten Ausführungen Münster's finden sich in einem an Stein gerichteten Briefe vom 8. October 1813, den der Freiherr Hans von Gagern bei seiner Rückkehr aus England überbrachte, wo er einen Vertrag zu Gunsten des Kurfürsten von Hessen vermittelt hatte. Aus dem Verkehr mit Gagern hatte M. die Ueberzeugung, die auch in dem Briefe an Stein ausgedrückt ist, gewonnen, daß ihre politischen Ansichten in den meisten Punkten übereinstimmten, obschon Stein ihm kurz zuvor Gagern's Ansichten als phantastisch bezeichnet hatte. Die Uebereinstimmung wird sich vorzugsweise auf den gemeinsamen Wunsch die Dynastieen zu schonen und der Willkürherrschaft Beschränkungen aufzuerlegen, die gemeinsame Abneigung gegen die centralisirenden Pläne Stein's und gegen Rußland beziehen. Für das was man bei Gagern mit Recht als phantastisch bezeichnen darf, hat die Nüchternheit Münster's ebenso wenig Sympathie als für Stein's Pläne, der um Preußen zu vergrößern, den Herzog von Mecklenburg nach Berg versetzt und um Oester-

reich zu befriedigen, einem Erzherzog Ansbach gibt. War schon der Zweck nicht nach Münster's Wunsch, um wie viel weniger bei Anwendung solcher Mittel. Er hat des kein Hehl bei den nachherigen Schwierigkeiten, daß manche vermieden wären, wenn „wir gleich anfangs mehr constitutionell gewesen, wenn wir die Fürsten nicht durch Umwälzungspläne erschreckt und dadurch das künftige Schicksal Deutschlands ganz unbestimmt und dunkel gelassen hätten. Das mag sich großentheils Stein vorwerfen". Von dem Mißtrauen gegen Preußen, das sich in der zu Ende Januar 1813 dem Freiherrn von Hammerstein nach Schweden mitgegebenen Instruction sehr stark geltend machte, mit kaum geringerer Schärfe aber auch in einem Briefe an Stein vom 4. Januar geäußert war, kam M. im Laufe des Jahres unter dem Eindruck der großen Erhebung des preußischen Volkes wohl in etwas zurück. Doch blieb er auf seiner Hut und sorgte vor allem dafür, daß sein Hannover nicht bei der Neuordnung zu kurz kam, sondern eine territoriale Abrundung erhielt, welche neben der Schadloshaltung für die gebrachten Opfer eine Garantie für eine erhebliche und selbständige Stellung gewährte. In dem Briefwechsel mit Stein ist von jenen Vergrößerungsplänen, die in dem Verkehr mit Gneisenau eine so große Rolle gespielt hatten, keine Rede. Ueberhaupt verschwindet das Königreich Nordgermanien oder Austrasien, oder die Idee einer Zurückweisung Preußens hinter die Elbe aus der Unterhaltung der Diplomaten, seitdem der Ernst der Waffen gesprochen und die Erhebung Preußens die Verwirklichung solch chimärischer Pläne beseitigt hatte. Aber das Ziel, Hannover zu stärken, wurde unverrückt im Auge behalten. Und mochte sich auch M. mit der Aeußerung seiner Lieblingsidee, es sei jetzt der Tag gekommen, um für Hannover einen Contrecoup gegen 1180 zu unternehmen, gegen einen geschichtskundigen Mann wie Stein, der sein Ideal in der Zeit Deutschlands vom 10.—13. Jahrhundert erblickte, nicht herauswagen, die englische Diplomatie, die in dem Hauptquartier der Alliirten thätig war, hat von Anfang an gewiß nicht ohne Einwirkung Münster's darauf hingearbeitet, daß ein erheblicher Landgewinn für Hannover gesichert wurde, und nur gegen dies Zugeständniß Subsidien bewilligt. Die territorialen Verhandlungen fanden ihren Abschluß in dem Reichenbacher Vertrag, der am 15. Juni 1813 unter Stein's Mitwirkung zu Stande kam. Er sicherte außer der Wiedereinsetzung der beiden Linien des Hauses Braunschweig-Lüneburg in ihre Erbbesitzungen Hannover eine Abrundung von 250,000—300,000 Seelen einschließlich des Bisthums Hildesheim zu, wogegen England seine Mitwirkung zur Vergrößerung Preußens wenigstens bis zu denselben geographischen und statistischen Verhältnissen, die es vor 1806 innegehabt, und seitens Hannovers eine Enschädigung für die zu Gunsten Preußens gemachte Abtretung versprach. Die Gegensätze zwischen M. und den preußischen Staatsmännern, die auf keiner von beiden Seiten verkannt wurden, haben ihr Zusammenwirken nicht gestört. Nachdem der Krieg ausgebrochen, berichtete ihm Gneisenau fortlaufend von jedem erheblichen Fortschritt der alliirten Waffen und M. sorgte für die sofortige Veröffentlichung seiner Depeschen in den englischen Zeitungen. Als ihm Gneisenau im October die Entblößung der Landwehr von allem Nothwendigsten schilderte, bewirkte er, daß von England Kleidungsbedarf für etwa 50,000 Mann abgesandt wurde. Stein richtete im Laufe des Sommers und Herbstes wiederholt die Aufforderung an M. nach Deutschland zu kommen, um die Berathung über die deutsche Verfassungssache, die Metternich sich noch immer anzurühren sträubte, in Fluß bringen zu helfen. Und als er endlich kam, begrüßte er in ihm eine Verstärkung der Partei der ehrlichen Leute. An einem rheumatischen Fieber leidend, hatte M. gegen Mitte December 1813 auf der Fregatte Pactolus die Fahrt über die Nordsee gemacht, war nach der Ankunft in Hannover sofort wieder krank geworden und, kaum genesen, auf

Befehl des Prinzregenten aufgebrochen, um den verbündeten Heeren nach ihrem Uebergang über den Rhein zu folgen. Zu Ende Januar traf er im Lager von Langres ein, als sich die Stimmen für und wider die Fortsetzung des Krieges schieden, und die englischen Minister wie Lord Cathcart, Aberdeen und auch der mit M. zugleich anlangende Castlereagh sich mit Metternich und anderen diplomatisirenden Staatsmännern für Einstellung der Feindseligkeiten erklärten. M. dagegen redete einer kräftigen Fortsetzung des Krieges das Wort und rieth von jeder vorzeitigen Unterhandlung ab. Die große Zeit hatte ihren Einfluß auf M. nicht verfehlt. Als er den vaterländischen Boden wieder betreten hatte und mit den Menschen wieder in Berührung gekommen war, deren Gesinnung eine zehnjährige Unterdrückung nicht hatte verderben können, da pries er die Deutschen doch als ein herrliches Volk. „Welche Schande, wenn sie fremdem Einfluß und neuer Despotie überlassen bleiben sollten!“ Nachdem er am 1. Februar zu Langres dem Kaiser Franz bekannt geworden, ging er in dessen Gefolge mit Metternich, Stadion, Castlereagh, den beiden Hardenberg nach Chatillon, von da nach Dijon und zog Ende März mit ihnen in Paris ein. Die hier nothwendig werdende Friedensarbeit nahm M. vollauf in Anspruch. Von den acht Comités, welche die Mächte zur Vorbereitung und Entwerfung des Friedensvertrages niedersetzten, arbeiteten fünf unter der Mitwirkung Münster's als Vertreter Englands, während Castlereagh in den drei übrigen saß und die anderen noch anwesenden Vertreter Englands unthätig blieben. Auch die Auswechslung der Ratificationen mit Talleyrand, die Abwicklung der Geschäfte mit Oesterreich und Preußen, die Verabredungen über die Occupationstruppen schob der englische Minister dem Grafen M. zu, so daß er bis Anfang Juni in Paris verbleiben mußte. Auf Befehl des Prinzregenten war er dann bei dem Besuch der Monarchen von Rußland und Preußen in England anwesend; vergebens hatte er sich bemüht, den Kaiser von Oesterreich zu bewegen der Einladung gleichfalls Folge zu leisten. Die Ruhe von den diplomatischen Geschäften währte nicht lange. Seine Bitte, ihn mit der Theilnahme an den Wiener Verhandlungen zu verschonen, die ihn seiner nächsten Obliegenheit, der Fürsorge für die hannoverschen und braunschweigischen Angelegenheiten, entziehen mußte, war ihm nicht gewährt worden. Am 12. September 1814 kam M. in Wien an, um als Bevollmächtigter des Prinzregenten zusammen mit Graf Ernst Hardenberg für Hannover an dem Congresse theilzunehmen, während Castlereagh die Vertretung für England zu führen hatte. Eine eingehende Instruction dem Grafen M. mitzugeben, lehnte der Prinz mit den Worten ab: no, you know my sentiments, and you will always do what is right. Der Anfang des Wiener Aufenthalts brachte mancherlei Störung der diplomatischen Aufgaben. In Folge des Durchgehens seiner Pferde hatte M. sich stark verletzt und lag längere Zeit krank darnieder. Gegen Mitte November verheirathete er sich achtundvierzigjährig in Wien mit der Gräfin Wilhelmine zu Schaumburg-Lippe, der Schwester des seit 1807 regierenden Fürsten Georg. Der Wiener Congreß bildet den Höhepunkt seines Lebens. Von hier datirt die weiteste Bekanntschaft seines Namens, von hier aber auch der nachtheilige Ruf, der durch die auf die öffentliche Meinung in Deutschland einflußreichsten Schriftsteller weiter getragen wurde. An der ganzen Dauer des Congresses betheiligt, entwickelte er eine ihm nicht immer nachgerühmte Rührigkeit. Unter den Ministern der mittleren und kleineren Staaten war er die hervorragendste Persönlichkeit. Der ihm gestellten Aufgabe wurde er im vollsten Maße gerecht, soweit sie Hannover betraf. Der erste Schritt war, daß er für Hannover den Titel eines Königreichs annahm. Nach der gewöhnlichen Erzählung hätte er das auf eigene Hand gethan, lediglich auf jene allgemeine Instruction gestützt. An sich wenig glaublich, ist die Angabe auch mit dem Wortlaut der Note Münster's vom 12. October

1814 kaum vereinbar. Eine Ueberhebung sah die Zeit so wenig darin, daß „mehrere der vornehmsten Mächte“, Oesterreich und Preußen vermuthlich, zu jenem Schritt geradezu aufgefordert hatten; und wenn Stein später meinte, M. habe dem kleinen und armen Lande mit der königlichen Krone ein schlechtes Geschenk gemacht, so liegt die treffende Rechtfertigung in den Motiven des gedachten Schriftstückes: nachdem die Wiederaufrichtung des Kaiserthums aussichtslos geworden und nicht blos alle älteren Kurfürsten, sondern auch Würtemberg den Königstitel angenommen, blieb für Hannover keine andere Wahl übrig. Durch Patent vom 26. October brachte der Prinzregent die Erhebung Hannovers zum Königreich zur Kenntniß seiner Unterthanen. Mit der Anerkennung scheint nur Rußland etwas gezögert zu haben: erst im April des nächsten Jahres sprach Nesselrode sie Münster gegenüber aus. M. wirkte dafür, daß der Congreß zu der äußeren Würde Hannover auch die erforderliche materielle Unterlage zuwandte. Er verschaffte dem Lande eine Vergrößerung um die beiden Fürstenthümer Hildesheim und Ostfriesland, die Reichsstadt Goslar, einen Theil des Eichsfeldes, Meppen und die Niedergrafschaft Lingen. Mußte dagegen auch der Besitz von Lauenburg aufgegeben werden, ein Opfer, zu dem sich der Prinzregent während des Lebens seines Vaters schwer verstehen wollte und dessen Nothwendigkeit ihm M. eindringlich vorstellen mußte, so hatte doch das Land eine Vergrößerung um 137 Quadratmeilen, d. h. um etwa ein Fünftel seines nachherigen Bestandes und um etwa 250,000 Seelen erfahren und den lang erstrebten Besitz an der Nordseeküste erlangt. Gestützt auf den Reichenbacher Vertrag, gelang es in Wien durch geschickte Benutzung der Umstände Ostfriesland zu erwerben, andererseits die Abtretung eines durch das südliche Hannover laufenden Streifens, eines Isthmus zur Verbindung der östlichen und westlichen Theile der preußischen Monarchie abzuwehren und in die Einräumung zweier durch Hannover führender Etappenstraßen umzuwandeln. Für das Zustandekommen des Vertrages vom 29. Mai 1815 war M. am rührigsten und zog sich dadurch den Haß der preußischen Schriftsteller zu, den sie richtiger ihren eigenen nachgiebigen Ministern hätten widmen sollen; die englische Diplomatie hatte mehr Interesse für die Begränzung des niederländischen Staats als für Hannover.

Der andere Theil der Aufgabe, an deren Lösung M. in Wien mitzuarbeiten oblag, war die Wiederherstellung einer Verfassung für Deutschland. Schon zu Anfang November 1813 hatte er an Gneisenau geschrieben: „ich halte mich reisefertig und komme sobald als die Elbe sich öffnet, hauptsächlich um mit Stein die teutschen Sachen zu überlegen. Mich deucht, man hat darin noch keinen Plan gemacht, der die Freiheit der Unterthanen gehörig schützte. Dafür muß der Minister der Guelphen aufstehen und sprechen.“ In einem Briefe an Gagern vier Wochen später, der eine ähnliche Aeußerung enthält, sah er sehr klar die beiden Hindernisse voraus, die sich der deutschen Verfassungsarbeit in den Weg stellten: die Souveränetätssucht der kleinen Potentaten und die Eifersucht der großen Höfe gegeneinander. „Man irrt, wenn man glaubt, daß jetzt alle Eifersucht schlafe. Im Gegentheil, sie sind jetzt in der Lage des Spielers beim Schach en trois, wo man im Handeln gegen den gemeinschaftlichen Feind immer darauf Rücksicht nehmen muß, daß nach Erlegung dieses Widersachers unser Freund zum Feinde wird.“ So lautet dieser häufiger angeführte Satz; von Schadenfreude, von Jubel ist nichts darin zu entdecken. Seine durch die Erfahrung nur zu bald bestätigte Beobachtung spricht er aus, um den Rath daran zu knüpfen, für die Behandlung der schwierigen Fragen, welche man aus Besorgniß vor entstehendem Streit nicht anzurühren wagt, die günstige Gelegenheit des persönlichen Zusammenseins der Herrscher zu benutzen, welche Schwierigkeiten ausgleichen könne, die künftig unüberwindlich sein dürften. Und will man sein Programm

für Wien kennen lernen, so gibt ein Brief an Gagern vom 10. August, in dem er seine Freude darüber ausspricht, mit ihm beim Congreß zusammenzutreffen, zwar Anhaltspunkte, aber wiederum leider nur nach der negativen Seite! Schon die Bezeichnung der Aufgabe als „die Wiedervereinigung Deutschlands zu einem einigermaßen zusammenhängenden Ganzen" klingt nichts weniger als hoffnungsreich. Neben der von den kleinen Herren her drohenden Schwierigkeit ist hier besonders die hervorgehoben: mit so großen Mächten, wie Oesterreich und Preußen sind, ein gesellschaftliches Band einzugehen, welches nicht zu einer societas leonina ausarte. „Wir müssen keine Rechte aufopfern, nur um diesen zwei Monarchieen unterthänig zu werden, oder um ein getheiltes Protectorat in Deutschland zu bilden." In Wahrheit wendet sich seine Sorge gegen Preußen, das in und für Deutschland viel mächtiger wird, da sich Oesterreich mehr nach Italien ausbreitet und durch das groß gewordene Baiern von Deutschland mehr als sonst getrennt wird. Es ist ihm deshalb die Stärkung der Mittelstaaten, die von dem niederländischen Staate zu erwarten ist, von großer Wichtigkeit und er wünscht die Theilnahme des souveränen Prinzen von Oranien am deutschen Bunde. Die Besorgniß, welche die Verträge von Ried und Fulda sofort nach ihrem Bekanntwerden M. einflößten, wurde vollauf bestätigt, als nach den zwischen Metternich und Humboldt mit ihm getroffenen Verabredungen die Bevollmächtigten der fünf größten deutschen Staaten am 14. October 1814 zusammentraten. „Ein Ausschuß aus lauter Feudalherren — ruft der alte Schlosser aus — und Graf M. die Krone aller Aristokraten!" Wenn die Mitglieder alle solche Feudalherren wie W. v. Humboldt gewesen wären, hätte M. mit jener Bezeichnung zufrieden sein können! Es ist bekannt, wie sich Baiern und Würtemberg bei Berathung der von Oesterreich und Preußen vereinbarten zwölf Artikel der Aufnahme irgend einer in die inneren Verhältnisse der Staaten eingreifenden Bestimmung, namentlich einer Verpflichtung, Landstände einzuführen und ihnen ein von Bundeswegen garantirtes Minimum von Rechten zu gewähren, widersetzten. Gegen ihr allem Recht und aller Geschichte hohnsprechendes Verhalten ist die Erklärung Münster's vom 21. October gerichtet, die in den Sätzen gipfelt: ein Repräsentativsystem ist in Teutschland von den ältesten Zeiten her Rechtens gewesen. Den Rechten der Unterthanen konnte durch Verträge weder mit Buonaparte noch mit den alliirten Mächten etwas vergeben werden; sie durften kein Gegenstand der Transactionen sein. In dem Begriffe der Souveränetätsrechte liegt keine Idee der Despotie. Der König von Großbrittannien ist unläugbar ebenso souverän als jeder andere Fürst in Europa, und die Freiheiten seines Volkes befestigen seinen Thron anstatt ihn zu untergraben. An diese Principien waren dann die praktischen Forderungen geknüpft: Bestimmung der von Alters her den deutschen Unterthanen zustehenden Rechte von Bundeswegen — Aufrechterhaltung der auf Gesetz oder Vertrag beruhenden Verfassungen unter Vorbehalt der nöthig werdenden Modificationen — als Minimum der ständischen Rechte die vier schon früher von Stein formulirten Befugnisse der Steuerbewilligung, des Mitbeschließungsrechts bei der Gesetzgebung, der Mitaufsicht über die Verwendung der Steuern und des Anklagerechts gegen Staatsdiener wegen Malversation. Die Erklärung hat selbst ihre Geschichte. Es war ihr ein lebhafter Ideenaustausch zwischen M. und Stein am 19. und 20. October voraufgegangen. M. hatte einen von Marschall für Nassau ausgearbeiteten Verfassungsplan getadelt wegen seiner Uebertragung englischer Einrichtungen auf das kleine Land und der aus unzufriedenen Mediatisirten geschaffenen Pairskammer und in seiner maßvollen Weise geäußert, dem Stein'schen Entweder-Oder könne er nicht beipflichten; wenn die großen Staaten Oesterreich, Preußen, Baiern und Würtemberg die vier Stein'schen Artikel nicht annehmen könnten, so meine er nicht, man solle nichts thun, sondern auch der Anfang eines

Repräsentativsystems, gesetzlich niedergelegt, sei werthvoll; die deutsche Geschichte werde mit dem Wiener Congresse nicht endigen. Stein's kraftvolle Erwiderung hat dann auch die Frucht getragen, daß die vier Artikel in die hannoversche Erklärung aufgenommen sind, jedoch mit der Münster'schen Befürwortung, daß wenn die vier größeren Staaten sich auch ausschließen sollten, für die übrigen das Minimum der ständischen Rechte zu fordern sei. Die vorausgeschickte principielle Erörterung zeigt in ihrem Wortlaut keine Einwirkung Stein's, mag auch auf ihre Abgabe die Correspondenz der voraufgegangenen Tage ihren Einfluß geübt haben. Jedenfalls war die Erklärung — sollte nicht G. F. v. Martens, der hannoversche Beirath, der zugleich als Generalsecretär des deutschen Ausschusses fungirte, dabei die Feder geführt haben? — so sehr am Platze, daß die preußischen Bevollmächtigten ihr volles Einverständniß ausdrückten und selbst Metternich sich der Zustimmung nicht entziehen konnte. Lange nachher noch, als die Erklärung längst ihren nächsten Zweck erreicht hatte, hat sie um ihrer zu allen Zeiten beherzigenswerthen Wahrheit willen, weil sie gegen den falschen Souveränetätsbegriff, für die Vereinbarkeit von Königthum und Volksfreiheit und das in der Geschichte wurzelnde Recht deutscher Stände in die Schranken trat, bei den Freunden des Rechts und des Vaterlandes in Ehren gestanden. Zu der Schwierigkeit der im deutschen Comité sitzenden Staaten sich zu einigen gesellte sich bekanntlich nach wenigen Wochen die Forderung der ausgeschlossenen kleinen Staaten, an der Berathung des Verfassungswerkes mitzuarbeiten. Da Metternich und Hardenberg mit der Verbindung der 31 nicht als einer anerkannten Macht verhandeln zu dürfen glaubten, so ermächtigten sie Graf M. unter der Hand, die von ihnen gestellten Verfassungsanträge, insbesondere den auf Wiederherstellung der Kaiserwürde gerichteten, zu beantworten. In seiner Erwiderung vom 25. November leugnete er seine persönliche Sympathie für ihren Vorschlag nicht, konnte ihnen aber bei der Abneigung Oesterreichs keinerlei Aussicht auf Annahme eröffnen.

Die Berathungen über die deutsche Verfassung wurden dann ganz durch die Verwicklungen unterbrochen, welche die dringende Lösung der sächsischen und der mit ihr unheilvoll verschlungenen polnischen Frage hervorrief. Wie England lange Zeit nichts gegen die Ueberweisung Sachsens an Preußen einzuwenden hatte, so finden sich auch bei M. Ausdrücke des schärfsten politischen Urtheils über den König von Sachsen; er, der die deutschen Fürsten so schonend behandelt zu sehen wünschte, meinte nun doch, der König von Sachsen verdiente geächtet, nicht geachtet zu werden. Das geheime Mißtrauen gegen Preußen, das ihn nie verließ, bewog ihn aber, als auf dem Wiener Congreß die Frage der Einverleibung Sachsens in Preußen praktisch herantrat, zu einer anderen Haltung. Er fürchtete jetzt die Stärkung Preußens auf seinem Wege zur Großmacht. Damit wäre jene Gefahr der Hegemonie, die er eben durch seinen energischen Einspruch abgewendet zu haben glaubte, wieder heraufbeschworen. Die innige Verbindung, welche Preußen mit Rußland eingegangen war, verschärfte den Widerstand nur noch. Man kennt die Abneigung der englischen Staatsmänner gegen Rußland und den Kaiser Alexander. Sie mochte bei M. noch verstärkt sein durch den Umstand, daß der russische Kaiser dem Herzog von Oldenburg Hannover versprochen haben sollte. So erklärlich diese Gründe die Haltung Münster's machten, so verständlich es noch bleiben mag, wenn er schon Ende November 1814 Hardenberg rieth, in eine Theilung Sachsens zu willigen, ein unaustilgbarer Flecken bleibt es, daß er dazu mitwirkte, die Einmischung der Franzosen herbeizuführen und jenes berüchtigte Kriegsbündniß zwischen England, Frankreich und Oesterreich vom 3. Januar 1815 zu Stande zu bringen. M. trat demselben für Hannover bei und lud damit den gerechten Verdacht auf sich, daß er nicht Frankreich,

sondern blos Napoleon, den Emporkömmling, bekämpft hatte. Durch den Zwiespalt, der die deutschen Mächte getrennt, war dann auch die Aussicht auf eine gedeihliche Verfassung Deutschlands dahin. Die beste Kraft und Zeit war in den diplomatischen Kabalen verbraucht. Es verschlägt wenig darauf zurückzukommen, ob sich Hannover und sein Vertreter nach Wiederaufnahme der Verfassungsberathungen für eine mehr oder minder straffe Föderation erklärte, ob es die Kreise des preußischen Entwurfs beizubehalten rieth, ob es auf einem Bundesschiedsgericht bestand und auf einer Anerkennung der Rechte der Stände und der Unterthanen. Wenn Metternich in dem einen eine Hinneigung zur Hegemonie, Baiern in dem anderen ein Hinderniß seines Beitrittes zum Bunde erblickte, so gab man nach schon in der Besorgniß, sonst zu isolirt in der neuen Verfassung zu stehen. Was in letzter Stunde zu Stande kam, konnte kaum noch ein Nothbehelf heißen. Wenn M. in der Schlußerklärung vom 5. Juni 1815 die Bundesacte trotz ihrer Mängel unterzeichnen zu wollen erklärte, weil ein unvollkommener Bund immer besser sei als keiner und die Verfassung, wie sie beliebt worden, Verbesserungen nicht ganz ausschließe, so war sein Glaube an die Verwirklichung dieser Möglichkeit nicht groß, denn schon am 15. Mai hatte er dem Prinzregenten bei der Meldung, man werde sich in Wien auf die Grundzüge beschränken und alles wichtige Detail dem in Frankfurt im August zusammentretenden Bundestage überlassen, bemerkt: c'est ainsi que l'espérance des peuples d'Allemagne sera trompée — car il est à prévoir qu'on n'accomplira pas à Francfort ce qu'on n'a su arranger à Vienne. So war M. aus Furcht vor der Großmacht Preußen bei dem Ausgange angelangt, der ihm im October 1813 als die traurigste Eventualität erschienen war. Sah er noch im März 1815 den Congreß vor die Wahl gestellt zwischen une véritable union und un simple système d'une alliance permanente entre les divers états, so war jetzt die Entscheidung gefallen zu Gunsten solcher Vereinigungen, bei denen, wie er es selbst bezeichnet hatte, die Fürsten die alleinigen Contrahenten und die Unterthanen bloße Sclaven waren. — Der Zutritt Münster's zu dem Bündniß vom 3. Januar ist nicht der einzige dunkle Fleck, der seiner Congreßthätigkeit anhaftet. Eingeladen an den Arbeiten einer Conferenz theilzunehmen, welche die Freiheit der Schiffahrt, wie sie für den Rhein festgestellt worden, auch auf die anderen Flüsse übertragen wollte, lehnte er seine Mitwirkung ab, weil, wie er dem Prinzregenten berichtete, die Sache noch unreif sei und er sich nicht für berufen erachte, auf Kosten seines Herrn Opfer zu bringen pour favoriser quelques idées vagues sur la liberté du commerce! Wer erkennt nicht den Pferdefuß des Stader Zolles! Schon in der vorläufigen Instruction vom 30. März 1813, welche M. für die vom Feinde befreiten hannoverschen Lande entwarf, hatte er die Regierung angewiesen: die Zölle sind auf dem alten Fuß wieder einzuführen, welches vor allen Dingen von dem Brunshäuser Zoll gilt. — Nach Beendigung des Congresses wünschte M. nach Hannover zu gehen, um an den Ministerialberathungen zur Reorganisation des Landes theilzunehmen und seine Privatangelegenheiten ordnen zu können, aber der Prinzregent sandte ihm Herrn v. Bodenhausen mit dem Befehl entgegen, sofort nach London zu kommen. Nach zweimonatlichem Aufenthalt begab er sich mit Aufträgen des Prinzregenten nach Paris in das Hauptquartier der Verbündeten und gerieth hier bald in starken Gegensatz zu den englischen Ministern. In Uebereinstimmung mit den Preußen versuchte er eine Besserung der deutschen Grenze durch Wiedergewinnung des Elsaß zu erlangen und sandte dem Prinzregenten einen in diesem Sinne redigirten Bericht vom 15. August. Waren Fürst und Volk in England auch einem solchen Frieden geneigt, so setzte doch die Autorität Wellington's es durch, daß dem Feinde glimpflichere Bedingungen

gestellt wurden, hauptsächlich in der Besorgniß, der zur Milde geneigte russische Kaiser würde sonst die Allianz verlassen und sich mit Frankreich verbinden.

Da M. sah, daß er mit seiner Forderung einer Theilnahme auch der kleineren Staaten an den politischen Verhandlungen nicht durchdrang und für den Vertreter Hannovers keine andere Thätigkeit übrig bleiben werde, als den Antheil des Landes an der französischen Contribution herauszurechnen, so zog er es vor, die Heimath aufzusuchen und an deren politischer Neuorganisation mitzuwirken. Am 22. September 1815 kam er in Hannover an. Zum Dank für seine Thätigkeit hatte ihm der Regent schon das Jahr zuvor die Würde des Erblandmarschalls in der neugeschaffenen Ständeversammlung des Landes verliehen (12. August 1814) und eine Dotation von 6000 Thalern jährlicher reiner Einkünfte zugesagt, was dann durch die Schenkung des seit 1803 säcularisirten Cistercienserklosters Derneburg im Hildesheim'schen (Amt Bockenem) am 31. März 1815 zur Ausführung kam. Die Erhebung in den Fürstenstand unter Beilegung des Titels Durchlaucht, welche ihm der Regent als beabsichtigt unterm 2. October 1815 melden ließ, unterblieb auf seinen Wunsch.

Die dienstlichen Verhältnisse Münster's erfuhren zwar durch das Jahr 1815 keine Veränderung, er behielt seinen Sitz nach wie vor in London und fungirte wie früher als Minister bei dem Regenten, gleichwol bezeichnet dies Jahr einen deutlichen Abschnitt in seinem Leben. Es schließt die Periode überwiegend diplomatischer Geschäfte; es folgt eine vorherrschend inneren Staatsangelegenheiten gewidmete Zeit. Sein Amt hatte solche auch schon bisher umfaßt, aber seit Jahren war er kaum mehr als Minister in partibus gewesen, Mondminister liebte sein Gegner, der Oberst v. d. Decken, zu sagen. Auch die diplomatische Thätigkeit hatte während der Zeit, da man vom Festlande abgeschnitten war und nur einen verstohlenen Verkehr mit der Heimath unterhalten konnte, keine regelmäßige sein können. Die deutsche Kanzlei war in ihrem Bestande erhalten, und ihre Mitglieder, der geheime Cabinetsrath Best und der Legationsrath Möller, waren schwerlich mit Geschäften überlastet. Aber Münster's Ehrgeiz, alles selbst thun zu wollen, verbunden mit einer durch die Unregelmäßigkeit der Geschäfte erklärlichen Lässigkeit, hatte zu einer bald verzögerlichen, bald stoßweisen Behandlung der Sachen Anlaß gegeben, die von seinen diplomatischen Agenten auf dem Continente mitunter übel empfunden wurde. — Mit der Wiederkehr geordneter Zustände stellte sich ein geregelter Geschäftsgang wieder ein, und mochte sich auch Münster's amtlicher Sitz außerhalb des regierten Landes befinden, so machte es doch einen erheblichen Unterschied, ob er sich über die Verhältnisse der Heimath lediglich aus Acten und Briefen, oder auch durch alljährliche Reisen unterrichten konnte.

Das Programm für die innere Thätigkeit ist in Erlassen aus der ersten Zeit des Jahres 1813 vorgezeichnet. Die schon erwähnte Instruction für Hammerstein giebt die Parole aus: Wiedereinführung unserer alten glücklichen Verfassung unter Vorbehalt der durch die Erfahrung der letzten Jahre rathsam und nöthig gewordenen Modificationen. Die Minister in Hannover werden angewiesen mit Zuziehung von Deputirten der Stände in den vom Feinde befreiten Provinzen provisorische Regierungen zu errichten, die nach dieser Norm verfahren sollen. Die acht Wochen später erlassene Instruction für die provisorischen Regierungen, die Anweisung an die Behörden redet schon deutlicher der Restauration das Wort, ohne sich bei den nothwendigen Aenderungen aufzuhalten. Die erste unmittelbar an die Bevölkerung gerichtete Kundgebung ist die Proclamation des Prinzregenten vom 5. October 1813. Sie enthält kräftige Worte über das bisherige Raubsystem, stellt die Unterthanen vor die Wahl zwischen Frankreichs Sclavenkette und der väterlichen Regierung, zwischen Schmach und

Ehre, lobt ihre duldende Festigkeit im Unglück und ruft sie auf, jetzt die thätige Kraft, die entehrende Fesseln bricht, zu zeigen. Aber es ist befremdlich, daß während die Proclamation von Rußlands erhabenem Kaiser und seinen siegreichen Armeen, von dem erhabenen Heerführer, dem Kronprinzen von Schweden redet, dessen Befehl der Regent im gerechten Vertrauen seine Unterthanen unterstellt habe, Preußens nicht anders gedacht wird, als in der Zusammenfassung der großen Alliirten Rußland, Schweden und Preußen und ihrer glorreichen Siege. Von innern Landesverhältnissen erwähnt der Aufruf nichts, der auffallenderweise vier Wochen nach seiner Unterzeichnung, als die zurückgekehrten Minister, Decken und Bremer ihre Proclamation vom 4. November erließen, noch nicht in Hannover eingetroffen war, so daß die Geh. Räthe sich für jetzt auf die Versicherung beschränkten, die Hauptabsicht des Regenten gehe dahin, die Unterthanen in den Genuß ihrer ehemaligen glücklichen Verfassung möglichst bald zurückzuführen. In dieser Zeit müssen zwischen Hannover und London wichtige Verhandlungen, die noch unaufgeklärt sind, gespielt haben. Denn während die Kundgebung des Ministeriums des in Hannover weilenden Herzogs von Cumberland (s. A. D. B. VI, 269) gedenkt, der in alter Anhänglichkeit für das Wohl des uralten Erbes seiner glorreichen Vorfahren thätig zu wirken entschlossen sei, erschien nach einigen Wochen der Herzog von Cambridge, um die Regierung des Landes zu übernehmen. Am 19. December zog er, den Grafen M. in seinem Wagen neben sich, von dem Jubel des Volkes begrüßt, in die Residenz ein. Die gewöhnliche Annahme, M. habe den Prinzregenten bestimmt, diesem seiner Brüder anstatt Ernst August's den wichtigen Posten anzuvertrauen, und zwar aus dem Grunde, weil der lenksamere Charakter Cambridges ihm größere Hoffnung für die Fortdauer seines Einflusses gegeben habe, ist nur zum Theil richtig. M. einen Vorwurf daraus zu machen, durch seine Wahl den künftigen Thronfolger dem Lande fern gehalten zu haben, ist unüberlegt, denn 1813 standen zwischen Cumberland und dem Throne noch drei seiner Brüder, York, Clarence und Kent. Dem Herzog von Cambridge war nicht nur schon 1805 die gleiche Stellung zugedacht (s. oben S. 160); seine ganze bisherige Lebensführung ließ ihn als den würdigeren erscheinen. Er schützte vor „schlechteren Herzögen“ nach Münster's Ausdruck, ohne daß er in ihm den rechten Mann für den Posten erblickt hätte. Er bemühte sich vielmehr Gneisenau zu gewinnen, zu einer Zeit noch, wo Cambridge seine Stellung längst angetreten hatte. Am 19. October 1814 schrieb er confidentiell an Stein: „Hätte Gneisenau den Antrag des Regenten angenommen, dem Herzog von Cambridge zu succediren, so wäre ich aus aller Noth; er hat aber den Antrag abgelehnt.“ Die Noth kam ihm vorzugsweise aus des Herzogs Umgebung. Mit ihm war „der milzsüchtige“ General Decken zurückgekehrt, der den Herzog ganz beherrschte und von England her M. nichts weniger als freundlich gesinnt war. Während Decken's einflußreiche Stellung an der Spitze des Heerwesens den Mißmuth der Militärs hervorrief, gab auf dem Gebiete der Civilverwaltung die in der Instruction Münster's vom März 1813 enthaltene Weisung „de se défaire de tout ce qui est français“ den Anstoß zu einer rücksichtslosen Reaction. Mochte sich auch der Standpunkt, den man einnahm, insbesondere die Unterscheidung, je nachdem man rein usurpatorischen Zuständen oder solchen gegenüber stand, die der Vorbesitzer anerkannt hatte, mit Rechtsgründen stützen lassen, politisch war es nicht gehandelt, wenn man alles wieder dem Adelsregiment überlieferte und aufs neue einführte, was man nach wenig Jahren mit Mühe wieder beseitigen mußte. Neben „den erbärmlichen alten Manieren und Formen, unter die man das Land wieder stellte“ und die dann auch den Erfolg hatten, das Volk, das man zur Erhebung aufrief, einzuschläfern, fehlt es zwar nicht an Erscheinungen erfreulicherer

Art; aber gerade dieser Widerspruch an den zur Leitung berufenen Stellen und der Mangel an Nachhaltigkeit in der Verfolgung großer und richtiger Ziele schlug zum Verderben des Landes und am Ende auch der Leiter aus. In der kurzen Zwischenzeit zwischen dem Abschluß der Pariser Verhandlungen und dem Beginn des Wiener Congresses, die M. in England verbrachte, kam das Patent vom 12. August 1814 zu Stande. Fern davon, den Umsturz der deutschen Reichsverfassung zu einer Schmälerung der Rechte seiner Unterthanen zu benutzen, war der Landesherr vielmehr bemüht, diese Rechte zu stärken und berief die Stände der einzelnen Landestheile zu einer allgemeinen Versammlung, der von nun ab alle allgemeinen Landesangelegenheiten zur Beschlußnahme vorgelegt werden sollten. Hätten die Stände diese Grundlage zu benutzen verstanden, hätten sie namentlich, wie es das Rescript wollte, sich als Stände des ganzen Landes, nicht als Delegirte einer Provinz oder eines Standes angesehen, so war der fruchtbarste Keim zu einer nützlichen Thätigkeit gegeben. Statt dessen machte sich alsbald eine Adelsfaction, geführt von dem Freiherrn von Schele, dem Neffen Münster's, geltend. Ihr Schooßkind waren die „Landschaften“, d. h. die alten Provinzialstände im Gegensatz der Stände. Ihnen suchte sie auf Kosten der letzteren Rechte zu verschaffen oder zu erhalten. Die Regierung, in der Cabinetsrath Rehberg der leitende Kopf war, leistete Widerstand und wurde dabei durch M. gestützt, so daß noch im J. 1817 ständische Beschlüsse, welche eine Stärkung der Provinziallandschaften bezweckten, in feierlicher Form zurückgewiesen wurden. Die immer weiter um sich greifende Reaction und die beginnende Demagogenfurcht verfehlte ihren Eindruck auf den Grafen M. nicht. Zunächst wurde ihm das 1814 durch die Regierung selbst geschaffene Einkammersystem verdächtigt; konnte doch die Adelsopposition, bisher in der Minorität, durch ihre Berufung in eine getrennte Kammer weit sicherer ihre Ziele verfolgen. Dann wußte man M. durch Erfindung schändlicher Beschuldigungen gegen Rehberg einzunehmen, der, so maßvoll und klug er zu Werke ging, den Junkern ein Dorn im Auge war. So kam es zu dem Patente vom 7. December 1819, das eine Scheidung in zwei Kammern vorschrieb und die Verfassung des Landes einseitig ordnete. Die in deutschen Actenstücken dieser und anderer Zeiten obligatorische Phrase von den auf bloße Theorie gebauten politischen Versuchen, die bislang keine erfreulichen Resultate für das Glück der Völker hervorgebracht, fehlt auch hier nicht; ebenso wenig als andererseits der Lobgesang auf die hergebrachten und durch lange Erfahrung bewährten Verhältnisse. Nachdem dann das Bestehende für den Gebrauch zurechtgestutzt und zurechtgeputzt worden war, hatte man das erfreuliche Ergebniß erreicht, daß die Interessen des Adels in die eine und alle anderen Interessen des Landes in die andere Wagschale fielen. Rehberg nahm seinen Abschied und erfuhr den Undank des leitenden Ministers in der herbsten Weise. Ungerechtfertigten Verfahrens bei den französischen Liquidationen beschuldigt, wurde er der Mittel zu seiner Vertheidigung beraubt. Als auf sein Verlangen eine Untersuchung angeordnet wurde, ergab sich die völlige Grundlosigkeit jener Beschuldigungen und die Ausführung der angefochtenen Geschäfte nach Münster's eigenen Befehlen. Zu den Fehlern der Verfassung von 1819 kam also noch der, den fähigsten und thätigsten Beamten aus dem Dienst des Landes verdrängt zu haben. Es ist dieselbe Zeit, in der sich M. durch die gefügige Gesinnung, mit der er für den skandalösen Proceß des Prinzregenten gegen seine Gemahlin Beweismittel herbeischaffte und durch die hannoverschen Gesandten im Auslande herbeischaffen ließ, gerechtem Unwillen aussetzte. Die Beziehungen zum Fürsten Metternich, gegen den er seit dem Wiener Congreß von großer Hochachtung erfüllt war, wurden durch fast jährliche Besuche auf dem Schloß Johannisberg lebendig erhalten und bestärkt. Im Sommer 1819 nahm M. an den Conferenzen in Karlsbad Theil;

und in einem Schreiben vom 3. September an den Prinzregenten erbat ihn sich Metternich zu den Wiener Ministerialconferenzen pour renforcer l'action d'Autriche. Dem österreichischen Gesandten in London, Esterhazy, äußerte er noch besonders seine Genugthuung über die Stütze, die er an den Grafen M. und Hardenberg gefunden, und das unauflösliche Band, das die Höfe von Wien und Hannover nicht zum wenigsten Dank den Eigenschaften dieser Vertreter verbinde. Beide haben dann auch die Wiener Schlußacte mitvereinbart, doch hat nur Graf Hardenberg dieselbe unterzeichnet. — Das Verhältniß zu Metternich und das Zusammengehen mit der Politik Oesterreichs erfuhr aber bald mannigfache kleine und große Erschütterungen. Mochte auch nach dem Congreß von Verona M. sich noch dahin ausgesprochen haben, Hannover werde sich, wie auch England seine Stellung nehmen möge, nie von den verbündeten Mächten trennen, die Verhandlungen des Bundestags wiesen in den nächsten Jahren eine Reihe von Vorkommnissen auf, in denen Hannover eine selbständige, mit den Tendenzen Metternich's sehr wenig harmonirende Haltung beobachtete. Nach dem Tode G. F. v. Martens' (1821), der seit der Eröffnung der Bundesversammlung als hannoverscher Bevollmächtigter fungirt hatte, wurde Hans Detlef v. Hammerstein, einst zu jener Mission nach Schweden entsandt und seit der Franzosenzeit in vollem Maße Münster's Vertrauen genießend, nach Frankfurt geschickt, zum nicht geringen Mißvergnügen Metternich's, in dessen Umgebung man ihm detestable Grundsätze beimaß. Als im Sommer 1823 Prälaten und Ritterschaft des Herzogthums Holstein in einer von ihrem Secretär Dahlmann verfaßten Eingabe sich über die Verletzung ihrer Rechte beim Bunde beschwerten, erklärte sich Preußen für völlige Abweisung wegen mangelnder Competenz des Bundes, Oesterreich für Vertröstung der Reclamanten auf die Zusage des Königs von Dänemark, künftig dem Lande eine Verfassung zu geben, Hannover in einer ausführlichen Darlegung vom 10. Juli für die wenn nicht aus Art. 56 der Wiener Schlußacte, so aus Art. 13 der Bundesacte zu begründende Zuständigkeit des Bundes und seine Befugniß, die Einführung landständischer Verfassungen nicht blos überhaupt, sondern auch binnen einer bestimmten Zeit zu verlangen. Als am 27. November die Schlußsitzung stattfand, stimmte die Mehrheit für den Präsidialantrag, während sich Hammerstein auf sein vom Könige inzwischen genehmigtes früheres Votum bezog. Metternich hielt mit seinem Tadel nicht zurück und ließ durch den Gesandten, Grafen Hardenberg, M. von dem ungünstigen Eindrucke, den die Haltung Hannovers in Wien hervorgebracht, in Kenntniß setzen. Im nächsten Juni erschien zwar M. wieder unter den Gästen auf Schloß Johannisberg und hatte auch gegen die Erneuerung der Karlsbader Beschlüsse kein Bedenken; daß damit aber keine gründliche Umstimmung bewirkt war, bewies die Abberufung des langjährigen und in Wien überaus geschätzten Grafen Hardenberg, der durch Herrn v. Merveldt, bisherigen Präsidenten der hannoverschen ersten Kammer, einen wohldenkenden und, wie es schien, liberalen Katholiken ersetzt wurde, und das Verlangen Hammerstein's in der Bundestagssitzung vom 19. Mai 1825, die Beiträge zur Erhaltung der Bundesfestung Mainz aus den Zinsen des bei Rothschild liegenden Kapitals von 20 Millionen Thalern zu entnehmen. Wenn man in Wien hinter dem einen oder anderen dieser Oppositionsbeweise die Hand Canning's zu sehen meinte, so mag die seit Castlereagh's Tode veränderte Politik Englands auf die Hannover's nicht einflußlos geblieben sein. Stärker als hierdurch ist Münster's Haltung, die immer schärfere Formen gegen Metternich annahm, offenbar durch andere Vorgänge bestimmt worden, die eine Zeitlang im Dunkeln spielten, ehe sie grell genug an die Oeffentlichkeit traten.

Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig hatte, als er sich 1813 zur Heimkehr aus England anschickte, für den Fall seines Todes den Prinzregenten

zum Vormund seiner beiden, damals neun und sieben Jahr alten Söhne Karl und Wilhelm bestellt und in einem Codicill den Wunsch ausgesprochen, Graf M., dem er neben Lord Liverpool und Canning die Verwaltung seiner Geschäfte übertrug, möge sich besonders seiner deutschen Angelegenheiten jeglicher Art annehmen. Am 16. Juni 1815 starb der Herzog den Heldentod bei Quatrebras. Die vormundschaftliche Regierung über Braunschweig, die dem Prinzregenten kraft Gesetz und Testament angefallen war, ließ er nicht durch sein Ministerium in Hannover, sondern entsprechend dem Codicill durch M. in Verbindung mit dem Geheimen Rathscollegium in Braunschweig ausüben. Die Leitung ruhte in Münster's Händen. Der Plan, in der Person des Herrn v. Breymann einen braunschweigischen Geschäftsträger bei dem Prinzregenten zu bestellen, scheiterte an dessen Weigerung, einen anderen Mittelsmann zwischen sich und der braunschweigischen Regierung als den Grafen M. anzunehmen. Das Zusammenwirken Münster's mit dem Regierungscollegium in Braunschweig, an dessen Spitze erst Graf Schulenburg, nach dessen Tode im J. 1818 Graf Alvensleben stand und dessen thätigstes Mitglied der Geheime Rath v. Schmidt-Phiseldeck war, gestaltete sich durchaus befriedigend. Das wichtigste politische Ereigniß während der Regentschaft bildete der Erlaß der Landschaftsordnung vom 25. April 1820. M. selbst eröffnete die zur Berathung der Regierungsvorlage einberufene Ständeversammlung am 12. October 1819 mit einer sehr ausführlichen Rede, die sich nicht wenig darauf zu Gute that, daß der Entwurf keine sogenannte zeitgemäße Verfassungsurkunde sei, nicht eine auf bloße durch Erfahrung noch unbewährte Theorieen gebaute Repräsentativverfassung an die Stelle der auf frühere Verträge gestützten Landtagsordnung setzen wolle. Daneben war doch zugleich die Besserungsbedürftigkeit des Vorhandenen anerkannt und in dieser Hinsicht entschieden mehr bewilligt als zu gleicher Zeit in dem Patent von 1819 für Hannover geschah. Hervorhebenswerth ist die Vertretung des Bauernstandes im Landtage, die Beseitigung der Patrimonialgerichtsbarkeit und der Grundsteuerexemtionen. Die Verhandlungen mit den Landständen verliefen ohne Schwierigkeit und die Zustände des Landes ordneten und entwickelten sich gedeihlich unter der vormundschaftlichen Verwaltung. Der hoffnungsvolle Fürst, wie ihn die Eröffnungsrede genannt hatte, lebte inzwischen in Lausanne und machte seinem Gouverneur, Kammerherrn v. Linsingen, einem Verwandten Münster's, das Leben möglichst sauer. Als König Georg IV. im Sommer 1821 Hannover besuchte, stellte Herzog Karl sich seinem Vormunde vor und gab der Erwartung Ausdruck, mit der Vollendung seines 18. Lebensjahres die Regierung seines Landes zu übernehmen. Die Regentschaft hielt das nach allem, was von dem jungen Fürsten bekannt geworden, nicht für räthlich. Das Recht war zweifelhaft. Ein Gutachten, das Martens auf Münster's Verlangen abgegeben, erklärte das vollendete 18. Lebensjahr für den Thronmündigkeitstermin des braunschweigischen Hauses; der Procurator Hettling, der Minister Alvensleben kamen auf Grund archivalischer Untersuchungen zu dem von 21 Jahren, für den sich auch das Testament des Herzogs Friedrich Wilhelm vom 2. November 1813 mit vielem Grunde anführen ließ. Die vormundschaftliche Regierung verfuhr jedenfalls im besten Glauben und im Interesse des Landes — in reinster und redlichster Gesinnung, wie nachmals König Friedrich Wilhelm III. von Preußen dem jungen Herzoge gegenüber bezeugte — wenn sie nicht schon am 30. October 1822 dem Herzoge Karl Platz machte, ein Entschluß, mit dem sich nicht nur Oesterreich und Preußen, sondern auch Herzog Karl selbst einverstanden erklärt hatte. Der Herzog begab sich zunächst auf Reisen und hielt sich vornehmlich in Wien auf, wurde mit Metternich bekannt, der die glückliche Entdeckung einer belle âme in dem jungen Prinzen machte. Metternich bestimmte dann auch den

Vormund, die Beendigung der Regentschaft mit dem 30. October 1823, dem vollendeten 19. Lebensjahre, eintreten zu lassen: ein Schritt, den man nicht als staatsklug anerkennen kann. Mochte das Recht über den Eintritt der Thronmündigkeit Zweifel lassen, darüber daß der Vormund ihn nicht bestimmen konnte, bestand kein Zweifel. Den Angriffen und Verdächtigungen, daß die Verlängerung der Regentschaft aus persönlicher Mißgunst oder zu selbstsüchtigen Zwecken geschehen sei, war damit die Thür geöffnet. Vorerst ließ sich der neue Fürst an Unterlassungen dessen genügen, was die Gesetze von ihm verlangten; hielt sich aber sonst zurück. In England verkehrte er mit M. noch gesellschaftlich, um dann bald seinen ganzen Ingrimm über das ihm angeblich widerfahrene Unrecht in Angriffen gegen ihn und den Geheimrath Schmidt-Phiseldeck, den er als Münster's Helfershelfer betrachtete, auszuladen. Die Verfolgungen gegen den letzteren erreichten ihr höchstes Maß im J. 1826, so daß er sich genöthigt sah, sich von Braunschweig nach Hannover zu begeben und die ihm längst für den Nothfall von M. zugesagte Aufnahme in den hannoverschen Staatsdienst nachzusuchen. Der Gegensatz wuchs dadurch über einen blos persönlichen Kampf zwischen M. und dem Herzog Karl hinaus, als ersterer Grund zu der Annahme hatte, der Fürst werde in seinem gesetzlosen Treiben durch Metternich bestärkt. Es war gerade die Zeit einer sehr starken politischen Verstimmung zwischen Oesterreich und England. Metternich hatte schon seit längerer Zeit dem hannoverschen Gesandten in Wien, von Merveldt, gegenüber seiner Unzufriedenheit mit Englands Politik kein Hehl gehabt. Um den Klagen Metternich's auszuweichen, hatte M. den gewöhnlichen Sommerbesuch auf dem Johannisberge 1826 unterlassen. Das Bedauern Metternich's, so manches was ihm auf dem Herzen liege, nicht durch die Vermittlung Münster's dem Könige von England vortragen zu können, parirte M. damit, daß er in einer Depesche vom 14. November 1826, die er an Graf Merveldt richtete, sein Herz über die Politik Metternich's ausschüttete. Neben der Erörterung der schwebenden politischen Fragen in Bezug auf Portugal und auf die Pforte kommt sie auf die speciell deutschen Verhältnisse zu sprechen nach dem Eingange, daß Metternich's Politik sich seit dem Congresse von Laibach geändert habe, eine Beobachtung, welche auch Graf Bernstorff theile. Im Gegensatz zu seiner Haltung auf dem Wiener Congreß sei Metternich jetzt einseitig auf Erhaltung des monarchischen Systems bedacht. Muß man denn, fragt die Depesche, um die Monarchie zu vertheidigen, Absolutist sein, der Vertheidiger aller Mißbräuche, der eingefleischte Gegner alles dessen werden, was irgend einer Schranke der willkürlichen Gewalt ähnlich ist? Gegen welchen Mißbrauch hat je eine Klage beim Bundestage durchdringen können? Gibt es eine Seele in Deutschland, die sich einbildet, die durch die Bundesacte gewährten Rechte würden einen Schutz an der Bundesversammlung finden, sobald der unbedeutendste Fürst es sich einfallen ließe, sie zu verletzen? Welche Mißachtung dieser Gang der politischen Entwicklung der Bundesverfassung eingetragen hat, will das Aktenstück nicht ausmalen. Aber zu seinen anderen schneidenden Fragen stellt es die: wofür hat man den ungeheuren Vortheil der öffentlichen Meinung aufgeopfert? In der Mehrzahl der deutschen Staaten kann die bestehende Ordnung nicht mehr auf die Unterstützung des Volkes rechnen, der man doch die gegen Frankreich errungenen Erfolge vorzugsweise verdankt. Die Beredsamkeit dieses merkwürdigen Schreibens wird erklärlich durch briefliche Aeußerungen, wie sie schon aus dem Jahr vorher vorliegen. Hier findet sich Vertrauten gegenüber dieselbe Klage über die Bundestagspolitik, über das bloße Walten nach Convenienz ohne Rücksicht auf Recht, über die Reaction, welche aller vernünftigen Freiheit den Hals umzudrehen droht. „Man erlaubt den heiligsten Versicherungen zum Hohn die kleinsten Winkeltyranneien. Hessen und Detmold unterdrücken

ihre Stände und geben dem Herzog von Braunschweig sogar ein Beispiel, das Gleiche zu thun, während der das Londoner Pflaster tritt, anstatt zu regieren.“ Damit ist die besondere Beschwerde blosgelegt, die neben den allgemeinen M. zu seinem Auftreten veranlaßte. Er hatte ohne Zweifel Kenntniß, daß der Herzog für sein verfassungswidriges Verhalten eine Deckung an Metternich besaß. Karl hatte seit seinem Regierungsantritt die Stände noch nicht berufen, die üblichen Reversalien nicht ausgestellt, welche nach der Verfassung der Huldigung des Landes vorangehen mußten, und die letztere deshalb auch nicht eingenommen, alles aus dem Grunde, daß er der unter der vormundschaftlichen Regierung vereinbarten Landschaftsordnung die rechtliche Gültigkeit absprach. Bisher war er allerdings nicht offen mit diesem Angriff hervorgetreten, aber sein negatives Verhalten beruhte auf jener Rechtsansicht, welche auch an Oesterreich in der späteren Abstimmung am Bundestage eine Vertretung fand. Die Obliegenheit einer Regentschaft — so hatten ihm seine Rathgeber vorgespiegelt — beschränke sich auf Verwaltungsbefugnisse, sie habe dem Bevormundeten die empfangenen Regierungsrechte rein und ungeschmälert zurückzuliefern; durch den Erlaß der Landschaftsordnung während der Minderjährigkeit habe die vormundschaftliche Regierung ihre Befugnisse überschritten und die Rechte des Bevormundeten verletzt. Diese von der Verwaltung eines Privatvermögens entlehnten Vorstellungen erhielten praktischen Ausdruck in der Verordnung des Herzogs Karl vom 10. Mai 1827, welche die während seiner Minderjährigkeit gefaßten Regierungsbeschlüsse, soweit sie über wohlerworbene Regenten- und Eigenthumsrechte disponirten, für unverbindlich, die während der ungesetzmäßig verlängerten Vormundschaft ergangenen Verordnungen für seiner Zustimmung bedürftig erklärte. Nur provisorisch sollte das bestehende Recht fortgelten; eine eingehende Untersuchung der Regierung das Weitere verfügen. Diesem Schritt, dem ein Erlaß der hannoverschen Regierung vom 7. Juni mit dem Ausdruck des gerechten Unwillens des Königs antwortete, gingen widerrechtliche Maßregeln gegen Schmidt-Phiseldeck, und die Verbreitung von Schmähschriften gegen die vormundschaftliche Regierung zur Seite. Der Herzog, der eine dieser Schriften an die Höfe sandte, klagte M. nicht blos als den eigentlichen Urheber der gegen ihn und sein Land verübten Rechtsverletzungen an, er habe ihm auch eine Erziehung gegeben, die ihn körperlich und geistig habe regierungsunfähig machen sollen, und sei von Feindseligkeit gegen das braunschweigische Land erfüllt. Das Gewicht aller dieser Anklagen wog nicht schwer. Wenn bei der Erziehung des Herzogs etwas versäumt war, so könnte es die Vernachlässigung des im väterlichen Testament ausgesprochenen Wunsches sein, wonach die Großmutter der Prinzen, die Markgräfin von Baden, sich ihrer annehmen sollte. Ob die schon früh an Herzog Karl hervortretenden Züge der Unbotmäßigkeit und des Hanges zu schlechter Gesellschaft durch die Autorität einer Frau zu bannen gewesen wären, ist sehr fraglich. Im August 1827 antwortete M. in der „Widerlegung der ehrenrührigen Beschuldigungen, welche sich Se. Durchlaucht der regierende Herr Herzog von Braunschweig gegen Ihren erhabenen Vormund und die während Ihrer Minderjährigkeit mit der Verwaltung Ihrer Lande und Ihrer Erziehung beauftragten Männer erlaubt haben“. Daß der Ton dieser vom Könige genehmigten Schrift an manchen Stellen ein verletzender wird, entschuldigt die Frivolität der Anklage vollauf. Der Herzog ließ es nicht bei einer „Gehörigen Wiederlegung des erschienenen Libells“ (Straßburg 1828) bewenden, sondern sandte dem Grafen M. eine Herausforderung zu, zu deren Ueberbringer er den Londoner Pferdeauctionator Tattersall wählte. Der Herzog, der mit seinem Vorhaben schon seit Erscheinen der Münster'schen Schrift renommirt und sich seit Wochen in seinem Garten geübt

hatte, auf Münster's Bild zu schießen, that verwundert, als der König, der im Voraus M. die Forderung anzunehmen untersagt hatte, in derselben anstatt einer Ehrenbezeugung eine neue Injurie erblickte. Die erforderliche Genugthuung für die ihm angethanen Beleidigungen zu erlangen, wandte sich der König von England an die Vermittlung der beiden deutschen Großmächte. Metternich, die Gelegenheit gegen England und den Grafen M. auszunützen bemüht, suchte theils Preußen, das sich schlicht und recht der Sache annahm und dem Herzog kräftig ins Gewissen redete, herauszudrängen, theils diese an sich unbedeutende Angelegenheit — nach Münster's Ausdruck — zu verwirren, wie er alle wichtigern Verhältnisse in Europa in Gährung bringe. Des Herzogs trotzige und immer neue Ausflüchte erfinnende Natur ermüdete aber selbst die finassirende Langmuth Metternich's. Nach Jahresfrist waren Preußen und Oesterreich einig, von Karl die Erfüllung bestimmter Forderungen zu verlangen, widrigenfalls sie ihre diplomatischen Beziehungen abbrechen würden. Bevor noch die auserfehenen Gesandten dem Herzoge diese Erklärung überbringen konnten, lief die Nachricht ein, daß er den bisherigen Forstmeister von Praun zum Oberjägermeister und Freiherrn erhoben und angestiftet habe, den Grafen M. in den beleidigendsten Ausdrücken zum Zweikampf auf Tod und Leben herauszufordern. Nach diesem Vorgange hatte jede vermittelnde Thätigkeit die Aussicht auf Erfolg verloren. Die Sache gelangte an den Bundestag, und als gelte es, die Worte der Münster'schen Depesche von 1826 zu bewähren, suchten Oesterreich und seine getreuen Diener, namentlich der Berichterstatter von Blittersdorf, durch allerlei Aufschübe und Abminderungen ein entschiedenes Votum zu verhindern. Das Auftreten des hannoverschen Bundestagsgesandten von Stralenheim, der der Nachfolger Hammersteins nach dessen Selbstmord geworden, und eine Depesche Münster's vom 29. Mai 1829 zeigten aber, wie ernst man die Sache in London nahm. Der letztere unterließ nicht auf die Erwartung hinzuweisen, die man eine Zeitlang gehegt, der Bund würde die Gelegenheit ergreifen, um ganz Deutschland zu beweisen, daß er in seiner collectiven Eigenschaft nicht das unbedeutende Wesen sei, wozu er leider in der Meinung Deutschlands und des Auslandes herabgesunken sei. Aber die Zweifel und Bedenken in Frankfurt und Wien, dem Könige Recht und Genugthuung zu verschaffen, zeigten zu deutlich, daß man den Herzog und seine durch nichts provocirten und durch nichts zu entschuldigenden Handlungen in Schutz zu nehmen wünsche. Man warte jetzt ab, wie der Bundesbeschluß ausfallen werde. Die Unbilde des Herzogs fortdauern und sich ungerügt beleidigen lassen, könne der König nicht, und den Schutz oder Beistand vom deutschen Bunde zu erhalten, wenn er jetzt vergebens gefordert sein sollte, würde für den König ein fast entehrendes Benehmen sein. Preußen unterstützte diese Auffassung in fester und klarer Weise, und so kam am 20. August 1829 der Beschluß zu Stande, der den Herzog für schuldig und verbunden erklärte, binnen vier Wochen das Patent vom 10. Mai 1827 zurückzunehmen und dem Könige mittels eines eigenen Abgeordneten in der zwischen Souveränen üblichen Form die angemessene schriftliche Entschuldigung seines Benehmens zu machen; auch gewärtigte der Bund, der Herzog werde den Oberjägermeister von Praun zur Untersuchung und Strafe ziehen lassen. — Der König gab einen neuen Beweis seiner Mäßigung, indem er zufrieden mit dem Bundesbeschlusse auf den ihn betreffenden Theil der Genugthuung verzichtete. Aber auch da bedurfte es noch der Androhung der Bundesexecution, bevor der Herzog sich zum Gehorsam entschloß und durch Verordnung vom 22. April 1830 das Edict vom 10. Mai 1827, auch jetzt nur in einer kleinlichen versteckten Weise, zurücknahm. — Auch nach der anderen Seite der braunschweigischen Angelegenheit wurde M. Genugthuung zu Theil. Die Stände des Landes hatten sich gleichfalls an den Bundestag

gewendet und dessen Schutz für die durch den Herzog angefochtene Landschaftsordnung von 1820 angerufen. Während Oesterreich und seine Genossen sich sträubten die Competenz des Bundes anzuerkennen und die Anwendbarkeit des Artikel 56 der Wiener Schlußacte, der den in anerkannter Wirksamkeit stehenden Verfassungen Schutz verspricht, für den vorliegenden Fall zuzugeben, führte Hannover in einer schneidigen Deduction die Unhaltbarkeit der von Metternich rein privatrechtlich beurtheilten Zuständigkeit einer Regentschaft aus. Mit Stimmenmehrheit sprach die Bundesversammlung ihr Urtheil zu Gunsten der Landschaftsordnung aus — am 4. November 1830, also zu einer Zeit, da den Urheber aller dieser Wirren bereits sein gerechtes Schicksal erreicht hatte.

Mit dem Rücktritte Rehberg's hatte die Regierung in Hannover ihre bedeutendste Kraft verloren. Die Neuorganisation, welche man in den Jahren 1822 und 1823 mit der Domänenkammer, den Landdrosteien, den Aemtern vornahm, verstärkte die Centralisation. Das Centrum lag nicht im Lande, sondern in London, beim Grafen M. Denn sollte er auch nur ein Minister neben andern Ministern sein, so mußte naturgemäß dem Minister bei der Person des Königs eine seinen Collegen übergeordnete Stellung zufallen. Das erkannte man im Lande sehr wohl, und Private wie Beamte wandten sich nicht selten über die Köpfe der Minister weg an ihn. Zu den in Hannover fungirenden Regierungsmitgliedern gerieth er in die Stellung des einzigen und wahren Cabinetsministers. Die wirklich arbeitenden Persönlichkeiten in der höchsten Landesbehörde, die vortragenden Räthe, unter denen sich seit 1824 besonders der Cabinetsrath Rose hervorthat, sahen ihre Arbeiten infolge dessen einer doppelten Kritik unterworfen, der der Minister in Hannover und der des Oberministers in London. Alle Schäden, die sich an die Zwischeninstanz eines Cabinets zu heften pflegen, traten auch hier ein, nur noch verschlimmert durch die Entfernung des Regenten von den ausführenden Räthen. Wenn M., wie sein Biograph sagt, die materiellen Interessen für einen köstlichen Ableiter der constitutionellen Haarspalterei ansah, so ist man um so gespannter auf die Resultate, welche seine Verwaltung aufzuweisen hat, als sein Verhalten auf dem Wiener Congreß keine hohen Erwartungen zu erregen vermochte. Der Friede hatte dem Lande die unmittelbare Verbindung mit dem Meere gebracht. Eine Anzahl von Schifffahrts- und Handelsverträgen, eine Reihe von Consulaten sind in diesen Jahrzehnten, meistens in Anlehnung an England, errichtet worden. Aber die Schifffahrt der neuerworbenen Küstengegenden ist nicht erheblich in dieser Zeit gestiegen und von der Regierung wenig beachtet worden. Den Hafen an der untern Weser verstand man nicht zu benutzen und verkaufte das Terrain 1827 an Bremen. Dem Anschluß an das preußische Zollsystem widerstrebte man und errichtete, nachdem sich der mitteldeutsche Handelsverein als unhaltbar erwiesen hatte, mit Braunschweig, Oldenburg und Kurhessen 1830 den Eimbecker Vertrag. Am kleinlichsten zeigte sich die Abneigung gegen alles mit Preußen auch nur Uebereinstimmende in den Münzverhältnissen, indem man 1817 beim Aufgeben des 18-Guldenfußes, der alten Cassenmünze, sich nicht dem Preußischen Thalerfuße anschloß, sondern die Conventionsmünze adoptirte, um dann 1834 doch den früher verschmähten Schritt zu thun. Eine Kurzsichtigkeit wie die hier und bei der Restauration von 1813 bewährte muß doppelt auffallen an einem Manne, der in einem großen Staate und unter Verhältnissen lebte, die den freien, weiten Blick hätten fördern müssen. Aber seine praktische Nüchternheit, die ihm einst Stein gegenüber das bedenkliche Wort eingab: lassen Sie uns doch für unsere eigene Lebenszeit sorgen, hat sich doch selbst in dieser Beschränkung als recht unwirksam erwiesen. In der „Widerlegung", welche M. gegen die Angriffe des Herzogs Karl richtete, findet sich

eine Aeußerung, der Gebrauch, den der Herzog von seiner Souveränetät mache, sei sehr geeignet, Zweifel zu erregen, ob der König von England 1814 recht daran gethan, den nicht mediatisirten deutschen Fürsten die volle Souveränetät zu verschaffen und ob er in Zukunft in einem gleichen Falle wieder so handeln würde. Dieser Ausspruch, der in voller Absichtlichkeit und nicht als bloße Wendung im Wortkampfe in die Schrift nach Pertz' Mittheilung aufgenommen ist, hat seiner Zeit viel Aufsehen erregt. Das Zu spät! sollte M. noch unmittelbarer, in seiner eigenen, inneren Verwaltung erleben, in deren Bereich manches von dem vorbereitet war und aus eigener Initiative der Regierung herbeigeführt werden sollte, was nachher die im Gefolge der Julirevolution im hannoverschen Lande hervorbrechende Bewegung als ihre Forderung aufstellte und durchsetzte. Seit dem Ende des J. 1830 verbreitete sich unter dem Volke eine namenlose Flugschrift, betitelt: Anklage des Ministeriums Münster vor der öffentlichen Meinung, und wurde nach dem Bericht von Zeitgenossen verschlungen. Ein, es ist nicht anders zu bezeichnen, jämmerliches Machwerk, das dennoch den größten Eindruck hervorbrachte. Man kann es nur daraus erklären, daß bei dem vollständigsten Mangel an Oeffentlichkeit und dem unläugbaren Vorhandensein sehr schwerer Uebelstände des öffentlichen Lebens begierig aufgenommen wurde, was einer öffentlichen Klage gleich. Dabei verschlug es nichts, daß der Inhalt der Klage aus Lügen oder Uebertreibungen bestand, die in einem widerlichen Gemisch von advocatenhaften Deductionen und lyrischen Phrasen vorgetragen waren. Noch weniger war es dem Eindruck hinderlich, daß der Beklagte, Graf M., der wohlgerathene Zögling Castlereaghs, der Freuud Metternichs, der Verehrer Polignacs, der Pipin von Heerstall, wie ihn die Schrift abwechselnd titulirt, als tyrannisch und eigennützig geschildert wurde. Man bedurfte einer Personification des Systems und hier war sie gefunden. Der Bewegung des Landes suchte die Regierung durch eine Verordnung vom 4. Februar 1831, die auf ausdrücklichen Befehl des Königs vom 24. Januar erlassen war, zu begegnen. Obschon sie nichts Unrechtes enthielt, scheint sie doch in ihrer etwas barschen Weise, in ihrer Bedrohung jeder rebellischen Bewegung mit den Strafen des Aufruhrs und Hochverraths die Erregung der Gemüther noch gesteigert zu haben. Der Generalgouverneur, der Herzog von Cambridge, hatte den klügeren Weg erwählt. Er hatte im Januar das Land bereist, Deputationen empfangen und sich an Ort und Stelle über die vorhandenen Beschwerden unterrichtet. Er entsandte dann seinen Oberst Prott an den König, wie auch das Ministerium nach London berichtete und deputirte. Seit dem 24. Juni 1830 saß nicht mehr Georg IV., der langjährige Freund und Beschützer Münsters, auf dem Throne; sein Bruder Clarence, als König Wilhelm IV. war ihm gefolgt. In dem Ministerium zu Hannover hatte sich allmählich eine immer stärker werdende Opposition, getragen insbesondere von den bürgerlichen Cabinetsräthen, gegen die ministerielle Oberherrschaft in London ausgebildet. Als den wirksamsten Grund der an ihn gebrachten Beschwerden erkannte der König, daß das Centrum der Verwaltung außerhalb des Landes lag, wo man mit dessen Bedürfnissen zu wenig unmittelbare und stetige Fühlung hatte. Das natürliche Heilmittel mußte er in einer Stärkung der heimischen Regierung erblicken. Er ließ deshalb M. durch seinen Privatsecretär, den Generallieutenant Sir Herbert Taylor seinen Entschluß erklären, der Regierung eine neue Einrichtung zu geben, mit der seine bisherige Stellung unvereinbar sei. Diese Vorgänge entwickelten sich rasch und energisch. Am 10. Februar kam Oberst Prott an, am 12. erfolgte die Entlassung des Grafen. Am 16. traf der königliche Courier mit der Nachricht in Hannover ein, daß der Herzog von Cambridge zum Vicekönig ernannt und M. entlassen sei. „Ein Jubel war

überall unter der Masse, die vorwärts strebte, und ebenso allgemeine Niedergeschlagenheit unter der Gegenpartei, die sich nun auf einmal des Schutzes der höchsten Macht beraubt sah" (Stüve). Die Proclamation, die der neue Vicekönig unterm 22. Februar erließ, sticht in ihrer ruhigen und verständigen Weise sehr wohlthuend von dem einen Monat älteren Erlaß ab. Graf M. führte sein Amt auf Wunsch des Königs noch solange fort, bis die Ernennung des Vicekönigs in Hannover bekannt gemacht war. Am 25. Februar traf die Nachricht darüber in London ein; auf Antrag des neuen Vicekönigs wurde an Stelle des bisher unter M. fungirenden Freiherrn v. Münchhausen der Geh. Legationsrath Möller zum Geh. Cabinetsrath ernannt. Damit endete Münster's amtliche Thätigkeit: er hatte mehr als 42 Jahre im öffentlichen Dienst, fast 26 Jahre als Minister fungirt. Sein Sturz war, um in seiner eigenen Sprache zu reden, der Contrecoup gegen 1819 und die Verabschiedung Rehbergs. Trotz der sichtbaren Zeichen der königlichen Gnade, die ihm bei seinem Abgange zu Theil wurden, insbesondere der Verleihung des Großkreuzes zum Bathorden in der Form feierlicher durch den König selbst vollzogener Investitur, vermochte M. den Unmuth über die plötzliche Entlassung, an der der Anschein eines Zusammenhanges mit jener verlogenen Schmähschrift haften blieb, nicht zu unterdrücken. Seine im März 1831 noch in London niedergeschriebene Erklärung — Ueber einige in der Schmähschrift: Anklage ꝛc. ihm persönlich gemachte Vorwürfe, sowie über seinen Austritt aus dem Königlich-Hannöverschen Staatsdienst (Hannover 1831) — hat dessen kein Hehl; wie er auch gegen den Herzog von Cambridge und die Regierung in Hannover seitdem stets eine reservirte Stellung bewahrte. Die genannte Schrift, sowie die ihr vorausgegangene „Actenmäßige Widerlegung einer Schmähschrift ꝛc." (Hannover 1831) geben bereitwillige Auskunft über die privaten und öffentlichen Verhältnisse des Ministers, die der anonyme Pamphletist in verleumderischer Weise seinem Publikum ausgemalt hatte. Seine stets bewährte Uneigennützigkeit bezeugte M. aufs neue durch Verzicht auf jede Pension, weil er dem Lande, dem seine Dienste nicht ferner nützen sollten, nicht zur Last fallen wolle. Er verließ England und nahm seinen Wohnsitz auf seinem Gute Derneburg, der Beschäftigung mit der Kunst, der Erziehung seiner Kinder und der Erinnerung an die bewegten Zeiten und hervorragenden Männer, die er gesehen, lebend. Den ihm nahegelegten Gedanken, Denkwürdigkeiten seines Lebens aufzuzeichnen wies er ab, wünschte aber, daß andere sich der Aufgabe unterzögen und war bereit, sie nach Kräften zu unterstützen. Der anfängliche Plan, G. H. Pertz mit der Aufgabe zu betrauen, mußte aufgegeben werden, nachdem dieser den Antrag der Schwiegersöhne Steins, dessen Biographie zu schreiben, angenommen hatte. M. theilte ihm zu dem Zwecke seinen Briefwechsel mit Stein mit. Die Bekanntschaft mit Hormayr, seit 1832 baierischem Ministerresidenten in Hannover, brachte dann diesen mit dem reichen Archive des Gutsherrn von Derneburg in Verbindung. Den Landaufenthalt unterbrachen Besuche Münster's auf seinen Gütern in Ostfriesland und Osnabrück, Reisen nach Berlin und Dresden, die vorzugsweise den Kunstsammlungen galten, Badeaufenthalte in Norderney. Nach Hannover kam er, solange der Vicekönig dort residirte, nur gelegentlich des Besuchs seiner Verwandten und zum Zweck der Wahrnehmung seiner Functionen als Landtagsmarschall. In die Debatten und Arbeiten des Landtags ließ er sich nicht ein, sondern beschränkte sich darauf, die formalen Pflichten seines Amtes zu erfüllen. Erst seit der Thronbesteigung Ernst August's nahm er seinen Winteraufenthalt in Hannover, ohne sich an den politischen Geschäften zu betheiligen, ein Vorsatz dem er treu blieb, auch nachdem ihn der König zum Mitgliede des Staatsraths ernannt hatte. In den Junitagen des Jahres 1837,

nach dem Einzuge Ernst August's, bemühte er sich eine Audienz für die Deputation des Landtages zu erlangen, aber vergebens. Der Einfluß Schele's war stärker. Die Hoffnung, die man nach der Vertreibung der Sieben in Göttingen auf ihn setzte und Otfried Müller ihm in einem eindringlichen Schreiben nahe legte, blieb unerfüllt. In enger Parteiansicht befangen, hatte er lediglich Sinn für die Verfassung von 1819, die er als sein liebes Kind ansah, das die Gesetzgeber von 1831 nur verhunzt hätten. Aber in irgend einer Weise muß er sich doch vor Ernst August der geschmähten Universität angenommen haben, denn unterm 6. December 1838 verlieh ihm „libertatis cum principatu miscendae vindici acerrimo“ die juristische Facultät die Doctorwürde; sollte auch darin nach dem Zeugniß der Acten eine Ergänzung der Promotionen von 1837 liegen, so war doch zugleich die Absicht, dem Grafen öffentlich „ob benignum scholae apud regem patrocinium“ zu danken, wenn damit nicht ein verspäteter Protest gegen die Anklagen der Schmähschrift von 1830 über Vernachlässigung der Georgia Augusta eingelegt werden sollte. Hugo, der damalige Decan, war kein Liebediener, wie er denn auch zugleich mit M. dessen Nachfolger, dem Minister Ludwig v. Ompteda, dem Beförderer des Staatsgrundgesetzes, das Doctordiplom überreichen ließ. Trotz alles Einverständnisses mit dem königlichen Staatsstreiche ist M. doch wegen einer Protestation, die er gegen eine Wahlanordnung des Cabinets einreichte, noch in seinen letzten Lebenstagen mit dem Könige in Conflict gerathen, so daß dieser ihm gedroht haben soll: wissen Sie, daß ich die Schenkung von Derneburg widerrufen kann? —

Ein Mann von ungewöhnlicher Größe, in allen Leibesübungen wol geübt, blieb er, wie seine Gestalt ihre ungebeugte Haltung bewahrte, von den Leiden des Alters lange verschont. Erst in den drei letzten Lebensjahren traten sie an ihn heran. Zeitiger als zuvor zog er im Herbst 1838 nach Hannover, wo er nach einem Schlagflusse am 20. Mai 1839 starb. In der Grabcapelle zu Derneburg wurde er beigesetzt. Ihn überlebten die Gemahlin († 1858), sieben Töchter und ein Sohn, der jetzige Botschafter des Deutschen Reiches zu Paris.

Der Blick auf das Leben Münster's gewährt keinen einheitlichen Eindruck. Kraftvolle Anläufe liegen neben schwachmüthigen Ausgängen, rühmliche Thaten neben Zeugnissen kleinlicher Gesinnung. Oder wie soll man es nennen, wenn der Mann, dem seine unerschütterliche Gesinnung gegen die französische Tyrannei die Freundschaft der Besten verschaffte, den Charakter des Zeitalters nach dem Zeugniß seines Bewunderers nicht anders als in dem Bilde zu fassen wußte: die Antichambre will in den Salon! Es reicht nicht aus, wenn man sich zur Erklärung auf seine aristokratische Gesinnung beruft; denn diese hatte sonst nichts junkerhaftes an sich und hob ihn über das Niveau des deutschen Hofadels hinaus. Man wird nicht fehlgreifen, wenn man dem Zwieschlächtigen in seiner ganzen äußern Stellung einen tiefgreifenden Einfluß auf sein Wesen beimißt. Von seinem amtlichen Sitz im Auslande regierte er die Heimath, ohne in ihr heimisch zu sein. Den Engländern blieb er ein Fremder; das Mißtrauen, mit dem sie alles Fremde beargwöhnen, galt ihm in erhöhtem Maße; ohne Antheil an ihrem politischen Leben, war er doch dem Staatsoberhaupte aufs engste verbunden, nur ihm verantwortlich, der parlamentarischen Controlle unerreichbar. Minister eines kleinen Staates, täuschte er und andere sich fortwährend über dessen Bedeutung, weil zeitweise die englische Großmacht hinter ihm stand. Wenn, wie nicht selten, auch in englischen Angelegenheiten mitwirkend oder zu Rathe gezogen, erschien er sich wohl selbst als „Unbefugter“ oder brachte seine Ansichten auf Umwegen zur Geltung, indem er die Folgen der zu ergreifenden Maßregeln als auf Deutschland zurückwirkend auseinandersetzte. Dem Wellenschlage des politischen Lebens, dem Wechsel der Parteien sieht er vom Ufer des

Hofes zu, ein in fast ununterbrochener Aufwartung stehender Cavalier. Was das englische Leben ihm hätte Gutes bringen können und gebracht hat, büßt seine beste Wirkung durch diese Verbindung von Hofmann und Staatsmann ein. Der Minister des deutschen Territorialstaats, dem das Leben in dem freiesten Land der Welt, unter großen Verhältnissen, einen weiten, von den kleinen Leidenschaften der Heimath ungetrübten Blick hätte gewähren sollen, dem eine mächtige und unabhängige Stellung beschieden war wie wenigen seines Gleichen, wird durch das Zusammenwirken aller dieser Umstände herabgezogen in enge Anschauungen, und von dauernden Wirkungen seines Geistes hat die Geschichte wenig zu verzeichnen. Wie entschieden hatte er den Sultanismus der Großen bekämpft! Mochte er sich auch das ständische Wesen nur in aristokratischer Form verwirklicht denken können, es war und bleibt immer ein Verdienst, dem Souveränetätsdünkel mit der Erinnerung an das nicht von der Gnade abhängige Recht des Volkes auf Mitwirkung bei der Regelung seiner Angelegenheiten entgegengetreten zu sein. Die praktische Gestalt, die er diesem Recht in Hannover gab, erwies sich so unzureichend, daß das auf „altbewährten Grundlagen“ aufgebaute System nach zehnjähriger Dauer zusammenstürzte und ihn selbst in seinem Falle begrub. Niemand hat so früh wie er die Schäden der Bundesverfassung und mehr noch der Bundespolitik erkannt und ihr den Spiegel vorgehalten. Aber wer konnte beim Lesen dieses Sündenregisters den Gedanken unterdrücken, daß es nicht bloß ein Mißerfolg, sondern eine Schuld war, wenn die Arbeit des Wiener Congresses in das armselige Ergebniß der Bundesacte auslief! Und Metternich, wäre er je zu seiner alles beherrschenden Stellung ohne die Gefolgschaft der Minister gelangt, die in dem Jahrzehnt nach dem Wiener Congreß sich ihm so gehorsam unterordnete? Das greifbarste Resultat der Anstrengungen Münster's war die Schöpfung des Königreichs Hannover. Was sie ohne den Schutz einer kräftigen Bundesverfassung werth war, hat die Geschichte gezeigt. An dem Scheitern der deutschen Verfassung tragen viele die Schuld. Nicht zum wenigsten die preußischen Staatsmänner mit ihren unklaren und wechselnden Plänen. Ein wohlgerüttelt Maß kommt aber auf Münster's Theil. An dem Erbfehler der hannoverschen Staatsmänner, der sich bis ins 17. Jahrhundert zurückverfolgen läßt, krankte auch er. Die stärksten Ausdrücke seiner Feindschaft gegen Preußen, welche man anzuführen pflegt, stammen allerdings aus einer Zeit, in der auch Stein und Gneisenau von einer Auflösung des preußischen Staates reden, sind einem Schreiben vom Anfang Januar 1813 entnommen, wo M. noch nichts von einer Erhebung Preußens bekannt war. Viel mehr als solche briefliche Aeußerungen, wie sie die wechselnde Tagespolitik im Gedankenaustausch unter Vertrauten hervorruft, fällt ins Gewicht, daß M., der in den Jahren 1811—13 in der engsten Fühlung mit den preußischen Staatsmännern gelebt hatte, sich in Wien ihren Gegnern in die Arme warf, mit Metternich und Talleyrand gemeinsame Sache machte und in gleichem Sinne auf Castlereagh wirkte. Seine Stellung in England, seine Erfahrungen in der großen Politik während der napoleonischen Herrschaft hatten ihn genugsam über die Nothwendigkeit einer starken Bundesverfassung für Deutschland belehrt. Daß sie nur um den Preis einer Stärkung Preußens zu haben war, diese Einsicht ließ der „hannöversche Neid“ nicht aufkommen. — Ueber eine Persönlichkeit, deren Betrachtung so wenig Einheitlichkeit bietet, hat das öffentliche Urtheil natürlich sehr geschwankt. Ist M. 1814 in Prosa und Versen gefeiert — er vergißt nicht hinzuzusetzen, daß die Ode, welche er selbst in seiner letzten Schrift mittheilt, von einem „vornehmen und verehrungswürdigen“ deutschen Dichter herrühre — so hat er später seine Verwunderung darüber nicht zurückgehalten, daß ihm der ehemalige Beifall fehle. Mehr noch sind

die Stimmen nach seinem Rücktritt von den Geschäften auseinander gegangen. Stüve, der ihn scharf angreift, redet doch nicht anders von ihm als dem hohen Staatsmann. Pertz, der M. persönlich kannte, giebt in seinem Nekrolog seiner Verehrung warme Worte, hat dafür allerdings Dahlmanns scharfe Zurechtweisung erfahren müssen, die sich jedoch wesentlich auf die Vorgänge von 1837 stützt. Arndt in seinen 1840 erschienenen „Erinnerungen“ nannte ihn „geistesarm und engherzig“, ein Urtheil, das die späteren „Wanderungen und Wandlungen“ noch weiter ausführten. Varnhagen, der M. selbst in Wien gesehen hatte, drückte sich maßvoller aus, schrieb ihm mehr politische Gesinnung als Einsicht zu und vorgefaßte Abneigungen, denen er nicht leicht habe entsagen können. Die Gegenwart, die geneigt ist, alles nach heutigen Maßstäben zu messen, ist in der Verurtheilung Münster's noch viel weiter gegangen. Und doch fällt es nicht schwer, neben allem Tadelnswerthen, das sein Leben darbietet, auch seine Verdienste und die löblichen Eigenschaften seines Wesens zu erkennen. Von jenen wie diesen ist im Verlauf des Artikels hinreichend die Rede gewesen. Von dem begeisternden Wesen, das andere Persönlichkeiten der Freiheitskriege auszeichnet, ist an M. nichts zu bemerken; aber Züge, die man immer als Kennzeichen eines Staatsmannes hat gelten lassen, sind in seinem Bilde vorhanden. Maßvoll und bestimmt steckte er sich sein Ziel und verfolgte es mit äußerster Festigkeit. Wie Gentz von seinem eisernen Willen sprach, so dankte ihm Stein wiederholt für die Ruhe und Mäßigung, die er seinem aufbrausenden Wesen entgegengesetzt. Besorgt hält er mit seinen Verfassungsplänen vor Münster's einschneidender Kritik zurück. Seiner klaren, wenn auch nüchternen Einsicht, die den nächsten Sorgen gewidmet ist, weiß er scharfen Ausdruck zu geben. Er sucht die Kunst des Staatsmannes nicht in Intrigue und Heimlichkeit. Von vornherein als Stein sich ihm nähert, läßt er ihm keinen Zweifel über seine abweichende Gesinnung. Mit seinen Zielen für Hannover hält er nicht hinter dem Berge, und wenn man sein Streben für die Vergrößerung seines Heimathlandes als Verbrechen ansieht oder mit Gagerns Eifer für den niederländischen Staat zusammenstellt, so vergißt man, daß hier ein fremdes Land auf Kosten Deutschlands bereichert werden sollte und daß Stein im August 1813 Hannover eine Vermehrung um 500,000 Seelen zuzuwenden gedachte, damit es sich wieder zu einem kräftigen Zustand erheben könnte und die Verbindung Deutschlands mit England von den Launen des Kopenhagener Cabinets unabhängig gestellt würde. Daß M. eitel war, ist nicht zu läugnen. Ueber der Hauptthür des großen Saales zu Derneburg prangte eine Tafel, deren Inschrift die Schicksale des Gutes erzählte bis herab auf die Schenkung an M. wegen seiner Verdienste um das Vaterland. Wer aber Männern wie Stein und Gneisenau werth war, kann nicht dem Bilde von Eitelkeit und Hohlheit geglichen haben, das man neuerdings von ihm entworfen hat. Der Verkehr mit Stein ist allerdings nach Anfang des Jahres 1815 abgebrochen; Pertz führt nur noch einmal ein Schreiben aus dem Jahr 1827 an. Mit Gneisenau dagegen hat der Verkehr nach Hormayr mit unveränderter Herzenswärme bis an sein Ende gewährt. Die Gneisenau-Biographie enthält nur ein Schreiben aus dem Jahr 1817, das auf eine Differenz zwischen ihnen wegen der sächsischen Frage anspielt, aber von Hormayr sind Briefe Gneisenau's von 1827 und von 1831 aus den letzten Wochen seines Lebens mitgetheilt, die von wahrer Freundschaft zeugen. Sein Verhalten in der sächsischen Angelegenheit rechtfertigt M. in dem genannten Brief damit: ich schätzte Preußen damals nicht minder, aber liebte Deutschland mehr.

Außer den bereits genannten eigenen Schriften Münster's sind als von ihm selbst herrührende Quellen anzuführen: Die Depeschen über den Wiener

Congreß, veröffentlicht von Georg Herbert Graf zu Münster, politische Skizzen über die Lage Europa's (Leipzig 1867), und sein Briefwechsel mit Stein und Gneisenau, veröffentlicht von Pertz, Leben Stein's Bd. III u. IV, und Leben Gneisenau's II u. III. Den Anfang einer Biographie Münster's publicirte Hormayr noch bei dessen Lebzeiten in f. Taschenbuch f. die vaterländ. Geschichte, Jahrg. 1839 (mit einem Bildniß Münster's); wiederholt und vervollständigt als Nekrolog der Bremer Zeitung 1839 (auch besonders daraus abgedruckt und in Schmidt's N. Nekrol. der Deutschen XVII 490 aufgenommen), der dann selbst wieder in Hormayr's Lebensbilder aus dem Befreiungskriege, 3 Abtheil., Jena 1841—44 überging. Das Werthvolle in diesem „zwar gedruckten, aber noch nicht geschriebenen Buche" sind insbesondere die Briefe und Urkunden von Münster's Hand und das Bruchstück einer Selbstbiographie (3 S. 639). Gegen die Anschuldigung Faber's (G. Zimmermann) Hr. v. Hormayr u. die Lebensbilder, Leipzig 1844, Hormayr habe sich Fälschungen erlaubt, vgl. Pertz, Stein III, 588. — (G. H. Pertz), Ernst Graf v. Münster (Augsb. Allgem. Ztg. 1839, Nr. 175 u. 176). Albert Oppermann in Bluntschli u. Brater, Staatswörterbuch VII (1862) S. 54—64. Heinrich Ulmann, Ernst Gf. zu Münster (Histor. Zeitschr. Bd. XX [1868] S. 338—392). — Stüve, Ueber die gegenwärtige Lage des Kgr. Hannover (1832) S. 63 ff., 110 ff.; Art. Hannover im cit. Staatswörterb. — Hans v. Gagern, mein Antheil an der Politik 2, S. 43 ff. — Hardenberg, Denkwürd., hrsg. v. Ranke, I 18, 20, 611; II 369. — F. v. Ompteda, Polit. Nachlaß L. v. Ompteda's aus den J. 1804—13. 3 Bde. Jena 1869. — Varnhagen, Denkwürdigkeiten, Bd. 3, S. 296; 9, S. 99. — Arndt, Erinnerungen S. 237; Wanderungen u. Wandlungen S. 33, 224. — Schlosser, Gesch. des 18. Jahrh. VIII, 346 u. 604. — Gervinus, Gesch. des 19. Jahrh. I, 285; II, 415, 430; VII, 192, 208. — v. Treitschke, Histor. u. polit. Aufsätze I, 167 u. 175 in dem Aufsatze Hans v. Gagern; deutsche Geschichte I, 609; III, 543 ff. — (Ilse), die braunschweigisch-hannov. Angelegenheiten. Berlin 1863. — Welcker, Zoëga's Leben, 2 S. 212. — (Petri) Lebensbilder (Hannov. 1868) S. 102 ff. — Briefwechsel zwischen Böckh und K. O. Müller S. 415; zwischen Grimm u. Dahlmann S. 147, 151, 329, 362.

F. Frensdorff.

N.

Naaldwyk: Johann v. N., holländisches Parteihaupt und Geschichtschreiber im 15. Jahrhundert, stammte aus einem hochangesehenen Geschlecht, in welchem die Würde eines Marschalls von Holland seit zwei Jahrhunderten erblich war. Schon 1250 genannt, spielten die Naaldwyk's eine hervorragende Rolle in den Kämpfen des 14. und 15. Jahrhunderts. Ein Wilhelm v. N. war neben dem Grafen Wilhelm IV. unter den Streichen der Friesen bei Stavoren gefallen. Sein Sohn Heinrich folgte Herzog Albrecht bei dem Rachezuge des Jahres 1396 nach Friesland. Die Naaldwyk's waren immer gut Hoekisch, was jedoch Wilhelm v. N., den letzten seines Geschlechts, der die Marschallswürde bekleidete, wenn er auch im Rathe Jacobaea's eine einflußreiche Stimme geführt hatte, nicht abhielt, als Rath und Rentmeister von Holland dem burgundischen Philipp zu dienen, wie auch seine Söhne, wenn sie auch ihre Hoek'schen Sympathieen nicht immer verleugneten, in Ansehen blieben. So war auch N. ein Ritter am Hofe Karls des Kühnen. Aber nach dessen Tod war er unter den ersten, die sich der machtlosen Maria von Burgund widersetzten. Am Kampfe der Hoeks und Kabeljauer, der 1479—1481 namentlich dem Besitz Leidens galt, nahm er, als ein Führer der ersteren, einen hervorragenden Antheil. In Utrecht fand er immer Schutz, wenn es in Holland kein Bleiben für ihn gab. Als Abgesandter der Partei unterhandelte er vergeblich mit König Maximilian, seine Forderungen waren zu hoch. Von jetzt an stand er neben Franz v. Brederode in der ersten Reihe der Hoeks, beim Kampfe auf dem Meere und in den holländischen Gewässern, welche Maximilian so viele Sorge bereiteten, stand er immer an der Spitze. Er leitete 1490 von Sluis aus, wohin er nach der Schlacht bei Brouwershaven entkommen war, einen Angriff auf Holland von der Seeseite; die Gährung namentlich unter den unendlich gedrückten nordholländischen Bauern hoffte er benutzen zu können. Allein die Bevölkerung fürchtete die als Seeräuber verrufenen Hoeks noch mehr, als sie die österreichisch gesinnten Beamten und Regenten haßte; er ward überall abgewiesen, ohne nachher, als der Aufstand des Käse- und Brotvolkes durch das Land raste, den Zug zu erneuern. Vergeblich hatte er sich auch den Schieringern in Friesland anzuschließen versucht. Er war gezwungen gewesen sich in Sluis einzuschließen und von da aus das Meer unsicher zu machen, um seinen Leuten den Unterhalt zu verschaffen. Da machte der Herzog Albrecht von Sachsen seinem Treiben ein

Ende. In Sluis mit dem Rest der vlämischen Feinde Oesterreichs unter Philipp von Cleve eingeschlossen, ward N. nach kräftiger Vertheidigung zur Uebergabe gezwungen (13. October 1492). Wie sein Genosse wandte er sich nach Frankreich, wo er aber bald starb. N. wäre vielleicht nie so bekannt geworden, wenn er nicht neben dem Schwerte die Feder und zwar die des Historikers geführt hätte. Er schrieb eine Geschichte seiner Zeit, 1437—1477, die er mit der Chronik eines unbekannten Autors, die bis Jacobaea's Tod, 1437, lief, zusammen herausgab. Leider war letztere eine vollständig werthlose, unkritische und von Fabeln wimmelnde Compilation, und so ist das nach dem ersten Druckort, Gouda, wo es 1478 zuerst erschien, von Petrus Scriverius, der 1633 die fünfte Ausgabe besorgte, „Out Goutsch Chronycxken" benannte Buch zwar ganz allgemein verbreitet, allein auch sehr verrufen gewesen. Der von N. selbst verfaßte Theil ist jedoch nicht ohne Werth, wenn sein Name auch nicht unter den hervorragenden Historikern Hollands, und es gibt deren nur wenige, einen Platz gefunden hat.

Vgl. De Wind, Bibliotheek van Nederlandsche Geschiedschryvers. — S. Muller, Lyst van Noord Nederlandsche Kronieken. Ueber Naaldwyk's Leben die sogenannte Divisiekroniek und andere Chroniken des 14. Jahrh. Von neueren Autoren neben Wagenaar und Bilderdijk auch Velius, Kroniek van Hoorn, Alkemade, Jonker Fransenn-Oorlog. Eine Monographie erschien 1843 in der Zeitschrift de Fakkel, von der Hand M. van Brugge's. Weiter Arend, Alg. Gesch. des Vaderl. Blok, Eene Hollandsche stad onder de Bourgondisch-Oostenryksche Heerschappy. P. L. Müller.

Naamann: Ludolf N., der letzte Mönch in Schleswig-Holstein. Er war geboren im J. 1498 im Schleswigschen, nach J. Moller in der Stadt Flensburg, was jedoch nicht richtig sein wird; nach Dankwerth und Heimreich in Padelack auf der nordfriesischen Insel Nordstrand, nach Anderen im Dorfe Langenhorn unsern Bredstedt, wofür am meisten spricht. Auch sein Vorname wird verschieden geschrieben: Ludolf, Luderus, Ludde, Lüdde, Lücke und Lütke. Sein Vater war der Kaufmann Naamann Jansen, der erst in späteren Jahren nach der Stadt Flensburg übergesiedelt war und daselbst angesehen als Rathsherr gestorben ist. Auf Wunsch seiner Eltern war unser N. früh ins Franziskanerkloster eingetreten, wahrscheinlich zuerst in das in der Stadt Tondern, nachher lebte er in dem zu Flensburg. Er studirte von 1526—1528 auf der Sorbonne in Paris und kehrte darnach nach Flensburg zurück. Zeitlebens blieb er ein heftiger Gegner der Reformation, wie das namentlich in einer (ungedruckt gebliebenen) Schrift zu Tage tritt, die den Titel führt: „Egenvillien Martini Luthers, welker der langer tydt under de bank gelegen, samt siner kerken historie". Er wirft darin der Reformation Inconsequenz, muthwilliges Niederreißen ehrwürdiger Gebräuche und niedere Motive vor, gibt der neuen Lehre einen nachtheiligen Einfluß auf die Sittlichkeit schuld und geißelt scharf die Uneinigkeit unter den Bekennern des neuen Evangeliums. Auch in satyrischen Gedichten hat er seiner Abneigung gegen die Reformation Ausdruck gegeben. Als 1536 die Mönche aus dem Kloster in Flensburg vertrieben wurden, zog er ins Franziskanerkloster nach Rügen, mußte jedoch auch hier schon 1537 weichen und begab sich ins Kloster Nystad auf Laaland; auch hier vertrieben, ging er nach Schwerin und von da weiter auf Reisen. Seine Verwandten erwirkten endlich bei König Christian III. von Dänemark die Erlaubniß zur Rückkehr nach Flensburg, doch unter der Bedingung, daß er bürgerliche Kleidung trage, weder predige noch lehre, auch weder öffentlich noch geheim Jemand zum Katholicismus und Uebertritt in seinen Orden verlocke. Er kam dann 1545 zurück, wohnte neben dem Kloster, lebte still mit ascetischen Uebungen und litterarischen Arbeiten beschäftigt bis an seinen Tod im J. 1575. Die von ihm verfaßten Schriften

befinden sich handschriftlich von ihm selbst 1547 zusammengestellt in vier Bänden in der Gymnasialbibliothek in Flensburg. Sie sind in niedersächsischer Sprache geschrieben und zeugen von eminentem Scharfsinn, guter theologischer Gelehrsamkeit, besonders großer Vertrautheit mit den besten Mystikern des Mittelalters, namentlich Gerson, von dessen Schriften sowie gleichfalls von Thomas a Kempis und Heinrich Suso er mehreres ins Plattdeutsche übersetzt hat. Bei Moller (Cimbr. litt.) findet sich ein vollständiges Verzeichniß des Inhalts dieser Schriften. Gedruckt wurden sie nicht, nur hat Dr. C. Jessen einige Proben davon, auch namentlich von seinen Gedichten mitgetheilt in Biernatzki's Schleswig-Holsteinischem Volksbuch für 1847. N. besuchte fleißig den lutherischen Gottesdienst und hielt auch Umgang mit manchen Lutheranern, verurtheilte aber dabei fortgehend die lutherische Reformation völlig. Er vertheidigte die Nothwendigkeit der guten Werke zur Seligkeit, war aber doch fern von eigentlicher Werkheiligkeit und erkannte als allgemeine Ursache der Gerechtigkeit vor Gott die Gnade Gottes und das Verdienst Jesu Christi an, wies die Sterbenden nicht auf ihr eigen Verdienst oder das der Heiligen, sondern auf Jesu Leiden und Sterben. Er verkennt auch nicht manche Mißbräuche der katholischen Kirche und dringt auf Anerkennung der heiligen Schrift. Der nachmalige Generalsuperintendent M. J. Fabricius, der als Schüler der lateinischen Schule in Flensburg mit Mehreren in Naamann's Hause wohnte, schreibt in seiner Selbstbiographie: Er habe bei ihm Fasten gelerut, die er sehr strenge hielt. (Königsmann, Geschichte der lateinischen Schule, S. 24.) Nach Naamann's Heimkehr errichteten seine wohlhabenden Eltern ein Testament, das der Sohn eigenhändig geschrieben, und bestimmten ihr nicht unbedeutendes Vermögen zu milden Stiftungen unter nächster Berücksichtigung der Familie. Sie ernannten diesen ihren Sohn zum executor testamenti mit der Bestimmung, daß er freie Verfügung haben solle wegen der Verwendung des Vermögens zu frommen Zwecken. Nachdem die Eltern 1549 gestorben, zögerte er jedoch mit der Ausführung und mußte durch den Magistrat dazu getrieben werden. Er ließ nun 1557 auf dem Klosterkirchhof neben dem früheren Franziskanerkloster ein Gebäude errichten und verschrieb die Renten des übrig gebliebenen Capitals zu demselben. Er ersuchte den König Friedrich II. in diesem Gebäude ein Collegium zu errichten und gab in einer Stiftungsurkunde vom 17. April 1560 (Noodt, Beitr. II, 2, 297) die Einrichtung der von ihm gegründeten Anstalt an. Es sollten drei Lehrer angestellt werden, jeder mit 100 Gulden Gehalt außer Wohnung und Garten. Auch sollten bedürftige Schüler freie Station und freies Schulgeld daselbst haben, besonders solche aus der Naamann'schen Familie. Zugleich schenkte er dazu seine Bibliothek. Der König bestätigte diese Stiftung 1566, doch unter dem Vorbehalt, daß es dem Magistrat in Flensburg mit und nach dem Rath gelehrter Leute frei stehen solle zu ordnen und zu verbessern. Er nennt die Stiftung Gymnasium triling. et theol. orthodox. ecclesiae. Daraus erwuchs denn die lateinische Schule, das jetzige Gymnasium in Flensburg von 1566 an. Die Verwandten versuchten 1598 einen Protest, wurden aber mit ihrer Klage abgewiesen.

Vgl. Moller, Cimbr. litt. s. v. — Dr. Jessen, Unser letzter Mönch in Biernatzki's Schlesw.-Holst. Volksbuch, 1847. — G. Lau, D. Flensb. Franzisk.-Mönch L. N. in Kirchl. Monatsschrift, Itzehoe 1852, Hft. 7, S. 281. — O. H. Moller, Erneuetes Andenken der Stiftung L. N., Flensb. 1774. Dessen Verm. Nachr. u. Urk., 1775. Brasch, Flensb. Latin og Realskoles Historia, Flensb. 1861. — Jensen Michelsen, Schlesw.-Holst. Kirchengeschichte III, 136. Carstens.

Naarßen, Joh. van N.: s. **Narsius**, unten S. 256.

Nabholz: Joh. Ulrich N., Rathsherr in Zürich, geb. am 14. Februar 1667, † am 14. October 1740. N., der Sohn des zürcherischen Zunftmeisters gleichen Namens († 1678), anfänglich Schusterlehrling, durch Begabung und Gönner gefördert, kam in Kanzleidienste, bildete sich zum Anwalte (Rathsprocurator) aus und trat 1692 als solcher auf. Gewandt, klug, energisch, wurde er 1708 von der zürcherischen Regierung mit einer Mission betraut, in welcher er jene Eigenschaften glänzend bethätigte und sich großes Verdienst erwarb. Heftige Streitigkeiten politischer und kirchlicher Natur, in welchen die Grafschaft Toggenburg seit Jahren mit ihrem Landesherrn, dem Abte von St. Gallen (Leodegar Bürgisser 1696—1717) lag und welche die eidgenössischen Tagsatzungen und insbesondere die dem Lande benachbarten Kantone Schwyz, Glarus und Zürich viel beschäftigten, hatten im Toggenburg selbst eine Entzweiung hervorgerufen, bei der sich der Landrath und seine Regierungscommission getheilt, von den Leidenschaften des lebhaften, aufgeregten Volkes mehr als wünschbar beherrscht und außer Stande sahen, die Landesangelegenheiten mit festem und ruhigem Gange zu leiten. 1708 fing Schwyz an, bisher des Toggenburgs Hauptstütze, sich von demselben zurückzuziehen, bewogen durch die Vorstellungen des Abtes und der übrigen katholischen Orte der Eidgenossenschaft, sowie durch die Wahrnehmung, daß die Städte Zürich und Bern sich der Toggenburger, von denen 7/12 der reformirten Kirche angehörten, lebhafter anzunehmen begannen. Es verweigerte die fernere Anerkennung der Hauptbegehren des Landes gegenüber dem Abte (der sogenannten „sechs Punkte“), die beiden Städte aber, die dasselbe bei diesen Punkten zu schützen verheißen hatten, wenn es ihrer Leitung sich unterziehe, sahen sich jetzt veranlaßt, dies Wort einzulösen. Zu diesem Ende wurde N. ins Toggenburg gesandt, um Namens der beiden Städte die Entschlüsse der Regierungscommission und des Landrathes überwachend zu lenken. Am 15. April 1708 ging er nach Lichtensteig, dem Hauptorte der Grafschaft, ab und sofort wirkte er kräftig auf die Behörden ein. Der Landrath sammelte um sich die große Mehrheit der Bevölkerung und ließ durch diese Landesgemeinde die nicht erschienenen Anhänger des Abtes (die „Linden“), deren Hauptsitz der westliche Theil des sogenannten „Untern-Amtes“, zur linken Seite der unteren Thur, war, mit Buße belegen, die auf militärischem Wege eingetrieben wurde. Im Frühjahr 1709 wurde eine sorgfältige Beobachtung (Blokade) der äbtischen Schlösser im Lande, Iberg, Schwarzenbach und Lütisburg, auch des Klosters St. Johann, angeordnet, damit der Abt sich ihrer nicht zu kriegerischen Zwecken bediene. Als die Tagsatzung der 13 Orte im October 1709 in Baden zusammentrat, bereits selbst über die Toggenburger Angelegenheiten ernst entzweit, erschien N. an der Spitze von Landesausschüssen, trug den evangelischen Orten eine von ihm verfaßte Denkschrift vor und publicirte dieselbe mit ihrer Genehmigung unter dem Titel „Warhaffter und gründlicher Entwurf worauf das entzwüschent dem L. Fürstlichen Stift St. Gallen und der Landschaft Toggenburg nunmehr lange Zeit obgeschwebte Streitgeschäft eigentlich beruhe“. Die Schrift ist von bemerkenswerther Bündigkeit und Klarheit. Am 10. März 1710 folgte die Annahme des sogenannten „Hauptvergleiches“ (auch „Unionstractat“, oder „Landesmandat“) durch die zahlreich besuchte Landsgemeinde in Wattwil, d. h. einer von N. entworfenen Landesordnung, welche den Vollzug des wichtigsten der sechs Punkte, Gleichberechtigung und freie Religionsübung für beide Confessionen, einläßlich ordnete. Aber der Zwiespalt des Landes mit dem Abte und die Entzweiung unter den Toggenburgern selbst wuchsen, die Anhänger des Abtes mehrten sich und bald war die Haltung des Landrathes und der Regierungscommission wieder so schwankend und schwach, daß N., Ende Mai 1711 nach Zürich eilend und über die trostlose, fast unheilbare Lage der Dinge berichtend, sich nur durch neue

Vollmachten, die seinen Vorschlägen gemäß ihm energischeres Einschreiten erlaubten, zur Rückkehr nach dem Toggenburg bewegen ließ. Noch einmal brachte er den Landrath zur Einigung und kräftigerem Verhalten und wurde sodann von demselben auf sein Begehren entlassen, mit größter Dankbezeugung im Recreditive in Zürich, während der Abt bei Schwyz über diese Erfolge von N. klagte. Die Dinge trieben sichtlich einer Katastrophe zu, denn dem Abte, der unbeugsam das Land gänzlich unter seinen Willen bringen wollte, traten die fünf katholischen Orte der inneren Schweiz immer entschiedener zu, und der Kaiserhof in Wien, mit dem Abt Leodegar 1702 als Reichsfürst ein Bündniß geschlossen hatte, unterstützte ihn durch diplomatische Verwendung bei der Tagsatzung. Zürich und Bern blieben aber in ihrer Unterstützung der Toggenburger unerschüttert. Vergeblich unternahmen die unparteiischen Orte neue Vermittlungsversuche. So kam es endlich 1712 zum Kriege der beiden Städte gegen den Abt und gegen die fünf Orte, die für denselben in die Schranken traten. An N., der in der züricherischen Miliz Hauptmannsrang bekleidete, wurde der Oberbefehl im Toggenburg übertragen; unter dem Titel eines Commissärs sollte er die Toggenburger nicht blos neuerdings politisch leiten, sondern auch militärisch organisiren und führen. Sie sollten durch Besetzung der äbtischen Schlösser und der Klöster St. Johann und Maggenau und Unterwerfung der äbtisch gesinnten Gemeinden den Krieg eröffnen, durch Aufstellung eines zürcherischen Truppencorps in ihrer Nähe unterstützt werden und ihrerseits bei den folgenden Operationen desselben gegen das übrige Gebiet der Abtei, insbesondere gegen die feste Stadt Wyl mitwirken, wo der Abt mit seiner gesammelten Macht lag. Mit Entschlossenheit und Glück führte N. in den Tagen vom 13./15. April 1712 seine Aufgabe im Toggenburg durch und stand am 16. mit seinen Milizen und einigen Feldstücken neben dem endlich erschienenen zürcherischen Corps in Linie vor Wyl. Als aber der zürcherische Commandant Bodmer zum größten Erstaunen und Unwillen von N., aus Grund mangelnden Proviantes, wie es hieß, sich plötzlich ins Zürcherische zurückwandte, blieb N. nichts anderes übrig, als sich ebenfalls zurückzuziehen und auf die bloße Vertheidigung des Toggenburg zu beschränken, dessen Eingänge Wyl gegenüber er stark besetzte. Vier Wochen blieb er in dieser Vertheidigungsstellung, während Bern seine militärische Aufstellung im Aargau vollzog, mit Zürich die Grafschaft Baden und letzteres den Thurgau besetzte und die unparteiischen Orte sich nochmals in steten Vermittelungen zwischen beiden Theilen versuchten. Endlich kam es Mitte Mai zu ernsten Schritten. Am 17. Mai marschirte Bodmer zum zweiten Mal gegen Wyl aus, wobei sich N. sofort mit ihm vereinigte; am 22. ergab sich Wyl nach kurzer Beschießung, Abt Leodegar entfloh nach Rorschach, und als er am 26. das Kloster St. Gallen selbst und sein ganzes Gebiet von Zürich besetzt sah, über den Bodensee nach Ravensburg. N., der dem zürcherischen Corps bis in St. Gallens Nähe vorangezogen war, wandte sich dann ins Toggenburg zurück, wo Aufrechthaltung der Ordnung, der Vollzug strenger Urtheile des Landgerichts, das nach Zürichs Weisung über gefangene Anhänger des Abtes zu sprechen hatte, und weitere militärische Organisation und Ausbildung seiner Milizen ihn beschäftigten. Allein er gerieth nun mit den Toggenburgern in scharfen Conflict. Denn die Niederlage des Abtes erfüllte sie mit der Hoffnung, sich nicht allein von seiner Herrschaft gänzlich zu lösen, sondern auch Zürichs und Berns Einfluß zu entziehen und mit Zuziehung der Landschaften Uznach und Gaster, die unter der Hoheit von Schwyz und katholisch Glarus standen, ein selbständiges Gemeinwesen zu bilden. N., der wahrnahm, daß sie auf dieses Ziel lossteuerten, hielt dies Bestreben für thöricht und eitel. Hatte er doch die stete Uneinigkeit unter ihren Führern, die Unfähigkeit der Meisten unter denselben nur zu gut kennen gelernt und gerade die lau-

testen Schreier im Momente der Gefahr kleinlaut und von keinem Verlaß gefunden. Ihm war auch wol bewußt, daß weder die beiden Städte einem solchen Plane hold seien, noch (viel weniger) Schwyz und die katholischen Kantone zur Verwirklichung desselben je Hand bieten würden. Da er den Toggenburgern seine Meinung nicht verhehlte, begannen sie ihm zu grollen. Gerne benutzte er den Anlaß, ein Bataillon evangelischer Toggenburger, das Zürich verlangt und er organisirt und dem Obersten Edelmann untergeben hatte, persönlich nach Zürich zu begleiten. Vier Wochen brachte er theils in Ruhe zu Hause, theils in Besuch der bernischen Armeeaufstellung im Aargau und der in Aarau eröffneten Friedensconferenzen zu, wo freilich von den Toggenburger Angelegenheiten wenig die Rede war und Ausschüsse des Landes, gegen welche N. seine früheren Aeußerungen zu ihrem großen Zorn erneuerte, vergeblich erschienen. Da sie aber Aarau nicht verließen, ohne mit den anwesenden Zürchergesandten den Plan eines gemeinsamen Angriffes auf Uznach und Gaster zu entwerfen, — Angriff, zu welchem ein zürcherisches Corps von Rüti im Grüningeramte aus und die Toggenburger unter einem selbstgewählten Hauptmann Kunz sich vereinigen sollten, — und da N., als ihm Kunde von der Sache wurde, deren militärische Bedenklichkeit und die eigentliche politische Absicht der Toggenburger wol erkannte, so machte er der zürcherischen Gesandtschaft lebhafte Gegenvorstellungen. Sie lud ihn ein, nach Zürich zu eilen, dem Rathe seine Ansichten vorzutragen und dieser sandte ihn sofort ins Hauptquartier nach Rüti (wo auch das Bataillon Edelmann stand), um mit dem dortigen Commando und den dahin gegangenen toggenburgischen Ausschüssen zu conferiren. Mehrtägige fruchtlose Berathungen fanden statt, während welcher N. den Verdruß hatte zu sehen, daß es auch um die zürcherische Kriegsführung daselbst nicht viel besser stand, als um die oberflächlichen toggenburgischen Pläne. Denn alle seine Anstrengungen vermochten das zürcherische Commando nicht, als am 22. Juli ein heftiger Angriff der Schwyzer auf Zürichs Gebiet am oberen linken Seeufer stattfand, zu einer unterstützenden Diversion für das dortige zürcherische Corps zu schreiten. Schließlich erfolgte aber von Seite des zürcherischen Großen Rathes am 25. Juli der Beschluß, den früheren Anträgen gemäß doch einen combinirten Angriff auf Uznach und Gaster zu unternehmen. N., dem dabei wieder der Auftrag wurde, die Toggenburger zu organisiren und zu leiten, glaubte sich diesem Rufe nicht entziehen zu dürfen, obwol er sah, daß ihre Mißstimmung ihn selbst großer Gefahr aussetze und wenig Aussicht auf Erfolg gewähre. Begleitet von einem erbetenen Repräsentanten Zürichs und einem vertrauten Adjutanten traf er am 27. Juli in Lichtensteig ein (wohin sie die erste Nachricht von dem entscheidenden Siege der Berner bei Vilmergen vom 25. brachten). Aber nur das Erscheinen eines zürcherischen Rathsmitgliedes aus dem Hauptquartier Rüti und dessen den Absichten der Toggenburger anscheinend günstige Aeußerungen führten eine Verständigung mit denselben soweit herbei, daß am folgenden Tage ein Auszug gegen Uznach erfolgen konnte, bei welchem N. den Oberbefehl wider Willen übernehmen mußte. Als das Eintreffen der Zürcher aus Rüti auf dem bestimmten Sammelplatze sich unerwartet verzögerte, war N. mehr als einmal in Gefahr von seinen Truppen massacrirt zu werden. Zu gutem Glücke für ihn erschienen die Zürcher noch im letzten Augenblick. Uznach ergab sich; den Toggenburgern wurde nun nach ihrem Wunsche überlassen, allein gegen Gaster vorzugehen. Die Zürcher aber und N. wandten sich gegen Rapperswil, das sich jetzt an Zürich und Bern ergab und mit der Nachricht von diesem Erfolge traf N. in Zürich ein. Am 11. August beendigte der (zweite) Aarauer Friede den Krieg der beiden Städte mit den fünf Orten. Abt Leodegar aber wollte sich zu einem Frieden nicht verstehen, ließ seine Lande in den Händen der beiden Städte und die Hoff=

nungen der Toggenburger erfüllten sich nicht. Ihre Geschicke blieben von den Absichten der Sieger bedingt. N., der seine Erlebnisse unter ihnen während des Jahres 1712 aufzeichnete und durch seine erworbene Kenntniß von Land und Leuten eine Autorität in toggenburgischen Dingen blieb, erhielt als Zeichen der Anerkennung seiner Obern 1712 die neugeschaffene Stelle eines evangelischen Landammanns im Thurgau, welche die evangelischen Orte auf Zürichs und Berns Veranlassung hin ihm übertrugen. Zürich bedachte ihn später mit Geschenken und zweimal (1718 und 1723) mit der Stelle eines Landvogtes in Baden. 1723 und wieder nach der Rückkehr von Baden, 1725, wurde er zum Mitgliede des Kleinen Rathes, der eigentlichen Regierungsbehörde, befördert, in welcher er bis zu seinem Tode verblieb. 1714 schrieb er eine Vertheidigung des sogenannten Rorschacher Friedens vom 24. März des Jahres, d. h. der Vereinbarung, welche Zürich und Bern mit einem Congresse von Beamten der Abtei St. Gallen über die Verwaltung der Stiftslande schlossen, die aber Abt Leodegar — bis zu seinem Ende unversöhnlich — nicht ratificiren wollte und anfeindete. Andere staatsrechtliche und publicistische Arbeiten von N. blieben Manuscript.

Amtl. Sammlg. der Eidg. Abschiede, Bd. VI, Abth. II und Bd. VII, Abth. I. — Kurze, jedoch gründliche Beschreibung des Toggenb. Krieges u. s. f., zusammengetragen vom Rathsherr N., Mscrpt. Stadtbibl. Zürich. — Haller, Bibl. der Schweizergeschichte, Bd. IV—VI. G. v. Wyß.

Nachtenhöfer: Kaspar Friedrich N., Liederdichter, als Enkel des Bornmeisters, Sohn des Rechtsanwalts und Pfänners Kaspar N. am 5. März 1624 zu Halle a. S. geboren, † zu Coburg am 23. November 1685. Nachdem er die Gymnasien seiner Vaterstadt, zu Zeitz, Altenburg und Coburg besucht hatte, bezog er im J. 1647 die Universität Leipzig, wo er 1651 Magister wurde. Auf die Empfehlung seines väterlichen Freundes Tobias Seiffart, der bis 1644 sein Rector in Altenburg gewesen, dann als Generalsuperintendent nach Coburg berufen war, nahm ihn der Kanzler August Carpzov als Erzieher seiner Kinder an. Nur wenige Monate verblieb er jedoch in dieser Stellung, um noch im J. 1651 einem Rufe als Diakonus zu Meeder nordwestlich von Coburg zu folgen, wo er dann vier Jahre später Pastor wurde. Nach zwanzigjähriger Wirksamkeit an jenem Orte ging er nach Coburg zurück, zunächst als Pastor zum heiligen Kreuz und Diakonus zu St. Moriz. An der letzteren Hauptpfarrkirche wurde er später Vesperprediger oder Katechet, endlich bis an sein Ende Subsenior und Dienstagsprediger. Viermal vermählt hatte N. viele Heimsuchungen durch das Dahinschwinden seiner zahlreichen Angehörigen und Nachkommen zu erleiden. Als Schriftsteller war er bis in seine späteren Jahre thätig, aber seinen katechetischen und homiletischen Arbeiten, seinen Leichenpredigten und meist lateinischen Gelegenheitsgedichten sowie seinem Verzeichniß öffentlicher Wahrheitszeugen zu Coburg seit der Reformation ist nur für ihre Zeit oder für engere Kreise eine Bedeutung beizumessen. Dagegen wird sein Gedächtniß in mehreren von ihm gedichteten Kirchenliedern fortleben. Es sind dies die Weihnachtslieder: „Dies ist die Nacht, da mir erschienen“, „Kommst du nun, Jesu, vom Himmel hernieder auf Erden“, das Pfingstlied: „Sei tausendmal willkommen“ und das Passionslied: „So gehst du nun, mein Jesu, hin.“ Bei dem letzteren Liede ist die Verfasserschaft Nachtenhöfer's nicht unangefochten geblieben und ist dasselbe einem Coburger D. Z(ach). Eschenbach, dem Diakonus Christoph Wagner zu M. Weidenbach bei Baireuth und selbst dem Kanzler August Carpzov zugeschrieben worden. Nach Vernehmung aller Zeugen wird man schließlich doch geneigt sein, das Lied N. zuzuweisen. Aber nicht dieses und das Pfingstlied, sondern die beiden Weihnachtsgesänge haben eine größere dichterische und kirchliche Bedeutung. Einfach, schriftgemäß und gedrungen handeln sie von Christo

und seiner Erscheinung als Stern und Kern des Christenglaubens. Deshalb und wegen ihrer bis auf die Gegenwart fortdauernden Verbreitung in kirchlichen Gesangbüchern sind sie mit Recht als Kernlieder bezeichnet worden.

Joh. Casp. Wetzel, Hymnopoeographia II, 203—210. — v. Dreyhaupt, Saalkreis II, 676. — E. E. Koch, Gesch. d. Kirchenlieds, 3. Aufl., III. S. 353 f. — A. Fischer, Kirchenlieder-Lex., Gotha 1878/79 unter den Liederanfängen u. Ders. in den Blättern für Hymn., 1884, S. 82, 1885, S. 115 f. E. Jacobs.

Nachtigal: Gustav N., Afrikareisender und Diplomat, geb. am 23. Februar 1834 zu Eichstedt bei Stendal, † an Bord S. M. Kreuzer „Möve" auf der Höhe von Cap Palmas am 20. April 1885. Früh verlor er den Vater, der Prediger war, und mit Mühe erwarb die Mutter das zur Erziehung mehrerer Kinder Nöthige. Als N. zu Stendal das Gymnasium absolvirt hatte, widmete er sich medicinischen Studien in Berlin, Halle, Würzburg und Greifswald und wirkte als Militärarzt zu Köln, bis 1863 ein Brustleiden ihn zwang, Heilung und neuen Wirkungskreis an der Nordküste Algiers zu suchen. Erst in Bona, dann in Tunis lebend, und gelegentlich kleine Reisen ins Innere unternehmend, erwarb er sich hier die Kenntniß des orientalischen, speciell des für Nordafrikas Küstenländer, für die Sahara und den größten Theil des Sudan maßgebenden maurisch-arabischen Charakters und Geistes, welche ihn später weder in Mursuk noch in Kuka, Abeschr oder Wara fremd sein ließ. Hier lernte er das Arabische so sprechen, daß er mit den sudanischen Hadschi's wie Einer verkehren konnte, der zu ihnen gehört. Und, was nicht das Kleinste war, als Leibarzt des Chasnadar des Bei von Tunis gewann er jenen Einblick in das orientalische Hofleben, das ihn nicht blos befähigte, vom bornuanischen Hof eine classische Schilderung zu entwerfen, sondern wol auch beitrug, jene von Natur ihm gegebenen diplomatischen Fähigkeiten der scharfen Beobachtung, der geschmeidigen Anpassung und der imponirenden äußeren Ruhe in einer Weise zu entfalten, welche allein zu erklären vermag, wie er jenen Stätten der Intriguen, wo Günstlinge oft zweifelhafter Natur, die größte Macht und den weitreichendsten Einfluß mit Eunuchen und Weibern theilen, nicht blos heil entkam, sondern sogar Unterstützung seiner Bestrebungen bei ihnen in unerwartet reichem Maße fand. Wenn N. in dem ersten veröffentlichten Briefe von seiner großen Reise, den er am 16. Mai 1869 von Mursuk an die Geographischen Mittheilungen richtete und der ein schönes Zeugniß für seine innere Bescheidenheit und Wahrhaftigkeit ablegt, seinem lebhaft empfundenen Mangel an wissenschaftlicher, besonders naturwissenschaftlicher Vorbildung gegenüber die Worte in die Wagschale legt: „Ich bin Arzt, spreche arabisch, habe Jahre lang in Nordafrika gelebt", so betonte er gleich hier im Anfang seiner Reise die wesentlichen Vorzüge, die ihm und seiner Aufgabe später zu Gute kommen sollten. Das Interesse für Länder- und Völkerkunde, welches er nebenbei als Motiv für die Ausführung „der langgehegten Idee, die Zahl der Afrikareisenden zu vermehren", angibt, zeigte sich schon während des gezwungenen Aufenthalts in Mursuk zu einem tieferen Verständniß für die Aufgaben dieser Wissenschaft entfaltet. Viele hatten Fessan beschrieben, seit Hornemann in oder bei Mursuk seinen nie aufgeklärten frühen Tod gefunden, Nachtigal's Schilderung ist unter den vielen die in der Form vollendetste und im Inhalt vollständigste. Man würde sie bis zum Zustandekommen einer gründlichen, wissenschaftlichen Aufnahme auch als abschließend bezeichnen dürfen, wenn im Fluß afrikanischer Wandlungen je ein Abschluß auch nur für eine kleine Reihe von Jahren denkbar erschiene.

Im J. 1869 sollten dem Scheich Omar von Bornu Geschenke des Königs von Preußen zum Dank für die freundliche Aufnahme übersandt werden, welche

er mehreren deutschen Reisenden hatte zu Theil werden lassen. Gerhard Rohlfs brachte sie nach Tripolis und N., der noch kurz vorher die Absicht gehegt hatte nach Deutschland zurückzukehren, um sich in der Augenheilkunde zu vervollkommnen, übernahm es sie nach Kuka zu escortiren. Er ging mit fünf Mann und acht Kameelen, bescheiden ausgestattet, am 18. Februar von Tripolis ab und erreichte am 27. März Mursuk. Hier durch Unruhen festgehalten, die die Gegend von Kawar und Bilma in Aufregung versetzten, führte er vom 6. Juni bis 8. October 1869 jene gefahrvolle und ergebnißreiche Reise in das südlich von Mursuk liegende Gebirgsland von Tibesti aus, welche ihn mit einem Schlage in die vordere Reihe der Afrikaforscher treten ließ. Das durch die Rauhheit und Armuth seiner Natur und mehr noch durch die wilde Gesetzlosigkeit seiner Bewohner gefürchtete Land war bisher von keinem Europäer besucht worden und nach den Erfahrungen, welche N. dort gemacht, wird es wol auch so bald keinen neuen Besucher unter den wissenschaftlichen Reisenden finden. In den Satz: „Ich sah nie ein Volk mit weniger natürlicher Gutmüthigkeit begabt“ faßte N. in seinem ersten Bericht über diese Reise den Eindruck zusammen, den er von der Tibbu Reschade gewonnen. Kein Afrikareisender hat jemals eine schwerere Zeit durchgemacht als N. in dem einen Monat, den er als Gefangener, am Hungertuch Nagender, mit Tod Bedrohter, Mißhandelter in Bardai verlebte und seine Flucht aus dieser Hölle ist eines der gewagtesten Stücke, dessen Gelingen übrigens an einem Faden hing. Am Ende war es noch als ein Glück anzusehen, daß N., völlig ausgeraubt, sich aus Tibesti flüchtete, denn er bot der Habsucht der Tibbu zuletzt keinen Anziehungspunkt mehr und dies war wol der einzige Grund, der ihm das Schicksal des Fräulein Tinne ersparte, die, nachdem sie gleichzeitig mit N. einige Monate in Mursuk verlebt hatte, nicht fern von dieser Stadt durch die Tuareg ermordet wurde.

Im Vergleich zu dieser abenteuerlichen Reise, die ein Gebiet von ca. 3000 deutschen Quadratmeilen den bekannteren Strecken Innerafrika's zufügte, treten die zunächst sich anschließende Reise von Mursuk nach Bornu, welche er am 18. April 1870 antrat, der Aufenthalt in Kuka, wo er am 6. Juli ankam, die für die Geographie des Centralsudan wichtige Reise nach der Bahr-el-Ghasal-Senke, Kanem und Borku (20. März 1871 bis 9. Januar 1872), welche den kühnen Forscher von Sudan her neuerdings in die Nähe von Tibesti führte, die Reise in die bisher gleichfalls unbesuchten Heidenländer Baghirmis, vom Frühling bis zum Herbst 1872 in den Hintergrund. Es sind zwar Unternehmungen von zum Theil höchster wissenschaftlicher Bedeutung, doch fehlt ihnen das Dramatische, Aufregende jener wilden Fahrt, wenn auch die Reise nach Borku, im Gefolge einer raubenden und sengenden Araberhorde, auf mageren Thieren, mit 200 zu 150 % Zinsen von Wucherern geborgten Thalern gemacht, an bunten Bildern nicht gerade arm war. Noch einmal nahm Nachtigal's Forscherthätigkeit den Charakter des kühnen Wagens an, als er sich 1873 entschloß, den Heimweg über Wadai, das bisher jedem Europäer das Leben gekostet, der seine Grenzen überschritten, und über das nur 1793 und 1858 von Browne und Cuny besuchte Darfur zu nehmen. Das Glück war ihm günstig genug, denn er fand in dem Herrscher von Wadai einen energischen Beschützer, während er Darfur's Grenze in derselben Zeit nach Aegypten zu überschritt, als von diesem Lande her die Eroberungsexpedition Ismail Ayab Pascha's, welche für Jahre das Land in Aufregung brachte, sich Darfur näherte. Er traf mit derselben in El Obeid zusammen und gab die erste Nachricht von seiner glücklichen Rückkehr im September aus Chartum. Im November 1874 traf er, mit gebührenden Ehren empfangen, in Kairo ein, verweilte den Winter in Aegypten, um, wie er damals an Dr. Behm schrieb, seine rheumatischen Gelenke und Knochen zu heilen, und machte im Sommer 1875 einen

wahren Siegeszug durch Deutschland. Des Reiches in seiner Abwesenheit gewonnene Einheit und Macht erhob sein patriotisches Herz mehr als alles Andere, was die Heimath ihm an Ehren und Freuden bot.

Gleichsam von selbst trat nun N. an die Spitze der deutschen Afrikareisenden, die nach und nach aus den schwachen, im Solde des Auslandes arbeitenden Anfängen der Hornemann und Burckhardt zu einer die Nation interessirenden und anregenden Körperschaft erwachsen waren, auf welche diese mit Stolz und mit sich steigernden Erwartungen blickte. N. hat sich große Verdienste um diese freie Körperschaft erworben. Wer die Schaar der deutschen Afrikareisenden vor zehn Jahren durchmaß, als die wissenschaftlichen Ergebnisse der Afrikaforschung vielfach unterschätzt wurden, theilweise auch noch nicht so klar ans Licht gebracht waren wie später, und als die nationalen Verdienste jener Männer nur in engen Kreisen weitblickender Freunde Verständniß fanden, gewann keinen befriedigenden Eindruck. Es gab Märtyrer unter diesen Männern und wenige waren, die nicht einen Märtyrerzug trugen. Die wenigsten verfügten über reiche oder auch nur genügende Mittel. In ihrer Heimath hatten sie eine der regelrechten Laufbahnen verlassen, welche man in unserem gedrängten und treibenden Leben selten straflos aufgibt und niemals leicht wiedergewinnt. Stolz, reiferes Alter, geschwächte Gesundheit verboten nach dem ersten Besten zu greifen. Unsere Gesellschaft hegt noch immer einen unbestimmten, aber fühlbaren Verdacht gegen Leute, die sich nicht sehr leicht in eine der anerkannten Zünfte oder Kasten einreihen lassen. Selbst ein Alexander v. Humboldt war von den Botanikern den Geologen und von diesen den Geographen zugeschoben worden. Wieviel leichter noch mußte dieses nebelbildende Odium der Zunftlosigkeit sich trübend in die Lebensluft von Männern ergießen, deren Leistungen nicht immer Zeit hatten voll auszureifen, die Merkmale strenger Wissenschaftlichkeit nicht immer aufwiesen, deren Vorbildung häufig einseitig war und deren litterarische Thätigkeit aus mehreren Gründen sich gern an jenes größere Publikum wandte, bei welchem mehr Verständniß für menschlich bedeutende Leistungen erwartet wurde als in der Gelehrtenwelt! Kurz nach Nachtigal's Rückkehr begannen diese vielfach mißlichen Verhältnisse sich dadurch zu ändern, daß in immer weiteren Kreisen die Erkenntniß Raum gewann, es hätten jene Männer nicht blos eine wissenschaftliche Thätigkeit entfaltet, sondern schöpferisches Wirken in ganz neuer Richtung für die Nation im Ganzen angebahnt. Der Keim der deutschen Kolonialpolitik begann zu treiben. Heute, wo er erwachsen, sind in seinem Schatten die Afrikareisenden jener früheren Epoche ihres ehrenvollen Platzes in den Reihen der geschichtlichen Persönlichkeiten des jungen Reiches sicher. Auch N. hatte seine große Reise zunächst in rein wissenschaftlichem Interesse angetreten und in demselben sie auch durchgeführt. Aber wie innig erscheint uns heut jene warme, ideale, auf Vorträge, Flugschriften, Aufrufe und Geldsammlungen basirte Theilnahme des deutschen Volkes an der Afrikaforschung mit der neuen Thatsache von Deutschlands Festsetzung in Afrika als politische und Culturmacht verknüpft! Jetzt erkennen wir einen starken Faden, der von der individuellen zur nationalen Theilnahme und von dieser zum politischen Eingreifen führt. Barth's Reise mit ihren großartigen Ergebnissen, die alles vorher in diesem Felde Geleistete in den Schatten stellte, Vogel's unglückliches Ende in Wadai's Hauptstadt, die deutsche Expedition von 1861/62 zur Aufsuchung oder Rettung Vogel's, dessen Reise Petermann einmal sehr wahr ein Samenkorn nennt, „das auf dem guten Boden vaterländischen Strebens aufkeimte“, Gerhard Rohlfs' kühne und glückliche Reisen in Nordafrika und im Sudan, die ebenso wie die südafrikanischen Fahrten von Karl Mauch durch Sammlungen im Vaterland ermöglicht wurden, endlich Nachtigal's wissenschaftlich so ergebnißreiche und menschlich so spannende Reise in der Sahara und im Sudan,

sie bereiteten jene immer tiefergehende und immer weitere Kreise erfassende Bewegung vor, die endlich die Deutschen in alle Theile von Afrika sandte, sei es auf Regierungsunkosten, aus Mitteln von Vereinen oder durch freigebige Private unterstützt, und welche einen halb officiellen Mittelpunkt in der 1872 gegründeten „Afrikanischen Gesellschaft" fand, um endlich bei immer stärker hervortretender handelsgeographischer und politischer Tendenz in der Entfaltung der deutschen Flagge in Afrika ein Allen verständliches nationales Ziel zu finden. Die Verwendung von N. und Rohlfs im diplomatischen Dienste des Reiches, die Beschäftigung anderer namhafter Reisenden in der Exploration des Kamerungebietes, der südwestafrikanischen Besitzungen u. a. ließ weithin verstehen, welcher Vortheil im Besitz und der Thatbereitschaft solch geübter und erprobter Kräfte liege.

N. hatte schon 1877 durch einen Vortrag auf der Münchener Naturforscherversammlung über die handelsgeographischen Vereine die praktischen Aufgaben der deutschen Afrikaforschung in großen Linien gezeichnet. Im darauffolgenden Jahre lieh er der Gründung eines Vereins für Handelsgeographie seine Unterstützung und die ersten Hefte der Zeitschrift dieses Vereins brachten eine werthvolle Monographie von N. über Handel und Verkehr im Sudan. Entsprach es auch seiner Natur nicht, an der Spitze lauter Bewegungen zu marschiren, so war er doch stets bereit, den nationalen Bestrebungen Rath und Hilfe zu leihen und so betheiligte er sich am deutschen Colonialverein, am deutschen Schulverein und brachte Opfer für den leider von Anfang an verunglückten Plan einer deutschen Universität in Nordamerika. Der Reichskanzler wußte, daß er keinen Vertreter der blassen Theorie wählte, als er 1882 N. an die Spitze des Generalconsulats in Tunis berief. N. widmete sich mit Liebe den schwierigen, wenn auch nicht allzu zahlreichen Aufgaben dieser neuen Stellung. Ihm war Tunis ein nicht nur bekannter, sondern befreundeter Boden und als ihn im Frühling 1884 der Ruf an die westafrikanische Küste erreichte, schied er nicht gerne, sondern unter dunkeln Ahnungen von der Stätte der alten Puniermacht, wo er sich „fortdauernd der Beschäftigung hingab, der Marius doch nur augenblicklich huldigte, d. h. auf den Trümmern von Karthago zu sitzen". Er schrieb damals an einen Freund in Deutschland: „Es ist mir, als ginge ich meiner Verurtheilung entgegen." Als Arzt und nach den Erfahrungen seiner Reise wußte N. selber am besten, daß er kein starker Mann sei. Er kannte zu gut, was Fieber ist, er täuschte sich nicht über die Gefährlichkeit des westafrikanischen Küstenklima's und würdigte seine verhängnißvolle Neigung zur Seekrankheit. Um so mehr verdient es Bewunderung, wie er seine Pflicht mit einem Eifer erfüllte, welcher über den Rahmen des unbedingt Nothwendigen noch weit hinaus wirkte. Die Thätigkeit Nachtigal's in diesem letzten Jahre war eine erstaunliche und hätte auch einen zäheren Körper schwächen müssen. N. reiste von Tunis über Marseille, traf in Lissabon, wo sein auf eigenen Wunsch ihm beigegebener Begleiter Max Buchner aus München mit ihm zusammentraf, am 24. April ein und begann am 1. Juni seine westafrikanische Reise von Gibraltar aus. Vom 18. bis 21. Juni wurde eine Reise den Dubrekafluß hinauf gemacht, die später zur Erwerbung der Gebiete von Koba und Kabitai führte. Am 5. und 6. Juli wurde die deutsche Flagge in Bagida und Lome gehißt, am 7. Geiseln in Klein Pópo eingenommen, am 11. und 12. Juli der Kamerunfluß besucht, die Flagge in Kamerun gehißt am 14., in Bimbia am 21., in Klein Batanga am 23., in Plantation und Kriby am 24., in Batta am 26., im Campodistrict am 29., in Aduni am 31. Juli, am Benitoflusse am 2. August. Auf dem Küstendampfer „Fan" besuchte N. vom 6. bis 9. August die Küstendistricte zwischen Cap St. John und dem Benito und zog nach Verhandlungen mit dem französischen Gouverneur von Gabun am 18. August die Flagge am Südufer des Benito wieder ein. Nun ging er vom

19. bis 25. August über St. Thomé nach Lagos zurück, wo Flegel mit ihm zusammentraf, kam am 28. zum zweiten Mal nach Kamerun, ließ die Flagge in Hickory-Town hissen und ging, indem er Dr. Max Buchner als interimistischen Vertreter des deutschen Reiches zurückließ, nach Süden. Am 15. und 16. September verweilte er am Kongo und traf am 7. October in Angra Pequena ein, von wo er in der Zeit bis zum 21. November in Begleitung des Lieutenants Grafen Spee eine Reise ins Binnenland unternahm und am 29. October die Flagge in Bethanien hißte. Auf der Rückreise nach Norden besuchte N. am 22. November die Walfischbai, am 28. die Große Fischbai, am 1. December Mossamedes, am 6. Benguella, vom 9. bis 14. Loanda, am 17. Ambriz. Dann verweilte N. neuerdings vom 18. bis 25. December am Kongo und machte eine Inspectionsreise flußaufwärts, um dem Könige der Belgier, dem er bei Gelegenheit der Begründung der Association Internationale zu Brüssel bereits näher getreten war, die von jenem erbetene Auskunft über den Stand der Angelegenheiten am Kongo ertheilen zu können. Vom 31. December bis 3. Januar 1885 verweilte N. zum dritten Male am Kamerun, wo unterdessen sein Stellvertreter, Dr. Max Buchner, in den Kämpfen mit den Negern und den Intriguen fremder Weißen sich bewährt hatte, besuchte vom 14. bis 17. Januar von Bimbia aus die Hauptplätze am Kamerungebirge, ging vom 23. bis 25. Januar von Gogoro aus über Land nach Mahin und kehrte darauf gegen Mitte Februar zum vierten Male nach Kamerun zurück, von wo aus er noch mehrere Fahrten an der Küste u. a. nach Lagos ausführte.

Die kurze Reise nach Mahin, wo Erwerbungen gemacht wurden, welche dann später durch einen Vertrag mit England wieder rückgängig gemacht werden mußten, legte den Todeskeim in die Brust des hier nahe bei der Vollendung seiner schweren Arbeit Angelangten. Sein Begleiter Zöller schrieb damals in der Kölnischen Zeitung: „Die kurze, aber anstrengende Reise von Gogoro nach Mahin hatte uns bei glühendem Sonnenbrand durch ein recht unangenehmes Sumpfgebiet geführt. Die Folgen sollten nicht ausbleiben. Kurz nach der Abfahrt von Mahin bekam Dr. Nachtigal einen Fieberfall.“ Die Ordnung der Verhältnisse im Mahingebiete war also das letzte Werk Nachtigal's und auch der Nagel zu seinem Sarge. Schon vorher hatte er auf der Fahrt von Kamerun her äußerst heftige Angriffe der Seekrankheit zu erleiden gehabt und kam in geschwächtem Zustande an. Indem er sein Werk krönen wollte bot er dem Fiebergift, gegen welches er nie gefeit gewesen, die Brust zu erneutem Angriffe. Schon in Mursuk, jenem berüchtigt ungesunden Hauptort Fessan's, hatte bei der ersten Reise ein hartnäckiges Malariafieber ihn niedergeworfen. N. verließ am 11. April Kamerun, anscheinend gesund. Aber die Seekrankheit verschlimmerte sein offenbar nur schlummerndes Uebel, das schon vor der Ankunft auf der Rhede von Lagos eine ungünstige Wendung genommen hatte, so daß Contreadmiral Knorr, der am 15. April gleichfalls vor Lagos anlangte, die „Möve“, auf der N. sich befand, sogleich die Reise fortsetzen ließ, damit sie die hohe See wieder gewinne. Bei schönem und trockenem Wetter lag der Kranke unter einem Zelte auf Deck. Am 19. fühlte er selbst sein Ende herannahen, dictirte seinen letzten Willen und verschied am 20. früh morgens $4^1/_2$ Uhr in Anwesenheit des Commandanten und des Arztes. Die „Möve“ befand sich zu dieser Zeit 160 Seemeilen vom Cap Palmas und auf diesem Vorgebirge wurde am Nachmittag des 21. April der Vielgewanderte zur letzten Ruhe gebettet.

Zwischen den weltbewegenden Thaten dieses letzten Jahres Nachtigal's, die eine tiefe Spur in der Geschichte der neuesten Zeit gemacht haben und die man nicht überschätzt, wenn man in ihnen den Beginn des Abschlusses der nationalen Wiedergeburt Deutschlands erkennt, und seiner Rückkehr aus Afrika im J. 1875

liegen zehn Jahre intensiver Arbeit. N. hatte den Ehrgeiz, ein nicht allzu vergängliches Denkmal seiner Reisen aufzurichten und hat sein Ziel erreicht, wenn auch das Denkmal Torso blieb. In unserer nachgerade überreichen Afrikalitteratur ragte ein großes Reisewerk über viele andere empor, ein Werk, zu welchem man trotz der großen Fortschritte der Afrikaforschung in den letzten 30 Jahren immer wieder zurückkehrt. Es sind Barth's fünf Bände: „Reisen in Nord- und Zentral-Afrika". Nachtigal's „Sahara und Sudân", dessen erster Band 1879 und dessen zweiter 1881 erschien, theilt mit Barth's Reisen die Vorzüge des reichen Inhaltes, der gründlichen Fundirung und der sorgfältigen Darstellung. Beide Werke sind von der Art, daß man sie in die Hand nimmt, um Thatsachen kennen zu lernen, und daß man sie in der Hand behält und immer wieder zu ihnen zurückkehrt, wenn man einmal den Reiz empfunden hat, der dieser ruhigen, gemessenen Erzählung merkwürdiger Reiseerlebnisse, diesen nach gründlichen Natur- und Bücherstudien malenden Schilderungen und dieser tief- und weitdenkenden Art des Urtheilens innewohnt. Uebrigens liegt der Grund dieser Aehnlichkeit nicht blos darin, daß der ältere dem jüngeren Vorbild war, sondern auch in einer großen Uebereinstimmung der Anlage und Arbeitsweise dieser beiden bedeutenden Männer, welchen ein merkwürdiger Zufall das gleiche Arbeitsfeld gewiesen. Sucht man Nachtigal's Stellung in der Geschichte der Afrikaforschung zu präcisiren, so ist sie weder bezeichnet durch die geniale Intuition und vielseitige naturwissenschaftliche Schulung eines Schweinfurth, noch durch die Ausdehnung und Mannigfaltigkeit der Reisen eines Rohlfs, sondern N. wird stets als der Nachfolger Heinrich Barth's und als der Fortbildner von dessen Lebenswerk erscheinen. An der Erforschung und Darstellung der Sahara und des Centralsudan hat N. durch Beobachtung der Natur, soweit diese ihm zugänglich, und aller culturgeographischen Erscheinungen, durch unermüdliches Einziehen von Erkundigungen und durch fleißiges Studium der mühsam aufgetriebenen Chroniken von Kanem, Bornu, Baghirmi 2c. fähig, eifrig und erfolgreich wie einst Heinrich Barth fortgearbeitet. Beiden gemein ist das weite Hinübergreifen der Forschung über die Grenzen des Selbstgesehenen durch eine große Fähigkeit Erkundigungen zu gewinnen und kritisch zu prüfen. Der Vorzug der Aechtheit und Gründlichkeit, der Reiz der Tiefe, welcher auf dem liebevollen Einleben in die wildfremde Natur- und Menschenwelt Afrika's beruhte, Vorzüge besonders der deutschen Afrikalitteratur, sind den Schriften Nachtigal's in hervorragendem Maße eigen. Wenn über den Schilderungen so namhafter Reisenden wie Denhams, Livingstone's, Stanley's ein Hauch von Fremdsein ausgebreitet liegt, der die Bilder wie ein blauer Duft umhüllt, so taucht Nachtigal's Vertrautsein mit orientalischem, speciell arabischem Wesen, die groß genug war, um Vorurtheile auszuschließen, alle seine Darstellungen in ein warmes goldenes Licht, welches Mitzufriedenheit, Mitbehagen und Mitleiden wachruft. Wer z. B. seine Capitel 4—8 im ersten Bande von „Sahara und Sudân" liest, glaubt einen Weisen des Landes reden zu hören, der mitten in diesen Dingen und doch über ihnen steht, weil er sie so genau kennt, einen Weisen, der nicht blos in die Schule des Koran, sondern auch des bunten unmittelbaren orientalischen Lebens gegangen. — Hat sich als politische Persönlichkeit N. erst in den letzten drei Jahren seines Lebens bethätigen können, so hat ihm das Glück noch an der Schwelle seines Hinscheidens Aufgaben gestellt, durch deren geschickte Lösung er im Andenken der Nachwelt als der fortleben wird, dem es gegönnt war, die ganze Entwickelung der deutschen Afrikaforschung von schwankenden Versuchen bis zu den bedeutendsten, höchst zielbewußten Leistungen auf wissenschaftlichem, litterarischem und politischem Gebiet erst mitzuerleben, dann zu führen und zu vollenden. Im Augenblicke, wo der Tod ihn abrief, lag die Ernennung N.'s zum Ministerresidenten in Tanger im Cabinet des Kaisers zu Berlin zur

Vollziehung bereit. Und der Reichsanzeiger rief ihm ins Grab nach: „Der Name Nachtigal's wird mit dem Beginne der Colonialpolitik des Deutschen Reiches unzertrennlich verknüpft bleiben, und wie in den Jahrbüchern der Erforschung des schwarzen Erdtheils, dem die besten Kräfte seines Lebens gewidmet waren, so auch in denen der vaterländischen Geschichte ehrenvoll fortleben."

N. begann seine schriftstellerische Thätigkeit in Tunis, von wo er durch Vermittelung des über zahlreiche Verbindungen in der deutschen Presse gebietenden Freiherrn v. Maltzan Aufsätze nach Deutschland sandte. Seine ersten Reiseberichte brachten die Geographischen Mittheilungen in zum Theil ausführlichen, besonders die ethnographischen Verhältnisse gründlich erörternden Briefen in den Jahrgängen 1869—71 und 1873—75, spätere Aufsätze besonders über die Völkerverhältnisse des Sudan die „Zeitschrift" und die „Verhandlungen" der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, die Zeitschrift für Ethnologie, die Mittheilungen des Centralvereins für Handelsgeographie und die Deutsche Rundschau. Da N. mit Vorliebe die Congresse der Naturforscher und Aerzte, der Anthropologen u. a. besuchte, enthalten auch deren Verhandlungen Beiträge seiner Feder.

N. war von Bau gedrungen und nicht groß. Sein Haar war dunkel und gelockt, seine Augen blau, sein Antlitz verwittert. Es sprach aus seiner ungezwungenen Haltung Bescheidenheit und Einfachheit, aus den blitzenden Augen Lebensmuth und Kühnheit, auf den fest geschlossenen Lippen zeigte sich Entschlossenheit und in der schmucklosen Rede wohnte Klarheit, Sicherheit, überlegener Geist, Stoffbeherrschung. Wenn man ihn sah wunderte man sich, wie er die Strapazen der fünfjährigen Reise ertragen hatte, wenn man ihn hörte schwand dieses Erstaunen vor dem Eindruck einer ächten Odysseusnatur voll Klugheit, Zähigkeit und Willenskraft. Im freundschaftlichen Verkehr heiter mit dem unverwischbaren Stempel des Corpsstudenten, war er Fremden gegenüber gemessen, so daß diese einen diplomatischen Zug im Charakter Nachtigal's schon zu einer Zeit zu bemerken glaubten, wo er die Last der Repräsentation als Vorsitzender der Berliner Gesellschaft für Erdkunde und der Afrikanischen Gesellschaft, als Vorstandsmitglied der Association Internationale vielleicht leichter und gewandter als andere trug, weil er das Gewicht seines Wesens und seiner Leistungen in angeborener Bescheidenheit ganz von selbst wirken ließ. Die ihm zunächst Stehenden aber meinten, unter den Gaben Nachtigal's besonders die Fähigkeit, sich schnell und vollständig in die Denk- und Gefühlsweise Anderer einzuleben, als die Ursache so mancher diplomatischer Erfolge bezeichnen zu dürfen, die er schon auf seiner großen Reise aufzuweisen hatte. — Eine lebenstreue Büste Nachtigal's wurde im December 1885 im Reichskanzleramt zu Berlin aufgestellt und ein vortreffliches Bild von ihm brachten Westermann's Monatshefte 1885.

Von seinem oben genannten Hauptwerke sind nur die beiden ersten Bände erschienen, welche an der Reise nach Wadaï und Darfur Halt machen. Originalkarten Nachtigal's begleiten dieses Werk und theilweise auch jene kleineren Aufsätze.

Nachtigal's Briefe in den Geogr. Mitth., 1869—75. — Nekrologe ebd. 1886 und in den Verh. d. G. f. Erdkunde zu Berlin, 1885. — Erinnerungen an Gustav N. von Dorothea B. Deutsche Rundschau, 12. Jahrg. — H. Zöller, Die deutschen Besitzungen an der westafrikan. Küste, 1885/86, 4 Bde. — Dr. Max Buchner, Privatmittheilungen. F. Ratzel.

Nachtigal: Johann Konrad Christoph N., verdienter Schulmann, Orientalist und Geistlicher, geb. am 25. Februar 1753 zu Halberstadt als Sohn eines Predigers an der dortigen Paulskirche, † am 21. Juni 1819, verdankte seine Schulbildung dem Halberstädter Stephaneum, namentlich dessen hervorragendem Rector Struensee. Er wurde zu Halle durch theologische, philosophische, philologische und naturwissenschaftliche Studien gebildet und 1773 durch Struensee's Vermittlung zum Lehrer des Stephaneums berufen. Seine Wirksamkeit war

hier eine so durchgreifende, daß er, als Struensee's Kräfte abnahmen, ihm als Adjunct zur Seite gesetzt und als dessen Nachfolger designirt wurde. Bei Struensee's Ableben war N. jedoch zu kränklich, um das Rectorat der weitläufigen Anstalt übernehmen zu können. Er überließ es Fischer (s. d.) und wirkte als Lehrer der Anstalt und als gelehrter Schriftsteller fort. Erst nach Fischer's Tode wurde er zugleich Nachfolger von Fischer und Streithorst (s. d.); er wurde Consistorial- und Schulrath, Oberinspector der domcapitularischen Kirchen und Schulen, Ephorus und Director des Stephaneums. In dieser Stellung gelang es ihm diese unter Fischer's Rectorat herabgekommene gelehrte Schule durch eine sehr sorgsame und energische Thätigkeit wieder zu heben. 1802 wurde er (letzter) Generalsuperintendent des Fürstenthums Halberstadt und der Grafschaft Hohnstein und Mansfeld, am 16. Mai 1808 ertheilte ihm die theologische Facultät der Universität Halle die theologische Doctorwürde. — N. war seit dem 6. Juni 1786 mit Sophie Katharina Braumann verheirathet. — Was Nachtigal's schriftstellerische Thätigkeit betrifft, so werden am meisten seine in verschiedenen Zeitschriften zerstreuten Beiträge zur Einleitung in das Alte Testament, seine Uebersetzungen der Psalmen, Koheleth, Weisheit, Tobias, sowie seine exegetischen Beiträge zu zahlreichen Stellen des Alten Testamentes geschätzt. Im Uebrigen war er Mitarbeiter verschiedener Zeitschriften, wie der Deutschen Monatsschrift, von Henke's Magazin, der Halberstädter gemeinnützigen Blätter; seine Beiträge gehören dem Gebiet der Alterthumswissenschaft, Geschichte und Pädagogik an. Auch schrieb er unter dem Pseudonym: Otmar z. B. über Volkssagen und Verwandtes.

Selbstbiographie herausgeg. von Hoche. Halberstadt 1820.

A. Richter.

Nachtigall: Konrad N., Meistersänger des 15. Jahrhunderts, seines Handwerks ein Bäcker, der in Nürnberg lebte, ein jüngerer Zeitgenosse von Hans Folz, von dem er ein Gedicht über die alten Meister in seiner „Schulkunst" umarbeitete (bei Wackernagel, Kirchenlied 2, 1078 f.; vgl. Schnorr v. Carolsfeld, Zur Geschichte des Meistergesanges, S. 37 ff.); das Gedicht ist dadurch anziehend, daß es 80 Dichter aufzählt, unter denen manche sonst unbekannte Namen, von den bekannten viele in sehr entstellter Form. Die Berliner Sammlung von Meistergesängen, welche Hans Sachs sich anlegte, enthält von ihm noch ein Marienlied im unbekannten Ton, ein anderes von der Empfängniß Mariae in seinem sanften Ton, und ein Weihnachtslied im schönen Ton; andere Weisen von ihm sind nicht durch Lieder zu belegen. Ein seinem Gedächtniß gewidmeter „Anruf an Maria" hat sich ebenfalls in der Berliner Handschrift erhalten (von Wackernagel 2, 1078 fälschlich K. N. selbst beigelegt). In welchem Verhältniß Michel Nachtigall, der gleichfalls Meistersänger war und in dessen kurzem Ton ein Gedicht von sehr künstlicher Form verfaßt ist, zu K. N. steht, läßt sich nicht ermitteln.

Vgl. Ph. Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied 2, 1078 f.; Goedeke, Grundriß 1², 316.

K. Bartsch.

Nachtigal, Othmar: s. **Luscinius** Bd. XIX S. 655.

Nachtmann: Franz Xaver N., Maler und Lithograph, geb. am 6. September 1799 zu Bodenmais in Niederbaiern als der Sohn eines k. b. Oberrechnungscommissärs, besuchte 1814—1819 die Akademie zu München mit solchem Erfolge, daß er bald eine Stelle als Früchte- und Blumenmaler an der königlichen Porzellanmanufactur erhielt. Was N. hier leistete zählt zu den besten Erzeugnissen dieser vielgenannten Anstalt. In seinen Landschaften, Blumen- und Fruchtstücken erreichte er einen hohen Grad von Vollkommenheit; eine zierliche, geschmackvolle Behandlung aller Theile, besonders des so schwierigen Blätterwerkes gehörte zu seinen Vorzügen. N. wurde insbesondere bei Anfertigung des königlichen Prachttafelservices verwendet und schmückte viele Vasen, Platten und

Teller mit Gemälden. Im J. 1827 schied N. aus dieser Anstalt und verlegte sich auf die Oel- und Aquarellmalerei und war bald ebenso thätig im Gebiete der Landschaft und Architektur wie im Miniaturbilde und im Porträtfach. Beispielsweise seien erwähnt die Bildnisse der königlich bairischen und herzoglich Leuchtenberg'schen Familie. Aus den Schlössern zu Nymphenburg und Schleisheim malte er viele perspectivische Ansichten und sogenannte Interieurs, auch den Römersaal der Glyptothek, das Innere der Allerheiligen-Hofkirche und die Schloßkapelle zu Tegernsee (staffirt mit der Vermählung des Herzogs Maximilian mit der Prinzessin Louise von Baiern). Eine erfolgreiche Wirksamkeit entfaltete N. als Lehrer, veröffentlichte mehrere praktische Fachwerke, wozu er die Blätter selbst auf Stein zeichnete; z. B. „Gründlicher Unterricht in der Blumen-Zeichnung" und „Blumen- und Früchtestudien" (24 Blatt). N. erlag am 17. December 1846 nach achtjährigem Leiden einer Rückenmarkkrankheit.

Vgl. Nagler 1840, X. 99. — Kunstvereinsbericht für 1846, S. 59. — Seubert 1878, II. 624. Hyac. Holland.

Nack: Karl Alois N., geb. zu Holzheim bei Dillingen am 14. November 1751, wurde Benedictiner in Neresheim (Würtemberg), Professor an der damals sehr blühenden Kloster-, später fürstlich taxisschen Studienanstalt Neresheim. Nach der Säcularisation (1807) wurde N. Pfarrer in Druisheim in Baier.-Schwaben, zuletzt Domcapitular in Augsburg, als welcher er dort am 8. Juli 1828 starb. Als Stifts-, Zeit- und Gesinnungsgenosse der damals sehr gefeierten Männer Holland, Sonntag, Beda Pracher und Werkmeister entsprach er auch in seiner schriftstellerischen Thätigkeit dieser Richtung; er suchte Jugend und Volk nach seinem besten Wissen und Gewissen zu belehren und zu bilden. Seine Schriften bestehen vorzugsweise in Schulschriften, Katechismen und Erbauungsbüchern, die auch jetzt noch geschätzt uud gebraucht werden. Hörmann.

Näcke: Gustav Heinrich N., Historienmaler, war nach Ausweis des Kirchenbuches am 4. April 1785 zu Frauenstein im sächsischen Erzgebirge als Sohn des dortigen Amtmanns Johann Gottlieb N. geboren. Bereits in seinem ersten Lebensjahre kam N. nach Dresden, wohin sein Vater in eine ehrenvolle Stellung berufen worden war. Derselbe ließ sich die Erziehung seiner Kinder überaus angelegen sein, sodaß N. sowol wie sein Bruder August Ferdinand (s. u.) sich alle Bildungsmittel, welche Dresden damals bot, zu Nutzen machen konnten. Obwol vom Vater für das Studium der Rechtswissenschaften bestimmt, beharrte N. dennoch bei seiner früh ausgesprochenen Neigung zu einem künstlerischen Berufe und wußte es durchzusetzen, daß er im J. 1803 die Dresdener Kunstakademie beziehen durfte. Durch Privatunterricht beim akademischen Inspector Cajetan Toscani vorbereitet, machte N. ungewöhnlich rasche Fortschritte. Unter den Lehrern an der Akademie zogen ihn besonders Joseph Grassi aus Wien, am meisten aber Sebastian Ferdinand Hartmann an; mit letzterem verband ihn bald ein warmes Freundschaftsverhältniß. Seine erste größere Composition war ein Oelgemälde, „Amor" darstellend, der dem Adler des Jupiter den Donnerkeil zu rauben sucht. Die Dresdener Kunstausstellung des Jahres 1808 zeigte von N. eine heilige Familie (den Besuch der Elisabeth bei St. Anna und Maria). Mit dem im J. 1811 gleichfalls in Dresden ausgestellten Bilde „Faust und Gretchen", bekannt durch Johann Nepomuk Strixner's Lithographie, eröffnete N. den Reigen der Faustbilder. Das Gebiet der Romantik betrat N. bald darauf mit einer Schilderung aus dem Leben der heiligen Genofeva (1814). Durch diese und eine Reihe anderer Schöpfungen hatte sich N. bereits einen Namen gemacht, als ihm im J. 1817 durch Verleihung eines königlichen Stipendiums die Möglichkeit eröffnet wurde, eine längere Reise nach Italien zu unternehmen. In Rom angelangt, schloß er sich dem Kreise Overbeck's an, vermochte aber nicht die Höhe seines Vorbildes zu erreichen. Nur einmal gelang es ihm einen glücklichen

Wurf zu thun; es geschah dies bei seiner heiligen Elisabeth, welche im Hofe der Wartburg Almosen spendet. Das Bild wurde von N. für die Sammlung des Herrn v. Quandt in Oel ausgeführt, welcher auch den ersten Entwurf für dasselbe, eine Zeichnung, besaß. Von den Zeitgenossen überaus warm aufgenommen, gilt dieses Werk Näcke's nicht nur allgemein als sein bedeutendstes, sondern wird auch von Kennern zu den besten Leistungen der Overbeck'schen Richtung gezählt. Weniger glücklich war N. mit seinem „Christus", der nach der Auferstehung den versammelten Jüngern erscheint. Der bekannte Freiherr Christian Leberecht v. Anspach hatte ihm den Auftrag, dieses Bild für sein Christuszimmer zu malen, bereits in Rom ertheilt; die Vollendung erfolgte jedoch erst in Dresden, wohin N. im J. 1825 zurückkehrte, um als Professor an der Kunstakademie zu lehren. Seine Wirksamkeit in dieser Stellung war bei seinem stillen, in sich gekehrten und schüchternen Wesen keine große. Zudem hielt ihn in der letzten Zeit seines Lebens ein schweres körperliches Leiden an sein Zimmer gefesselt. N. starb am 10. Januar 1835. Sein Selbstporträt befindet sich in der königlichen Gemäldegalerie zu Dresden. Das Städel'sche Institut in Frankfurt a. M. enthält eine Reihe von Näcke's Handzeichnungen.

N. Nekrolog, Jahrg. 13, 1835, Thl. 1, S. 59—63 und Nagler's Künstlerlexikon, X, S. 100—101, dessen Angabe, daß N. an den Fresken der Villa Massimi gearbeitet habe, sonst nicht bezeugt ist. Ueber die von Anspach bestellten Darstellungen aus dem Leben Christi, welche jetzt im Dome zu Naumburg aufbewahrt werden, vgl. Franz Kugler, Kleine Schriften, Stuttgart 1852, 8°, S. 171—172. H. A. Lier.

Naeke: August Ferdinand N., 1788—1838, Philologe. Er war in dem Städtchen Frauenstein im sächsischen Erzgebirge am 15. Mai 1788 als der Sohn eines königlich sächsischen Beamten geboren, erhielt aber, da der Vater bald darauf als Hofrath und Kreisamtmann nach Dresden versetzt wurde, hier den ersten Unterricht, anscheinend nur im elterlichen Hause, besuchte dann von Ostern 1801 bis Ostern 1806 die Landesschule zu Pforta und erfreute sich hier vornehmlich wegen seiner fleißigen Privatstudien der ganz besonderen Zuneigung Dav. Ilgen's. Bei seinem Abgange war er entschlossen, die Rechte zu studiren; aber schon nach kurzem Aufenthalte in Leipzig wandte er sich ausschließlich der Philologie zu und fand bei G. Hermann, dem er sich mit der ganzen Innigkeit seines Wesens anschloß, die wohlwollendste Förderung. Nachdem er promovirt war, wurde er 1810 als Lehrer am Pädagogium der Francke'schen Stiftungen in Halle angestellt und habilitirte sich hier als Privatdocent 1812 („Schedae criticae de Pleiade tragicorum graecorum"); 1817 wurde er außerordentlicher Professor. In diesem Jahre erschien sein größtes Werk: „Choerili Samii opera, quae supersunt, collegit et illustravit, de Choerili Samii aetate, vita et poesi aliisque Choerilis diss.; inest de Sardanapali epigr. disput.", welches die betreffenden Fragen erschöpfend und abschließend behandelte; schon im folgenden Jahre wurde er an die neuerrichtete rheinische Universität zu Bonn zunächst als außerordentlicher Professor berufen, nach zwei Jahren — 1820 — in eine ordentliche Professur befördert, auch mit der Professur der Beredsamkeit und der Mitleitung des philologischen Seminars — neben Heinrich — betraut. Namentlich in dieser letzteren Thätigkeit hat er sich durch das Geschick, welches er in der Anleitung der jungen Philologen zu kritischen Studien entwickelte, Anerkennung erworben, wie ihm überhaupt die grammatisch-kritische Seite der Alterthumswissenschaft näher lag als das Sachliche; in seinen Vorlesungen behandelte er neben Litteraturgeschichte der Griechen und Römer, Metrik und Poetik der Römer mit Vorliebe Homer und die griechischen Dramatiker, besonders Aeschylus und Aristophanes, von den Lateinern am liebsten Catullus, Horatius und Plautus. Seinen Festreden am Geburtstage des Königs wurde mit Recht die Gewandtheit nachgerühmt, mit

welcher er auch vielbehandelten Gegenständen neue Seiten abzugewinnen verstand; eine derselben, die Gedächtnißrede auf B. G. Niebuhr (1831), hat dauernden Werth. Eine milde und wohlwollende, aber etwas bequeme und auch heiterer Geselligkeit nicht abgeneigte Natur, führte er in Bonn — unverheirathet — ein behagliches Gelehrtenleben; zahlreiche kleinere Abhandlungen, außer in den Lectionsverzeichnissen namentlich auch in dem von ihm mit F. G. Welcker herausgegebenen „Rheinischen Museum für Philologie“, welche sich durch Eleganz der Form wie Knappheit in der Behandlung des Stoffes auszeichneten, fallen in diese Bonner Zeit, ein größeres Werk ist nach dem Choerilus nicht mehr von ihm unternommen worden. Er starb an einem Herzleiden in Bonn am 12. September 1838. Aus seinem Nachlasse sind die „Carmina Valerii Catonis cum A. F. Naekii annotationibus“ von seinem ältesten Schüler L. Schopen 1846 herausgegeben worden; ebenso die „Wallfahrt nach Sesenheim“ von K. A. Varnhagen von Ense, 1840.

Laudatio A. F. Naekii recit. ab A. G. a Schlegel 1839 (Rhein. Mus. VI, S. 221—225). — Neuer Nekrolog d. D. XVI, 2, S. 815 ff. — Bursian, Gesch. d. class. Philol., S. 729 f. — Kirchner im Jahresberichte der Landesschule Pforta von 1839, S. 10. R. Hoche.

Nádasdy: Franz II. N., am 18. Mai 1598 zum Ritter geschlagen, kaiserlicher Kriegsobrister, wurde im J. 1555 in Ungarn geboren, und ist „der dapffere Herr N., so sich wider die Türken rühmlich gehalten“, nach Gradelehnus Hungarischer etc. Chronika „zu Eingang des Jahres 1604 Todes verblichen“. N. gehört zu den, bis in das 13. Jahrhundert zurück nachweisbaren Vorfahren des im Kriegs- und Staatsdienste, sowie als Förderer von Kunst und Wissenschaft vielfach verdienten, seit dem Jahre 1625 gräflichen Geschlechts der Nádasdy-Fogáras, und waren seine Eltern der im Rathe der Krone wohlangesehene, 1561 verstorbene Thomas N. „der große Palatin“ und dessen geistes- und charakterstarke Ehefrau Ursula Kaniszy. Seine Erziehung lag bei dem vorzeitigen Ableben des Vaters fast gänzlich in den Händen der Mutter. Unter deren strengem Einflusse entwickelten sich rasch Nádasdy's unbeugsame Thatkraft und Gesinnungstüchtigkeit, während der nie ruhende Kampf gegen die Türken, sowie der Parteienstreit im Lande ihn früh zum Schwerte greifen ließen. Seine erste bedeutendere Leistung war der in Gemeinschaft mit Georg Zriny Mitte August 1587 erfochtene Sieg über den Beg von Szigeth. In Würdigung der hierbei bethätigten Tapferkeit und Ausdauer wurden nun N. mehrfache andere Kriegszüge anvertraut und derselbe zum kaiserlichen Kriegsobristen ernannt. Als solcher nahm N. im J. 1592 wirksamen Antheil an der Zurückdrängung der Türken bis an die Brücke von Petrinia, wodurch das Land zwar nicht von dem Türkendrucke befreit, aber doch für einige Zeit vor allzugroßer Bedrängniß bewahrt wurde. Hierauf begab sich N. anfangs 1593 nach Prag, wo er als Mitglied der Abgeordneten der ungarischen und slavonischen Volksgesammtheit mit festem Freimuthe den Kaiser zu der versprochenen Beschirmung und Hülfe zu veranlassen suchte. Im J. 1593 betheiligte er sich ferner noch im October an der Belagerung von Stuhlweißenburg, sodann am 3. November an dem siegreichen Gefechte zwischen Pakozd und Stuhlweißenburg, welches den an Zahl bedeutend stärkeren Türken viele Todte und 44 Kanonen kostete. Er war es endlich auch, der unmittelbar nach diesem Kampfe das neuerliche, ungesäumte Vordringen gegen Stuhlweißenburg und dann nach Ofen verlangte, doch hierfür zum großen Nachtheile des Kriegsverlaufes keine Zustimmung fand. Dessenungeachtet standen schon damals Nádasdy's scharfe Erkenntniß der politischen und militärischen Verhältnisse gleich seinem verläßlichen Muthe und Unternehmungssinne in hohem Ansehen. Er wurde 1594 wiederholt dem Kriegsrathe

unter Erzherzog Mathias beigezogen und focht in demselben Jahre mit kroatischen und slavonischen Grenzvölkern bei wechselndem Erfolg doch stets mit Ehren unerschrocken und opferwillig bei Kanisza, Gran, Raab, an der Rabnitz und in vielen anderen Treffen gegen die allerorts verwüstend auftretenden Türken. Dabei mahnte er bei jedem Anlasse mit ernstem Nachdrucke zu energischer Niederwerfung des Gegners und vereitelte nach Möglichkeit jedes voreilige, daher schimpfliche Nachgeben. Da jedoch die Mattigkeit und Unentschlossenheit der Oberleitung keinen günstigen Ausgang des Krieges voraussehen ließ, so erbat er sich und erhielt auch die Erlaubniß, mit seinen Hausverwandten und Dienstmannen in den Raabközer Bezirk abziehen zu dürfen, um dort die eigenen Besitzungen gegen die inzwischen eingedrungenen Tataren vertheidigen zu können. Im J. 1595 kehrte N. jedoch wieder zum Heere zurück und hat, als er im Lager erschien, „dessen sich jedermann hoch erfreut und sich seiner Kühnheit getröstet“, denn Jedermann wußte, daß N. in dem ungeregelten wilden Kriegsgetümmel damaliger Zeit ein meist erfolgreicher, nie zagender, jederzeit vorangehender Führer sei. Unter seiner Leitung haben denn auch in diesem Jahre ungarische und deutsche Reiter in einer Reihe von tollkühnen Streifzügen die Türkenschaaren vielfach geschädigt und zur Unterwerfung Gran's im Juni und August dadurch entscheidend beigetragen, daß N. mit denselben die der Festungsbesatzung zugeschickten Proviantcolonnen allerorts abzufangen oder zu zerstreuen verstand. Nádasdy's Reiter nahmen ferner bei Raab den gefürchteten Beg von Aleppo gefangen. Nun geleitete N. im J. 1596 den Fürsten von Siebenbürgen mit einer kleinen Schutzwache nach dessen Heimath und durchstreifte auf der Rückkehr scharmützelnd das Land, wobei er bei Wartosch am 25. März die ihn in einem Hinterhalte erwartenden Türken „dermaßen getroffen, daß sie letztlich das reißaus an die Hand nemen und das Feld verlassen müssen“. Hierauf zog N. gegen Ofen. In dessen Nähe plünderte er die „gehuldigten Flecken Búdaorszi und Budacoszi, befreite viele Christen und erbeutete über die 1000 Stück Hauptvieh“. Auch 1597 war N. ein Befehlshaber nach dem Bedarfe seiner Zeit, der seine Schaaren von Kampf zu Kampf führte und dieselben nie Mangel leiden ließ. Todesmuthig folgten ihm dieselben in allen Streifzügen, als auch bei der Ueberwindung des Gegners zu Dotis am 23. Mai, Papa am 13. August, Martinsberg bei Raab am 9. September und Veröcze 4—7. November. In letzterem Treffen drängte N. mit Palffy „den Pascha über mehr als 3000 Leichen der Seinigen zurück“. N. war es ferner auch, der als wohlvertraut mit der Kampfweise der Türken, am 15. Mai 1598 den Auftrag erhielt, die Besatzung aus Stuhlweißenburg herbvorzulocken. Sein kluges und zugleich waghalsiges Verhalten führte bald zum Ziele, worauf er sich eine Zeit lang verfolgen ließ, um endlich mit gesammelter Macht den Feind unter großem Verluste zur Flucht zu zwingen. In den Monaten October und November befand sich N. bei den Belagerern von Ofen. Im J. 1599 kämpfte er neuerlich bei Stuhlweißenburg, wo er am 7. August mit Palffy „auf der Weissenburger Heiden“ drei Haufen Tataren trennte, schlug und viele hiervon in die Donau jagte. Hierauf rückte der schon längst vom vollsten Vertrauen des ganzen Heeres getragene N. im J. 1600 unter dem Oberbefehlshaber Schwarzenberg gegen Papa, dessen aus Franzosen bestehende Besatzung sich am 1. Juni gegen den Commandanten Michael Maroth empört hatte, „allerlei Gewalt- und Schandthaten verübte“ und mit dem Beg von Stuhlweißenburg, der jedoch ihrer Treulosigkeit mißtraute, in Verbindung zu treten suchte. Dort wurde N. am 7. Juli, nachdem Schwarzenberg gefallen, zum Oberbefehlshaber ausgerufen. Seiner Festigkeit und seinen kräftigen Maßnahmen war die Besatzung nicht mehr gewachsen, sie versuchte daher am 10. August zu fliehen, wurde aber bei den Ruinen der Leufelder Karthause er-

eilt, umzingelt und bis auf 90 Mann niedergemacht. Und auch diese fanden mit wohl nicht vermeidbarer Zustimmung Nádasdy's durch die rachebedürftigen Schaaren ein martervolles Ende. Inzwischen dauerte der Krieg mit den Türken fort und hat N. im J. 1601 bei Ofen „durch ergreifende Worte“ seine Leute dazu vermocht, im bedrängtesten Augenblicke für die Herstellung des bereits schwankenden Kampfes mit Erfolg einzutreten; ihm war es auch zu danken, daß nach Aufhebung der Belagerung von Kanisza der Rückzug über die Mur am 8. November durchgeführt werden konnte und im J. 1602 bei Ofen und Pesth vom 29. September bis 18. October der Gegner mannigfache Verluste erlitt. Nádasdy's einstweilen nur theilweise bekannt gewordener Lebenslauf dürfte bei der gegenwärtig regen Ausbeute der ungarischen Archive bald die gewünschte Aufklärung finden und dadurch begründeter zur Darstellung kommen, daß N. unter den Männern, welche 1587—1602 gegen die Türken fochten, einer vom ersten Range gewesen, denkwürdig durch seine mit Leib und Seele bethätigte Treue zu König und Vaterland, durch seine Begabung und Verläßlichkeit als Reiterführer und Feldherr, sowie durch seine Ehrliebe und allzeit bewährte Freimüthigkeit. N. war mit Elisabeth Bathory verehelicht, die ihrer Grausamkeit wegen zum Kerker verurtheilt wurde und in demselben starb.

Wurzbach, Biogr. Lex. d. Kaiserth. Oesterreich. 20. Th. Wien 1869. — (Kepner) Thaten 2c. berühmter oesterr. Feldherren. 1. Bd. Wien 1808. — Reilly, Skizzirte Biogr. d. berühmtesten Feldh. Oest. Wien 1813. — (Adam) Erinnerungsblätter f. d. Sammlung berühmter oest. Feldherren 2c. (Als Manuscript um 1805 gedruckt.) — Feßler u. Klein, Geschichte d. Ungarn 2c. Leipzig 1883. — Gradelehnus, Hungarische 2c. Chronica. Frankfurt a. Main 1665. Sch.

Nádasdy: Franz Leopold Graf N. auf Fogáras, meistentheils nur Graf Nádasdy-Fogáras genannt, k. k. Generalfeldmarschall, Ban von Croatien, Inhaber des k. k. Husarenregiments Nr. 9, Großkreuz des Militär-Maria Theresien-Ordens, geb. am 30. Sept. 1708 zu Radkersburg in Steiermark, † am 22. März 1783 zu Karlstadt in Croatien, hat den Ruf des Namens N. als Feldherr, Reiterführer, militärischer Organisator und Landeschef von Croatien, zu außergewöhnlich großen Ehren gebracht und gilt dieserhalben als der zweite Stifter des seit dem Jahre 1625 in den Grafenstand erhobenen Geschlechts der Nádasdy-Fogáras. Seine Eltern waren Franz IV. Graf N. und Rosa Gräfin N., geborene Gräfin Schrattenbach. Schon 1727 trat N. im Husaren-Regiment Graf Csáky Nr. 9 in kaiserliche Militärdienste und soll er sich 1731 und 1732 in Corsica, 1733 und 1734 in Italien und 1735 am Rhein durch Tapferkeit und Verwendbarkeit derart bemerkbar gemacht haben, daß er bereits im letztgenannten Jahre zum Obristen und Commandanten des Husarenregiments Freiherr Czungenberg Nr. 8 ernannt wurde. Als solcher kämpfte er 1737 und 1738 im Türkenkriege, 1739 übernahm er das Commando des Husarenregiments Graf Csáky Nr. 9. Schon damals war Nádasdy's Ansehen bei der Truppe ein fest begründetes; seine Husaren nannten ihn nur ihren „Vater“ und er konnte auf ihre Hingebung und Opferwilligkeit unter allen Verhältnissen mit Bestimmtheit rechnen. Deren Zutrauen stützte sich aber vorzugsweise auf sein muthvolles Beispiel, seine Sorgsamkeit und sichere Befehlgebung, welch letztere wieder auf seiner Kriegserfahrung und seltenen Terrain- und Ortskenntniß beruhte, die er sich durch ein stets scharfes Beobachten selbst während der anstrengendsten Märsche erworben hatte. Im J. 1741, in welchem N. zum Generalfeldwachtmeister und Inhaber des Husarenregiments Nr. 9 ernannt wurde, führte er die Vorhut des der Besatzung von Prag zu Hilfe eilenden Herzogs Karl von Lothringen mit Gewandtheit, Raschheit und Energie; am 14. November bemächtigte er sich des

befestigten und vertheidigten Ortes Neuhaus in Böhmen, worauf er mit den von Linz und Pilsen gegen Prag rückenden gegnerischen Heeren die für die Operationen erforderliche Fühlung unausgesetzt zu erhalten wußte. Auch 1742 ward ihm wieder der Befehl über die Vorhut anvertraut. Mit dieser folgte er so aufmerksam dem preußischen Heere nach Böhmen, daß er am 15. Mai die für den Verlauf der Schlacht bei Czaslau (Chotusitz) höchst wichtige Meldung erstatten konnte, es habe sich das preußische Heer durch den Marsch eines Theiles desselben von Chrudim gegen Podhoržan (Czaslau) in zwei Theile getrennt. Anerkennung fand ferner sein Verhalten gelegenheitlich einiger Streifzüge längs der fränkischen Grenze und gegen Nürnberg, wenngleich dieselben ohne hervorragende Thaten blieben. Zu solchen ergab sich ihm jedoch 1743 mehrfache Gelegenheit, die er auch trefflich ausnützte, indem er u. a. am 7. Mai bei Pfarrkirchen den französischen Parteigänger La Croix nebst einer großen Anzahl seiner Offiziere und Mannschaften gefangen nahm, am 9. Mai bei Simbach und Braunau unter Bewältigung schwieriger Terrainverhältnisse an der Eroberung des Brückenkopfs mitwirkte, am 24. Mai zwischen Dorfen und Velden durch rechtzeitiges Eingreifen in das Gefecht wesentlich zum gänzlichen und verlustreichen Rückzuge des Gegners beitrug und am 13. Juni Friedberg zur Capitulation zwang, wobei er eine bedeutende Beute machte. Endlich beobachtete N. im September mit großer Zuverlässigkeit den Rhein von Hüningen bis Rheinweiler und entwarf schon damals den als sehr gelungen befundenen Plan für die Uebersetzung dieses Stromes. Der auf Grund desselben vorgenommene Uebergang erfolgte am 1. Juli 1744 nächst Schröck bei gleichzeitigem Ueberfalle des feindlichen Lagers, worauf N. ungesäumt gegen Lauterburg und Weißenburg vordrang, ersteres am 4. Juli zur Capitulation nöthigte, letzteres am 5. Juli besetzte, jedoch gegen die ihn angreifende bedeutende Uebermacht nur bis zum Abend halten konnte. Gleichwol war Nádasdy's Rückzug aus Weißenburg ein ehrenvoller, denn er vollführte denselben erst nach hartnäckigem Kampfe in bester Ordnung und da er bei den Lauterburger Linien gleich wieder Stand hielt, so bewies N. erneut, daß er sich den taktischen Verhältnissen ebenso leicht anzuschmiegen verstand, wie den strategischen Anordnungen, in welcher Hinsicht er zu den denkwürdigsten Reiterführern gehört. Ueberdies wußte N. jede seiner Handlungen durch Bestimmtheit und Energie zu fördern; durch ihn wurde Elsaß-Zabern am 5. August sicheren Anlaufes erstürmt und unter seiner Leitung der Train und die Proviantmagazine während des allgemeinen Rückzuges nach Böhmen vor Schaden bewahrt. Seine hierbei bethätigte Gewandtheit und Geistesgegenwart trugen nun wesentlich dazu bei, daß N. 1745, in welchem Jahre er zum Feldmarschalllieutenant vorrückte, wieder ein Corps leichter Truppen zugewiesen erhielt. Mit diesen streifte N. anfänglich in Oberschlesien, später führte er dieselben ausdauernd und in guter Ordnung namentlich am 4. Juni bei Hohenfriedberg (Striegau), dann am 6. Juni als Nachhut-Commandant bei Reich-Hennersdorf, ferner am 4. Juli gelegenheitlich des Ueberfalls von Opocno und endlich am 30. September bei Soor (Trautenau), in welcher Schlacht N. die preußische linke Flanke umging, in das gegnerische Lager einbrach und dortselbst das Gepäck des Königs, der Prinzen und Generale, 1 Haubitze, mehrere Munitionswagen &c. erbeutete, und 400 Gefangene machte. Auch im J. 1746 stand N. wieder im Felde und verwerthete nunmehr auf italienischem Boden seine vielfache Erfahrung, sein großes Kriegsgeschick, sowie seine mächtige Einflußnahme auf die Truppe. Kühn und von rascher Erkenntniß der jeweiligen Kampfesverhältnisse zeugend war sein Verhalten am 27. März bei Guastalla, denn nachdem N. den dortigen Brückenkopf erstürmt und den Gegner bis Gualtieri verfolgt hatte, warf sich derselbe mit neugewecktem Ungestüm gegen die bei

letztgenanntem Orte postirte, 3000 Mann zählende Vorhut Castellar's und trieb auch diese bis in die Nähe Brescello's zurück. Als tüchtige Leistungen Nádasdy's in Italien gelten ferner 1746 seine Erstürmung des Castells von Grossolengo am 15. Mai, seine lebhafte und sichere Betheiligung an der Schlacht bei Piacenza am 16. Juni, die umsichtige Beobachtung Piacenza's und der Straße gegen Parma, Cremona und Settimo während des Treffens am Tidone (Rottofreno) am 10. August, die Nöthigung Piacenza's zur Capitulation am 11. August, wodurch 7000 Mann, 70 metallene Stücke, 27 Mörser 2c. in seine Gewalt kamen, ferner seine erfolgreiche Mitwirkung an den Operationen gegen Genua und schließlich im J. 1747 die gut durchgeführte Einschließung dieser Seefeste. Wie N. von 1748 bis 1755 verwendet gewesen, ist nicht genau bekannt; 1754 avancirte er zum General der Cavallerie, 1756 erfolgte seine Ernennung zum Ban von Croatien, in welchem Lande ihm als ehemaligem siegreichen Befehlshaber verschiedener croatischer Regimenter sogleich das vollste Vertrauen entgegengebracht wurde. Unterstützt von diesem sowie von seinem organisatorischen Talente formirte nun N. beim Ausbruche des siebenjährigen Krieges ein Corps croatischer Nationaltruppen und marschirte mit diesen 1757 anfänglich nach Mähren und Schlesien und dann zur Armee Daun's in Böhmen, deren Bewegungen er anfangs Juni durch wiederholtes, standhaftes Scharmützeln mit dem Feinde bestens zu decken suchte. Zu seinen bedeutendsten Verdiensten zählt aber zweifellos sein Wirken in der Schlacht bei Kolin am 18. Juni; von ihm wurde nämlich an diesem Tage die Absicht König Friedrich II. gegen den rechten Flügel des kaiserlichen Heeres rechtzeitig erkannt und die übermächtige gegnerische Cavallerie unter Zieten theils im directen Kampfe, theils dadurch benachtheiligt und moralisch erschüttert, daß er dieselbe mittelst freiwilliger Rückzüge in das Feuer der Infanterie und Artillerie lockte; er war es ferner, welcher unausgesetzt die Flanke und den Rücken der kaiserlichen Armee schützte und endlich durch eine nachdrücklich vollzogene Umgehung des Feindes die Entscheidung der Schlacht herbeiführte. Und so wurde denn auch N. gleich dem Oberfeldherrn Feldmarschall Daun mit dem Großkreuze des zur Erinnerung an die Schlacht bei Kolin gestifteten Militär-Maria-Theresien-Ordens ausgezeichnet. Bald hierauf folgte N., klug manövrirend, den von Prag über Leitmeritz abziehenden preußischen Belagerungstruppen und überfiel im weiteren Verlaufe des Feldzuges beim Orte Moys nächst Görlitz (Treffen bei Moysberg oder Holzberg) am 7. September, nach einem vorsichtig geleiteten Nachtmarsche den General Winterfeld mit solchem Erfolge, daß derselbe nicht Stand halten konnte. Ehrendes Gedenken gebührt ferner Nádasdy's gelungener Berennung von Schweidnitz am 26. October und der muthvoll bewirkten Erstürmung dieser Festung in der Nacht vom 11. zum 12. November. Endlich hat sich N. auch bei Breslau am 22. November und bei Leuthen am 5. December tadellos und verdienstvoll gehalten, denn in ersterem Kampfe war die von ihm bezogene Stellung gegen Flanke und Rücken des Feindes eine wohlgewählte und scheiterte sein Hauptangriff nur aus Ursache der ihm zur Verfügung gestandenen geringen Truppenzahl, bezüglich der Schlacht bei Leuthen dagegen wird von den neueren Geschichtsforschern und selbst vom Gegner zugestanden, „daß N. mit seinen Reitern über Zieten hergefallen, bevor dieser sich zur Attaque hatte formiren können“ und daß die Cavallerie des österreichischen linken Flügels, um das Sammeln ihrer fortwährend in der Flanke angegriffenen Infanterie zu decken, sich den Preußen entgegen geworfen, dabei eine starke Kanonade aus den schweren Kanonen des Generals Wedell „wahrhaft musterhaft“ ausgehalten, dadurch auch den Abzug der österreichischen Infanterie einigermaßen gesichert habe. N., seit Anfang 1758 zum Generalfeldmarschall erhoben, wurde nun wieder nach Croatien beordert, wo er die bis

dahin noch nicht festgeordnete Organisirung der Grenzregimenter bestimmten Normen unterzog, dem im Felde stehenden Heere die dringend nothwendige Ergänzung an Mannschaften und ganzen Truppenkörpern möglichst rasch nachschickte und in den unteren Donauländern mehrfache Verbesserungen und Neueinrichtungen vornahm. Seine letzte Thätigkeit war die Führung des Armeecommandos in Galizien zur Zeit des baierischen Erbfolgekrieges 1778/79. N., welcher sich zu den hohen Würden eines Generalfeldmarschalls und Bans von Croatien ausschließlich durch seine eigenen Verdienste emporgeschwungen, besaß bedeutende geistige Fähigkeiten, die besten Mannestugenden und eine nicht geringe wissenschaftliche Ausbildung; seinen edel angelegten Charakter kennzeichneten Uneigennützigkeit, Gerechtigkeitssinn und Wohlwollen und galt ihm als höchstes Ziel, dem Regentenhause und dem Vaterlande allzeit hingebungsvoll zu dienen. Als Organisator hat sich N. vorzugsweise im Militärgrenzgebiete hervorgethan; als Reiterführer und Feldherr wußte er manchen schwankenden Kampf günstig zu entscheiden, in vielen Fällen die Folgen unglücklicher Gefechte abzuschwächen und ist er den besten Cavalleriegeneralen seiner Zeit bei jeder Gelegenheit ehrenvoll, manchmal siegreich entgegengestanden. Noch heute läßt sich Nádasdy's Wirksamkeit als Befehlshaber von Reitertrupps und Reitermassen in jedweder Beziehung als Muster hinstellen.

Wurzbach, Biogr. Lex. des Kaiserth. Oesterreich. 20. Th. Wien 1869. — Arneth, Maria Theresias erste Regierungsjahre. 1—3. Bd. Wien 1864. — (Kepner) Thaten &c. berühmter oesterr. Feldherren. Wien 1808. — Hirtenfeld, Der Milit.-Maria-Theresien-Orden &c. Wien 1857. — Reilly, Biogr. d. berühmtesten Feldherren Oesterr. Wien 1813. — Weingärtner, Heldenbuch. Teschen 1882. — Schweigerd, Oesterreichs Helden &c. 3. Bd. Wien 1854. — Teuffenbach, Vaterländisches Ehrenbuch. Wien u. Teschen 1877. — (Gräffer) Kurze Geschichte der k. k. Rgmter. 2. Aufl. Wien 1801. — (Adam) Erinnerungsblätter f. d. Sammlung von Bildnissen berühmter oesterr. Feldh. &c. (Als Manuscript um 1805 gedruckt.) — Ernst, Gesch. d. 9. Husf. Rgts. Wien 1862. — Mühlwerth-Gärtner, Beitr. z. Gesch. d. oesterr. Cavall. Wien 1882. — Feldzug d. Pz. Karl v. Lothringen 1744 im Elsaß in: Schels' oest. milit. Ztschft. Wien 1823. 1. Bd. — Gesch. d. 2. schles. Krieges in: Schels' oest. milit. Ztschft. Wien 1824. 1. Bd. — Der Feldzug 1746 in Italien in: Schels' oest. milit. Ztschft. Wien 1840. 3. Bd.

Schz.

Nadasy: Johann N., geb. 1614 zu Tyrnau in Ungarn, seit 1633 dem Jesuitenorden angehörig, wurde zuerst als Lehrer der Rhetorik, Philosophie und Theologie in den ungarischen Unterrichtsanstalten seines Ordens verwendet, dann nach Rom gesendet, woselbst er die laufenden Jahresberichte der Ordenssocietät zu redigiren hatte. Sie erschienen gesammelt unter dem Titel: Annuae literae Soc. Jesu annorum 1650—1655 (Villingen, 1658). Auch als Fortsetzer der die Ordensgeschichte betreffenden Arbeiten des P. Philippe Alegambe war er thätig; im J. 1658 kehrte er nach Oesterreich zurück und wirkte in Wien als Prediger, erbaulicher Schriftsteller und Beichtvater höchstgestellter Personen; sein Todesjahr ist 1676. Seine zahlreichen erbaulichen Schriften sind bei Backer (Ecrivains, Tom. I) angegeben. Die Titel der von ihm fortgesetzten Werke Alegambe's lauten: Mortes illustres et gesta eorum de Soc. Jesu, qui occasione missionum etc. ab Ethnicis, Haereticis vel aliis . . . necati aerumnisve confecti sunt (von Nadasy bis a. 1655 herabgeführt), Rom 1657. — Heroes et victimae Charitatis Soc. Jesu (von Nadasy bis a. 1657 herabgeführt), Rom 1658.

Werner.

Nader: Ludwig Michael N., Lithograph und Aquarellist, wurde 1811 zu Karlsruhe geboren, erhielt den ersten Unterricht in Wagner's lithographischer Anstalt, kam 1832 nach München, welches N. jedoch bald wieder verließ, um an der artistischen Ausstattung des berühmten Werkes Ph. Fr. v. Siebold's über Japan (Fauna Japonica) mitzuarbeiten. Im J. 1838 kehrte N. nach München zurück, um unter Fr. Hohe sich weiter zu bilden, allein ein Augenübel zwang ihn, der lithographischen Technik zu entsagen; er schuf nun mehrere landschaftliche Aquarelle, welche vielen Beifall fanden, starb aber schon am 9. Mai 1840 am Nervenfieber. N. lithographirte nach M. Wentzel's Aufnahme ein „Panorama von Neapel" (in 4 Blättern), ebenso eine Ansicht von „Rocca di St. Steffano bei Tivoli".

Vgl. Kunstvereinsbericht für 1840 S. 96 und Nagler, Lexikon 1840, X, 99. Hyac. Holland.

Nadermann: Hermann Ludwig N., geboren in Münster am 30. December 1778, studirte in Münster Philologie und Theologie, wurde 1803 Lehrer am Gymnasium in Münster und 1804 zum Priester geweiht. 1820 wurde er Director des Gymnasiums und 1841 Domcapitular, worauf er das Directorat niederlegte. 1824 war er Mitglied der wissenschaftlichen Prüfungscommission und Director des philologischen Seminars geworden, eine Stellung, welche er bis zum Jahre 1853 inne hatte. — Seine schriftstellerische, philologische Thätigkeit beschränkte sich auf Arbeiten, die dem unmittelbaren Bedürfniß der Schule dienten. Ansehen und Einfluß hatte er durch seinen Charakter und die Verbindung katholischer Religiosität (er hat auch geistliche Lieder verfaßt, die günstige Aufnahme fanden) mit warmem Eifer für die Ziele und Arbeiten des humanistischen Gymnasiums. Er starb 1860.

Winiewski (nach Poekel ist er der Verfasser) im Westfälischen Mercur vom 28. November 1860. Eyssenhardt.

Nadler: Karl Christian Gottfried N., bekannter Dichter in pfälzischer Mundart, wurde am 19. August 1809 zu Heidelberg geboren und, da er seine Eltern in frühestem Alter verlor, von Verwandten erzogen, die seinem Bildungsgange keine besondere Aufmerksamkeit widmen konnten, die ihn aber dennoch die Schulen, welche die Heimath darbot, durchlaufen ließen. Zum Glück zeigte der Knabe großen Lerneifer und einen gesunden, offenen Verstand. Aus der Volksschule trat er in die Gelehrtenschule und von dieser zur Universität über, auf welcher er Rechtswissenschaft studirte. Dem Burschenleben abgeneigt, widmete er sich in seinen Mußestunden den Künsten und Wissenschaften und wandte sich, nachdem er von dem Rechtslehrer Thibaut zu dessen Gesangvereine herangezogen worden, besonders dem Studium der Musik zu, wozu er, obgleich Autodidakt auf diesem Gebiete, eine natürliche Veranlagung und Begabung zeigte. In den letzten Semestern seines Universitätslebens versuchte er sich auch mehrfach in gebundener und ungebundener Rede, in launigen Umbildungen ernster Gedichte, wie in verschiedenartigen Stachelschriften, die aber, weil der Urheber selber die Form für zu schroff und ungebildet hielt, nicht veröffentlicht wurden. Im J. 1830 begab sich N. nach Berlin, theils um seine Studien fortzusetzen, theils um das dortige wissenschaftliche und künstlerische Leben nach allen Richtungen zu ergründen. In unbesiegbarer Laune hatte er hier einen satyrischen Roman geschrieben, worin die Helden der Zeit auftraten und die Begebnisse des Tages, u. a. die Vergötterung des Philosophen Hegel und der Sängerin Sontag, bitter gegeißelt wurden. Das Werk sollte bereits im Druck erscheinen, als es plötzlich verschwand. Nach einem Jahre kehrte N. in die Heimath zurück, bestand die zum Staatsdienste nothwendigen Prüfungen

und trat dann als Actuar bei dem Oberamte seiner Vaterstadt ein. Im J. 1834 wurde er Advokat und erwarb sich bald den Ruf eines gediegenen Rechtskenners, eines allseits tüchtigen und gewissenhaften Rechtsanwalts. Auch als Mann blieb N. seinen Lieblingsneigungen treu. Das Sammeln von Volksliedern seiner pfälzischen Heimath veranlaßte ihn, der sich früher in gebundener Rede mehr mit Spielereien, Parodien u. dergl. befaßt hatte, sich nunmehr im Volksliede in rheinpfälzischer Mundart zu versuchen. Bald lag eine Sammlung Gedichte bereit und erschien 1847 unter dem Titel: „Fröhlich Palz (Pfalz) Gott erhalt's! Gedichte in Pfälzer Mundart.“ In vielen dieser Gedichte zeigt sich N. als ein würdiger Nachahmer Hebel's, gibt er die Gefühle des Volkes mit Gewandtheit und Mutterwitz, oft mit dichterischer Tiefe und Innigkeit. Eigenthümlich und bezeichnend sind seine Trinklieder, die alle einen geistreichen Frohsinn athmen. Manche Stücke sind freilich auch Zerrbilder aus dem aufgeregten, staatsbürgerlichen Leben der vierziger Jahre, einer Aufregung, die der Dichter in ihrer höheren Bedeutsamkeit gar nicht verstanden hat. Alles in allem aber offenbart N. großes Talent für die Darstellung des Volksthümlichen, und sicher hätte er sich der Natur des Volkes noch inniger angeschlossen, wenn ihm das Schicksal ein längeres Leben vergönnt hätte. Wie großen Anklang indessen seine Gedichte in seiner Heimath fanden, beweist die 8. Auflage derselben, die 1881 erschien. In den Tagen der Revolution (1848) ließ sich N. bestimmen, ein beißendes Spottlied auf Hecker's Zug und später auf Struve's Einfall in Baden zu dichten, womit er freilich bei der Mehrzahl seiner Landsleute großen Anstoß erregte; ja, als die badischen Aufständischen sich 1849 um Heidelberg sammelten, war er vielfachen Drohungen und Beleidigungen ausgesetzt. Die Aufregung hatte seine ohnehin schwache Gesundheit nur noch mehr erschüttert; seine Kräfte nahmen mit jedem Tage mehr ab, und am 26. August 1849 starb er, eben 40 Jahre alt.

Neuer Nekrolog der Deutschen, 27. Jahrg., S. 1168.

Brümmer.

Naeranus: Samuel N. (van der Neer) gehört einer um die Sache des Remonstrantismus besonders verdienten Familie an, indem sein Vater Servatius, drei Brüder Johann, Abraham, Isaac und sein Sohn Johann, wie er selbst unter ihre besten Prediger zu rechnen sind. Um 1580 zu Dordrecht geboren, wo sein Vater seit 1578 Prediger war, erhielt er an der lateinischen Schule den Unterricht des gelehrten Rekenarius, und folgte, wie Narsius, diesem nach Amsterdam, als er dort zum Conrector ernannt war. Es ist zwar ungewiß, ob er seine theologischen Studien zu Leiden begonnen, ganz gewiß aber, daß er sich an der hohen Schule zu Sedan und Saumur aufhielt und dort mit Mornay du Plessis freundschaftlich verbunden war. Besonders zu Sedan, wohin er 1601 kam, verweilte er mehrere Jahre und wirkte dort als Vorstand eines Collegiums und später als Professor für griechische Sprache. In die Heimath zurückgekehrt, trat er 1611 die Pfarrerstelle zu Hazerswoude und 1617 zu Amersfort an; wurde aber bald in die kirchlichen Zwistigkeiten seiner Zeit verwickelt und 1618 von der Utrechter Provinzialsynode in die Nationalsynode zu Dordrecht abgeordnet, dort aber unter die Citirten gerechnet. Im folgenden Jahre abgesetzt und nach Waalwijk deportirt, nahm er dort und zu Antwerpen eifrigen Antheil an den Berathungen der ausgewiesenen Remonstranten und wagte es 1621, drei Monate lang seinen Glaubensgenossen im Haag durch Wort und Predigt zu dienen, nachdem er im letztvergangenen Jahre umsonst versucht hatte, seine zu Amersfort im Sterben liegende Ehefrau zu besuchen, weil seine Gegner darauf lauerten, ihn zu verhaften. Von 1622 bis 1631 treffen wir ihn zu Danzig als Prediger der holländischen Kaufleute, aber im folgenden Jahre riefen

ihn die Vertreter der remonstrantischen Sache nach Holland zurück, wo er aufs Neue die Predigerstelle zu Amersfort antrat. Hier starb er 1641. Auch als Schriftsteller ist N. thätig gewesen. Schon zu Sedan verfaßte er 1606 eine „Disputatio de libera voluntate“, welche er 1611 in seine Muttersprache übersetzte. Größere Beachtung aber fand seine „Onderwyzing in de christelyke religie, gesteld by vragen en antwoorden naar de belydenis der remonstrantsche gereformeerde Christenen“, muthmaßlich das erste Büchlein für den katechetischen Unterricht der Remonstranten, welches 1664 zu Rotterdam die vierte Auflage erlebte. Mehrere seiner lateinischen Gedichte finden sich in seinen „Poëmata ad magnificos Leydensis Academiae curatores“, Dordr. 1611. Die lateinische Uebersetzung der „Enghe poorte“ von Puppius, welche ihm allerdings von der großen remonstrantischen Kirchenversammlung 1638 aufgetragen ward, ist gleichwohl nicht von ihm, sondern von seinem Sohne Johann, Prediger zu Oude-Wetering, abgefaßt. Nach dem Tod seiner ersten Gattin, Catharina Zwaneveld, hatte er sich wieder verheirathet mit Maria Junius, Tochter des bekannten Franciscus Junius und Wittwe des Delfter Predigers Isaac Diamant. Mit Anspielung auf seinen Namen führte er als Sinnspruch die Worte „hinc sursum«, das heißt „van neer opwaarts“.

Van der Aa, Biogr. Woordenb. — Glasius, Godg. Nederl. — Schotel, Kerkel. Dordr. I bl. 185 v. v. van Slee.

Näf: Joseph N., Historiker, geb. den 30. December 1822 zu Beromünster im Kanton Luzern, wo sein von Schönenwerth (Solothurn) eingewanderter und nur mäßig begüterter Vater als Nagelschmied lebte, erhielt seine Vorbildung in den Schulen seines Heimathortes und auf dem Gymnasium in Luzern und widmete sich dann von 1841 bis 1843 zu Freiburg im Br. den alten Sprachen, mit denen er noch das Studium der Geschichte und Geographie verband. Nach seiner Heimkehr bestand er zwar eine glänzende Prüfung, mußte aber gleichwohl mehrere Jahre auf eine Versorgung warten und durch Privatunterricht sein Leben fristen, bis ihm 1846 die Stellung eines Lehrers der classischen Sprachen und der Geschichte an der drei Jahre zuvor gegründeten staatlichen Bezirksschule in Muri (Aargau) zu Theil wurde, ein Amt, das er 23 Jahre lang mit musterhafter Treue verwaltet hat. Außer durch seinen anregenden, von einem reichen Wissen getragenen Schulunterricht machte er sich auch sonst noch vielfach um die Volksbildung verdient, vornehmlich aber dadurch, daß er viele Jahre lang zuerst das in Sarmenstorf erscheinende „Freiämter Wochenblatt“ und hierauf den in Muri gedruckten „Boten für Berg und Thal“ in durchaus freisinnigem und humanem Geiste herausgab. Daß ferner am 10. November 1859 die von der Erziehungsdirection des Kantons Aargau angeregte Schillerfeier auch in dem strengkatholischen Muri stattfinden konnte, war hauptsächlich Näf's eifrigem Bemühen zu verdanken. Er war die Seele dieser Feier: er dichtete einen aus tiefer Verehrung für den protestantischen Dichter hervorgegangenen Prolog und rechtfertigte und beschrieb dieselbe gegenüber etwaigen feindlichen Angriffen (s. „Gedenkblätter aus der Schillerfeier im Aargau am 10. November 1859“, Lenzburg 1860, S. 34 ff.; der Prolog S. 59 ff.). — Anspruchslos, ja etwas nachlässig in seinem Aeußeren, erinnerte N. durch seine unabänderliche schwarze Kleidung, den freundlichen Gesichtsausdruck, die gebückte Körperhaltung und das wirre Haar sehr lebhaft an Pestalozzi, dem er nicht weniger an Weichheit des Herzens, an Familiensinn und an Mildthätigkeit gegen die Armen ähnlich war. Um seiner Mutter die ihm gebrachten Opfer vergelten zu können, blieb er unvermählt und sorgte für sie treulich bis zu ihrem Tode; einer armen, von Brandunglück heimgesuchten Familie schenkte er sein eigenes und zugleich einziges Bett. Im J. 1879 fing er an zu kränkeln: er mußte sein Amt niederlegen und begab sich nun in die

treue Pflege einer älteren Schwester, in deren Hause zu Beromünster er am 2. März 1881 aus dem Leben schied. — Die von ihm verfaßten, auf gründlichen Studien beruhenden geschichtlichen Arbeiten veröffentlichte er mit zwei Ausnahmen in den wissenschaftlichen Beigaben zu den „Schlußberichten“ (Programmen) der Bezirksschule in Muri, darunter: „Ein Blick auf die Geschichte unseres Landvolkes“ (in der „Festgabe auf die Eröffnung der landwirthschaftlichen Schule in Muri“, Sarmenstorf 1861); „Das Stift Beromünster und das Kloster Muri“ (1865): „Kirchmeier und Rebell. Aus dem 17. Jahrhundert“ (1869); „Beiträge zur Geschichte des schweizerischen Söldnerdienstes“ (im „Schweizerboten“ 1870, Nr. 141—162); „Gold und Silber. Eine Auswanderung aus der Schweiz nach Spanien“ (1872); „Römische Straßen und Kolonien in Helvetien“ (1876) und: „Die Länder und Fürsten Europa's nach dem Ende des dreißigjährigen Krieges 1648“ (1879).

Neue Zürcher-Zeitung, 61. Jahrg., 1881, Nr. 73, 1. Blatt von Dienstag, 15. März, S. 1^d—2^a. — Aargauer Schulblatt, 7. Jahrg., Organ d. aarg. freien Schulvereins, 1881, Lenzburg, Nr. 6 vom 19. März, S. 1^a—2^b. — Anzeiger für schweizer. Geschichte, hrsg. von d. allgem. geschichtforschenden Gesellsch. d. Schweiz, Neue Folge, 12. Jahrg., Soloth. 1881, Nr. 5, S. 458.

Schumann.

Naef: Matthias N., Industrieller und Kaufmann, geb. in Schwarzenbach, Kanton St. Gallen, am 14. Mai 1792, † in Oberuzwil, ebendaselbst, am 29. December 1846. — Als Sohn eines toggenburgischen Baumwollwebers verlor N. seine Mutter mit acht Jahren. Nicht blos mußte er schon damals dem Vater mit Spulen und Spinnen an die Hand gehen, sondern bald auch neben ihm und für ihn weben, da sich der in den Revolutionszeiten gänzlich verarmte Mann einem unregelmäßigen Leben ergab. Außerdem besorgte der Knabe so gut wie möglich noch drei jüngere Brüder. Im J. 1805 wurde die Familie aufgelöst und N. bei einem Bauer untergebracht, wo er im Sommer auf dem Felde arbeitete, im Winter neben einem nothdürftigen Schulbesuch ein artiges Stück Geld mit Weben verdiente. Nach seiner Confirmation trat er bei einem kleinen Fabrikanten als Weber in Dienst und arbeitete als solcher mehrere Jahre emsig und unermüdlich. Nur der Marsch als Milize über den Gotthard im December 1813 und in den Jura im Frühjahr 1815 zur schweizerischen Grenzbesetzung brachte einige Abwechslung in sein einförmiges Leben und öffnete ihm eine neue Welt. Der Militärdienst gefiel dem kräftigen Jüngling so gut, daß er sich ernstlich mit dem Gedanken trug, in ein französisches Schweizerregiment zu treten. Doch besaß er nicht die volle, hierzu erforderliche Körperlänge. Bis zum J. 1814 hatte N. sich mit seiner Weberei 1000 Gulden erspart. Jetzt verheirathete er sich und begann zugleich auf eigene Rechnung zu arbeiten, zuerst nur mit einem Bruder und einem Weber; dann nahm er deren mehrere in seine Dienste, im Haus und außer dem Haus. Aus dem Lohnweber wurde ein Fabrikant, der in St. Gallen das Garn im Großen einkaufte und seine weißen Cambrictücher dort und in Herisau oder Zürich zu Markte brachte. 1826 begann er sich in bunter Waare zu versuchen, die zum Absatz in der Levante bestimmt war und errichtete sich ein eigenes Farbhäuschen, zwei Jahre später aber, als das Unternehmen Erfolg hatte, ein wirkliches Färbereigebäude. Die Buntweberei wurde in immer größerem Stile betrieben und das Fabrikat direct in Consignation nach den wichtigsten Plätzen des Orients verschickt. Das Haus Matthias Naef in dem kleinen Dorfe Niederuzwil gewann durch seine tadellosen Leistungen und die strengste Rechtlichkeit und Zuverlässigkeit in Handel und Wandel einen der geachtetsten Namen auf dem Levantiner Markte. Damit hatte es die Grundlage gewonnen, auf welcher sein Haupt der angebornen Unter-

nehmungslust ebenso besonnen als kühn ungehemmte Folge geben durfte. N. wollte in seiner ganzen Fabrikation von Anderen vollständig unabhängig werden, Alles in seiner eigenen Hand haben, auch den Absatz der fertigen Waare ohne Vermittlung Dritter selbst besorgen. Im J. 1836 schritt er zu dem Bau einer eigenen Spinnerei, zuerst von 4000 Spindeln, später auf 7000 erweitert; drei Jahre später folgte auch das eigene Appreturgebäude. Gleichzeitig hatte er die bunte Jacquardweberei eingeführt und deren Artikel im Orient mit bestem Erfolge verwerthet. Als sich die Tage des einstigen armen Weberknaben ihrem Ende zuneigten, beschäftigte er etwa 1500 Arbeiter — darunter ca. 1000 Handweber in weitem Umkreise um seinen Wohnort — und zahlte jährlich wenigstens 150,000 Gulden an Arbeitslöhnen. Das früher so unbedeutende und unbekannte Niederuzwil hatte durch die Geschäftshäuser, die Färberei, Spinnerei und Appretur der Firma Matthias Naef ein stattliches Aussehen und sein Name über die ganze Welt einen guten Klang gewonnen; denn wenn auch die Levante das Hauptabsatzgebiet der Naef'schen Buntwaaren blieb, so fanden sie doch auch ihren Weg nach den Märkten Westindiens und Brasiliens und sogar die Pforten Hinterindiens und Ostindiens begannen sich ihnen um die Mitte der vierziger Jahre schon zu öffnen. Doch eben damals begann N. zu kränkeln. Nach mehreren Schlaganfällen erlag er am 29. December 1846 den Vorboten der Wassersucht, noch nicht 55 Jahre alt. Den letzten Schlaganfall hatte er sich im vorhergehenden August bei einer anstrengenden Sitzung des Großen Raths in St. Gallen erholt; denn auch als Mitglied von Gemeinde- und Kantonsbehörden hat N. nach guter Schweizersitte seinem Lande gedient und ihm einen Theil seiner Kräfte gewidmet. Sein Privatleben blieb einfach und schlicht. Sein Werk hat ihn überdauert; noch heute steht unter seinem Namen das Haus, das er gegründet, in ungeschwächter Lebenskraft.

M. Hungerbühler, Der Toggenburger Fabrikant aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. In den Verhandlungen der St. Gallisch-Appenzellischen gemeinnützigen Gesellschaft v. 3. Mai 1855. H. Wartmann.

Nagel: Anton N., Geschichtsforscher und Dichter, geb. am 6. Mai 1742 zu Moosburg in Niederbaiern, besuchte das Gymnasium zu Landshut, studirte Theologie zu Freising, empfing am 28. Mai 1768 die Priesterweihe, bekleidete die Stelle eines Erziehers zu München, wurde Beneficiat zu Marching an der Donau, später Pfarrer, Schulinspector zu Roth an der Ilm und des Ruralcapitels Hohenwart Kämmerer, resignirte, nachdem am 22. März 1803 sein Pfarrhaus ruchloserweise in Brand gesteckt wurde (wobei N. seine ganze Habe, eine treffliche Bibliothek und zahlreiche Manuscripte verlor) und starb am 20. Juli 1812 zu Moosburg. N. war ein für seine Zeit vorzüglich gebildeter Historiker; durch seine „Notitiae origines domus Boicae saeculis X et XI illustrantes“ wurde er 1803 correspondirendes Mitglied der Münchener Akademie und seine Arbeit in den „Neuen Abhandlungen“ dieser gelehrten Anstalt 1804, II, 175 ff. gedruckt. Seine ausgebreitete Correspondenz mit den besten Zeitgenossen, wie Bucher, Denis, Drexel, Hoheneicher, Westenrieder und Zirngibel wäre immer einer sichtenden Prüfung werth, ebenso seine zahlreichen, meist anonymen Schriften, darunter auch mehrere Schauspiele, welche für die Geschichte der durch Goethe's Götz angeregten dramatischen Thätigkeit in Baiern sehr lehrreich sein dürften, z. B. „Die Schule der Handwerker“ (1779); „Argula v. Stauf“; „Ludwig der Kellheimer“; „Der Bürgeraufruhr in Landshut“ (München 1782 bei Strobel, mit historischer Einleitung) ꝛc. Die culturhistorisch merkwürdigen „Abschnitzeln aus dem häuslichen Leben eines Schneidermeisters in Baiern, eine baierische Bürger-Idylle“ (verfaßt 1784, die Titelperson ist Augustin Geiler, der Oheim von Nagel's Mutter) hat Hoheneicher (doch ohne seinen Namen) München 1820

herausgegeben. Viele Gedichte und Aufsätze Nagel's sind in Zeitschriften, z. B. im „Münchener Intelligenzblatt", versteckt und harren noch, ganz widerrechtlich vergessen, eines Sammlers.

Vgl.: Eine Biogr. in Nr. 42 der Kurpfalzbaier. Regierungsblätter, abgedruckt im Münchener Tagblatt 1803, IV, 801 ff. u. Reithofer in Oberberg's Reisen, 3. Bd., 1. Heft, S. 15—24. — Baader I, 2, 67. — Kehrein 1868, I, 300. — Steichele, Bisthum Augsburg, 1884, IV, 964.

Hyac. Holland.

Nagel: Christian Heinrich v. N., Mathematiker, geb. am 28. Februar 1803 zu Stuttgart, † am 26. October 1882 zu Ulm. Nagel's Vater war ein armer Schneider, der den Sohn sicherlich zu seinem eigenen Handwerke erzogen haben würde, wenn nicht der Großvater von mütterlicher Seite, ein Privatlehrer Huntzinger, der dem Knaben den ersten Unterricht ertheilte, und neben diesem Professor Wekherlin, ein guter Kunde des Vaters, dafür eingetreten wären, daß er studiren durfte, und zwar, wie es in unbemittelten Ständen ziemlich selbstverständlich war, als Theologe. Schon auf dem Seminar in Blaubeuren, welches 1817 ihn aufnahm, entwickelte sich bei N. eine solche Liebhaberei zur Geometrie, daß ihm 1821 beim Uebertritt in das Tübinger Stift vom Ephorus geradezu die Weisung ertheilt wurde, neben dem Studium der Theologie das der Mathematik mit Eifer fortzusetzen. Dieser Anordnung folgte N. unter der Leitung von Bohnenberger und Riecke; Pfleiderer, der seinem geometrischen Geiste vorzugsweise zugesagt haben würde, war während der Sommerferien 1821 gestorben. N. bestand sein theologisches Examen mit der Note 1a, wurde Vicar in Kirchentellinsfurt, später in Hengen, erhielt aber damals schon einen Antrag, eine mathematische Lehrstelle in Oldenburg anzunehmen. Diesen lehnte er zwar ab, folgte dagegen einer Aufforderung, sich um die Mathematikerstelle am Lyceum in Tübingen zu bewerben, welche er sodann 1827 erhielt. Gleichzeitig habilitirte er sich an der Universität und hielt Vorlesungen über euklidische Geometrie und über mathematische und physikalische Geographie. 1830 meldete sich N., wieder in Folge einer erhaltenen Aufforderung, zur eben frei gewordenen Mathematikerstelle am Gymnasium in Ulm, in welche er am 1. November eintrat. 1844 wollte die nassauische Regierung ihn an die Spitze der in Wiesbaden gegründeten Realschule stellen. Diesen Verlust abzuwehren wurde er nun in Ulm zum Rector des Realinstitutes ernannt, an welchem er seither gewirkt hatte. 1875 trat er in den Ruhestand. Die wissenschaftliche Bedeutung Nagel's beruht auf einer zahlentheoretischen Schrift „Theorie der periodischen Decimalbrüche" (1845) und auf einigen geometrischen Werken elementarer Natur, aber über das gewöhnlich Gebotene sich weit erhebend, wie z. B. seine „Geometrische Analysis". Die Nagel'schen Punkte des Dreiecks bewahren sein Andenken. Auch pädagogisch hat N. sich mannigfache Verdienste namentlich um die Hebung der Realschule erworben. In der Streitfrage, was diese Anstalt anstreben solle, gehörte er zuerst jener äußersten Richtung an, welche den sprachlichen Unterricht vollständig in den Hintergrund gedrängt wissen wollte; später jedoch bekehrte er sich zu einer Mittelstellung.

O. Krimmel, Nekrolog des k. würtemb. Oberstudienraths Dr. Christian Heinrich v. Nagel. Tübingen 1884.

Cantor.

Nagel: Johann Andreas Michael N., geb. am 29. September 1710 zu Sulzbach, studirte zu Nürnberg und Altdorf, 1735 Magister, 1737 habilitirt, ward ordentlicher Professor der Metaphysik, der orientalischen Sprachen und der Beredsamkeit zu Altdorf 1740, † am 29. September 1788. [Winer, Handbuch der theologischen Litteratur II, 683. — Meusel, Lexikon etc., Bd. X, S. 4.] Er schrieb eine „Dissertatio de calendario veterum Hebraeorum", 1746, welche

nunmehr veraltet ist. Ferner gab er eine verbesserte Ausgabe von A. Pfeiffer's (s. d. Art.) „Critica sacra“ heraus (1751), s. den Titel bei Rosenmüller, Handbuch für die Litteratur der biblischen Kritik 2c., I, 151. Nagel's in Klammern eingeschlossene Zusätze bestehen meist in Nachweisungen späterer Litteratur. — Außerdem sind von ihm von Werth eine „Dissertatio de duobus MSS. ebraicis Bibliothecae publicae Norimbergensis“, 1749, und eine „Dissertatio philologica in variantes lectiones XXV capitum priorum Jeremiae ex duobus codd. MSS. Hebraeis desumtas“, 1772, deren erste die Beschreibung der Handschriften im Allgemeinen enthält, während die zweite Proben von Varianten aus den Nürnberger Bibelhandschriften mittheilt.

Vgl. Eichhorn, Einl. in das A. T., Bd. I, S. 423, 443; Bd. II, S. 468, 471, 502—505 u. a. — Ueber eine theilweise Uebersetzung der Vorrede von Elias Levita's Massoreth hammassoreth s. Hetzel, Gesch. der hebr. Sprache, S. 128. Zahlreiche andere kleine Schriften s. b. Meusel a. a. O. S. 4—12. C. Siegfried.

Nagel: Paul N., Chiliast, vates numeralis und Adeptus astrologus in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, nennt sich bald Philosophus et Astronomus, bald Stud. Theol. et Astron. Lipsiensis, später Art. Magister. Im J. 1605 hielt er sich zu Dalbitz auf, 1621 zu Argelia, d. i. Torgau, wo er nach Jöcher's Angabe Schulrector war. In seinem „Prognosticon astrologicum“ (1619), „Prodromus astronomiae apocalypticae“ (1620); „Philosophia nova“ (1624) und anderen apokalyptisch-astrologischen Schriften hat er schwere Klage geführt über die zunehmende pharaonische Verstockung und ägyptische Finsterniß unter den Menschen, da man schreiet und rühmet: „hic verbum Dei“ und doch dem heiligen Worte Gottes stracks zuwiderlebt, über die metaphysici rationales oder zänkischen Disputirbrüder, Bauchdiener und Götzenknechte, welche, auf ihre hohen spitzfindigen rationes bauend, mit Disputiren und Distinguiren dem Teufel sein Sündenreich stärken, endlich über die Theologie, die eine Theorie ohne Praxis, ein bloßer Buchstabe geworden sei. Er hat sonach vor den Menschenschulen gewarnt und an die Schule des heiligen Geistes verwiesen, darinnen alle mysteria und die magnalia Dei gelernt werden, insbesondere an die Stelle der astronomia rationalis s. spuria der Aegypter und Babylonier astronomiam veram gesetzt, welche, weil auf Gottes Wort, besonders Apocalypsin fundiret, alle Dinge am Himmel ebenso lesen lehre wie in der Bibel. Mit ihrer Hülfe aus den Bewegungen des natürlichen Himmels die Veränderungen am Kirchenhimmel deducirend fand er, daß, nachdem die 120 Jahre, der letzten Welt zur Buße gegeben, abgelaufen, über die animalischen Menschen die schreckliche Sündfluth hereinbrechen werde. „Darum ihr Menschenkinder, hinein, hinein aus dem Fleisch in den Geist, als in den Kasten Noäh! Da möget ihr noch erhalten werden; was draußen bleibet, muß sterben.“ Seine Freunde sahen diese Unglücksprophetie nur zu nachdrücklich erfüllt in den Gerichten, die im dreißigjährigen Kriege über Deutschland kamen. Den Gegnern (Phil. Arnoldi, Justus Groscurdt, Georg Rost, Alexander Buzinger) war er ein Phantast und Teufelsnarr, Luciferianische Reden führend, ein toller Nagel (homo vere clavatus et coecus), der gern alle Schulen, Kirchen und Predigtstühle zugenagelt und versperret hätte. Sein Todesjahr scheint mit 1621 zu früh angesetzt. Wie er bei Lebzeiten „ungütige Proceduren der Theologen“ erfahren hat — er wurde 1619 vor die theologische Facultät zu Wittenberg geladen —, so soll des Verstorbenen Beerdigung auf dem Gottesacker verboten worden sein. „Weil ihn daher Niemand in die Erde bringen wollte, haben ihn endlich die Weiber verscharret. Er ist aber wieder ausgegraben und die Weiber mit vier Wochen Gefängniß bestraft worden.“

G. Arnold, Kirchen- u. Ketzerhistorie II, 53 ff. — A. G. Kästner, Gesch. der Mathematik IV, 398—403.

G. Frank.

Nagel: Karl August Wilhelm N. wurde am 14. December 1805 in Halle a. S. geboren. Sein Vater, Dr. Ernst N., wirkte als Arzt an der Francke'schen Waisenhausstiftung, wurde aber, als nach der Schlacht bei Leipzig das Waisenhaus in ein Lazareth verwandelt war, ein Opfer des in demselben grassirenden Typhus. Nach dem Tode des Vaters wurde der Knabe von der mittellosen Mutter der Waisenhausanstalt übergeben und erhielt in der lateinischen Schule derselben seine erste Bildung. Bereits im Herbst 1823 hatte er das Gymnasium absolvirt und nun begann er unter Gesenius und Wegscheider seine theologischen Studien. War es ihm aber bei seinen sehr beschränkten Mitteln nur durch Ertheilung von Privatstunden möglich, sich einen nur dürftigen Unterhalt zu verschaffen, so blieb er doch auch dabei stets guten Muthes. — Nach Beendigung seiner akademischen Studien wandte er sich, da auch die Mutter bereits 1822 gestorben war, nach Westfalen, wo er 1826—1828 als Hauslehrer in adligen Familien wirkte. Einer solchen abhängigen Lage jedoch bei seinem angeborenen Widerwillen gegen den Druck conventioneller Fesseln bald überdrüssig, privatisirte er die folgenden Jahre in Bielefeld, bis es ihm nach wohlbestandenem Examen gelang, 1832 als Hülfsprediger des Superintendenten Scherr an der Neustädter Kirche daselbst angestellt zu werden. Im März 1838 erhielt er eine Pfarre zu Heepen bei Bielefeld, doch bewarb er sich, da die Stellung eines Landpredigers seiner Natur weniger zusagte, schon 1839, freilich ohne Erfolg, um eine Stelle an der St. Ansgariigemeinde in Bremen, wurde aber 1842 an die Rembertigemeinde zu Bremen berufen, an welcher er bis zu seinem am 26. October 1864 durch einen Schlagfluß herbeigeführten Tode wirkte. Gerade diese Rembertigemeinde war der richtige Boden für Nagel's erfolgreiche Thätigkeit; hier konnte er seine bedeutenden Gaben entwickeln in einer Gemeinde denkender Anhänger und Freunde, welche mit ihm nach immer größerer Klarheit und Sicherheit in ihren religiösen Ueberzeugungen strebten, und welche er, den Anforderungen der denkenden Vernunft, wie auch des tiefsten Gefühls gleich gerecht werdend, auf die Höhe seiner eigenen Bildung in seltener Weise zu erheben verstand. Als im Herbst 1844 die Versammlung der Naturforscher in Bremen tagte, ließ N. in dem damaligen Sonntagsblatt der Weserzeitung anonym einen Aufsatz unter der Ueberschrift: „Einiges über den Einfluß der Naturwissenschaften auf Religion und Volksbildung überhaupt" erscheinen. Dieser Artikel, in welchem er offen den Conflict zwischen der kirchlichen Auffassung des Christenthums und den Ergebnissen der Naturwissenschaften beleuchtet hatte, führte einen heftigen Kampf zwischen der bibelgläubigen und der freisinnigen Partei herbei. N. bekannte sich sofort als Verfasser des angegriffenen Aufsatzes und begegnete den leidenschaftlichen Angriffen seiner Gegner in seiner „Abgedrungenen Rechtfertigung" mit würdiger Ruhe. Es kam schließlich so weit, daß das aus den Predigern der Parochialkirchen gebildete Ministerium N. aus seiner Mitte ausstieß und sogar seine Absetzung beantragt wurde. Da aber trat seine Gemeinde für ihn ein, erklärte sich in einer an ihn gerichteten Adresse mit ihm vollkommen einverstanden und suchte auch den Schutz des Senats für ihren Prediger nach. Der Senat aber gab, nachdem er zunächst den Streitenden Ruhe und Frieden geboten, am 30. Juli 1845 eine schwerwiegende Entscheidung ab. Das Senatsconclusum erklärte: „daß, da sogenannte Glaubensgerichte im Bremischen Freistaate ordnungsmäßig nicht beständen, es auch keiner Behörde gestattet sei, sich eigenmächtig dazu aufwerfen. Pastor Nagel könne und dürfe nicht vom Ministerio ausgeschlossen werden, und dieses werde keine Sitzung halten, ohne ihn dazu ein-

zuladen.“ So war durch N. das Princip der Freiheit der Bremischen Gemeinden gerettet und dem weiteren Aufschwunge ihres geistigen Lebens für alle Zukunft Bahn gebrochen. Ist Bremen ein Vorkämpfer für religiöse Wahrheit und Freiheit geworden, so hat N. dazu, wie kein Anderer, den Grund gelegt. — Von der gewaltigen Bewegung des Jahres 1848 wurde auch N. mächtig ergriffen, doch suchte die demokratische Partei den auch in social-politischer Hinsicht durchaus freisinnigen Mann vergeblich als Genossen im Kampfe für die bürgerliche und politische Freiheit zu gewinnen. Freimüthig erklärte er vielmehr öffentlich, daß seine Aufgabe lediglich sei, von der Kanzel herab lehrend und ermahnend auf die Gemüther zu wirken. So verlief denn auch von jener Zeit an sein Leben in ruhiger Wahrnehmung seines geistlichen Amtes, indem er selbst mit seinen Zuhörern und Anhängern durch gemeinsames Denken und Forschen zu immer größerer Klarheit der Erkenntniß zu gelangen strebte. Als N. 1842 nach Bremen kam, stand er noch entschieden auf dem Boden des Rationalismus. Das Leben Jesu von Strauß hatte ihn gewaltig gepackt, doch gab er in einem Aufsatze der Allgemeinen Kirchenzeitung vom Jahre 1836 seiner Besorgniß vor einem schädlichen Einfluß desselben auf das Volk Ausdruck und verlangte eine wissenschaftliche Bekämpfung des Werkes. Nun aber warf er sich in Bremen auf die Hegel'sche Philosophie, wodurch er zu einer tieferen Auffassung des Christenthums, insbesondere der Begriffe der Sünde, der Erlösung und Versöhnung gelangte. Aber auch durch die Hegel'sche Philosophie keineswegs vollkommen befriedigt, wandte er sich Ludwig Feuerbach und später auch der Schopenhauer'schen Philosophie zu, von welchem ernsten Studium seine „Begleitende Bemerkungen“ zu Schopenhauer's philosophischem Systeme „Die Welt als Wille und Vorstellung“, 1861, Zeugniß gaben. Aber wie voll und ganz er sich auch solchen Studien hingab, behauptete er doch stets seine Selbständigkeit und ließ sich durch kein System in seinem eigenen wissenschaftlichen Forschen und Streben gefangen nehmen. So kam es denn auch, daß man ihn bald überhaupt als Hegelianer, bald als einen Pantheisten, ja sogar als einen Atheisten bezeichnete, nicht aber als einen christlichen Prediger gelten lassen wollte, während er selbst unablässig rang, das Christenthum in seiner Einfachheit, Wahrheit und Lauterkeit im vollkommensten Einklang mit dem Denken und der Vernunft zu predigen. Während die beiden schon in Bielefeld erschienenen Predigtsammlungen: „Sammlung ausgewählter Predigten“, 1833, und „Thabor, Sammlung ausgewählter Predigten“, 1838, von seiner Begabung, namentlich in rhetorischer Beziehung, ein glänzendes Zeugniß ablegen, offenbart sich erst in den in Bremen dem Druck übergebenen Predigten immer reicher und tiefer der Gehalt seiner Gedanken, deren Werth auch für künftige Zeiten noch als ein bleibender bezeichnet werden kann. So erschienen: „Zur Fortbildung des Christenthums. Eine Zusammenstellung von Predigten als Beitrag zur Religion des Geistes“, 1845; „Erbauungsstunden“, 1846; „Zum Wesen des Christenthums, als Fortsetzung der Erbauungsstunden“, 1848; „Zur Religion der Mündigkeit, Blätter in Predigtform“, 1851; „Das Christenthum in seiner Wahrheit als Religion der Gegenwart“, 1855. Außerdem erschienen noch von ihm: „Inbegriff des Christenthums in seiner Ausbildung zur absoluten Religion. Grundlage für den Confirmanden-Unterricht“, 1848; „Unterricht über die Bibel als Vorstufe für den eigentlichen Confirmanden-Unterricht und Ergänzung meines Inbegriffs“. — Imponirte N. auch auf der Kanzel weder durch seine persönliche Erscheinung, noch durch sein Organ, suchte er in seinen Predigten ebensowenig durch Erregung der Affecte, als auch durch rednerisches Pathos zu wirken, so wußte er doch seine Zuhörer nicht nur durch die Fülle der Gedanken, sondern auch durch den stets adäquaten Ausdruck derselben zu fesseln, oft auch durch die warme und innige Sprache hinzureißen und

zu begeistern. Auch als Dichter hat N. sich nicht ohne Erfolg versucht. Das Trauerspiel „Michael Servet“ 1849 war eine Frucht seiner historischen Studien des 16. Jahrhunderts. Er, der selbst die Qualen eines Glaubensgerichtes gekostet, feierte in dem unglücklichen Glaubensopfer Calvin's ein Ideal des Märtyrerthums. — „Salzungen, ein Erinnerungsblatt für seine Freunde“ 1853 schildert in lieblicher Weise einen Sommeraufenthalt in Thüringen. Außerdem verfaßte er unter dem Namen Wilhelm Angelstern 1836 die Romane „Das Testament“ und „Thaleck“, die Tragödie „Paulus“, 1837 die Novelle „Der Nachtwandler“, ferner die 1860 in Bremen in 2. Auflage erschienene moderne Tragödie „Angelica“, welche dem Streit um die gemischten Ehen ihre Entstehung verdankte, und 1863 einen Band „Erzählungen“.

Zur Erinnerung an Wilhelm Nagel. Von W. Meyer. Bremer Sonntagsblatt 1864, Nr. 46. — Karl August Wilhelm Nagel. Von Ernst Bulle. Bremer Morgenpost 1864, Nr. 305, 308, 310—312. — Gedächtnißpredigt von O. F. Nonweiler, Pastor an der St. Ansgariikirche. — Rede am Sarge von H. L. G. Nieter, Pastor am Dom. Bremen 1864. Motz.

Nägele: Franz Karl N. wurde am 12. Juli 1777 in Düsseldorf geboren, wo sein Vater churpfälzisch-baierischer Stabschirurgus und Lehrer der Anatomie und Chirurgie an der militärärztlichen Schule war. Er begann seine Studien unter Leitung seines Vaters, hielt an jener Schule selbst zwei Jahre Vorträge über Physiologie und gerichtliche Medicin und ging später zu seiner weiteren Ausbildung nach Straßburg, Freiburg und Bamberg. Nachdem er in Bamberg promovirt worden, wurde er zunächst Physicus der Aemter Barmen und Beyenburg, wo er auch angehenden Chirurgen und Hebammen Unterricht ertheilte. 1804 schrieb er: „Beitrag zu einer naturgeschichtlichen Darstellung der krankhaften Erscheinung am thierischen Körper, welche man Entzündung nennt“, ein seinem Vater gewidmetes Werk. 1807 wurde er zum außerordentlichen Professor der Medicin in Heidelberg berufen, wurde 1810 Ordinarius daselbst und als Nachfolger seines Schwiegervaters, des Professors Franz Anton Mai, am 29. November 1810 Director der Heidelberger Gebäranstalt. Seine Hauptwerke sind: 1) „Erfahrungen und Abhandlungen aus dem Gebiete der Krankheiten des weiblichen Geschlechts, nebst Grundzügen einer Methodenlehre der Geburtshülfe“, M. K., Mannheim 1812, 8°; 2) „Ueber den Mechanismus der Geburt“ in J. Fr. Meckels Archiv für Physiologie, 5. Bd., Halle und Berlin 1819, 8°, S. 483; 3) „Das weibliche Becken, betrachtet in Beziehung auf seine Stellung und die Richtung seiner Höhle nebst Beiträgen zur Geschichte der Lehre von den Beckenaxen, mit lithographischen Tafeln“, Carlsruhe 1825, 4°; 4) „Lehrbuch der Geburtshülfe für Hebammen“, Heidelberg 1830, 8°, 6. Auflage 1844; 5) „Das schräg verengte Becken nebst einem Anhange über die wichtigsten Fehler des weiblichen Beckens mit 16 Tafeln“, Mainz Fol. 1839. Außerdem gab Nägele das Werk von J. H. Wigand: „Die Geburt des Menschen rc.“ Berlin 1820, 8°, 2 Bde., heraus und eine Menge kleinerer Schriften. Nägele's Hauptverdienst ist, den naturgemäßen Hergang der Geburt auf das sorgfältigste erforscht und eine classische Darstellung des ganzen Mechanismus der Geburt verfaßt zu haben. Zugleich verdanken wir ihm viele neue Kenntnisse über die Beckenhöhle und die Beckenneigung, über das schräg verengte und das exostotische Becken. Sein Lehrbuch für Hebammen ist in vielen Auflagen erschienen und wegen seiner klaren, knappen, inhaltreichen Darstellung auch von Aerzten vielfach zum Studium benutzt worden. Sein Sohn Hermann Franz N., 1835 Privatdocent, 1839 Professor extraordinarius in Heidelberg, hat später (1843) ein Lehrbuch der Geburtshülfe herausgegeben, welches hauptsächlich die Lehren seines Vaters enthielt und welches nach seinem Tode von dem

1872 verstorbenen Professor Woldemar Grenser in Dresden noch vielmals neu aufgelegt bis zum Ende der sechziger Jahre für das beste deutsche Lehrbuch der Geburtshülfe galt. Wie ungemein anregend N. als College und Lehrer war, das hat E. C. J. v. Siebold in seinen geburtshülflichen Briefen (Braunschw. 1862, Vieweg) S. 59—62 in amüsanter Weise dargestellt. Er besaß eine außerordentliche Gabe der Rede und seine Vorlesungen sollen durch übersprudelnden Witz hinreißend auf seine Schüler gewirkt haben. N. starb am 21. Januar 1851 im 74. Lebensjahre.

Nach: E. C. J. v. Siebold, Versuch einer Geschichte der Geburtshülfe Bd. II S. 671—677 und dessen geburtshülflichen Briefen (s. o.).

F. Winckel.

Nägeli: Hans Franz N. von Bern, Staatsmann und Krieger (1496—1579), stammte aus einem edeln Geschlechte des Aargaus. Burkhart N. verlegte 1436 seinen Wohnsitz nach Bern und gelangte bald zu Ansehen und Reichthum; sein Sohn Hans Rudolf erhielt auf der Hochschule zu Paris eine gelehrte Bildung, wurde dann Mitglied des Großen und des Kleinen Rathes der Republik, Landvogt in dem erst 1476 im Kriege gegen Karl den Kühnen eroberten Bezirke Aelen im Rhonethal, und nachher (1506—1509) auch in Thun. Er zeichnete sich auch als Krieger aus; sieggekrönt zog er 1521 in Mailand ein, als die Schweizer die Lombardei eroberten und Maximilian Sforza wieder als Herzog einsetzten; kam jedoch schon im folgenden Jahre in dem furchtbaren Blutbade bei Bicocca um. In Aelen wurde sein Sohn Hans Franz geboren; in Thun brachte derselbe seine Jugend zu. Auch er erhielt eine sorgfältige Erziehung, so daß er deutsch, französisch und lateinisch mit der nämlichen Gewandtheit schrieb. Nachdem er in den italienischen Feldzügen mitgekämpft und kriegerische Erfahrungen erworben hatte, wurde er schon 1522 in den Großen Rath aufgenommen, dann zum Landvogt in Burgdorf und 1529 zum Mitglied der Regierung erwählt. Seit dieser Zeit war er fast ohne Unterbrechung zugleich Vertreter seines Kantons bei den eidgenössischen Tagsatzungen. Im März 1531 führte er ein bernisches Heer, welches den Graubündnern gegen die Angriffe des abenteuerlichen Castellans von Musso, J. J. Medici Hülfe brachte, und es fiel ihm in Folge dessen die ehrenvolle Aufgabe zu, den Friedensvertrag zur Sicherung des Thales von Veltlin mit dem Herzog von Mailand abzuschließen. Als im Herbst des nämlichen Jahres der religiöse Bürgerkrieg in der Schweiz — der sogen. zweite Kappelerkrieg — zum Ausbruche kam, hatte N. mit 2000 Mann die Berner Grenze gegen das katholische Wallis zu decken. Das Jahr 1533 brachte dem noch jungen Manne die Ernennung zum Seckelmeister oder Vorsteher der Staatsfinanzen, eine Würde, die in der Reihe der Magistraturen als die zweithöchste galt. Bald aber wurde ihm eine großartigere Aufgabe gestellt: die Befreiung von Genf und die Eroberung des Waadtlandes. Wie die Stadt Genf, so gehörte bis dahin auch das Ufer des Genfersees bis zum Neuenburger See, der schönste und fruchtbarste Theil der heutigen Schweiz, noch zum Herzogthum Savoyen. Im Laufe des 15. Jahrhunderts warf das mächtig sich ausdehnende Bern seine Augen auf die natürliche Grenze der Eidgenossenschaft gegen Westen, und schon der Ausgang des Burgunderkrieges brachte diese Gegend mit französisch sprechender Bevölkerung in die Gewalt der Berner; im Friedensschlusse traten sie jedoch alles, mit Ausnahme des eben erwähnten kleinen Bezirkes Aelen an den früher stets in traditionellem Bundesverhältniß stehenden Nachbar wieder ab. Der Kampf der Stadt Genf um ihre politische und religiöse Freiheit, der durch die Reformationsbewegung angeregte Versuch, zu gleicher Zeit das geistliche Joch ihres Bischofs und die weltliche Herrschaft der savoischen Herzoge von sich abzuschütteln, änderte die Sachlage, da Bern die Genfer in diesem Bestreben eifrigst

unterstützte. Im August 1535 entschied sich Genf zur Reformation; allein eine zahlreiche Partei von Unzufriedenen verband sich jetzt mit den Savoyarden; sammelte sich in einer nahe gelegenen Burg Peney, schnitten der Stadt alle Zufuhr ab und brachten sie in eine höchst gefährliche Lage. Nachdem zuerst eine Schaar Freiwilliger aus Bern und Biel, worunter auch todesmuthige Frauen, den Bedrohten zu Hülfe geeilt war, entschloß sich Bern im December 1535 zum Krieg mit dem Herzog. Der listige Versuch des Königs Franz I. von Frankreich, Genf für sich zu gewinnen, beschleunigte diesen Entschluß wie dessen Ausführung, obwohl die Berner einen gleichzeitigen Angriff der katholischen Eidgenossen besorgen mußten. Am 22. Januar 1536 waren 6000 Mann gerüstet und gesammelt und wurden von dem Reformator Berchtold Haller feierlich zum Auszug geweiht. Hans Franz N. wurde mit deren Führung betraut. Am 24. Januar wurde die Grenze überschritten, und ohne ernstlichen Widerstand zu finden, da die Freunde der neuen Lehre auch im Waadtlande die Berner freudig begrüßten, eilten die Berner gerades Weges nach Genf. Am 2. Februar schon zogen sie als Befreier in die schwer bedrängte, fast ausgehungerte Stadt und wurden mit ungeheurem Jubel begrüßt. Für den Feldherrn N. war es ein Ehrentag, wie er nur selten einem Krieger zu Theil wird. Dieser wollte indessen nicht dabei stehen bleiben, wenige Tage später setzte er seinen Marsch fort, besetzte das südliche Ufer des Genfersees, erstürmte die als uneinnehmbar betrachtete Grenzfestung l'Ecluse in den Schluchten der Rhone und zwang das ganze Waadtland, der Stadt Bern als ihrem neuen Oberherrn zu huldigen. Schon am 1. März war N. wieder in Bern. Ein zweiter noch kürzerer Feldzug brachte noch in dem nämlichen Monat auch den dem Bischof von Lausanne als weltliches Gebiet zugehörigen Theil der Waadt, mit seiner schönen Residenzstadt, in die Hände der Berner, sowie das feste Schloß Chillon, wo der edle Bonnivard im Kerkergewölbe gefunden und befreit ward. Durch Klugheit, Energie und ungewohnte Schnelligkeit der Bewegung hatte N. das Unterthanenland der Stadt Bern beinahe verdoppelt, fast ohne einen einzigen Mann zu verlieren; die Stadt Calvins war befreit und ging ihrer bedeutungsvollen Zukunft entgegen, und das Waadtland war für immer ein Theil der Schweiz geworden. Es war nur eine verdiente Anerkennung, als N. im Jahre 1540 durch das Zutrauen seiner Mitbürger als Schultheiß an die Spitze des Staates gestellt wurde. Noch im Sommer 1536 war er mit einer Sendung an den König von Frankreich beauftragt und sodann zum zweiten Male nach Genf geschickt worden, um das Resultat seines kriegerischen Sieges auch diplomatisch zu sichern. Es galt vorzüglich französischen Umtrieben entgegenzuwirken. Schließlich häuften sich indessen die Schwierigkeiten, welche die katholischen Kantone der Eidgenossenschaft, in Verbindung mit Spanien und Savoyen, den Bernern zu bereiten verstanden, so sehr, daß der Schultheiß N. selbst es für zweckmäßig erachtete, den einen Theil der Eroberung aufzugeben, um den andern um so fester zu halten. Am 22. October 1564 kam unter der etwas zweideutigen Vermittelung Frankreichs ein Vertrag zu Stande, vermöge dessen Bern das Südufer des Genfersees, die beiden Landvogteien Thonon und Ternier, an Savoyen wieder abtrat, wogegen der Besitz des Waadtlandes staatsrechtlich anerkannt und gewährleistet wurde. N. selbst wirkte beim Abschluß des Vertrages mit. Im Jahre 1555 nahm er das durch Kauf erworbene Hochthal von Saanen für Bern in Besitz, und blieb, auch nachdem er 1567 die Schultheißenwürde niedergelegt, einer der einflußreichsten und geachtetsten Staatsmänner, bis er am 3. Januar 1579 starb. N. war Besitzer der schönen Herrschaft Bremgarten bei Bern, der halben Herrschaft Münsingen und anderer Güter. Aus seinem späteren Leben ist die vielfach romantisch ausgeschmückte Begebenheit be=

kannt, wie (1567) sein tödtlich mit ihm verfeindeter Amtsgenosse, der Jahr um Jahr mit ihm alternirende Schultheiß Johannes Steiger, die Hand seiner schönen Tochter und — zur Freude des ganzen Landes — die Freundschaft ihres Vaters gewonnen hat. Geist und Charakter Nägeli's vererbte sich weit weniger auf seine etwas leichtsinnigen Söhne, als auf seine Töchter, die sich mit den hervorragendsten Bernern ihrer Zeit vermählten. Sein Harnisch wurde sammt demjenigen seines Pferdes im Zeughause aufbewahrt und ist jetzt im historischen Museum von Bern aufgestellt.

R. v. Sinner, H. F. N. im Berner Taschenbuch, Jahrgang 1873 (S. 1—114). — Hidber, Waadtland wird Schweizerisch durch die Berner und den Bernischen Feldhauptmann N. (Berner Neujahrsblatt für 1861) mit Bildniß. — Lüthi, Berns Politik in der Reformation von Genf und Waadt. Bern 1885. — Tillier, Berner Geschichte Bd. III. — Vulliemin, Histoire de la confédération Suisse. — Originalacten des Berner Staatsarchivs. — Speciell für die zuletzt erwähnte Begebenheit: „Ritter Hans und Ritter Franz“, Gedicht im Schweiz. Museum 1790 (S. 135—143). — Neujahrsblatt der Stadt Zürich 1806. — Hirzel, Edle Züge aus der Schweizergeschichte. Basel 1806. — Schuler, Thaten und Sitten der Eidgenossen 1838. Abthl. II (S. 275—277). Blösch.

Nägeli: Hans Georg N., geb. am 16. Mai 1773 zu Wetzikon im Kanton Zürich, † zu Zürich am 26. December 1836, der Sohn eines Pfarrers; Componist und Musikschriftsteller. Von seinem Vater erhielt er die erste vorbereitende Pflege seiner musikalischen Anlagen; im 13. Jahre ging er zu seiner weiteren Ausbildung nach Zürich, dann später nach Bern; 1790 nach Zürich zurückgekehrt, widmete er sich ganz der Tonkunst und ließ sich dort als Musiklehrer nieder; 1792 gründete er daselbst eine Musikalien- und Verlagshandlung, mit der er eine musikalische Leihbibliothek verband. Bei diesem Unternehmen bekundete er seinen künstlerischen Sinn, indem er classische Werke wie von Bach, Händel, Frescobaldi heftweise in bis dahin nicht gekannter typographischer Schönheit herausgab. Späterhin wurde N. Mitglied des Züricher Erziehungsrathes, dann der helvetischen und Züricher gemeinnützigen Gesellschaft und 1835 des großen Rathes; wiederholt war er Präsident der schweizerischen Musikgesellschaft in Zürich. — Seit 1803 erschienen von ihm in periodischen Ausgaben Klavierwerke unter dem Titel „Répertoire des clavecinistes“, Compositionen von Clementi, Cramer, Dussek, Steibelt, Beethoven u. s. w. enthaltend. Von Pestalozzi 1809 aufgefordert, schrieb N. zuerst seine kleinere Schrift: „Die Pestalozzische Gesangbildungslehre nach Pfeiffer's Methode“ (1809) und dann unter Mitwirkung Pfeiffer's seine zweite größere Schrift, betitelt „Gesangbildungslehre nach Pestalozzischen Grundsätzen, pädagogisch begründet von Michael Traugott Pfeiffer, methodisch bearbeitet von Hans Georg Nägeli“ (Zürich 1810, Nägeli; Leipzig, Fleischer). N. wendete in diesen Schriften, den Gesichtspunkten Pfeiffers folgend, der den Musikunterricht in dem Pestalozzischen Erziehungsinstitut eingerichtet hatte, die Prinzipien der Pestalozzischen Erziehungsweise zuerst auf den Gesangunterricht an; dieses letztere Werk, worin N. ein Hauptgewicht auf die Analyse des Prinzips seiner Lehrmethode legt, ist aus diesem Grunde besonders für Lehrer instructiv. 1818 gab er unter dem Titel „Auszug der Gesangbildungslehre mit neuem Singstoff“, einen Abriß des zuletzt genannten Werkes heraus, sodann 1828 „Musikalisches Tabellenwerk für Volksschulen zur Bildung des Figuralgesanges“. N. hat seine Methode an einer von ihm gegründeten Volksschule über 20 Jahre lang selbst praktisch geübt; in Fachkreisen gilt jedoch das Vorausgehen eines ganz abstract gehaltenen „Elementarcursus“, in leeren Notenübungen bestehend, vor dem Uebergang zum eigentlichen „Liedercursus“ in Nä-

geli's Lehrgang als unmethodisch. Von 1819 bis 1825 machte N. wiederholt Reisen nach Deutschland und hielt in vielen Städten, wie Karlsruhe, Stuttgart, Tübingen, Darmstadt, Frankfurt und Mainz Vorträge über seine Kunstanschauung, die Aufsehen erregten und dann 1826 auf Beethoven's Veranlassung von der Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart unter dem Titel „Vorlesungen über Musik mit Berücksichtigung des Dilettanten" (1826) herausgegeben wurden. Das Erscheinen dieser Vorträge rief eine Polemik zwischen N. und Professor Thibaut in Heidelberg, dem Verfasser des Werkes „Ueber Reinheit der Tonkunst" hervor, die N. mit dem Titel „Der Streit zwischen der alten und neuen Musik" veröffentlichte, wie denn auch N. sonst noch manche litterarische Kämpfe führte, und außer Thibaut noch Hug, Orelli, Scherr, Hottinger u. a. seine polemische Neigung und Stärke gefühlt haben; gegen letzteren richtete er die Schrift „Erklärungen an J. Hottinger als litterarischen Ankläger der Freunde Pestalozzi's" (1811). Außer den kritischen Aufsätzen Nägeli's, die zeitweise in der „Leipziger musikalischen Zeitschrift" und anderwärts erschienen, sind noch besonders zu erwähnen ein in der eben genannten Zeitschrift (Jahrgang 1812 Nr. 43) abgedruckter, von N. in dem von ihm gegründeten Verein zur Förderung der Tonkunst als Präsident desselben zu Zürich gehaltener inhaltreicher Vortrag „Ueber das Concertwesen"; dann „Pädagogische Rede, veranlaßt durch die Schweizer gemeinnützige Gesellschaft" (1830), ferner „Umriß der Erziehungsaufgabe für die gesammte Volksschule u. s. w." (1832).

Nägeli's Verdienste als Componist bestehen vorzugsweise in Compositionen für die Singstimme; er schrieb Chorgesänge, sechs Sammlungen 3- und 4stimmiger Gesänge für Kirche und Schule, ferner ungefähr fünfzehn Sammlungen für eine Stimme mit Klavierbegleitung, darunter das den Volkston treffende Lied Usteri's „Freut euch des Lebens", das 1794 mit Begleitung der Harfe oder des Klaviers zuerst erschien, dann eine lange Reihe von Motetten; ferner componirte er auch Toccaten für Klavier. Insbesondere aber hat sich N. verdient gemacht durch seine zahlreichen Compositionen für Männerchor: seine hierher gehörigen Arbeiten umfassen acht Hefte mit über 200 Männerchören, die eine ungewöhnliche Verbreitung fanden. Wenn auch die meisten derselben heute als veraltet nicht mehr gesungen werden, so sind doch noch manche ihrer frischen, kräftigen, ungesuchten Melodien und ihres kernigen Gehaltes wegen werthgeschätzt und werden, wie die Chöre „Es klingt ein heller Klang", „Stehe fest, o Vaterland" u. a. stets Eigenthum der Männergesangvereine verbleiben. Das Hauptziel seiner Thätigkeit war darauf gerichtet, dem Chorgesang und vornehmlich dem Männerchor allgemeine Ausbreitung zu verschaffen und den Gesang als Bildungsmittel zum Gemeingut aller zu machen; N. ist der Begründer der schweizerischen Männerchöre und der Gesangsfeste; mit Recht begrüßte man ihn in diesen Vereinen später mit dem schönen Namen „Vater Nägeli". Schon 1811 veranstaltete er in seinem 1805 gegründeten und bis 1824 bestehenden „Singinstitut" zum ersten Male eine öffentliche Aufführung von vierstimmigen Männerchören seiner Composition. Angeregt durch seinen persönlichen Einfluß und seine Compositionen entstanden zunächst in Zürich und dann auch in vielen andern Kantonen zahlreiche Gesangvereine. N. selbst gründete außer dem genannten „Singinstitut" auch den schon erwähnten, über die ganze Schweiz allmählich sich ausdehnenden großen Verein zur Förderung der Tonkunst, den er als wiederholt gewählter Präsident mit Umsicht leitete, und schließlich 1828 den „Musikalischen Frauenverein". Das Bedürfniß nach stets neuen Schöpfungen in dieser bisher an Stoff nicht sonderlich reichen Kunstrichtung des Männerchores steigerte mit den an N. herantretenden Anforderungen seine Productionskraft zu großer Fruchtbarkeit, da er den Gesangvereinen stets neuen Singstoff

zuführen mußte, um das Interesse wach zu halten, ohne welche Anregung die schweizer Männerchöre wol nie ihre hohe Ausbildung erlangt hätten. Seine hieher zählenden Compositionen trifft theilweise der Tadel einer gewissen Gleichförmigkeit, was wol die Folge einer durch stete Anforderungen allzusehr gesteigerten Thätigkeit sein mag; mehr begründet erscheint der ihm als Leiter und Lehrer von Gesangvereinen gemachte Vorwurf über Mangel an genauer Einübung. Mit einem Talent für das Leichte, die Menge Ansprechende verband N. doch einen ernsten Sinn für das tiefere Studium classischer Musikwerke, was seine Kritiken, Streitschriften sowie seine sonstigen Vorträge bekunden. Durch seine Verzeichnisse, die mit großer antiquarischer Kenntniß verfaßt sind, brachte er eine gewisse Wissenschaftlichkeit in den Musikhandel. — In pädagogischer Hinsicht ist Nägeli's Bemühen, den Gesangunterricht sowie die Musik überhaupt als allgemeines Bildungsmittel zur Anerkennung, ferner die Pestalozzische Idee und Methode beim Gesangunterricht in Theorie und Praxis zur Anschauung und Verwerthung zu bringen, von großer Bedeutung. N. nannte sich selbst einen Pestalozzianer und mit Recht, wovon seine Ausführungen über die Persönlichkeit Pestalozzi's und seine Anschauungen in seiner „Pädagogischen Rede" Zeugniß geben. An der Schulreform des Züricher Kantons nahm N. regen Antheil und wohnte als Mitglied des Erziehungsrathes den Sitzungen desselben regelmäßig mit stetem Interesse bis zu seinem Lebensende bei. In dankbarer Anerkennung seines Strebens wird er im Schweizerland als „der Vater des Gesangs" gefeiert.

Biographie von Hans Georg Nägeli nebst Porträt. Zürich 1837. — Der deutsche Männergesang, seine Entstehung und Weiterentwickelung, eine histor. Skizze von J. Schwager. Kaiserslautern 1879. — Dr. E. Petzold's Handwörterbuch für den deutschen Volksschullehrer. 2. Aufl. bearbeitet von J. Kroder. — Dr. J. B. Heindl, Biographien der berühmtesten und verdienstvollsten Pädagogen und Schulmänner aus der Vergangenheit. — Hans Nägeli, Erinnerungen bemerkenswerther Lebensereignisse von Bierer. Zürich 1844. — Pädagogische Realencyklopädie von K. G. Hergang. 2. Bd. S. 287. — H. G. Nägeli. Festrede zur Einweihung seines Denkmals, gehalten zu Zürich am 16. Oct. 1848. — Scherr, Handbuch der Pädagogik. I. Band.

Binder.

Nägeli: Sebastian N. von Bern (ca. 1490—1549), ein älterer Bruder des späteren Schultheißen Hans Franz N., hatte sich dem geistlichen Stande gewidmet und erlangte, durch das Ansehen seiner Familie gefördert, sehr rasch eine Anzahl bedeutender Pfründen. Er war Chorherr des reichen Stiftes zu Zofingen, ebenso zu Neuenburg und zu Straßburg. Am 9. Juli 1526 wurde er an die Stelle des bereits zur Reformation übergetretenen Nicolaus von Wattenwyl zum Propst des St. Vincenzenstifts zu Bern erwählt. Noch protestirte er 1527 vor der eidgenössischen Tagsatzung gegen den Beschluß, welcher die nicht residirenden Chorherren zu Neuenburg ihrer Beneficien entsetzte, aber im Januar 1528 erklärte auch er sich in Folge der Berner Disputation mit der Stadt Bern und ihrem Unterthanenlande für die Reformation. Er verlangte und erhielt übrigens, als der letzte Propst des nun aufgehobenen geistlichen Collegiums, eine reichliche Abfindungssumme, trat in den Dienst des Staates über, wurde 1534 zum Mitglied des Großen Rathes ernannt und 1536 als erster Landvogt in dem durch seinen Bruder Hans Franz für Bern neu eroberten Lausanne eingesetzt. Als solcher war er Abgeordneter der Berner Regierung bei der Disputation in Lausanne, welche vom 1. bis 8. October 1536, in Gegenwart von Calvin, Wilhelm Farel und Peter Viret, auch für das Waadtland und den größten Theil der westlichen Schweiz überhaupt den Sieg der neuen Lehre für immer entschieden hat. Mit großer Energie vollzog er nun die angeordnete Beseitigung der Bilder

und Altäre aus den Kirchen des alten Bischofssitzes und seiner Umgebung. Sebastian N. starb 1549, nachdem er sich um die Befestigung der neuen Zustände und Einrichtungen im Waadtlande bedeutende Verdienste erworben.

v. Tillier, Berner Geschichte Bd. III. — v. Stürler, Die Urkunden der Bernischen Kirchenreform. — Lüthi, Berns Politik in der Reformation in Genf und Waadt. Blösch.

Nägelsbach: Karl Friedrich v. N., Dr. phil. u. theol., berühmter Pädagog und Docent, geb. am 28. März 1806 zu Wöhrd bei Nürnberg, † am 21. April 1859 zu Erlangen. Sohn eines preußischen, dann baierischen Justizbeamten, besuchte er von 1814 an das Gymnasium zu Baireuth, wo er durch G. A. Gabler (s. d.) ebenso eine philosophisch-religiöse Richtung erhielt, wie er von Joh. Chr. Held (s. d.) mit begeisterter Liebe zu den alten Classikern erfüllt wurde. Einige Monate konnte er auch am Ansbacher Gymnasium den Unterricht von J. A. Schäfer, Bomhard und des Pfarrers Lehmus genießen. Das letzte Schuljahr verlebte er wieder in Baireuth. Im Herbst 1822 bezog N., trefflich vorbereitet, die Universität Erlangen, um dort eine seelsorgerische Freundschaft von Hofrath Heller und die vielseitigste Anregung und Förderung von L. Döderlein zu erfahren, dessen dankbarer Schüler er zeitlebens in Wort und That blieb; daneben studierte er Theologie und hörte die Predigten des Professors Krafft, doch studirte er auch Hegelsche Philosophie. — Ein herrlicher Freundeskreis voll wissenschaftlichen Strebens, voll Patriotismus und glühender Begeisterung für alles Hohe und Edle — die meisten gleichfalls Mitglieder der Burschenschaft — schloß sich damals zu einem idealen akademischen Leben mit N. zusammen (z. B. Rud. Wagner, Briegleb, K. Hase, Dekan Dittmar, Hofrath Dietz, dazu Oberconsistorialpräsident v. Harleß, Oberconsistorialrath R. Höfling, Bäumler, Bürger, Pfarrer Gust. Heinr. Schneider u. a.). Ein Semester wurde noch in Berlin Böckhs Vorträgen und besonders Hegel gewidmet, mit Verständniß und großem Gewinn für allgemein wissenschaftliche Auffassung und Methodik, ohne jedoch sonst durch diese Richtung sich beirren zu lassen. — Das philologische Examen bestand N. mit Auszeichnung; der fast gleichzeitige Tod seines Vaters war jedoch ein doppelter Verlust für ihn; doch wurde N. auf Veranlassung Roth's als Verweser der Oberclasse nach Nürnberg berufen und erhielt im J. 1827 die Professur der ersten Gymnasialclasse (Ober IIIa). Wieviel er Roth neben Held verdankte, hat er in der Widmung seiner Lat. Stilistik ausgesprochen; man muß aber Schüler Nägelsbach's aus jener Zeit sprechen hören, um die ausgezeichnete Wirksamkeit dieses jungen Lehrers zu ermessen, welche auch Roth (in seiner Gymnasialpädagogik Anh. II S. 363) rühmt. — Mit diesem arbeitete N. das I. und II. Heft der lateinischen Stilübungen aus 1829/30, dann publicirte er das von ihm allein verfaßte III. Heft 1837 (in neuen Auflagen durch Schüler des Verfassers besorgt, gegenwärtig die sechste im Gebrauch). Das Schulprogramm „De particulae γε usu Homerico“, 1830 war gleichsam ein Prodromus der bahnbrechenden „Anmerkungen zur Ilias I. II nebst Excursen“, 1834; 1836 folgten „Explicationes et emendationes Platonicae“; 1838 Verhandlungen der ersten deutschen Philologenversammlung in Nürnberg, von ihm als deren Secretär redigirt. Die ersten Jahrgänge der Zeitschrift für Protestantismus und Kirche enthalten von ihm: Bewußtsein der protestantischen Kirche über die Nothwendigkeit und Methodik des classischen Unterrichts; Stabilität und Fortschritt; die Kirche und die deutsche poetische Litteratur seit der Reformation; Briefe über Kritik. In den Münchener Gelehrten Anzeigen 1838—42 finden sich von seiner Feder eingehende Recensionen von Fabri's Livius XXI sq.; Forbigers Vergil; Eyth, Klassiker und Bibel; Geppert, Ursprung der homerischen Gesänge. Im J. 1840 erschien die „Homerische Theologie“, ein epochemachendes

Werk, welches Inhalt, Umfang, Gehalt des religiösen Glaubens der Heroenzeit Griechenlands, nicht die Mythologie, an der Hand der homerischen Dichtung darzulegen suchte, theilweise aber als zu sehr „theologisch“ mißverstanden wurde, obwol der besonnene Verfasser keineswegs Christliches in Homer hineinlegte (zweite Aufl. 1861; dritte 1886).

Nach Kopp's Tod wurde N. an die Universität Erlangen zu einer höheren und reicheren Wirksamkeit berufen, 1842, nahm aber daneben noch eine Reihe von Jahren an der dortigen Prima stilistischen Unterricht und Correcturen seinem verehrten Lehrer Döderlein ab. — Es ist kaum eine Persönlichkeit zu denken, welche so wie N. alle Eigenschaften besaß, um als Lehrer die studirende Jugend zu begeistern und emporzuheben. Eine stattliche Mannesgestalt, edle regelmäßige Züge, zum Herzen sprechender Blick, fließende gewählte Sprache, dabei ein ideales Wesen, glänzende Begabung, die nicht durch Scharfsinn und Witz glänzen wollte, sondern lieber das Wohldurchforschte und Durchdachte in lichtvollem Vortrage den lauschenden Hörern bot und eine selbstempfundene Begeisterung auf dieselben übertrug - so konnte und mußte N. sein Ziel, neben Pflege und Förderung der Wissenschaft, insbesondere für die Gymnasien tüchtige Lehrer heranzubilden, in schönem Verein mit Döderlein, welcher nach anderen Seiten anregend wirkte, erreichen. Dazu dienten besonders die Uebungen des Seminars, welches unter diesen sich wunderbar ergänzenden Männern seinen Höhepunkt erreichte, so daß man mit Recht von einer Erlanger Schule spricht. N. verschmähte es auch nicht, eine große Anzahl von Arbeiten, mitunter über vierzig, außer den damit wechselnden lateinischen kritisch-exegetischen Arbeiten sorgfältig zu corrigiren. — So hat er durch Wort und Schrift und vor allem durch sein Beispiel auf Generationen von Zuhörern aus allen Gauen des Vaterlandes, vorwiegend natürlich Süddeutschlands, bedeutenden Einfluß geübt und darin liegt sein bleibendes Verdienst.

Seine Vorlesungen, in denen es ihm weniger um vollständige Litteraturangaben als um den vollen Eindruck des Ganzen zu thun war, wurden von Studirenden aller Facultäten gerne besucht: die gelehrte philologische Behandlung der Autoren zeigte N. im Seminar. Seine Vorlesungen umfaßten etwa folgende Autoren und Schriften: Cicero orr. pro Sest., Rosc. Com., Phil. I. II, de domo sua; orator, de Rep. (im Seminar: pro Marcello, Somn. Scip.; Vergil), höhere Kritik der Horazischen Oden (ästhetisch-poetisch, gegen Peerlkamp), römische Satire, Juvenal, Persius; griechische Tragiker, besonders Aesch. Orestia, Soph. Aias, Antigone; Eur. Bacch. Alcest.; Aristoph. Av., Nub., Ran.; Plato Sophist., Theaet., de Rep. VI—VIII; Dem. Leptin., de cor., Chers., Phil. III u. a. Aristot. de anima. Systematisch: Lateinische Stilistik (anfangs), griechische Religionsgeschichte („nachhomer. Theologie“), römische Staatsalterthümer; Geschichte der deutschen Philologie seit der Reformation; Gymnasialpädagogik (nach seinem Tod hrsg. 1861; 2. Aufl. 1869 mit seinem Bildniß). — An Publicationen seit 1841 sind zu nennen: Jubiläumsprogramm 1843 „De religionibus Orestiam Aeschyli continentibus“; dann „De vera modorum origine“, heute noch beachtet; 1846 die bahnbrechende „Lateinische Stilistik für Deutsche, ein sprachvergleichender Versuch“, an dem „der Verfasser mehr und länger im Lehrzimmer und im Hörsaale als am Schreibtische“ gearbeitet hatte (2. großentheils umgearb. Aufl. 1852, 3. 1858; durch Schüler des Verfassers die vierte bis sechste, 1865, 1870, 1876; die siebente durch Iw. Müller 1881); ferner 1846 „Laudatio Lutheri“ an der Säcularfeier von dessen Todestage gehalten; für 1849/50 zum Prorector gewählt, sprach er über „die mögliche That für Deutschland“. — Seine deutsche Gesinnung und Vaterlandsliebe wie sein ehrenfester Charakter war überall bekannt, die studirende Jugend

schwärmte für den Mann, seine Mitbürger und selbst die Landbevölkerung achtete ihn hoch; eine ihm zugedachte Wahl in das Frankfurter Parlament lehnte er bescheiden ab, obwol er hiebei öffentlich für politische Gleichstellung aller Confessionen und in bedingter Weise für Trennung von Staat und Kirche sich erklärte. Die Wahl seiner Collegen, die ihn nach Jena sandten, wo über eine möglichst freisinnige zeitgemäße Umgestaltung der deutschen Hochschulen berathen werden sollte, hätte keinen geeigneteren Mann treffen können; zu gleichem Zweck berief ihn später sein König nach München, wo man längst N. zu würdigen verstand, welcher 1843—52 als ständiger Ministerialcommissär für die Gymnasien Baireuth, Hof, Schweinfurt, seit 1854 jährlich bei der Superrevision der Maturitätsprüfungsarbeiten in Baiern, seit 1853—58 regelmäßig bei den philologischen Lehramtsprüfungen in München mit ehrenvoller Arbeitslast betraut, trotz verschiedener lockender Berufungen (1842 als Gymnasialdirector in Elberfeld, 1845 in Weimar und Meißen, als Universitätsprofessor 1845 und 1847 nach Halle, 1851 nach Kiel, 1857 nach Tübingen) seinem engeren Vaterlande treu blieb. Dafür schmückte ihn sein König mit dem Verdienstorden vom hl. Michael und später mit dem Civilverdienstorden der baierischen Krone; correspondirendes Mitglied der kgl. baier. Akademie der Wissenschaften war er schon lange, ordentliches 1859. — Nach kleineren Arbeiten erschien 1850 die 2. Aufl. d. Anm. zur Ilias nach erweitertem Plane, besonders hinsichtlich der poetischen Structur und Motivirung der Handlung (die 3. nicht mehr von seiner Hand 1864). 1851 fungirte er bei der Philologenversammlung in Erlangen als zweiter Präsident und hielt hier einen Vortrag über den Ausgangspunkt der Fabel in der aeschyleischen Trilogie (Orestie). Um 1857 erschien der Artikel „Classikerlectüre“ in Schmids Encyklopädie, und die „Nachhomerische Theologie des griechischen Volksglaubens“, geschöpft aus den litterarischen Denkmälern (mit Ausschluß der Inschriften und Kunstdenkmäler). Obwol er selbst am wenigsten von dieser Leistung befriedigt war, fand sie doch auch weithin den verdienten Beifall und die theologische Facultät Erlangens verlieh ihm die Doctorwürde honoris causa. Dieses Werk, das letzte bedeutendere aus seiner Feder, ist ein lebendiges Zeugniß dafür, in welchem Sinne er das Alterthum allseitig zu erfassen bestrebt war; es ist derselbe, der aus seinem Vermächtniß an seine Schüler spricht: „Bewahret die classischen Studien! sonst bricht die Barbarei über uns herein; aber haltet auch fest am Evangelium! sonst bleibt das Alterthum unverstanden und bringt uns unheilvolles Heidenthum!“ Aus seinen Vorlesungen über Gymnasialpädagogik, obgleich sie so wenig als sein Bildniß das ihm eigene Feuer wiederzugeben vermögen, mag man das Weitere zur Ergänzung seines geistigen Bildes hinzunehmen. —

Eine von der Mutter (geb. Schäfer) ererbte Nervenschwäche hatte im Laufe der Jahre durch geistige Anstrengung zugenommen, so daß N. Jahre lang an Schlaflosigkeit litt, dann aber entwickelte sich unbemerkt bei dem so kräftig und blühend aussehenden Manne (in Folge einer Rippenfellentzündung 1856) eine Lungenkrankheit: weder Reichenhall noch die Luft Münchens (gelegentlich der philologischen Lehramtsprüfung im Herbst 1858) brachte die gehoffte Besserung; zurückgekehrt, konnte N. nur mit der äußersten Anstrengung seine Vorlesungen eben wieder aufnehmen; auf Bitten seiner Zuhörer stellte er sie mit dem 10. December ein, um nach längerem Krankenlager, auf welchem ihn die Sorge um die vaterländische und besonders philologische Jugend noch viel beschäftigt hatte, am Gründonnerstag 1859 sanft zu entschlafen. — Allgemein war der Schmerz über diesen Verlust; am tiefsten empfand ihn außer der Familie die Universität, deren Senat, weil die Beerdigung in die Ferien fiel, eine außerordentliche Gedächtnißfeier für den 21. Mai anordnete, bei welcher Doederlein

dem hingeschiedenen Schüler, Collegen, Freund eine meisterhafte laudatio hielt. (Vgl. dessen Oeffentl. Reden.)

Verehelicht, und zwar äußerst glücklich, war N. mit Rosalie, der trefflichen Tochter des Pfarrers Wanderer in Kreußen, aus welcher Ehe drei tüchtige Söhne in Nürnberg entsprossen: der älteste, Ludwig, war bereits Assistenzarzt am städtischen Krankenhause daselbst, als ihn der Typhus dahinraffte, December 1852; der zweite, Karl, ist gegenwärtig Professor der protestantischen Religionslehre und des Hebräischen am Gymnasium Baireuth, der jüngste, Hans, Professor der Mathematik und Physik am Gymnasium Erlangen.

Vgl. Nekrolog in der Augsb. Allg. Ztg. Nr. 190, 9. Juli 1859 von Max Lechner (später mit dem von Schneidewin, C. F. Hermann, L. Döderlein besonders hrsg. Berlin, Calvary 1864). — Thomasius' Grabrede, Erlangen 1859. — Lübker, Lebensbilder aus dem letztverfl. Jahrh. Hamburg 1862. — Stellenweise Thomasius, Wiedererwachen d. evangelischen Lebens. — Schuberts Selbstbiographie. — Jw. Mueller, De seminarii philol. Erlang. ortu et fatis. Univ.-Schrift, Erlangen 1878. — Dagegen ist nicht als Quelle zu betrachten: Weidner, Naegelsbachi vita ac disciplina. G. Autenrieth.

Nagiller: Matthäus N., Tondichter. Geb. am 24. October 1815 zu Münster im Unterinnthal, that nach Landessitte in der Jugend Hirtendienste auf den Bergen, saß dann, von seinen armen Eltern zum Geistlichen bestimmt, eine Zeitlang auf den Schulbänken, wobei das Talent zur Tonkunst sich früher entwickelte, als dem begabten Knaben die nöthigste Hülfe und Unterweisung zutheil geworden wäre. Vorerst unterrichtete ihn der Chordirector Pichler in Schwaz, dann kam N. 1834 in die Harmonielehre zu Martin Goller nach Innsbruck und endlich 1837 an das Conservatorium nach Wien; dort studirte er nach der Sechter'schen Methode unter Professor Preyer die Composition mit solchem Erfolge, daß ihm 1840 der erste Preis zuerkannt wurde. Nachdem N. noch zwei weitere Jahre in das Partiturenstudium der wichtigsten Tonwerke sich vertieft hatte, machte er sich mit muthigem Herzen, leichtem Gepäck und noch leichterem Säckel auf nach Paris. Ohne Mittel, ohne weitere Empfehlung, kaum mit der nothdürftigsten Sprachkenntniß ausgestattet, stand ihm die Gefahr nahe genug, untergetaucht zu werden. Die Wasser der bittersten Noth mögen Anfangs oft über ihm zusammengeschlagen sein. Aber mit unverwüstlichem Muth und rastloser Begeisterung rang er sich durch, obwohl „ausgestöbert bis ins Herz vom Föhn", wie der Dichter Scherenberg später von ihm sang. Glücklicherweise machte er die Bekanntschaft des edlen Heinrich von Orelli, welcher den strebsamen jungen Mann ganz zu sich nahm, Alles mit ihm theilte, ihn mit den höheren Bedürfnissen des Geistes bekannt machte, mit der Poesie des Alterthums und der Neuzeit, der zuerst Homer und Goethe mit ihm las. So wurde N., welcher übrigens den Tirolercharakter nie verläugnete, möglichst geplättet und weltläufig gemacht. Nun componirte er jene schönen Goethe-Lieder und Quartette (von denen leider die Mehrzahl Manuscript blieb), darunter das treffliche Mignonlied. N. schuf sich eine ehrenvolle, theoretische Wirksamkeit und gute Namen rühmten sich, seine Lehre genossen zu haben. H. von Orelli nahm Unterricht im Generalbaß und in der Compositionslehre, ohne jedoch bei seiner vorwiegend philosophisch-speculativen Richtung von der erlernten Technik einen mehr als theoretischen Gebrauch zu machen. Kalkbrenner übergab ihm seinen Sohn; E. Silas, der Sänger Stockhausen, der berühmte Clarinettist Iwan Müller und viele andere Künstler und Schülerinnen suchten Nagiller's Unterricht. So gelang es ihm mit der Hülfe seiner zahlreicher werdenden Freunde einen „Mozartverein" in Paris zu gründen, an dessen Spitze N. stand, welcher

seine unterdessen componirte erste große „Symphonie in Emoll“, nebst anderen eigenen Schöpfungen mit dem glücklichsten Erfolge zur Aufführung brachte. Dadurch ermuthigt, wagte N. mehrere Kunstfahrten nach Köln und von dem inzwischen nach Berlin übergesiedelten H. v. Orelli eingeladen, auch nach dieser Stadt, wo er die Freundschaft der Dichter Dr. Adolf Widmann und Christian Friedrich Scherenberg gewann. Nachdem das Jahr 1848 auch den „Mozartverein“ zu Paris gesprengt hatte, ging N. auf einer musikalischen Odyssee durch halb Deutschland, bis er endlich auf dem Gute des kunstsinnigen Freiherrn v. Goldegg bei Botzen ein stilles Eiland fand und daselbst seine „Missa solemnis“ componirte, welche zuerst 1854 in der Ludwigskirche zu München aufgeführt wurde. Ein Jahr darauf veranstaltete N. in München ein großes Concert von eigenen Compositionen, dann schuf er seine melodiöse Oper „Friedrich mit der leeren Tasche“ (Text von Eduard Ille) und die Chöre und Ouvertüre zu A. Widmann's classischer Tragödie „Nausikaa“, zwei Werke, welche allmählich zu Coburg, Wiesbaden, Innsbruck und Botzen mit der ehrenvollsten Anerkennung über die Bretter gingen und den Localpatriotismus Tirols entzündeten, ohne jedoch an einer größeren auswärtigen Bühne Annahme zu finden. Ausgezeichnet durch den kunstliebenden Herzog Ernst von Coburg, übernahm N. 1865 die Leitung des Musikvereins zu Botzen, nachdem er kurz zuvor in Hamburg mit Frl. Pauline Cruse eine sein Leben beglückende Verbindung geschlossen hatte. In einer, seinen innigsten Wünschen entsprechenden Thätigkeit arbeitete N. mit neuer Energie an der Bildung und Veredelung des Geschmacks, indem er Meisterwerke der größten Tondichter in historischer Reihenfolge zur Aufführung brachte — ein sehr dankbar aufgenommenes Beginnen, welches N. mit demselben Feuereifer bald darauf auch zu Innsbruck, wo er zugleich die Leitung des Conservatoriums führte, fortsetzte; unermüdlich berief er berühmte Namen und Kräfte als Gäste und bereitete so der Stadt Innsbruck vielfache Genüsse. N. genoß die Freude, den Traum der Jugend gereift und erfüllt zu sehen. Freilich auf Kosten der eigenen Schöpfungen, da der Dirigent bei N. ganz in den Vordergrund trat. Seine mit einem unverwüstlichen Humor wetteifernde Natur erlag unerwartet am 8. Juli 1874 einem Lungenleiden. Seine Compositionen sind bei Wurzbach verzeichnet. Nagillers Stil muß als groß, edel und klar bezeichnet werden; seine kirchlichen Tonwerke sind größtentheils dem Charakter seiner Heimath anbequemt; hier verläugnete er am wenigsten den Tiroler, der an rauschender Pracht und strotzender Vergoldung sein Herz zu weiden pflegt; Nagillers große Vorliebe für Clarinette und Oboe klingt beinahe überall durch. — Ein Portraitmedaillon modellirte H. F. Brehmer in Paris 1843, seine Büste (Friedhof zu Innsbruck) sein wackerer Landsmann Engelbrecht Kolp (1875).

Vgl. Heindl, Galerie berühmter Pädagogen, Volksschriftsteller und Componisten. 1859. II, 50 ff. — Wurzbach, 1869. XX, 36 ff. — Nekr. in B. 196 Allg. Ztg. v. 15. Juli 1874. — Egger, Tiroler u. Vorarlberger. 1882. S. 483. Hyac. Holland.

Nagler: Georg Kaspar N., Kunsthistoriker, geb. am 6. Januar 1801 zu Obersiesbach (Moosburg in Oberbaiern) als der Sohn eines unbemittelten Zimmermanns, kam, nur ungenügend vorbereitet, 1815 in die Studienanstalt in München, wo er sich durch Fleiß und ein „wörtlich treues“ Gedächtniß, welches bei ihm Zeitlebens eine so große Rolle spielte, hervorthat; bezog 1823 das Lyceum, betrieb philologische und naturwissenschaftliche Studien, ging 1826 nach dem Wunsche seiner Eltern zur Theologie über, verließ aber selbe wieder, um sich 1827 mit der Antiquarswittwe Johanna Ehrentreich zu verheirathen, worauf er als Bürger und Antiquar in die Stadtgemeinde München aufgenommen wurde. Nachdem N. mit einer Dissertation: „De Rhapsodis“, 1829

von der Universität Erlangen die philosophische Doctorwürde erworben hatte, betheiligte er sich als fleißiger Mitarbeiter an der von Dr. Jos. H. Wolf herausgegebenen „Bayerischen Nationalzeitung“ mit allerlei die Kunst und ihr historisches Gebiet betreffenden Artikeln, darunter z. B. 1834 in Nr. 102 ff. die „Geschichte der Porzellanmanufactur zu München“. Angeregt durch die vorwiegend auf historische Fächer gehende Richtung der Zeit und mit besonderer Anlage für compendienhaftes und lexikographisches Zusammenfassen, legte N. den Grund zu einem systematisch geordneten Schatz von Notizen, welche er freilich ziemlich schwerfällig und unhandsam in großen Folianten zusammenschrieb. Das gab den Grundstock zu seinem Riesenwerke, welches, sobald ihn die Idee dazu beseelt hatte, den Verfasser mit einem beispiellosen Feuereifer erfüllte. Indem er regelmäßig die Vormittage auf der Staatsbibliothek und dem Reichsarchiv verbrachte, sammelte N. ein ungeheueres Material, wozu ihm sein Antiquariatshandel (welchen übrigens zum großen Theil seine Frau besorgte) eine Menge der unentbehrlichsten Litteratur zuführte. Außer den lexikographischen Werken der damaligen Kunstforscher, wie Campe, Heller, Füßli u. A. durchstöberte N. unzählige andere Schriften über Kunst und Künstler, er sammelte mit wahrem Bienenfleiße biographische Originalmittheilungen lebender Künstler, trug aus Zeitschriften, Galeriekatalogen, aus Zunftbüchern und anderen archivalen Urkunden, endlich auch aus dem Augenschein der Originalbildwerke ein staunenswerthes Wissen zusammen. Glücklicherweise besaß ein ihm befreundeter Verleger genug Muth und Einsicht, um das große Werk zu wagen, dessen erster Band schon im Jahre 1835 mit einer vom 3. April datirten Vorrede erschien: „Neues Allgemeines Künstler-Lexikon oder Nachrichten aus dem Leben und den Werken der Maler, Bildhauer, Baumeister, Kupferstecher, Formschneider, Lithographen, Zeichner, Medailleure, Elfenbeinarbeiter, bearbeitet von Dr. G. K. Nagler“. München 1835 bei Fleischmann. XII und 564 S. 8°. Die auch im letzten Bande wiederholte Dedication ist an den Herzog Maximilian von Baiern gerichtet, welcher überhaupt im Rufe eines den Künstlern wohlgeneigten Mäcen stand und während mehr denn eines halben Jahrhunderts zahlreiche Huldigungen von den verschiedensten Schriftstellern empfing. Ein großer Theil des Nagler'schen Werkes ist, wie der allzeit bescheidene Mann selbst gesteht und wie dieses auch nicht anders sein konnte, überliefertes Gut, doch ein ebenso großer Theil ist — nach der richtigen Bemerkung seines Biographen Marggraff — sein alleiniges Eigenthum, ein Hauptvorzug desselben aber die sorgfältige Aufzählung der Originalarbeiten der Künstler und der darnach gefertigten Kupferstiche, Lithographien, Farbendrucke und anderweitigen Reproductionen, wie nicht minder ihrer Holzschnitte und eigenhändigen Radirungen, die wenigstens nach der damaligen Kunstwissenschaft als eine annähernd vollständige angesehen werden kann. Daß es Mißgriffe, Irrthümer und Fehler gab, wußte N. am besten und bat beinahe in jeder Vorrede um wohlwollende Nachsicht und Belehrung. Bei dem ungewöhnlichen Umfange des zu bewältigenden Stoffes, bei der überreichen Fülle von Namen und Thatsachen, die in den meisten Fällen erst noch zu sichten und zu ordnen war, bei dem damals noch so unvollkommenen Standpunkt der Kunstforschung und ganz unkritischen Gemäldekenntniß (wie verwahrlost waren die Galeriekataloge!); bei der Nothwendigkeit sich auf das trügerische Urtheil Anderer zu verlassen: „Unter diesen u. anderen Umständen hätte jedes Bemühen, das Werk in mangelloser, sachlicher und sprachlicher Vollendung, frei von allen Ungleichheiten und Flüchtigkeiten der Behandlung herzustellen, an der Unvermeidlichkeit der Klippen und an dem Drange der Verhältnisse, die zur Eile mahnten, nothwendig scheitern müssen.“ Indessen war doch ein breites und sicheres Fundament gelegt, auf welchem fort-

gebaut werden konnte. N. hielt beim Fortgange seiner an Umfang täglich wachsenden Arbeit möglichst gleichen Schritt mit der kunsthistorischen und kritischen Forschung, ihm entging nicht leicht eine irgendwie bemerkenswerthe neue Thatsache und Ansicht, mochte sie in einem Buche oder in den Spalten eines Journals auch noch so versteckt liegen; der reine Gewinn ist nicht hoch genug anzuschlagen. Auch hat N. selbst manchen dunklen Punkt glücklich beleuchtet, manche Frage zur Entscheidung gebracht oder doch ihr näher geführt; immerdar aber wird man zu seinem Werke als einer Quelle zurückkehren müssen, welche selten versagt, meist die genügende, häufig noch eine überraschende Auskunft gewährt.

Habent sua fata libelli — und erst ein solches, durch achtzehn Jahre laufendes Werk! Es war ursprünglich nur auf sechs Bände berechnet. Als es sich aber über den sechsten, den siebenten, den achten Band hinaus in eine nicht übersehbare Reihe weitere Bände ausdehnte, fiel auch nicht ein Abonnent ab, vielmehr steigerte sich die Zahl derselben, und als das Werk schließlich, im Jahre 1852, mit dem zweiundzwanzigsten Bande zu Ende ging und bald vergriffen war, fing es erst recht an, in der Theilnahme des Publicums zu wachsen. Inzwischen war der gedruckte und noch unversendete Vorrath zweier Bände, welcher in einem Keller der Frauenhoferstraße lag, bei der großen Isarüberschwemmung des Jahres 1852 zu Grunde gegangen; dem Wunsche des Verlegers, das Fehlende durch eine neue Auflage zu ersetzen, widersprach N., welcher eine verbesserte Ueberarbeitung plante, so daß nun für viele Besitzer und Bibliotheken nichts anderes übrigblieb, als die beiden fehlenden Bände — abschreiben zu lassen. Vollständige Exemplare des Lexikon stehen heute im Antiquarpreise höher als ehedem neu im Buchhandel.

Von dem fabelhaften Fleiße des Verfassers zeigt die verhältnißmäßig rasche Folge der einzelnen Bände. Noch in demselben Jahre 1835 folgte der zweite Band (mit einer Vorrede vom November), im Januar 1837 der vierte und schon im Juli 1838 konnte N. in der Vorrede zum sechsten Bande verkünden, seine Materialien lägen schon bis zum Ende bereit! Und welche Mühe von Untersuchungen steckt darinnen! z. B. nur in den Artikeln über den Meister E. S. 1466 und H. W. 1482 (9. Bd.)! Der zwölfte Band (November 1842) brachte den Artikel „Rembrandt“ (S. 412—548), der dreizehnte Band (Februar 1843) die Arbeit über „Rubens“ (S. 513—604), der vierzehnte Band (November 1844) die Riesenartikel über „Giovanni“ (S. 274—285) und „Raphael Santi“ (S. 285—589) und schon ein Jahr darauf erschien der fünfzehnte Band mit „Martin Schön“ (S. 424—454) und „Heinrich Schön“ (S. 459—462) in welchem N. den Baumeister entdeckte, welcher für Herzog Maximilian (den späteren Churfürsten) den Residenzbau schuf! — ein Fund, welcher hartnäckig ignorirt wurde, bis neuestens Haeutle (Gesch. der Residenz. Leipzig 1883) die Richtigkeit von Nagler's Forschungen — zugleich auch andere gleichzeitige baierische Künstler, welche N. zuerst urkundlich nachwies — glänzend durch weitere Resultate bestätigte. Andere Musterarbeiten sind beispielsweise die Biographien über Simon Schmidt (Bd. XV, S. 358—366) u. Senefelder (Bd. XVI, S. 239—270) von denen Jeder die Priorität in Erfindung der Lithographie beansprucht. Die Vorrede zum achtzehnten Band (November 1848) ist unter „Freiheitsgetümmel und slavischem Kanonendonner“ geschrieben, die natürlich unseren Autor in der regelmäßigen Fortführung der gewohnten Arbeit nicht behelligten, welcher im November 1852 das für einen Mann fast überwältigende Werk mit dem zweiundzwanzigsten Bande und den bescheidenen Worten schloß: „O! das Menschenleben ist Stückwerk, nur mit Sorgen kann ein halbes Ziel erreicht werden. Ich sehe mit Betrübniß, daß Vieles unerreicht geblieben

ist und theilweise bleiben mußte!“ Zugleich verwies er auf sein ergänzendes „Monogrammisten-Lexikon“, welches alsbald beginnen sollte, da „in wenigen Wochen“ — aus denen doch mehrere Jahre wurden — das Material geordnet wäre!

Um Nagler's Leistungen gebührend zu würdigen, ist noch ein statistischer kurzer Rückblick gestattet. Jeder Band umfaßt durchschnittlich 564—572 Seiten, nur der 12., 15. und 22. (letzterer mit bloß 368 S.) sind etwas zurückgeblieben, dagegen bietet der 14. Bd. 589 und der 13. gar 604 Seiten. Das macht zusammen 12,507 Seiten, welche in monatlichen Lieferungen von 6 Bogen (der Buchhändlerpreis betrug per Bogen 6 Kreuzer) erschienen. Das Alles leistete der eine Mann, ohne Beihülfe, ohne Mittel und Vermögen oder Subvention, einzig mit seiner Hand und den beiden scharfblickenden Augen! das mußte Alles, abgesehen von der mühseligen Materialsammlung und -Sichtung, geschrieben und gelesen sein, dazu noch die ganze Mühwaltung der unvermeidlichen, so musterhaft und sauber gemachten Correcturen und der letzten Revision! Und das Alles für ein heutzutage unglaublich geringes Honorar von 10 Gulden per Bogen — freilich in einer Zeit, wo ein Gulden noch mehr werth war, als jetzt ein Fünfmarkstück. Anerkennung widerfuhr ihm wenig, außer daß Herzog Max in Baiern und König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen den Autor durch Verleihung goldener Medaillen für Kunst und Wissenschaft auszeichneten. Die Presse und Kritik that damals noch wenig für die öffentliche Meinung, keine Akademie dachte daran den Verfasser des Künstlerlexikon's als Ehrenmitglied aufzunehmen, die Conversationslexika ignorirten seinen Namen und schrieben ihn dafür wacker aus, sogar Prof. Fr. Müller, welcher ein populäres Lexikon: „Die Künstler aller Zeiten und Völker“ (Stuttg. 1857 ff.) herausgab, nützte ihn unverzeihlich aus, ohne seine Quelle mit einer Silbe zu nennen Nur der „Historische Verein von Oberbaiern“ wählte ihn in seinen Ausschuß, wofür N. jahrelang in den jeweiligen Monatsversammlungen belebende Vorträge hielt und viele seiner mühsamsten Forschungen der Vereins-Zeitschrift ohne Honorar überließ. Jeden Vormittag verbrachte N. materialsammelnd auf der Bibliothek, im Kupferstichcabinet oder im Archiv; Nachmittags saß er an seinem Pulte in dem engen, einzimmerigen Laden, in welchen man durch eine Glasthüre (welche zugleich als einziges Fenster diente) unmittelbar von der „Dienergasse“ hereintrat und schrieb und schrieb, Abends noch bei einer kleinen grünen Blechlampe; nur sehr vertraute Bekannte und wenige Freunde traten hier ein; wir Studenten hatten selten den Muth öfter anzuklopfen, nachdem der Inhaber erklärte, daß er keine Lehr- und Schulbücher führe. Seine gewerblichen Geschäfte als Antiquar waren unerheblich; Jahre lang bekleidete er in der Landwehr den Posten eines Quartiermeisters. Trotzdem fand N. unter Sorgen und Arbeiten noch Zeit und Muße zu umfassenden topographischen Studien in Bezug auf München und dessen mittelalterlichen Baudenkmale und Sculpturen, welche er in drei Fortsetzungen unter dem Titel: „Beiträge zur älteren Topographie von München“ im Archiv des Hist. Vereins f. Oberbaiern. 1847—1850 (zweite, umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. München 1863) niederlegte. Das kleine, von 1834—1862 neunmal überarbeitete und verbesserte Büchlein: „Acht Tage in München“, darf hierbei nicht übersehen werden. Auch verwerthete er seine Kunststudien in den Monographien: „Raphael als Mensch und Künstler“ (München 1835 bei Fleischmann) und „Albrecht Dürer und seine Kunst“ (ebendaselbst 1837), daran schloß sich die biographische Skizze über „Michel-Angelo Buonarotti als Künstler“ und der Separatabdruck: „Leben und Werke des Malers und Radirers Rembrandt van Ryn“ (1843). Außer dieser schriftstellerischen Thätigkeit hielt N. seit 1836 an der kgl. Baugewerkschule auch Vorträge über Geschichte der Archi-

tektur, mit besonderer Rücksicht auf das Volksbauwesen, welche ihm gerade wenig Vorbereitung verlangten und wöchentlich nur zwei Stunden kosteten, aber auch so bescheiden honorirt wurden, daß auf die Stunde kein ganzer Gulden fiel!

Schon frühzeitig hatte N. sein Interesse den Monogrammisten zugewendet, d. h. jener Classe von bekannten und unbekannten Künstlern aller Gattungen und Schulen, welche sich zur Bezeichnung ihrer Werke eines figürlichen Zeichens oder der Initialen und Verkürzungen ihres Namens bedienten. N. faßte seine Aufgabe in weiterem Sinne als Bartsch und Brulliot; Zufall, glückliche Funde mehrten unerwartet die Ausbeute, in erfreulichster Weise aber begünstigten viele ehrenwerthen Sammler die Ausführung des Unternehmens, wie Joh. Andr. Börner in Nürnberg, Passavant zu Frankfurt, R. Brulliot in München, Freiherr v. Löffelholz in Frankfurt, C. Becker und R. v. Retberg, G. E. Harzen in Hamburg und Rud. Weigel in Leipzig. Das erforderte freilich damals noch eine sehr kostspielige und zeitzersplitternde Correspondenz; außerdem durchmusterte N. Hunderte von Galeriewerken und -Katalogen, zahllose Journale, Künstleralbums, eine Unzahl kleiner Monographien über Malerei, Chalkographie, Holzschnitt-, Münz- und Antiquitätenkunde; die größte Ausbeute gewährte die Autopsie von Kupferstichen, Xylographien und anderen Kunstblättern aller Art, welche N. zur Gewinnung neuer Monogramme und Initialen, sowie zur Richtigstellung früher ungenügend edirter, im Kupferstich und Handzeichnungs-Cabinet zu München und anderswo nach Tausenden und Abertausenden durchforschte. Da sich nun die Zahl der aufgenommenen Monogramme, Initialen, Namenskürzungen auf nahezu 15,000 Nummern beläuft, die sich nach etwa 12,000 Künstlern vertheilen, „so begreifet man, welch' ein Ordnungssinn und Gedächtniß, welche Sicherheit und Klarheit des Ueberblickes dazu gehörten, diesen für ein gewöhnliches Auge kaum übersehbaren Stoff, diesen Reichthum an kunstgeschichtlichen und kunstarchäologischen Thatsachen und Fragen, die sich an die Monogramme, an die bekannten und unbekannten Träger derselben knüpfen, zu bewältigen, und diese Tausende von oft gleichartigen Zeichen und Namenszügen nach vorausbestimmtem Plane in geeigneter Sonderung und Reihenfolge zu halten und jedesmal für die rechte Stelle aufzubewahren, ihren Schnitt zu überwachen und zuletzt das Einzelne kritisch gesichtet einzuordnen und wissenschaftlich zu erörtern."

Die „Monogrammisten" erschienen bei G. Franz in München von 1857 an heftweise. Der 1. Bd. mit XVIII Seiten Einleitung umfaßt 1088 Seiten mit 2594 Nummern aus den Buchstaben A—CF; er trägt auf dem Schlußtitel die Jahrzahl 1858; der 2. Bd. 1860, XVIII und 1121 Seiten CF—GI in 3144 Nummern; der 3. Bd. 1863, IV und 1143 Seiten GK—IML in 2956 Nummern. Während der 4. Band im Drucke war, starb der Chef der Verlagsbuchhandlung und kurz darauf, als mit den Erben desselben die Auseinandersetzungen geordnet schienen, rief der Tod am 20. Januar 1866 den Autor aus dem Leben und beraubte ihn nicht nur der Freude, das große Werk vollendet zu sehen, sondern stellte das ganze Unternehmen in Frage, bis Dr. A. Andresen die Redaction übernahm (4. Band 1871, 1155 S. IMM—SH in 4134 Nummern). Als nun auch dieser unerwartet im besten Mannesalter am 1. Mai 1871 die Augen schloß, führte C. Clauß den 5. Band 1879 zu Ende (S. V. Z. II und 436 S. mit 2133 Nummern). An Zahl der Artikel überragt Naglers Werk alle seine Vorarbeiter, die Masse des neuen und berichtigenden Materials ist höchst ansehnlich, doch mußten während der Arbeit viele Notizen und Berichtigungen zurückgestellt und nachgeliefert werden, wodurch die Handsamkeit gerade nicht gefördert, durch gute Register jedoch wieder ins Gleichgewicht gebracht wird. Mißstände dieser Art bleiben auf einem Gebiete, wo

jeder Tag neue Entdeckungen, Funde und Berichtigungen bringt, unabweisbar. Naglers Erklärungen unbekannter Monogramme sind, wie sein Nekrologist Dr. Rudolf Marggraff (im XXIX. Jahresbericht des Histor. Vereins v. Oberbaiern f. 1866. S. 118 ff.) zugibt, bisweilen gewagt, auch schließt die von N. eingeschlagene historisch-kritische Behandlungsweise des Gegenstandes einzelne Irrthümer nicht aus und öfters muß man das Richtige aus den Wiederholungen und Widersprüchen verschiedener Artikel zusammensuchen: Deßungeachtet bleibt es ein bis heute noch unentbehrliches Hand- und Nachschlagebuch, welchem Jeder zu aufrichtig anerkennendem Danke verpflichtet ist. N. hat viele Künstler zu Ehren gebracht, andere aus dem Dunkel ans Licht gezogen, dabei sind fremde Forschungen mit großer Umsicht und Gewissenhaftigkeit benützt und alles Geflunker vermieden. In dem Für und Wider der Meinungen entschlug sich N. immer des Vorrechtes, eine entscheidende Stimme abzugeben, indem er sich damit begnügte, Alles gehörig abgehört und abgewogen zu haben. Er sammelte diesesmal viele Anerkennung von allen Seiten (vgl. z. B. G. F. Waagen's Besprechung in Eggers' Deut. Kunstblatt. IX. Bd. 1858 S. 51 f.), aber wenig Lohn, so daß er als armer Mann, der von der saueren Arbeit seiner Hände leben mußte, in das Grab stieg. Doch bleibt ihm der Ruhm eines unwandelbar ehrlichen Charakters, der achtungswerthe Ruf eines exacten Forschers und Gelehrten, welcher Wissenschaft und Wahrheit hoch hielt und der wissentlich nie ein falsches Wort sprach oder schrieb. Das Project eines „Münchener Kunstanzeigers“, welches N. 1864 begann und durch 2 Jahrgänge mit je 12 Nummern führte, brachte viele treffliche Artikel aus der Feder seines Redacteurs (über Dürer's „Krönung Mariä“ und den Residenzbrand 1674, über Christoph Schwarz, über „die St. Lucaszunft in München“ u. s. w.), ohne demselben im geringsten die aufgewendete Mühe und Arbeit zu lohnen. Sein Leben war voll Arbeit und Mühe — sein Name aber bleibt immerdar und in Ehren!

Hyac. Holland.

Nagler: Karl Ferdinand Friedrich v. N. war einer höheren Beamtenfamilie der fränkisch-brandenburgischen Fürstenthümer entsprossen, zu Ansbach im J. 1770 geboren. Nachdem er sorgfältig ausgebildet worden war, trat er in den Staatsdienst des Markgrafen von Ansbach und Baireuth. Hier erregte er die Aufmerksamkeit des dirigirenden Ministers Hardenberg, der ihn bald in sein Vertrauen und seine unmittelbare Nähe zog. Nachdem N. als Assessor beim ersten Senate der Kriegs- und Domänenkammer zu Ansbach gestanden, wurde er bald nach Berlin in das Ministerium berufen, wo er im Cabinetsministerium eine Stellung als Expedient der Verwaltung des fränkischen Departements, welche Hardenberg neben seiner Ministerstellung beibehielt, erhalten hatte. Als nun Hardenberg die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übernahm, trat N. 1804 als Rath in die neue Ministerialsphäre über und erwarb sich die hohe Gunst des Königs nicht allein, sondern stieg auch immer mehr in dem Vertrauen des Ministers Hardenberg. Im J. 1806 erhielt er den für ihn gewiß betrübenden Auftrag, sein engeres Vaterland, das Fürstenthum Ansbach, im Namen des preußischen Staates an die Franzosen zu übergeben, welchen Auftrag er, wenn auch mit schwerem Herzen, zur vollen Zufriedenheit seiner Regierung vollzog. Unterdessen hatte sich N. in der persönlichen Gunst des Monarchen so zu befestigen gewußt, daß selbst, als Hardenberg gestürzt war, er seine Stellung beibehielt. Und nachdem der Minister Stein, der nicht besondere Vorliebe für N. hatte, auch aus dem Ministerium schied, und vollends sein Schwager Altenstein und der Graf v. Dohna das Portefeuille erhielten, schien das launische Hofglück ihm dauernd lächeln zu wollen.

Er begleitete Friedrich Wilhelm III. im J. 1809 als Vicegeneralpostmeister

auf der Reise nach St. Petersburg. Als Cabinetssecretär führte er die Privatcorrespondenz der Königin Luise, war geheimer Staatsrath noch ehe der König sein Hoflager nach Berlin zurückverlegte und war im besten Zuge noch höher zu steigen, als ihm im J. 1810 die Zurückberufung seines ehemaligen Gönners und nunmehrigen Gegners Hardenberg ein unwillkommenes Halt! gebot und eine unfreiwillige Muße auferlegte, die er mit Kunststudien erträglich auszufüllen wußte. Von 1811—1821 befand er sich großentheils auf Reisen; damals legte er den Grund zu der werthvollen Kupferstich-, Holzschnitt- und Gemäldesammlung, welche er später (mit Ausnahme der Gemälde) dem Staate verkauft hat und die heute noch eine Zierde und werthvollen Bestandtheil der betreffenden Kunstanstalten zu Berlin bilden. Hier sei auch noch erwähnt, daß N. sich ein nicht geringes Verdienst dadurch erwarb, daß er in Deutschland, namentlich aber in Baiern, durch sein rasches Handeln im Ankauf, viele Kunst- und Alterthumsgegenstände, die damals zu wahren Schleuderpreisen zu erhalten waren, sowol vom gänzlichen Untergange als auch vor der Verbringung in das Ausland errettete. Es dankt ihm mancher Gegenstand der Kunst und des Alterthums seine Erhaltung. Die in der Noth des Jahres 1815 gegebenen constitutionellen Verheißungen erwiesen sich als nichtig; die Zeit liberaler Neigungen war für Preußen dahin; die Anhänger des Alten triumphirten und N., bisher disponibler Staatsrath, ward, nachdem er 1821 zum Präsidenten des Generalpostamts avancirt war, 1823 nach Hardenberg's Tode Generalpostmeister. In dieser Stellung war er bedacht, dem preußischen Postwesen nach wohlerwogenem Plane eine bisher nicht gekannte Ausbildung zu geben. Es geschah dieses durch eine Belebung der ganzen Maschine, durch Beschleunigung und Sicherstellung aller Postexpeditionen, durch Vereinfachung des Geschäftsganges, durch Berücksichtigung begründeter Wünsche des Publikums, durch Anstellung tüchtiger Beamten, für deren Gehaltsverbesserung in eben dem Maße mehr gesorgt ward, als ihre Geschäfte und ihre Verantwortlichkeit zunahmen, durch Vermehrung der Postcurse und deren genaues Ineinandergreifen, durch zweckmäßige und bequemere Einrichtung der Postwagen, durch Uebereinkünfte mit den Nachbarstaaten. Jede Verbesserung dieser Zweige der Postverwaltung fand in herkömmlichen Mißbräuchen große Schwierigkeiten, wozu noch mehrere kamen, auf welche der Generalpostmeister nicht unmittelbar einwirken kann. So blieb für die von den Provinzialständen vernachlässigten Heerstraßen und Posten noch zu thun übrig, allein hier hätte selbst der redlichste Wille an der Allgewalt tiefeingewurzelter Mißbräuche und an der Trägheit des Bestehenden scheitern müssen. Die Unzufriedenheit des Publicums hatte, soweit sie sich in Zeitungen und öffentlichen Blättern äußerte, von jeher wenig Eindruck auf N. gemacht; eigenmächtig und stolz auf das Geleistete, kehrte er sich nicht im Geringsten an das Dreinreden unberufener Dritter. So ließ er die Eisenbahnen, für die sich gleich die öffentliche Meinung entschieden aussprach, anfangs ganz unbeachtet. Er war nicht ein geschworner Feind derselben, aber der große Lärm, den diese Neuerung hervorrief, hatte den jugendlich energischen Generalpostmeister, der unterdessen ein Greis geworden, verstimmt. In seiner Correspondenz an seinen Vertrauten, Hofrath Kelchner, finden sich viele hierauf bezügliche Stellen. Mit Verwunderung berichtete er über den Menschenzusammenlauf, über die Frequenz, deren sich die Bahn nach Potsdam zu erfreuen habe, meint aber mit vielwissender schadenfroher Miene, die Sache werde noch ein böses Ende nehmen. „Ich hasse die Eisenbahn nicht, schwärme auch nicht für sie. Der König theilt diese Ansicht.“ Einer so großen Verkehrsrevolution, wie der durch die Eisenbahn bewirkten, konnte N. allerdings sich nicht entgegenstellen, und so lief die Gleichgiltigkeit, welche der preußische Generalpostmeister gegen das neue Institut scheinbar an den Tag legte, thatsächlich bald auf eine stille Befehdung desselben hinaus.

Er hintertrieb jede Combination, durch welche die Eisenbahnen mit dem Postdienst in Verbindung gesetzt werden konnten und ging nur widerstrebend Verträge mit den Eisenbahnen ein, die Privatunternehmungen geworden waren. Ueber die steigende Heftigkeit der Angriffe, denen seine Verwaltung ausgesetzt war, mochte ihn die unausgesetzte Gunst seines Königs trösten. Er war im J. 1823 geadelt, 1824 Gesandter am Bundestag geworden und ward mit Führung der Geschäfte der Residentur bei der damals noch freien Stadt Frankfurt betraut. Der Aufenthalt in Frankfurt bot ihm Gelegenheit, wichtige sociale Verbindungen anzuknüpfen, ist ihm aber darum nicht in völlig ungetrübter Erinnerung geblieben; wie er denn auch Frankfurt in späteren Briefen an seinen Freund und Vertrauten Kelchner (A. D. B. XV, 556), ein Klatschnest nennt und sich gern darüber tröstet, daß er von den Frankfurtern vergessen sei. Diese Erscheinung hing mit seiner Stellung und Berufung eng zusammen. N. schloß sich vollkommen den Ansichten derer an, welche im Bund nur ein wirksames Polizeiorgan gegen die Ausschreitungen der Liberalen, einen Gensd'armen gegen Turner und Studenten erblickten. Auf dem Johannisberger Congreß ließ er sich vom Fürsten Metternich, dem er eine für einen preußischen Staatsmann fast allzu unbedingte Verehrung widmete, über das „höchst gefährliche Treiben“ der Burschenschaftler und Journalisten Vorlesungen halten. In den Kreisen der freier denkenden Diplomaten war es deshalb nicht gerne gesehen, und wie sich selbst in seiner nächsten Nähe Gegenstrebungen zeigten, wie wenig beliebt er bei dem Personal der eigenen Gesandtschaft war, läßt sich immerhin aus den sonst wenig zuverlässigen Mittheilungen Kombst's schließen. Kombst behauptet, in Nagler's Hause sei von einem Mitgliede der Gesandtschaft in Gegenwart und Beifall der anderen ausgesprochen worden, daß es ein glücklicher Tag für das Personal sein werde, wo man in scheinbarer Trauer der Leiche des gegenwärtigen Chefs zu folgen haben werde. N. hatte wohl die Stimmung seiner Untergebenen erkannt; er griff daher mit der ihm eigenen Energie ein, erbitterte aber freilich dadurch nur noch mehr. Der Zwist mit dem späteren Plaggeist seines Lebens: Kombst und dessen Amtssuspension sollte ihm noch bis an sein Lebensende schwere Stunden bereiten. Gegen diesen talentvollen, aber gewissenlosen Litteraten trug N. stets mit Furcht gemischten Haß. Wie Kombst seinem ehemaligen Chef gegenüber Alles für erlaubt ansah, die amtliche Stellung, die er in Frankfurt eingenommen, dazu mißbrauchte, gestohlene Actenstücke über die Reactionspartei am Bundestage zu veröffentlichen und besonders den preußischen Bundestagsgesandten grau in grau schilderte, so bot auch N. seinen ganzen Einfluß auf, um diesen unversöhnlichen Gegner mundtodt zu machen. Er ließ Kombst auf Schritt und Tritt bewachen und verfolgen, seine Freunde und Agenten konnten ihm keinen größeren Dienst erweisen, als durch Mittheilungen über das Treiben dieses Mannes. Die Enttäuschungen, welche der liberalen Partei nach den Befreiungskriegen vorbehalten waren, die Verfolgungen, welche seit den Karlsbader Beschlüssen über Burschenschaftler, Turner und wie die gefährlichen Schwärmer für Deutschlands Einheit heißen mochten, verhängt wurden, hatten manche politisch Verdächtige, nicht den schlechtesten Theil der Nation gezwungen, im Auslande das bittere Brot des Exils zu essen. In all diesen Flüchtlingen sah N. die Mitverschworenen Kombst's. Kein Name ist in die politischen Untersuchungen, in die dunklen Schliche des geheimen Polizeiwesens jener Tage tiefer verwickelt als der Nagler's. Als Generalpostmeister hatte N. sein Departement instruirt, daß ihm von allen Orten, wo preußische Postbeamten saßen, Nachrichten zukamen. Sie mußten alle Schriften, die den Chef in politisch oder socialer Beziehung interessirten, einschicken. In Saarbrücken saß Opfermann, der die französischen Depeschen öffnete und perlustrirte und Briefe, die von Bedeutung waren, einsendete. In Wetzlar war der

Landrath v. Sparre für N. thätig. Aber auch die höheren Polizeibeamten wurden angewiesen, dem königlichen Bundeslagsgesandten von allen einigermaßen wichtigen Ereignissen, welche in ihrem Wirkungskreise vorkamen, Meldung zu machen.

Seine Grundanschauung ging dahin, daß die Post mehr Institut des Staates als Institut für das Publikum sei. Von diesem Gesichtspunkte aus mochte er wohl eine Entschuldigung für den Unfug des Brieferbrechens finden, der unter seinem Regime in Preußen ähnlich wucherte wie in Oesterreich unter Metternich und Sedlnitzky. In späteren Jahren bekannte er ganz offen, daß er sich an die „albernen Brieferöffnungsscrupel“ niemals gekehrt hätte: wollte wol einen Unterschied zwischen der in Preußen geltenden Methode, wonach man die Briefe blos perlustrire und der österreichischen, wo man sie gleich intercipire, zu Gunsten der ersteren statuiren. Er pflegte zu erzählen, daß der Meister in solchen Dingen der Großfürst Konstantin gewesen, welcher ihn einmal weitläufig davon unterhalten und geäußert habe, daß er wahrscheinlich die ausgesuchteste Sammlung von unterschlagenen Briefen besäße. Er habe sie in Maroquin binden lassen und sie machten in 33 Bänden seine Cabinetsbibliothek und interessanteste Lectüre aus.

Wie sehr man nichtsdestoweniger mit Nagler's Leistungen an höchster Stelle zufrieden war, beweist seine im J. 1836 erfolgte Ernennung zum Geheimen Staatsminister, nachdem er im vorhergehenden Jahre (1835) von seinem Posten als Bundestagsgesandter in Frankfurt zurückberufen wurde. In Berlin fuhr er fort die ganze Kraft seines hochgebildeten Geistes und seiner reichen Erfahrung seinen großartigen und weitgreifenden Reformen des preußischen und deutschen Postwesens zu widmen, wie er es auch während seiner Anwesenheit in Frankfurt zu thun gewohnt war. Grenzenlos ist der Antheil Nagler's bei der Erkrankung und dem Tode Friedrich Wilhelms III., denn er ahnte, daß eine neue Zeit andere Männer ans Ruder bringen würde. In der That ward N. nach Friedrich Wilhelms IV. Thronbesteigung immer mehr bei Seite geschoben. Obgleich er seine Stellung beibehielt, so konnte er sich im Grunde doch nicht verhehlen, daß die Zeit definitiv vorbei war, wo es darauf ankam, die frischen Bedürfnisse des Volkes zu ersticken, die Wünsche der Neuerer mit Polizeimitteln niederzuhalten und wo man den Ständen, wenn sie sich vielleicht herausnahmen politische Rechte zu beanspruchen, auf gut Naglerisch tüchtig auf die Finger klopfte. Er selbst sah dieses wol ein, denn unterm 19. März 1841 klagt er in einem Brief an Hofrath Kelchner: „Ich bin zu alt, um in alle Formen zu passen.“ Und so hat ihn denn ein gutes Geschick sanft hinweggerafft, ehe er Zeuge davon werden konnte, daß das seit 1815 begründete System in den Stürmen von 1848 kläglich unterging. Er starb am 13. Juni 1846 zu Berlin.

Briefe des Staatsministers und Generalpostmeisters v. Nagler an einen Staatsbeamten. Herausgegeben von E. Kelchner und K. Mendelssohn-Bartholdy, Leipzig 1869, 2 Bde. — Preußen und Frankreich zur Zeit der Julirevolution. Vertraute Briefe des preußischen Generals v. Rochow an den preußischen Generalpostmeister v. Nagler. Herausgegeben von Ernst Kelchner und Prof. Dr. Karl Mendelssohn-Bartholdy, Leipzig 1871. — G. Kombst, Actenstücke aus den Archiven des deutschen Bundes. Leipzig 1838 und Straßburg 1837, 1. Ausgabe; Derselbe, Der deutsche Bundestag gegen Ende des J. 1832, Straßburg 1836; Derselbe, Erinnerungen aus meinem Leben. Leipz. 1848. — Corvin, Aus dem Leben eines Volkskämpfers, Amsterdam 1861, 4 Bde. — Neuer Nekrolog der Deutschen, 1846, Bd. I, Weimar 1848. — Stephan, Geschichte der preußischen Post von ihrem Ursprunge bis auf die

Gegenwart, Berlin 1859. — König, Geschichte der Briefgeheimnißverletzungen und der schwarzen Cabinette in Preußen-Deutschland. Bern 1879 ꝛc.

Kelchner.

Nagy: Ladislaus Freiherr N. de Alsó-Szopor, k. k. Feldzeugmeister, wirklicher geheimer Rath, Inhaber des Infanterieregiments Nr. 70, Großkreuz und Commandeur österreichischer, päpstlicher, russischer, preußischer, sächsischer, toscanischer Orden, correspondirendes Mitglied der società colombaria fiorentina, Mitglied der k. k. geographischen Gesellschaft zu Wien als auch der Gesellschaft der Aerzte zu Wien, entstammt einem altadeligen ungarischen Geschlechte Oedenburg's, wurde am 23. Juni 1803 zu Vukovár in Syrmien geboren und ist am 13. September 1872 zu Graz in Steiermark gestorben, hochgeachtet als vielseitig bewährter Generalstabsofficier, sicher leitender Chef des Generalstabscorps und außergewöhnlich gelehrter Militär. N., der schon als Zögling der Militärakademie zu Wiener Neustadt, in welcher er am 17. Mai 1816 Aufnahme gefunden, sich durch bedeutende Geistesgaben und Sucht nach Selbstausbildung bemerkbar machte, trat am 19. November 1823 als der erste seiner Classe in der Charge eines Lieutenants in das Jägerbataillon Nr. 11. Am 16. Februar 1828 wurde er zum Infanterieregimente Radossevich Nr. 53 versetzt, worauf er in Berücksichtigung seiner mehrfachen Brauchbarkeit bis zum Obersten verhältnißmäßig rasch vorrückte. Er avancirte am 15. April 1831 zum Oberlieutenant, am 16. November 1837 zum Capitänlieutenant beim Infanterieregimente Bentheim Nr. 9, am 17. April 1834 zum Hauptmann, am 2. Mai 1835 wurde er zum Generalquartiermeisterstabe übersetzt, in welchem er am 1. April 1839 zum Major, am 8. Februar 1847 zum Oberstlieutenant, am 18. August 1848 zum Obersten befördert worden ist. Während dieser Periode stand N. fünf Jahre im Truppendienste, die übrige Zeit beim Generalstabe oder als Adjutant in Verwendung. Speciell im J. 1824 befand sich N. beim Hauptquartier zu Neapel, 1828 bei der militärischen Landesbeschreibung in Dalmatien und Croatien, 1831 war er Personaladjutant des Hofkriegsrathspräsidenten Feldzeugmeister Grafen Gyulai; 1832 begleitete er als Adjutant den Generalmajor Grafen Clam-Martinitz in besonderer militärisch-diplomatischer Mission nach Berlin; 1837 und 1838 benutzte er seine Eintheilung beim Occupationscorps des Generalmajor Puchner in der Romagna zu freiwilligen Recognoscirungsreisen nach Livorno, Florenz, Rom und das von französischen Truppen besetzte Ancona, über welche Orte er dem Generalstabe sehr werthvolle Berichte erstattete; 1839 und 1840 lenkte er bereits als Generalstabschef des 2. Corps in Italien die Aufmerksamkeit des Feldmarschalls Grafen Radetzky auf sich; 1841 und 1842 leitete er die Militäraufnahme im Kirchenstaate, Toscana und Lucca, wobei er das Land auch als eventuellen Kriegsschauplatz studirte; 1843 und 1844 wurde zu Wien nach seinen Weisungen die Ausarbeitung der vorerwähnten Aufnahmen vorgenommen und dieselbe in jenes großes Kartenwerk über Italien eingereiht, für welches das k. k. geographische Institut auf der Weltausstellung zu London 1863 prämiirt worden ist; 1845—1849 wirkte N. als Generalstabschef des 1. Corps, vielfach ausgezeichnet durch die hochzuschätzende Anerkennung Radetzky's. Dieselbe galt vorzugsweise Nagy's vielversprechender Thätigkeit bei den damals in Europa noch seltenen großen Uebungsmanövern; ferner seinen verschiedenfältigen geistigen Leistungen, so beispielsweise dem aus eigenem Antriebe schon mehrere Jahre vor 1848 entworfenen Plane, Pavia im Hinblick auf die kommenden Ereignisse in einen place du moment und Pivotpunkt der Operationen zu gestalten; endlich Nagy's Scharfblick, Selbständigkeit und Muth im Angesichte des Feindes. Er focht im J. 1848 am 18.—22. März zu Mailand, am 23. März zu Melegnano, im März und April in vielen Gefechten am Mincio, am 6. Mai bei

Santa Lucia, am 29. Mai bei Curtatone, am 30. und 31. Mai bei Goito, am 10. Juni bei Vicenza, am 14. Juni bei Somma Campagna, am 25. Juli bei Custoza, am 30. Juli bei Cremona, am 2. August bei Lodi und im J. 1849 am 21. März in den Treffen bei San Siro, Gamboló und La Sforzesca. Seine glänzendste That war jene bei Santa Lucia. Zur Zeit nämlich, als der mit seltener Ausdauer vertheidigte Friedhof von Santa Lucia vor der mehr als vierfachen Uebermacht des Gegners geräumt werden sollte, vermochte es N., den Corpscommandanten General der Cavallerie, Grafen Wratislaw, unter Begründung der Wichtigkeit des so lange gehaltenen Punktes, zu einem neuen Angriffe zu bewegen und hierfür auch die Unterstützung der Brigade des Generalmajors Fürsten Taxis vom Corps des Feldzeugmeisters Freiherrn d'Aspre zu erwirken. Hierauf dirigirte er persönlich mit allseits angestaunter Ruhe, Umsicht und Energie alle noch verfügbaren Kräfte in die Kampfeslinie, und als auch diese Unternehmung mißlang, war N. wieder der Erste, der nicht ruhte, bis die folgenschwere Entscheidung sich zu Gunsten des k. k. Heeres gewendet hatte. N., dessen beispielgebende Aufopferung für die Ehre der kaiserlich königlichen Waffen 1848 mit dem Ritterkreuze des Leopoldordens, 1849 mittelst Bezeugung der kaiserlichen Zufriedenheit und später mit dem Militärverdienstkreuze mit der Kriegsdecoration gelohnt worden war, kam nun Ende April 1849, weil mit den Verhältnissen in Mittelitalien wohlvertraut, in der Stellung eines Generalstabchefs zum Expeditionscorps des Feldmarschalllieutenants Grafen Wimpffen. Bei diesem Corps hat N., wie die bezügliche Relation erklärt, durch Muth und hohe militärische Begabung einen wesentlichen Antheil an den Waffenerfolgen im Kirchenstaate und besonders bei der Unterwerfung von Bologna am 16. Mai und von Ancona am 19. Juni genommen. Namentlich bei den beiden Belagerungen bewies N. ein sehr zutreffendes Urtheil in der Wahl der zur Beschießung geeigneten Punkte und in der Ausnützung des zur Verfügung gehabten Geschützes. Seine Decorirung mit dem Eisernen Kronenorden 2. Classe, an welche sich am 17. December 1854 statutengemäß die Erhebung in den Freiherrnstand schloß, war sohin eine wohlverdiente und schlug schon damals der Feldmarschall Radetzky den Obersten N. zum künftigen Nachfolger des Feldzeugmeisters Freiherrn v. Heß, Generalquartiermeisters bei der Armee in Italien, vor, indem er vor allem hervorhob, daß N. lange vor dem Eintreten der Revolution von 1848 wol der Einzige gewesen, welcher die zu ergreifenden militärischen Maßregeln richtig erfaßte und beurtheilte. N. entsprach nun auch weiterhin dem in seine Fähigkeiten gesetzten Vertrauen, so im Juli 1849 bei der Richtigstellung der mangelhaften Cernirung von Venedig, dann vom Herbste 1849 bis 22. April 1852 in der Verwendung als Generalstabschef der I. Armee unter dem General der Cavallerie Grafen Wratislaw, in welcher er am 11. November 1849 zum Generalmajor mit dem Range vom 1. Juli 1849 avancirte und im Winter 1850—1851 gelegentlich der Truppenaufstellung gegen Preußen unermüdlich und mit allseits vordenkendem Sinne für die Beschaffung der Armeebedürfnisse sorgte. Ganz besondere, durch des Kaisers Lob geehrte Verdienste erwarb sich N. ferner vom 23. April 1852 bis 5. November 1854 als Dieector der neu begründeten Kriegsschule für die Ausbildung von Generalstabsofficieren; noch während dieser Zeit, nämlich am 21. Juni 1854, wurde N. überdies zur Leitung der Section für die operativen Angelegenheiten bei der III. und IV. Armee unter Feldzeugmeister Freiherrn v. Heß beordert und entwarf er die für einen etwaigen Krieg mit Rußland erforderlichen Operationspläne. In Würdigung dieser Arbeiten ernannte der Kaiser im J. 1855 N. zum Adlatus des Generalquartiermeisters der Armee, Feldzeugmeisters Freiherrn v. Heß und am 17. Februar 1857 zum Chef der 2. Section (Operationskanzlei) beim Armeeobercommando zu Wien; am 28. Februar 1857

avancirte N. zum Feldmarschalllieutenant. Während des Feldzuges 1859 befand sich N. gleich vom Anfange Mai an als Stellvertreter des abwesenden Civil- und Militärgouverneurs in Dalmatien. Dort verblieb er bis zum 4. August und haben seine Entschiedenheit und Umsicht bei der Kampffähigmachung der festen Plätze, bei der Aufstellung von 22,000 Mann Landesmilizen und dann sein kluges Einwirken auf die dem Fürsten Danilo von Montenegro feindlich gesinnte Partei mit Erfolg dazu beigetragen, das von einer französischen Flotte und von den Rajas und Montenegrinern bedrohte Dalmatien zu schützen. Bereits am 16. August 1859 wurde N. „in Anerkennung seiner Dienstleistung in Dalmatien" die geheime Rathswürde verliehen. N. übernahm nun wieder die 2. Section beim Armeeobercommando; am 17. Februar 1860 wurde er zum Oberstinhaber des Infanterieregiments Nr. 70 ernannt, am 26. Februar 1861 durch die Berufung zum Leiter des Generalquartiermeisterstabes ausgezeichnet. In dieser verantwortungsvollen, an Pflichten reichen Sphäre wirkte N. in jeder Beziehung mustergiltig und nutzbringend; vornehmlich glänzte er aber durch die umfassende Entfaltung seiner stets vorausblickenden Schaffenskraft. So wurden seine Vorkehrungen für die Wahrung der Interessen des Reiches und des Erfolges der kaiserlich königlichen Waffen der jeweiligen Weltlage entsprechend entworfen und bis in das kleinste Detail ausgearbeitet; im Marschallsrathe beantragte er andererseits als zeitgemäße Neuerungen unter anderen die Vereinigung des Generalstabes mit der Adjutantur, einen geregelten Wechsel der Stabsofficiere des Generalstabes in ihren Verwendungen, ferner die dringend gebotene, durch die Folgen des Feldzuges 1866 bestätigte Systemisirung einer Landwehrreserve und der Befestigung von Wien 2c.; denkwürdig sind endlich seine Memoires an die Mitglieder des Reichsrathes, in welchen aufklärende Erörterungen geboten wurden über die Nothwendigkeit strategischer Rücksichtsnahme bei der Anlage von Eisenbahnen, über die Bedeutung einer Kriegsflotte, der Reichsbefestigung 2c. Leider vermochten schon damals Nagy's körperliche Kräfte nicht mehr den geistigen Stand zu halten und so wurde denn N. auf seine Bitte am 24. November 1864, an welchem Tage er in Anerkennung seiner langjährigen und vorzüglichen Dienste mit dem Eisernen Kronenorden 1. Classe geschmückt worden ist, das weniger anstrengende Commando der Festung Theresienstadt zugewiesen. In den gänzlichen Ruhestand, bei Verleihung des Feldzeugmeistercharakters, trat N. am 1. November 1865; doch schon anfangs April 1866 meldete er sich in Voraussicht des nahenden Krieges neuerlich um eine Verwendung, als welche ihm die unerwartete und traurige Bestimmung zufiel, der zur Prüfung der Armeeführung in Böhmen eingesetzten Voruntersuchungscommission beizutreten. Opferbereit genügte er auch dieser Pflicht, nach deren Erfüllung er sich schließlich nur mehr wissenschaftlichen, besonders militärischen und historischen Studien widmete. Und so ist denn das Festhalten der Erinnerung an Nagy's Lebenslauf ein wohlberechtigtes; es gilt ja einer Persönlichkeit, welche bei aller Bescheidenheit und Herzensgüte in entscheidenden Zeiten mit Selbstbewußtsein und Mannesmuth zu handeln verstand, alles Wissen und Können für die Größe Oesterreichs und seiner Heere zu verwerthen strebte, durch vorausdenkende, keiner Anregung bedürfende Selbstthätigkeit dem Staate werthvolle Dienste leistete und in deren schriftlichem Nachlasse (siehe Streffleur's österreichische militärische Zeitschrift. Wien 1872, 4. Bd., S. 195 und 196) noch eine bedeutende Anzahl durch Sorgfalt, Genauigkeit und Gedankentiefe schätzbare Abhandlungen unbehoben liegen. N. war seit dem Jahre 1854 mit der Hoffecretärswittwe Marie v. Kesaer verehelicht.

Streffleur, Oest.-milit. Zeitschrift, 4. Bd., Wien 1872. Svoboda, Die Zöglinge der Wiener-Neustädter Milit.-Akademie, Wien 1870. Schzl.

Nahl: Johann Samuel N., Bildhauer, Sohn des Matthias N., geb. 1664 zu Ansbach. Er erlernte die Anfangsgründe seiner Kunst bei Raenz d. ä.

in Baireuth, wurde später Hofbildhauer, Ehrenmitglied und Rector der Akademie der Künste in Berlin. Er verfertigte Bildwerke in Gips, den er wetterfest zu machen verstand. Sein Hauptwerk in Stein ist das Piedestal der Reiterstatue des Großen Kurfürsten auf der Langen Brücke zu Berlin. N. verließ Berlin 1718, begab sich nach Sachsen, wo er in mehreren Städten arbeitete und starb 1727 zu Jena.

Vgl. Nagler's Künstlerlexikon, 10. Bd., S. 103. v. Donop.

Nahl: Johann August N. der Aeltere, Bildhauer, geb. im August 1710 zu Berlin, † am 22. October 1781 zu Kassel, Sohn des Bildhauers Johann Samuel N. Den ersten Unterricht ertheilte ihm sein Vater, darnach soll er unter Schlüter's Anweisung und auf einer Kunstreise nach Frankreich und Italien sich weiter gebildet haben. Eine Zeit lang muthmaßlich in Straßburg thätig, wurde er im J. 1741 als königlicher Director nach Berlin berufen und schmückte die Hauptgebäude der Residenz, von Charlottenburg, Potsdam und Sanssouci mit zahlreichen Statuen, Reliefs, Vasen und Ornamenten. Im J. 1746 verließ er Berlin und begab sich nach der Schweiz, wo er neun Jahre, zumeist auf einem Landgute unweit Bern, verweilte. Hier führte er u. a. das Grabdenkmal der 1751 verstorbenen Gattin des Pfarrers Langhans für die Kirche zu Hindelbank bei Bern aus, welches von Albrecht v. Haller, von Wieland und anderen Dichtern und Schriftstellern jener Zeit über Gebühr gefeiert und durch Stiche wie kleine Modelle vervielfältigt worden ist. Vgl. Tombeau de Madame Langhans, inventé et exécuté par M. J. A. Nahl dans l'Eglise Paroissiale de Hindelbanck à 2 lieues de Berne à Basle chez Chr. de Mechel. Naal inv. et sc. gr. Fol. — Im J. 1755 ließ sich N. in Kassel nieder, wo er Professor am Collegium Carolinum und hessischer Rath wurde. Sein Meisterstück in Kassel ist die bekannte Kolossalstatue des Landgrafen Friedrich II. von Hessen auf dem Friedrichsplatze, welche von N. im Modell entworfen und von seinem Sohne Samuel N. vortrefflich in Marmor ausgeführt worden ist. N. schuf ferner vier römische Gladiatoren als Schleuderer und Discuswerfer und endlich zwei Pferdebändiger in freier Nachbildung der Dioscuren mit den Rossen auf dem Quirinal (Monte Cavallo) zu Rom.

Vgl. Nagler's Künstlerlexikon, 10. Bd., S. 103. — Jacob Hoffmeister's gesammelte Nachrichten über Künstler und Kunsthandwerker in Hessen seit etwa 300 Jahren. Herausgegeben von G. Prior. Hannover 1885, S. 81.

v. Donop.

Nahl: Johann August N. der Jüngere, Maler, zweiter Sohn des gleichnamigen Bildhauers Johann August N., geb. am 7. Januar 1752 auf einem Landgute seines Vaters bei Bern. Nachdem er bei Heinrich Tischbein d. ä. den ersten Kunstunterricht genossen, begab er sich auf Reisen nach Straßburg und Paris, wo Lesueur's Einfluß auf ihn wirkte. Von 1774—1781 lebte er in Italien, zumeist in Rom, von wo er nach Kassel zog. Im nächstfolgenden Jahre verweilte er in London und hielt sich abermals von 1783—1793 in Italien auf. Nach seiner Rückkehr wurde er Professor an der Akademie zu Kassel und 1815 Director der Classe der Malerei. Er starb daselbst nach vollendetem 72. Lebensjahre in der Nacht vom 30.—31. Januar 1825. — Sein künstlerischer Bildungsgang wurde während seines Aufenthaltes in Italien durch Hackert's Vorbild sowie durch das Studium der Natur und der Werke Claude Lorrain's und Salvator Rosa's bestimmt. Goethe gedenkt des Malers in der Monographie über Winckelmann, namentlich der im Geiste Albani's aufgefaßten „erotischen Darstellungen mit ergötzenden Landschaften“ sowie der in Sepia „sehr zart und gefällig“ ausgeführten Erfindungen, deren Technik er fortan mit Vorliebe zur Anwendung brachte. N. verdankt seinen zu Lebzeiten angesehenen

Namen der von Goethe begründeten Gesellschaft weimarischer Kunstfreunde, welche ihm 1800 und 1801 für zwei malerische Compositionen: „Hector's Abschied von Andromache“ und „Achilles am Hofe des Lykomedes“ den ersten Preis zuerkannte. Durch weitere Aufträge für den weimarischen Hof geehrt, erhielt er noch im J. 1807 den Preis bei Gelegenheit einer Kunstausstellung in Tübingen. In der Mehrzahl seiner Bilder sind historisch-mythologische Motive in landschaftlicher Umgebung dargestellt. Von den bedeutendsten Werken seiner Hand sind hervorzuheben: „Ein Opfer an die Venus“, „Castor und Pollux“, „Amor, der Venus einen Dorn aus dem Fuße ziehend“, „Ariadne auf Naxos“, „Narcissus“ u. a. m. Ueber die nach Nahl's Gemälden von Anderen gestochenen und von ihm selbst radirten Blättern vgl. Nagler's Künstlerlexikon, 10. Bd., S. 106.

Goethe, Winckelmann und sein Jahrhundert. Tübingen 1805. — Die Propyläen. 1800, 1801. — Kunstblatt. Herausg. v. Dr. L. Schorn, 1825. 6. Jahrg., S. 72. — Jacob Hoffmeister's gesammelte Nachrichten über Künstler und Kunsthandwerker in Hessen seit etwa 300 Jahren. Hrsg. v. G. Prior. Hannover 1885, S. 82—83. v. Donop.

Nahl: Samuel N., Bildhauer, Bruder des Vorigen, der ältere Sohn Johann August Nahl's, geb. am 7. März 1748 zu Bern, † zu Kassel am 10. December 1806 (nicht 1813). Er war anfänglich Schüler seines Vaters, besuchte 1771 die Akademie zu Wien, begab sich 1772 nach Paris und zwei Jahre später nach Rom, von wo er einem Rufe nach Kassel folgte, um das am 14. August 1783 enthüllte Monument des Landgrafen Friedrich II. von Hessen nach dem Modell seines Vaters in Marmor auszuführen. Von anderen Bildwerken seiner Hand sind hervorzuheben: „Ein Mädchen über den Verlust eines Vogels weinend“ (Marmor, 1789); „Ein liegender Flußgott“ (Marmor), die Büste seines angestammten Landesherrn Friedrich II. (Alabaster), die des Königs Jerôme Napoléon und seines Vaters Johann August N., ferner Reliefs im Marmorsaale zu Wilhelmshöhe bei Kassel und einige sinnige Grabmonumente. Von ihm rührt auch das aus Sandstein gearbeitete und später verstümmelte Grabdenkmal des am 21. März 1761 gefallenen hannoverschen Generals der Cavallerie Ernst Friedrich v. Reden in der Kirche zu Grünberg her. N. wirkte außerdem segensreich als Lehrer an der Kunstakademie zu Kassel mit dem Titel Professor und Rath. Von seinen Schülern sind namentlich die Gebrüder Haid und Johann Christian Ruhl bekannt geworden.

Vgl. Nagler's Künstlerlexikon, 10. Bd., S. 104. — Jacob Hoffmeister's gesammelte Nachrichten über Künstler und Kunsthandwerker in Hessen seit etwa 300 Jahren. Herausgegeben von G. Prior. Hannover 1885, S. 82. v. Donop.

Nahl: Johann Wilhelm N., Porträt- und Historienmaler, Sohn des Malers Johann August N., geb. am 22. Juli 1803 zu Kassel, † daselbst in der Nacht vom 13.—14. Juni 1880. Durch seinen Vater mit den Elementarstudien in der Malerei vertraut gemacht, wurde er von Weigand, dem späteren Hofmaler des Königs Jerôme, weiter gefördert. Er verweilte dann einige Jahre in Paris und ließ sich dauernd in Kassel nieder, wo Kurfürst Wilhelm II. ihm einige Aufträge ertheilte. Er fand jedoch weniger Anklang durch selbständige Leistungen als durch Copien. Seine nicht unbedeutende Sammlung von ca. 160 Gemälden alter und neuerer Meister, die er zum Theil von seinem Vater ererbt hatte, wurde 1881 zu Kassel versteigert.

Vgl. Beiblatt zur Zeitschrift für bildende Kunst, 1880, Nr. 42, S. 687. — Jacob Hoffmeister's gesammelte Nachrichten über Künstler und Kunsthandwerker in Hessen seit etwa 300 Jahren. Herausgegeben von G. Prior. Hannover 1885, S. 83. v. Donop.

Nahlowsky: Joseph Wilhelm N., geb. am 18. März 1812 in Prag, † am 15. Januar 1885 in Graz, besuchte die Unterrichtsanstalten seiner Vaterstadt und trat im J. 1831 in das dortige Priesterseminar ein, um dem Wunsche seiner Familie entsprechend sich dem geistlichen Stande zu widmen. Doch nach zwei Jahren wendete er sich von dieser Laufbahn ab und beschäftigte sich an der Universität von 1833 bis 1837 mit dem Studium der Rechts- und Staatswissenschaften, in welchen er aber die für eine Berufswahl erforderliche Befriedigung nicht zu finden vermochte. Ein lebhafter innerer Trieb führte ihn zur Philosophie, mit deren eifrigem Studium er sich unter Exner's Leitung acht Jahre hindurch beschäftigte; er errang auch den Erfolg, daß er (1845) an der Prager Universität zum Lehramtsadjuncten der Philosophie und hierauf (1848) zum Supplenten Exner's (welcher als Ministerialrath nach Wien abging, s. A. D. B. VI, 447) ernannt wurde. Die Wirksamkeit, welche er als Lycealprofessor in Przemysl und bald hernach als Director des Obergymnasiums zu Czernowitz ausübte, war nicht von langer Dauer, indem er im J. 1852 die ordentliche Professur der Philosophie an der Universität Olmütz übernahm, bei deren Aufhebung (1855) er in gleicher Eigenschaft nach Pest versetzt wurde. Nachdem er durch die Verhältnisse, welche in Ungarn in Folge des Octoberdiploms (1860) eintraten, seine Stelle verloren hatte, lebte er einige Zeit in Böhmen in ländlicher Zurückgezogenheit, deren Frucht auch seine erste litterarische Arbeit war. Doch bereits 1862 wurde er als Ordinarius nach Graz berufen, wo er bis zum Jahre 1878 wirkte, in welchem er durch seine leidende Gesundheit genöthigt war, in den Ruhestand zu treten. — Durch Exner war N. in die Philosophie Herbart's eingeführt worden, deren treuer Vertreter er stets blieb. In dieser Richtung bearbeitete er einen Zweig der Psychologie in der für ein größeres Publikum berechneten Schrift „Das Gefühlsleben, dargestellt aus praktischen Gesichtspunkten" (1862, 2. Aufl. 1884), sowie er auch im Gebiete der Ethik die Herbart'schen Grundsätze mehrfach entwickelte: „Grundzüge zur Lehre von der Gesellschaft und dem Staate" (1865), „Die ethischen Ideen als waltende Mächte im Einzeln- wie im Staatsleben" (1865) und hauptsächlich „Allgemeine praktische Philosophie (Ethik) pragmatisch bearbeitet" (1871, 2. Aufl. 1885). Hierzu kommen die kleineren Schriften: „Das Duell, sein Widersinn und seine moralische Verwerflichkeit" (1864) und „Zwei Reden paränetischen Inhaltes" (1866), sowie in der „Zeitschrift für exacte Philosophie" außer mehreren Recensionen ein Aufsatz „Aesthetisch-kritische Streifzüge" (1863), welcher eine beachtenswerthe Modification des formalistischen Princips der Aesthetik enthält.

Nachwort der Verlagshandlung (Veit & Co.) in der 2. Aufl. d. Allg. prakt. Phil. Prantl.

Naibod: Valentin N., geb. anfangs des 16. Jahrhunderts zu Köln, wirkte um 1563 als Lehrer der Mathematik an der dortigen Universität. Später verlegte er sich auf naturwissenschaftliche Studien und forschte den geheimen Kräften der Natur nach, wodurch er auf das Gebiet der Astrologie geführt wurde. Er stellte eine neue Methode auf, um in den Gestirnen die Schicksale der Menschen vorherzusehen und an ihre Geburt Constellationen zu knüpfen. Nach Herausgabe ausführlicher Commentare über Alchimie und Magie durchwanderte er Italien und fand endlich in Venedig den Hafen der Ruhe. Durch wissenschaftliche Thätigkeit suchte er den Verlust seines Vermögens und andere herbe Schicksalsschläge zu verschmerzen. Aus der unglückseligen Richtung aber, welcher er folgte, entstand ihm das Gefühl einer unüberwindlichen Furcht vor gewaltsamem Tode. Er schloß sich in ein unsauberes Zimmer ein, wich allem Umgange aus und lebte gleich einem Einsiedler. Als eines Tages der Hausherr bei ihm eintreten wollte, um das Miethgeld zu fordern, mußte man die ver-

schlossene Thüre gewaltsam öffnen und, wunderbar genug! die Vorhersagung Naibod's hatte sich verwirklicht: man fand seinen entseelten Körper zersetzt und verwesend auf dem Boden liegen. Der Mörder war nicht zu ermitteln, doch schien aus der Entwendung seiner Handschriften hervorzugehen, daß Neid das Motiv des Verbrechens gewesen. Man hat von ihm: „Commentarii in Alchabitium", „Astronomicarum institutionum libri tres", „In Ptolomaei Quadripartitum uberiores commentarii".

Hartzheim, Biblioth. Col. — v. Bianco, Die alte Universität Köln, Thl. I, Abthl. I. J. J. Merlo.

Naich: Hubert, Ubert, auch Robert N. genannt, ein niederländischer Tonkünstler aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, der, wie so viele seiner Landsleute, sein Glück in Italien versuchte und es wol auch gefunden hat. Ueber seine Lebensumstände sind uns keine näheren Nachrichten erhalten, nur das eine wissen wir aus seinen gedruckten Madrigalien, wovon die k. k. Hofbibliothek in Wien ein Exemplar besitzt, daß er sich Mitglied der „Accademia de li amici" nennt und daher in den 20er bis 30er Jahren in Rom gelebt haben muß. Seine Compositionen, die in vier- und fünfstimmigen geistlichen und weltlichen Gesängen bestehen, müssen einst sehr gesucht gewesen sein, denn die Verleger aller Lande: Deutsche, Franzosen, besonders aber Italiener beeifern sich, dieselben in ihre Sammelwerke aufzunehmen. Die Neuzeit hat noch wenig Notiz von ihm genommen und erst das einzige Madrigal „Rara beltà divina" veröffentlicht (Publication der Gesellschaft für Musikforschung, Bd. III, Nr. 87). Es zeigt anfänglich eine gewisse Sprödigkeit, entwickelt sich aber nach und nach zu einem anmuthigen Satze, der den gediegenen Meister verräth.

Rob. Eitner.

Nakatenus: Wilhelm N., geb. 1617 zu Gladbach im Jülich'schen, trat 1636 zu Trier in den Orden der Gesellschaft Jesu und lehrte anfangs Humaniora und Philosophie in Schulen des Ordens; später widmete er sich ausschließlich der Kanzelberedsamkeit und wurde 1675 von dem Kölner Kurfürsten Maximilian Heinrich von Baiern als Hofprediger berufen. N. erlangte einen großen Ruf als erbaulicher Schriftsteller durch sein „Coeleste Palmetum", welches zuerst 1660 erschien und sodann lateinisch und deutsch in einer unübersehbaren Zahl von Auflagen bis in die Mitte unseres Jahrhunderts herab Neudrucke erlebte. Nach Backer's Angabe (Ecrivains, Tom. I) waren in den Jahren 1660—1668 allein schon 14,000 Exemplare vergriffen. N. starb zu Aachen 1682. Werner.

Nacke, s.: **Naecke**, o. S. 201.

Nanker: Bischof von Breslau (1326—1341), von Geburt ein Pole, Sohn des Jumiram, 1308 als Archidiakon von Sendomir erwähnt, wird 1320, wo er die Würde eines Domdechanten in Krakau bekleidete, zum Bischof von Krakau gewählt, von da jedoch, nachdem er mit König Wladyslaw Lokietek in Streit gerathen und von diesem angeblich sogar eine thätliche Beleidigung zu erdulden gehabt hatte, durch den Papst 1325 nach Breslau versetzt. Für den dortigen Bischofsstuhl hatten die päpstlichen Legaten wiederholt einen Polen begehrt, da in diesem allmählich fast ganz germanisirten Lande die Deutschen und auch die deutsche Geistlichkeit, das seiner Mehrheit nach deutsche Breslauer Domcapitel nicht ausgeschlossen, gegenüber den damals besonders gesteigerten Geldansprüchen der päpstlichen Curie, welche Eigennutz und Ueberhebung seitens der Legaten oft noch besonders unerträglich machten, sich weniger gefügig zeigten. Unter solchen Umständen mußte es der neue Bischof, von den Deutschen in Schlesien allgemein als unwillkommener Eindringling angesehen, sehr schwierig finden, zu einer gedeihlichen Wirksamkeit zu gelangen, und es kam so weit, daß N. selbst den Papst um die Erlaubniß anging, wieder nach Krakau zurückkehren

zu dürfen. Endlich aber gelang es ihm, durch größere Nachgiebigkeit in ein besseres Verhältniß zu seinem von dem intelligenten Domherrn Nicolaus v. Banz geleiteten Domcapitel zu kommen; er ließ es sich auch gefallen, daß dieses ihm als einem mit den Landessitten weniger Vertrauten ein uns noch erhaltenes Formelbuch (ed. Wattenbach, cod. dipl. Siles. V) als Muster für seine Regierungs- und Canzleipraxis überreichte. Der gegen das Deutsche in Schlesien in hohem Maße erbitterte päpstliche Legat Galhard de Carceribus, zeigte sich über des Bischofs Nachgiebigkeit sehr erzürnt und schilderte ihn dem Papst als altersschwach und energielos. Vielleicht waren es nun besonders die Vorwürfe des Legaten, die N. in einem Streite mit König Johann von Böhmen, dem Oberlehnsherrn von Schlesien und seit 1335 auch directen Landesfürst von Breslau, so besonders hartnäckig machten. König Johann verlangte 1337, als gerade seine Beziehungen zu Polen sich etwas gespannter zeigten, daß ihm die an der polnischen Grenze gelegene, durch die Sümpfe der Bartsch wohl geschützte Burg Militsch, ein alter Besitz des Breslauer Domcapitels, für Kriegszwecke offen gehalten würde. Mit dem Capitel hätte er sich bei dessen Gesinnung geeinigt, aber in Militsch gebot ein Capitular, Heinrich v. Würben, der von seiner Widerspenstigkeit und Unbotmäßigkeit, auch dem Capitel gegenüber, bereits wiederholt Beweise gegeben hatte. Dessen Weigerung, das Schloß dem König zu öffnen, billigte auch der Bischof, beeinflußt durch den päpstlichen Legaten Galhard, der in einem Briefe an den Papst es ganz offen ausspricht, daß er im Interesse Polens einer Besetzung der schlesischen Grenzburg durch den Landesherrn widerstrebe. Aber die Breslauer rückten mit einer Abtheilung Kriegsvolk vor Militsch, 1339, und bewogen bei einer Zusammenkunft, die schließlich in einem Zechgelage endete, Heinrich v. Würben zur Oeffnung des Schlosses für den König. Hierüber erzürnt suchte nun N. mit einigen Domherrn, die sich dazu willig hatten finden lassen, König Johann zu Breslau im Minoritenkloster auf, wo derselbe eben in Berathung mit den Rathsherren sich befand, erzwang durch stürmisches Fordern eine Audienz und trat nun in feierlichem Ornat, ein Crucifix in der Rechten haltend, vor den König, von diesem zum ersten, zweiten und dritten Male die Rückgabe von Schloß Militsch verlangend. Als Johann kühl darauf bemerkte, das würde sich wohl nicht so gleich thun lassen, schleuderte der erzürnte Bischof mit erhobenem Crucifix dem König den Bannfluch ins Antlitz, worauf dieser zu den Umstehenden gewandt ruhig sprach: „O bei der Seele Gottes, was ist das für ein Priester, der würde gern ein Märtyrer werden, wenn nur Jemand Lust hätte, ihn dazu zu machen", worauf er sich abwandte, und das Zimmer verließ. Als die Breslauer Rathsherren dann dem Bischof wegen des dem Könige angethanen Schimpfes Vorstellungen machten, erklärte Jener, auch sie seien als Mitschuldige dem Banne verfallen und schmähte den König noch, den er nicht als König, sondern nur als ein Königlein gelten lassen wollte, da er in seinem Lande nicht einmal einen Erzbischof habe, sondern zu seiner Krönung erst einen solchen sich habe borgen müssen. Während der Bischof nach diesem Auftritt vor dem Zorn des Königs nach Neiße flüchtete, legte dieser Beschlag auf alle bischöflichen Einkünfte in den Gebieten von Breslau und Neumarkt, und die in Folge dessen von N. verhängten geistlichen Strafen, Interdikt und Bann blieben wirkungslos, ja sie konnten in Breslau nicht einmal publicirt werden. Und als dann auch gegen die Breslauer Rathsherren und die Geistlichen, welche trotz des Interdictes in Breslau Gottesdienst hielten, durch den Bischof eine Anklage wegen ketzerischer Aeußerungen erhoben ward, vermochte der mit dieser Untersuchung als Inquisitor betraute Dominicaner Johann v. Schwenkenfeld wenig auszurichten, sondern mußte bald wieder unverrichteter Sache Breslau verlassen, und konnte nicht einmal die Gefangen-

haltung eines Waldensischer Ketzereien sehr verdächtig scheinenden Mönches Martin von Grüssau durchsetzen. Die Lösung des Conflictes erleichterte sehr der Tod Nanker's am 10. April 1341. Markgraf Karl, der Sohn des Königs Johann, der an Stelle seines Vaters hier die Regierung führte, brachte es bald zu einem Ausgleiche, namentlich nachdem sein früherer Erzieher (1342) als Clemens VI. den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, und der nun zum Bischof gewählte Schlesier Preczlaw v. Pogarell hielt sich von allen polonisirenden Tendenzen fern.

Grünhagen, König Johann von Böhmen und Bischof Nanker von Breslau. Wien 1864. Sitzungsberichte der k. Akademie Bd. 47.

Grünhagen.

Nannius: Petrus N. (eigentlich Nannink oder Nanninck), geb. 1500 zu Alkmar in Holland, wollte erst Maler werden, studirte dann in Loewen, bekleidete darauf ein Lehramt an der Schule in Alkmar und wurde Gouverneur mehrerer junger Adliger im Collegium des heiligen Hieronymus in Loewen, bis er dort Professor des Lateinischen am Collegium von Busleiden wurde. Dann wurde er Domherr in Arras und starb in Loewen am 21. Juli 1557. Er machte sich einen Namen durch Uebersetzungen griechischer Schriftsteller ins Lateinische und durch exegetische Schriften. Die lange Reihe seiner jetzt meist vergessenen Werke siehe bei Rotermund. Wohl das interessanteste aus seinem Leben ist das was er *Σύμμικτα* (Lugduni 1548) p. 73 f. von dem Unglücke seines Bruders erzählt, der bei einem auf ihn geplanten nächtlichen Ueberfalle, einen der ihn angreifenden bombardarii todt schlug: huius caedis causam dum fährt der Philologe fort defendere satago et ob id Gandauum adeo, ubi tum temporis Caesar versabatur, nec tamen ob aulicorum absentiam quicquam proficere possem, interim dum illorum adventum praestolor, adeo bibliothecam S. Petri, in monte Blandinio, ubi inuenio antiquissimum Horatium, uoluo ac reuoluo omnia. Annoto diligenter quicquid opera precii mihi uidebatur.

Jöcher. Rotermund zu Jöcher. Eyssenhardt.

Nansius: Franciscus N., ein philologisch gebildeter Jurist, geb. 1525 zu Isemberg in Flandern, war Rathsherr in Brügge, und als er aus dieser Stellung vertrieben war, Rector der Schule zu Leyden, später Professor der griechischen Sprache in Dortrecht, wo er im Jahre 1595 starb. Am bekanntesten ist er wohl durch seine Ausgabe von Nonnus Paraphrase des Evangelium Johannis, welches er durch 369 Verse eigener Erfindung vervollständigte.

Jöcher. Rotermund zu Jöcher. E.

Naogeorgus: Thomas N. — wie er seinen Namen „Kirchmeyer“ gräcisirte, den andere wiederum wohl auch mit „Kirchbauer“, „Neubauer“, sogar „Pfarrkircher“ (Augsburger Rath 1546) zurückdeutschten — protestantischer Pamphletist vorzüglich im Drama, wurde 1511 in dem Dorfe Hubelschmeiß geboren, pflegte aber die Nachbarstadt Straubing als seine Heimat zu bezeichnen (Straubingensis). Er soll in Tübingen Philologie und Theologie studirt und die Magisterwürde erworben haben — die Acten wissen davon gar nichts! — und folgte, von mächtigen Sympathien für den streitbaren Luther getrieben, um 1535 einem Ruf als Pastor nach Sulza. In dieser sonst datenlosen Zeit trat N. als Schriftsteller hervor und muß mit Luther auch persönlich angeknüpft haben. Thüringische Amtsbrüder popularisirten seine lateinischen Trutzstücke; so Johann Tyrolff zu Kahla, wohin N. im Herbst 1541 übersiedelte und wo er bis in den Sommer 1546 als unruhiger Pfarrherr wirkte. Im Juni 1544 wollte ihn der Augsburger Rath, mit dem N. auf dem Speirer Reichstag in Berührung gekommen war, gewinnen; am 30. suchte N. beim Kurfürsten seine Entlassung nach, „dieweil E. C. F. G. meine Beschwerung alhie“ wegen Selbstbewirthschaftung der Pfarrgüter „wissen vnd da solche stat an meinem Vaterland, darein ich langzeit verlangen getragen gelegen, vnd auch andre mehr vrsachen“

seinen Weggang empfahlen. Die Augsburger erneuerten ihre Bitte, das anhängliche Kahla bot eine Ablösung, N. stellte schließlich alles seinem geneigten Herrn anheim, der ihm eine Zulage gab und Augsburg im Juli abschlägig beschied.

Unter die „ander mehr Ursachen“ gehören wol auch seine theologischen Zerwürfnisse mit den Wittenbergern strenger Observanz, schon 1536 durch Irrlehren über die Sünde vorbereitet, 1544 hitziger entbrannt. Naogeorgs Ungestüm lehnte sich auf gegen das Kirchenregiment des alternden Luther. 1546 predigte er im Sinne Carlstadt's, dessen Anhang ja um Orlamünde so stark anwuchs, gegen die Abendmahlslehre des Reformators und über die Empfängnis des hl. Geistes durch die Taufe. Seine Schrift: „In primam d. Johannis epistolam annotationes“ (ein Auserwählter könne des hl. Geistes nimmer verlustig gehn) hatte ihm eine Verwarnung zugezogen; das Bedenken von Luther, Melanthon und Bugenhagen, Januar 1544, bei de Wette 5, 40, vgl. C. R. 5, 295 und 6, 171; Burkhardt, Luther's Briefwechsel S. 442; Kawerau, Briefwechsel des J. Jonas 1, 254 und 2, 199. Rückfällig entzog sich N. 1546 dem befohlenen Widerruf von der Kanzel, zu welchem u. a. J. Menius abgeordnet war. Der Schmalkaldische Krieg deckte ihn gegen die besonders durch Superintendent Aquila von Saalfeld geschürte Verfolgung. Unstetes Wanderleben blieb fortan sein Loos. Im September nahm sich wieder der Augsburger Rath seines Günstlings an und suchte durch Schertlin die Vermittlung Philipps von Hessen in Sachsen nach, „das er vnser kirchen dienen und seinen vrlaub dort gnediglich haben möge . . . denn ob man ine gleich nit hiehere vergonnet, wurdt er doch nit in Saxen pleiben, als er vns zugeschriben hat.“ Naogeorgs zurückgebliebene Frau schlug im November alle Habe los und holte ihren schwer zu ertragenden Eheherrn in Süddeutschland ein. Er erhielt noch im October 1546 die Pfarre Kaufbeuren, ohne die dort gebotenen Vortheile zu nutzen. Wir finden ihn von 1548—1550 als Pfarrer zu Kempten, wo er die „Epitome ecclesiasticorum dogmatum“ (Bern 1549) abfaßte, darauf in der Schweiz (Basel, Sommer 1551 und 1552), dann von 1552 auf 1553 zu St. Leonhard in Stuttgart. Seiner eigenwilligen, der schweizerischen Lehre verwandten Ansichten halber war auch hier seines Bleibens nicht. Er wandte sich nochmals nach Basel, wo er schon am 20. Februar die Vorrede zum Regnum papisticum unterzeichnet, weilte im October 1558 (Epist. dedicatoria an B. v. Göltling) in Stuttgart, siedelte ins Badische über und starb als Pfarrer zu Wiesloch am 29. December 1563 (andere, wie Böttcher, Germania sacra p. 1185, geben 1578 als Todesjahr an).

Die freundliche Gesinnung der Fürsten von Hessen (Widmung des Regnum papisticum) und Sachsen konnte dem fahrigen Heißsporn wenig fruchten. Das Lutherthum wehrte sich gegen einen so jähen Kämpen. Aber dogmatisch abweichend und durch ein überwallendes Temperament stetem Friedensdienst entzogen, behielt N. die unwandelbare Begeisterung für Luthers Person und Werk, gepaart mit unversieglichem Haß gegen den Papismus, wie er ihn abschilderte in dem Zerrbild Regnum papisticum (Basel, J. Oporinus 1553, 1559: „nunc postremo recognitum et auctum“; deutsch 1555, 1556, 1560; englisch von B. Googe 1570, reprinted by R. C. Hope 1880). Ein satirisches Gedicht in vier Büchern Hexameter, maßlos und ermüdend: Ursprung des römischen Stuhls, Ueppigkeit des Oberhirten und seiner Leute, Gliederung der Hierarchie, besonders Curtisani und Monachi, Catholica fides und der Cultus mit furchtbarer Häufung anaphorischer Verse gegen die Missa (vgl. in II die rhetorische Wiederholung: Da nummos), nicht übel die Nothhelfer, durch Schilderung der Bräuche interessant die kirchlichen Feste (aber z. B. dürre Polemik gegen den Nicolaustag), papistische lupanaria. Er griff den Erzbischof von Benevent als

Sodomiae patronum ohne sonderliche Schneidigkeit an und richtete wider antilutherische facundia canina zwei öde Bücher Skazonten: De dissidiis componendis, ad Mathiam Bredenbachium: eine Apologie Luthers mit eingehender Abwehr der Behauptung, der von N. sehr verehrte Erasmus sei ein Gegner Luthers gewesen; auch für Brenz eifernd, vielfach trocken disputirend, cynisch ausklingend (sed osculemini licet olidos hircos Pedes Paparum: sique vultis, et culum). Eine Satire In Catalogum Haereticorum, gleichfalls dem R. P. beigedruckt, vertritt tapfer die Freiheit des Wortes, wie Oporinus 1559 selbst Verse gegen die Proscriptio Typographorum schmiedete. Im Durchschnitt unbedeutend sind die 1542 vollendeten Bücher „Satyrae“ (1612 wiederholt in Jan Gruter's Delitiae poetarum Germanorum 4, 997 ff.): vereinzelt dialogisch, selten einer bestimmten Zeit oder Person zugewandt (2, 3 dem Erasmus), vom Plutus und der Fleischeslust auch zum Sündenfall und Brudermord zurückschweifend, durchaus antirömisch, mit sichtlicher Freude an höllischen Conventen und großen Reden Satans.

Der Papst und der Teufel — diese dem sechzehnten Jahrhundert so geläufige Verbindung gab gleich dem ersten Drama Naogeorgus' den machtvollen Stempel, denn eine auch im Zeitalter Luthers seltene Wucht und grobe wie seine Steigerung der Polemik, eine dem „Jesuiterhütlein“ verwandte Kunst höllische Ränke rhetorisch und anschaulich auszuarbeiten kennzeichnet die Tragoedia nova Pammachius, 1538 bei Luft in Wittenberg gedruckt, voran ein Gedicht an Luther; wiederholt aufgelegt, auch in Brylingers wichtige Basler Dramensammlung von 1541 an sechster Stelle aufgenommen. N. spricht zu Luther im Tone des dankbaren Schülers. Er will an seinem Theil kämpfen neben dem größeren Kämpfer, der Geistesschwert und Glaubensschild trägt, und in der Verherrlichung Luthers gipfelt sein ort- und zeitloses, wortreiches und handlungsarmes Pamphlet über den Kampf zwischen Kirche und Staat. Nur scheinbar werden wir in die Regierungsjahre Kaiser Julians eingeführt. Ein unentschiedener Herrscher, ein braver Rath Nestor — auf der anderen Seite Pammachius, das anmaßende und unersättliche Pfaffenthum verkörpernd, und sein verruchter juristischer Helfer Porphyrius, beide einem Bund mit dem Satan zustrebend; allegorische Figuren; im Hintergrund Christus mit Petrus und Paulus antipapistisch beredt und lehrhaft. Des Pammachius frevle Gelüste schwellen an im ersten Act, der schon alle Vorwürfe gegen Rom lebendig zusammenfaßt. Im zweiten macht sich die gemißhandelte Veritas und Parrhesia breit, bis eine virtuose Darstellung der Hölle einsetzt und Satan, der dem Pammachius nach geschlossenem Pact die Tiara verleiht, mit grotesken Zügen ausgestattet wird. Der 3. Act bringt, nur zu wortreich, die fortschreitende Hybris des Pammachius, der mit seinen Briefen das Volk aufhetzt und die Ablaßzettel als Panacee ausschreit und, nur durch die Parrhesia in seinem Thun flüchtig unterbrochen, in sechs Schöpfungstagen das ganze römische Unwesen ausheckt. Die Höhe ist das Verlangen, der Kaiser solle den Pantoffelkuß leisten und den Papst als Oberhaupt anerkennen. Julianus demüthigt sich zu Nestor's Aerger. Immer wüster wird des Papstes Gier, immer ausgelassener das Bacchanal der frohlockenden Hölle, aber N. bricht sein wirksames Sündenregister, das im Gegensatz zu vielen lutherischen Theologen die politische Seite so stark betont, mit dem vierten Act ab und eröffnet nun eine trostreiche Perspective in die Zukunft: Christus, endlich des müßigen Zuhörens und Glossirens überdrüssig, wird an der Elbe den Gottesstreiter Theophilus, d. h. Luther, erwecken, und am jüngsten Tag alle Frevel richten. Das mit ungeheurer Energie geschaffene Kampfstück wurde begreiflicher Weise trotz allen technischen Mängeln eifrig ins Deutsche übertragen und verbreitet. Wir kennen vier hochdeutsche Uebersetzungen: eine ohne Ort und Jahr, eine — 1539 zweimal ge-

druckt — von J. Menius, mit wüthender Einleitung, eine anonyme von 1539, und 1540 im bekannten Mayerpeck'schen Verlag zu Zwickau eine für die Bühne eingerichtete, vom Verfasser „vbersehene“, von P. Rebhun revidirte und mit Kürzungsvorschlägen ausgestattete von Johann Tyrolff, ohne Kraft und Saft des Urtextes, metrisch und sprachlich sauber, wofür Rebhun den Dolmetsch in deutschen Versen belobt, während N. den secundus author interpresque in lateinischen belobt. Böhmisch, Nürnberg 1546. Eine Aufführung in Cambridge 1544 erklärt sich näher aus Naogeorgus' übereilter Zuschrift vorn an Thomas Cranmer von Canterbury und dem ebenda an König Heinrich VIII. wegen seiner reformfreundlichen Haltung verschwendeten Lob.

Das Folgestück des Pammachius ist nebenher auch ein Widerruf dieser von den englischen Ereignissen schon überholten Hoffnung: Incendia seu Pyrgopolinices. Tragoedia recens nata, nefanda quorundam papistici gregis exponens facinora, Wittenberg 1541 — zweimal — und 1561, noch im 17. Jahrhundert wiederholt, gleich 1541 dreimal verdeutscht als „Der Mortbrandt. Eyn (ein) neuwe Tragedi“. Das recens zielt nicht nur auf die Abfassung, sondern auch auf die zum Grunde liegenden Tagesereignisse: der Mordbrenner ist der allen Lutheranern verhaßte Heinrich von Braunschweig, der „arge Heintze“, und die rohe Uebersetzung macht die Beziehungen noch viel augenfälliger, wenn „nachpaur Heintz“ und der nur hinter der Scene thätige „König Heintz“ unterschieden werden und auf Luthers „Wider Hans Worst“ deutlich angespielt wird: „will er nicht komen als ein Fürst, So kum er lieber als ein Hans Wurst.“ So spricht Philalethes, der weise Fürst von Sachsen. Das Stück, eine dramatische Scheltrede im Schwarm der Satiren und Pasquille gegen den Braunschweiger, ist rasch skizzirt und kunstlos übers Knie gebrochen. Pammachius, von dem die Georg von Sachsen, die Mordbrenner in Wolfenbüttel und London abhängen, Porphyrius und die Teufel spielen mattere Rollen. Chöre bezeichnen die Actschlüsse.

Dagegen zählt Naogeorgus' Mercator seu Iudicium zu den genialsten Comödien des sechzehnten Jahrhunderts. Lateinisch zuerst o. O. 1540; hochdeutsch: „Der Kauffman“, viermal, von 1540—1595 (Jac. Rulich in Augsburg); holländisch in Versen Antwerpen 1583; friesisch von Dode van Amswer: „Eine christlicke Tragedia, die Coopman offte dat Ordel geheeten“, Bremen 1593; danach holländisch 1613 Groningen, 1658 Haag, o. J. Amsterdam; böhmisch 1597; französisch schon 1558. Des Feldpredigers Martin Gravius aus Stettin Tragoedia nova, verfaßt zu Mediasch in Siebenbürgen, gespielt in Oberungarn, in 2. Aufl. Barnim von Pommern gewidmet, 1612 zu Frankfurt a. O. (1614 ebenda, 1615 in Nürnberg) gedruckt, ist nur ein abgekürzter dreiactiger Mercator Wie N. im Pammachius das alte Thema vom Antichrist kühn aufgreift, so hat er hier den Stoffkreis der Moralitäten von Every-man, Homulus und Hecastus, worin der Gnadenweg in den Himmel dargestellt wurde, mit aristophanischer Laune bereichert. Der Protestantismus mußte sich dieser morality um so lieber bemächtigen, als der Stoff die Ueberbietung der alleinseligmachenden guten Werke durch die alleinseligmachende innere Reinigung geradezu forderte. Und diese Reinigung faßte N., ohne über seiner kecken Profanation den inneren polemischen Ernst einzubüßen, schwankweis als eine körperliche, wie Murner geschmacklos zu einem allegorischen Bade sich verirrt hatte, wie Pirkheimer launig die symbolische Deposition im Eccius dedolatus verwerthete und wie Hans Sachs das Austreiben der Laster und Gebrechen sinnlich als ein „Narrenschneiden“ darstellte. Auch an P. Gengenbach sei erinnert. — Der Todesbote Lyochares beginnt mit einer gedehnten Rede, dann aber entwickelt sich ein frisches Treiben, an dem auch die allegorischen Figuren, wie Gewissen und Wucher, theilnehmen.

Dem reichen Kaufmann wird sein letztes Stündlein angesagt. Alles Schachern um Aufschub ist vergeblich. Im 2. Aufzug rückt der Satan gegen den Todescandidaten los, der seinen Pfarrer als Helfer beruft. Zwischen die verzagten Worte des einen und die pfäffischen des andern schreit das Gewissen und der Teufel „farzt" sein Papax hinein, eine köstliche Scene: der Pfarrer als Quacksalber, die Gnadenwerke als greuliche Mixturen, die Pein des Patienten als furchtbar zunehmendes Bauchweh. Satan schlägt einen letzten Angriff des Pfaffen und des Meßners nur durch sein Gebrumm zurück. Der Act schließt mit einer tollen Farce, zugleich aber mit der Verzweiflung des Kaufmanns. Der dritte Aufzug bildet den Gegensatz: Christus entsendet Paulus und den Himmelsarzt Cosmas zum Beistand. Der Kaufmann wird nicht für seine guten Werke, sondern als Auserwählter Christi allein durch die Gnade erlöst. Ein verwegenes Gemisch des Burleskſten und des Strengsten: Auseinandersetzung der evangelischen Heilslehre und die gründlichen Wirkungen einer Purganz; Cosmas hält das Becken, Paulus stützt den Kopf des Kaufmanns, der unter schrecklichen Naturlauten (mooc) alle Wallfahrten, Fasten, Ablässe, Kerzen, Messe u. s. w. herausspeit und endlich nach einem tüchtigen Schneuzen genesen ist. Der 4. Act schildert mit Polemik gegen schlimme katholische Fürsten, Bischöfe und Scholastiker den Weg zum großen Gerichte, der 5. des Kaufmanns Erhörung im Proceß zwischen Christus und Satan; doch ist die Verhandlung zu breit gerathen und wie überall gewahrt man gegen Ende die Ermüdung und Unlust des raschen Autors. Immerhin bleibt dieses Stück die Krone der Naogeorg'schen Dramatik, ein dialogisches Meisterwerk.

Ungleich schwächer sind die drei biblischen Stücke, von denen der Hamanus, Caspar von Teutleben gewidmet, noch nach Thüringen fällt (vgl. auch den 2. Brief an Stephan Roth vom 25. Juli 1542, Zwickauer Stadtbibliothek). Es erschien Leipzig, 1543 (wiederholt in Oporins Dramata sacra, Basel 1547, 2, 107 ff.). Es ist bezeichnend für N., daß er die Esther recht kahl abthut, überhaupt die ad vitae probitatem et metum dei mahnenden Personen dramatisch als Rollen zweiten Ranges behandelt, um in der Hauptperson Haman die verleumderische, eitle, käufliche, hämische Gewaltthätigkeit auszumalen. N., der in der Vorrede den Vorwurf antihöfischer Tendenz abwehrt, denkt natürlich bei Mardochai an die guten Protestanten, bei Haman an die bösen katholischen Ränkeschmiede, bei Ahasver an die geweihten Freunde des Evangeliums auf den Thronen. Ohne Sinn für das Weibliche und Häusliche gestaltete er auch diesen Stoff nur zu einem Kampfdrama. Johann Chryseus übersetzte es 1546 im Einvernehmen mit N. und wurde schon vorher durch Naogeorgus' Stück zu seinem Drama, dem „Hofteufel" (Geschichte Daniels, vgl. Scherer, A. D. B. IV, 253) aufgemuntert. Der Hamanus erhielt sich bis ins 17. Jahrhundert frisch; 1607 hat ihn Damian Lindtner in freiester Weise zu seiner technisch monströsen „Newen Tragödia von der Königin Esther vnd Haman" benutzt („aus der gedruckten Lateinischen Tragoedien, welche vor etlichen Jahren Thomas Naogeorgus geschrieben, jetzo in gut Deutsch vbersatzt"). — Einen Hieremias, Christoph von Wirtemberg gewidmet, Basel 1551 (Straßburg 1603, Frankfurt 1620) packte N. ganz als Zeitbild an: der Prophet schilt die böse Zeit, und ein heidnischer Götzendienst spiegelt sich im Katholicismus, schlimme eigene Erfahrungen werden angedeutet. Die Tragödie heißt ausdrücklich hisce temporibus ualde accommodata. — 1552 eignete er sein letztes Drama Judas Iscariotes tragoedia nova et sacra lectu et actu festiua et jucunda dem Straßburger Magistrat zu, denn in Straßburg begann sich die Blüthe des Schuldramas allmählich zu entfalten. Für eine Aufführung 1556 hat Moeshemer das deutsche Libretto geliefert, wie 1603 neben dem lateinischen Text des Hieremias, ein durch den trefflichen

W. Spangenberg verdeutschter „Jeremia" erschien. Die freie Kraft und das kühne Spiel, die im Pammachius und im Mercator schalten, sind dahin. N. borgt bei sich selbst, wenn er die Conscientia vertrieben und zurückkehrend schildert, den Satan unmittelbar und mittelbar die Fäden ziehen läßt und bei dem habsüchtigen Hohenpriester auf den Papst schielt. Judas erscheint als Opfer eigener Geldgier und der Ränke des Satans, der ihm schließlich den Strick in die Hand giebt. N. hätte, wie einzelne Scenen beweisen, auch in den entwickelnden Charaktertragödien größeres leisten können, als ihm sein ruheloses Wesen gestattete. Er war wohl bewandert in den griechischen Tragikern, citirte den Euripides und gab einem Stuttgarter Druck des Judas zwei gelungene lateinische Uebertragungen aus Sophokles bei, den Aias und den Philoktet. Dafür ward ihm die Ehre, im achtzehnten Jahrhundert nicht nur als Schwarmgeist und Pasquillant von gelehrten Theologen, sondern auch als Humanist in Lessings „Laokoon" citirt zu werden.

In die Geschichte der deutschen Dichtung führte ihn Gervinus ein. — Goedeke, Grundriß, 2. A., S. 134 f., S. 333 ff. — Knappe Forschung, besonders über die vier Pammachiusübersetzungen, bot Scherer, Zeitschrift für deutsches Alterthum 23, 190 ff. — Zum Mercator und Gravius vgl. auch J. Bolte, Correspondenzblatt des Vereins für siebenbürgische Landeskunde 8, Nr. 12. Private Mittheilungen biographischer und bibliographischer Natur von Strauch, Bolte, Buff (Stadtarchiv Augsburg), Burkhardt (Ernestinisches Gesammtarchiv) haben mich gefördert und verpflichtet. Erich Schmidt.

Napiersky: Karl Eduard N., hochverdienter, epochemachender Schriftsteller auf dem Gebiete der Geschichte Liv-, Ehst- und Kurlands, insbesondere auch auf dem der Litterärgeschichte dieser Provinzen. Er war geboren zu Riga am 21. Mai 1793 und bezog nach erhaltener Vorbildung im Riga'schen Gymnasium die Universität Dorpat, wo er von 1810—1812 Theologie studirte und 1811 bei der Preisvertheilung die silberne Medaille erhielt. Nachdem er sich als Candidat zu einem Predigtamte vorbereitet hatte, wurde er 1814 zum Pastor zu Neu-Pebalg in Livland vocirt. Hier lebte er in segensreicher Wirksamkeit auch schon litterarisch thätig, besonders durch Herausgabe lettischer Schriften, als er im Jahr 1829 den Ruf zum Rigaischen Gouvernements-Schulendirector erhielt und zugleich zum Censor in Riga ernannt wurde. Von diesen Aemtern wurde er 1849 auf sein Ansuchen mit voller Pension entlassen, trat aber 1851 wieder in den Staatsdienst als Mitglied des Rigaischen Censurcomités. Als Anerkennung seiner Verdienste in diesen Stellungen erhielt er nicht bloß mehrere Orden, sondern wurde auch zum Staatsrath erhoben, womit die Ertheilung des erblichen Adels verbunden war. Bereits im Jahr 1832 wurde er von der Universität Königsberg zum Doctor der Philosophie creirt, wie es in dem Diplom heißt: „propter luculentam eruditionem libris historicis compluribus publice comprobatam". Er starb am 2. September 1864 zu Riga.

In der ländlichen Stille auf dem Pastorat Neu-Pebalg hatte N. begonnen, sich den historischen Studien zuzuwenden und namentlich die Geschichte seiner Heimath zum Gegenstande seiner Betrachtung und seiner Arbeit zu machen. Als erste Frucht derselben legte er am 23. März 1823 der kurländischen Gesellschaft für Litteratur und Kunst im Manuscript vor die an Gadebusch's fünfzig Jahre früher erschienene Abhandlung von livländischen Geschichtschreibern anknüpfende „Fortgesetzte Abhandlung von livländischen Geschichtschreibern", die 1824 in Mitau gedruckt wurde. Am Schlusse dieser Abhandlung stellt er gewisse Postulate hinsichtlich dessen auf, was zunächst in Sachen der Landesgeschichte zu geschehen habe. Damit hatte er zugleich ein Programm für seine eigene weitere litterarische Thätigkeit gegeben, indem er diese Postulate theils

allein, theils unter Hinzuziehung und Mitwirkung anderer Gelehrten erfüllte. Die vier Punkte betrafen: 1. Herstellung eines wohlgeordneten und möglichst vollständigen inländischen Schriftstellerlexikons, um eine bei den meisten litterarischen Arbeiten empfindliche Lücke auszufüllen. 2. die Veranstaltung neuer Ausgaben der alten gedruckten oder nur handschriftlich vorhandenen Landeschroniken. 3. die Herausgabe der Urkundensammlung, welche aus dem geheimen ehemaligen Deutschordensarchiv zu Königsberg in den Jahren 1809—1816 abschriftlich entnommen war, und sich im Archiv der livländischen Ritterschaft befand. 4. die Ausarbeitung und Veröffentlichung eines beschreibenden Verzeichnisses über alle in inländischen Bibliotheken und Archiven vergraben liegenden handschriftlichen Materialien zur Landesgeschichte. — Das erste dieser Desiderien ging bald in Erfüllung durch N. selbst, der in Johann Friedrich von Recke, dem Begründer des kurländischen Provinzialmuseums, einen Mitarbeiter fand, der schon 1812 und wieder 1814 mit der Ankündigung eines solchen Werks hervorgetreten war, dasselbe aber wegen mangelnder Beihilfe wieder hatte fallen lassen. N. hatte schon während seines Landaufenthalts Vorarbeiten gemacht, und so erschien schon 1827 der erste der vier Bände des „Allgemeinen Schriftsteller- und Gelehrtenlexikon der Provinzen Livland, Ehstland und Kurland, bearbeitet von Johann Friedrich von Recke und Carl Eduard N."; der letzte Band folgte im Jahre 1832. Später in den Jahren 1859 und 1860 erschienen zwei Bände Nachträge und Fortsetzungen zu demselben von Dr. Theodor Beise unter Mitwirkung Napiersky's. Das nächste der größeren Werke Napiersky's war nochmals literärgeschichtlicher Art: der im Jahre 1831 erschienene „Chronologische Conspect der lettischen Litteratur." Er enthält ein vollständiges bibliographisches Verzeichniß aller von 1587, dem Jahre des ersten lettischen Druckes, bis 1830 herausgekommenen lettischen Druckschriften. N. hat später diese Arbeit noch zweimal wieder aufgenommen und bis zum Jahre 1855 fortgeführt. Das zweite Desiderium wurde ebenfalls von ihm realisirt, allerdings unter Zuziehung auch anderer Kräfte (Tielemann, Pauker, von Bunge) durch die Herausgabe der „Monumenta Livoniae antiquae. Sammlung von Chroniken, Berichten, Urkunden und andern schriftlichen Denkmalen und Aufsätzen, welche zur Erläuterung der Geschichte Liv-, Ehst- und Kurlands dienen." Erschienen zu Riga und Leipzig von 1835—1847 in fünf Quartbänden. N. hat nicht bloß die Anregung zu diesem Werke gegeben, sondern auch das Ganze angelegt, das meiste geliefert und bis auf die Druckcorrectur besorgt. N. lieferte dazu: „Thomae Hiaern's ehst-, lyf- und lettländische Geschichte. Nach der Originalhandschrift herausgegeben" (macht den ganzen ersten Band); im zweiten Bande: „Nachtrag zu Thomae Hiaern's ehst-, lyf- und lettländischer Geschichte. Zum erstenmal herausgegeben"; „Actenstücke zur Geschichte der Nolde'schen Händel in Kurland zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts"; im 4. Bande: „Kurze Uebersicht der älteren Geschichte der Stadt Riga von 1200 bis 1581, nebst einem Anhang von Urkunden"; „Das Buch der Aeltermänner großer Gilde in Riga" und „Melchior Fuchs, weiland Bürgermeisters der Stadt Riga, Historia mutati regiminis et privilegiorum Civitatis Rigensium 1654"; im 5. Bände: „Der letzte Erzbischof von Riga, Markgraf Wilhelm von Brandenburg. Eine Relation nach Urkunden als Einleitung zu diesem Bande." Diesem Werke folgte zur Erfüllung desselben Desideriums alsbald ein anderes: „Scriptores rerum Livonicarum. Sammlung der wichtigsten Chroniken und Geschichtsdenkmale von Liv-, Ehst- und Kurland in genauem Wiederabdrucke der besten bereits gedruckten aber selten gewordenen Ausgaben." 2 Bde. 1848 und 1853. Er lieferte darin namentlich: „Animadversiones nonnullae ad Silvam documentorum, Hansenianae editioni Originum Livoniae adjectam"; in der Ausgabe der livländischen Reimchronik von Th. Kallmeyer, die Paraphrase, das Glossar

und einige Anmerkungen; den Auszug aus der deutsch Ordenschronik mit abweichenden Lesarten, Anmerkungen und einem kleinen Wörterbuche; das Vorwort zum zweiten Bande und „Balthasar Russows Chronika der Provintz Lyfflandt nebst Wörterbuch und Register“, ferner die kleineren Schriften von Thomas Horner, Augustinus Eucaedius, Dionysius Fabricius, Fridericus Menius, Olaus Hermelin, Friedrich Engelken, Johann Wolfg. Boecler und Daniel Printz von Buchau. — Zur Erfüllung des dritten Desideriums, der Herausgabe des ganzen Königsberger Urkundenschatzes war die Möglichkeit noch nicht gegeben. Aber er machte sich daran, ein Regestenwerk zu liefern, wobei er die richtige Deutung der Ausstellungsdaten und die genaue Feststellung der Chronologie zu seinem Hauptaugenmerk machte. So erschien denn im Jahr 1833 der erste Theil und im Jahr 1835 der zweite Theil des mit typographischem Luxus ausgestatteten auf Kosten der livländischen Ritterschaft gedruckten Werks: „Index corporis historico-diplomatici Livoniae, Esthoniae, Curoniae.“ Dasselbe war epochemachend für die weitere Bearbeitung der livländischen Provinzial-Geschichte. N. hatte sich dieser mühsamen und schwierigen Arbeit unterzogen, wie er selbst sagt, „als einem der Wissenschaft und dem Vaterlande zu leistenden Dienste“ ohne Anspruch auf irgend eine Vergeltung. Doch erhielt er für dieselbe von dem Kaiser von Rußland, Nicolaus I. eine werthvolle goldene Tabatière, von dem König Friedrich Wilhelm III. von Preußen eine goldene Medaille und von dem König Karl XIV. Johann von Schweden eine eben solche. Das letzte von ihm aufgestellte Desiderium, die Anfertigung und Veröffentlichung eines beschreibenden Verzeichnisses aller in den inländischen Bibliotheken und Archiven vorhandenen handschriftlichen Materialien zur Landesgeschichte ist zwar in der von ihm gedachten Weise nicht zur Erfüllung gekommen, — in einer andern Form hat später Winkelmann in seiner ausgezeichneten, jetzt nicht mehr zu entbehrenden Bibliotheca Livoniae historica Ersatz geschaffen, — aber N. selbst hat fast alle ihm zugänglichen Lagerstätten solcher Materialien durchforscht und die dadurch gewonnenen Urkundenschätze in den Monumenta Livoniae antiquae und andern Werken, namentlich in Bunge's Archiv und in den von der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands herausgegebenen Mittheilungen aus dem Gebiete der Geschichte Liv-, Ehst- und Kurlands veröffentlicht. Die zur Förderung der provinziellen Geschichtserkenntniß geschehene Stiftung dieser gelehrten Gesellschaft war wesentlich sein Werk. In den Jahren 1853—1859 stand er als Präsident derselben vor, aber schon vorher war er die Seele derselben, ihr thätigstes Mitglied und ihr Repräsentant nach Außen. — Ein größeres Werk Napiersky's sind seine „Beiträge zur Geschichte der Kirchen und Prediger in Livland“, deren erstes Heft: „Livländische Kirchen- und Predigermatrikel“ im Jahr 1843 erschien, das zweite bis vierte, enthaltend „Lebensnachrichten von Livländischen Predigern in alphabetischer Ordnung“ in den Jahren 1850—1852. Die letzte große Arbeit Napiersky's sind seine russisch-livländischen Urkunden. Im Rigaischen Rathsarchiv finden sich höchst merkwürdige Urkunden in russischer Sprache aus dem 12., 13. und 14. Jahrhundert, welche er mit noch anderen, die älteren Beziehungen Livlands zu Rußland betreffenden deutschen und lateinischen Urkunden aus verschiedenen Archiven abschriftlich zusammengestellt und chronologisch geordnet hatte. Diese Sammlung bot er der archäographischen Commission in St. Petersburg, deren correspondirendes Mitglied er war, im Jahr 1852 zur Herausgabe an. Die Commission beschloß auch dieselbe, sie gerieth jedoch aus unbekannten Gründen ins Stocken und erst im Jahr 1857 wurden die neun merkwürdigsten russischen Urkunden in prachtvoller Facsimileausgabe allein veröffentlicht. Das ganze Werk kam erst nach Napiersky's Tode im Jahr 1868 zur Herausgabe unter

russischem und daneben auch unter dem deutschen Titel: „Russisch-Livländische Urkunden. Gesammelt von K. E. Napiersky. Herausgegeben von der archäologischen Commission“, XXIII u. 462 S. 4°. N. war Mitglied, zum größten Theil Ehrenmitglied, fast aller inländischen gelehrten Gesellschaften, auch mehrer ausländischen in Deutschland und stand mit vielen gelehrten Zeitgenossen des In- und Auslandes in Verbindung und Correspondenz. Die lettisch-litterarische Gesellschaft, begründet 1827, zählte ihn zu ihren Stiftern und eifrigsten Mitarbeitern. Außer den oben angeführten größern Werken hat er noch eine Menge anderer, zum Theil in lettischer Sprache, deren Ausbildung er sich angelegen sein ließ, geschrieben und zahlreiche größere und kleinere Aufsätze, meistens historischen Inhalts, in verschiedenen inländischen Zeitschriften, so in den Mittheilungen aus dem Gebiete der Geschichte Liv-, Ehst- und Kurlands, im Magazin der lettisch-litterärischen Gesellschaft, in den Sendungen der kurländischen Gesellschaft für Litteratur und Kunst, im Inlande, in Bunge's Archiv, in den Riga'schen Stadtblättern uud in noch mehren andern veröffentlicht. Eine Aufzählung seiner sämmtlichen Schriften finden sich in mehren der nachstehenden Werke.

Allgemeines Schriftsteller- und Gelehrtenlexikon der Provinzen Livland, Ehstland und Kurland von J. F. von Recke und K. E. Napiersky, Bd. III, 1881, S. 300. — Th. Beise, Nachträge und Fortsetzung zu demselben, Bd. II, 1861, S. 65—75 (Napiersky). — Beiträge zur Geschichte der Kirchen und Prediger in Livland. Drittes Heft 1851, S. 89—96. — A. W. Keußler, Dr. Napiersky's Beiträge zur Geschichte der Kirchen und Prediger in Livland, fortgesetzt von rc. 1877, S. 119. — Rigaische Stadtblätter 1864, S. 299. — G. Berkholz's Gedächtnißrede auf Carl Eduard Napiersky in den Mittheilungen aus dem Gebiete der Geschichte Liv-, Ehst- und Kurlands, Bd. XI, 1868, S. 270—286. — Rigaischer Almanach für 1871, S. I—VI mit Porträt. — Winkelmann, Dr. Eduard, Bibliotheca Livoniae historica. Systematisches Verzeichniß der Quellen und Hilfsmittel zur Geschichte Ehstlands, Livlands und Kurlands. Zweite Ausgabe, Berlin 1878, S. 578.

H. J. Böthführ.

Narhamer: Johann N., protestantischer Prediger und Dramatiker des 16. Jahrhunderts, aus „Hofe Regnitz“ gebürtig (Curiensis). Als Schulmeister zu Pulsnitz in Sachsen gab er 1546 seine kurz zuvor aufgeführte „Historia Jobs“ (o. O.) heraus, deren knappe und volksthümlich schlichte Sprache an J. Ackermann erinnert. Seine Bemerkung, er habe den biblischen Bericht in einen andern Modell gegossen und emendirt, bezieht sich zumeist auf die starken Kürzungen in den Reden Hiobs und seiner Freunde, wodurch Anfang und Ende der Handlung angemessen hervortreten, obwohl er auf die sonst (bei Ruef und Bertesius) beliebte realistische Ausmalung des Wohllebens verzichtet. Die Reise der drei Freunde zu Hiob motivirt er durch die Fürsorge eines dem Hiob treugebliebenen Knechtes. Die Wirksamkeit der Teufel wird auf der Bühne augenfällig gemacht, aber mehr durch stumme Handlung als durch Worte. — 1571 nennt sich N. in einem zu Dresden erschienenen „Sermon vom heiligen Predigampt aus Joh. 20“ Pfarrer zu Seyfferstorf. In der Wittenberger Matrikel fehlt er.

Vgl. Goedeke, Grundriß² 2, 381 § 149, 268a. J. Bolte.

Narnia: Fabius Arcas de N.-Romanus, Rechtsgelehrter. Sein eigentlicher Familienname ist Arcas; nach seinem Geburtsorte führte er den Beinamen „de Narnia“, nach seiner Nationalität den: „Romanus“. — Arcas, in der 2. Hälfte des Jahres 1495 oder in der ersten des folgenden Jahres zu Narnia, einem kleinen Bischofssitze des früheren Kirchenstaates geboren, war aus edler Familie. Er zählte zu seinen Verwandten den Cardinal Cesis, wird

von den Zeitgenossen „vir nobilis“ genannt, und führte ein Wappen, in dessen Schilde sich eine Lade (Arche) zwischen zwei Pyramiden befand. Aus der Jugendzeit des Arcas ist uns sehr wenig überliefert worden; wir wissen nur, daß er auf einer der heimischen Universitäten die Rechte studirte und dort den juristischen Doctorgrad erwarb. Hierauf bestieg er muthmaßlich den Lehrstuhl, und erfreute sich bald eines Namens, der auch im Auslande guten Klang hatte. Im Sommer 1529 berief ihn der auf die Blüthe seiner Hochschule eifrig bedachte Herzog Wilhelm V. nach Ingolstadt. Das Münchner Universitätsarchiv besitzt noch das Herzogl. Rescript, welches der Hochschule befiehlt: dem N. und dem kurz vorher berufenen Canonisten Nicolaus Everhard dem Aelteren aus Amsterdam ein prandium zu geben, wobei 6 canthari Wein: 2 cretici, d. h. Muskatell, 2 italici und 2 de rheno vorzusetzen seien. Das Empfangsbankett fand im Juli 1529 statt, die Vorlesungen aber, welche Civil- und Strafrecht umfaßten, nahmen erst im October ihren Anfang. Unter den frühesten Schülern befand sich der nachmals hochberühmte Wigulejus Hund v. Lauterbach, welcher in seiner Selbstbiographie ausdrücklich des Arcas gedenkt, der ihn mit den juristischen Anfangsgründen bekannt gemacht habe. Daß N. in seiner neuen Heimath rasch zu hoher Geltung emporstieg, beweist u. a. der Umstand, daß bereits am 23. April 1530 bei der Rectorwahl die Artistenfacultät in Ermanglung einer geeigneten Persönlichkeit aus ihrer Mitte N. vorschlug, der auch gewählt wurde, welche Auszeichnung ihm noch sechsmal (1533, 36, 43, 44, 45, 47) widerfuhr. Demungeachtet verließ N. wegen einer gegen ihn angestrengten Vaterschaftsklage im April 1536 Ingolstadt, und wandte sich wahrscheinlich nach Wien, von wo er jedoch schon im Jahre 1540 als professor legum primarius wieder zurückkehrte. Wenn Hoynck van Papendrecht im Leben des Viglius Zuichem (analecta belg. T. 1. Pars 1 p. 17 und 131) auf Grund einer Stelle eines von Zuichem am 17. Jan. 1538 an Nicolaus Everhard gerichteten Briefes anzunehmen scheint, daß in Ingolstadt zwei Fabii, zuerst ein Fabius Arcas Romanus und dann ein Fabius Arcas Narniensis gelehrt hätten, so entbehrt diese Aufstellung jeder Begründung, wie bereits der Universitätschronist Mederer in seinen Annalibus Ingolst. (T. 1 p. 170) ausführt, welchen Ausführungen auch v. Prantl in seiner Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität (Bd. I, S. 195 u. Bd. II, S. 487) beipflichtet. Die Zeit der Rückkehr des Arcas fällt zusammen mit der ersten Blüthe der Hochschule (1540 u. folg.). Auf den juristischen Lehrstühlen finden wir in dieser Periode neben unserem Gelehrten: den um Baiern hochverdienten Wigulejus Hund, den Friesen Nicolaus Everhard den Aeltern, dann Viglius Zuichem ab Ayta, nachmals Statthalter von Holland und Geldern, den späteren Kanzler von Freising, Wolfgang Hunger, und den Mailänder Marc Anton Caymus, der jedoch im genannten Jahre nach Pavia (Ticinum) ging. Aber auch in den übrigen Facultäten wirkten Männer von seltener Begabung; so der berühmte streitbare Theologe Johann Maier, genannt Eck (Eccius), der Humanist Vitus Amerbach, der große Mathematiker Peter Apianus (Bienewitz), der gekrönte Dichter Johann Lorichius, der Mediciner Cäsar Delphinus, der in der Redekunst glänzende Sebastian Linth aus Schwaben und einige Andere. 1547 bekleidete N. zum siebentenmale das Rectorat, dessen Geschäfte er am 13. Juni niederlegte, da er an diesem Tage die Reise nach Portugal antrat, um einer ehrenvollen Einladung des Königs Johann II. nach Coimbra Folge zu leisten. König Johann hatte bereits im Mai 1546 den Universitätssecretär Diego de Azevedo Cotinha zu Balthasar de Faria, dem portugiesischen Gesandten beim päpstlichen Stuhle angeblich in Angelegenheiten der Inquisition, in Wahrheit aber deßhalb abgeordnet, damit er mit Faria einige Gelehrte für die neugegründete Hochschule Portugals ge-

winne. Die Genannten knüpften mit einigen Männern hervorragenden Rufes, darunter auch mit N. wegen seines hohen wissenschaftlichen Ansehens in der Gelehrtenwelt Unterhandlungen an. Nach den Berichten dieser Vermittler kostete es keine geringe Mühe, N. zur Annahme zu vermögen; sie scheuten indeß keine Mühe alle Hindernisse zu beseitigen, indem Faria den bereits erwähnten Cardinal Cesis, dann den Bischof de Gesi, endlich den Bruder unsres Doctors, Justino Arcas in Narnia für seine Sache gewann. Endlich — Anfangs Juni 1547 — sagte N. zu, worauf der König dem Cardinal wie dem Bischof in eigenhändigen Briefen für ihren Antheil an dem Entschlusse des Dr. Fabius dankte, und Ersterem zugleich versprach, er werde dem vorzüglichen Professor, den er seiner trefflichen Eigenschaften wegen schon an und für sich hoch schätze, und den er als Verwandten des Cardinals noch mehr achte, alle Gnaden erweisen. Im August 1547 kehrte Continha über Italien nach Portugal zurück, nahm nach des Königs Befehl N. und den gleichfalls gewonnenen Ascanio Sexto mit sich, und traf im September wieder in seiner Heimath ein. Nach der am 3. October 1547 ausgefertigten Bestallungsurkunde übernahm N. gegen einen Jahresgehalt von 900 Krusaden oder 360 Milreis (was heute 1,378,800 Reis gleichkömmt) auf die Dauer von 4 Jahren den ersten Lehrstuhl der Juristenfacultät, an welcher neben dem Spanier Goncalo Rodriguez de Sancta Cruz, die Portugiesen Antonio Loares und Goncalo Vaz Pinto lehrten. — Die Vorlesungen begannen erst am 29. October. Die Vortrefflichkeit der Leistungen des Berufenen bewog die Krone nach Umfluß des Quadriennium den Dienstvertrag unter den früheren Bedingungen zu erneuern, wobei die Wohnungs- oder richtiger Hausmiethe auf 22 Milreis festgesetzt wurde. Coimbra sollte sich aber nicht mehr lange des gefeierten Lehrers erfreuen; N. starb rasch und unerwartet am 10. Juli 1554 Nachmittags 4 Uhr, und wurde in der großen Kapelle der Kirche St. Christoforo bestattet. N. war unverheirathet, liebte aber wie ein zärtlicher Vater einen jungen Mann, Sebastian Stochammer (Stockhammer?), den Sohn eines baierischen Beamten, der schon in Ingolstadt zu dessen eifrigsten Schülern gezählt hatte, und dem Meister ohne Vorwissen der Seinigen über Italien nach der pyrenäischen Halbinsel gefolgt war. Was Stochammer zu dieser auffälligen Handlungsweise bewogen, ist unaufgedeckt geblieben. Er sorgte bereits während der Reise so umsichtig für seinen Lehrer, daß ihm dieser, welcher nur für seine Wissenschaft gelebt zu haben scheint, die Verwaltung seines Vermögens und bald darauf die Besorgung seines gesammten Hausstandes übertrug, um sich desto ungestörter den juristischen Studien widmen zu können. Aber auch im litterarischen Schaffen unterstützte der diensteifrige Schüler den verehrten Lehrer, indem er dessen Manuscripte, welche nur er entziffern konnte, für den Druck ins Reine schrieb und dessen Fortgang überwachte. Für so viele Gefälligkeit beabsichtigte N. seinem Schützlinge den dritten Theil seines Vermögens zu hinterlassen, während die Hauptmasse der einzige Bruder, Justino erben sollte. Allein der plötzliche Tod vereitelte die Testamentserrichtung und so verlor Stochammer durch diesen nicht bloß den väterlichen Freund, sondern auch die in Aussicht gestellte Erbschaft. Er befand sich daher unversehens in mißlichster pecuniärer Lage, aus der ihn die wohlwollende Fürsorge König Johanns II. befreite, indem er ihm die Stelle eines Correctors der Universitätsdruckerei verlieh, deren bescheidene Erträgnisse, von 30 Milreis jährlich, Stochammer durch gediegene litterarische Arbeiten, namentlich durch das Honorar aus seinem zum neunten Mal aufgelegten „Dictionarium aliud de propriis nominibus celebrium virorum etc.“ (Coimbra 1570) merklich erhöhte. Stochammer errichtete später dem Gönner und Meister in der Grabcapelle zu St. Christoforo ein hübsches Mausoleum aus Marmor, geschmückt mit dem Familienwappen des N. und nach-

stehender zehnzeiliger Inschrift: Fabius Arcas, a Narnia, nobilis Romanus, Juris Utriusque Doctor, primaria in Academiis professione, consiliis gravibus, ac etiam legationibus universam per Europam celebris — — — Jus Caesareum proprio loco professus, diem clausit extremum aetatis suae 59. Im Laufe der Zeiten wurde die Kirche San Christoforo in ein Theater umgewandelt, das Monument entfernt, die irdischen Ueberreste Narnia's zerstreut, und keiner der Professoren Coimbra's kennt die Stätte, wo die Gebeine seines berühmten Vorgängers ruhen. Von ähnlichem Schicksale wurden die Werke Narnia's betroffen. Wir wissen, daß er, unterstützt durch eine reichhaltige und ausgewählte Bibliothek, juristische Bücher verfaßte; aber auch sie sind spurlos verschwunden; kein Katalog erwähnt ihre Namen, kein portugiesischer Bibliograph kennt auch nur deren Titel. Ebensowenig ist uns das Geschick jener ausgearbeiteten Manuscripte bekannt, welche Stochammer im Nachlasse seines Gönners vorfand. Etwas besser ist es um die vor der Reise nach Portugal veröffentlichten Werke bestellt, obwol wir auch von diesen keine Originalausgaben kennen, geschweige besitzen. 1597 besorgte Zacharias Pulthenius zu Frankfurt die Herausgabe der „Decisiones aureae sive tractatus utilissimus casuum quotidianorum in materia criminali, feudali et dotali quondam ab Arcade Romano recitatae“ (Prantl citirt Bd. II, S. 487 eine Ausg. Francof. 1595). Die zahlreichen sinnstörenden Druckfehler dieses 1606 aufs neue aufgelegten Werkes bewogen Petrus Pappus v. Trutzberg 1625 zu Gröningen eine von diesen Fehlern gereinigte Ausgabe herzustellen, welche den Titel führt: „Tractatus casuum criminalium sive decisiones criminalis aureae“. Wenn Kobolt eines „tractatus rerum criminalium Fabii Arcadis“, Grön. 1526, gedenkt, so handelt es sich offenbar um das vorgenannte Buch mit verdrucktem Editionsjahr (1525 statt 1625). Die in Lipenii biblioth. juridica T. I p. angeführten „casus criminales F. Arcadis Narniae“ (Grön. 1675) — ein sehr seltenes Buch — sind muthmaßlich ein Nachdruck oder eine Neubearbeitung der Ausgabe des Pappus v. Trutzberg. Fabius Arcas de Narnia war ein Jurist von seltener Geistesschärfe, der sich großen Ansehens erfreute. Wir haben hierfür das vollgiltige Zeugniß des obengenannten Viglius ab Aytta, aus Ingolstadt's Blüthezeit, welcher N. ausdrücklich „den berühmtesten unter seinen Amtsgenossen“ nennt. Auch Mederer widmet in den Annal. Ingolst. (I, 204) demselben bei seinem Abgange von der Hochschule höchst anerkennende Worte.

Prantl, Gesch. d. Universit. München Bd. I, 194, 195; II, 487 (N. 28). — Mederer, Annal. Ingolst. I, 137, 138, 165, 204. — Kobolt, Baier. Gel.-Lex. 53. — Hoynck van Papendrecht, Analecta belg. T. 1, P. 1 (Vita Viglii) p. 17 u. 131. — Besonders aber: Ramos Coelho, Fabio Arcas e Sebastião Stochamer in O'Instituto „Revista scientifica e literaria“. Vol. XXXIII. Agosto 1885. pag. 116—140. Coimbra. Eisenhart.

Narsius: Johannes N., Theologe, Arzt und Poet des 16. und 17. Jahrhunderts, wurde in Dortrecht nach 1570 geboren, studierte in Leiden Philosophie und Theologie und schloß sich hier eifrig an Jacob Arminius an. 1605 wurde er Pfarrer in Growe in Gelderland. Wegen seiner Zugehörigkeit zur Partei der Arminianer und namentlich der Unterzeichnung der confessio orthodoxa des Konrad Vorstius erhielt er 1612 auf der Synode von Harderwick einen strengen Verweis und wurde 1619 seines Amtes entsetzt. Hierauf studierte er Medicin und ließ sich dann als Arzt in Norddeutschland nieder; zeitweilig lebte er in Friedrichstadt in Holstein, meist in Hamburg, außer mit seinem ärztlichen Berufe vornehmlich mit dichterischen Arbeiten — auch mit Anfertigung von Gelegenheitsgedichten gegen Lohn — beschäftigt. Nach einigen Jahren wanderte er nach Schweden, ging von dort nach Polen und kehrte 1625 nach den Niederlanden zurück. 1632 war er wieder in Hamburg thätig, trat aber 1635 in die

Dienste der holländisch-ostindischen Compagnie und ging nach Indien, wo er verschollen ist. — Von den zahlreichen Gedichten, die er herausgegeben, sind die bekanntesten die „Prosopopoeia Hamburgi" (1623) und die „Gustavis seu de bello Sueco-Austriaco", in 3 Büchern (denen später ein viertes folgte) 1632 mit einem „Poematum miscellaneorum liber" in Hamburg erschienen.

Hamb. Schriftsteller-Lexikon V, 478. — Moller, Cimbr. litt. II.

R. Hoche.

Nas: Johannes N. (Nasus), geb. zu Eltmann in Ostfranken am 19. März 1534, ging zuerst als Schneidergeselle auf die Wanderschaft, auf der er, namentlich zu Nürnberg, Regensburg und Augsburg, die Lehre Luther's kennen lernte und sich derselben innig anschloß, bis ihm dieselbe durch das Gezänk der protestantischen Theologen verleidet wurde und wie er selbst sagt die Lectüre des Büchleins von der Nachfolge Christi, das ihm der Zufall zu München in die Hände spielte, eine völlige Umwandlung in ihm erzeugte. Er beschloß nun, der Welt für immer den Rücken zu wenden und trat in das Franciskanerkloster zu München ein. Hier übte er zunächst als Laienbruder sein früheres Handwerk, was in der Folge seinen Gegnern zu manch scharfem Spotte, ihm selbst aber zu der Aufnahme der Scheere in sein bischöfliches Wappen Anlaß gab. Daneben aber erwachte in dem jungen Klosterbruder ein heißer Wissensdrang, der ihn zu so erfolgreichem Studium der lateinischen Sprache und der theologischen Disciplinen antrieb, daß er schon 1557 zu Freising zum Priester ordinirt werden konnte. Im J. 1559 schickten ihn seine Oberen nach Ingolstadt, um an der dortigen Universität die theologischen Vorlesungen zu besuchen. Dieser Umstand war für seine Zukunft entscheidend. Denn die Ingolstädter Hochschule zählte seit dem gefürchteten Gegner Luther's Eck eine Reihe ausgezeichneter Lehrer und bildete ein gewaltiges Bollwerk des Katholicismus gegen die anstürmende protestantische Lehre. Hier übte sich N. unter Anleitung der Jesuiten in Disputationen, hier festigte er im Umgange mit gleichgesinnten Männern, wie Staphylus, seine Ueberzeugung, hier studierte er Bibel und Väter und erlernte zuerst die griechische, etwas später auch die hebräische Sprache. Zugleich suchte er seine glänzenden Gaben, die ihn zum Volksredner befähigten, immer mehr auszubilden und sich alle Mittel der Redekunst eigen zu machen. Von seinem Provinzial zum Conventprediger in Ingolstadt ernannt, wurde er bald der Liebling des Volkes, das sich zu seinen Glaubenspredigten drängte, da er dieselben mit einer starken Dosis jener „göttlichen Grobheit" zu würzen wußte, welche von Luther an fast allen kirchlichen Eiferern hüben und drüben mehr minder zu Gebote stand, aber dabei doch auch die Würde sittlicher Entrüstung nicht verkennen ließ. Und nicht auf Ingolstadt allein beschränkte sich sein Wirken. Oft sah man ihn, unbekümmert um die Nachstellungen seiner Gegner, mit dem Bettelsack auf den Schultern durch die Dörfer wandern, um das Volk der alten Kirche wieder zu gewinnen. Dabei hatte er vor allem die Verbesserung der religiösen Zustände im Auge, indem er sich die alten Mystiker wie Tauler, Geiler von Kaisersberg, Thomas von Kempen zum Vorbild nahm. Seine erfolgreiche Thätigkeit lenkte die Aufmerksamkeit des Cardinalbischofs Otto von Augsburg auf sich, der ihn 1567 zur Provinzialsynode nach Dillingen berief, wo er durch seine Vorträge den Beifall der versammelten Bischöfe errang. Der Bischof von Würzburg lud ihn freundlich in sein Heimathsland Franken ein, wo er die Freude hatte, in der Marienkirche beim Schloß Frauenberg ob Würzburg die Messe lesen und predigen zu können, aber auch von wehmüthigen Gefühlen ergriffen wurde, als er seine Landsleute zu Eltmann besuchte, wo indessen das Lutherthum Eingang gefunden hatte. Im J. 1567 wirkte er zu Ulm und in Bruck an der Ammer und das Jahr darauf hielt er in München vor tausenden

von Zuhörern, darunter den Herzogen von Baiern, die Fastenpredigten. Zugleich eröffnete er bereits damals seine litterarische Thätigkeit mit der Reihenfolge der sechs „Centurien". War die erste dieser Centurien zunächst durch des Neuburger Hofpredigers Rauscher Schmähschrift: „Hundert auserwählte große vnverschämte feist wohlgemästete und erstunkene Papistische Lugen und Wunderlegenden" veranlaßt, denen er „hundert evangelische Wahrheiten" gegenüberstellte, so gerieth er doch zugleich in die heftigste Polemik mit den hervorragendsten litterarischen Vertretern der protestantischen Richtung, wie Brenz, Flacius und seinem Anhang, Manlius, Musculus, Luk. Osiander, Spangenberg und Heßhus welch' letzterem die zweite Centurie gilt, während die dritte gegen Dr. Jacob Andreä gerichtet ist, und hundert Schriftverfälschungen Luther's nachzuweisen sucht „welcher das reine Kind (die Bibel) grindig, krumb vnd lam gemacht". Das Versprechen, das N. hier seinen Gegnern ertheilt, „im fall sie die goschen nicht wöllen zuhalten" ihnen noch ein hundert solcher Wahrheiten „vor die Nasen zu halten" hat er in der vierten Centurie erfüllt, die er als ein wunderseltsam Pantheon bezeichnet, in welchem er sich des Johann Friedrich von Saigsein „weylandt predigkautz (Praedikant) in der Grafschaft Hag, jetzundt zu Jena Professor" annehmen und ihn belohnen wolle für seinen elenden Bankard, den er „Pantheon, Anatomiam, Symphoniam Papatus" nenne. Sie ist gegen die Anhänger des Flacianers Cölestin gerichtet und voll des bittersten Hohnes, wie der beigefügte Holzschnitt, die Anatomia Lutheri lehrt, welche ihm eine nicht minder bittere Antwort Fischarts zuzog, der freilich andererseits nicht Anstand war, gar manche Stellen aus einer anderen Schrift unseres N., der 1567 anonym erschienenen practica practicarum sich stillschweigend anzueignen. Ist die fünfte Centurie vorzüglich dem Gesinnungsgenossen Coelestins, Cyriak Spangenberg zugedacht, so beschäftigt sich die sechste und letzte vor allem mit Lukas Osiander, dem „Hosenanderlein", „Hosenlukas", „Hosenluchs" u. s. f. wie er ihn nennt. Natürlich riefen diese Schriften ebenso heftige Gegenschriften hervor: nacheinander griffen Heßhus, Andreae und Luk. Osiander wider ihn zur Feder und Nigrinus ließ die Schrift: „von Bruder Joh. Nasen Esel" wider ihn von Stapel, worauf Nasus (1571) mit seinem: „GAsinus Nasi Battimontanus" entgegnete.

Sein wachsender Ruf verschaffte ihm bald auch höhere Aemter in seinem Orden. 1569 war er Guardian des Klosters zu Ingolstadt, dann Custos seiner Ordensprovinz. 1571 reiste er nach Rom, um dem Generalcapitel des Ordens beizuwohnen. Man hatte in Rom bereits von seinen Erfolgen in Bekämpfung der Häresien Kenntniß. Darum wurde er auch mit Auszeichnung behandelt: wiederholt mußte er und zwar in deutscher Sprache predigen, und Cardinäle, ja selbst der Papst Pius V. befanden sich unter seinen Zuhörern. Mit dem Titel eines „apostolischen Predigers" ausgezeichnet, trat er noch in demselben Jahre die Rückreise über Brixen an, wo ihm von dem Domcapitel ein Antrag gestellt wurde, der seinem Wirken eine veränderte Richtung gab. Man bot ihm nämlich ein durch Todfall erledigtes Benefiz und die damit verbundene Domkanzel an. N. nahm um so lieber an, da ihn diese Stellung seinen erbittertsten Feinden unter den Protestanten entrückte, vor deren thätlicher Verfolgung er sich nicht mehr so ganz sicher fühlte. Als er dann das Jahr darauf nach Innsbruck kam, suchte ihn der Erzherzog Ferdinand, voll Bewunderung für seine Thätigkeit, an des Canisius Stelle, der eben nach Rom abgegangen war, für seine Hofkanzel zu gewinnen. N., der nichts von einem Höflinge an sich hatte, sträubte sich, das Erbieten anzunehmen. Auch die Jesuiten wollten sich die Stelle nicht entwinden lassen und benutzten die zeitweilige Abwesenheit des Nebenbuhlers, um seine Stellung zu erschüttern; doch umsonst. N. behauptete nicht nur seinen Posten, sondern ließ nun auch die Jesuiten von der Kanzel herab seine beißende

Beredsamkeit fühlen. Trotzdem und trotz manchen bitteren Wahrheiten, die er bei seinen Predigten ungescheut vortrug, war er gerade in Hofkreisen sehr beliebt und fand an dem Erzherzog einen wohlgewogenen Gönner und mächtigen Beschützer selbst gegen die ihm feindlich gesinnten Jesuiten. Als die Regierung sich bei Ferdinand über N. beschwerte, weil er in seinen Predigten die Jesuiten antaste und sich ihrer Lehre zuwider erzeige, entgegnete der Erzherzog, er wolle annehmen, daß die Regenten aus löblichem Eifer diese Anzeige erstattet hätten; allein er habe schon mit Nasus über die Sache gesprochen und von ihm eine Antwort empfangen, mit der er billig zufrieden sei. Wenn sich mancher durch seine Predigten getroffen fühle, so halte er dafür, daß ein jeder schuldig sei, sich darob zu bessern. — Nicht lange darnach ward N. der Titel eines erzherzoglichen Hofpredigers zu Theil und nicht minder schmeichelhaft war es für ihn, daß er die päpstliche Aufforderung erhielt, mit seiner Feder den Magdeburger Centuriatoren entgegenzutreten. 1575 kehrte er wieder nach Brixen zurück, nachdem sich der Erzherzog als Ersatz für ihn dessen leiblichen Bruder Andreas aus demselben Orden zum Prediger ersehen hatte. Doch nicht lange sollte seines Verbleibens in Brixen sein. Zunächst übertrug ihm Ferdinand die Beichtcontrolle im ganzen Lande. Auch treffen wir ihn bald im Pusterthale, bald in Südtirol, um mit seinen Kanzelvorträgen den immer wieder hervortretenden protestantischen Neigungen bei Klerus und Volk entgegenzuwirken. Wiederholt scheint er sich auch in seiner Heimath Baiern aufgehalten zu haben. 1577 berief ihn der Cardinal Otto nach Augsburg, um daselbst die Fastenpredigten zu halten. Auch 1578 weilte er in dieser Stadt. Im nämlichen Jahre wurde er vom Papst zum Commissär über alle im Gebiete des Erzherzogs Ferdinand liegenden Klöster seines Ordens ernannt, in welcher Eigenschaft er auch an der Gründung der Ordensprovinz Tirol betheiligt war. 1580 wurde N. Weihbischof von Brixen. Auch in dieser neuen Stellung blieben ihm Kämpfe und Unannehmlichkeiten nicht erspart. Hierher gehört namentlich sein Handel mit dem Generalvicar Adam von Arz, der bei einer ehegerichtlichen Entscheidung sich einen schweren Mißbrauch seines Amtes zu Schulden kommen ließ und überdies N. ohne sein Vorwissen als Zeugen namhaft machte. Als dieser in seiner zu München gedruckten Concordia die ganze ärgerliche Geschichte ans Licht zog, trat Arz klagend in Rom auf und er wie sein Gegner wurden endlich dahin vorgeladen. Auch die Familie des Domherrn zeigte eine so bedrohliche Haltung, daß der Erzherzog selbst für des Weihbischofs persönliche Sicherheit interveniren mußte. Ferdinands Gesandter bei der Curie wurde angewiesen, alles zu thun, was der Sache Nas's förderlich sein könnte. Bald sollte indeß jede Besorgniß des Erzherzogs schwinden. War schon die Citation in die Form einer freundlichen Einladung gekleidet, so erfuhr N. in Rom selbst die wohlwollendste Behandlung. Zwar bot anfangs die Streitsache mit Arz große Schwierigkeiten dar, aber 1586, als N. bereits wieder nach Brixen zurückgekehrt war, wurde von einer neuen päpstlichen Delegation über jene Ehesache ein Urtheil gefällt, welches die Entscheidung des Domherrn Arz „ipso iure“ für ungiltig erklärte. Ein neuer Angriff der niedrigsten Art gegen seine Ehre führte bald darnach N. zum dritten Male nach Rom. Die welschen Barfüßermönche konnten es N. nicht verzeihen, daß er einst allen Einfluß aufgeboten hatte, um der Tiroler Ordensprovinz, speciell dem Innsbrucker Convente, den deutschen Charakter zu wahren. Als nun ein junger italienischer Ordensvisitator Aquila nach Tirol kam, ergriff er die nächstbeste Gelegenheit, um seinen deutschen Ordensgenossen N. auf unhaltbare Verläumdungen hin eines anstößigen Umganges mit der Oberin des Klarissenklosters in Brixen zu beschuldigen. N. bestand auf einer strengen Prüfung des Sachverhaltes; mit Zeugnissen des Bischofs Spaur und des Erzherzogs versehen, eilte er nach Rom, um gegen die erfahrene

Unbilde Klage zu führen. Er wartete diesmal nicht die Entscheidung ab, sondern kehrte bald nach Bestellung eines Procurators nach Tirol zurück. Aber der Aufenthalt in Brixen war ihm von da an verleidet. Als die Absicht, in das Kloster Neustift zu übersiedeln, bei dem dortigen Convente auf Schwierigkeiten stieß, folgte er einer Einladung des Erzherzogs Ernst, und begab sich nach dem Kloster Lambach in Oberösterreich, um durch seine Predigten die dort auftauchenden protestantischen Lehrmeinungen zu bekämpfen. Sonst treffen wir ihn in dieser Zeit meist auf Reisen im nördlichen Tirol und im Salzburgischen; 1590 weilte er am erzherzoglichen Hofe zu Innsbruck, und hier machte der Tod am 16. Mai 1590 seinem vielbewegten Leben ein Ende. Sein Leichnam wurde im Capitelhause des Conventes beigesetzt und Ferdinand ließ ihm durch Collin, den Schöpfer des Maximiliangrabmales in Innsbruck ein Monument setzen, das den dankbaren Fürsten nicht weniger ehrt, als den treuen Diener. Es stellt in weißem Marmor einen mit allen Insignien seiner Würde bekleideten Bischof vor, zu dessen Füßen das Wappenschild: die geöffnete Scheere mit dem Buchstaben T. Als 1786 das Franciscanerkloster in Innsbruck aufgehoben und in ein Generalseminar umgewandelt wurde, übertrug man die Gebeine sammt dem Grabstein in die Jesuitenkirche. Erst 1842 wurde der Stein in die den Franciscanern wieder übergebene Hofkirche übertragen, wo er noch vor dem linken Seitenaltar im Boden eingesenkt zu sehen ist. — Auch in Tirol entfaltete N. eine rege litterarische Thätigkeit. Außer einer Reihe von Predigten, die im Drucke erschienen, entstanden in dieser Zeit auch verschiedene theologische Streitschriften, wie die gegen Fischarts „Bienenkorb“ und ähnliche Bücher gerichtete „Widereinwarnung“ (Ingolstadt 1577), dann die „Widerlegung des falschen scheingründlichen Buchs durch Josuam Opitz“, worin er die Wiener vor diesem fanatischen Flacianer warnt und gegen denselben die katholische Lehre vom Abendmahl vertheidigt, ferner das „Examen chartaceae Lutheranorum concordiae“, welches N. als Bischof 1580 schrieb und worin er die bekannte Concordienformel angreift, aber auch gegen Fischart's Jesuiterhütlein abermals eine Lanze verstach. Auf die in Folge dessen erschienene Gegenschrift des Nigrinus „Vexamen“ replicirte er in seiner „Concordia“, welche, wie kaum ein anderes seiner Werke die ungemeine Belesenheit des Verfassers bekundet, aber in einem milderen und versöhnlicheren Tone geschrieben ist. Nach einer längeren Pause, die durch die zeitraubenden Aufgaben seines bischöflichen Berufes und seines Predigeramts verursacht wurde, erschien erst wieder 1588 ein Buch und d. T.: „Angelus paraeneticus contra solam fidem delegatus d. i. der Warnungsengel wider den Solen Glauben ausgesandt“, woran sich noch in demselben Jahre die Schrift: „Praeludium in centurias hominum, sola fide perditorum“, sowie auch ein gegen Fischart's Deutung der im Straßburger Münster in Stein ausgehauenen Thiermesse gerichtetes fliegendes Blatt anschloß. Die letzte, noch im J. 1589 erschienene Schrift des N. ist der „Levita catholicus contra Exodum pseudoevangelicum“, welcher gegen Georg Mylius (s. oben S. 142) gerichtet ist. Alle die genannten Schriften sind, auch wenn sie lateinische Titel tragen, in deutscher Sprache geschrieben; alle zeichnet sie ein echt volksthümlicher Witz und eine Kraft und Gewandtheit des Ausdruckes aus, der ihn als nicht unwürdigen Nebenbuhler seines großen Gegners Fischart erscheinen läßt, womit sich eine warme Theilnahme an allen Leiden und Freuden seines unglücklichen deutschen Vaterlandes paart, die uns die sonst oft so harte, eckige Persönlichkeit des charakterfesten Mannes doch auch wieder in liebenswürdigem Lichte darstellt. Und so ist er denn nicht mit Unrecht als ein Typus der hochbewegten gegenreformatorischen Epoche bezeichnet worden, deren Tugenden und Fehler in ihm ihre drastische Verkörperung finden.

J. V. Schöpf, Johannes Nasus, Franciskaner und Weihbischof von Brixen (1534—1590) (Progr. d. Gymn. zu Bozen 1860 mit einem Anhange, enthaltend das Verzeichniß seiner Schriften u. einem Nachtrage in dem Programme von 1861). — J. Jung, Zur Geschichte der Gegenreformation in Tirol. Innsbruck 1874. — J. Hirn, Erzh. Ferdinand II. v. Tirol. I. Bd. S. 252 ff. Innsbr. 1885. — J. Zingerle im Anz. f. d. dtsch. Vorzeit 1859 S. 324 ff. u. 1866 S. 21. — Goedeke, Grdr. II², 486. v. Zeißberg.

Naso: Ephraim Ignatius N. war der Sohn eines evangelischen Geistlichen aus dem Bunzlauer Kreise in Schlesien, der 1629 zum Katholicismus übertrat, dann Prorector und Rector der Schule in Schweidnitz ward, und als 1637 das Stadtregiment daselbst katholisch eingerichtet wurde, in den Rath kam und 1642 als Bürgermeister starb. Der Sohn, bei den Jesuiten erzogen, studirte Jurisprudenz, ward zuerst Advokat in Schweidnitz und dann Concipist bei der Oberamtsregierung in Breslau. In dieser Stellung lebte er bis nach 1680. Von jener Gewandtheit in der lateinischen Dichtung, die damals die Jesuitenschulen eifrig ausbildeten, geben neben den in den allerkünstlichsten Formen sich bewegenden Gelegenheitsgedichten auch seine geistlichen Poesien wie die „Infulatae triginta pyramides“ Wrat. 1658, 4° und die „Trophaea coelitum et puri amoris“, Francof. 1665, 12° Zeugniß; letztere besingen ausschließlich Heilige im Versmaß der geistlichen Lieder des Mittelalters. Die Neigung zur Mystik, die freilich auch in der Zeit lag, scheint er schon vom Vater, einem Verehrer des Jacob Böhme, geerbt zu haben. Er trieb aber auch historische Studien und erreichte es bei seinen Beziehungen zum Oberamt, daß er auf dessen „ansehnliche Beförderung“ mehrere Jahre die einzelnen Fürstenthümer Schlesiens bereisen und Materialien zu anscheinend groß angelegten schlesischen Jahrbüchern sammeln konnte. Als Vorbild schwebte ihm nach eigenem Geständniß Herodot vor. Aber der „Discursus politicus seu famularis prodromus novorum chronicorum ducatus Silesiae“, den er 1665 als Vorläufer des größeren Werkes erscheinen ließ, ist ein dreistes Plagiat aus Dan. Rapold's, ein Jahrhundert früher geschriebener, aber damals noch ungedruckter „Historia de Silesiae ducatu“, nur ein panegyrischer Bischofskatalog ist angehängt. Und die 1667 erscheinende größere Beschreibung der Fürstenthümer Schweidnitz und Jauer, Phoenix redivivus, in deutscher Sprache, für die er am 21. December 1667 in den böhmischen Adelsstand mit dem Prädicat von Loewenfels erhoben wurde, ist zwar viel gelesen worden, entbehrt aber aller Kritik. Alle Fabeln, die der Verf. auf seinen Reisen sich hatte erzählen lassen, wiederholt er gläubig. Seinen katholisch-kaiserlichen Standpunkt bekundet er nicht sowohl durch Polemik gegen die Reformation, sondern durch die möglichste Ignorirung derselben. Das Buch läßt nicht erwarten, daß, wenn er sein Vorhaben ausgeführt hätte, schlesische Jahrbücher in mehreren Bänden, die er theilweis schon druckfertig liegen hatte, herauszugeben, diese Jahrbücher die älteren Arbeiten von Curaeus, Schickfus u. s. w. übertroffen hätten. Der Druck unterblieb, und die Manuscripte des Verf. scheinen verloren gegangen zu sein. Als letztes Werk ist von ihm bekannt „Monimentum historico-panegyricum stemmatis ab Herberstein“, Wrat. 1680, 2°, dem Glogauer Landeshauptmann Joh. Bernh. v. Herberstein gewidmet. Bald darauf scheint er gestorben zu sein.

Neben Henel, Cunrad, Leuschner, Ehrhardt, Thomas &c. geben hauptsächlich die eigenen Schriften Nachrichten über sein Leben. Markgraf.

Nason: Pieter N., holländischer Bildniß- und Stilllebenmaler, geb. in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, angeblich im Haag, † zwischen 1680 und 1691. Er soll Schüler des Jan van Ravesteijn gewesen sein und war thätig im Haag, wo er 1639 als Meister in die alte Lukasgilde eintrat und

1656 Mitbegründer der neuen Malergilde wurde. Eine Zeit lang hielt er sich muthmaßlich am Hofe des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg in Berlin auf, wo er (1667) in ganzer, lebensgroßer Figur das Bildniß desselben malte (im Schlosse zu Charlottenburg), gestochen von Ed. Mandel (1846). Ein zweites, von ihm gefertigtes Bildniß eines jungen Mannes mit Allongeperrücke befindet sich in der königlichen Gemäldegalerie zu Berlin, Nr. 1007 A. N. verbindet in seinen Portraits lebendige und energische Auffassung mit einer äußerst sorgfältigen, der Art des B. van der Helst sich annähernden Vortragsweise. Seine Meisterschaft in der Stilllebenmalerei bezeugt das in der nämlichen Sammlung aufbewahrte Oelgemälde Nr. 977. Nach Waagen's Aussage trifft man in Holland Bilder von ihm fast nur in Familien an.

Handbuch der deutschen und niederländischen Malerschulen von G. F. Waagen. Stuttgart 1862. II. S. 88. — Königliche Museen zu Berlin. Beschreibendes Verzeichniß der Gemälde. Bearbeitet von Julius Meyer. 2. Aufl. Berlin 1883. v. Donop.

Nassau: Christof Ernst (Graf) von N., preußischer Generallieutenant, im Jahre 1686 auf dem Gute Hartmannsdorf im Fürstenthum Glogau geboren, nahm zuerst als Freiwilliger bei den preußischen Truppen an einigen Feldzügen des spanischen Erbfolgekrieges theil, trat dann als Major in landgräflich hessen-kasselsche Dienste, vertauschte diese eines Zweikampfes wegen mit kursächsischen und machte hier, durch den Feldmarschall Graf Wackerbarth und später durch König August den Starken selbst begünstigt, eine rasche Carrière. Er erhielt zuerst die Promnitz'sche Freicompagnie in Sorau, kam aber bald darauf als Oberstlieutenant der Cavallerie nach Dresden, ward Wackerbarth's und dann des Königs Adjutant, errichtete ein Cürassirregiment, zu welchem er Mannschaften und Pferde aus der ganzen Armee auswählen durfte und welches durch seine Schönheit Aufsehen erregte, wohnte den Feldzügen des polnischen Thronfolgekrieges am Rhein und in Polen bei, verlor aber seinen Einfluß bei König August III., mit dessen Ministern Brühl und Sulkowski er in schlechtem Vernehmen stand und trat bald nach Friedrichs des Großen Regierungsantritt als General in preußische Dienste. Er erhielt hier den Auftrag ein Dragonerregiment zu errichten und nahm, im Sommer 1741 im Lager bei Strehlen eingetroffen, an den Belagerungen von Neiße und von Olmütz und an den Kämpfen jenes Jahres in Oberschlesien theil. Als im 2. schlesischen Kriege nach der Einnahme von Prag König Friedrich gegen Wien vorzurücken beschlossen hatte, sandte er am 19. September 1744 N. mit 10 Bataillonen und 20 Schwadronen nach dem südlichen Böhmen voraus. Dieser nahm unter beständigen Kämpfen am 23. Tabor, wo Buccow kapitulirte, am 24. Budweis, am 1. October Frauenberg und traf am 4. zu Wodnian bei der Hauptarmee wieder ein. Als gegen Ende desselben Monats der König Böhmen räumen mußte, stellte er N. an die Spitze eines abgesonderten Corps von 15 000 Mann, mit welchem dieser ihm dadurch einen werthvollen Dienst leistete, daß er geschickt das wichtige Kolin besetzte und dadurch die nach dem Magazinorte Pardubitz führende Straße sicherte, Kolin vertheidigte er tapfer gegen die österreichischen Angriffe. Ebenso rechtzeitig aber räumte er am 19. Kolin wieder und vollführte einen meisterhaften Rückzug, so daß, als er am 24. November sich in Königgrätz beim Könige meldete, dieser ihm den eigenen Schwarzen Adlerorden gab. Von Schlesien aus ward er dann mit 12 000 Mann zurückgesandt, um dem aus Prag abziehenden General Einsiedel die Hand zu reichen. Er traf diesen, von den Oesterreichern verfolgt und von den Sachsen an deren Grenzen überall zurückgewiesen, unter den schwierigsten Verhältnissen am 16. December mitten im

Gebirge, Hülfe that noth, Einsiedel kam glücklich durch. Den Winter 1744/45 brachte er in Oberschlesien zu, im Frühling aber kehrte er zur Armee des Königs zurück und commandirte in der Schlacht bei Hohenfriedberg am 4. Juni den linken Flügel; der König nennt ihn unter denen, welche sich besonders ausgezeichnet hatten. Am 26. desselben Monats wurde er mit 7000 Mann von neuem aus Böhmen nach Schlesien gesandt. Er kam am 30. in Glatz an und nöthigte Eszterhazy sich auf Troppau zurückzuziehen. Der König aber hatte mehr erwartet und tadelte im August Nassau's Unthätigkeit den leichten Truppen des Feindes gegenüber, denen die eigenen freilich nicht gewachsen waren; doch war er zufriedengestellt, als dieser am 5. September Cosel einnahm, wo 3000 Oesterreicher kriegsgefangen wurden. Nach und nach auf fast 20 000 Mann verstärkt, drang N. nun in Mähren ein, mußte aber der Kriegslage wegen bald umkehren und beschränkte sich dann des Königs Weisung gemäß, nachdem er bei Frankenstein Winterquartiere bezogen hatte, auf die Deckung Schlesiens. Ueber diese Episode ist aus seinem Tagebuche ein vortrefflicher „Beitrag zur Geschichte des 2. schlesischen Krieges", 8°, Frankfurt und Leipzig 1780, veröffentlicht worden. Am 5. März 1746 erhob ihn der König in den Grafenstand; das darüber ausgefertigte Diplom enthält eine Würdigung seiner Leistungen und Dienste. Durch seinen am 19. November 1755 zu Sagan im neunundfünfzigsten Lebensjahre erfolgten Tod ist sein Stamm erloschen, da sein als Adjutant bei ihm fungirender Sohn ihm bereits 1752 vorangegangen war.

Biographisches Lexikon aller Helden und Militärpersonen, welche sich in preußischen Diensten berühmt gemacht haben, 3. Band, Berlin 1790. — Sammlung ungedruckter Nachrichten über die Feldzüge der Preußen 1740—1779. Dresden 1782—85, 4. Theil (die Geschichte des von ihm in Preußen errichteten Regiments behandelnd). B. Poten.

Nassau: Juliana, Gräfin von N., Gemahlin Wilhelms des Reichen von Nassau-Katzenellenbogen(-Dillenburg), geb. 15. Februar 1506, † 18. Juni 1580. — Am Vorabende des Julianentages 1506 wurde J. als die Tochter Graf Bothos zu Stolberg und Wernigerode und der Anna, Tochter Graf Philipps von Königstein-Eppenstein, auf Schloß Stolberg geboren und verlebte hier und auf dem nordhoyischen Schlosse Wernigerode ihre frühesten Jugendjahre unter sorgfältiger Aufsicht ihrer gräflichen Eltern und unter den Eindrücken der reformatorischen Bewegung, die in Stolberg sehr früh Eingang fand. Schon von ihrem vierzehnten Lebensjahre an trat an die Stelle des Vaterhauses das ihres Oheims Graf Eberhard von Königstein in der Wetterau. Hier wurde nicht nur das Werk der Erziehung gewissenhaft fortgesetzt, sondern auch die künftige Vermählung der jungen Gräfin ernstlich ins Auge gefaßt. Nachdem schon im Januar 1520 die Eheberedung stattgefunden hatte, erfolgte am 9. Juni 1523 ihre Vermählung mit dem noch nicht 22jährigen Grafen Philipp von Hanau-Münzenberg. Diesem innigen Bunde entsproßten fünf Kinder, drei Söhne und zwei Töchter, von denen die eine zwei Tage nach dem Ableben des Vaters, der am 28. März 1529 erst 27 Jahre alt, heimging, zur Welt kam. Nachdem J. ein paar Jahre als Wittwe einmüthig mit ihrem jüngeren Schwager Balthasar, der wie sie der Reformation zugethan war, die Verwaltung geführt hatte, trat sie im September 1531 mit dem Grafen Wilhelm von Nassau-Katzenellenbogen in eine zweite Ehe. Wilhelms Bruder Heinrich, Markgraf von Zenetta, hatte denselben auf Töchter aus den fürstlichen Häusern von Kursachsen, Lothringen und Würtemberg aufmerksam gemacht. Wenn Graf Wilhelm dennoch die Hanausche Wittwe wählte, die er schon seit über zehn Jahren als Vormund ihres ersten Gemahls kennen gelernt hatte, so ehrt dies beide Theile in gleicher Weise. Und J. hat das in sie gesetzte Vertrauen im höchsten Grade

gerechtfertigt. Ihre Aufgabe war durchaus keine kleine. Bekanntlich entwickelte Graf Wilhelm als treuer Anhänger und Pfleger der Reformation eine außerordentliche Thätigkeit in der Gründung von fünf gelehrten Schulen, besonders aber auch einer Bildungsstätte für den höheren Adel auf seinem Schlosse zu Dillenburg, die unter seinem Sohne Johann fortblühte und bei der außerordentlichen Bedeutung, welche das Haus Nassau-Dillenburg für den niederländischen Befreiungskampf gewann, von größter Wichtigkeit wurde. An diesen Aufgaben hatte auch Wilhelms Gemahlin ihren redlichen Antheil, schon als Mittelpunkt eines so außerordentlich großen Hauswesens. Dazu kam die große Zahl ihrer eigenen Kinder. Die Söhne und Töchter erster Ehe wurden in Dillenburg mit erzogen, wo von Graf Wilhelms Kindern erster Ehe noch die Tochter Magdalena, seit 1538 Gemahlin Graf Hermanns von Mörs und Neuenahr, lebte. Dazu kamen nun noch zwölf Kinder, fünf Söhne und sieben Töchter, welche J. ihrem Gemahl schenkte und von denen nur eine Tochter in zarter Kindheit starb. Schon dieser Leibessegen ist ein außerordentlicher und als solcher von Zeitgenossen und Nachkommen bewundert worden. Wir erfahren, daß die Gräfin in einem Alter von vierundsiebenzig Jahren gegen einhundertundsechzig unmittelbare Nachkommen erlebte. Am 6. Juni 1559 wurden auf ihrem Schlosse Dillenburg drei ihrer Kinder, ihr zweiter Sohn Graf Johann und ihre Töchter Anna und Elisabeth, zu gleicher Zeit vermählt. Diese drei erfreuten sich wieder einer Nachkommenschaft von 48 Kindern. Aber die Beziehungen der Mutter und Ahnfrau zu einer so großen Schaar von Kindern und Kindeskindern erhielten ihren eigentlichen Werth und hohen Adel doch erst durch die sorgfältige Unterweisung, die sie den ersteren, theilweise auch den letzteren, angedeihen ließ, um ihnen durch Vorbild und Erziehung den Stempel ihres eigenen Wesens aufzudrücken. Aus eingehenden Berichten der Zeitgenossen lernen wir die merkwürdige Gleichförmigkeit der Richtung, der Lebens- und Hausordnung kennen, welche sich durch das mütterliche Vorbild z. B. in dem Haushalt ihrer Töchter Anna, Elisabeth und Juliana zu Weilburg, Braunfels und Rudolstadt verfolgen läßt. Als J. im J. 1559 zum zweiten Male Witwe geworden war, wurde ihre Aufgabe noch eine schwerere. Das Haus, dessen Mittelpunkt sie war, vermehrte sich mehr und mehr. Zu den Kindern kamen Kindeskinder, die hier eine Zufluchts- und Erziehungsstätte suchten, weil die Söhne in den Mühen und Gefahren des niederländischen Befreiungskampfes kein gesichertes Hauswesen führen konnten. Und in noch unmittelbarerer Weise zog sie dieser Kampf in die schwerste Mitleidenschaft: die Hauptheiden desselben, ihr ältester nassauischer Sohn Wilhelm der Schweiger, Johann, Ludwig, Adolf und Heinrich waren ja ihre eigenen Söhne. Die drei letzteren mußte sie in den Schlachten von Heiligerlee und auf der Mooker Haide fallen sehen. Die christliche Ergebung und der Muth, womit sie solche Opfer darbrachte, haben ihr schon früh den Ehrennamen einer heroina, einer Geistesheldin eingetragen. In ihren Briefen sehen wir sie selbst einem so kühnen und gefaßten Geiste wie dem Prinzen von Oranien in schwierigen Fällen Muth einflößen. Und da sie bei den verschiedenen verschlungenen Wegen der Politik dieses großen Staatsmannes und den kühnen Unternehmungen desselben allzeit ihr mütterliches Mahnwort vernehmen ließ, daß man nie um eines äußeren irdischen Zieles willen die Wahrheit und das Ewige preisgeben dürfe, so ist sie von holländischer Seite wohl als das Gewissen des Prinzen Wilhelm und seiner Unternehmungen bezeichnet worden. Besonders galt solcher milde aber ernste Zuspruch auch ihrem zweiten Sohne Ludwig, dem Liebling des Hauses, dessen oft überkühnes vorschnelles Wesen, wie beim großen Compromiß, ihr solche Sorge verursachte, daß seinetwegen noch in den letzten Lebenstagen ernste bange Gedanken durch die Seele der Gräfin zogen. Wegen

ihrer Frömmigkeit genoß J. die allgemeine Verehrung ihres weiten Familienkreises. Sie wird in den Schriftstücken aus ihrer späteren Lebenszeit wiederholt kurz als die fromme Gräfin bezeichnet. Ihr Christenthum hatte den entschieden kirchlichen Charakter ihrer Zeit und in dem schweren Kampfe der Niederlande sah sie das Ringen ihrer bedrohten Glaubensgenossen wider Rom. In früheren Jahren für die lutherische Lehrform gewonnen, neigte sie später dem reformirten Bekenntnisse zu und gewann Dr. Christoph Pezel, einer der aus Sachsen vertriebenen Theologen, als Seelsorger ihr ganzes Vertrauen. Die Sinnigkeit und Liebenswürdigkeit ihres Wesens tritt am meisten hervor im Briefwechsel mit ihren Brüdern, den Grafen zu Stolberg, von denen einer, Graf Ludwig, dem Prinzen durch Rath und That gar wichtige Dienste geleistet hat. Bei aller Bedeutung, welche J. für das Haus Nassau-Oranien und dessen große Aufgabe gewann, blieb sie doch stets innerhalb der Schranken echter Weiblichkeit. Ihre groß angelegte oder mit den Aufgaben gewachsene Natur gibt sich aber daraus zu erkennen, daß es in den letzten Lebensstunden nicht die kleinen Dinge ihrer unmittelbaren Umgebung, sondern nächst ihrer eigenen Seligkeit die Kämpfe in den Niederlanden und die großen Aufgaben ihres Hauses waren, welche die Sterbende beschäftigten. Nachdem noch zuletzt die Abwesenheit ihres Sohnes Johann in den Niederlanden eine übergroße Last von Geschäften auf ihre Schultern gehäuft hatte, starb J. am 18. Juni 1580 auf dem hochgelegenen Schlosse Dillenburg, wo sie, von manchen Reisen zu ihren zahlreichen Angehörigen abgesehen, fast ein halbes Jahrhundert gelebt und segensreich gewaltet hatte. — Ueber die persönliche Erscheinung Julianens — sie wird wohl einmal als „die schöne Gräfin“ bezeichnet — können wir nichts bestimmtes sagen. Alle von verschiedenen Seiten gemachten Bemühungen, ein Bild von ihr ausfindig zu machen, sind vergeblich gewesen.

Eine gedruckte Biographie Julianens fehlt bis jetzt. Das Vorliegende ist einer größeren handschriftlichen Arbeit entnommen, welche sich außer auf Groen van Prinsterers Archives ou Correspondance inédite de la maison d'Orange-Nassau auf die Archive zu Wernigerode, Stolberg, Ortenberg, Marburg, Wiesbaden und Rudolstadt stützt. Auf Grund des van Prinsterer'schen Werks hat Dr. W. G. Brill in seinen Voorlezingen over de geschiedenis der Nederlanden, Leiden 1868, eerste deel ein Bild Julianens nach ihren Beziehungen zu Wilh. v. Oranien u. dem niederländ. Befreiungskampfe gezeichnet. Für noch weitere Kreise des christl. Volks hat dieses Fräulein van Hogendorp in den Geloofsgetuigen, Galerij van christelyke vrouwen II, 125—140 verarbeitet. Jacobs.

Nasse: Christian Friedrich N. war in Bielefeld am 18. April 1778 geboren als Sohn eines Kreisphysicus, dessen Vater ebenfalls ein sehr angesehener Arzt war. Er verlor seine Eltern in früher Jugend. Von seinem Vormund für den Kaufmannsstand bestimmt, verließ er mit 14 Jahren das Gymnasium und genoß zuerst weiteren Unterricht in dem Erziehungsinstitut für junge Kaufleute zu Hamburg. Hier erwarb er sich Kenntniß der neueren Sprachen und musikalische Fertigkeit auf mehreren Instrumenten. Seiner Neigung entsprach indessen keineswegs die über ihn getroffene Bestimmung, vielmehr war schon früh sein Wunsch auf das Studium der Medicin gerichtet. Erst im Jahr 1794 war es ihm vergönnt seiner Neigung zu folgen und Hamburg mit Berlin zu vertauschen, wo er in dem grauen Kloster unter Leitung des Professor Wolff mit fast unglaublicher Schnelligkeit die Maturität erlangte, so daß er, nachdem er schon als Primaner anatomische Vorlesungen besucht hatte, zu Ostern 1796 die Universitätsstudien zu Halle beginnen konnte. Daselbst trat er in einen Kreis ausgezeichneter junger Männer, unter denen sich Friedrich von Raumer und

Achim von Arnim befanden, die seine nächsten Freunde wurden. Bald zog er die Aufmerksamkeit seines Lehrers, Joh. Christ. Reil's auf sich, an den er sich eng anschloß. Diesem Manne, für den er stets die größte Dankbarkeit und Verehrung bewahrte, verdankte er im wesentlichen die wissenschaftliche Richtung, die er während seines Lebens verfolgte. Am 20. Januar 1801 ward er nach Einreichung einer auf eigener Untersuchung fußenden Dissertation (de neuritide) promovirt, worauf er in Berlin das Staatsexamen zurücklegte. Nach einer Reise durch das westliche Deutschland ließ er sich in Bielefeld als praktischer Arzt nieder, indem er es für eine Pflicht der Dankbarkeit hielt, eine alte Tante bis zu deren Tode zu pflegen. Im J. 1805 verheirathete er sich mit Henriette Weber. Zugleich mit Dr. Wilmans übernahm er darauf die Leitung des städtischen Armenhospitals. — Sein Lehrer Reil, der seine Fähigkeit zum akademischen Lehramt erkannt hatte, schlug ihn schon im J. 1810 zu einem Lehrstuhl an der Universität Berlin vor, indessen entsprach das Lehrfach nicht seiner Neigung und seinen Studien. Da es ihm in der kleinen Stadt sowohl an den nöthigen wissenschaftlichen Hülfsmitteln als auch an geistigem Verkehr fehlte, und die Landpraxis ihm zu viel Zeit raubte, so verließ er im Frühling 1814 mit seiner Familie die Heimath, begab sich zunächst nach Göttingen, wo er die dortige Bibliothek benutzte und mit Himly verkehrte, dann nach Leipzig und Dresden. In ersterer Stadt hatte er Umgang mit dem Physiker Gilbert und in letzterer befreundete er sich mit C. G. Carus, mit dem er vielfache Interessen theilte. — Im Winter 1815—16 traf ihn in Weimar der Ruf als Director der medicinischen Klinik in Halle. Es war dies noch eine Nachwirkung Reil's, der ihn zu seinem Nachfolger empfohlen hatte. Durch verschiedene Arbeiten und durch Herausgabe des fünften Bandes der Reil'schen Fieberlehre hatte er inzwischen seine wissenschaftliche Befähigung an den Tag gelegt. Im Frühling 1819 folgte er dem Rufe nach Bonn auf den gleichen Lehrstuhl. In dieser Stellung verblieb er bis zu seinem Tode, ununterbrochen sich der Ausbildung junger Aerzte widmend und durch consultative Praxis sehr beschäftigt. Nicht bloß Inländer sondern auch Ausländer in großer Zahl suchten seinen ärztlichen Rath. Unter ihnen fanden sich viele Gemüths- und Geisteskranke. Aus dieser Praxis entwickelte sich später ein Privatinstitut, welches er gemeinsam mit seinem zweitältesten Sohne leitete.

N. war ein Mann von ungewöhnlicher vielseitiger Begabung, eine genial, poetisch angelegte Natur. Ein idealer Zug, mit einem Offenbarungsglauben verwachsen, ging durch sein ganzes Leben; das Gemeine verabscheuend besaß er auch einen Widerwillen gegen alles Triviale. Ein körperliches in dem Gelehrtenstande häufiges Leiden disponirte ihn zu einer reizbaren Stimmung, gegen die er fortwährend zu kämpfen hatte. Redlich arbeitete er, wie hinterlassene Aufzeichnungen beweisen, an seiner ethischen Vervollkommnung. — Bis zur Begeisterung empfänglich für jedes Schöne in jeder Kunst besaß er ein seltenes selbst die Künstler überraschendes Verständniß für die Kunstschöpfungen. Ganz besonders trat dies in der Musik hervor. Beethoven und alte Kirchenmusik verschafften ihm den größten irdischen Genuß. Nicht minder ausgeprägt war sein Sinn für die Schönheiten der Natur, die er alle, sowohl die großen wie die kleinsten, poetisch aufzufassen wußte. — Sein weiches Gemüth offenbarte sich nicht bloß seiner Familie und seinen Freunden gegenüber, sondern auch aller leidenden Menschheit. Stets war er bereit den Dürftigen zu helfen und sich an wohlthätigen Anstalten zu betheiligen. Bei jedem Menschen setzte er das Beste voraus und kannte keinen Argwohn. Kein Wunder, daß daher seine Güte und Freigebigkeit oft misbraucht wurden. Mit lebhafter Phantasie und rascher Auffassungsgabe verband er ein eminentes Gedächtniß. — Was ihm an freier

Zeit nach Erfüllung seiner Berufspflichten übrig blieb und er nicht der Familie widmete, in deren Kreise er sich am glücklichsten fühlte und in welchem er sich dem Genuß der Natur, der Kunst und dem Vorlesen poetischer Werke hingab, verwandte er zu schriftstellerischer Arbeit und zum Studium der Litteratur. Nicht bloß was von seinem Fach im Inlande und Auslande werthvolles erschienen war, las er, nein auch in den Naturwissenschaften, in der Philosophie, in der schönen Litteratur entging ihm keine nur irgend bedeutende Leistung. So erwarb er sich einen Reichthum von Kenntnissen, der einen jeden, welcher mit ihm verkehrte, in Erstaunen versetzen mußte. — Wenn er einerseits das Concrete stets unter einem allgemeinen Gesichtspunkte auffaßte, so wußte er andererseits jedem Gegenstande, der sein Interesse erweckte, eine unbeobachtet gebliebene Seite abzugewinnen und an manchen praktische Vorschläge zu knüpfen. So konnte es nicht fehlen, daß ein Gespräch mit ihm belehrend und anregend wirkte. — Gespräche über Politik vermied er so viel als möglich, nicht weil es ihm an Interesse mangelte, sondern weil er sie für unerquicklich und leicht zum Streit führend hielt. Er war durch und durch deutsch gesinnt, dabei aber auch ein guter Preuße. Sorgenvoll hatte er den unglücklichen Ausgang des Krieges im J. 1806 vorhergesehen und den wärmsten Antheil an der Neugestaltung Preußens genommen, ohne sich jedoch dem Tugendbunde unmittelbar anzuschließen. Wie so viele andere Männer, die über die Befreiung Deutschlands von der französischen Herrschaft frohlockt hatten, wurde auch er tief betrübt, als die Hoffnung auf eine constitutionelle Verfassung nicht in Erfüllung ging, und schwer vermochte er bittere Worte gegen die reactionäre Richtung der Regierung privatim und öffentlich zurückzuhalten. Obgleich seine liberale Gesinnung, in der er mit E. M. Arndt übereinstimmte, ihn zu der Zeit der Demagogenverfolgung nach oben hin unbeliebt machen mußte, so wurden ihm jedoch noch vor dem Jahre 1830 Auszeichnungen für seine Verdienste nicht vorenthalten. Er erlebte noch das Jahr 1848 und freute sich innig über die Freiheiten, welche es dem Volke brachte. Hoffnungsvoll sah er von da an der politischen Zukunft Deutschlands entgegen.

Was nun seine Thätigkeit als Lehrer, als Arzt und als Arbeiter in der Wissenschaft anbelangt, so dürfte in ersterer Beziehung es gerechtfertigt sein, die Art und Weise, wie er seine Schüler zu tüchtigen praktischen Aerzten heranzubilden verstand, etwas näher zu beleuchten, da sein Verfahren sich wesentlich von dem unterschied, wie es in Frankreich und in England und zum Theil auch noch in Deutschland üblich ist. Nicht darin bestand sein Unterricht, daß er Vorträge über die einzelnen Krankheitsfälle der Klinik hielt, sondern daß er die Studirenden zu eigener Thätigkeit anleitete. Er forderte zunächst von den Kliniciſten eine genaue Untersuchung der denselben zuertheilten Kranken. Schon in der propädeutischen Klinik, die er zuerst in das Leben gerufen hat, wurde der junge Mediciner in der Beobachtung und Untersuchung geübt, namentlich in dem Gebrauch des Stethoskops, das in keiner deutschen Klinik früher als in der Bonner zur Anwendung gekommen war. Ein jeder Practicant hatte von dem ihm überwiesenen, in der Klinik liegenden Kranken eine ausführliche Krankheitsgeschichte mit Begründung der Diagnose und mit motivirtem Kurplan auszuarbeiten, ebenso eine Krankheitsgeschichte mit Sectionsbefund von jedem außerhalb des Hospitals gestorbenen Kranken. An die Vorlesung der Berichte schloß sich dann eine belehrende Debatte, an der sich jeder der Practicanten betheiligen konnte. — Unter Aufsicht des Directors und der Assistenten führten die älteren Kliniciſten die Behandlung der Kranken des ihnen überwiesenen Bezirks der Stadt und des städtischen Weichbildes so selbständig als irgend möglich. Dafür wurde aber auch von ihnen eine sorgfältige Ueberwachung der Patienten gefordert und jede Vernach=

läßigung auf das Allerstrengste gerügt. Dabei wurden sie angehalten in jedem Falle über die vorhandene Krankheit nachzulesen, und erhielten dazu die erforderlichen Bücher aus der klinischen Bibliothek und aus der reichhaltigen des Directors. Bei diesem konnten sie sich überhaupt zu jeder Stunde Rath holen. — So wurden die jungen Männer zu gewissenhaften Aerzten herangebildet. Sie wurden gelehrt, den Kranken nicht bloß als ein Object der Wissenschaft, sondern als einen der Hülfe bedürftigen Mitmenschen anzusehen. N. hielt es für seine Pflicht, ihnen die ethische Seite des ärztlichen Standes recht an das Herz zu legen. Und seine Mühe ward durch die große Anhänglichkeit der Schüler, welche auch die schärfste Rüge als wohlgemeint erkannten, belohnt. Sie sahen in ihm nicht bloß den Lehrer, sondern auch den väterlichen Freund, der für jeden einzelnen eine persönliche Theilnahme besaß. — Auch in der Wissenschaft bemühte sich N., die jungen Männer zu eigenen Arbeiten anzuregen, sei es zur Zusammenstellung des schon Bekannten, sei es zur selbständigen Forschung. Letzteres war besonders da der Fall, wo er wissenschaftlichen Eifer und Talent erkannte. Unter seinen auf diesen Weg geführten Schülern bezeugten der berühmte Physiologe Johannes Müller und der geniale Chirurge Dieffenbach wiederholt ihre Dankbarkeit für den ihnen gegebenen Impuls zu wissenschaftlichen Arbeiten.

Was N. als Arzt auszeichnete, war der Blick, mit welchem er den oft dunkelen Grund der Krankheiten auffand. Seine Behandlung war wesentlich auf Beseitigung des Grundleidens gerichtet. In Anwendung von Medicamenten war er höchst einfach, und jedes complicirte Recept, wie solche damals viel in Gebrauch waren, erregte in ihm den Verdacht von Ungründlichkeit. Seine den ganzen Menschen umfassende Beurtheilung trug dazu bei, ihn ganz besonders zu einem Arzte psychisch Gestörter zu qualificiren, bei deren Behandlung er in zweckmäßiger Weise die psychische mit der somatischen verband. — Ein jeder Kranker fühlte sich durch die warme Theilnahme gestärkt; solche, welche sich dazu eigneten, führte N. auch wohl in sein Haus ein. So kam es, daß manche der Genesenen mit ihm in andauernder freundschaftlicher Verbindung verblieben.

In seiner Stellung als Mann der Wissenschaft gründete er seine Anschauung überall auf Physiologie. Das körperliche Leben faßte er auf als eine auf einer specifischen Thätigkeit beruhende Entwickelung. Um das Wesen des kranken Lebens zu erkennen hielt er das Studium des normalen für das erste Erforderniß. Außer der physikalischen und chemischen Untersuchung während des Lebens und der anatomischen der Leiche benutzte er zur Lösung der schwierigen Aufgabe auch das Experiment an Thieren. Am Krankenbett betrachtete er als Aufgabe des Arztes die Aufsuchung des Zusammenhanges der gesammten pathologischen Erscheinungen. Als maßgebend für die Behandlung sah er den Zustand der Reizbarkeit und der Energie, den Kräftezustand des ganzen Körpers und des leidenden Organs an. — Diese physiologische Richtung hielt ihn fern von jeder leeren Speculation, wie er denn zu keiner Zeit ein Anhänger der Naturphilosophie war, und bewahrte ihn vor jeder Einseitigkeit, wie namentlich vor dem lange Zeit hindurch weit verbreiteten Brownianismus. Mit dem größten Eifer widmete er sich dagegen der Lectüre der medicinischen Werke der Franzosen und Engländer, deren exacte Beobachtung, pathologisch-anatomische Auffassung der Krankheiten und einfache auf Empirie gegründete Behandlungsweise ganz seiner Richtung entsprachen. — Unter den philosophischen Schriften waren es die von Herbart, welche ihn in späterer Zeit beschäftigten, und namentlich verwandte er auf dessen Psychologie ein eingehendes Studium. — So war es möglich, daß obgleich die Nachtseite in der Natur und im Seelenleben, überhaupt das Wunderbare ihn in hohem Grade anzog, sich doch in seinen wissenschaftlichen Arbeiten nichts davon entdecken läßt. — Man kann N. seiner ganzen Stellung

nach als einen Vorläufer der neuern wissenschaftlichen rationellen Medicin betrachten, nur darf man dabei nicht übersehen, auf welcher niedrigen Stufe der Entwickelung sich damals noch die Physiologie, die physiologische und pathologische Chemie befanden, und daß die mikroskopische Anatomie noch nicht geschaffen war. Die Physiologie konnte noch keinen Anspruch machen auf den Namen einer exacten Wissenschaft, sie war wesentlich bloß eine beschreibende, in der das Experiment erst anfing ihren Charakter zu ändern, und die wichtigen wissenschaftlichen Principien dieses Jahrhunderts, das der Erhaltung der Kraft und der Umsetzung einer Kraft in eine andere waren noch nicht ausgesprochen.

Was nun insbesondere seine Leistungen in der Lehre von den Geisteskrankheiten oder, um seinen eigenen, seinen Standpunkt bezeichnenden, Ausdruck zu gebrauchen, von den psychischen Störungen anbelangt, so leitete er, sich zum Dualismus bekennend, dieselben von dem Erkranken des Körpers insofern ab, als dies die Seele in ihrer Thätigkeit, zu welcher sie des Körpers, vor allem des Gehirns als eines Werkzeuges bedarf, beeinträchtigt. Die Beziehungen des körperlichen Leidens zu den geistigen Störungen aufzusuchen betrachtete er als Aufgabe des psychischen Arztes. Zugleich war er bestrebt, die einzelnen Formen des Irreseins festzustellen. In Betreff seiner Behandlung derselben ist es unnöthig in das Einzelne einzugehen, da die Grundsätze, welche er nach dem Vorgange von Pinel vertheidigte, jetzt die fast allgemein angenommenen sind. Daß sie zur Geltung gekommen sind, daran hat N. keinen geringen Antheil.

Ein so reger Geist wie der seinige fühlte sich getrieben seine Erfahrungen und Anschauungen zu veröffentlichen. Zahlreich sind die von ihm erschienenen Aufsätze, Abhandlungen und selbständigen Schriften, vielfältig der Stoff, den er in denselben behandelte. Theils betrafen sie Gegenstände der Physiologie, pathologischen Anatomie, Pathologie und Therapie so wie der Psychiatrie, theils Gegenstände anderer Gebiete der Medicin, namentlich der Hygiene, ferner die Stellung der Aerzte im Staate, die er in einer größeren Schrift besprach. — Die Anfänge seiner schriftstellerischen Thätigkeit finden sich in dem Archive von Reil und in den von Reil und Hofbauer veröffentlichten Beiträgen. In dem Jahre 1815 trat er in die Redaction des zugleich mit Horn und Wagner herausgegebenen Archivs für medicinische Erfahrung. In der späteren Zeit lieferte er kleinere praktische Aufsätze in das Correspondenzblatt für die Aerzte Rheinlands und Westfalens, das er mit seinem Schüler H. Albers gründete, so wie einzelne größere Abhandlungen mehr physiologischen Inhalts in die mit seinem ältesten Sohne publicirten Beiträge zur Physiologie und Pathologie. — Unter den früheren Arbeiten zog seine Abhandlung über den Einfluß des arteriellen Blutes auf die Verrichtungen des menschlichen Körpers (über die Blausucht) besonders die Aufmerksamkeit auf sich, so wie später unter den kleinen selbständigen Schriften die über die Unterscheidung des Scheintodes von dem wirklichen Tode durch Untersuchung der Wärme des Magens (1841). Für die Studirenden verfaßte er „Anleitung zur Untersuchung der Kranken“ und Handbücher der speciellen Pathologie und Therapie, sowie der allgemeinen Therapie. — Die ersten Arbeiten über psychische Krankheiten fallen schon in die Jahre vor seiner Anstellung in Halle. Darauf gründete er 1818 die Zeitschrift für psychische Aerzte. Eine Zeit lang betheiligte er sich an der Herausgabe des Archivs für thierischen Magnetismus mit Eschenmeyer und Kieser, zog sich aber schon 1822 davon zurück, indem er die Mängel der theoretischen Auffassung und die zahlreichen Täuschungen bei der Beobachtung erkannte. Die Zeitschrift für psychische Aerzte erschien vom Jahre 1823 an auch unter dem Titel „Jahrbücher für Anthropologie“. Als dieselben eingegangen, verband er sich mit seinem Freunde Max Jacobi zur Herausgabe der Zeitschrift für Heilung und Beurtheilung

krankhafter Seelenstörungen. Auch später fuhr er noch fort mit Veröffentlichung von Arbeiten in diesem Fache, unter denen die über Behandlung der Irren durch Nichtärzte und über das bloß psychologische Verfahren in gerichtlicher Untersuchung abnorm psychischer Zustände zu nennen sind. Seine letzte Arbeit, welche die Therapie des Branntweinmißbrauchs betraf, wurde erst nach seinem Tode von seinem Sohne Werner fertig gestellt.

N. starb am 18. April 1851 in Marburg während eines Besuches bei seinem ältesten Sohne nach kurzem Krankenlager. Er hatte stets durch ein Hämorrhoidalleiden bedingte Beschwerden schmerzhafter Art ausgestanden, in den letzten Lebensjahren viel an Athmungsbeschwerden gelitten, aber bis zu seiner Abreise nach Marburg hatte er seine klinische Lehrthätigkeit fortgesetzt und seinen ärztlichen Beruf erfüllt und war ununterbrochen wissenschaftlich beschäftigt gewesen. Selbst auf seinem Sterbebette hörte er mit diesem nicht auf. — Er hinterließ eine mit ihm eng verbundene Ehegattin, vier Söhne, drei verheirathete Töchter und eine große Zahl von Enkeln.

Seine Leiche wurde nach Bonn übergeführt, um daselbst in dem Familienbegräbniß beigesetzt zu werden. Hermann Nasse.

Nasser: Johann Adolf N., Philolog und Aesthetiker. Geboren in Kiel am 21. Februar 1753, hatte er in seiner Vaterstadt Gymnasium und Universität benutzt, und war daselbst 1788 zum Dr. philosophiae promovirt. Er habilitirte sich hierauf ebendort als Privatdocent und ward 1789 zum prof. extraord. in der philosophischen Facultät ernannt. Schon als Student hatte er 1785 „Neue Beiträge zur Lectüre für junge Leute“ I. Bd. veröffentlicht. Es ist jedoch bei diesem einen Bande verblieben. Für seine philologischen Vorlesungen edirte er „Catulli, Horatii aliorumque veterum poetarum lat. carmina selecta“ 1794 und „Lyrische Gedichte aus dem Lateinischen übersetzt. Ein Versuch für seine Zuhörer“, 1795. Darauf erschienen seine „Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Poesie“, 1798—1800. Hiermit hatte er ein damals wenig angebautes Feld betreten und war diese Arbeit für diese Zeit nicht ohne Bedeutung. Als Früchte seiner fortgesetzten philologischen Studien erschienen von ihm eine Uebersetzung des Persius 1801; Satyrische Anthologie aus römischen Dichtern 1810; Horaz' Epistel an die Pisonen 1826. Auch gab er die Schwänke des Hans Sachs mit Worterklärungen 1827 heraus. Verdienstlich war die Abfassung eines Katalogs über die bedeutende Kupferstichsammlung des Hof- und Landgerichtsadvocaten Schmidt in Kiel mit biographischen Notizen über die Künstler in 10 Abtheilungen. Er selbst besaß auch eine ansehnliche Kupferstichsammlung, die er gern den Studirenden zeigte, während es sonst in Kiel damals an Sammlungen für die Kunst bei der Universität gänzlich mangelte. Er war stets bemüht den Sinn für die Kunst bei seinen Zuhörern zu erwecken. Er starb am 10. December 1828.

Vgl. Kieler Univ.-Chronik 1827 S. 13 u. 1828 S. 14. Das. Nitzsch, memoria. N. Nekrolog d. Deutschen 1828, II, 836. Raßmann, Pantheon 234. Carstens.

Nast: Johann Jacob Heinrich N., geb. am 8. November 1751, war vom Jahre 1772—1792 Professor an der vom Herzog Karl Eugen gegründeten Karlsschule in Stuttgart, nach deren Aufhebung 1792—1807 ordentlicher Professor am Obergymnasium in Stuttgart, und wurde nach dem Tode seines Vaters, der 1778 auch Professor am Obergymnasium und 1798 Pfarrer in Plochingen gewesen war, im J. 1807 Pfarrer in Plochingen, wo er am 23. August 1822 starb. Von seinen Schriften (siehe Poekel) ist wohl die bekannteste „Ueber Homer's Sprache“, 1801, welche von einem jetzt veralteten wissenschaftlichen Standpunkte aus den Beweis zu liefern sucht, daß sich die

Eigenthümlichkeiten der Homerischen Diction durch ihre „Analogie mit der allgemeinen Kinder- und Volkssprache" erklären, aber keineswegs übel geschrieben ist und auch heute noch nicht ohne Interesse gelesen werden kann. Die Schrift ist zum fünfzigjährigen Amtsjubiläum des Vaters des Verfassers ausgegeben, der einen ganz ähnlichen Lebensgang gehabt hatte wie der Sohn, und derselben einen „kurzgefaßten Lebenslauf des Jubelgreisen, von ihm selbst aufgesetzt" beigegeben hat. Danach scheint er ein Mann von erheblich weiterem Gesichtskreise als der Sohn, und von wesentlich theologisch-bibliographischen Interessen gewesen zu sein.

Poekel. — Mittheilung des Pfarrers Leyrer in Plochingen.

Eyssenhardt.

Nasua, Suebenführer. Als Julius Caesar im J. 58 bereits den Beschluß gefaßt hatte, Ariovist (s. A. D. B. I, 528) anzugreifen, ward er zu rascher Ausführung dieses Planes unter anderem auch durch die Meldung der keltischen Treverer (um Trier) gedrängt, daß am rechten Rheinufer Schaaren aus den hundert Gauen der Sueben lagerten, unter Führung der Brüder N. und Kimber und sich anschickten, den Strom zu überschreiten. Caesar eilte nun, zu schlagen, bevor der König diese Verstärkungen an sich ziehen konnte. Auf die Nachricht von Ariovist's Niederlage (zwischen Cernay und Nieder-Aspach im unteren Elsaß, westlich von Mühlhausen) zogen diese Sueben nach Hause, verfolgt von den Schützlingen Caesars, den Ubiern, die damals noch auf dem rechten Rheinufer (etwas oberhalb Köln) wohnten. N. wird nicht mehr genannt; die Sueben waren vermuthlich zum großen Theil Chatten, die beiden Brüder aber wohl gekorene „Herzöge", d. h. Oberfeldherren für diesen Feldzug; dabei können sie Grafen, Richter einzelner suebischer Gaue gewesen sein, denkbarerweise auch Gaukönige, obzwar bei Chatten gerade Könige nicht begegnen; über den Namen s. J. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache, 2. Auflage, Leipzig 1853, II, S. 486; vgl. Förstemann, Altdeutsches Namenbuch I, Nordhausen 1856, Spalte 952: zu gotisch nisan nasjan (genesen).

Quelle: Caesar, de bello Gallico, I, 37, 54. Litteratur: Dahn, Könige der Germanen I, München 1861, S. 104; die dort geäußerte Vermuthung, die Brüder möchten etwa Gefolgsführer gewesen sein, ist mit den hundert Gauen nicht so füglich wie die obige zu vereinen, indessen auch nicht ausgeschlossen, da doch schwerlich das ganze Volksheer aller hundert Gaue gemeint ist. — Vgl. Gerlach und Wackernagel, Germania 1835, S. 211. Dahn.

Nathusius: Gottlob N., Kaufmann in Magdeburg, später Rittergutsbesitzer und Fabrikherr zu Althaldensleben unweit Magdeburg, † daselbst am 23. Juli 1835. Als Nachkomme eines zur Reformationszeit aus Schweden eingewanderten Geistlichen, welchen die Verehrung Luther's nach Wittenberg gezogen hatte und dessen Nachkommen größtentheils dem geistlichen Berufe treu geblieben waren, wurde N. zu Baruth (im ehemaligen sächsischen Kurkreise) am 30. April 1760 geboren, verlebte die Kinderjahre in bescheidenen Verhältnissen im elterlichen Hause, wo ihm von seinem als Acciseeinnehmer angestellten Vater und seiner gleich rechtschaffenen wie religiösen Mutter nur eine einfache, aber moralisch stärkende Erziehung zu theil werden konnte. Durch die Mittellosigkeit der Eltern wurden seine auf Vorbereitung zu höherer Schulbildung gerichteten Wünsche vereitelt und er sah sich genöthigt auf den Rath eines Hausfreundes nach vollendetem 14. Lebensjahre als Handlungslehrling bei dem Kaufmann Herr in Berlin in Condition zu treten. Von seinem Lehrprincipal wurde er nach der damals üblichen Methode mehrentheils nur zur Verrichtung der gewöhnlichen mechanischen Leistungen verwendet und erhielt somit vorerst kaum Gelegenheit, eigentliche kaufmännische Kenntnisse zu erlernen. Diesem schwer von ihm em-

pfundenen Mangel, welchem sich noch anderweitige Mißstände in seiner dortigen Situation (schonungslose Behandlung seitens der älteren Kameraden und mangelhafte Verpflegung) beigesellten, suchte er von Mißmuth gequält allen Ernstes abzuhelfen. Zwar mußte er sich anfänglich damit begnügen, gelegentlich der etwa im Geschäfte vorkommenden Schriften über Buchhaltung und Handelswesen habhaft zu werden, später konnte er jedoch schon mehr für seine Fortbildung thun, indem er die allmählich aus Zehrpfennigen angesammelten Ersparnisse zum Ankauf von antiquarisch ausgebotenen Schriften, wie Gottsched's deutsche Grammatik und May's Handelswissenschaft verwendete und mit eifriger Lectüre derselben seine wenigen Mußestunden ausfüllte. Nachdem er indeß 1780 die Lehrzeit überstanden hatte und als Handlungsdiener gegen ein bestimmtes Jahresgehalt bei seinem Lehrprincipal engagirt war, sollte er endlich bessere Gelegenheit und auch mehr Mittel zu seiner weiteren kaufmännischen Ausbildung gewinnen. So kam er dazu, sich mit Hilfe von guten Lehrbüchern recht gründlich über wichtige kaufmännische Wissenszweige zu unterrichten; besonders beschäftigten ihn die Lehre von der doppelten Buchhaltung, der Wechselkunde, die Lehre von den Münzsystemen und von dem Geldmarkte mit dessen regulären Erscheinungen, auch studirte er eingehend die nationalökonomischen Schriften von Adam Smith u. a. Außerdem übte er sich praktisch in der Buchhaltung und Handelscorrespondenz, indem er sich die Aufgabe stellte, eine fingirte Geschäftsunternehmung zu entwerfen und darnach ein Hauptbuch nebst Journalen einzurichten, sowie eine sehr umfassende Correspondenz in fictiver Geschäftsführung zu entwickeln. Seine Wißbegierde trieb ihn weiter dazu, naturgeschichtliche Belehrung zu suchen und populäre Schriften über Physik und Chemie zur Erlangung besserer Waarenkenntniß zu lesen; und daß er dies selbst ohne specielle Anleitung mit Verständniß gethan, hat er später wiederholt bewiesen. Durch solche mit größter Beharrlichkeit verfolgten Bestrebungen erwarb sich N. nicht nur viele Geschäftskenntnisse und allgemeine Aufklärung, sondern eignete sich auch ein entsprechendes Selbstvertrauen an und er zögerte nicht, demselben Ausdruck zu geben, indem er sich um eine Vacanz bei einem Stettiner Handlungshause mit Aussicht auf Verbesserung bewarb. Zwar ließ er sich noch einmal durch seinen Principal bewegen, gegen Zusicherung entsprechender Gehaltszulage und weiterer Förderung in seiner kaufmännischen Laufbahn vorläufig wieder bei demselben zu bleiben; als aber nach drei Jahren die letztere Zusage noch unerfüllt geblieben war, entschloß sich N., das Dienstverhältniß zu seinem dermaligen Principal zu lösen, sobald eine willkommene Gelegenheit zur Veränderung gefunden sein würde. Der ersehnte Anlaß dazu ließ nicht lange auf sich warten, da bald die Kunde von der Concurrenz um die erste Buchhalterstelle bei dem berühmten Sengewald'schen Handlungshause in Magdeburg durch Zeitungen verbreitet wurde. N. wandte sich nunmehr unter offener Darlegung seiner bis dahin geübten fachmännischen Thätigkeit und seiner unausgesetzt betriebenen Privatstudien mit einem Bewerbungsschreiben an den Chef jenes Hauses. Obschon der Letztere sofort diese Bewerbung vertrauensvoll angenommen und demgemäß zusagend geantwortet hatte, so mußte N. dennoch zuvor einen harten Kampf mit seinem alten Principal in Berlin bestehen und sich behufs Widerlegung der von dessen Seite in seine Befähigung gesetzten Zweifel einer förmlichen Prüfung im Bankwesen unterziehen. Erst nachdem er durch das günstige Resultat derselben wieder in seinem Selbstvertrauen gestärkt war, ging er auf das ihm von dem Magdeburger Hause offerirte Engagement ein und lehnte mit Entschiedenheit die ihm nunmehr auch von verschiedenen Seiten in Berlin gemachten ehrenvollen Anerbietungen ab.

Hiermit hatte sich eine Wendung in seinem Lebensgange vollzogen, welche für seine Zukunft entscheidend wurde; mochte er sich auch schon glücklich schätzen

am Ziele seiner Wünsche angelangt zu sein, so war ihm erst jetzt die Basis eröffnet, welche ihn zu ungeahnten Erfolgen, zum Besitz eines enormen Vermögens, zu hohem Ansehen und weitreichendem Einfluß führen sollte. Noch im Beginn des 25. Lebensjahres stehend, wußte N. sich bald in der neuen Stellung bei dem Magdeburger Hause eine große Autorität zu verschaffen, er führte mehrfache Verbesserungen in dem Geschäftsgange ein, erwarb sich bald das unbedingte Vertrauen des Handlungschefs und sah sich früher, als er geahnt, mit der selbständigen Leitung des ganzen Geschäfts betraut. So war er bald vom Beamten zum unentbehrlichen Rathgeber, zur wichtigsten Stütze des Sengewald'schen Handlungshauses erkoren und als sein Chef unerwartet früh durch den Tod abgerufen wurde, war ihm durch dessen letztwillige Verfügung die Befugniß des Disponenten gewahrt und selbst seine Betheiligung als Compagnon zur Vorbedingung für die Fortführung des Geschäfts gemacht. Von den Erben wol als berechtigter Träger eines solchen Mandates anerkannt, gebrauchte N. jedoch die Vorsicht, sich eine gewisse Bedenkzeit auszubitten, um vor der Uebernahme der neuen Verpflichtung die Lage des ganzen Geschäfts genauer prüfen zu können. Wiewol die zu diesem Zwecke unternommene Inventur kein günstiges Facit ergab, da die Activa und Passiva eben nur im Gleichgewicht standen, so fand sich N. doch bereit, jenen Wünschen nachzukommen und das Vertrauen seines Hauses zu ehren, indem er mit dem Schwager des verstorbenen Chefs das Geschäft unter der Firma „Richter & Nathusius“ zur Weiterführung übernahm. Er hatte indeß mit unerwarteten Schwierigkeiten zu kämpfen, es fehlten ihm anfänglich noch die nöthigen Mittel, um zu einem lucrativen Geschäftsbetriebe auf breiter und solider Grundlage gelangen zu können, und nur durch unermüdliche Thätigkeit, durch Beobachtung größter Sparsamkeit und Pünktlichkeit, durch vorsichtige Benutzung des ihm ohnehin durch die Ungunst der Verhältnisse erschwerten Credits vermochte er sich aus der precären Lage emporzuarbeiten und allmählich einen kleinen Vermögenszuwachs nach manchen Schwankungen im Stande des Geschäfts zu erzielen. Eine sorgenvolle Periode hatte er durchlebt, als es ihm endlich vergönnt war, Dank seiner Umsicht und Sachkenntniß aus einem überseeischen, unterwegs geschädigten Tabakstransport, welcher von den Mitinteressenten schon für entwerthet erachtet worden, einen bedeutenden Gewinn zu ziehen. Nun hatte er auf einmal einen ausreichenden Fonds für sein Geschäft, dazu ein unbestrittenes Ansehen als kenntnißreicher und tüchtiger Kaufmann und einen fast unbeschränkten Credit erlangt, und er verfehlte nicht, diese Position zur vortheilhaften Ausdehnung des Geschäfts über verschiedene Handelszweige, sowie zur glücklichen Durchführung einträglicher Unternehmungen mit Wahrung der größten Solidität zu verwerthen. Da blieb auch der Erfolg nicht aus, sein Vermögen wuchs rasch zu größerem Umfange an und er konnte mit größter Ruhe und Zuversicht wie mit voller Befriedigung thätig sein.

Um jene Zeit war es, als in Preußen mit dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelms II. das Tabaksmonopol des Staates aufgehoben wurde; dieser Umstand veranlaßte N. dazu, eine Tabaksfabrik in Magdeburg anzulegen und diesem Fabrikationszweige sein ganzes Interesse zuzuwenden. Bald entdeckte er auch hierbei eine Reihe von Mängeln in der Bereitungsweise, unter welchen die Qualität der Fabrikate wie die geschäftlichen Resultate leiden mußten. Auf Grund seiner technischen Kenntnisse führte er sodann neue Fabrikationsmethoden ein, wodurch eine wesentliche Vereinfachung der Zubereitung und eine Verbesserung des Fabrikates erzielt wurde. Wiederum wurden hier seine Bemühungen mit dem glänzendsten Erfolge gekrönt, seine Tabaksfabrikate erlangten bald einen solchen Ruf und fanden so starken Begehr, daß er fort und fort zur Erweiterung der

Fabrik schreiten mußte. Nicht nur beherrschte er mit seiner Fabrikation fast den ganzen Tabaksconsum im preußischen Staate, sondern er hatte auch für das Ausland noch bedeutende Lieferungen zu effectuiren.

Unter so bewandten Umständen mußte sich bei ihm durch Häufung der Geschäftsüberschüsse binnen kurzer Frist ein außerordentlicher Reichthum ansammeln; dazu fiel ihm nach wenigen Jahren, als sein Compagnon und dessen Wittwe mittlerweile kinderlos gestorben waren, das ganze bedeutende Geschäftsvermögen anheim. Noch stand seine Fabrik in einer imposanten Entfaltung da, als plötzlich eine unvorhergesehene Gefahr über dieselbe hereinbrach: die preußische Staatsregierung griff 1795 wiederum den Plan einer Monopolisirung der Tabaksindustrie auf und traf bereits die Vorbereitungen dazu durch Wiedereinsetzung einer Tabaksadministration. Zwar wurde N. in Ansehung seiner hervorragenden Position zum Mitglied dieser Commission ernannt und mit der Befugniß zur Fortführung seiner Tabaksfabrikation in Abhängigkeit von der Staatsregie betraut, es schien ihm sogar, nachdem er zum Generaldirector sämmtlicher Fabriken des Staates ernannt und mit dem Charakter eines königlichen Geheimen Rathes belohnt war, der höchste Ersatz für die Entziehung der wirthschaftlichen Freiheit gesichert zu sein; allein es kamen in jener Commission bald Tendenzen zum Durchbruch, welchen N. nicht als Organ dienen wollte, er lehnte daher seine weitere Mitwirkung ab und stellte sein Geheimerathspatent zurück. Die neue Tabaksadministration mochte indeß kaum zur Verwirklichung ihrer Pläne geschritten sein, als mit dem 1797 in Berlin eingetretenen Regierungswechsel ihrem Wirken eine Schranke gezogen wurde. Der Minister v. d. Schulenburg berief eine Revisionscommission zur Veranstaltung einer Prüfung der Verhältnisse in der ganzen Tabaksregie und übertrug hierbei die wichtigste Function an N., welchem somit die Genugthuung zu theil wurde, die von ihm schon früher gerügten Mängel in der Administration urgiren und auf deren Beseitigung mit Nachdruck hinwirken zu können. Es währte nicht lange, so wurde der Tabaksindustrie im preußischen Staate die wirthschaftliche Freiheit wiedergegeben und nochmals konnte N. für kurze Frist einen schwunghaften Betrieb in seiner Fabrik entfalten; jedoch nach wenigen Jahren schon trat ihm die Concurrenz von anderen mit gleichen Verbesserungen betriebenen Unternehmungen hindernd entgegen und als 1807 das neu erstandene westfälische Königreich seine handelspolitischen Maximen zur Geltung brachte, war es um den günstigen Stand des Tabaksgeschäfts geschehen. N. entschloß sich daher, diesen Betriebszweig gänzlich aufzugeben und die dadurch frei gewordenen Capitalien zum Erwerb von Grundbesitz anzuwenden. Dazu war ihm ohnehin eine sehr günstige Gelegenheit geboten, da das in der Nähe von Magdeburg gelegene Kloster Althaldensleben mit dem dazu gehörigen bedeutenden Grundbesitze als passendes Kaufobject für 240,000 Thaler von ihm erworben werden konnte.

Allerdings hatte N. auch fortan noch mit seinen geschäftlichen Aufgaben in Magdeburg viel zu thun, dabei functionirte er als Vermittler zwischen der westfälischen und der preußischen Regierung bei Lieferungen von Salz u. dgl.; außerdem noch als Reichsdeputirter für Magdeburg bei den neugebildeten politischen Corporationen in Kassel verpflichtet, sah er sich überhaupt von der westfälischen Krone bei den häufig vorkommenden Geldverlegenheiten sehr in Anspruch genommen, so daß er am Hofe in Kassel sehr geschätzt und mit Beweisen der Dankbarkeit, welche er freilich wieder ablehnte, mehrfach berücksichtigt wurde; gleichwol aber wandte er seinem werthvollen Grundbesitze mehr und mehr Interesse zu und war mit großer Sorgfalt auf die Verbesserung der dortigen wirthschaftlichen Zustände bedacht. Von diesen Aufgaben und den Annehmlichkeiten des Landlebens angezogen, nahm er bald seinen Wohnsitz in Althaldensleben, kaufte das benachbarte

Gut Hundisburg noch dazu und arrondirte seinen Grundbesitz durch anderweitige kleinere Acquisitionen zu einem Areal von ca. 1 Quadratmeile.

Sobald er die rein land- und forstwirthschaftlichen Verhältnisse mit Umsicht geordnet und einen systematischen Betrieb eingeführt hatte, entwarf er weitere Pläne zur Verbindung dieser wirthschaftlichen Unternehmung mit verschiedenen technischen Nebengewerben, um so die Rohproducte der Landgüter im Wege der Stoffveredelung zu höherer Verwerthung bringen zu können. Zu diesem Zwecke legte er innerhalb eines relativ kurzen Zeitraums eine Spiritus- und Liqueurfabrik, Bier- und Essigbrauereien, Mahl- und Oelmühlen, Ziegelei und Steingut- nebst Porzellanfabrik an, welche Fabrikationszweige sämmtlich unter seiner eingehenden Controle standen und von ihm zum Prosperiren geführt wurden. Seinem industriösen Geiste genügten diese Unternehmungen noch nicht; er hatte Kenntniß erhalten von der schon 1801 erfolgten Errichtung der ersten Runkelrübenzuckerfabrik zu Cunern in Schlesien und glaubte diesem Fabrikationszweige als einer neuen inländischen Productionsquelle eine gesicherte Zukunft vindiciren zu dürfen. In Rücksicht auf den zur Zeit der Continentalsperre herrschenden hohen Stand der Zuckerpreise hielt er es für opportun, jenem Vorgehen zu folgen und 1809 ebenfalls eine Rübenzuckerfabrik in Althaldensleben anzulegen. Als die zweite solcher Art in Deutschland fand auch diese Unternehmung einen günstigen Fortgang, so lange die Continentalsperre währte; als aber mit der Aufhebung derselben die Zuckerpreise bedeutend sanken und die Rübenproduction nicht den Bedingungen einer wohlfeileren Zuckergewinnung entsprechen konnte, gab N. die noch nicht zur Concurrenzfähigkeit gelangte Fabrikation wieder auf und benutzte die Fabrikanlagen theils zur Herstellung einer Zuckerraffinerie, theils zur Einrichtung für den Zweck der Obstweinbereitung. Letztere diente ihm zur Realisirung eines schon länger gehegten Planes, da dieselbe sich in Verbindung mit einem großartig betriebenen Garten- und Obstbau besonders opportun erweisen mußte. Mit Vorliebe hatte er schon seit Jahren die Horticultur gepflegt, umfangreiche Garten- und Obstanlagen durch Terrassirung und Cultivirung von Hängen und Oedländereien ins Leben gerufen; er wußte aber auch diesen Culturen die weitere Bestimmung zur Verschönerung seiner Landgüter zu geben, und so waren dort nicht nur vortrefflich gehaltene Baumschulen, Obstgärten und Gewächshäuser, sondern auch parkartige Pflanzengärten, welche der Anzucht seltener und vorzüglicher Holzarten dienen und deren Verbreitung in weitere Kreise nach Möglichkeit fördern sollten, als Zierden seiner Besitzungen entstanden.

Es konnte nicht fehlen, daß diese bald nach Wiederkehr des Friedens allgemein berühmt wurden und die Stätte reicher Belehrung bildeten; denn daselbst herrschten bei aller Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit der wirthschaftlichen und gewerblichen Anlagen bewundernswerthe Organisation, musterhafte Ordnung und rationeller Betrieb. Alles war zwar nach wirthschaftlichen wie kaufmännischen und technischen Gesichtspunkten trefflich geregelt, aber dennoch nicht völlig den materiellen Interessen untergeordnet, es wurde vielmehr auch dem Streben für das öffentliche Wohl, insbesondere für Hebung des ländlichen Erwerbs, sowie der Opferwilligkeit im Dienste der Technik oder der Wissenschaft und dem uneigennützigen Trachten nach Verallgemeinerung aller erprobten Neuerungen genug Raum zur Bethätigung gegönnt. Nicht genug damit, daß N. die Function eines Generaldirectors unter dem Beistande einer Reihe von verantwortlichen Specialdirigenten für sich gewahrt hatte, er war unabläßig darauf bedacht, im Wege der Forschung und Untersuchung Verbesserungen zu erzielen oder Fortschritte anzubahnen.

Er unterhielt zu diesem Zwecke eine reiche Bibliothek, ein vollständig aus-

gestattetes chemisches Laboratorium und einen zu seiner Verfügung stehenden Chemiker, den er mit Aufgaben in jener Richtung betraute. Hierbei kannte er keine Sparsamkeit, sobald nur Aussicht auf ein erfolgreiches Beginnen gegeben war, und wenn auch solche Arbeiten viel Opfer an Zeit und Mitteln erforderten, so fühlte er sich wiederum durch das Gelingen wichtiger Versuche reich belohnt und suchte sich durch das Studium gediegener wissenschaftlicher Werke zu neuen Aufgaben zu befähigen.

Daneben wandte er dem Wohle seiner Untergebenen viel Sorgfalt zu und leistete der ökonomischen wie socialen Wohlfahrt in den von ihm abhängigen ländlichen Erwerbskreisen mächtigen Vorschub. Denn nicht nur verschaffte er Hunderten von Arbeitern lohnenden und regelmäßigen Verdienst auf seinen Gütern und in den dazu gehörigen Fabriken, sondern er bot auch vielen Handwerkern und manchen Technikern eine dankbare Existenz; außerdem verhalf er sehr oft rechtschaffenen und arbeitsamen Leuten durch Vorstreckung von Mitteln zur Gründung einer Häuslichkeit oder zum Seßhaftwerden auf freiem Grundeigenthum. So wurde er durch seine Schöpfungen der Gründer des Wohlstandes wie der Förderer des Erwerbs für die ganze Einwohnerschaft von Althaldensleben, welche sich unter seinem wohlthätigen Schutze aus kümmerlichen Verhältnissen zu durchgehends günstiger Situation emporgeschwungen hatte und während einer kurzen Spanne Zeit von dem geringen Populationsstande von 200 Personen durch starken Zugang von außen bis auf die sechsfache Zahl angewachsen war. Wenn schon solche Wandlung als ein patriotisches Werk ihres Urhebers vom Staate anerkannt werden mußte, so hatte N. aber auch inzwischen nicht gezögert, seinen echt deutsch-patriotischen Sinn in anderer Weise mehrfach zu bethätigen. Als das westfälische Königreich gestürzt und die sächsische Provinz wieder unter den Schutz der preußischen Krone zurückgenommen war, leistete er der vaterländischen Regierung durch freiwillige Beiträge und anderweitige Aufwendungen mancherlei wichtige Dienste und wurde auch in Anerkennung dessen durch Friedrich Wilhelm III. mit dem Eisernen Kreuze noch vor dem Ende des Befreiungskrieges beehrt, welcher Auszeichnung später noch die Verleihung des Rothen Adlerordens 3. Classe folgte.

Um sich die körperliche und geistige Rüstigkeit zur Ausübung einer unausgesetzten, bei dem Wechsel und der Wichtigkeit der Aufgaben stets volle Leistungsfähigkeit erfordernden Thätigkeit zu sichern, befolgte N. eine sehr einfache und regelmäßige Lebensweise; er huldigte im Uebrigen der Gastfreundschaft und wurde auch nach dieser Seite hin vielfach mit Dankbarkeit in Anspruch genommen, da sein Umgang ebenso belehrend wie anziehend war. Seine Erholungen suchte er jedoch, als er bereits am Ziele seiner Laufbahn stand, hauptsächlich im Familienkreise; er war allerdings erst im 48. Lebensjahre durch Verehelichung mit einer Tochter aus dem Engelhard'schen Hause in Kassel zur Gründung einer Familie geschritten, aber er hatte das Glück, eine Lebensgefährtin von gleicher Lebensanschauung und bei allen Vorzügen des Charakters wie der Bildung mit lebendigem Sinn für das Familienleben gefunden zu haben. Mit sechs Kindern gesegnet mußte er ihr die Erziehung derselben im Wesentlichen überlassen und so verdankte er auch ihr, welche sich dieser Aufgabe mit voller Hingebung und edler Auffassung gewidmet hatte, die schönsten Stunden seines Lebensabends, die ihm im Familienzirkel erblühen sollten. Ihm war das seltene Glück beschieden, bis kurz vor seinem Tode die gewohnte inhaltsreiche Thätigkeit ungestört üben und mit dem Bewußtsein eines ebenso verdienstvollen wie segensreichen und allseitig anerkannten Wirkens von hinnen scheiden zu können.

Neuer Nekrolog der Deutschen, 13. Jahrg., 2. Bd. Leisewitz.

Nathusius: Hermann Engelhard v. N., königlich preußischer Geheimer Oberregierungsrath und vortragender Rath im Ministerium für Landwirthschaft, Domänen und Forsten, Präsident des preußischen Landesökonomiecollegiums und Rittergutsbesitzer auf Hundisburg &c., † in Berlin den 29. Juni 1879. — Als ältester Sohn des Vorigen am 9. December 1809 zu Magdeburg geboren, verlebte er die ersten Jahre seiner Kindheit auf den väterlichen Gütern, wo sich dem geistig regen Knaben unter Leitung eines Hauslehrers viel Anlaß zu Betrachtungen in der Natur und zu Beobachtungen an den sein besonderes Interesse erweckenden Thieren des Hofes und Feldes darbot. Seine weitere Schulbildung erhielt er zunächst an dem Klostergymnasium zu Magdeburg und darauf am Realgymnasium in Braunschweig; nach dessen Absolvirung besuchte er mit Ostern 1826 das Collegium Carolinum daselbst, wo er sich theils humanistischen, theils mathematischen und naturwissenschaftlichen Studien widmete. Zur Fortsetzung der letzteren ging er im Herbst 1827 an die Universität zu Berlin und betrieb hier noch zwei Jahre hindurch mit großem Eifer unter der Führung von Johannes Müller das Studium der Zoologie und anderer beschreibender Naturwissenschaften. Gegen Ende dieser Periode veröffentlichte er bereits die Resultate einiger selbständig durchgeführten wissenschaftlichen Arbeiten, welche theils zoologischen, theils botanischen Inhaltes waren und demnach einerseits in Wiegmann's Archiv für Naturgeschichte, andererseits in der Zeitschrift „Flora" zur Publication gelangten. Auf den Wunsch seines Vaters zu einem vorläufigen Abschluß solcher Studien genöthigt, trat er für kurze Zeit in das väterliche Handels- und Fabrikgeschäft zu Magdeburg, um sich dort über kaufmännische Geschäfts- und Buchführung zu informiren, übernahm sodann, kaum 21 Jahre alt, das Gut Hundisburg. Hier wandte er sich zunächst wieder naturwissenschaftlichen Untersuchungen zu und nahm anfänglich nur behufs eigener Instruction an den Aufgaben des landwirthschaftlichen Betriebes theil. Eine Zurückstellung der letzteren erschien ihm um so eher statthaft, als die wirthschaftlichen Verhältnisse in Hundisburg damals noch unter dem hinderlichen Einfluß einer in der Schwebe gehaltenen Specialseparation zu leiden hatten und ein energisches Vorgehen seinerseits zur Bewerkstelligung einer Reorganisation der Gutswirthschaft vorerst noch nicht angezeigt war. So konnte er seine Zeit noch ungestört mannigfachen anatomischen, morphologischen und physiologischen Studien widmen, wobei er sich namentlich mit einer systematischen Bestimmung der in der Gattung der Spitzmäuse (Soricina) vorkommenden Varietätenbildungen beschäftigte. Zu dieser Thätigkeit mochte ihn einerseits die Absicht, eine thatsächliche Lücke in den bezüglichen zoologischen Kenntnissen auszufüllen, andererseits das Verlangen, gegen das Uebergewicht der speculativen naturphilosophischen Schule in streng wissenschaftlicher Richtung anzukämpfen, veranlaßt haben. Ueber die Ergebnisse dieser in mehrjähriger Arbeit sorgfältig durchgeführten Untersuchungen berichtete er seinem Freunde, Professor Blasius in Braunschweig, durch welchen dieselben 1838 in der Zeitschrift „Fauna der Wirbelthiere Deutschlands" publicirt wurden. Für N. selbst erwuchs aus der Beschäftigung mit solchen Aufgaben außer der durch das Resultat gewährten Befriedigung und der ihm von berühmten Zoologen dargebrachten Anerkennung noch der große Gewinn, daß er sich dadurch vorzüglich befähigt hatte, später als Forscher auf dem Gebiete der Thierzucht und Rassenkunde eine hervorragende Stellung einzunehmen. Während der ihm zu jener Zeit noch vergönnt gewesenen Ungebundenheit versäumte er nicht, durch gymnastische Uebungen im Reiten, Fechten und Turnen den sanitären Forderungen sowie der Standessitte Rechnung zu tragen; übrigens suchte er seine Erholung vorzugsweise im anregenden geistigen Verkehre theils mit Familien- und Hausgenossen, theils mit mehreren wissenschaftlichen Capacitäten der Universität Halle, welchen er durch gesellige Beziehungen

zu dem Amtsrath Bartels in Giebichenstein bei Halle, wo sich ein Kreis geistig bevorzugter Persönlichkeiten zusammenfand, näher geführt war. Dort knüpfte er auch mit der Tochter des Hauses, Louise Bartels, sein Ehebündniß, welches im J. 1835 vollzogen wurde.

Noch in demselben Jahre traten mit dem Tode seines Vaters auch die nunmehr unabweislich gewordenen Berufsaufgaben an N. heran, auf ihn ging die obere Leitung der für die verschiedenen Fabrikbetriebe und Gutswirthschaften eingesetzten Verwaltungen über, er mußte sich mit der Mutter in die Vormundschaft über die minorennen Geschwister theilen und so sah er auf einmal durch eine große Summe neuer Pflichten seine ganze Kraft in Anspruch genommen. Um jene Zeit war auch mit der Vollendung der Specialseparation von Hundisburg das Hinderniß beseitigt, welches bis dahin eine Hebung der dortigen Wirthschaft unthunlich gemacht hatte, und damit kam endlich der Zeitpunkt zur Ausführung einer Reihe von wirthschaftlichen Operationen, welche schon zuvor im Hinblick auf den Zweck der Reorganisation erwogen waren. Nach einem bestimmten Plane wurden dieselben über eine Periode von mehreren Jahren vertheilt und zur vortrefflichen Ausstattung sowie zur wesentlichen Erhöhung der Rentabilität des Gutes mit bestem Erfolge ins Werk gesetzt. Seit der Verfolgung dieser Aufgaben wandte N. sein Interesse fast ganz der Landwirthschaft zu, erweiterte seinen Wirkungskreis noch durch Pachtung eines benachbarten Gutes, befaßte sich nebenher auch mit Entwürfen auf dem Gebiete der Landschaftsgärtnerei, um die neu eingegrenzte Umgebung seines Landsitzes in angemessener Weise zu verschönern und ging dabei wie ein kunstfertiger Techniker mit großer Sicherheit zu Werke. Es konnte nicht ausbleiben, daß N. durch eine solche mit den mannigfaltigsten Aufgaben verknüpfte wirthschaftliche Thätigkeit auch zu einem regeren Verkehr mit Berufsgenossen genöthigt wurde. Als Besitzer eines mit ständischen Vorrechten und sonstigen Vorzügen ausgestatteten Gutes und als Begründer eines neuen Hausstandes suchte und fand er einen zusagenden geselligen Verkehr in den Kreisen der Ritterschaft des Neuhaldenslebener Districtes. An der Spitze dieser Corporation standen damals Männer, wie die Grafen Albrecht und Ferdinand von Alvensleben, August v. Gneisenau und v. Veltheim, zu welchen sich N. besonders hingezogen fühlte und mit denen er auch in politischer Hinsicht sehr gut harmonirte. Er vertrat die ritterschaftlichen Principien mit großer Consequenz auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, übte ebenso die ihm innerhalb eines ausgedehnten Verwaltungsbezirks zustehende Polizeigewalt mit Energie, sowie er sich als ein Feind aller politischen Kannegießerei, als treuer Anhänger royalistischer Gesinnungen offen bekannte und dem Autoritätsprincip im besten Sinne zugethan war. Dadurch hatte er sich auch das Vertrauen der Magdeburgischen Ritterschaft erworben und wurde bald zum Mitgliede der sächsischen Provinzialstände gewählt; in dieser Eigenschaft war er an der beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. von Seiten der sächsischen Stände abgesandten Huldigungsdeputation betheiligt und wurde bei dieser Gelegenheit in den Adelstand erhoben. Als Mitglied des vereinigten Landtages nahm N. gegenüber den von der Staatsregierung selbst gewährten constitutionellen Zugeständnissen eine negirende Stellung ein, wich in der so vielfach bewegten Zeit gegen Ende der 40er Jahre nicht von seiner königstreuen Gesinnung ab und enthielt sich jeder Mitwirkung an der Berathung des Urwahlgesetzes, da er weder zustimmen noch opponiren wollte. Den conservativen Tendenzen suchte er durch Begründung einer in diesem Sinne geleiteten Provinzialzeitung, durch rege Betheiligung an der später wieder einberufenen interimistischen Provinzialvertretung weiteren Vorschub zu leisten und seinen ganzen persönlichen Einfluß zur Anerkennung der gegebenen Autorität geltend zu machen. Wenn ihm auch die damalige Gestaltung der öffentlichen

Zustände ziemlich unsympathisch war, so vermochte er doch mit Wahrung seiner inneren Ueberzeugung und nach dem Grundsatze strengster Pflichterfüllung im speciellen Berufskreise an Aufgaben des öffentlichen Lebens mitzuwirken, wo es sich um die Förderung sachlicher Interessen handelte. Von dieser Richtschnur geleitet fiel es ihm nicht schwer, bei seiner vielseitigen öffentlichen Thätigkeit mit Männern anderer politischen Richtungen in gutem Einvernehmen zusammenzuwirken und sich der Anerkennung wie der persönlichen Anhänglichkeit von gegnerischer Seite theilhaftig zu machen.

In seinem engeren Wirkungskreise hatte N. inzwischen ein erfolgreiches Streben nach wirthschaftlichen Fortschritten unausgesetzt an den Tag gelegt. Durch Aenderung der Productions- und Absatzverhältnisse veranlaßt, hob er die auf dem Gute Althaldensleben bestehende Porzellan- und Steingutfabrik wieder auf und errichtete an deren Stelle in Gemeinschaft mit seinem in den Besitz dieses Gutes gelangten Bruder eine Rübenzuckerfabrik nach neuerem System; führte auf einem großen Theile seines Gutes die Entwässerung mittels eines Netzes von Thonröhren (Drains) nach dem in England erprobten Systeme durch, brachte die Drillsaat bei der Rübencultur mit Erfolg in Anwendung und führte sehr einträgliche englische Weizensorten ein, welche sich auch für die klimatischen Verhältnisse der Provinz Sachsen geeignet erwiesen. Hatte er sich durch das Vorangehen mit der Anwendung solcher Maßregeln ein Verdienst für die Landwirthschaft in näheren und ferneren Kreisen erworben, so trat er auch bald mit Leistungen auf dem Gebiete der landwirthschaftlichen Thierzucht hervor, wodurch er diesem landwirthschaftlichen Productionszweige neue Bahnen mit lohnenden Aufgaben nachzuweisen vermochte. Zunächst wandte er sich von der damals noch in vollem Glanze stehenden Zucht der Electoralschafe wegen des damit verknüpften großen Risicos ab, lenkte in eine weit bessere Erfolge versprechende Zuchtrichtung ein, welche der Fleisch- und Wollproduction in richtiger Vereinigung Rechnung tragen sollte. Zu diesem Zwecke bezog er geeignet erscheinendes Zuchtmaterial von Southdown- und Leicesterschafen aus England, verwendete dieselben theils zur Fortzüchtung in Stammesreinheit, theils zur Kreuzung mit Merino's und erzielte dabei so vortreffliche Resultate, daß bald ein reger Begehr nach derartigen Zuchtproducten in weiteren Kreisen entstand. Mit diesen Erfolgen wuchs sein Interesse an den Zuchtrichtungen Englands und er zögerte daher nicht länger, auch edel gezüchtete Shorthornrinder und Schweine von dort einzuführen, um dadurch zu einer Veredelung einheimischer Viehstämme hinsichtlich der Fähigkeit zur Fleischproduction zu gelangen. Ebenso wußte er in der französischen Merinoszucht beachtenswerthe Resultate zu erkennen und suchte diese durch Einführung von Zuchtmaterial auch für die deutsche Schafzucht zu verwerthen. Als Mitbegründer des deutschen Jockeyclubs gab er Anregung zur Gründung von Pferdezuchtvereinen, belebte durch Erwerbung englischer Zuchtpferde und durch Einrichtung eines Rennstalles das Interesse für die Pferdezucht und den Rennsport, deren Aufgaben in ihm einen Meister fanden. Uebrigens ließ er es nicht bei der hierdurch bedingten Zucht des Vollblutpferdes bewenden, sondern betrieb auch in wachsendem Umfange die Zucht der Halbblutkategorien, welche für rein wirthschaftliche Zwecke immer mehr an Bedeutung gewannen. Für die bedeutenden Opfer an Geld und Zeit, welche er diesen züchterischen Unternehmungen brachte, wurde er sowol in materieller Hinsicht, wie die berühmt gewordenen Hundisburger Zuchtviehauctionen bewiesen, als auch in intellectueller Beziehung nach Wunsch entschädigt. Er hatte sich nicht lediglich mit der Wahrung der ökonomischen Interessen begnügt, sondern stellte bei der Leitung seiner Zuchten ganz methodisch gehaltene Beobachtungen an, um weitere Aufklärungen über die auf dem Gebiete der Züchtung herrschenden Gesetzmäßigkeiten zu erlangen. Aus unanfechtbaren

Zuchtresultaten zog er mit wissenschaftlicher Schärfe die wichtigeren Consequenzen und gründete darauf eine Summe von geläuterten Anschauungen bzw. Züchtungsgrundsätzen, welche in directem Gegensatz zu der in den 50er Jahren noch herrschend gewesenen Mentzel-Weckherlin'schen Schule standen. Er drang auf diese Weise zu einem festeren Standpunkte mit erweitertem und aufgehelltem Gesichtskreise vor und hob einen Schatz von werthvollen Daten, welche theils von seiner, theils von anderer Seite für die Oeffentlichkeit verwerthet und in mehreren Schriften dargelegt wurden. Als solche erschienen von ihm: „Ansichten und Erfahrungen über die Zucht von Schafen zum Zweck der Fleischproduction (Fleisch-Schafen)", 1856, ferner „Ueber Shorthornrindvieh und Inzucht", 1857, desgl. „Ueber die Rassen des Schweines" und „Ueber die Constanz in der Thierzucht", 1860. Diese Schriften erregten bei der streng sachlich gehaltenen Tendenz ein allgemeineres Interesse in den Züchterkreisen, daß dieselben nach wenigen Jahren vergriffen waren und mehrentheils erneuert werden mußten.

Bei seinem großartigen über so verschiedene Zuchtrichtungen ausgedehnten Betriebe der Hausthierzucht hatte N. auch mit Eifer die Gelegenheit ergriffen, Sammlungen von zootechnisch oder zoologisch werthvollem Material anzulegen. Eine reiche Wollprobensammlung, zahlreiche Serien von Thierphotographien und eine mit auserlesenster Sorgfalt wie mit großen Geldopfern zusammengebrachte imposante Schädelsammlung, welche nach seinem Tode in den Besitz des Berliner landwirthschaftlichen Museums übergingen, bildeten die Frucht jener Bemühungen. Die Schädelsammlung war bei ihrem bedeutenden wissenschaftlichen Werthe inzwischen ein eignes Feld der Forschung für ihn geworden. Aus Anlaß des von Darwin erschienenen Werkes „Ueber die Entstehung der Arten" hatte N. sich die Aufgabe gestellt, im Wege exacter Untersuchungen die Grenzen der Variabilität bei den Hausthieren und deren genetische Beziehungen zu verfolgen; dabei dienten ihm als Operationsfeld einerseits die Thierzucht, um gewisse Fragen an die Natur zu stellen, andererseits jene Schädelsammlung, um durch Bestimmung der osteologischen Charaktere und anderweitige Ermittelungen zu sicheren Aufschlüssen über die Wandelbarkeit oder Beständigkeit der typischen Formen zu gelangen. Nachdem er eine Reihe von Jahren hindurch solche Untersuchungen mit Umsicht ausgeführt hatte, veröffentlichte er die Ergebnisse derselben in seinem berühmten Werke: „Vorstudien zur Geschichte und Zucht der Hausthiere, zunächst am Schweineschädel", 1864. Dieses Werk bildete ein Muster wissenschaftlicher Gründlichkeit und Objectivität, enthielt einen ungewöhnlichen Reichthum an wissenschaftlich beleuchteten Momenten und damit zugleich den Nachweis, daß specifische Artunterschiede bei engerer Begrenzung um so schärfer und bestimmter hervorträten und ihre Beständigkeit documentiren ließen. Dasselbe erwarb daher dem Autor nicht nur die Bewunderung vieler Zoologen ersten Ranges, sondern auch die Anerkennung als bedeutendsten Gegner seitens Darwin's selbst, welcher offen bekannte, daß er das Gewicht der in jenen Vorstudien nachgewiesenen Forschungsresultate hoch anschlagen müsse. Diese Gegnerschaft hielt jedoch die beiden Männer nicht ab, sich gegenseitig zu ehren und zeitweise über wissenschaftliche Gegenstände miteinander zu correspondiren; erst später nahm N. eine entschiedenere Position gegenüber Darwin ein, und als letzterer mehr und mehr in die speculative Richtung verfiel, schien ersterer auch die Sympathien für ihn verloren zu haben. N. hielt als kritischer Forscher und gewissenhafter Beobachter an dem Princip fest, die Erscheinungen im Bereiche der organischen Natur nur so zu interpretiren, wie es auf Grund von exacten Beobachtungen geschehen durfte und nicht eher zur Aufstellung von Theorien zu schreiten, bis alle Thatsachen auf den bezüglichen Gebieten damit in Einklang zu bringen wären; er wahrte lieber vorsichtige Zurückhaltung, als daß er sich eine vorzeitige Verallgemeinerung auf

Grund von local hervorgetretenen Fällen gestattet hätte. Diesem Princip und dem Geiste des positiven Christenthums getreu war N. ein Feind aller hypothetisch ausgesponnenen Reflexionen und trug eine religiöse Scheu gegen die aus Darwin's Lehren resultirenden Umwälzungen in den Weltanschauungen. Sein Interesse an naturwissenschaftlichen Fragen bestimmte ihn wiederholt, sich in der von ihm festgehaltenen Richtung Aufgaben der Forschung zu stellen und dabei gelang es ihm stets, sich als Gegner Darwin's zu behaupten und manche von übereifrigen Anhängern des Letzteren vorgebrachte Beweise als Irrthümer zu entkräften. Davon gaben noch mehrere Schriften naturwissenschaftlichen Inhaltes Zeugniß, wie es durch die Abhandlung: „Ueber die sogenannten Leporiden“, 1876, durch die beiden in der Zeitschrift: Der Zoologische Garten, erschienenen Artikel: „Ueber das Niata-Rind“ und „Zur Leporidenfrage“, 1879, dargethan wurde.

Diese nur von wissenschaftlichem Interesse beherrschte Thätigkeit hatte N. sehr oft unterbrochen und anderen Obliegenheiten amtlichen Charakters, denen er sich nicht entziehen mochte, nachstehen lassen müssen. Schon seit Ende der dreißiger Jahre bei der Pflege des landwirthschaftlichen Vereinswesens stark betheiligt, wurde er nach provinzieller Centralisirung der landwirthschaftlichen Vereine 1856 zum Mitgliede der Centraldirection und 1863 zum Director des Centralvereins der Provinz Sachsen erwählt, durch welches Amt er 6 Jahre lang in Anspruch genommen war. Seiner von großer Unparteilichkeit und Umsicht wie von regem Gemeinsinn und gediegenster Fachbildung getragenen Wirksamkeit innerhalb dieser Periode verdankt die Provinz nicht nur das Aufblühen ihres landwirthschaflichen Vereinslebens, sondern auch die Bereicherung mit zwei Instituten von allgemeinerer Bedeutung für die gesammte Landwirthschaft: die Gründung des an der Universität Halle 1864 errichteten höheren landwirthschaftlichen Lehrinstitutes, sowie die Verlegung der landwirthschaftlichen Versuchsstation von Großkmehlen nach Halle, wo für die letztere eine vorzüglich geeignete neue Grundlage durch ihn geschaffen war, sind im wesentlichen als Resultate seiner einflußreichen Bemühungen zu verzeichnen. Hatte N. dem landwirthschaftlichen Vereinswesen in der Provinz Sachsen durch Organisation von Localvereinen und in deren Bereich fallenden Unternehmungen mehr Lebenskraft und festeren Halt zu verleihen gesucht, so wirkte er auch bei der Begründung der deutschen Ackerbaugesellschaft in hervorragender Weise mit und gab die ganze Directive für die von dieser Gesellschaft 1863 und 1865 zu Hamburg und Dresden veranstalteten großartigen Ausstellungen. Einem hierbei gefaßten Plane gemäß schritt er auch noch zur Herausgabe eines in den Jahren 1868 und 1869 erschienenen „Deutschen Gestüts-Albums“, womit eine Lücke in den Instructionsmitteln der züchterischen Technik ausgefüllt wurde.

Als Director des sächsischen landwirthschaftlichen Centralvereins inzwischen zum Mitgliede des königlich preußischen Landesökonomiecollegiums ernannt, wurde er 1869 mit dem Präsidium desselben betraut und gleichzeitig als vortragender Rath in das Ministerium für Landwirthschaft berufen, wo ihm das Decernat für das landwirthschaftliche Unterrichtswesen zufiel. Mit diesen Functionen eröffnete sich ihm ein neuer Wirkungskreis, worin ihm manche schwierige und zeitraubende Aufgaben vorbehalten waren. Unter seiner Mitwirkung wurde jenem Collegium eine Reorganisation gegeben, wodurch dessen consultativer Charakter besser gewahrt und seine Erhaltung als Stütze für das Ministerium auch in Zukunft mehr gesichert erschien. Für das litterarische Organ des Collegiums adoptirte N. eine mehr wissenschaftliche Tendenz und eine darnach modificirte Form, wie es in den von ihm redigirten „Landwirthschaftlichen Jahrbüchern“ mit Erfolg durchgeführt und auch von seinem Nachfolger beibehalten ist. Im

J. 1870 noch zum Mitgliede des norddeutschen Bundesrathes ernannt und weiter durch die Uebernahme der Leitung des landwirthschaftlichen Lehrinstitutes in Berlin engagirt, sah er sich nunmehr genöthigt, den amtlichen Aufgaben seine Zeit und Kraft großentheils zu widmen und zu diesem Zwecke auch seinen Wohnsitz definitiv nach Berlin zu verlegen. Hier fand er alle wichtigeren Hilfsmittel, deren er bei gelegentlicher Fortsetzung seiner wissenschaftlichen Studien benöthigen mochte, hier glaubte er auch in einer schon aus Gesundheitsrücksichten gewählten Zurückgezogenheit mehr Muße für solche Aufgaben gewinnen zu können, als auf seinem Landsitze zu Hundisburg, wo bereits die Wirthschaftsdirection auf einen seiner Söhne übergegangen war. Ungeachtet seines leidenden Gesundheitszustandes entschloß sich N. dennoch, Lehrvorträge aus einzelnen Disciplinen der landwirthschaftlichen Thierzucht an dem unter seiner Direction stehenden landwirthschaftlichen Lehrinstitute zu halten. Dadurch war er wieder veranlaßt, mit seinen inzwischen bereicherten Anschauungen als Thierzüchter vor die Oeffentlichkeit zu treten und seinen Standpunkt auf diesem Gebiete scharf zu präcisiren. Diesem Umstande verdankten noch mehrere litterarische Leistungen von Bedeutung ihre Entstehung. Unter dem Titel „Vorträge über Viehzucht und Rassenkenntniß“ gab er 1872 ein sehr gediegenes Lehrbuch heraus, in welchem hauptsächlich seine auf Grund von exacten Beobachtungen adoptirten Züchtungsgrundsätze formulirt, zum Theil auch seine Anschauungen mit einer gewissen Polemik gegen andere doctrinär gehaltene Schriften vertheidigt waren. In demselben Jahre lieferte er eine Serie von „Wandtafeln für den naturwissenschaftlichen Unterricht mit specieller Berücksichtigung der Landwirthschaft“, wozu sehr lehrreiche Erläuterungen hinsichtlich der Gestaltung osteologischer Rassenunterschiede beigefügt wurden. Verwandten Inhaltes war seine 1875 publicirte „Abhandlung über die Schädelform des Rindes“, in welcher er neue für diagnostische Zwecke wichtige Momente ans Licht zog, auch arbeitete er an einer Fortsetzung seiner Vorträge über Viehzucht, worin die Schafzucht wie die Pferdezucht behandelt wurden. Diese letzteren Arbeiten sind jedoch erst nach seinem Tode mit Benutzung der fertig vorgefundenen Manuscripte durch seinen Bruder veröffentlicht worden.

Im October 1874 schon hatte N. einen Schlaganfall zu erleiden gehabt, von dessen Folgen er sich nach kurzer Erholung wieder befreit sah; obwol dadurch zur Vorsicht gemahnt, unterzog er sich jedoch bald wieder mit ungeschwächter Geisteskraft seinen amtlichen Functionen und führte in allen wichtigen Angelegenheiten des landwirthschaftlichen Ressorts, z. B. bei der Reorganisation und neuen Ausstattung des landwirthschaftlichen Lehrinstitutes zu Berlin, sowie bei den großartigen Entwürfen für das dortige landwirthschaftliche Museum sein Decernat unverkürzt durch. Selbst mit der Praxis trat er noch zu wiederholten Malen in Berührung, indem er den Anlaß zur Abhaltung von Schlachtviehausstellungen in Berlin gab und den Vorsitz im Ausstellungscomité übernahm, um seine reichen Erfahrungen auf solchem Gebiete auch dem Berliner Unternehmen zu Statten kommen zu lassen. Im Uebrigen durch nichts behindert, seine vielseitige amtliche Thätigkeit in befriedigender Weise zu üben, faßte er noch verschiedene wissenschaftliche Aufgaben ins Auge und es schien ihm auch noch eine längere Frist zur Verfolgung derselben vergönnt zu sein, als fast plötzlich Ende Juni 1879, nachdem ein leichtes Unwohlsein vorausgegangen war, ein Nervenschlag seinem Wirken ein Ende machte. Mit ihm schied ein treuer Freund objectiver Wahrheit, ein mit seltenem Scharfblick und mit großer Thatkraft beliehener Mann der Wissenschaft wie der Praxis, der frei von Ruhmsucht und Mißgunst war, aber von ernstem Trachten nach positiven Zielen beseelt wurde; ihn ehrte ein fast unbedingtes und pietätvolles Vertrauen in allen öffentlichen Aemtern, sowie ihm auch von höchsten und allerhöchsten Stellen volle Hochschätzung entgegengebracht wurde;

ein Vorbild ehrenhaften Wandels und ein uneigennütziger Freund der Wohlthätigkeit war er eine vornehme Zierde seines Berufes und einer der besten Männer seines Vaterlandes.

Jahrbücher der Landwirthschaft, Jahrg. 1880, Wilhelm v. Nathusius-Königsborn: Rückerinnerungen aus dem Leben des Bruders H. v. N., ferner Journal für Landwirthschaft, Jahrg. 1880: Nekrolog über H. v. Nathusius, und Magdeburgische Zeitung Nr. 373, Jahrg. 1879: Hermann v. Nathusius als Naturforscher und Landwirth. Leisewitz.

Nathusius, Marie und Philipp: Marie N. war die Tochter des Predigers an der Heiligen Geistkirche zu Magdeburg, Friedrich Scheele, und wurde hier am 10. März 1817 geboren. Schon nach zwei Jahren kam sie mit den Eltern nach Calbe a. d. Saale, wohin der Vater als Superintendent und Oberpfarrer berufen worden war, und hier verlebte sie eine glückliche Kinder- und Jugendzeit. Mit der Schulbildung sah es in jenen Tagen nur dürftig aus, und was die Stadtschule in Calbe dem jungen Mädchen bot, war bald gelernt; indessen gehörte doch auch Marie N. zu jenen Naturen, von welchen Bogumil Goltz sagt: „Ein Mädchen erlangt Bildung und Erziehung, ohne daß man begreift wie, wann und wodurch. Für ihren poetischen Sinn, ihren sympathetischen und symbolischen Verstand, für ihren sittlichen Instinct werden alle Erlebnisse ebenso viele Bildungsmittel. Eben die ungeschulte Natur des Weibes, die Thatsache, daß ein Weib mit diesen Bruchstücken von Elementarkenntnissen, und selbst ohne sie, allen Zauber der Weiblichkeit, der Menschenschöne, der Menschengesittung gewinnen und effectiv machen kann: dies nie aussterbende Zeugniß aus dem Paradiese ist es ja, was den Reiz der Frauen für den schulgeübten Mann in sich faßt.“ Eine Fülle von Poesie und Lebenseindrücken der mannigfachsten Art knüpfte sich für Marie an verschiedene Ortschaften in der Nachbarschaft, die sie in Begleitung des Vaters auf seinen Visitationsreisen oft besuchte, und die sie uns in ihren Schriften zum Theil mit großer Treue geschildert hat. Im J. 1834 zog sie zu ihrem Bruder, der in Magdeburg Lehrer war und die Söhne einiger befreundeten, wohlhabenden Familien zu sich in Pflege genommen hatte, um diesem neuen Haushalte selbständig vorzustehen, und als der Bruder im folgenden Jahre ein Pfarramt in Eikendorf angetreten, war fortan Mariens Leben zwischen Calbe und Eikendorf getheilt. Das Leben auf dem Lande und besonders das Zusammenleben mit den Dorfbewohnern lieferte denn auch den Stoff zu ihren späteren „Dorf- und Stadtgeschichten“ (1858; der „Gesammelten Schriften“ 1. Band); es sind dies zehn Erzählungen voll lebendiger Treue, in denen uns wirkliches, selbst angeschautes, selbst mitgelebtes Dorfleben zur Anschauung gebracht wird. Kurze Besuche in Magdeburg und Berlin unterbrachen diese stille Idylle, bis sie endlich derselben durch ihre Vermählung mit Philipp N. gänzlich entzogen ward. — Philipp Engelhard N. war der Sohn Gottlob Nathusius' (s. o.) und wurde am 5. November 1815 zu Neuhaldensleben bei Magdeburg geboren. Nach Beendigung seiner Schulzeit trat er, 16 Jahre alt, in die Geschäfte seines Vaters ein, die er trotz des großen Umfanges (Brauerei, Branntweinbrennerei, Oel-, Graupen-, Kartoffelmühlen, Obstkelterei, Zuckerfabrik, Ziegelei, Steingut- und Porzellanfabrik u. s. w.) nach des Vaters Tode (1835) im Alter von 20 Jahren schon selbständig fortführte. Im Winter von 1836 bis 1837 lag er in Berlin seinen Studien ob und unternahm dann in den beiden folgenden Jahren eine größere Reise durch Deutschland, Italien, Frankreich, Griechenland und die Türkei. Im August 1840 verlobte er sich mit Marie Scheele, und nachdem am 4. März 1841 die Vermählung vollzogen und der letzteren eine Reise des jungen Paares in die Provence, durch Italien bis Neapel und ein dreiwöchentlicher Aufenthalt in der Schweiz gefolgt war, bezog es die neue Heimath Althaldensleben. Hier bot sich bald ein ausgiebiges Feld

für die humanitären Bestrebungen der jungen Frau. Das sittliche und leibliche Elend, das sich neben verhältnißmäßig viel Verdienst und Wohlstand in jedem größeren Fabrikorte findet, regte sie zur Gründung einer Kinderbewahranstalt an, der sich dann in der Folge ein Frauenverein für die Ortsarmenpflege, ein Rettungshaus für Knaben, ein solches für Mädchen und eine Mädchenarbeitsschule anschlossen. In der letzteren lehrte Marie N. die Kinder des Dorfes selber nähen und stricken. Zu Anfang des Jahres 1849 beschloß Philipp N., seine großen Geschäftsetablissements in Althaldensleben aufzugeben. Da indeß auch an einen künftigen Wohnsitz sich wieder Gedanken eines großen Rettungshauses knüpften, so beschlossen die Gatten, sich die Erfahrungen fremder Völker auf diesem Gebiete nutzbar zu machen, und unternahmen deshalb im Frühjahre 1849 eine größere Reise nach Paris, von hier in das Herz Frankreichs hinein und dann nach England hinüber, das nach allen Richtungen durchstreift ward. Heimgekehrt, lebten die Gatten ein halbes Jahr in Giebichenstein bei Halle, bis sie am 1. Mai 1850 nach dem neuerworbenen Gute Neinstedt bei Thale am Harz übersiedelten, wo denn auch bald nach dem Muster des Hamburger „Rauhen Hauses“ ein neues „Knabenrettungs- und Bruderhaus“ gegründet ward. Bereits im Februar 1849 hatte Philipp N. die Redaction des vom Pastor v. Tippelskirch in Giebichenstein geleiteten „Volksblattes für Stadt und Land“ übernommen, des einzigen Blattes in der vormärzlichen Zeit, das die Grundsätze und Anschauungen der conservativen und streng kirchlichen Partei vertrat, und dadurch wurde Marie N. ganz ungesucht in die Bahn einer Schriftstellerin hineingeführt. In ihren ersten Erzählungen, die seit 1849 im „Volksblatt“ ausgingen, hielt sie sich noch zu den Kleinen herab; jeder Zug war aus der Kinderstube erwachsen; ein Odem wirklicher Jugendpoesie weht durch sie hindurch, und die schönsten unter ihnen haben wirklich etwas vom Märchen mitten im wirklichen Leben. Sieben derselben erschienen unter dem Titel „Die Geschichten von Christfried und Julchen“ (1858; Ges. Schr. 2. Bd.), während andere, kleinere Arbeiten für die „Sextaner- und Quintanerfreunde“ als „Kleine Erzählungen“ (II, 1859; Ges. Schr. 3. u. 4. Bd.) in die Welt flogen. Von den Geschichten für die Kinderstube stieg dann Marie N. auf Verlangen etwas höher zu den Erzählungen für junge Mädchen. In „Langenstein und Boblingen“ (1855; Ges. Schr. 6. Bd.) schildert die Verfasserin ihren eigenen Mädchencharakter am gelungensten. Man kann einen wahren Trost aus diesem Buche schöpfen und sich ermuntern an den herrlichen Charakteren, die unter all den Gefahren und dem Kampfe mit der Welt doch den Gottesfrieden so treu in ihren Herzen bewahren. Dann folgten „Tagebuch eines armen Fräuleins“, „Rückerinnerungen aus einem Mädchenleben“ und ihr erster Roman „Johann von Kamern“, welche drei den 5. Bd. der Ges. Schr. (1859) füllen, „Die alte Jungfer“ und „Der Vormund“ (7. Bd. der Ges. Schr., 1859). Mit ihrem letzten und reifsten Werke „Elisabeth. Eine Geschichte, die nicht mit der Heirath schließt“ (II, 1858; Ges. Schr. 8. u. 9. Bd.) hatte sich Marie N. der Frauenwelt zugewandt. In dieser Familiengeschichte erging sie sich von vorn herein ganz frei; davon zeugt, bei aller wohl im Auge behaltenen festen Schürzung, der Reichthum und die Freiheit in der Behandlung der Details, überhaupt die echt epische Breite, die sich dem Zeitmaße nach über ein volles halbes Jahrhundert erstreckt. Als das Eigenthümliche der Erzählung erscheint der innere abgeschlossene Blick über das ganze Leben. Und aus dem reifen Blicke, welcher nicht mehr am Einzelnen hängt und darum doch der warmen Liebe nicht entbehrt, entspringt dann der eigene Humor, der feine taktvolle Frauenhumor, welcher den Bildern Reiz und Würze gibt. Der Erfolg dieser Erzählung war ganz ausgezeichneter Art. Sie erlebte bis jetzt 14 Auflagen und ist in sämmtliche

Sprachen, von denen man es irgend erwarten kann, übersetzt worden. Nach menschlichen Gedanken war Marie N. mit diesem Buche erst in die ihr eigenste Weise eingetreten, hatte sich eben volle Bahn gebrochen. Noch stand sie, da bisher eins ihrer Werke das andere eigenthümlich überboten, vielleicht nicht auf dem Gipfel; aber „Elisabeth“ sollte auf Erden ihr „Schwanengesang“ sein. Am 22. December 1857 schied sie aus dem Leben. Nach ihrem Tode erschienen noch aus ihrem Nachlasse „Tagebuch einer Reise nach der Provence, Italien und der Schweiz“ (Ges. Schr. 10. Bd., 1860) und zwei Jugendnovellen „Familienskizzen.“ „Herr und Kammerdiener“ (Ges. Schr. 11. Bd., 1860); außerdem gab ihr Gatte im Verein mit Ludwig Erk „Hundert Lieder, geistlich und weltlich, ernsthaft und fröhlich, in Melodien von Marie N. und mit Klavierbegleitung“ (1865) heraus. — Philipp N., der 1861 in den Adelstand erhoben wurde, starb am 16. August 1872 zu Luzern auf einer Reise in's Bad Engelberg, das er wegen seines Brustleidens besuchen wollte. Auch er hatte sich in jüngeren Jahren als Dichter versucht. Seine „Fünfzig Gedichte, Probesammlung“ (1839) und „Noch fünfzig Gedichte. Der Probesammlung anderes Heft“ (1841) überraschen durch den frischen, einfachen und innigen Ton seiner Lyrik und lassen bedauern, daß er diesen Sammlungen nicht noch weitere folgen ließ. Als meisterhafter Nachbildner hat sich Philipp N. bewährt in „Hundert drei Lieder [des Pariser Chansonnier P. J. de Béranger] gibt hier im Deutschen wieder mit seinem wohlgemeinten Gruß Philipp Engelhard Nathusius“ (1839).

Lebensbild der heimgegangenen Marie N. (III, Halle 1867, zugleich Ges. Schr. 13.—15. Bd.). — Schulblatt für die Provinz Brandenburg, Jahrg. 1884, S. 366 ff. — Kurz, Geschichte der deutschen Litteratur, 4. Bd., S. 54.

Brümmer.

Natorp: Bernhard Christian Ludwig N., evangelischer Theolog und Pädagog, geb. am 12. November 1772 zu Werden a. d. Ruhr, † am 8. Februar 1846 als preußischer Oberconsistorialrath zu Münster. Derselbe bezog von 1790—1794 die Universität Halle, wo er Theologie studierte; dann wirkte er zuerst als Lehrer in Elberfeld am Weißenstein'schen Kaufmannsinstitute. Am 3. März 1796 wurde er ordinirt und als Pfarrer angestellt in der lutherischen Gemeinde Hückeswagen; von 1798—1810 war er Pfarrer in Essen. Hier zog er die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich durch seine vortrefflichen Kanzelvorträge, sowie durch die Herausgabe einer durch Gründlichkeit und Freimüthigkeit sich auszeichnenden theologischen Quartalschrift. Seine Wirksamkeit erwarb ihm die Gunst des damaligen Oberpräsidenten und späteren Ministers v. Stein, und auf Vorschlag des Oberpräsidenten v. Vincke ward N. 1810 zum Mitglied der königlichen Regierung zu Potsdam ernannt, wo er als Oberconsistorialrath hauptsächlich in der Kirchen- und Schuldeputation unter der Leitung des Oberpräsidenten v. Bassewitz und dem Directorium des späteren Finanzministers Maaßen eine energische und anregende Thätigkeit entfaltete. 1816 folgte er seinem Gönner v. Vincke nach Münster, woselbst er in der königlichen Regierung wiederum Oberconsistorialrath und zugleich Prediger der dortigen protestantischen Gemeinde war. 1836 wurde er als Gehilfe des Bischofs Dr. Roß Vicegeneralsuperintendent der Provinz Westfalen. Er starb zu Münster infolge eines Schlaganfalles im 50. Jahre seiner Amtsführung und im 75. seines Lebens. — N. hat sich um die Verbesserung des Unterrichtswesens und um die Bildung des Lehrerstandes bleibende Verdienste erworben. Schon vor seiner Berufung nach Potsdam, wo die Pflege des Schulwesens seine Amtsaufgabe war, hatte er, seiner Neigung folgend, sich mit der Hebung der Stadt- und Landschulen mit Erfolg beschäftigt; als Mitglied der Regierung zu Potsdam

wie später zu Münster wendete er seine volle Thätigkeit der Schule zu, wie insbesondere auch das ehemalige kurmärkische Lehrerseminar größtentheils nach seinen Vorschlägen eine umgestaltende Organisation erhielt. Neben seinem praktischen Eingreifen in das Unterrichtswesen suchte er vornehmlich auch durch seine pädagogischen Schriften auf dasselbe verbessernd einzuwirken. Schon als Prediger in Essen gab er daselbst 1802 neben seiner „Kleinen Bibel des Alten und des Neuen Testaments“ (2. Aufl. 1823) die „Kleine Schulbibliothek“ heraus, ein geordnetes, jetzt aber wohl litterarisch veraltetes Verzeichniß auserlesener Schriften für Lehrer an Elementar- und Bürgerschulen (5. Aufl. 1825) Zur Förderung einer besseren Einrichtung des damals noch vielfach sehr mangelhaften Stadtschulwesens veröffentlichte er 1824 seinen „Grundriß zur Organisation allgemeiner Stadtschulen“. N. war einer der Ersten, der die deutsche Lehrerwelt mit der Methode von Bell und Lancaster bekannt machte durch seine 1808 erschienene, aus dem Englischen übertragene Schrift: „Ein einziger Schullehrer unter 1000 Kindern in der Schule von J. Lancaster“, und dann durch die weitere Schrift: „Andreas Bell und Joseph Lancaster. Bemerkungen über die von denselben eingeführte Schuleinrichtung, Schulzucht und Lehrart.“ Heute noch für die Fachkreise beachtenswerth ist sein „Briefwechsel einiger Schullehrer und Schulfreunde“, 3 Bändchen (1811—1816. 2. Aufl. des 1. Bändchens 1823); hier werden in der Form einer Correspondenz die wichtigsten bis dahin in der Volksschulkunde gemachten Erfahrungen behandelt; als Fortsetzung eines Abschnittes dieses „Briefwechsels“ reiht sich an das 1834 erschienene Schriftchen: „Ueber Rink's Präludien“. N. wandte sein Interesse aber auch ganz besonders noch der Pflege des Gesanges sowohl in der Kirche als auch als Bildungsmittel in der Schule zu. Außer dem von ihm mit Rink und Keßler gemeinschaftlich bearbeiteten, bei Bädeker in Essen erschienenen „Choralbuch für evangelische Kirchen“ und einer 1817 ebenda von ihm herausgegebenen Schrift über den „Gesang in den Kirchen der Protestanten“ suchte N. auf eine zweckmäßige Erlernung und Uebung eines guten Gesanges in den Volksschulen hinzuwirken durch seine Schriften: „Anleitung zur Unterweisung im Singen für Lehrer in Volksschulen“, 1. Cursus — 5. Aufl. 1837. 2. Cursus — 2. Aufl. 1834, ein leicht faßlicher, auf Pestalozzi'scher Theorie der Gesangsbildungsmethode beruhender und zum Gebrauche der Lehrer beim Unterricht bestimmter Leitfaden, wobei N. hier zur Bezeichnung der Töne neben der Notenschrift auch die Ziffernschrift in Anwendung brachte, welches letzteres sich jedoch in der Folge als unpraktisch erwies; schließlich ist in dieser Hinsicht noch zu erwähnen Natorp's „Lehrbüchlein der Singkunst für die Jugend in Volksschulen“, 2 Curse, 1834. — N. war eine Persönlichkeit von offener Klarheit und edler Einfalt, eine ungeschminkte Natur, die durch aufrichtige Herzlichkeit alle Gemüther anzog. In Lehre und Wandel war derselbe ein erbaulicher Geistlicher, als Prediger gerne gehört, als Vorgesetzter werthgeschätzt. Als Theologe zeigte er sich in seinen Ansichten liberal, neigte in späteren Jahren jedoch mehr und mehr zum positiv Christlichen hin. Seine Bemühungen um die Hebung des Volksschulwesens in praktischer und litterarischer Thätigkeit sichern ihm eine Stelle unter den ersten Pädagogen.

Vgl. die Biographien von K. G. Hergang, 1. Lieferung, und von J. B. Heindl; ferner die biograph. Schilderung von Bischof Dr. Eylert im Schulbl. f. d. Prov. Brandenburg v. O. Schulz, II. Jahrg., 2. Heft. Binder.

Natter: Lorenz N., ausgezeichneter Edelsteinschneider und Medailleur, geb. am 21. März 1705 zu Biberach, der ehemaligen oberschwäbischen Reichs-, jetzt würtembergischen Oberamtsstadt, welche schon so viele namhafte, und vom selben Fache um die gleiche Zeit zwei weitere Künstler, Friedrich Dinglinger und Johann Christoph Schaupp hervorgebracht hat, † in St. Petersburg am

27. October 1763, lernte in seiner Heimath zuerst die Goldschmiedekunst, dann zu Bern bei Siegelschneider Joh. Rud. Ochs. „Mit großem Talente begabt, machte er selbst unter mittelmäßiger Anleitung bedeutende Fortschritte, und da er unabläßig nach Vollkommenheit strebte, war auch bald sein Ruf als einer der berühmtesten und genialsten Edelsteingraveure gegründet.“ Nachdem er zu seiner Ausbildung noch einige Zeit in Rom zugebracht, kam er vom J. 1732—1735 in die Dienste des kunstsinnigen Großherzogs von Toscana nach Florenz, woselbst er mehrere vorzügliche Arbeiten, insbesondere die von ihm mit *NATTEP ἐποῖει* bezeichneten Bildnisse des genannten Fürsten und des Cardinals Alexanders Albani ausführte. Da sein immer mehr steigender künstlerischer Ruf ihm von allen Seiten Aufträge über Aufträge zuführte, so verließ er den toscanischen Hof und führte zunächst eine Art Wanderleben. Fortan arbeitete er für die meisten Fürsten Europas, besonders für Wilhelm IV. von Oranien und König Christian VI. von Dänemark, welche beide ihn sehr werth schätzten und fürstlich belohnten. Eine Zeit lang hielt er sich in London auf, wo er u. A. eine Medaille zu Ehren des Sir Robert Walpole — eines seiner Hauptwerke aus dieser Periode — sowie auch eine Gemme mit fünf Lagen, eine „siegende Britannia“, schnitt und woselbst er von der antiquarischen Gesellschaft unter ihre Mitglieder aufgenommen wurde. Hier gab er auch im J. 1754 eine sachwissenschaftliche, jetzt noch geschätzte Abhandlung unter dem Titel „Traité de la méthode antique de graver en pierres fines comparée avec la méthode moderne expliquée en diverses planches“ in englischer und französischer Sprache mit 37 Kupfern (bei Haberkorn in kl. Folio; eine Fortsetzung erschien 1764 und eine spätere Ausgabe 1781) heraus, in welcher er bei der Erklärung der antiken Steine mit Kürze und Präcision sowie ohne Auskramung unnöthiger Gelehrsamkeit verfährt und sich überhaupt als einen gelehrten, namentlich in der Geschichte und Mythologie sehr bewanderten Künstler zeigt. Von England begab er sich nach Holland und darauf nach Kopenhagen, wo er längere Zeit lebte und gleichfalls großen Ruhm erwarb; zeitweilig nahm er auch in Stockholm seinen Aufenthalt. Zuletzt ging er im J. 1763 auf Veranlassung des bekannten kunstverständigen kais. Obersthofmeisters Grafen N. J. Panin nach Petersburg, wohin schon früher sein Ruf und Arbeiten von ihm gedrungen waren, allein er kam schon krank daselbst an und starb bald darauf. Die im kaiserlichen Cabinete daselbst aufbewahrten Werke Natter's sind in den „Reisen“ von Johann Bernoulli (IV, 248) beschrieben. Eine seiner gelungensten Schöpfungen, der Carneol-Intaglio mit dem Brustbilde van Swietens, befindet sich mit anderen in Wien. — Seine Arbeiten — hauptsächlich geschnittene Bildnisse — wurden vielfach denen der Alten gleichgestellt und sind heutzutage, als meist in festen Händen, in Museen oder fürstlichem Besitz befindlich, von der allergrößten Seltenheit; selbst seine Heimath hat nicht ein einziges Stück von seiner kunstgeübten Hand aufzuweisen. Wenige der Steinschneider, die vor und nach ihm in neuer Zeit sich ausgezeichnet haben, besaßen ein so richtiges Gefühl für die Kunst der Alten; keiner war wie N. in seinen besten Arbeiten so sehr von Allem frei, was man Manier nennt &c.; etwas mehr Schule, namentlich eine längere Ausbildung in Italien und N. wäre einer der berühmtesten Künstler aller Zeiten in seinem Fache geworden. Schon Goethe würdigt in „Winckelmann und sein Jahrhundert“ (II, 100) diesen Künstler und rühmt an seinen Arbeiten Geist und Natürlichkeit in ausgezeichnetem Maße nebst fleißiger Ausführung als die wesentlichsten Verdienste; doch scheint N. im Geschmacke weniger den antiken Mustern als den französischen Bildnißmalern gefolgt zu sein. Nach seinem Tode wurde er da und dort, u. A. auch bei Georg Friedrich Creuzer „zur Gemmenkunde“ (S. 141 und 143) beschuldigt, Gemmen durch von ihm eingegrabene Namen verfälscht zu haben, was keineswegs bis jetzt genügend aufgeklärt ist. N. hatte

sich allerdings von früher Zeit an im Nachschneiden alter Gemmen, wo er solche von Bedeutung auf seinen vielen weiten Reisen zu Gesicht bekam, geübt und darin mit der Zeit eine solche Meisterschaft erlangt, daß man Original von Copie kaum mehr unterscheiden konnte; eine seiner täuschendsten und berühmtesten Nachahmungen ist die von der Medusa des Sosikles aus der vormaligen (jetzt im Haag befindlichen) Hemsterhuys-Gallitzin'schen Gemmensammlung. Mehrere von ihm geschnittene Steine tragen allerdings das Zeichen Ὕδρου (Wasserschlange=Natter), was z. B. den bekannten Daktyliothekar Philipp Daniel Lippert (II, 120) verleitete, diese Gemmen für griechische Arbeiten zu nehmen; in der Regel pflegte er seine Producte mit: Natter oder N. zu bezeichnen.

Chr. A. Klotz, Acta literaria I, 2, S. 228. — A. F. Büsching (welcher N. den Praxiteles, wenigstens den Dioscorides der Deutschen nennt und welcher z. Z. des Aufenthaltes von N. in Petersburg das. luth. Pastor war) in seinen „gelehrten Abhandlungen und Nachrichten von und aus Rußland" I, Art. 10. — Fiorillo, Gesch. d. zeichn. Künste in Großbritannien S. 620 ff. — H. K. E. Köhler, Kleine Abhandlungen zur Gemmenkunde (Gesammelte Schriften, herausgegeben von Lud. Stephani, IV. 1, Petersburg 1851). — Sacken, Kenner 2c. P. Beck.

Natterer: Johann N. wurde am 9. November 1787 zu Sachsenburg bei Wien geboren. Er besuchte das Gymnasium in Wien und wurde zugleich von seinem Vater, welcher kaiserlicher Falkonier war, zum tüchtigen Jäger herangebildet. Nachdem er auf der Universität zu Wien Naturwissenschaften studiert hatte, unternahm er verschiedene Reisen, um für das zoologische Museum zu sammeln, 1806 nach Ungarn, 1808 nach Steiermark, 1809 wurde er ohne Gehalt am Museum angestellt und erhielt, nachdem er 1812 noch eine Sammelreise nach Italien unternommen hatte, 1816 die Stelle eines Assistenten. Im folgenden Jahre unternahm er mit den Naturforschern E. Pohl und Chr. Mikan, denen sich noch Bapt. Spix und Phil. Martius (s. A. D. B. Bd. XX, S. 517) angeschlossen hatten, im Gefolge der Erzherzogin Leopoldine eine Reise nach Brasilien. Nachdem er dort fast achtzehn Jahre lang gesammelt hatte, kehrte er 1836 mit einer sehr beträchtlichen Ausbeute, unter der sich allein über 12,000 Vögel und fast 33,000 Insecten befanden, nach Wien zurück. Bis in die neueste Zeit hat diese Sammlung zahlreichen Naturforschern Material zu wissenschaftlichen Arbeiten geliefert, und die Kenntniß der brasilianischen Fauna nicht unwesentlich erweitert. Seine umfangreichen Aufzeichnungen, die er von dieser Reise mitbrachte, wurden theils von ihm selbst, theils von anderen Gelehrten bearbeitet und veröffentlicht. In Anerkennung seiner Verdienste wurde N. unter Erhöhung seines Gehaltes zum Custosadjuncten befördert, zahlreiche gelehrte Gesellschaften ernannten ihn zu ihrem Mitgliede und die Universität Heidelberg verlieh ihm den Doctorgrad. Von seinen Schriften sind namentlich verschiedene Aufsätze in den Annalen des Wiener Museums zu erwähnen: Bd. II, Abthl. 1 über „Lepidosiren, eine neue Gattung aus der Familie der fischähnlichen Reptilien" und im Verein mit Fitzinger Bd. II, Abthl. 2 und 3 „Beiträge zur genauen Kenntniß der südamerikanischen Alligatoren". Er war auch Mitarbeiter an Schlegel's Histoire naturelle des Oiseaux d'Europe, Darmstadt 1841—43. Ein Theil seiner Aufzeichnungen über die Vögel Brasiliens wurde nach seinem Tode 1856 und 1859 in den Wiener Sitzungsberichten von Pelzeln veröffentlicht. N. starb in Folge eines Blutsturzes am 17. Juni 1843. W. Heß.

Natzmer: Dubislaw Gneomar v. N., preußischer Generalfeldmarschall, wurde am 14. September 1654 zu Gutzmin im pommerschen Kreise Schlawe geboren und im Hause des Generalfeldzeugmeisters Graf zu Dohna, welcher Gouverneur zu Küstrin war, mit dessen Söhnen erzogen. In Dohnas Gefolge machte er seinen ersten Feldzug, den von 1672 am Oberrhein, mit. Dadurch

bekam er Geschmack am Soldatenstande, für welchen bereits der ihm gewordene Unterricht ihn vorbereitet hatte. Er ließ sich 1673 für holländische Dienste anwerben, gerieth aber schon 1674 in französische Gefangenschaft und trat, um sich aus dieser zu befreien, als Reiter in ein dortiges Cavallerieregiment, nahm bald wieder seinen Abschied und kehrte nach Holland zurück, wo er als Pikenier beim Regiment Nassau eintrat, aber bald Officier wurde. 1676 wurde er bei der Belagerung von Mastricht als Ingenieur gebraucht. Noch in demselben Jahre ging er auf Urlaub nach Deutschland, nahm in Holland seinen Abschied und ward als Lieutenant beim Grumbkow'schen Dragonerregiment angestellt. Der Krieg mit Schweden gab ihm bald Gelegenheit sich auszuzeichnen. Bei der Landung auf Rügen im J. 1678 zog er Derfflinger's Aufmerksamkeit auf sich, welcher ihn als Ordonnanzofficier zu sich befahl, dann nahm er an dem Winterfeldzuge in Preußen theil. Auch der Große Kurfürst war ihm gewogen, 1680 ernannte er ihn bei der Musterung zum Stabshauptmann, 1682 zum Kammerjunker, zugleich gab er ihm Erlaubniß auf Reisen zu gehen, von denen ihn 1683 die Nachricht zurückrief, daß er zum Compagniechef befördert sei. 1685 machte er als Volontär den Türkenkrieg in Ungarn mit und wohnte den Belagerungen von Gran und Neuhäusel bei, 1686 focht er auf demselben Kriegsschauplatze mit den brandenburgischen Truppen, unter Schöning half er Ofen stürmen. Nach der Rückkehr ernannte der Große Kurfürst ihn zum Generaladjutanten. Der Nachfolger desselben, Kurfürst Friedrich III., der nachmalige erste König von Preußen, bewies N. die gleiche Gunst wie sein Vater. Zunächst ertheilte er ihm den Auftrag, aus deutschen Edelleuten eine Compagnie deutscher Grands-Mousquetaires zu errichten, zu deren Commandeur er ihn ernannte. Dann gab er ihn dem Obermarschall von Grumbkow bei, welchen er aus Anlaß der Thronbesteigung König Wilhelm's III. nach England sandte. Auf der Fahrt dahin ward er von einem französischen Kaper aufgegriffen, entwischte aus der Gefangenschaft zu Dünkirchen und konnte noch in demselben Jahre den Kurfürsten in den Feldzug am Rhein begleiten, wo er die Belagerungen von Kaiserswerth und von Bonn mitmachte; bei ersterer Gelegenheit sowol, wie beim Sturme auf letztere Stadt wurde er verwundet; bald nachher, am 10. October 1689, wurde er Oberst. An den nachfolgenden Feldzügen des dritten Raubkrieges nahm er in verschiedenen Stellungen, als Generaladjutant, als Freiwilliger und an der Spitze seiner Grands-Mousquetaires oder der laut Capitulation vom 10. December 1691 von ihm errichteten Gensd'armes, sowie der 1695 ihm gleichfalls unterstellten, aus adeligen Flüchtlingen gebildeten französischen Grands-Mousquetaires und der Grenadiere zu Pferde theil. Die Formation einer Schwadron Gensd'armes war ihm aufgetragen, als er nicht vermochte seine deutschen Grands-Mousquetaires, welche große Verluste erlitten hatten, vollzählig zu erhalten. Die bald vermehrten Gensd'armes waren das später so bekannt gewordene Reiterregiment dieses Namens; die französischen Grands-Mousquetaires wurden bald nach Friedensschluß aufgelöst, weil sie sich der von N. geforderten Disciplin nicht fügen wollten. Wie sehr er bei seinem Fürsten in Gnaden stand, beweist die Verleihung eines Canonicats und verschiedener Amtshauptmannschaften, seit 1696 war er General. Am spanischen Erbfolgekriege war N. zunächst wieder als Freiwilliger betheiligt, 1703 aber erhielt er das Commando der Reiterei bei den 6000 Preußen, welche Leopold von Dessau an die Donau führte. Er gerieth hier bei einem Gefechte am Schwemminger Bache in baierische Gefangenschaft, aus welcher er indeß bald wieder entlassen wurde. Vor der Schlacht bei Höchstädt am 13. August des folgenden Jahres begleitete er die beiden Feldherren, Eugen von Savoyen und Marlborough, bei der Recognoscirung des Schlachtfeldes; er commandirte 23 Schwadronen Reservecavallerie;

beim ersten Angriff derselben, wo Marlborough selbst sich an die Spitze stellte, wurde er durch die Brust geschossen, konnte aber noch im Herbst an der Belagerung von Landau theilnehmen. 1705 diente er im Elsaß, 1707 befehligte er ein preußisches Corps am Rhein und 1708 focht er bei Oudenarde, wo seine ungestüme Tapferkeit ihm an der Spitze seiner Gensd'armen zu einer glücklichen Attacke verhalf, ihn aber auch in große Gefahr brachte; mehrfach verwundet entging er mit genauer Noth der Gefangenschaft. 1709 führte er in Abwesenheit des Grafen Lottum das Commando über die preußischen Truppen in den Niederlanden und wohnte der Schlacht bei Malplaquet bei. Auch während der letzten drei Feldzüge von 1710—1712, wo der Krieg immer lahmer geführt wurde, befand er sich bei der Armee. Bei den organisatorischen Aenderungen, welche nach Friedensschluß im Heerwesen vorgenommen wurden, war sein Hauptbestreben dahin gerichtet, daß seine Gensd'armen bestehen blieben; es gelang ihm dies so sehr, daß sie endlich, nachdem die Garde du Corps dazu gestoßen war, 1714 zu einem vollständigen Regimente wurden; N. verwendete auf dasselbe große Summen. Im nämlichen Jahre erhielt er den Schwarzen Adlerorden. Der pommersche Krieg vom Jahre 1715 war der letzte von den vielen Feldzügen, welche N. mitgemacht hat; von seinen 66 Dienstjahren hat er 31 im Felde verlebt. König Friedrich Wilhelm I. erwies sich N. als ebenso wohl gewogen wie seine beiden Vorgänger ihm gewesen waren und Zeitlebens stand er bei diesem in hoher Gunst und Ansehen. Als „der entlaufene Oberstlieutenant Fritz“ des Königs ganzen Zorn erregt hatte und es sich darum handelte, ob der Thronerbe wie ein einfacher Soldat kriegsgerichtlich abgeurtheilt und abgestraft werden solle, war N. einer von den hohen Generalen, welche sich für diesen verwandten und deren eindringlichen Vorstellungen es zu danken war, daß der Kriegsherr der Stimme des Königs und des Vaters Gehör gab; als der Kronprinz in Küstrin lebte, war einer von Natzmer's beiden Söhnen, welcher damals bei der dortigen Kammer angestellt war, sein Kavalier und Gesellschafter, an ihn ist Friedrich's Aufsatz über Preußens Lage in Europa gerichtet. — Auf die Weiterentwickelung und die Ausbildung der Waffe, welcher er selbst angehörte, einzuwirken vermochte N. nicht; die preußische Reiterei verfiel; der Einfluß des alten Dessauer, welcher nur den Infanteristen als Soldaten gelten lassen mochte, war zu mächtig und eine dienstliche Stellung, welche ihm eine Handhabe hätte bieten können, nahm N. nicht ein. — Er war ein frommer, biederer Mann, der das Wohlthun liebte, ein Freund von Canstein, Francke und Spener; durch seine Ehe mit einer Gräfin Zinzendorf ward er Stiefvater des Stifters der Herrenhuter; seine eigenen Söhne starben vor ihm. Sein Biograph Schöning sagt mit Recht, daß er sein Aufsteigen zu den höchsten Ehrenstellen und seinen Ruhm nicht großen, von ihm selbst geleiteten Operationen zu danken gehabt habe, sondern seiner treuen Hingebung an seine Pflicht und seiner unerschütterlichen Tapferkeit; seinem Monarchen sei er in Krieg und Frieden eine stets zuverlässige und hülfreiche Stütze gewesen. Vor dem Könige starb er am 15. Mai 1739 zu Berlin. „Des Generalfeldmarschalls Dubislaw Gneomar von Natzmer Leben und Kriegsthaten mit den Hauptbegebenheiten des von ihm errichteten und 48 Jahre als Commandeur en Chef geführten Garde-Reuter-Regiments Gensd'armes“ gab auf Grund eines von N. geführten Tagebuches K. W. von Schöning, Berlin 1838, heraus. Dieses Tagebuch, welches N. als 68jähriger Mann niedergeschrieben hat, ist von Gräfin Eufemia Ballestrem in der ursprünglichen Fassung unter dem Titel „Memoiren &c.“, mit „Erläuterungen“ versehen (Berlin 1881), veröffentlicht worden; es reicht bis zum Jahre 1713.

B. Poten.

Natzmer: George Christoph v. N., preußischer Generalmajor, der Chef der „weißen Husaren“, ein Neffe des Feldmarschalls von N. (s. o.), in dessen

Umgebung er schon der Schlacht bei Malplaquet beiwohnte, war in Pommern, wahrscheinlich 1694 geboren, trat 1710 in das im Halberstädtischen dislocirte 6. Cürassierregiment und erhielt 1738, als Oberstlieutenant bei des General v. Geßler 4. Cürassierregiment in Ostpreußen in Garnison stehend, den Auftrag, die ersten preußischen Ulanen zu organisiren. Er sollte fünf Schwadronen aufstellen; die Nachbarschaft Polens bot Gelegenheit, geeignete Leute zu werben. Doch ging es anfangs nur langsam damit vorwärts, erst als König Friedrich II. den Thron bestiegen und der österreichische Erbfolgekrieg seinen Anfang genommen hatte, kam Leben in die Sache und am 2. Juni 1741 rückte N. mit 400 Ulanen im Lager von Strehlen bei der Armee ein. Man erwartete ganz Besonderes von ihnen; sie entsprachen aber den gehegten Hoffnungen nicht voll, zeigten sich namentlich in einem, schon am 7. desselben Monats ihnen gebotenen Gefechte bei Olbendorf (zwischen Strehlen und Grottkau) im Gebrauch der Pike ungewandt und ihren behenden Gegnern, den ungarischen Husaren, nicht gewachsen und machten eigentlich Fiasco. Obgleich der König im Laufe des Feldzuges ihre späteren Dienste mehrmals anerkannte und auch der alte Dessauer, unter welchem sie 1742 in Oberschlesien standen, mit ihnen zufrieden war, wurden sie am 4. Juni letzteren Jahres zu Husaren umgewandelt. Die folgenden Friedensjahre wurden in kleinen schlesischen Garnisonen auf dem rechten Oderufer zu gründlicher Ausbildung benutzt; namentlich Seydlitz, 1743 als Rittmeister in das Regiment versetzt, that sich darin hervor, und im 2. schlesischen Kriege, wo sie unter Schwerin in Böhmen einrückten, und, zu des General v. Nassau Avantgarde gehörend, im Herbst 1744 den Zug nach dem südlichen Böhmen mitmachten, das Ungemach des nöthig gewordenen Rückzuges theilten und schließlich, unter demselben Führer, dem aus Prag abziehenden General von Einsiedel die Hand reichten, erntete N. hohen Ruhm mit ihnen. Schon im Januar 1745 mußte er wieder nach Oberschlesien, um die Oesterreicher von dort vertreiben zu helfen, und am 22. Mai, als er unter Winterfeldt bei Landeshut stand, zollte ihm dieser wegen seines Verhaltens bei Reichhennersdorf das höchste Lob. Hohenfriedberg, Soor und Katholisch-Hennersdorf gaben ihm in demselben Jahre Gelegenheit zu weiterer Auszeichnung. Daß N. im Frieden ebenso tüchtig war wie im Kriege, wird dadurch bewiesen, daß der König nach der Revue von 1748 dem Fürsten von Dessau schrieb, daß das Regiment „in einem solchen schönen Stande und in einer solchen guten Ordnung sei, wie der Fürst ein Husarenregiment noch nicht gesehen“. Am 10. Juni 1750 wurde N. General, am 27. Januar 1751 ist er zu Breslau gestorben.

G. C. v. Natzmer, George Christoph v. N., Hann. 1870. B. Poten.

Natzmer: Oldwig Leopold Anton v. N., preußischer General der Infanterie, am 18. April 1782 auf dem Familiengute Vellin im Kreise Schlawe in Pommern geboren, wurde nach dem frühen Tode seines Vaters im Pagenhause zu Potsdam erzogen und trat dadurch schon jung zum Königshause in Beziehungen, welche sich später mit mehreren Mitgliedern desselben zu sehr innigen gestalteten; mit dem Prinzen Wilhelm, Bruder Friedrich Wilhelm's III., durfte er sich sogar duzen. Am 19. Januar 1798 trat er als Fähnrich beim 1. Bataillon Garde Nr. 15 in den Dienst, nahm bald an den militärwissenschaftlichen Bestrebungen, welche besonders durch Scharnhorst gefördert wurden, lebhaften Antheil und wurde schon damals zu den Arbeiten des Generalstabes herangezogen. Den Krieg von 1806 machte er als Bataillonsadjutant mit, focht in der Schlacht bei Auerstädt und im Gefecht bei Nordhausen, wurde aber durch die Capitulation von Prenzlau Kriegsgefangener und dadurch, auf Ehrenwort entlassen, von der Theilnahme an den weiteren Kämpfen ferngehalten. Nach Friedensschluß erhielt er als Stabscapitän das Commando der 1. Compagnie

der neugebildeten Garde und wurde mehrfach bei den Arbeiten zur Reorganisation der Armee verwendet; namentlich half er bei der Abfassung der neuen Exercier-vorschriften, von denen das Reglement für die Infanterie vom 15. Januar 1812, an dessen Herstellung er großen Antheil hatte, durch Klarheit, Einfachheit und Gediegenheit sich auszeichnet; seine praktische Richtung kam bei den Verhandlungen vielfach zum Ausdruck. Bemerkt zu werden verdient, daß er, obgleich Infanterist, auch an der Abfassung des Exercierreglements für die Cavallerie theil hatte. An den patriotischen Bestrebungen jener Zeit nahm er ein reges Interesse; dem Tugendbunde blieb er jedoch fern. Als Flügeladjutant, wozu er 1809 ernannt worden war, und Major begleitete er den König 1812 nach Dresden, wo dieser mit dem auf der Reise nach Rußland begriffenen Napoleon zusammenkam; im September jenes Jahres wurde er nach Wien gesandt, um die in Dresden eingeleitete Annäherung an Oesterreich weiter zu verfolgen; er konnte beruhigende Mittheilungen über des Kaiser Franz An- und Absichten zurückbringen. — Als um die Jahreswende 1812/13 York's Uebertritt erfolgt war, erhielt er einen hochwichtigen Auftrag nach dem Kriegsschauplatze. Derselbe war zwiefacher Natur. Der ostensible Theil ging dahin, York zu desavouiren, N. sollte Murat mittheilen, daß der König den Schritt seines Generals mißbillige und das Commando an Kleist übertragen habe; dann aber sollte N. insgeheim zu den Russen gehen, dem Kaiser ein Schutz- und Trutzbündniß anbieten und über das Vorgehen gegen York aufklären. Er entledigte sich der Mission wiederum mit Geschick, interessant ist sein Bericht über seine Verabredungen mit den Russen. Nachdem er am 19. Januar 1813 Abends in Berlin wiedereingetroffen war, reiste der König am 22. nach Schlesien ab. In dem nun folgenden Kriege war N., welcher nach der Schlacht bei Bautzen Oberstlieutenant wurde, zuerst York, dann Blücher zugetheilt, während des Waffenstillstandes half er Gneisenau die schlesische Landwehr zu organisiren, nach Ablauf desselben befand er sich in seiner Eigenschaft als Flügeladjutant im königlichen Hauptquartier, wurde aber daneben mehrfach mit militärisch-diplomatischen Aufträgen betraut. Schon früher, als es sich um Thielmann's Absichten handelte, die sächsischen Truppen zu den Verbündeten überzuführen, hatte er den Vermittler gemacht. Vor der Schlacht bei Kulm ward er zu Ostermann entsandt, um diesen über die Lage der Armee aufzuklären und ihn zum Ausharren zu bestimmen. Der größte Theil des Heeres befand sich noch im Gebirge, Ostermann's Standhalten allein konnte die Truppen retten; er entsprach Natzmer's Vorstellungen in glänzendster Weise. Nach der Schlacht bei Leipzig ward N. zum König von Sachsen gesandt. Im Feldzuge von 1814 war er dem jungen Prinzen Wilhelm, dem jetzigen Kaiser, beigegeben, welcher ihn gern seinen Lehrer in militärischen Dingen nennt; nach Beendigung desselben begleitete er den König nach England; im October wurde er Mitglied der zur Retablirung der Armee niedergesetzten Commission. Bei Ausbruch des Krieges von 1815 trat er in die Truppe zurück, indem er das Commando der Grenadierbrigade übernahm und dieselbe nach Frankreich führte, bei dem schnellen Verlaufe des Feldzuges kam er nicht mehr zu kriegerischer Verwendung. Im October ward er General; er war 33 Jahr alt. An dem in den nächsten Jahren in Berlin sich entwickelnden regen militärischen Leben nahm N. lebhaftesten Antheil; mit dem Prinzen Wilhelm Sohn, welcher sich mit ihm in das Commando der Regimenter des Gardecorps theilte, wetteiferte er in der Ausbildung der beiden unterstellten Truppen; sein soldatisches Talent trat überall hervor, besonders glänzend bei einer 1819 am Wedding bei Berlin abgehaltenen Belagerungsübung. Von seinem Interesse für die verschiedensten, mit seinem Beruf in Verbindung stehenden Fragen legen seine Denkschriften und sein Schriftwechsel mit bedeutenden Männern Zeugniß ab; der letztere bekundet

außerdem die Achtung, welche man seinen Ansichten zollte, angesehene Geschichtsschreiber, wie Droysen und Bernhardi, benutzen ihn gern als Quelle. In besonders nahen Beziehungen stand er zu des Königs Generaladjutanten, Job v. Witzleben, dem späteren Kriegsminister, und zu Graf Anton Stolberg, zwei sehr einflußreichen Persönlichkeiten. Im Jahre 1817 begleitete er den Prinzen Wilhelm, welcher den Auftrag hatte, seine Schwester, die Prinzessin Charlotte, ihrem künftigen Gemahl, dem nachmaligen Kaiser Nikolaus, zuzuführen, nach Rußland; den langen dortigen Aufenthalt, welchen die Reise mit sich brachte, benutzte er vortrefflich, um Nachrichten über das Land, dessen militärische Zustände und seine Armee zu sammeln. Später hatte er noch zweimal Gelegenheit derartige Beobachtungen anzustellen: 1835 bei der Truppenzusammenziehung in Kalisch und 1837 gelegentlich der Manöver bei Kowno und bei Wossnesensk, wo Kaiser Nikolaus in den Ebenen der Ukräne 42,000 Reiter tummelte. — Nachdem er schon lange den Wunsch gehegt und kundgegeben hatte, nicht allein Infanterie zu commandiren, ein Begehren, welches bei den eigenthümlichen Formationsverhältnissen des Gardecorps nicht erfüllt werden konnte, erhielt er 1820 das Commando der 11. Division in Breslau und damit Gewährung seines Verlangens; zunächst freilich wurde seine dortige Thätigkeit durch eine Reise nach Troppau, wohin er den Kronprinzen, nachmals König Friedrich Wilhelm IV., zum Fürstencongreß zu begleiten hatte, und durch eine Sendung nach Italien unterbrochen, wo er als preußischer Militärbevollmächtigter dem Feldzuge der Oesterreicher gegen Neapel vom Jahre 1821 im Hauptquartiere Frimonts beiwohnte; 1822—23 begleitete er den Prinzen Wilhelm Sohn auf einer Reise durch Deutschland, die Schweiz und Italien. 1825 erfolgte seine Ernennung zum Generallieutenant und 1827 wurde er, der Infanterist, mit der Leitung einer großen Reiterübung bei Berlin beauftragt, an welcher 12 Cavallerieregimenter theilnahmen; für die Art, in welcher er sich seines Auftrages erledigte, erntete er, wie sein Biograph sagt, „fast überschwängliches Lob". In demselben Jahre vertauschte er seine Stellung in Breslau mit dem Commando der Erfurter Division, mit welcher er nach der Julirevolution von 1830—1832 am Rhein stand; im März 1832 wurde er commandirender General des I. Armeecorps in Königsberg i. Pr. Gelegentlich des Königsmanövers im Jahre 1834, wo dem commandirenden General allemal ein besonderer Gnadenbeweis zu Theil zu werden pflegt, wurde er zum Regimentschef ernannt, aber nicht, wie sonst die Regel ist, eines Regiments seiner Waffe, sondern eines Cavallerieregiments, der 12. Husaren, eine Anerkennung der Dienste, welche er der Cavallerie geleistet hatte. 1839 erhielt er auf wiederholtes Ansuchen, zu welchem asthmatische Beschwerden ihn veranlaßten, seine Entlassung aus dem activen Militärdienste, wurde aber gleichzeitig zum Generaladjutanten und zum Mitgliede des Staatsraths ernannt; Friedrich Wilhelm III. hatte ihn damals für eine Art von Ministerpräsidentenstellung als Nachfolger des Grafen Lottum in Aussicht genommen; der Tod des Königs verhinderte die Ausführung der Absicht. 1840 ward er General der Infanterie und erhielt den Schwarzen Adlerorden. Seine öffentliche Wirksamkeit hörte mit seinem Austritt aus dem Dienste nicht ganz auf; 1841 nahm er als preußischer Bevollmächtigter an der Bundesinspicirung der Contingente von Hannover und Braunschweig Theil; 1842 begleitete er den König zur Taufe des Prinzen von Wales nach England; auch gehörte er damals wiederum zu der mit der Bearbeitung eines neuen Cavallerieexercierreglements bestimmten Commission, welche aber ebensowenig wie ihre Vorgängerin es verstand, etwas dem Geist der Waffe Genügendes zu liefern, man hatte das Verständniß dafür verloren. Als um die Mitte der vierziger Jahre die Fragen der inneren Politik alle Gemüther beschäftigten, sprach er sich für ein Zweikammersystem mit zweckmäßigem Wahlgesetze aus. N. starb nach schwerem Leiden am

1. November 1861 auf seinem Gute Matzdorf im schlesischen Kreise Löwenberg. Seit 1824 war er mit einem Fräulein von Richthofen in kinderloser Ehe verheirathet.

G. E. v. Natzmer, Aus dem Leben des General Oldwig v. Natzmer, 1. Theil, Hannover 1876 (reicht bis zum Jahre 1820, giebt aber in weiten Umrissen auch die späteren Lebensjahre). B. Poten.

Nau: Bernhard Sebastian v. N., Cameralist, geb. zu Mainz 1766, † ebenda am 15. Februar 1845. In seiner Vaterstadt vorgebildet, habilitirte er sich schon mit 20 Jahren als Privatdocent an der dortigen Universität mit einer naturgeschichtlichen Arbeit über die Fische, wurde 1788 a. o. Professor an der Cameralfacultät, 1791 o. Professor der Polizeiwissenschaft und Statistik an der historisch-statistischen Facultät und übernahm 1793 auch noch die Professur der Naturgeschichte. In dieser ersten Periode seiner lehramtlichen Thätigkeit war N. vornehmlich mit Abfassung von Lehrbüchern für Landwirthschaft, Forstwissenschaft und Bergbauwissenschaft beschäftigt, in welchen dem naturgeschichtlich-descriptiven Theile eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet ist. Doch gehören dieser Periode auch schon die ersten Linien der Cameralwissenschaft (1791) an, in welcher er ganz auf dem Boden der damals in Deutschland vorherrschenden Cameralistenschule steht, welche durch die Verbindung technischer und staatswirthschaftlicher Lehren und durch den Mangel einer jeden allgemeineren Auffassung der Volkswirthschaft charakterisiert ist. Nimmt doch auch N. in dieser Schrift gar keine Notiz von Adam Smith! Auch die „Geschichte der Deutschen in Frankreich und der Franzosen in Deutschland“ (1794, 2 Bände) ist noch in dieser Zeit entstanden und zeigt die Vielseitigkeit des Mannes, dessen praktischer Verstand das Wissen seiner Zeit besser zu verwerthen als zu vermehren geeignet war. Eine Reihe gelehrter Gesellschaften, die kurfürstlich mainzer Akademie nützlicher Wissenschaften in Erfurt, die kursächsische ökonomische Gesellschaft in Leipzig, die kurpfalzbairische Gesellschaft sittlicher und landwirthschaftlicher Wissenschaften zu Burghausen, die naturforschenden Gesellschaften zu Zürich und Berlin haben N. schon damals in Anbetracht seiner ausgebreiteten Kenntnisse die Mitgliedschaft gewährt. Schon in dieser erster Periode tritt eine vielfache praktische Thätigkeit neben der litterarischen auf; er wird 1790 kurfürstlicher Hofgerichtsrath, 1795 und 1796 Regierungscommissär beim österreichischen Militärgouvernement, Mitglied der Bergcommission und Beisitzer des Directoriums des Armeninstituts. 1797 nimmt er als Legationssecretär am Rastatter Congreß theil und scheidet damit vom Lehramte aus. Nach seiner Rückkehr scheinen ihm heimathliche Intriguen den Aufenthalt in Mainz verleidet zu haben; er siedelte nach Aschaffenburg über, wo er zuerst nur schriftstellerisch thätig war („Grundsätze des Völkerseerechts“, 1802), bald aber wieder an praktischen Verwaltungsaufgaben sich betheiligte, den Entwurf einer Polizeiverordnung gegen die Verbreitung der westindischen Pest lieferte und 1807 das Forstinstitut als Privatlehranstalt gründete, wo er zugleich als Professor wirkte. Einen Ruf des französischen Ministeriums als Professor der Naturgeschichte nach Mainz lehnte er ab, übernahm dagegen 1810 das Präsidium des Landraths, wurde Mitglied und Secretär der Landstände des Großherzogthums Frankfurt, 1811 auch Director aller Zuckerfabriken. Eine außerordentlich umfassende und mannigfaltige Thätigkeit entfaltete N. bei den Verhandlungen, welche die napoleonische Periode abschlossen; 1814 als Obercommissär bei dem neuen Festungsbau der Stadt Hanau, dann im Auftrage des österreichischen Gouvernements des Großherzogthums Frankfurt in einer geheimen Mission bei dem Fürsten Metternich in Paris und als Vorsitzender der Liquidationscommission zwischen Baiern und Rußland, 1815 als Mitglied der gemeinschaftlichen österreichisch-baierischen Regierung zu Worms,

dann als baierischer Bevollmächtigter bei der Rheinschifffahrts-Centralcommission in Mainz. Noch einmal im J. 1820 eröffnete sich für N. die Gelegenheit auf die Lehrthätigkeit zurückzugehen, als er zum Mitglied der baierischen Akademie der Wissenschaften und ersten Conservator der mineralischen Sammlungen gewählt wurde, womit ihm eine Professur der Naturgeschichte verbunden werden sollte. Aber Anhänglichkeit an seine Vaterstadt und an die liebgewordene praktische Wirksamkeit führten ihn schon 1821 wieder auf seinen Posten als Bevollmächtigter bei der Rheinschifffahrtscommission nach Mainz zurück; er wirkte als solcher noch 1831 bei der Abschließung des Rheinschifffahrtsvertrages mit, wurde in Folge dessen zum Wirklichen Geheimen Rathe ernannt, nachdem er schon früher durch Orden und Titel verschiedener Staaten für seine immer nützliche Thätigkeit in verschiedenen Lebensstellungen ausgezeichnet worden war. Seinen Verdiensten um die Naturgeschichte gaben die Gelehrten in ihrer Weise Ausdruck; Martius nannte nach ihm eine Familie der Bromeliaceen „Nauia caulescens“ und Kaup in Darmstadt eine Species urweltlicher Thiere „Dorcatherium Naui“. Seine schriftstellerische Thätigkeit, während der ganzen Dauer seines Lebens nie unterbrochen, dauert bis zum Jahre 1829. Die letzten Leistungen waren die „Beiträge zur Beförderung des Handels und der Schifffahrt“, 5 Bände, 1822—1825 und die „Notizen aus dem Gebiete der Physik für Artilleristen“, 1829, so bis zum Ende dem alten cameralistischen Standpunkte treu bleibend, daß alles in das Gebiet des Cameralisten gehöre, was irgend dem Staate selbst nützlich sein könne.

Biogr.-liter. Lexikon der Schriftsteller des Großh. Hessen von Scriba. 2. Abth. 1842. — N. Nekr. d. D. 1845. — Meyer's Convers.-Lex. 1. Ausg. — Meusel, G. T., wo auch wie bei Kayser Verzeichnisse seiner Schriften.

Inama.

Naubert: Christiane Benedicte Eugenie N. wurde am 13. September 1756 zu Leipzig geboren. Ihr Vater war der berühmte Professor der Medicin, Dr. Johann Ernst Hebenstreit, der schon im December 1757 als ein Opfer seiner Berufstreue am Lazareththyphus starb. Die vaterlose Waise wurde von einer trefflichen Mutter in allen damals üblichen weiblichen Arbeiten, vorzüglich im Sticken unterrichtet, worin sie es zu einer solchen Geschicklichkeit brachte, daß sie ganze Gegenden mit leichter Mühe mit der Nadel aufnahm. Ihre wissenschaftliche Ausbildung leitete besonders ihr Stiefbruder, der Professor der Theologie Hebenstreit, der sie sogar in die alten classischen Sprachen, in die Philosophie und Geschichte einführte. Die Kenntniß der französischen, italienischen und englischen Sprache verdankte sie ihrem eigenen Studium. Ihre Mußestunden waren der Musik gewidmet: sie spielte Clavier und Harfe, letztere sogar noch in ihrem Alter mit einer gewissen Virtuosität. Dieser gelehrten Bildung ungeachtet, versäumte sie nie die dem weiblichen Berufe eigenthümlich angewiesenen Pflichten; sie war häuslich und lebte eingezogen, führte in früherer Zeit die Wirthschaft ihrer Mutter und war die unverdrossene Pflegerin am Krankenbette derselben. Die Schriftstellerin war zweimal verheirathet, zuerst mit Lorenz Holderieder, Kaufmann und Rittergutsbesitzer in Naumburg, mit dem sie sechs glückliche Jahre verlebte, und nachmals mit Johann Georg Naubert, einem angesehenen Kaufmann ebendaselbst, der sich später nach Leipzig wandte. Die Beschäftigung ihres regen Geistes war ihr in den frühesten Zeiten Erholung, in den späteren Jahren Bedürfniß, und als sich eine Schwäche des Gehörs und Gesichts bei ihr einstellte, konnte sie doch ihren Geist nicht zur Unthätigkeit verweisen, und so dictirte sie ihre Romane. Im Herbste 1818 siedelte sie nach Leipzig über, um sich hier auf eine Operation an den Augen vorzubereiten. Eine Erkältung, die sich zunächst in einer rheumatischen Hals- und Brustentzündung äußerte, ging schnell in Lungenlähmung über, und schon nach vier Tagen machte der Tod am 12. Januar 1819 ihrem Leben ein Ende. Benedicte N. war eine äußerst frucht-

bare Schriftstellerin; ihre Schriften, theils Originalwerke, theils Uebersetzungen aus dem Englischen, zählen mehr als 80 Bände. Bis fast an das Ende ihres Lebens war ihr eifriges Bestreben, sich in eine dunkle Anonymität zu hüllen, von einem glücklichen Erfolge gekrönt; erst ihren Roman „Rosalba" (II, 1817) unterzeichnete sie mit ihrem Namen. Daher kam es auch, daß ihre Romane bald dem Forstrath Cramer in Meiningen, bald dem Buchhändler Heinse in Zeitz, bald Johann C. Friedrich Wilhelm Müller (Filidor) in Leipzig, bald dem Professor Milbiller in Wien zugeschrieben wurden. Zu ihren Romanen verwerthete die Verfasserin vorwiegend historische Stoffe. Sie entwickelte darin mannigfaltige historische Kenntnisse und gute Auffassung der Zeitverhältnisse, besonders des Mittelalters. Bei einer reichen und lebendigen Phantasie zeigte sie klaren Verstand in der Composition ihrer Werke, die sich außerdem durch tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens, durch echten Sinn für alles Schöne und Gute und durch die reinste Weiblichkeit auszeichnen. Zu erwähnen wären besonders „Walther von Montbarry" (II, 1786); „Geschichte der Gräfin Thekla von Thurn" (II, 1788); „Hermann von Unna" (II, 1788); „Konradin von Schwaben" (II, 1788); „Elisabeth, Erbin von Toggenburg" (1789); „Werner Graf Bernburg" (II, 1790); „Konrad und Siegfried von Feuchtwangen" (II, 1792) u. v. a. Von ihren sonstigen Schriften sind besonders die „Neuen Volksmärchen der Deutschen" (V, 1789—93) hervorzuheben, die man wohl hie und da für Nachahmungen des Musäus erklärt, die aber völlig freie Erfindungen sind und manchem Schriftsteller (Oehlenschläger, Hoffmann u. a.) Stoff zu seinen Dichtungen geboten haben.

Schindel, die deutschen Schriftstellerinnen des 19. Jahrh. Leipzig 1825. 2. Bd., S. 32. — Damenconversationslexikon. Adorf 1846. 7. Bd., S. 373.

Brümmer.

Nauclerus: Johannes N., eigentlich Verge oder Vergenhanns genannt, entstammte einem niederen Adelsgeschlechte Schwabens. Sein Vater gleichen Namens war Ministeriale des Grafen Ludwig I. von Würtemberg-Urach und seiner beiden Söhne Ludwig und Eberhard. Weder über den Ort noch über das Jahr von Nauclerus' Geburt besitzen wir sichere Angaben. Nur soviel läßt sich sagen, daß N. in einem Dorfe in der Nähe von Tübingen zwischen den Jahren 1425 und 1430 geboren ist. Auch die Jugend des N. bleibt in Dunkel gehüllt. Es ist nur eine Vermuthung und nicht mehr, daß er in einer schwäbischen Klosterschule erzogen worden sei und zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung eine italienische Universität besucht habe. Die erste sichere Nachricht, die wir über N. haben, meldet uns seine Berufung zum Hofmeister des fünfjährigen Grafen Eberhard von Würtemberg-Urach, welche im J. 1450 erfolgte. Die ihm gestellte Aufgabe beschränkte sich darauf, seinen Schüler lesen und schreiben zu lehren, während ihm die Ertheilung von Unterricht in der lateinischen Sprache ausdrücklich untersagt blieb. Als Graf Eberhard im J. 1459 mündig wurde, belohnte er seinen Lehrer, indem er ihm die Stelle eines Propstes an der Collegiatkirche zum heiligen Kreuz in Stuttgart überwies (1459 oder 1460). Im J. 1476 finden wir N. als Pfarrherrn zu Brackenheim in der Herrschaft Urach. Als im folgenden Jahre die Gründung der Universität Tübingen erfolgte, wurde N. sofort als Lehrer des canonischen Rechts an dieselbe berufen, um rasch zu der Würde eines Kanzlers der Universität aufzusteigen (1478). Die Gunst des Grafen Eberhard stand N. fortwährend zur Seite, so daß ihm wiederholt die Führung wichtiger politischer Geschäfte anvertraut wurde. Einige Zeit später begegnet uns N. unter den Begleitern des Grafen bei dessen im J. 1482 unternommener Romfahrt. N. überlebte seinen Schüler, der ihn im Laufe der Jahre vertrauter Freundschaft gewürdigt hatte, und starb hochbetagt, 80—85 Jahre

alt, im J. 1510. Das Hauptwerk des N. ist seine auf Anregung Kaiser Maximilians I. entstandene Chronik, die, obwohl lange vorher in engerem Kreise bekannt, erst nach seinem Tode im J. 1516 erschien, und zwar unter dem Titel: „Memorabilium omnis aetatis et omnium gentium chronici commentarii a Joanne Nauclero . . . digesti in annum salutis MD“. Verfaßt wurde diese Chronik in den letzten Decennien des 15. Jahrhunderts bis zum Tode des Nauclerus 1510. Wie sie uns vorliegt, ist sie nicht durchaus sein Werk, mag nun Melanchthon, wie man bisher, gestützt auf die Angabe des Veit Winsheim, annahm, oder was wahrscheinlicher ist, der erste Fortsetzer der Chronik, der Hirschauer Mönch Nicolaus Baselius, die Redaction und Emendation derselben übernommen haben. Die Chronik galt den Zeitgenossen als eine bedeutende litterarische Leistung. Das bezeugen uns die bereits der ersten Ausgabe beigefügten Empfehlungsschreiben des Erasmus und Reuchlin, während eine Reihe weiterer in den Jahren 1544—1675 erschienener Ausgaben und verschiedene Fortsetzungen uns erkennen lassen, daß „das große Buch von Tübingen“, wie man später die Chronik nannte, lange Zeit hindurch sich großen Ansehens erfreute. N. war nach seinen eigenen Worten bestrebt, seine Chronik zu einem die ganze Weltgeschichte umfassenden Sammelwerk zu gestalten, zu einer Art „Musterweltchronik“, geschöpft aus den besten und vertrauenerweckendsten Quellen. Sein Verfahren war dabei das eines Compilators; doch scheut sich N. keineswegs, sich als einen solchen selbst zu bekennen. Die Zahl der von ihm benutzten Schriftsteller ist eine ungewöhnlich große, selbst wenn man in Anschlag bringt, daß N. einen großen Theil derselben nie mit eigenen Augen gesehen hat, sondern nur Citate seiner Gewährsmänner wieder citirt. Neuere Untersuchungen, die noch nicht als abgeschlossen gelten können, haben gelehrt, daß dem N. eine Reihe historischer Quellen des Mittelalters vorgelegen haben, die nicht auf uns gekommen sind. Dieser Umstand macht seine Chronik zu einer wichtigen Fundgrube für die Geschichte der mittelalterlichen Historiographie. Dagegen ist der selbständige Werth derselben kein großer. N. bleibt bis zum Schlusse seiner Arbeit, also auch für die Zeiten, die er selbst erlebt hat, Compilator. Unter den selbständigen Partien zeichnet sich die Charakteristik des Grafen Eberhard im Barte und die seines Nachfolgers aus, wie überhaupt in dem ganzen Werke ein besonderes Interesse für Schwaben und die würtembergischen Grafen hervortritt. Ebenso bemerkbar ist das N. inne wohnende Bewußtsein, daß es mit der Herrlichkeit des Reiches vorbei sei, und seine Vorliebe für die Geschichte der Kirche und der Päpste, als deren treuer Anhänger er überall erscheint. War er doch durch und durch ein frommer Christ im Sinne des Mittelalters, dem alle Reformbewegungen und Abweichungen von der Lehre der römischen Kirche als Gräuel erschienen. Trotzdem ist N. nicht unberührt von den Einflüssen des Humanismus geblieben. So weit es ihm möglich war, hatte er sich mit den Schriften der Alten bekannt gemacht, wenigstens mit denen der Römer, während es zweifelhaft ist, ob er die Griechen im Original lesen konnte. Der Stil des N. zeigt allerdings noch nicht die Glätte und Gewandtheit, wie sie z. B. einem Erasmus eigen war. Dafür, meint letzterer in seiner Vorrede zu dem Werke, könne jedoch die lehrhafte Tendenz desselben reichlich entschädigen. Da Nauclerus seinem Berufe nach Jurist war — er führte den Titel iuris utriusque doctor — interessirten ihn rechtsgeschichtliche Fragen, namentlich solche des canonischen Rechtes, in besonderem Grade. In einer eigenen, ziemlich umfangreichen Abhandlung, dem „tractatus de symonia“ (s. l. 1500 4°), wendet sich N. energisch gegen die „amplificatio symoniae“, gelangt aber aus scholastischer Befangenheit nicht dazu, das verwerfliche Treiben der Päpste auf diesem Gebiete offen zu brandmarken. Ein zweiter gleichfalls Fragen des canonischen Rechtes behandelnder Tractat ist in 2 Exemplaren auf der Tübinger Universitätsbibliothek erhalten.

Vgl. Erich Joachim, Johannes Nauclerus und seine Chronik. Göttingen 1874. 8°, die grundlegende Arbeit über N., wo auch die frühere Litteratur verzeichnet ist. Mit der Frage nach den Quellen des N. beschäftigen sich außer Joachim: Weiland in Sybels historischer Zeitschrift XXXV, S. 423—430, König in den Forschungen zur Deutschen Geschichte 18, S. 57—109 und Th. F. A. Wichert, Jacob von Mainz . . . nebst Excursen zur Kritik des Nauclerus. Königsberg 1881. 8°. Gegen die Annahme, daß Melanchthon Urheber der Interpolationen in der Chronik des N. sei, richtet sich H. Müller in den Forschungen 23, S. 595—600, ohne eine Erklärung zu versuchen, wie Winsheim zu seiner bekannten Angabe gekommen sei. Dieselbe dürfte sich ungezwungen ergeben, wenn man eine Verwechselung mit dem Chronicon Carionis annimmt, dessen Emendation durch Melanchthon feststeht. M. Spieß in den Forschungen 26, S. 138. 140. Ueber die verschiedenen Ausgaben des N. findet man die beste Auskunft bei Karl Steiff, Der erste Buchdruck in Tübingen. Tübingen 1881. 8°. S. 62 ff., 128—131 und 210 ff.

Lier.

Naue: Dr. Johann Friedrich N., ein gelehrter Musiker und Kenner der altclassischen Kunstperiode, wurde am 17. November 1787 in Halle a. S. geboren. Sein Vater, ein wohlhabender Fabrikant, der nur den einen Sohn hatte, ließ ihm eine ausgezeichnete Erziehung zu Theil werden. Obwohl er schon als Knabe sich als Pianist hören ließ, besuchte er doch die Universität, um philosophische Vorlesungen zu hören und seiner Bildung die gehörige Abrundung zu verleihen. Daniel Gottlob Türk in Halle, der bekannte Theoretiker, der in den letzten Jahren seines Lebens sich nur schwer entschloß noch Schüler anzunehmen, interessirte sich jedoch in einem solchen Maße für das emporblühende Talent, daß er ihn mit großer Vorliebe in das Heiligthum seiner Kunst einweihte. Hier mag N. auch die alten Meister kennen gelernt haben, für die er später so viel gethan hat. Schilling, der N. sehr gut kannte und ihm in seinem Musiklexikon einen nicht gerade wohlmeinenden Denkstein setzt, sagt von Naue's technischer Ausbildung: „Virtuose auf Orgel und Klavier, wandte er seine Kräfte doch nie in der Weise an, wie andere praktische Tonkünstler gewöhnlich zu thun pflegen, nicht zum Glanze mit technischer Fertigkeit oder überhaupt einem äußerlichen Schmuck, sondern immer nur zur Einübung und zum Studium alter vorhandener classischer Werke; und daher schreiben sich denn auch die ungeheuren antiquarischen Kenntnisse, welche wir an N. bewundern müssen.“ Sobald N. durch den Tod seines Vaters selbständig wurde, war seine erste Sorge eine Bibliothek alter Meisterwerke zu sammeln und er machte behufs dessen vielfache Reisen. Sein eigentliches Bestreben ging dahin, in den Besitz der ältesten Kirchenmelodieen zu gelangen, doch kaufte er so viel durcheinander, indem er gleich ganze Bibliotheken erwarb, daß sein Vermögen auf die Neige ging. Schilling sagt, die Bibliothek habe ihm 14,000 Thaler (42,000 Mark) gekostet und nennt es ein thörichtes Verfahren. Als sein Lehrer Türk starb, rückte er in dessen Stellung ein, sowol als Organist an der Liebfrauenkirche, wie als Universitätsmusikdirector. Die erste Frucht seiner gesammelten Schätze war der 1818 im Druck erschienene: „Versuch einer musikalischen Agenda oder Altargesänge zum Gebrauche in protestantischen Kirchen“. Ob diese Arbeit aus freiem Antriebe entstand, oder ob sie durch den Wunsch des preußischen Consistoriums hervorgerufen war, welches schon seit 1814 über die Ausführung einer Liturgie berieth, ist hier gleichgültig. Das Werk machte großes Aufsehen und N. wurde dann im Vereine mit A. B. Marx officiell beauftragt, eine Agende auszuarbeiten, die durch Cabinetsbefehl vom 14. Februar 1822 in allen Garnisongemeinden und Militärinstituten eingeführt und an alle Consistorien mit dem Wunsche gesandt wurde, daß in den

Kirchen davon Gebrauch gemacht werde. Das Werk fand so allgemeinen Anklang, daß es nicht nur in den Kirchen Preußens, sondern auch in denen von Baden Eingang fand. N. hatte die alten gregorianischen Melodien, soweit sie seinem Zwecke dienten, als Grundlage benützt, sie vierstimmig bearbeitet und auch eigene Chorsätze beigefügt. Marx war hauptsächlich berufen die Texte zu revidiren und dem Zeitgeschmacke anzupassen. Dieser Agende ließ N. im J. 1829 ein „Allgemeines evangelisches Choralbuch in Melodien, größtentheils aus den Urquellen berichtigt, mit vierstimmigen Harmonien“ folgen (Halle bei Ed. Anton). Bei Hofmeister in Leipzig gab er außerdem eine Sammlung Motetten heraus, von Johann Christoph und Johann Michael Bach, ein Salve regina von Zelenka und Tenebrae von Zelter componirt. Seine Vermögensverhältnisse hatte er aber in solchem Grade heruntergebracht, daß er einen großen Theil der Bibliothek an den preußischen Staat verkaufte (1824). Diese, nebst Forkel's, Pölichau's und Landsberg's Bibliothek bildeten den Grundstock, als die musikalische Abtheilung der königlichen Bibliothek zu Berlin gegründet wurde. Das Verdienst Naue's, welches er sich mit dem Opfer des eigenen Vermögens erwarb, ist daher sehr hoch anzuschlagen, wie wäre die kgl. Bibliothek in Berlin ohne so opferfähige Männer in den Besitz der alten Schätze gelangt! Was daher Schilling ihm zum Vorwurfe macht, das gereicht uns Nachkommen zum Vortheile. Seine Verdienste wurden aber auch von der Welt anerkannt und die Universität Jena verehrte ihm das Doctordiplom. Durch den Glanz der damals ins Leben gerufenen Elbmusikfeste ließ er sich verleiten, in Halle ebenfalls ein Musikfest zu veranstalten. Da er der alleinige Unternehmer war, so fielen auch alle Unkosten auf ihn und was er eben durch den Verkauf der Bibliothek von seinem Vermögen gerettet hatte, das ging hierbei wieder verloren. Schilling berechnet das Deficit auf 5000 Thaler (15,000 Mark). Doch hielt ihn dies nicht ab, bald darauf ein zweites in Erfurt und 1835 wieder eins in Halle zu veranstalten, aber stets zu Ungunsten seiner Casse. Er war eben eine jener Naturen, denen Geld nur Mittel zum Zweck ist. Von eigenen Compositionen hat er nur Weniges veröffentlicht. Sie bewegen sich zum größten Theile in demselben Stile wie seine Altargesänge und haben nie besonderes Interesse hervorgerufen. Bekannter ist einst sein Triumphmarsch für Chor und Harmoniemusik geworden. Auch seinem Lehrer Türk setzte er noch einen pietätvollen Denkstein, indem er dessen „Anleitung zum Generalbaßspiel“ neu herausgab. Leider erreichte er ein hohes Alter ohne jegliche Versorgung und so starb der einst im Wohlleben Aufgewachsene in der größten Dürftigkeit. Der Tod erlöste ihn erst am 19. Mai 1858 in Halle.

Robert Eitner.

Nauendorf: Friedrich August Graf N., k. k. Feldmarschalllieutenant und Commandeur des Militär-Maria-Theresien-Ordens, Inhaber des k. k. Husarenregiments Nr. 8, entstammte einem sächsischen adeligen Geschlechte, welches früher auch Naundorf genannt wurde, kam am 3. August 1749 zu Heilsdorf im Voigtlande zur Welt und ist am 30. December 1801 zu Troppau gestorben. Schon Nauendorf's Vater stand als Hauptmann in kaiserlichen Kriegsdiensten; er selbst trat im J. 1763 in das k. k. Husarenregiment Nr. 8, wo er bald bis zum Rittmeister vorgerückt sein soll und sich zweifellos rasch zu einem tüchtigen Reiterführer heranbildete. Denn als solcher bewährte er sich bereits im baierischen Erbfolgekriege, am 7. Juli 1778 bei Starkoč (Skalitz), wo er dem von Nachod her vordringenden, bedeutend stärkeren Gegner hartnäckigen Widerstand leistete und sich endlich geschickt durchzuschlagen wußte; dann am 6. August bei Rückerts (Gerbersdorf), zwischen welchen Orten er als Major und Divisions-Commandant mit Umsicht und Klugheit einen großen Proviantransport überfiel, 240 Wagen und 476 Pferde erbeutete, sowie fast die ganze Bedeckungsmannschaft

zu Gefangenen machte. Für letztere, überdies mit Herzhaftigkeit und Selbstständigkeit vollführte That wurde N. im J. 1779 durch die Zuerkennung des Ritterkreuzes des Militär-Maria-Theresien-Ordens und die Erhebung in den Grafenstand ausgezeichnet; 1784 avancirte N. zum Oberstlieutenant, 1788 und 1789 kämpfte er im Türkenkriege fast ausschließlich gegen die allseits herumschwärmenden Spahis, deren wilder verwegener Eigenart er rasche Orientirung, große Beweglichkeit und berechnete Kühnheit entgegensetzte. Durch ihn wurden dieselben wiederholt in die Flucht gejagt und an der Ausführung gefahrdrohender Unternehmungen gehindert. So am 17. October 1788 bei Tomasovac, wo die Spahis den beabsichtigten Bau einer Pontonbrücke durch das Niederhauen eines Theiles der Bedeckungstruppen und durch die Gefangennahme des Restes derselben vorübergehend vereitelten, doch von dem bei Usdié lagernden N., welcher beim Vernehmen des Gewehrfeuers, ohne einen Befehl abzuwarten, mit seinen Husaren in scharfem Tempo zu Hilfe eilt, verjagt wurden und auf die Fortschleppung der Gefangenen verzichten mußten. Besondere Anerkennung brachte ihm auch der 24. October 1788, an welchem er freiwillig an der Recognoscirung des von den Türken in Brand gesetzten Ortes Pancsova Theil nahm und dem aus Spahis bestehendem Nachtrabe bedeutende Verluste bereitete. Endlich hat N., — seit dem J. 1789 Oberst und Regimentscommandant — die am 16. September 1789 bei Porics zu Wasser und zu Land angreifenden Türken mit Infanterie, Cavallerie und Artillerie auf das jenseitige Ufer gegen Ribniza getrieben und eine ansehnliche Beute an Proviant gemacht. Auch in den Feldzügen gegen Frankreich bethätigte N. seine dem Dienste der kaiserlichen Waffen gewidmete Befähigung sowie einen hohen Grad militärischer Tugenden. Er befand sich 1792 bei der Vertheidigung von Pellingen und vertrieb den Gegner am 15. December aus Merzkirchen und Freudenburg, am 16. December aus Tawern, am 23. December aus Oberleuken. Im J. 1793, in welchem er zum Generalmajor vorrückte, scheint seine Verwendung eine untergeordnete gewesen zu sein; dagegen ergaben sich ihm im J. 1794 eine Reihe von Aufgaben, die das Vertrauen in seine vielseitige Brauchbarkeit erkennen lassen. Er hatte nämlich vorerst die zwischen Aachen und Luxemburg verkehrenden Nachschubtransporte zu sichern, später nahm er regsten Antheil an den Vorbereitungen zur Wiedergewinnung Trier's, ferner deckte er eine Zeit hindurch den linken Flügel Clairfayt's, endlich vertheidigte er gegen Ende des Feldzuges im Vereine mit Melas die Festung Coblenz. Mehr noch als bei all' diesen Anlässen bekundete N. aber im J. 1795 persönlichen Muth, rechtzeitige Entschlossenheit und klugen Unternehmungssinn. Es geschah dies anfänglich bei Ueberwachung der Kordonstrecke zwischen Neuwied und Kaub, dann gegenüber von Sachsenhausen und Höchst, wo er den Gegner durch Scheinbewegungen fesselte und am 13. October nächst Höchst, als er mit einem Theile seiner Truppe den Main durchschwamm und die Franzosen bei Wegnahme von Geschütz und Wagen bis Niederhausen drängte. Nun wurde N. zu den Angriffstruppen auf Mainz berufen; dort umging er am 29. October den rechten Flügel der Franzosen und nöthigte dieselben zum Rückzuge, während welchem er am 2. und 3. November bei Kirchheim-Bolanden, am 13. November bei Frankenstein, am 15. November bei Otterberg und am 8. December bei Lauterecken achtenswerthe Erfolge errang. Noch vor Schluß des Jahres wurde N. für sein Wirken in dem abgelaufenen Feldzuge, namentlich aber für jenes bei Mainz, das Commandeurkreuz des Militär-Maria-Theresien-Ordens verliehen; anfangs 1796 erhielt er seine Eintheilung bei der Armee in Italien, doch schon im Juli 1796 rückte er an der Spitze von Verstärkungen wieder zur Armee nach Deutschland, deren Oberbefehlshaber, der Erzherzog Karl den fähigen und verläßlichen N. unter seinem Commando zu haben wünschte. Und wie sich erwies,

mit Recht, denn N. wußte nicht nur durch beispielgebende Tapferkeit und nie schwankende Befehlsgebung sondern vorzüglich durch rechtzeitiges Erkennen der Absichten des Gegners und zweckentsprechende Gegenmaßregeln dem Feinde wiederholt empfindlichen Schaden zu bereiten. Nachdem N. vom 20.—24. August bei Theissing, Neumarkt, Deining und Amberg mit Ehren gefochten, wurde er am 27. August mit einem kleinen Corps von 8 Bataillonen und 22 Eskadronen an die Donau gesendet, um die neu festgestellte Communication aus Böhmen über Schwarzenfeld, später Eger vor den Unternehmungen Moreau's auf dem linken Ufer zu schützen. Diesen Auftrag vollführte N. mit bestem Erfolge, theils im Vereine mit Latour, größerentheils jedoch allein manövrirend und kämpfend, so bei Neuburg am 14. und 15. September, bei Donauwörth am 20. September und zwischen Ulm und Heidenheim am 23. und 24. September. Zum gänzlichen Rückzuge Moreau's hat aber N. dadurch entschieden beigetragen, daß er in dessen linken Flanke voraneilte, sich mit dem Detachement Petrasch in Verbindung setzte und Moreau von Tübingen abschnitt. Unmittelbar hierauf vereinigte sich N. wieder mit dem Hauptheere an der Elz, in welchem Verbande er bei Emmendingen (Waldkirch) am 19. October, bei Langen-Denzlingen am 20. October und bei Schlingen am 24. October für seine Dispositionsfähigkeit und sein sicheres Eingreifen unter allen Verhältnissen gleichfalls die verdiente Anerkennung fand. Nunmehr avancirte N. im J. 1797 zum Feldmarschalllieutenant und wurde im J. 1799 zum Inhaber des Husarenregiments Nr. 8 ernannt. Im Jahre 1800 stand er zum letzten Male im Felde, leider in Folge der vielen Kriegsstrapazen körperlich schon stark angegriffen. Dennoch ließ sich N. auch in diesem Feldzuge fast jederzeit in erster Linie oder als Commandant der Nachhut verwenden. Anfangs März leitete er sorgsamst die Sicherung der Strecke von Schaffhausen bis an den Wehrfluß bei Säckingen, worauf er ausdauernd und durch die Wahl seiner jeweiligen Stellungen sich bemerkbar machend bei Engen am 3. Mai, bei Möskirch am 5. Mai, bei Biberach am 9. Mai und bei Ulm vom 16. bis 19. Mai gekämpft hat. Bis zum Schlusse des Feldzuges auszuharren, war ihm aber nicht möglich; früher schon sah er sich auf ärztlichen Rath hin genöthigt, in den Ruhestand zu treten, in welchem er 1801 ohne Nachkommen starb. Sein Ansehen als tüchtiger Reiterführer und hochbegabter Feldherr hat ihn aber überlebt, Beweis hiefür, daß sich Erzherzog Karl in seinem Werke: „Grundsätze der Strategie ꝛc. Wien 1817" S. 341 bezüglich Nauendorf's Verhalten im September 1796 wie folgt, äußert: „N. beurtheilte die Lage der Dinge richtiger (wie Feldzeugmeister Latour) — — — Aber warum zog der Erzherzog in der Ueberzeugung von Nauendorf's richtiger Beurtheilung nicht vor, den Feldzeugmeister abzurufen und ersterem ganz das Commando zu übertragen? — Allerdings wäre es zuträglicher gewesen, aber N. war Generalmajor; alle bei den Truppen in Baiern angestellten Feldmarschalllieutenants gingen ihm im Range vor und der Erzherzog konnte eine so plötzliche Umstoßung der verjährten Dienstordnung ohne nachtheilige Folgen nicht auf sich nehmen."

Wurzbach, Biogr. Lex. d. Kaiserth. Oesterreich. 20. Thl. Wien 1869. — Hirtenfeld, Der Militär-Maria-Theresien-Orden ꝛc. Wien 1857. — Szöllösy, Tagebuch gefeyerter Helden ꝛc. Fünfkirchen 1837. — Kaiser Joseph II. als Staatsmann und Feldherr in Mitth. d. k. k. Kriegsarchivs. Wien 1882 und 1883. — Thürheim, Gedenkblätter ꝛc. Wien 1880. — Amon, Gesch. d. 8. Huf.-Rgts. Wien 1880. — Schels, Oest. milit. Zeitschrift. Wien 1824. 1825. 1831—1834. 1836. 1847. — Erzh. Karl, Grundsätze d. Strategie ꝛc. Wien 1817.

Schzl.

Naum: Jodocus N., bedeutender reformirter Theologe, der getreueste Schüler des Kaspar Olevian, des Mitverfassers des Heidelberger Katechismus,

geb. um 1560 in dem pfälzischen Städtchen Sinsheim, † 1597 in Hanau. Durch die lutherische Reaction des Kurfürsten Ludwig VI. aus der Pfalz vertrieben, fand er eine Zuflucht im Nassauischen als Schulmeister. Im Jahre 1584 wurde er an die neugegründete reformirte hohe Landesschule zu Herborn berufen, wirkte aber daselbst nur wenige Monate, da er als Oberpfarrer nach Burbach von dem Grafen Johann von Nassau geschickt wurde, um in diesem mit Sayn gemeinschaftlichen Orte das reformirte Bekenntniß einzuführen. Mit großer Weisheit des Geistes unterzog er sich dieser Aufgabe. Nach dem Tode seines genannten Lehrers, 1587, wurde er nach Herborn zurückberufen, wo er als Lehrer der Theologie einen Kreis begeisterter Zuhörer um sich sammelte, welche ihm mit großer Liebe anhingen. Unter diesen ist vor allen zu nennen der junge Graf Philipp Ludwig II. von Hanau-Münzenberg, welcher, als er nachher zur Regierung gekommen war, ihn von Siegen, wohin er mit der Schule im Jahre 1594 der Pest wegen von Herborn gezogen war, in sein Land zog, um daselbst die Wiedereinführung des im unteren Theile seiner Grafschaft verdrängten reformirten Bekenntnisses in die Hand zu nehmen (s. den Art. Pet. Lotichius, Bd. XIX, S. 269). Unter vieler Verkennung wirkte er im Hanauischen nur kurze Zeit. Die Pest, welche hier im Herbste 1597 wüthete, raffte ihn zum großen Schmerze des Grafen, sowie seiner Freunde weg. N. ist der Verfasser von exegetischen, homiletischen, wie katechetischen Schriften, welche er sowol im Interesse der akademischen Jugend, wie auch im apologetischen Interesse seiner Kirche verfaßt hat. Die meisten derselben haben seine Schüler, Joh. Heupel, Prediger zu Marköbel, Artus Vigelius, Pastor zu Rodheim vor der Höhe, nach seinem Ableben herausgegeben. Die nennenswerthesten Schriften Naum's sind seine „Predigten über den Römerbrief“, Hanau 1602; „über den Proph. Daniel“, Hanau 1607; „Conciones in omnia Evangelia“, Hanov. 1600, 1603, 1609; und seine Commentare zu dem Briefe an die Römer, Epheser und Hebräer.

Evang. reform. Kirchenzeitung f. 1870. — Cuno, Geschichte der Stadt Siegen. Dillenburg 1872. S. 143 ff. — Cuno, Gedächtnißbuch deutscher Fürsten und Fürstinnen ref. Bekenntnisses. Barmen. 1. Lfrg. S. 92 ff.

Cuno.

Naumann: Christian Nicolaus N. wurde am 6. December 1720 zu Bautzen geboren, wo sein Vater Johann Christian N. Oberamtsadvocat, königl. polnischer kurfürstl. sächsischer Secretär der Landshauptmannschaft des Markgrafthums Oberlausitz und Zollcontrolleur war. Schon auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt scheint er ästhetische Studien mit Vorliebe getrieben zu haben; in seiner Abschiedsrede, die er in deutscher Sprache hielt, stellte er Longin als den vollkommensten Kunstrichter dar. 1739 bezog er als angehender Jurist die Universität Leipzig, wo Gottfried Ludwig Mencke (1712—1762) hauptsächlich sein Lehrer war, und siedelte gegen Ende des Jahres 1741 an die Rostocker Hochschule über. Nach Jahresfrist begab er sich über Lübeck und Hamburg, wo er einige Monate verweilte, auf Verlangen seines Vaters nach Hause zurück; der Tod eines vornehmen Verwandten, des Obersten und Baudirectors v. Naumann, der ihn vielfach unterstützt hatte, schien die Fortsetzung seines akademischen Lebens zu verbieten. Ueberdies hielt ihn eine schwere Krankheit lange Zeit von der Arbeit fern. Nach seiner Genesung reiste er 1743 wieder nach Niedersachsen, nahm dort eine Hofmeisterstelle an und fand so Gelegenheit, die bedeutendsten Städte dieses Kreises zu sehen. Bald aber suchte er aufs neue eine Universität auf, zuerst Halle, dann wieder Leipzig, um seine juristischen Studien zu vollenden. Seine Neigung zog ihn jedoch mehr zur schönen Litteratur. Schon im Herbst 1740 hatte er in einem Sendschreiben an den neuernannten Pastor pri-

marius Johann Christoph Lange in Bautzen den „Begriff von der Vollkommenheit eines geistlichen Redners“ entworfen und im Vereine mit gleichgesinnten Genossen eine Abhandlung geplant über das, was die Deutschen in den schönen Wissenschaften geleistet oder noch zu leisten hätten. Seit seinem zweiten Aufenthalt in Leipzig gab er sich diesen Bestrebungen mit verstärktem Eifer hin und ließ unter anderm 1743 „Scherzhafte Lieder nach dem Muster des Anakreon“, 1746 ein Schäferspiel in Versen: „Die Martinsgans“ (in einem Acte), namentlich aber eine dreimal hinter einander aufgelegte gereimte Ode „Lob der Gottheit“, in schwungvoller, oft an die Psalmen anklingender Sprache, erscheinen. Als er 1745 durch den Tod seines Vaters selbständiger wurde, wandte er sich ganz und gar der Litteratur zu, beteiligte sich an zahlreichen Zeitschriften, welche seine Freunde Christlob Mylius, Abraham Gotthelf Kästner und andere leiteten, an dem „Freigeist“ (1745), den „Ermunterungen zum Vergnügen des Gemüths“ (1747—1748), dem „Naturforscher“ (1747—1748), dem „Schriftsteller nach der Mode“ (1748—1749), dem „Hamburgischen Magazin“ (1748 ff.), dem „Kritischen Sylphen“ (1752), ein Jahrzehnt darnach noch am „Pfälzischen Wochenblatt“ (1762), begründete aber auch selbst verschiedene moralisch-ästhetische Monats- oder Wochenschriften vom gleichen Schlage, 1745 die „Neuen Belustigungen des Gemüths“, 1747 „Demokrit“, 1747—1748 den „Liebhaber der schönen Wissenschaften“ (in zwei Bänden), 1754 den „Vernünftler“ (in drei Theilen). Nach 1779 gab er eine Monatsschrift „Veränderungen“ heraus, die es aber nur auf Einen Band brachte. Im allgemeinen hielt er sich bei diesen journalistischen Versuchen vorwiegend an das Beispiel der englischen Moralisten, wie es damals seit Bodmer's und Gottsched's ersten Wochenschriften überall in Deutschland nachgeahmt wurde. Von ihnen und ihren antiken und französischen Vorgängern (Theophrast, La Bruyere) lernte er auch die Kunst, allgemeine sittliche Charakterbilder auszumalen, mit denen er manche Nummer seiner periodischen Blätter füllte. Wissenschaftliche und litterarische Fragen streifte er oft; unter die prosaischen Aufsätze streute er fleißig Gedichte ein. Bei allem moralischen und religiösen Ernst erwies er sich freisinnig und duldsam gegen Andersdenkende und stimmte auch nicht in das unbedingte, thöricht-gehässige Verdammungsurtheil der gläubigen Menge über die Freigeister ein. Auch in dieser Hinsicht blieb die Bekanntschaft mit Mylius und Lessing, die N. schon in Leipzig machte, nicht ohne Einfluß auf ihn, sowie er andrerseits an ihrem Muster namentlich seinen prosaischen und seinen poetischen Stil bildete. Selbständige Einfälle sucht man in seinen Zeitschriften vergebens; ein selbständiges Verdienst läßt sich ihnen so wenig wie einer von seinen übrigen litterarischen Leistungen zusprechen. Nach fünfjährigem Aufenthalt in Leipzig, nachdem er noch eben (1748) eine deutsche Rednergesellschaft daselbst gestiftet hatte, deren Vorsitz Kästner übernahm, zog er im August 1748 nach Jena, erhielt dort im November durch Vermittlung vornehmer Gönner die Stelle des Lectors am fürstlich sächsischen Convictorium, wurde am 7. December als ordentliches Mitglied in die deutsche Gesellschaft aufgenommen und am 1. Februar 1749 zum Magister der Philosophie promovirt. Er eröffnete Vorlesungen an der Universität, ging aber schon 1751 nach Marburg, wo er in derselben Weise thätig war, bis er sich die Hoffnung, daselbst Professor zu werden, aus dem Kopfe schlagen mußte; dann begab er sich (gegen 1753) über Wittenberg nach Berlin, wo er eine Zeit lang Lessing's Stubengenosse wurde und zum Theil durch Privatunterricht sich sein Brot verdiente. Noch dritthalb Jahrzehnte dauerte sein unruhiges Wanderleben. Er weilte in der Folge abwechselnd zu Hamburg, Leipzig, Frankfurt a. O., Straßburg, Zürich, bald kürzere Frist, bald mehrere Jahre; besonders in Dresden hielt er sich lange auf. Bedeutende

Männer aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands lernte er kennen; manchem unter ihnen trat er freundschaftlich näher, so Hagedorn und Dreyer in Hamburg, Bodmer in Zürich, Sulzer in Berlin, dem späteren Karlsruher geheimen Hofrat Ring und andern. Die letzten zwanzig Jahre seines Lebens verbrachte er in Görlitz, wo ihn am 15. Februar 1797 ein rascher Tod in Folge eines Schlagflusses hinwegnahm. Trotz seiner Armuth, die ihn bis zuletzt auf fremde Unterstützung anwies, bewahrte er sich stets seinen heitern, menschenfreundlichen, zu gutmüthigen Scherzen geneigten Sinn. Seine schriftstellerische Rührigkeit hatte bald nachgelassen, ohne doch je ganz zu erlahmen. Am ergiebigsten war sie während seines Aufenthalts zu Jena und Marburg gewesen. Damals veröffentlichte er Reden zum Preise des Herzogs Karl von Braunschweig-Lüneburg (1749) und des schwedischen Königs Friedrich, Landgrafen von Hessen (1752), steuerte zu den beiden ersten Jahrgängen der Jenaer gelehrten Zeitung verschiedene Artikel über Philosophie, Geschichte und schöne Litteratur bei, verfaßte mehrere Abhandlungen zur Sittenlehre und Aesthetik („Von dem Erhabenen in den Sitten“ 1751, „Gedanken von der Nothwendigkeit, sich sowohl bei dem mündlichen als schriftlichen Vortrage der Richtigkeit und der Zierlichkeit der deutschen Sprache zu befleißigen“ 1751, „Erfahrungsurtheile über den Unterschied des Guten und des Bösen“ 1752, „Anmerkungen über Verstand und Glück“ 1753 ꝛc.), gab Johann Michael v. Loens moralische Gedichte (1751) und Johann Gottlieb Ulbrichs philosophische Abhandlung von der Religion (1753) heraus und ließ mehrere eigne, zum Theil schon früher entstandene Gedichte drucken, zuerst einzeln eine Ode „Die Freuden“ (1749) und ein physikalisches Poem „Von der Majestät des Schöpfers in den Werken der Natur“ (1750). Andere derartige Versuche, eine gereimte Ode, zwei poetische Briefe und ein Pastorell in zwei Aufzügen „Der Apfel“, im herkömmlichen Stil, nach Inhalt und Form unbedeutend, theilte er 1750 in den „Nacheiferungen in den zierlichen Wissenschaften“ mit, einem Sammelbande, den er und noch einige Mitglieder der deutschen Gesellschaft zu Jena, darunter Johann Wilhelm Schaubert, Florens Arnold Consbruch und Johann Paul Heinrich, aus ihren prosaischen und gereimten Arbeiten zusammenstellten. 1752 (richtiger im Sommer 1751) folgten unter dem Titel „Empfindungen für die Tugend in satirischen Gedichten“ zwei bereits 1745 und 1748 in Leipzig verfaßte heftige und im Ausdruck rohe Satiren gegen weichliche Wollust und Sittenverderbniß, denen selbst Lessing einen gewissen Beifall nicht versagte. Ebenfalls 1752 veröffentlichte N. „Sittliche Schilderungen nach dem Leben gezeichnet“, „Satirische und moralische Versuche“, namentlich aber „Nimrod, ein Heldengedichte in 24 Büchern von einem Ehrenmitgliede der königlich großbritannisch-deutschen Gesellschaft in Göttingen“, sein berüchtigtstes Werk. Als absolut unfähiger Nachfolger Klopstock's und Bodmer's füllte er hier nahezu 8000 über allen Begriff elende Hexameter, von denen nicht der zehnte Theil auch nur äußerlich richtig gebaut war, mit plumpen Absurditäten aller Art, die er meist in lächerlich-unsinniger Weise zu der Person Nimrod's in Bezug brachte. Mit der Armuth und Abgeschmacktheit des Inhalts wetteiferte die prosaisch niedrige und dennoch überaus schwülstige Sprache. Dem Machwerk fehlte es nicht ganz an Lobrednern; aber für alle Urtheilsfähigen war von nun an Naumann's poetisches Unvermögen eine ausgemachte Sache. Selbst seine besseren, gereimten philosophisch-moralischen Gedichte im „Vernünftler“, deren Diction mitunter an Lessing's „Fragmente“ erinnerte, vermochten ihn in der Achtung der Zeitgenossen kaum wiederherzustellen. Er gab noch 1763 „Satiren“ und gelegentlich einzelne Gedichte heraus („An Deutschland“ 1782). Daran schlossen sich unter anderm 1772 „Schriften aus dem Gebiete des eigenen Nachdenkens, mit Geschmack und

Empfindung“ (in zwei Theilen, 1774 mit neuem Titel versehen, „Allerlei aus dem Reiche des Verstandes und Witzes“), eine Sammlung von kleinen, zu verschiednen Zeiten entstandenen, meist moralphilosophischen oder litterarischen Aufsätzen, halb noch im Stil der alten moralischen Wochenschriften, halb schon in dem der Stürmer und Dränger abgefaßt; ferner 1792 „Friandisen des Lebens und der Freude, wodurch der Edle liebenswürdiger wird und der Liebenswürdige edel“. Gegen das Ende seines Lebens beschäftigte er sich auch mit topographischen Untersuchungen seiner engeren Heimath und seines damaligen Aufenthaltsortes; so gab er 1789 in zwei Heften eine „Industrial- und Commercialtopographie von Kursachsen“ und 1794 „Nachrichten von dem Bergbaue in Görlitz“ heraus. Nachdem ihn die Führer unserer Litteratur schon früher nur vorübergehend beachtet hatten, kümmerte sich in seinen letzten vierzig Jahren vollends keiner von ihnen mehr um ihn und seine Arbeiten.

Fr. Dom. Ring, Nähere Nachricht über den M. Naumann (Litterarische Blätter, Nürnberg 1802, Nr. 23 vom 20. November). — Hirsching, Historisch-litterarisches Handbuch, Bd. VI, Abtheil. 1, S. 42 f. (Leipzig 1804), auf Grund der „Zusätze zu dem im Jahr 1743 und 1744 blühenden Jena auf die Jahre 1745—1749“ von Johann Christoph Mylius. — Otto, Lexikon der oberlausitzischen Schriftsteller und Künstler, Bd. II, Abtheil. 2, S. 682 ff. der zweiten Auflage (Görlitz 1806). — Meusel, Lexikon der vom Jahr 1750 bis 1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller, Bd. II, S. 21—24 (Leipzig 1810). Franz Muncker.

Naumann: Johann Christoph v. N., Militär- und Civilarchitekt, geb. um 1664, † i. J. 1742 (vgl. Hasche, Magazin für sächs. Gesch. I, S. 160). Die Quellen über Bildung und Lebenslauf des Meisters fließen spärlich, deshalb sind Vorreden und Text seiner unten angeführten Schriften sehr werthvoll. N. widmete sich ursprünglich ausschließlich der Kriegsarchitektur; diente im österreichischen Heere gegen die Türken und trat im J. 1704 als Major in kursächsische Dienste. Schon damals scheint er sich dem Studium der Civilbaukunst ergeben zu haben, welches er nach seinen Aeußerungen a. a. O. als unbedingt nothwendig auch für den Militärarchitekten erkannte. Die k. öff. Bibliothek zu Dresden bewahrt einen bezeichneten, vortrefflich gezeichneten Plan des Meisters für ein Schloß, welches König August II. in der Waldung des „Rosenthales“ bei Leipzig errichten zu lassen beabsichtigte (K. Oeff. Bibl. Manuscr. i 15 Plans des Jardins), ein gleicher Plan befindet sich im Besitze der Stadt Leipzig (vgl. G. Wustmann, Aus Leipzigs Vergangenheit, S. 415). Im J. 1711 (K. Finanzarchiv zu Dresden) wurde N. zum Baudirector der Generalaccise ernannt, als solcher stand er den Bauten der kursächsischen Städte vor. Bezügliche Pläne des Meisters bewahrt beispielsweise das städtische Archiv zu Annaberg im Erzgebirge (Steche, Die Bau- und Kunstdenkmäler im Königreich Sachsen IV, S. 50). Im J. 1725 (K. Finanzarchiv zu Dresden) wurde N. zum Obristen befördert und 1733 (ebendaselbst) in den erblichen Adelsstand erhoben. Als sein bauliches Hauptwerk ist das Jagdschloß Hubertusburg bei Wermsdorf zu bezeichnen, welches er auf Befehl des oben genannten Fürsten in den Jahren 1721—27 ausführte und welches dann der Oberlandbaumeister Knöffel im J. 1737 ab umändernd erweiterte. Einen vom Meister bezeichneten Plan zu diesem Schlosse bewahrt die K. Oeff. Bibliothek zu Dresden. Ueber die genannte großartige Schloß- und Gartenanlage veröffentlichte N. im J. 1727 ein Kupferwerk unter dem Titel: „Vorstellung des Jagt-Palaies Hubertusburg“ ꝛc. und im J. 1736 eine

Schrift: „Architectura practica" etc. Im Texte beider Werke entwickelt N. trefflich seine praktischen und künstlerischen Ansichten. Die architektonisch-praktische Thätigkeit des Meisters ist als die wichtigere zu bezeichnen, in künstlerischer Beziehung wird N. weit von seinem Zeitgenossen Pöppelmann, dem Erbauer des Zwingers zu Dresden übertroffen. R. Steche.

Naumann: Johann Gottlieb N., kursächsischer Kapellmeister. — Der musikalische Zopf in Deutschland erhielt seine erste Anregung von Italien her. Die etwa mit dem zweiten Drittel des 17. Jahrhunderts in ihren Anfängen sich zeigende Vorliebe der italienischen Tonkunst für nur sinnlichen Wohllaut darf man sich jedoch nicht so vorstellen, als wenn dieselbe plötzlich, wie eine über ihre Dämme steigende Fluth, über die Tonschulen Italiens und dessen Nachbarländer hereingebrochen wäre. Selbst die neapolitanische Schule, obwol sie später der eigentliche Heerd für die Hervorbringung des nur Conventionellen und Modischen in der italienischen Tonkunst werden sollte, begann ursprünglich noch auf einen hohen und reinen Ton gestimmt sich zu entwickeln. Ihr Haupt, Alessandro Scarlatti, verdient einen Platz neben Gabrieli, Palestrina und Lotti, den Großmeistern der anderen classischen Tonschulen Italiens, und selbst der spätere, ganz ausgewachsene musikalische Zopf giebt dem wirklichen Talente noch immer Gelegenheit zu einer künstlerischen Entfaltung, die sich sehr wohl und auffallend von der Mittelmäßigkeit oder von den Nichttalenten dieser Epoche unterscheidet. Das Letztere ist selbst noch von gewissen Schülern der Italiener unter den Deutschen zu sagen; namentlich von solchen, die, gleich Hasse, Graun und N., den italienischen Zopfstil am talentvollsten bei uns vertreten haben und sich darum ebenfalls von einer großen Zahl anderer, in diesem Stil componirender, aber weniger begabter deutscher Tonsetzer höchst vortheilhaft unterscheiden.

N. ward am 17. April 1741 in dem durch Schillers „Wallenstein" so bekannt gewordenen Dörfchen Blasewitz bei Dresden an der Elbe geboren. Sein Urgroßvater war Hufschmied, sein Großvater (1676—1757) Waffenschmied, sein Vater dagegen ein schlichter Bauer und Besitzer eines bescheidenen Grundstückes und Häuschens in Blasewitz. Den ersten Unterricht genoß der Knabe in der Dorfschule zu Loschwitz, einem, seinem Heimathsort auf dem andern Ufer der Elbe gegenüberliegenden reizenden Dörfchen. Sein Talent für Musik und die Wissenschaften zeigte sich schon so früh und bedeutend, daß ihn seine Eltern, obgleich es fast über ihre Mittel ging, das Gymnasium „zum heiligen Kreuz" in Dresden besuchen ließen. Hier erhielt er sowohl den ersten lateinischen, als Gesangsunterricht und benutzte nebenher seine Bekanntschaft mit dem Loschwitzer Dorforganisten so trefflich, daß er schon mit 12 Jahren im Stande war, die Orgel beim Gottesdienst in der Loschwitzer Dorfkirche zu spielen. Der Vater hätte ihn gern sich gänzlich zum Organisten, Kantor oder Schulmeister ausbilden lassen; die lebhafte Mutter widersprach jedoch solchen Plänen auf das Entschiedenste. Sie meinte, ein Schulmeister erhalte nur durch die Gunst eines Höhern sein Aemtchen, und sei, selbst wenn er es erhalten, abhängig von Hunderten, vor welchen er sich sein Leben lang biegen und schmiegen müsse. Ein tüchtiger Handwerker hingegen finde bald durch sich selbst sein Unterkommen, brauche sich dafür bei Niemand zu bedanken und nicht mehr zu arbeiten als er bezahlt erhalte. Sie drang mit ihrer Meinung durch und der Sohn ward in seinem 13. Jahre zu einem Schlosser in die Lehre gebracht. Der arme Knabe hatte dort zunächst Glas zu stoßen, das die Schlosser zum Löthen brauchen: ein Geschäft, das den ehemaligen Kreuzschüler so unglücklich machte, daß er eines Tages seinem Meister entlief. Der Empfang zu Hause war nicht der freundlichste. Die Mutter forderte, daß er schnurstracks zu seinem Meister zurückkehren

solle. Da der Knabe jedoch versicherte, daß er lieber in den Tod gehen werde, versuchte man ihn durch ein anderes Mittel mürbe und gefügig zu machen. Es ward ihm zuerkannt — das Vieh seines Vaters zu hüten. So beschimpfend diese Verrichtung für den Halbjüngling zu sein schien, so gelassen unterzog er sich doch derselben. Er befand sich ja dann wenigstens in freier Luft, sah das schöne bergige Stromthal der Elbe um sich her und konnte seinen Träumereien und Ideen, namentlich seinen musikalischen, ungestört nachhängen. Eine solche Ergebung in sein Schicksal paßte keineswegs in die Absicht der Mutter; der Vater nahm jedoch jetzt lebhaft des Sohnes Partei und meinte gegen seine Frau: „sie werde in ihren alten Tagen doppelt andächtig in der Kirche mitsingen, wenn ihr ältester Sohn dazu die Orgel spiele." Dies schlug durch und der glückliche Knabe durfte fortan seiner Neigung folgen, erhielt nun den ersten höheren Musikunterricht bei dem Dresdener Cantor Homilius und wanderte auf diese Weise bis zu seinem 16. Lebensjahre ununterbrochen zwischen Dresden und Blasewitz hin und her. Sein höchster Genuß aber war, Sonntags in der Dresdener katholischen Hofkirche eine Messe von Hasse mit anzuhören; denn diesen großen Tonkünstler, den selbst seine italienischen Zeitgenossen so hoch schätzten, daß sie ihm den Beinamen: il caro Sassone gaben, liebte N. schon damals und bis in sein angehendes Alter mit wahrer Ehrfurcht. Im Bauernhäuschen seiner Eltern übte er daneben täglich Tonsätze von Seb. Bach auf einem höchst mittelmäßigen tafelförmigen kleinen Clavier, die er bald mit Fertigkeit, formalem Verständniß und Gefühl vortragen lernte; eine Thatsache, die um 1757, also nur sieben Jahre nach des großen Leipziger Cantors Tod, dem seine Mitwelt ja eigentlich nur respectvoll aus dem Wege gegangen war, schon zu den Seltenheiten gehörte und zu einer höchst bedeutsamen Wendung des Geschickes unseres angehenden Jüngers der Tonkunst mit beitragen sollte. Zu Dresden befand sich nämlich in den ersten Frühlingsmonaten des obengenannten Jahres unter vielen anderen Fremden auch ein schwedischer Kammermusikus, Weeström mit Namen, ein junger, munterer, in seiner Kunst nicht unerfahrener, aber auch das Leben gern genießender Mann. Bei seinen vielen Spaziergängen in die reizende Umgegend Dresdens war er auch einmal nach Blasewitz gekommen und hatte daselbst die Erfahrung gemacht, daß unseres Naumann Mutter zwar keine eigentliche Gastwirthschaft halte, jedoch auf Begehren einen sehr guten Kaffee koche und einen trefflichen Stangenkuchen backe. Er fand sich von da an häufig in dem kleinen Häuschen ein. Zu seinem Erstaunen sah er einst auf dem kleinen Spinett, das in dem Bauernstübchen stand, Bach's „Wohltemperirtes Clavier" liegen und ließ sich von seiner Wirthin, da er hörte, daß der Sohn des Hauses dasselbe spiele, das Versprechen geben, ihm denselben in sein Hotel zu näherer Prüfung zu senden. N. erschien am anderen Tag in dem noch heute existirenden Hotel de Saxe und überraschte Weeström durch seine musikalischen Fähigkeiten dergestalt, daß er dem Jüngling vorschlug, ihn auf seine Kosten mit sich nach Italien zu nehmen, wohin er selber, um den Unterricht des berühmten padre Tartini zu genießen, im Auftrage seiner Regierung gehe. So freudig der junge Mensch auch hierzu bereit war, so hatte er doch einen harten Stand bei seinen Eltern, die sowol die damals so weite Entfernung Italiens, als der Gedanke, daß ihr im Lutherthum aufgewachsener Sohn zum Katholicismus bekehrt werden könne, zu einem entschiedenen Widerstand bewogen. Es gelang jedoch dem Schweden, denselben zu brechen und so trat er mit seinem Schützling Ende Mai des Jahres 1757 die für den Letzteren entscheidend werden sollende Fahrt nach Italien an. Die Reisenden gingen zunächst nach Hamburg, freilich ein seltsamer Weg, um von Dresden nach Italien zu gelangen. Angekommen in der alten Hansestadt sollte der junge Sachse die traurige Erfahrung machen, daß ihn sein vorgeblicher Beschützer nicht als seinen

20*

jugendlichen Freund und Begleiter, sondern als seinen Bedienten, ja als seinen Sclaven behandelte. Zehn Monate blieben sie in Hamburg, ohne daß für den jungen N. von Musik die Rede war. Der völlig mittellose und daher ganz auf Weeström angewiesene Jüngling mußte diesem seinem nunmehrigen Herrn nicht nur täglich die Kleider bürsten, die Stiefeln putzen, den Ofen heizen, den Kaffee kochen und zum Laufburschen dienen, sondern erhielt nicht einmal, wie Leporello, „schlechte Kost und wenig Geld", da ihm Weeström, um ihn völlig in seiner Gewalt zu behalten, baare Münze überhaupt nicht verabreichte. Erst nachdem der Winter von 1757 auf 1758 völlig verstrichen war, wurde die Weiterreise nach Italien angetreten, wobei Weeström im Postwagen saß, während N. denselben Weg meist zu Fuß machen mußte, eine Thatsache, die sich nur dadurch erklärt, daß die damals den Verkehr besorgenden Postkutschen einen wahren Schneckengang innehielten. Etwa im Mai 1758 trafen sie in Venedig ein, dessen imponirenden ersten Eindruckes sich der junge Nordländer bis an sein Lebensende erinnerte. Aber auch in Italien gedachte Weeström so wenig seiner, N. und dessen Eltern gegebenen Versprechungen, mittelst deren er den Jüngling aus den Armen der Seinen gerissen, daß er ihn von aller Betheiligung an dem Unterricht Tartini's ausschloß. Statt dessen mußte ihm der junge Mensch sein Cello täglich in des Meisters Wohnung und wieder zurücktragen. Unter solchen Umständen erscheint es fast wie eine Fügung des Himmels, daß Padre Tartini N. einmal zufällig auf dem Corridor traf, wo er sich wenigstens horchend an der im Innern der Wohnung des Meisters von dessen Schülern gemachten Musik zu betheiligen suchte. Eine Frage gab die andere; das offene, ehrliche Wesen des jungen Nordländers gefiel dem Italiener und nachdem er durch weiteres Ausforschen erfahren, wie die Dinge in Wahrheit lagen, sagte er zu dem Jüngling in gütigem Tone: „Mein Sohn, Du sollst nicht blos an der Thüre stehen bleiben, von morgen an gehörst Du zu meinen Schülern und betheiligst Dich an dem Unterricht, den ich Dir, wenn ich finde, daß Du Talent hast, unentgeltlich ertheilen werde." Weeström mußte gute Miene zum bösen Spiele machen und den neuen Mitschüler dulden. Im J. 1761, nach einem dreijährigen Cursus in der Harmonielehre, im Contrapunkt und in der musikalischen Formenlehre, verließ N. mit dem ausgezeichneten deutschen Violinisten Pitscher Padua, um über Rom nach Neapel zu reisen, wo beide, zu dem Zwecke die italienische Oper zu studiren, über ein halbes Jahr verweilten. Von hier kehrten die Reisenden zur Charwoche abermals nach Rom zurück, um die in dieser Zeit durch den päpstlichen Sängerchor in der sixtinischen Capelle vorgetragenen alten a capella-Gesänge zu hören. In Bologna fand N. einen Brief seines trefflichen Meisters Tartini vor, durch den derselbe ihn dringend dem Padre Martini empfahl, der in Bologna lebte und sich damals einer kaum geringeren Berühmtheit erfreute als Tartini. Dieser rüstete ihn wieder mit Empfehlungen nach Venedig aus, durch die er nicht nur so zahlreiche Schüler daselbst fand, daß er sein Leben fortan durch Musikunterricht zu fristen vermochte, sondern auch bald den Auftrag erhielt, eine Opera buffa für das Theater San Samuele zu schreiben, den er in der unglaublich kurzen Zeit eines Monats ausführte. Dieser dramatische Erstling gefiel so sehr, daß er während des Carnevals 1763 einige 20 Mal gegeben ward.

Nach Beendigung des siebenjährigen Krieges, der mit dem Frieden von Hubertusburg seinen Abschluß gefunden und N. auch in seinem Vaterlande die Wiederkehr geordneter und der Kunst günstigerer Zustände vermuthen ließ, erwachte in ihm die Sehnsucht nach seinen Eltern und nach seiner Heimath, welche ihn, wie aus seinen Briefen zu ersehen war, keinen Augenblick verlassen hatte, in verdoppelter Stärke. Er componirte den Satz einer Messe für die katholische Hofkirche in Dresden und sandte denselben seiner lebhaften und courageusen

Mutter mit der Bitte, das Werkchen der verwittweten Kurfürstin Maria Antonia in einer der Audienzstunden derselben zu überreichen. Von dem Wohl- oder Uebelgefallen dieser hochstehenden musikalischen Dame wollte er dann sein nächstes ferneres Schicksal abhängen lassen. Der Vater des jungen Meisters schüttelte zu dem Schreiben zweifelnd sein Haupt; die Mutter hingegen fand den ganzen Plan vortrefflich. Die muthige Frau legte zum nächsten Sonntag ihre besten ländlichen Kleider an, empfahl ihr Vorhaben und den geliebten Sohn dem Schutze Gottes und postirte sich in den Gang, den die Kurfürstin auf ihrem Wege aus der Hofkirche zum Schlosse passiren mußte. Als Maria Antonia endlich erschien, überreichte sie ihr mit zitternden Händen und bebenden Worten die Arbeit ihres Sohnes, die die Fürstin mit den Worten entgegennahm: „Nun wohl, gute Frau, ich nehme ihr Geschenk an, und wenn sie heute über acht Tage wieder herkommen will, so soll sie es aufrichtig von mir erfahren, wie mir die Arbeit gefallen hat.“ Eine Woche später erfuhr die brave Bäuerin, daß Maria Antonia so zufrieden mit der überreichten Composition sei, daß sie in Italien bereits Erkundigungen über deren Componisten einzuziehen begonnen. Die letzteren fielen so günstig für N. aus, daß ihn die Kurfürstin nach Dresden berief und ihm das Geld zur Rückreise auszahlen ließ. So sah denn N. nach siebenjähriger Abwesenheit seine Eltern und seine Heimath wieder, woselbst ihm zunächst die Composition einer ganzen Messe aufgetragen wurde, deren Probe im Musiksaal der Kurfürstin von so trefflicher Wirkung war, daß der 23jährige Meister mittelst Rescript vom 18. September 1764 mit 240 Thaler Jahresgehalt (damals das Dreifache von heute) zum kurfürstlich sächsischen Kirchencomponisten ernannt ward. Im Sommer des nächsten Jahres wurde dem jungen Kammercomponisten Urlaub auf ein Jahr ertheilt, damit er in Italien die letzte Hand an sein musikalisches Können und Wissen lege. Denn in Italien mußte damals jeder deutsche Musiker heraufgekommen sein und seine ersten Erfolge gefeiert haben, wenn er in der deutschen Heimath etwas gelten und für voll angesehen werden sollte. So brach denn N. in Begleitung seiner Kunstbrüder und späteren Collegen Joseph Schuster und Franz Seydelmann abermals nach Italien auf, dem damaligen Eldorado der Tonkunst, woselbst unser junger Blasewitzer für Palermo und Venedig die Opern: „Achille in Sciro“ und „L'Alessandro nelle Indie“ componirte. Er hatte damit soviel Erfolg, daß ihm seine Regierung seinen Urlaub bis October 1768 verlängerte. Nunmehr aber mußte er zurückkehren, da ihm der Befehl zu Theil geworden, zur bevorstehenden Vermählung des Kurfürsten Friedrich August III. Metastasio's „La Clemenza di Tito“ als Festoper für das königliche Hoftheater in Musik zu setzen. Die im Januar 1769 stattfindende Festaufführung der genannten Oper hatte sich des allgemeinsten Beifalls zu erfreuen und da man die N. so rasch zu Theil gewordene dramatische Fertigkeit im Stil der Neapolitaner allein seinem Aufenthalt in Welschland zuschrieb, so brach er im J. 1772 mit einem abermaligen Urlaub seiner Regierung zum dritten Male nach Italien auf. Er nahm seinen Weg diesmal über Augsburg und München, in welcher letzteren Stadt sich damals Maria Antonia zum Besuch am Hofe ihres Bruders, des Kurfürsten von Baiern, befand und musicirte mit derselben, sie am Clavier begleitend und täglich in die höchsten Kreise mit einbezogen, länger wol, als ihm für seine italienischen Kunstzwecke lieb sein konnte. Denn wenn auch Maria Antonia eine vortreffliche Musikerin war und die Huld, die ihm die hohen Herrschaften erwiesen, ihm schmeichelhaft sein mußte, so war doch sein Urlaub nach Italien nicht allzuweit bemessen und wurden aus den vier oder fünf Tagen, die er in München zu verweilen gedachte, ebenso viele Wochen. Endlich im Lande seiner Sehnsucht angekommen, componirte er dort in überraschend kurzer Zeit für Venedig die Opern „Solimano“, „Le Nozze disturbate“, „L'Isola disabitata“,

„L'Ipermnestra" und für Padua „L'Armida". Daß dem gefeierten Tonkünstler in Welschland vortheilhafte Anerbietungen, zu dem Zwecke, ihn dort ganz festzuhalten, gemacht wurden, ist natürlich; ebenso begreiflich aber erscheint es, daß er, als guter Deutscher und ein dem sächsischen Hof besonders verpflichteter Meister an Dresden festhielt. Dagegen muß es als ein besonderer Beweis der Treue gegen sein specielles Vaterland Sachsen angesehen werden, daß er 1774 auch einen glänzenden Antrag, als Hofcapellmeister mit 2000 Thaler Gehalt, der ihm nach seiner Rückkehr aus Italien durch Friedrich den Großen zu Theil ward, wenn auch erst nach einem Kampfe mit sich selbst, da er in vieler Beziehung ein Bewunderer dieses großen Königs war, ebenfalls ausschlug. Man wußte dies in Dresden zu würdigen und ernannte N. 1776 mit 1200 Thaler jährlichem Gehalt zum kurfürstlich sächsischen Hofcapellmeister. Für das Dresdener Hoftheater hatte er während dieser Zeit die Opern geschrieben: „Il Villano geloso" und „L'Ipocondriaco".

Als den Beginn eines neuen Abschnittes der Künstlerlaufbahn Naumann's haben wir das Jahr 1776 zu bezeichnen. N. war bereits, nächst Hasse und Graun, der beliebteste unter den Meistern geworden, die den italienisirenden Stil während des 18. Jahrhunderts von Welschland nach Deutschland übertragen hatten, oder — noch deutlicher gesprochen: welche die, im Interesse der damals alles dominirenden Sänger unter den Ausläufern der neapolitanischen Schule emporgekommene Concertoper auch in Deutschland einheimisch machten, was jedoch bei großen Talenten, wie die drei Genannten, eine trotzdem zuweilen eintretende und aus deutschem Ernst hervorgehende Vertiefung ihrer Bühnenwerke nach der dramatischen Seite hin nicht ausschloß. Der Ruf nun, den sich N. in diesen Beziehungen erworben, hatte ihm bis zu dem obengenannten Jahre hauptsächlich Aufträge und Triumphe im Süden, d. h. in Italien, verschafft, wo man stolz auf den daselbst ausgebildeten nordischen Schüler geworden war. Von 1776 an nimmt auch der Norden an der Würdigung seiner künstlerischen Bedeutung Theil und zwar namentlich der skandinavische, da ihm der sächsische Hof, auf direct ausgesprochene Wünsche der dortigen Souveräne, von nun an sowol nach Stockholm wie nach Kopenhagen wiederholten längeren Urlaub ertheilte. Zunächst war es König Gustav III. von Schweden, der unseren Meister nach dem Norden berief, jener hervorragende und freisinnige Monarch, der später so tragisch endete, daß ihn der Franzose Auber und der Italiener Verdi in unserem Jahrhundert zum Helden der beiden Opern machten: „Gustave III." (in Deutschland „Der Maskenball" genannt) und „Un Ballo in maschera". Diesmal bestand Naumann's Aufgabe darin, die sehr heruntergekommene königliche Kapelle nach den Bedürfnissen der Neuzeit zu reformiren, sowie die Oper „Amphion" in schwedischer Sprache für die Stockholmer Hofbühne in Musik zu setzen. Es gelang dem sächsischen Meister, bald einen gebildeteren musikalischen Vortrag sowie zugleich eine strammere dienstliche Disciplin bei der schwedischen Kapelle einzuführen. Die sichtliche Gunst des Königs gab hierbei allen seinen Ermahnungen Nachdruck und seinen Maßregeln Gedeihen. Es ward sehr bemerkt, daß ihm zu jeder Tageszeit freier Zutritt bei Hofe eingeräumt ward und daß selten ein Tag verging, wo der Monarch ihn nicht zu sich rufen ließ, noch mehr aber, daß Gustav III. sich häufig persönlich bei den Proben einfand, die N. angesetzt hatte. N. ward auf diese Weise nicht nur bei der Bevölkerung populär, durch die auch seine Oper „Amphion" glänzend aufgenommen worden war, sondern auch der gefeierte Mann des Tages in den aristokratischen Kreisen Stockholms und, nachdem erst die Herzogin von Südermannland bei ihm Unterricht zu nehmen begonnen, wollten alle vornehmen Cavaliers und ihre Damen von ihm singen, spielen und componiren lernen. Der König hatte sich überdies so sehr in die

immer wieder gegebene Oper „Amphion“ verliebt, daß deren Schöpfer von der ersten Aufführung der Oper an von ihm nicht anders mehr genannt wurde als „Amphion“. Unter diesen Umständen kann es uns nicht wundern, daß N. unter dem 26. Februar 1778 an einen Dresdener Freund schrieb: „Ganz Stockholm ist mein; Amphion hat einen erstaunlichen Lärm gemacht und einen unerhörten Beifall gehabt, sowohl vom Hof, wie von der ganzen Stadt“, und als er den Tag darauf den König in der Freimaurerloge sprach, um ihm dort seinen Dank für die vielen ihm gestern gegebenen Beweise von Huld auszusprechen, unterbrach ihn der König mit den verbindlichen Worten: „Mein lieber Naumann, das sind nur Kleinigkeiten, die Sie nicht als Geschenk eines Königs, sondern nur als Zeichen meiner Freundschaft und des Vergnügens betrachten wollen, welches Ihr Amphion mir gemacht hat. Ich behalte mir Besseres für Sie vor, wenn Sie abreisen werden, da ich mir leider nicht mit der Hoffnung schmeicheln darf, Ihr Glück in Schweden zu machen.“ — Im J. 1780 ging N. zum zweiten Male nach Stockholm, woselbst seine, ebenfalls in schwedischer Sprache geschriebenen Opern „Cora“ und „Gustav Wasa“ (mit „Amphion“ zusammen die drei bedeutendsten unter seinen dramatischen Werken), einen ganz unglaublichen Erfolg errangen. Cora namentlich hat sich bis in die neueste Zeit auf der schwedischen Bühne lebendig erhalten, da diese 1780 für Stockholm componirte Oper im J. 1882, zur Feier des 100jährigen Bestehens der dortigen, von N. einst persönlich eingerichteten Capelle und Oper, abermals gegeben und mit großem Beifall vom heutigen Publicum der Hauptstadt Skandinaviens aufgenommen ward. Der ebenfalls für Schweden geschriebene „Gustav Wasa“, dessen Sujet Gustav III. selber gewählt und an dessen poetisch-dramatischer Gestaltung und Versificirung der Monarch persönlich mitgewirkt hatte, ward sogar zur schwedischen Volks- und Nationaloper und enthält, gleich dem Amphion, einzelne Scenen und Nummern, die heute noch einer Aufführung würdig wären. Für Kopenhagen, nach welcher Stadt N. 1785 während seiner Dresdener Urlaubszeit berufen ward, lieferte er eine dänische Umarbeitung seines „Orpheus“. Auch hier wurden ihm die glänzendsten Anerbietungen gemacht, um ihn für immer zu fesseln; aber auch hier hielt N. in unerschütterlicher Treue an Sachsen und an dessen Fürstenhause fest. Ein so unbeirrtes Beharren verfehlte nicht seine Wirkung; am 20. November 1786 ward der sächsische Meister zum kurfürstlichen Obercapellmeister mit 2000 Thaler Jahresgehalt ernannt. Aber auch außerhalb der Grenzen Sachsens fuhr man, wie bisher fort, ihn auszuzeichnen. Schon als N. mit seiner Oper „Orpheus“ einen immensen Erfolg in Kopenhagen gehabt, verschaffte sich König Friedrich Wilhelm II. von Preußen durch seinen Gesandten, und zwar ohne Vorwissen des Componisten, mehrere Nummern aus der noch als Manuscript existirenden Oper, ließ sich, da er ein leidenschaftlicher Cellospieler war, dieselbe für Violoncell mit begleitendem Orchester arrangiren und befahl, als N. auf seiner Rückreise von Dänemark nach Sachsen Berlin berührte, denselben nach Potsdam. In Sans-Souci angekommen, ward der Tonkünstler in den Kuppelsaal des Schlosses geführt, wo er zu seiner Verwunderung lange warten mußte, ohne daß ihn jemand ansprach, während er sich zugleich ein seltsames Knistern und Flüstern hinter einer ihm gegenüber befindlichen Doppelthür nicht zu erklären wußte. Da öffnet sich dieselbe unvermuthet, rauschende Orchesterklänge erschallen und unser Meister erblickt dicht vor sich Friedrich Wilhelm II., der, an seinem Cello sitzend und von seiner Capelle umgeben und accompagnirt, den Componisten des „Orpheus“ mit dessen eigenen Tönen begrüßt. (Dem Verfasser ward die Ehre zu Theil, den erzählten Vorfall wörtlich in der oben mitgetheilten Weise aus dem Munde König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen zu vernehmen.) Solchen Bezeugungen von Huld schloß sich 1788 eine, N. durch Friedrich Wilhelm II. zu Theil werdende Einladung nach Berlin an, der ebensolche in den Jahren 1789 und 1793 folgten. Bei

diesen Gelegenheiten kamen im königlichen Opernhause der preußischen Hauptstadt sein pantomimisches Ballet „Le sort de Médéa“ und seine ernste Oper „Protesilao“ zur Aufführung, während man um dieselbe Zeit, sowol in der Berliner Singakademie wie in Potsdam, sein Oratorium „Davidde in Terebinto“ gab. Durch das letztere Werk hatte sich der König so erbaut gefühlt, daß er dessen Componisten nicht nur mit Huld und Ehren überhäufte, sondern ihm auch eine mit Brillanten besetzte und mit 400 Friedrichsd’or gefüllte goldene Dose überreichen ließ, der er im J. 1797, als er N. zum vierten Male nach Berlin citirt, außer einem Reisehonorar von 1000 Thaler eine zweite prächtige Dose hinzufügte, die einen noch höheren Werth dadurch erhielt, daß sich Friedrich der Große derselben bedient hatte. Bei der letzten Gelegenheit führte auch die Berliner Singakademie unter der Leitung ihres Stifters und Dirigenten Karl Friedrich Christian Fasch (1736—1800) unserem Meister zu Ehren dessen schönen 111. Psalm auf. In Dresden war N. während der genannten Jahre ebenfalls nicht müßig geblieben. Außer durch mehrere neue Opern, darunter die 1791 componirte opera buffa „La Dama soldata“ und das zu der 1792 stattfindenden Hochzeit des Prinzen Max bestimmte Festspiel „Amore giustificato“, hatte er sich hier in den beiden letzten Jahrzehnten durch eine Reihe vortrefflicher Messen für die katholische Hofkirche hervorgethan, von denen noch in der Gegenwart mehrere in Dresden die hohen katholischen Festtage zu verherrlichen bestimmt sind. So stehen noch heute Aufführungen Naumann’scher Messen für den 2. Oster- und den 2. Pfingstfeiertag in Dresden traditionell fest. Doch ist es nicht blos die Pietät, die diese Werke in der Stadt lebendig erhält, wo der Meister dereinst gewirkt; Naumann’sche Messen, Vespern, Litaneien ꝛc. kommen in der Gegenwart auch noch in anderen katholischen Ländern und Kirchen vielfach zu Gehör, so in den letzten Jahrzehnten namentlich in Oesterreich-Böhmen und im katholischen Rheinland, in welchem letzteren der Verfasser selber einer besonders glänzenden Aufführung der As-dur-Messe des Meisters in dem herrlichen Kölner Dom beiwohnte. Das letztgenannte Werk sowie Naumann’s A-moll-Messe sind überdies im besten Sinn Muster jenes musikalischen Zopfstils, den Deutschland von Italien überkommen und liefern außerdem den schlagenden Beweis dafür, daß es dem wirklichen gebornen Talente gegeben ist, auch in einer Zeit allgemeiner musikalischer Decadence sich über deren Durchschnittsniveau zu erheben, die Auswüchse der herrschenden Kunstmanier zu mildern und selbst den Stil einer solchen Zeit, soweit dies der Einzelne vermag, zu veredeln. Hieraus erklärt sich nicht nur, daß unser Meister als Kirchencomponist heute noch hochgeschätzt und vielfach zu Gehör gebracht wird, sondern auch die warme Anerkennung, die man ihm selbst noch in einer Zeit angedeihen ließ, in welcher Genies, wie Mozart und Beethoven, alle neben ihnen wirkenden Meister überstrahlten und verdunkelten. So schreibt Graf Dietrichstein in Wien unter dem 23. Februar 1823 an den Fürsten Lichnowsky, mit der Bitte, sein Schreiben an Beethoven mitzutheilen, bei welchem damals der Kaiser von Oesterreich eine Messe bestellen zu wollen schien: „Fugen lieben Se. Majestät sehr, ... das Dona nobis pacem mit dem Agnus Dei ohne besonderen Absprung verbunden und sanft gehalten; was bei zwei Messen von Naumann und von Abbé Stadler eine besonders schöne Wirkung macht.“ — Beethoven selber spricht der Gräfin Elise von der Recke, die Beethoven zu einer Aufführung Naumann’scher Messen nach Dresden entboten, unter dem 11. des „Weinmonats“ des Jahres 1811 sein aufrichtiges Bedauern darüber aus, daß ihre Einladung zu spät komme; der Meister war nämlich durch eine für Ungarn rasch zu vollendende Composition damals an Wien gebunden. Aber nicht nur Naumann’s 21 Messen, ein Te deum laudamus, viele Offertorien und andere katholische Hymnen fanden in der mitgetheilten Weise bis auf unsere Tage ihre Würdigung, sondern in gleicher Art manche von N. als Protestant componirte

Psalmen, Motetten, Oratorien und Cantaten und unter den letztgenannten namentlich sein durch Melodienreichthum, originelle Erfindung und große Ensemblewirkungen ausgezeichnetes Oratorium „I Pellegrini“ sowie sein Meisterwerk, das Klopstock'sche „Vaterunser“, über das kein Geringerer als C. M. v. Weber an einen Fachgenossen, der ihn um die Nennung eines zu einem Musikfest geeigneten chorischen Werkes bittet, unter dem 27. Februar 1823 schreibt: „Vorschlagen könnte ich Ihnen das jetzt im Stich erschienene (bei Breitkopf & Härtel in Leipzig) Vater Unser von Naumann. Ein herrliches Werk!“ — Der Schöpfer des „Freischütz“ gab diesem seinem Urtheil über das genannte Werk eine neue Bekräftigung dadurch, daß er zu dem denkwürdigen großen Musikfeste, welches er am 1., 2. und 3. Juli 1824 in Quedlinburg dirigirte und das zur Verherrlichung von Klopstock's 100. Geburtstage in des Dichters Vaterstadt gefeiert wurde, Naumann's „Vater Unser“ auserwählte und an die Spitze der aufzuführenden Werke gestellt hatte. Aus dem Oratorium „Die Pilger“ ward in Berlin neuerdings der, durch seinen innigfrommen Ausdruck und seine melodische Schönheit tief rührende „Pilgergesang“, der zugleich als polyphon reich entwickeltes Ensemblestück wirkt, in der Bearbeitung von Professor Julius Stern abermals neu aufgelegt und in verschiedenen Vereinen wieder aufgeführt und der bedeutendste Kirchencomponist Deutschlands, seit dem Hingange Mendelssohn's, der uns im Jahre 1885 leider ebenfalls durch den Tod entrissene Meister Friedrich Kiel, versicherte dem Verfasser, daß er dem Studium der Naumann'schen Messen sehr viel verdanke, wie denn beispielsweise auch das Agnus dei aus Kiel's berühmtem F-moll-Requiem, Einwirkungen des kursächsischen Meisters auf den so viel jüngeren Meister in einem hohen Grade zeigt. Es sind darin unschwer directe Anknüpfungen an das ergreifende Miserere aus dem Gloria von Naumann's As-dur-Messe zu erkennen. Wir berühren einen solchen Fall nur darum, um darzuthun, wie vielfache und unmittelbare Einwirkungen auf hervorragende Meister der Gegenwart dem Componisten von Klopstock's „Vater Unser“ bis zum heutigen Tage erhalten geblieben sind. — Daß unserem Naumann überdies, obwohl er ein Sohn seiner Zeit und seines Jahrhunderts war, darum doch die Erkenntniß eines weit über sein Zeitalter hinauswirkenden Genius nicht verschlossen blieb, beweisen seine Worte über Mozart und über die, von diesem für den schönen Sopran der Storace componirte Scene mit Rondo: „Non temer, amato bene“ (Nr. 505 des Köchel'schen Verzeichnisses). Mannstein und Otto Jahn erzählen, daß N., als man ihm diese Arie vorsang und darin bis zu der Stelle gekommen war: „tu sospiri, o duol funesto“, entzückt ausgerufen: „Das ist ein göttlicher Gedanke! Wer hat diesen Mann gelehrt, Theilnahme an fremdem Schmerze und den des eigenen Herzens in so wenigen Noten auszudrücken?“ — Naumann's letztes dramatisches Werk war seine am 25. April 1801 auf dem Dresdner Hoftheater in glänzender Ausstattung und unter großem Beifall aufgeführte italienische Oper „Aci e Galatea“. Schon im Herbste desselben Jahres, am 2. Oct. 1801, fand man ihn entseelt an einem Wege des sogenannten „großen Gartens“ von Dresden hingestreckt, wo ihn auf einem Spaziergang ein plötzlicher Tod ereilt hatte.

Es bleibt uns noch übrig, der Gestaltung des Privatlebens Naumann's mit einigen Worten zu gedenken. Der Tonmeister hatte sich 1792 mit der Tochter des in Kopenhagen residirenden dänischen Admirals von Grodtschilling verheirathet. Schon vorher hatte sich N., wie er selber mit gutem Humor gegen einen Verwandten brieflich äußert, ein schönes Grundstück in dem, Dresden benachbarten Dorfe Blasewitz, dicht neben dem Bauernhause seiner Eltern, lediglich aus dem Ertrage ihm von fürstlichen Personen dedicirter Dosen, Ringe und anderer Pretiosen gekauft, und sich darauf ein schönes Villenhaus nebst parkähnlichem Garten und Weinberg erbaut und angelegt. In dieses anmuthige Heim führte

er die jugendliche Gattin, die ihrem Alter nach seine Tochter hätte sein können, ein, um an ihr, für die wenigen ihm noch gegönnten Jahre, die treueste, theilnehmendste Gefährtin, sowie, da sie auch musikalisch ungewöhnlich begabt war, zugleich eine, an seinen künstlerischen Interessen und Arbeiten den verständnißvollsten Antheil nehmende Freundin zu besitzen. Aus dieser Ehe gingen vier Kinder, ein Mädchen und drei Knaben, hervor, von welchen letzteren sich der älteste, Karl Friedrich, Geheimer Hofrath und ordentlicher Professor an der Universität Leipzig, als ausgezeichneter Mineralog, der zweite Moritz Ernst Adolf, Geheimer Medicinalrath und ordentlicher Professor an der Universität Bonn, als trefflicher Arzt und Kliniker, sowie endlich der jüngste, Constantin August, als ordentlicher Professor der Mathematik an der Bergakademie zu Freiberg im sächsischen Erzgebirge hervorthat. Die dritte Generation weist, in des Meisters Enkeln Emil und Ernst, wieder zwei Tonkünstler auf, von denen der Erstgenannte kgl. preußischer Professor und Hofkirchenmusikdirektor in Berlin (seit 1873 nach Dresden übergesiedelt), der Letztere akademischer Musikdirektor und großherzoglicher Professor an der Universität Jena geworden. — Einige Jahre, ehe N. heirathete, meldete ihm eines Morgens sein Bedienter einen alten, wie ein Bauer aussehenden aber höchst sonntäglich und reinlich gekleideten Mann an. Als der Greis Naumann's comfortable Wohnung betreten und rund in derselben um sich hergeblickt, rief er mit erhobener Stimme aus: „Gottes Barmherzigkeit ist groß! Ja, ja, so mag's wohl bei unseren Vorfahren ausgesehen haben! Dort soll Manches sehr schön, sehr prächtig nach damaliger Zeit gewesen sein." Auf Naumanns Fragen an den Alten, was es mit diesen Worten auf sich habe, gab sich der Letztere als ein, einer Seitenlinie angehörender älterer Verwandter des Tonkünstlers zu erkennen und erzählte auf weiteres Drängen: Sein Großvater, unseres Naumann's Urgroßvater, sei ein thüringischer Edelmann gewesen, der durch einen unrechtmäßiger Weise verlorenen Proceß und andere Unglücksfälle um sein ganzes Vermögen gekommen und bald darauf an der Pest gestorben sei. Seine zwei Söhne, Knaben von drei und vier Jahren, habe dessen Schwester, ein schon alterndes Fräulein von N., zu sich genommen, und sie bis zum zehnten Jahre ärmlich bei grober Kost erzogen, sowie durchaus verlangt, daß sie als Bauern sich zu nützlichen Menschen ausbilden sollten, da sie viel zu arm und hilflos wären, um als Edelleute aufzutreten. Einer von diesen Brüdern, der Aeltere, habe das Schlosser-, der Andere (des Tonkünstlers Urgroßvater) das Schmiedehandwerk ergriffen. Nur unter der Bedingung habe das alte Fräulein kurz vor ihrem Tode ihr weniges Vermögen zwischen ihren Neffen getheilt, daß sie bei ihrem neuen Stande bleiben und Niemanden, selbst ihren Kindern nicht, von ihrer Abkunft etwas sagen wollten. Bis zu seinem Sterbebett habe sein (des Sprechenden) Vater dies geheim gehalten. Als er es ihm wenige Stunden vor seinem Tode eröffnet, habe er ihm wieder geloben müssen, seinen Kindern Alles zu verschweigen, damit Keinem derselben — so waren seine ausdrücklichen Worte — der Narr in den Kopf steige. (So mitgetheilt in A. G. Meißner's Bruchstücke zur Biographie J. G. Naumann's, Prag 1803, sowie in Hofrath Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert's Lebensgeschichte Naumann's, Dresden 1844.)

Mit diesem seltsamen Erlebniß, das nicht allzu romantisch erscheint, wenn man erfährt, daß sich die Familie Naumann, nach amtlich beglaubigten Documenten und Aktenstücken, bis zum Jahre 1599 zurückführen läßt, um dort, plötzlich und ohne jeden weiteren Anhalt, zu verschwinden, schließen wir unsere Lebensskizze des sächsischen Meisters. Wie es sich auch mit dessen Herkunft verhalte, Joh. Gottlieb Naumann hat jedenfalls das höhere Verdienst, sich und seine Nachkommen durch eigene Kraft aus dem Bauernstande in den gebildeten deutschen Bürgerstand emporgehoben zu haben. Emil Naumann.

Naumann: Johann Andreas N., wurde 1747 in einem kleinen Dorfe Ziebigk bei Cöthen, wo einer seiner Vorfahren im dreißigjährigen Kriege 1636 ein verwüstetes und verlassenes Ackergut gekauft hatte, geboren. Von seinem zehnten Jahre an besuchte er die Schule in Cöthen, mußte dieselbe jedoch schon im fünfzehnten Jahre in Folge des Todes seines Vaters verlassen, um seiner Mutter bei der Bewirthschaftung des Gutes zu helfen. Von seinem Vater und Großvater hatte er die Neigung zum Vogelfange ererbt. Er hatte stets bei der Feldarbeit eine Flinte bei sich und kein vorüberfliegender Vogel entging seiner Aufmerksamkeit. Seine Erfahrungen im Vogelfang sammelte er in seinem „Vogelsteller“, den er 1798 herausgab. Sein Hauptwerk aber ist „Naturgeschichte der Land- und Wasser-Vögel des nördlichen Deutschlands und der angrenzenden Länder“, 4 Bde. mit illuminirten Kupfern, 1795—1804 und in Verbindung mit seinem Sohne, 1—8. Nachtrag dazu 1805, 6, 10—17. Dasselbe zeichnet sich durch eine Fülle höchst genauer Beobachtungen aus. N. starb 1826. Eine Selbstbiographie findet sich in seiner oben erwähnten Naturgeschichte.

W. Heß.

Naumann: Johann Friedrich N., Sohn des vorigen, wurde am 15. Febr. 1780 zu Ziebigk geboren. Bis zu seinem zehnten Jahre besuchte er die Schule seines Geburtsortes, dann die Schule zu Dessau; doch schon in seinem fünfzehnten Jahre wurde er von seinem Vater zurückgerufen, um die Landwirthschaft zu erlernen. Zugleich aber ließ ihn sein Vater an seinen ornithologischen Beobachtungen theil nehmen und, da er ein großes Talent zum Zeichnen und Malen an ihm wahrnahm, hielt er ihn dazu an, jeden Vogel, der lebend oder todt in seine Hände kam, so oft zu malen, bis das Gemälde dem Urbilde völlig glich. Bald erreichten diese Abbildungen einen hohen Grad von Vollendung, und es entstand eine Sammlung von Abbildungen aller in der Gegend vorkommenden Vögel. Mit dieser mechanischen Fertigkeit verband N. eine ausgezeichnete Beobachtungsgabe und einen unermüdlichen Fleiß. So gelang es ihm bald, in seine Lieblingswissenschaft immer weiter einzudringen und sich durch mehrere kleinere Werke als tüchtiger Ornithologe bekannt zu machen. Seine erste Arbeit ist „Taxidermie“ 1815, worin er seine Methode, Vögel auszustopfen, erläutert. Er hatte sich in dieser Kunst eine solche Fertigkeit erworben, daß seine Sammlung ausgestopfter Vögel, welche später im herzoglichen Schlosse zu Cöthen aufgestellt wurde, durch die sorgfältigste Nachahmung der Natur alle anderen derartigen Sammlungen weit übertraf. — In Folge mehrfacher Aufforderungen beschloß er, das Werk seines Vaters in neuer Auflage erscheinen zu lassen und die Sammlung von Abbildungen, die er im Laufe der Zeit angefertigt hatte, hiebei zu verwerthen. Auf Veranlassung seines Vaters stach er dieselben selbst in Kupfer. Ein Viertel Jahrhundert hat er diesem Werke gewidmet und zahlreiche mehr oder weniger ausgedehnte Reisen mußte er unternehmen, um die in Anhalt nicht nistenden Vögel in ihrer Heimath zu beobachten und abzubilden. Im Jahre 1822 erschien der erste Band dieser „Naturgeschichte der Vögel Deutschlands“ und 1844 wurde das Werk mit dem zwölften Bande geschlossen. Es enthält 350 meisterhaft ausgeführte Kupfertafeln und bildet die Grundlage aller späteren Forschungen der deutschen Ornithologie; fast durchweg auf eigenen, höchst genauen Beobachtungen basirend, behandelt es mit erschöpfender Gründlichkeit die Synonymik eines jeden Vogels, die Beschreibung der verschiedenen Geschlechter und Alterszustände, die sorgfältige Angabe der Lebensgewohnheiten, des Aufenthalts, der Nahrung, der Fortpflanzung, der Feinde, der Jagd und des Nutzens oder Schadens. Nachträge dazu erschienen von Blasius, Baldamus und Sturm 1851—60.

Wenn auch die Ornithologie Naumann's Lieblingsbeschäftigung war, so interessirte er sich doch auch in hohem Maße für alle übrigen Zweige der Naturgeschichte,

In seinem Garten cultivirte er die verschiedensten Pflanzen, die er theilweise von seinen Reisen mitgebracht hatte, und er hat das nicht geringe Verdienst, viele Obst- und Weinsorten, welche sich für das Klima seiner Heimath besonders eignen, eingeführt zu haben. In Anerkennung seiner Verdienste wurde er vom Herzoge von Anhalt-Cöthen zum Professor und Inspector des ornithologischen Museums ernannt. In seltener körperlicher Rüstigkeit und Geistesfrische erreichte er das 75. Lebensjahr; da befiel ihn ein Augenleiden, welches seine rastlose Thätigkeit hemmte, und nun ging es rasch mit ihm abwärts. Am 15. August 1857 starb N. ohne Krankheit in einem Alter von 77 Jahren und wurde zu Prosigk neben seiner bereits 1859 verstorbenen Gattin bestattet. Ihm und seinem Vater zu Ehren hat die ornithologische Gesellschaft ihr Organ „Naumannia“ genannt. Im Jahrgange 1857 findet sich seine ausführliche Biographie. W. Heß.

Naumann: Dr. Karl Friedrich N., Geheimer Bergrath und Professor der Mineralogie und Geognosie an der Universität Leipzig, einer der hervorragendsten Gelehrten und größten Förderer auf dem Gebiete der Mineralogie und Geognosie, war am 30. Mai 1797 als ältester Sohn des berühmten Kirchenmusik-Componisten Joh. Gottlieb N. in Dresden geboren. Nach dem sehr frühzeitigen Tode seines Vaters erhielt N. unter der Obhut seiner vortrefflichen Mutter in Dresden und auf der Schulpforta eine sehr vorzügliche vorbereitende Bildung. 1816 ging N. behufs des Studiums der Montanwissenschaft an die Bergakademie in Freiberg über, wo er namentlich unter Werner vorzugsweise mit Mineralogie und Geognosie sich beschäftigte. Er setzte dann sein Studium erst an der Universität Leipzig, dann in Jena fort, wo er sich 1819 die Doctorwürde erwarb. Seine Vorliebe zu der mathematischen Seite der Mineralogie zeigt sich sofort in seiner ersten, 1821 erschienenen Abhandlung: „Etwas über allgemeine Krystallisationssysteme“ (Min. Taschenbuch v. Leonhard. XV. 315). Um sich directe Belehrung von der Natur durch Selbstbeobachtungen zu erwerben, unternahm er dann 1821 und 1822 eine größere Reise nach Norwegen, deren Ergebnissen in einer ihrer gründlichen Darstellung wegen geschätzten Schrift: „Beiträge zur Kenntniß Norwegens“, 2 Thle., 1824 veröffentlichte. Nach seiner Rückkehr aus Norwegen habilitirte sich N. als Privatdocent 1823 in Jena mit der Schrift: „De granite juxta calcem transitoriam posito“, siedelte aber schon 1824 nach Leipzig über, wo er sich mit der Abhandlung „De hexagonali crystallinarum formarum systemate“ als Docent einführte. Bald darauf erschien die Aufsehen erregende, durch Klarheit und logische Schärfe ausgezeichnete Arbeit: „Grundriß der Krystallographie“ 1826, in welcher er die von Mohs geschaffene Krystallsymbolik wesentlich vereinfachte. Rasch folgten dann auf diese Publication „Entwurf der Lithurgik oder ökonomische Mineralogie“ und im Jahre 1828 das „Lehrbuch der Mineralogie“. Diese ausgezeichneten Arbeiten hatten bereits 1826 N. einen Ruf an die Bergakademie nach Freiberg als Professor für Krystallographie verschafft. In diesem neuen Wirkungskreise warf sich N. mit Vorliebe auf krystallographische Studien, als deren Frucht das umfassende Werk: „Lehrbuch der neuen und angewandten Krystallographie“ in 2 Bänden erschien. Hier hatte N. neue Bahnen eröffnet. Während nämlich seit Hauy solche Bezeichnungen der Krystallformen angewendet wurden, welche mit der gewählten Grundgestalt in directem Zusammenhange stehen, zugleich auch zur Berechnung die nöthigen Anhaltspunkte gewähren, eine Behandlungsweise, welche durch Mohs und Weiß in verschiedener Richtung verbessert wurde, trat N. mit einer von ihm als eklektisch bezeichneten Methode hervor, indem er die complicirte Mohs'sche Bezeichnungsweise zu einer Einfachheit und Bestimmtheit der Zeichen zurückführte, welche sich bald der allgemeinsten Anerkennung und Einführung zu erfreuen hatte. N. ging bei seiner Krystallbezeichnung von dem Principe der Projection der gegenseitigen Lage der Flächen oder ihrer

Normalen auf eine bestimmte Ebene oder Kugelfläche aus, wobei er das zuerst von Weiß hervorgehobene Verhältniß der sogenannten Zonen näher klar stellte. Bei der Krystallberechnung befolgte er die analytisch-geometrische Methode, stellte die Bedingungen des genauen Messens der Krystallwinkel fest und lehrte die beste Art des Zeichnens der Krystallformen kennen. Seine tiefgehenden, speculativen und mit mathematischer Exactheit vorgenommenen krystallographischen Untersuchungen führten ihn bald weiter zur Entdeckung der bis dahin unbekannten Hemiëdrie und Tetartoëdrie im regulären, quadratischen und hexagonalen Krystallsystem. Auch beobachtete N. zuerst den Hemimorphismus. An zahlreichen Mineralien hat er die Krystallreihe sorgsam festgestellt und neue Reihen nachgewiesen, wie zahlreiche kleine Publicationen erkennen lassen. Zu dieser Richtung gehören auch die weiteren größeren Publicationen: „Anfangsgründe der Krystallographie" 1840, von denen 1853 eine 2. Auflage erschien, und „Elemente der theoretischen Krystallographie" 1856. Inzwischen hatte sich N. auch auf das Gebiet der Geognosie mit der ihm eigenthümlichen Energie geworfen, namentlich seitdem ihm 1835 in Freiberg auch die Professur der Geognosie übertragen worden war. In dieser Richtung heben wir aus jener Zeit einige seiner wichtigeren geognostischen Abhandlungen hervor, wie: „Ueber Granitformation im O. Sachsen" (Pogg. Ann. 1832. 437); „Ueber linearen Parallelismus mehrerer Felsarten" (Jahrb. f. Min. 1833, 383 und 1834, 238); „Begrenzung des Granits und Schiefers" (Karst. Arch. IV, 184); „Ueber die Porphyre des Tharander Waldes" (Jahrb. f. Min. 1836, 54); „Ueber die geologische Stellung des sächsischen Pläners" (das. 1858, 665 u. 1859, 687); „Geognostische Skizze von Sachsen" (das. 1831, 127); „Ueber das W. Basaltgebirge Böhmens" (N. J. 1839, 91); „Voigtländische und Fichtelgebirgische Grauwackenformation" (Jahrb. d. Min. 1841, 193); „Letzte Hebung des Erzgebirgs" (das. 1842, 281). Von ganz besonders hervorragender Bedeutung und bahnbrechender Wichtigkeit ist die Herausgabe einer umfassenden großen geognostischen Karte von Sachsen, die er im Auftrage der Regierung unter Mitbetheiligung B. v. Cotta's in den Jahren 1836—1844 in 12 Blättern (Maaßstab 1 : 120 000) mit beigegebenem erläuterndem Texte in 5 Heften (1836—1844) veröffentlichte und mit einer Uebersichtskarte 1845 zum Abschluß brachte. Obwohl zu dieser Karte schon seit 50 Jahren das Material als Vorarbeit für die endliche Ausführung gesammelt worden war, blieb es doch noch eine sehr schwierige Aufgabe, welche N. gestellt war, diese ungleichwerthigen Vorarbeiten zu einem einheitlichen Ganzen zu gestalten. Es gelang dies N. in einer Weise, daß diese geognostischen Karten als das Beste gelten mußten, was damals auf diesem Gebiete geleistet wurde, und für lange Zeit als Vorbild für die Herstellung ähnlicher Arbeiten angesehen werden konnten. Der praktische Nutzen, welchen derartige Karten zu gewähren vermögen, trat sofort dadurch zu Tag, daß z. B. in Folge der auf diesen Karten dargestellten Ausdehnung und nachgewiesenen Lagerungsweise des Kohlengebirges der Bergbau in verschiedenen Theilen des Landes einen unerwarteten Aufschwung nahm. Dies zeigte sich in erhöhtem Maaße bei der monographischen Bearbeitung der einzelnen Steinkohlenbecken, welche N. unter dem Titel: „Geognostische Beschreibung des Kohlenbassins von Flöha" 1864, dann „Geognostische Karte des erzgebirgischen Bassins" 1866 und „Geognostische Karte der Umgegend von Hainichen" (sämmtlich im Maaßstabe 1 : 57 600) erscheinen ließ. Inzwischen war N. seit 1842 als Professor der Mineralogie und Geognosie nach Leipzig übergesiedelt, wo er in dem erweiterten Wirkungskreise seine Thätigkeit in gesteigertem Maaße fortsetzte. Durch seine klaren, streng logisch geordneten, und doch warmen und anregenden Vorträge über Mineralogie, Geognosie und physikalische Geographie bildete N. eine große An=

zahl dankbarer Schüler aus, welche in seinem Sinne weiter für die Förderung der Wissenschaft thätig waren. Unter allen den zahlreichen Publicationen Naumanns ist keine, welche sich in größeren Kreisen Eingang verschafft hat, als das 1846 in erster Auflage erschienene Werk: „Elemente der Mineralogie“, welches nacheinander 8 Auflagen erlebte und nach des Verfassers Tode von Prof. Zirkel vervollständigt und fortgesetzt in weiteren 4 Auflagen erschienen ist. In diesem hervorragenden Werke gab N. eine kritisch bearbeitete Uebersicht über die bekannten Mineralspecies nach einem Principe, welches sowohl von der rein chemischen Anordnung der Berzeliusschen Schule, wie von jener der bloß nach äußeren physikalischen Merkmalen unterscheidenden Mohs'schen Anschauung abweicht und in richtiger Erkenntniß der Natur die Aehnlichkeit der Mineralien in ihrem Gesammtverhalten, jedoch mit besonderer Berücksichtigung der die übrige Eigenthümlichkeit hauptsächlich begründenden chemischen Zusammensetzung in Anwendug bringt. Dieser glückliche Griff und die der wahren Natur der Mineralien entsprechende Auffassung Naumann's, welche sich klar bewußt war, daß man es bei der naturwissenschaftlichen Betrachtung der Mineralien nicht mit Naturkörpern zu thun habe, welche den belebten Organismen gleich stehen, sondern mit chemischen Stoffverbindungen in bestimmter äußerer Form- und Ausbildungsweise, verschaffte diesem Princip fast allgemeine Geltung. N. faßt den Begriff einer Mineralspecies, welche im Sinne der systematischen Botanik oder Zoologie gar nicht existirt, als den Inbegriff sämmtlicher durch relative Identität ihrer Eigenschaften verbundenen Individuen auf. Doch auch auf dem Gebiete der Geognosie sind die weiteren Leistungen Naumann's von ganz hervorragender Bedeutung. Schon sein 1850—54, (2 Bde.) in erster Auflage und dann 1858—1872 in zweiter verbesserter, aber leider nicht vollendeter Auflage erschienenes „Lehrbuch der Geognosie“ allein sichert ihm für dauernde Zeiten eine der ersten Stellen unter den Geognosten seiner Zeit, indem damit ein Quellenwerk für das Studium dieser Wissenschaft geschaffen wurde, wie es in solch umfassender Weise andere Länder nicht aufzuweisen haben. Es zeichnet sich dieses Werk zugleich durch Klarheit der Darstellung, Gründlichkeit der Benützung der ganzen einschlägigen Litteratur, wie durch vorurtheilsfreie Auffassung aus, obwohl es vielfach in dem offenbar zu ängstlichen Streben nach objectiver Haltung eine mehr kritische Sichtung und ein Hervorheben der gesicherten Ergebnisse vermissen läßt, wodurch dem Lernenden die Benützung vielfach erschwert wird. Zahlreiche kleine Abhandlungen geognostischen Inhaltes legen Zeugniß ab von den allseitigen Studien, welchen N. auch auf diesem Gebiete oblag. Von besonderer Wichtigkeit sind seine Arbeiten über die Bildung und Verhältnisse der Urgesteine. Dahin gehören namentlich die Publicationen: „Lagerung des Granits auf Schiefer im Müglitzthale und über Metamorphose“ (N. Jahrb. v. Leonhard 1845, 193); „Ueber die wahrscheinlich eruptive Natur mancher Gneiße und Gneißgranite“ (das. 1847, 297); „Ueber neuere Formationen von Gneiß und krystallinischem Schiefer“ (das. 1851, 513); „Bildung der sächsischen Granulitformation“ (Jahrb. d. k. k. geol. Reichsanst. 1857, 765); „Ueber die Münchberger Gneißbildung“ (N. Jahrb. f. Min. 1863, S. 1 und 531); „Ueber Granit des Kreuzbergs bei Karlsbad“ (das. 1866, 145); „Ueber den Granulitgang im Auerswalde“ (das. 1872, 911); „Ueber den Granulit“ (das. 1873, 149); „Ueber den jüngeren Gneiß bei Frankenberg“ (das. 1873, 803). Eine andere Reihe von Abhandlungen befaßt sich mit der Natur der Porphyre: „Felsschliff an den Porphyrhügeln bei Kollmen“ (N. Jahrb. f. Min. 1844, 557); „Ueber die Porphyre Sachsens“ (das. 1845, 82); „Ueber die Felsschliffe der Hohburger Porphyrberge“ (Ber. d. sächs. Ges. d. Wiss. zu Leipzig XI. 392 und N. Jahrb. d. M. 1870, 988). Das rege Interesse, welches er an dem eigenthümlichen Vorkommen des Gabbros im Apennin und an den dortigen metamorphischen Erscheinungen nahm, veranlaßte N. zu einer

Instructionsreise nach Italien, über welche er einen kurzen Bericht (N. Jahrb. d. M. 1855, 45) erstattete, wie auch später über das berühmte Vulkanengebiet der Auvergne (das. 1869, 116), das er bereist und untersucht hatte. Ueber verschiedene Gebiete der geognostischen Wissenschaft verbreiten sich die folgenden Aufsätze: „Ueber die sächsische Kreideformation“ (N. Jahrb. d. Min. 1850, 306); „Ueber den Ilfelder Melaphyr“ (das. 1858, 808 und 1859, 56 und 1860, 135), „Gliederung des Rothliegenden im erzgebirgischen Bassin“ (das. 1862, 869); „Rothliegendes bei Gera“ (das. 1864, 219) u. s. w. Naumann's Beschäftigung mit der mathematischen Betrachtungsweise der Mineralien in ihren Krystallbildungen leitete ihn auch auf das Studium der Gesetzmäßigkeit bei den thierischen und pflanzlichen Formen, insbesondere auf die von Schimper und Braun entdeckten Gesetze der Blattstellung und dann auf die mathematische Regelmäßigkeit der Conchyliengehäuse hin. Ueber den ersteren Gegenstand machte N. seine Ansichten in der Schrift: „Ueber die Quincunx als Grundgesetz der Blattstellung bei den Pflanzen mit Nachweis an lebenden und fossilen Arten“ 1845 bekannt. Bei den Schneckengehäusen glaubte er zu finden, daß sie den Krystallen in der Regelmäßigkeit und Beständigkeit der Formen voranständen, weil bei den Krystallen sehr verschiedene Gestaltungen in Folge von Aenderungen der Flächenstellung, ungleichen Ausdehnung und der Combination der Flächen hervortreten, während bei den Schneckenschalen die allgemeine Configuration sich sehr gleich und beständig bleibt. Er widmete seine Untersuchung zunächst der Bestimmung des Gesetzmäßigen in den Schraubenwindungen der Schalen und fand, daß die Windungsabstände einem Gesetze der geometrischen Progression folgen, und daß ihnen eine Art logarithmische Spirale zu Grunde liegt. Er nannte diese Curve Conchospirale. („Die Spirale der Conchilien“ N. Jahrb. d. Min. 1864, 219. „Ueber innere Spirale bei Ammoniten“ in d. Ber. d. Verh. d. Sächs. Ges. d. Wiss., Leipzig 1865, 21). Seit 1872 war N. wegen eines öfters wiederkehrenden Kehlkopfleidens von der Professur in Leipzig zurückgetreten und siedelte nach seiner Geburtsstadt Dresden über, um seine ganze Muße der Fortsetzung seiner wissenschaftlichen Arbeiten zu weihen. Inmitten dieser Thätigkeit ereilte ihn nach kurzem Krankenlager der Tod am 26. Nov. 1873. N. genoß in allen Ländern den Ruf eines der hervorragendsten Gelehrten auf den beiden Gebieten der Mineralogie und Geognosie, wie die zahlreichen Ehrenbezeigungen beweisen, mit welchen man dem bescheidenen Forscher die Anerkennung auszudrücken bestrebt war. N. war Mitglied der Akademien der Wissenschaften von Berlin, München, Paris und St. Petersburg, der Society of London, der American Philos. Society und zahlreicher gelehrter Gesellschaften; 1865 ernannte ihn die philosophische Facultät der Universität in Wien zum Ehrendoctor und die hochangesehene Geol. Society of London verlieh ihm als Ausdruck höchster Anerkennung die Wollaston Medaille. Ein Selensilbermineral wurde ihm zu Ehren Naumannit genannt.

Geinitz im N. Jahrb. f. Miner. 1874, 147. — v. Kobell, Nekrolog. Sitzber. d. bayer. Akad. d. Wiss. 1874, 81. — Credner, Gedenkrede auf Naumann. — v. Dechen, Sitzungsber. der niederrhein. Gesell. f. N. v. 2. Dec. 1873.

v. Gümbel.

Naundorf: Karl Wilhelm N., welcher sich für Ludwig XVII. ausgab und damit größere Erfolge als die 4 übrigen Persönlichkeiten, welche diese Rolle unternahmen, erzielte. Ueber seine persönlichen Verhältnisse sind von Behörden in Preußen Nachforschungen angestellt, deren Ergebniß aber durch keine amtliche Auslassung bekannt geworden ist. Nach den Verhandlungen eines 1836 in Paris gegen ihn stattgehabten Processes haben jene Nachforschungen nicht den geringsten Anhaltspunkt ergeben. Nach späteren Zeitungsangaben soll aber damals ermittelt sein, daß er in preußisch Polen geboren sei und obige Vornamen führe. Als

Quellen bieten sich, außer Zeitungsnachrichten der 1830er Jahre, die Verhandlungen jenes, sowie eines 1851 bezw. 1874 in Paris stattgehabten Processes und mehrere besondere Broschüren dar. Als feststehend darf Folgendes gelten. N. kam 1810 mit einem auf diesen Namen lautenden Passe in Berlin an und erklärte, als dessen Angaben auf ihn wenig paßten, in polizeilichem Verhöre, er sei der Dauphin. Nachdem ihm unter v. Kamptz's Regime seine Papiere polizeilich abgenommen waren, wurde er durch Vermittlung des Berliner Polizeibeamten Lecoq am 8. Dec. 1812 in Spandau als Bürger aufgenommen, wo er als Uhrmacher lebte. Nach Ludwigs XVIII. Thronbesteigung schrieb er zur Geltendmachung seiner Rechte 1816, 17 und 18 Briefe an die Herzogin v. Angoulême ohne Antwort zu erhalten. 1818 verheirathete er sich in Spandau und wandte sich nach der Geburt seines ältesten Kindes wegen seiner Ansprüche an den preußischen Minister des Innern. 1822 siedelte er nach Brandenburg über, wo er ebenfalls auffallend leicht das Bürgerrecht erwarb. Nach einem Brande in der Nähe seiner Wohnung, wobei er seine übrigen Papiere verloren haben wollte, wurde er der Brandstiftung angeklagt, aber wegen ungenügender Beweise freigesprochen. Denselben Ausgang hatte dort eine Anklage wegen Falschmünzerei. Dann wurde er daselbst zu 3 Jahren Gefängniß verurtheilt, weil er sich fälschlich für ein Mitglied der Bourbonenfamilie ausgegeben. Die Strafe büßte er im Gefängniß zu Krossen ab, dessen Director v. Seckendorf sowie der dortige Justizrath Pezold seine überzeugten Anhänger wurden. Erst infolge der Verwendung des letztern bei der Herzogin v. Angoulême und hohen Personen in Berlin wurde die öffentliche Aufmerksamkeit auf N. gezogen. Nachdem dieser 1829 von der Herzogin auf einen nochmaligen Brief eine abweisende Antwort erhalten, erschien er 1833 mittellos in Paris, wo Frau de Rambaud, früher Kammerjungfer an der Wiege des Dauphin, ferner Frau Marco de St. Hilaire und de Joly, letzter Minister des Innern Ludwigs XVI., Zeugniß für Naundorf's Echtheit als Dauphin ablegten. Es bildete sich um ihn ein Kreis gläubiger Legitimisten, von denen besonders Graf Gruau de la Barre, Advocat aus Le Mans, für ihn wirkte. Marquis Morel de St. Didier machte bei der Herzogin v. Angoulême in Prag einen vergeblichen Versuch wegen Naundorf's Anerkennung und gründete zur Verfechtung von dessen Ansprüchen das Blatt „La justice“ in Paris. Im Oct. 1834 suchte N. die Gerichtsverhandlungen gegen Hebert, den sogenannten Grafen Richmond, welcher sich ebenfalls für den Dauphin ausgab, durch einen Brief an die Geschworenen auszunutzen, an dessen Schluß er sich mit der feierlichen Versicherung, daß er der wahre Dauphin sei, an alle Franzosen wandte. Nachdem sein Blatt wegen mangelnder Caution bald eingegangen war, verklagte ihn dessen Redacteur Thomas als Betrüger und auf Schadenersatz, wurde aber abgewiesen, worauf dessen Vater durch sein Buch „Naundorff ou mémoire à consulter sur l'intrigue du dernier des faux Louis XVII.“ (Paris 1837) N. als Betrüger hinzustellen suchte, welcher jedoch offen und unbelästigt den Titel eines Herzogs der Normandie führte. Als er aber am 13. Juni 1836 den Versuch machte, die Mitglieder der königlichen Familie zu citiren, um bei der Geltendmachung seiner Rechte zugegen zu sein, ward er verhaftet, aus Frankreich verbannt und auf seine Berufung hiergegen vom Staatsrath abgewiesen. — Die Schrift „La vie du véritable fils de Louis XVI, duc de Normandie, écrite par lui-même“ (Paris, Juli 1836, deutsch bei Meyer in Cottbus und Guben 1837) enthält keine vollständigen Angaben über Naundorf's Vergangenheit, sondern er klagt darin übtr Verläumdungen, versichert politische Rechte nicht zu beanspruchen und verlangt von Frankreich nur seinen Namen und ein Grab auf dem Boden des Vaterlands, nebenbei aber doch auch das bürgerliche Eigenthum des Königthums. Vrgl. auch die Schrift „Ludwig XVII. lebt“ (Leipzig

1835). Die Schrift des pariser Advocaten Bourbon-Leblanc „Le véritable duc de Normandie“ gibt eine höchst abenteuerliche und unglaubhafte Darstellung der Rettung des Dauphin aus dem Temple und Naundorfs fernerer Schicksale in vielen Ländern. Der Artikel über N. von Bouvet in der „Nouvelle biogr. générale“ (Bd. 37, Paris 1863) weicht von obiger Darstellung etwas ab. Hiernach sollen Urkunden, welche die französische Polizei 1839 dem Morin de la Guérinière geliefert habe, beweisen, daß N. ein in Potsdam geborener Jude aus einer früher in preußisch Polen domicilirten Familie gewesen, sich in Spandau mit der Tochter des Pfeifenfabrikanten Einers in Havelberg verheirathet habe und daß später der Versuch eines französischen Bischofs, ihn in ein Kloster zu stecken, gescheitert sei. Die Erzählung in Zeitungen von einem am 28. Jan. 1834 in Paris auf N. gemachten Mordversuch muß wegen der Details als unglaubhaft gelten. Verbannt, wandte sich N. nach London, wo er in eigenen Werkstätten mechanische Versuche bezüglich der Kriegswaffen anstellte und eine seiner Erfindungen den Beifall einer artilleristischen Prüfungscommission fand. In einem Buche „Doctrine céleste“ legte er seine Ideen über eine nothwendige Reform der christlichen Religion nieder. Auch richtete er von London wiederholt Ansprachen an die Franzosen sowie Briefe an viele europäische Fürsten. Am 16. Oct. 1838 wurde er in Camberwell durch den Mordversuch des Desiré Rousselle verwundet. Nach einem neuen im Jan. 1845 gegen ihn verübten Mordversuch siedelte er nach Holland über, wo er mit der Regierung über den Verkauf des Geheimnisses seiner Erfindungen verhandelte, die in der Nähe von Breda praktisch versucht wurden. N. starb in Delft am 10. Aug. 1845. Der Grabstein bezeichnet ihn als „L. XVII., K. v. Frankreich u. Navarra, Herzog der Normandie“. Er hinterließ 6 Kinder, von denen Adalbert Officier im holländischen Heere, Ange Emanuel Officier in der holländischen Marine wurden. Die Wittwe und die Kinder riefen 1851 in Paris einen gerichtlichen Ausspruch über Naundorf's Rechte hervor. Das Gericht wies sie mit der Erklärung ab, daß die Acte über den Tod Ludwigs XVII. echt und richtig sei. Dieses Urtheil wurde am 27. Februar 1874 vom pariser Appellhofe bestätigt. Naundorf's Kinder wurden 1863 in Holland unter dem Namen de Bourbon naturalisirt.

Vgl. noch Gruau et Laprade, Motifs de conviction sur l'éxistence du duc de Norm.; ferner Abrégé de l'histoire du Dauphin, fils de L. XVI.; A. Allg. Ztg. 1838 Nr. 330; 1845 Nr. 231; 1874 Nr. 44, 62, 63 a. o. Beil.; Die Bourboniden in Breda im Morgenblatt (Stuttg. 1853) Nr. 39 S. 913; Th. Wenzelburger in Unsere Zeit 1874, Bd. 1. R. v. Gottschall in Unsere Zeit Jahrg. 1885, Bd. 2.

Wippermann.

Nausea: Friedrich N., Bischof von Wien (1541—1552), war der Sohn eines Wagners und hieß mit seinem Familiennamen Grau, der im Sinne von Grauen, Gräuel später in Nausea (d. i. Eckel) latinisirt wurde. Er war weder zu Weißenfeld im Würtembergischen, noch wie andere angeben, zu Pleichfeld im Würzburgischen, sondern im Städtchen Waischenfeld (daher Blancicampianus) im Bambergischen geboren. Das Geburtshaus, das im Schwedenkriege 1633 abbrannte, befand sich in der unteren Gasse neben der Kapelle der Heiligen Laurentius und Michael, wo jetzt das Haus Nr. 126 steht. Frühzeitig trat N. in Beziehung zu dem freiherrlich schwarzenbergischen Hause. Des bambergischen Hofmeisters Johann II. von Schwarzenberg und Hohenlandsberg Sohn Paul, den Domherrn von Bamberg, Köln und Würzburg, begleitete N. auf die Universität Leipzig; hier wurde N. selbst 1514 immatriculirt. 1518 begab sich N. mit seinem adeligen Zögling nach Italien, und zwar zunächst nach Pavia,

wo er 1519 sein erstes Werk, Distichen auf die Werke des Lactantius, veröffentlichte, sodann nach Padua, wo er auch nach der Abreise seines jungen Freundes verblieb, da ihn eine längere Krankheit befiel, die ihn indeß nicht hinderte, 1521—1522 eine Ars poetica, das „Syntagma de conficiendis epistolis“, sowie einige andere Werke ähnlichen Inhaltes zu verfassen, welch’ letztere indeß nachher zu Wien, im Hause Cuspinians, wo sie für den Druck hinterlegt waren, bei dem großen Brande am 18. August 1525 zu Grunde gingen. Nach seiner Genesung widmete sich N. mit Eifer dem Studium der Rechtswissenschaften, als dessen Frucht gleichfalls mehrere damals im Druck erschienene Schriften zu betrachten sind. Nachdem er sodann (1523) den Doctorgrad der Jurisprudenz erhalten hatte, begab er sich, wie es scheint, nach Siena, um die schon in Deutschland unter der Leitung des Johannes Cochläus begonnenen theologischen Studien fortzusetzen. Allein mitten aus dieser Thätigkeit rief ihn der Cardinal Campegius ab, dem er sich durch seine litterarischen Arbeiten bestens empfohlen hatte und der, als er sich als päpstlicher Legat zur Beilegung des Reformationsstreites nach Deutschland begab, sich ihn zu seinem Secretär und Begleiter ersah. So zog denn N. mit dem Cardinal über die Alpen und wurde von diesem zunächst zu Melanchthon nach Bretten in der Rheinpfalz gesandt, um ihn für Rom zu gewinnen, was freilich nicht gelang, obwol Melanchthon Nausea’s irenische Gesinnungen anerkannte. N. kehrte hierauf nach Nürnberg zurück, wo ihn der Cardinal unter anderen beauftragte, die von den Ständen überreichten 100 Beschwerden zu widerlegen, was durch die übrigens erst 1538 zu Köln im Druck erschienene Schrift „Responsa una cum eorundem declarationibus et moderaminibus sacrosanctae sedis apostolicae, ad aliquot inclytae Germaniae nationis adversus illam gravamina“ geschah. N. begleitete sodann den Cardinal nach Regensburg, wo zwischen dem Erzherzog Ferdinand, den Herzögen von Baiern, dem Erzbischof von Salzburg und einer Anzahl süddeutscher Bischöfe (1524) ein katholisches Bündniß zur Durchführung des Wormser Edictes und zur Abschaffung der religiösen Mißbräuche in ihren Landen zu Stande kam, und hierauf nach Wien, wo ihn Campegius zur Belohnung seiner ausgezeichneten Dienste zum päpstlichen Notar und lateranensischen Grafen ernannte. Von Wien aus richtete N. an Erasmus von Rotterdam eine (auch im Druck erschienene) Aufforderung, sich ja nicht durch seine Leibesschwäche, die Unbequemlichkeit der Reise u. dergl. von dem Besuche des Reichstages zu Speier abhalten zu lassen, sowie er noch später (1536) dem großen Humanisten einen warmen Nachruf widmete. Von Wien begab sich Campegius wegen der Türkengefahr nach Ofen und kehrte sodann nach Italien zurück. Hier treffen wir 1525 auch N. an, der sich damals vor die Wahl von drei Pfründen gestellt sah, die ihm von Deutschland aus angetragen wurden, nämlich die Pfarrstelle bei St. Bartholomäus zu Frankfurt, den Dompredigerposten in Mainz und das Suffraganeat zu Würzburg. Nach längerem Schwanken entschied sich N. für Frankfurt, wo er jedoch, da mittlerweile in dieser Stadt die protestantische Lehre Eingang gefunden hatte, sein Amt nicht anzutreten vermochte, so daß er sich vielmehr nach kurzem Verweilen zur Flucht genöthigt sah. Er ging nach Mainz, wo ihm nun das Amt eines Dompredigers übertragen wurde, das ihm die Gelegenheit gewährte, eine vielseitige homiletische Thätigkeit zu entfalten. Da sich seine Predigten vielfach auf die schwebenden Zeitfragen bezogen und da die meisten derselben auch im Druck erschienen, lenkte er die Aufmerksamkeit immer weiterer Kreise auf sich, zuletzt — durch seine Homiliensammlung — jene des römischen Königs Ferdinand, der ihn zu seinem Rath und Hofprediger ersah und ihm in der Folge zur Entlohnung seiner Dienste die Pfarren Asparn (an der Zaya) und Mistelbach verlieh. Bevor N. dieses neue Amt antrat, begab

er sich (1533) nach Rom, wo ihn der Papst von dem nach canonischem Rechte für eine solche Stelle nöthigen Doctorgrade der Theologie dispensirte, den er sich gleichwol (1534) zu Siena erwarb. Da er indeß gewöhnlich nur in der Advent- und Fastenzeit am königlichen Hofe zu Wien, Innsbruck oder Prag als Prediger zu fungiren hatte, hielt er sich auch jetzt während der übrigen Monate des Jahres in Mainz auf, wo er damals sein großes Homilienwerk in's Deutsche übersetzte. 1538 erwählte Bischof Faber von Wien seinen verdienstvollen Freund N. zum Coadjutor. Nur ungern nahm N. die ohne sein Vorwissen erfolgte Berufung an, da das Bisthum Wien, an sich nicht sonderlich reich dotirt, infolge der Türkenkriege und der um sich greifenden protestantischen Lehre in harte Bedrängniß gerathen war. Nur unter der Bedingung, daß ihm die Beibehaltung des Mainzer Canonicates gestattet und daß er der Residenzpflicht für diese und für jede andere Pfründe, die er noch besaß oder erhalten würde, unbeschadet der vollen Einkünfte derselben, enthoben werde, nahm er die Berufung an und übersiedelte nach Wien, da ihn sein neues Amt verpflichtete, an jedem Sonn- und Feiertage vor dem königlichen Hofe zu predigen. 1540—1541 wohnte N. im Auftrage König Ferdinands den Religionsgesprächen zu Hagenau und Worms bei, bei denen er, sowie einst zu Bretten, zu vermitteln suchte, und die ihm den Anlaß zur Abfassung einiger Schriften gaben. Als am 21. Mai 1541 Faber starb, folgte ihm N. als Bischof von Wien. In dieser Stellung hat übrigens N. die in ihn gesetzten Hoffnungen nicht ganz erfüllt. Zum Theil freilich lag die Schuld nicht so sehr an ihm, als an den vorgefundenen Verhältnissen. Er selbst sagt, das Bisthum Wien sei ein ganz eigen Ding: ein bischen befehle der Bischof von Wien, ein bischen der Bischof von Passau, ein bischen die Universität, ein bischen der Decan der theologischen Facultät, ein bischen der Bürgermeister, ein bischen die Geistlichen, die sich bald hinter diesen, bald hinter jenen stecken und dem Bischof trotzen. Hierzu kämen noch die Mönche mit ihren Generälen, Aebten und Pröpsten. Ein jeder Bischof sei ein armer Mann, ein Mann ohne Ansehen, ohne Einfluß, ohne Macht und ohne Mittel. Der Wiener Bischof, heißt es anderswo, habe keine Jurisdiction über das Domcapitel, das sich wenig um den Gottesdienst kümmere, dessen weltliche Mitglieder durch unzüchtigen Wandel und ungebührliche Kleidung allgemeines Aergerniß gäben. Der Bischof habe auch nicht den geringsten Einfluß weder auf die gelehrten Anstalten noch auf die Volksschulen; kaum ein oder der andere Geistliche gehe aus den Wiener Schulen hervor, obgleich doch beiläufig 600 Scholaren und Studenten vorhanden seien: daher der Mangel an Priestern. Stets kränkelnd und in seine Bücher sich vergrabend, während er seine Dienstleute schalten und walten ließ, war N. nicht der Mann, um hier energisch durchzugreifen. Wol glänzte er auch in Wien, wie man aus Wolfgang Schmelzl's Lobspruch dieser Stadt ersieht, als Kanzelredner, wol drang der Ruf seiner Beredsamkeit bis nach Schlesien, wohin er sich, nachdem er zuvor auch in Böhmen gepredigt hatte, 1547 mitten in den Kriegsunruhen begab, um zu Breslau und Glogau unter großem Volkszulaufe gegen die um sich greifenden Häresien zu eifern. Auch suchte er in seinem eigenen Sprengel eine Reform des Clerus anzubahnen, sowie er zugleich selbst zur Feder griff, um durch eine Schrift zur Unterweisung der Priesteramtscandidaten an der Universität Wien das theologische Studium wieder zu beleben. Aber er vermochte bei alledem dem zunehmenden Verfalle des Katholicismus, der immer mächtiger anschwellenden protestantischen Bewegung, die, trotz aller Verbote gegen Einfuhr und Verkauf sectischer Bücher und des Besuches auswärtiger Universitäten, auch in Oesterreich eindrang, nicht Einhalt zu thun. Während der Frohnleichnamsprocession 1549 schlug sogar ein fanatischer Bäckergeselle dem Priester — ob N. selbst, ist ungewiß — die

Monstranz aus der Hand. Uebrigens war N. selbst der staatlich angeordneten Büchercensur nicht hold. Sein Ansehen als Bischof schädigte N. auch durch die ärgerlichen Conflicte, in die er über die von ihm angeordnete Verhaftung seines Officials Dr. Martin Angerer und über die Ansprüche gerieth, welche der Erbe eines verstorbenen Chorcaplans von St. Stephan wider ihn erhob. In beiden Fällen entschied König Ferdinand gegen N., der damals nahe daran war, auf sein Bisthum zu verzichten. Auch durch die Thätigkeit der Jesuiten mußte sich N. in seinem eigenen Wirken beengt fühlen. Wenn Ferdinand den Pater Claudius aufforderte, dem Gewirr von Katechismen und Lehrbüchern der Religion einen Inbegriff christlicher Lehre nach der Auffassung der katholischen Kirche entgegenzustellen, so lag in diesem Auftrage streng genommen ein Mißtrauensvotum gegen N., dessen Katechismus — eines seiner Hauptwerke — seit 1543 vorlag. Auch hielt sich N. vielfach außerhalb seines Sprengels auf. 1542 wohnte er als einer der vom Papste einberufenen Consultoren jenen Berathungen bei, welche aus Anlaß der bevorstehenden Eröffnung des Tridentiner Concils in Rom stattfanden. Eben damals trat er mit jenem Katechismus hervor, den er dem Papste Paul III. widmete. Wie er die Concilsaufgabe erfaßte, geht aus den zu München handschriftlich noch erhaltenen „Sylvae synodales“ in 8 Büchern hervor, von denen bis jetzt nur die von N. dem König Ferdinand überreichten Bücher V und VI aus einem Codex der Wiener Hofbibliothek von Th. Wiedemann, Oesterr. Vierteljahrschrift für kathol. Theologie, IV. Jahrg., veröffentlicht worden sind. Besonders bemerkenswerth ist es, daß hier N. unter Festhaltung des katholischen Lehrbegriffes die Gestattung der Laiencommunion empfiehlt und dem Papste in Hinblick auf so manche Aergernisse, die den geistlichen Stand verächtlich machten und den fühlbaren Priestermangel mitbedingten, die Aufhebung des obligatorischen Charakters des Cölibats nahe legt. Auch trat N. 1545 in einer besonderen Schrift für Regensburg als Concilort ein, woneben er indeß auch Köln als solchen gelten ließ. Schon 1542, dann wieder 1545 hatte Ferdinand unsern N. zu seinem Orator auf dem Concil bestimmt. Beide Male unterblieb aber die Reise auf das Concil und dieses selbst wurde bekanntlich 1543 und 1549 suspendirt. Erst als 1551 das Concil wieder eröffnet wurde, erhielten N. und Paul, Bischof von Agram, die Instruction als Vertreter des Königs von Ungarn und Böhmen, Dalmatien und Croatien und des Herzogs von Oesterreich. Am 30. August 1551 traf N. in Trient ein. Am 1. September, in der zwölften Sitzung des Concils, übergab er sein Mandat. Bald nahm er selbst hervorragenden Antheil an den Berathungen des Concils, besonders bezüglich der Eucharistie, wobei er, gleich dem Cardinal von Trient, die Gestattung der Communion sub utraque befürwortete. Noch am 7. Januar hielt N. bei der Verhandlung der Generalcongregation über die häretischen Artikel bezüglich der Messe und des Priesterthums einen längeren Vortrag. Aber schon am 6. Februar 1552 raffte ihn das damals zu Trient herrschende Fieber hinweg. Sein Concilsdiarium kam durch den Würzburger Weihbischof Georg Flach, der einer seiner Testamentsexecutoren war, an den Abt von Weingarten, der es der Benedictinerabtei Kempten schenkte. Eine Abschrift des Tagebuches verehrte der dortige Fürstabt dem Papste Benedict XIV., und diese Copie soll sich noch gegenwärtig in der vaticanischen Bibliothek befinden. Das Original wanderte bei der Säcularisation in das Dillinger Archivconservatorium und ist seitdem verschollen. Der Leichnam Nausea's wurde nach Wien überführt und in der dortigen Domkirche vor dem damals sogenannten Marcusaltar beigesetzt. An dem Pfeiler bei dem Katharinenaltar befindet sich ein Oelgemälde, welches ihn als Prediger auf der Kanzel inmitten einer gedrängten Zuhörerschaar darstellt (Abbildung bei Ogesser), darunter eine entsprechende Inschrift. Ein schönes

Denkmal hat sich N. selbst in der Pfarrkirche seiner Vaterstadt Waischenfeld errichtet: auf einer großen Steinplatte ist hier N. inmitten zweier Engel, welche ihm das Wappen vorhalten, dargestellt. Das schönste aber hatte ihm schon bei seinem Leben Aleander gesetzt, indem er am 31. Mai 1532 nach Rom berichtete: „Was Cochläus für Sachsen, Eck für das Donauland, Berns für die Schweiz, Faber für das ganze Reich, das ist für die Rheinlande Nausea.“

Im J. 1546 hatte N. den „Lucubrationum catalogus“ veröffentlicht, in welchem er seine bis dahin erschienenen Werke verzeichnete, wie er sagt, nicht um damit zu prunken, sondern wegen der vielen untergeschobenen Bücher, welche seine Neider und Gegner unter seinem Namen colportirten. Gegenwärtig findet man seine Schriften am vollständigsten aufgezählt bei Jos. Metzner, Friedrich Nausea, Bischof von Wien, Regensburg 1884, wo auch sein Testament abgedruckt ist.

Vgl. auch Th. Wiedemann, Gesch. d. Reformation und Gegenreformation im Lande u. d. E., Bd. I u. II. Nausea's Beschwerdeschrift, mitgetheilt von Seb. Brunner in Stud. u. Mittheil. aus d. Benedictiner Ord., III. Jahrg., und (Ogesser) Beschreibung der Metropolitankirche zu St. Stefan in Wien (1779). Eine Medaille auf N. von Augustin Hirsvogel erwähnt Bergmann, Medaillen I, 287. v. Zeißberg.

Nave: Johann N., einer der bedeutendsten Algologen Oesterreichs, wurde am 16. September 1831 zu Prag als der Sohn eines kaiserlichen Beamten geboren und siedelte nach dem frühen Tode des Letzteren mit der Mutter nach Brünn über, wo er von 1842—1850 das Gymnasium besuchte. Obwol er schon damals eine ausgesprochene Vorliebe für die Naturwissenschaften bezeugte, widmete er sich doch juridischen Studien, denen er in Wien oblag, fand indessen auch noch Muße genug, sich besonders mit Botanik zu beschäftigen und die geistvollen Vorträge Unger's zu hören, der ihn zuerst in die Geheimnisse des Mikroskops einweihte. Im J. 1854 kehrte N. nach Brünn zurück in der Absicht, sich der Advocatur zu widmen; doch gab er diesen Plan wegen mangelnder Aussichten auf eine günstige Zukunft auf und trat bei der mährischen Finanz-Landesdirection in den Staatsdienst. Seinem Lieblingsfach, der Botanik, blieb er auch in der Folge treu, warf sich indessen bald auf einen speciellen Zweig derselben und zwar auf das Studium der Algen. Die Erforschung der Algenflora Mährens und Oesterreich-Schlesiens ist fast ganz Nave's Werk. Die Arbeiten darüber sind von ihm in den Verhandlungen des naturforschenden Vereins in Brünn niedergelegt, der von N. begründet worden war, und der ein wichtiger Hebel für seine eigenen Forschungen wurde. Bei diesem Vereine versah er überdies mehrere Jahre hindurch die Stelle eines Bibliothekars und bis zu seinem Tode jene eines Rechnungsführers. Selbständig gab N. nur eine für weitere Kreise bestimmte Schrift heraus, „Anleitung zum Einsammeln, Präpariren und Untersuchen der Pflanzen, mit besonderer Rücksicht auf Kryptogamen“ (1864), in welcher er seinen Gegenstand mit Gründlichkeit und Faßlichkeit behandelte. N. starb am 18. November 1864 zu Brünn an einem Leiden, dessen Keim schon seit Jahren in ihm gelegen, erst 33 Jahre alt.

Wurzbach, Biographisches Lexikon, 20. Bd., S. 106.

Brümmer.

Naeve: Johann Karl N. (latinisirt Naevius), Rechtsgelehrter; geb. 1650 zu Chemnitz, † am 31. December 1714 zu Wittenberg. Leider sind über ihn nur sehr dürftige Nachrichten zu uns gelangt. In einer kleinen Universitätsstadt wirkend, scheint er ein einförmiges Gelehrtenleben geführt und jede von akademischen Geschäften freie Zeit litterarischen Arbeiten gewidmet zu haben. Wir wissen von N. nur, daß er nach beendeten Universitätsstudien 1675 den

juristischen Doctorgrad erwarb, sodann in Wittenberg außerordentlicher Professor der Rechte und Beisitzer der Juristenfacultät wurde, und am 31. December 1714 im 65. Jahre seines Alters dort mit Tode abging.

N. war ein tüchtiger Civilist, der sich vorzugsweise mit dem Familienrechte beschäftigte. Er schrieb etwa 25 Dissertationen, einige Programme und folgende Specialwerke: „Das Priester-Recht (jus sacerdotum)", Chemnitz 1707; „Das Ehe-Recht in 7 Capiteln (jus conjugum)", Chemnitz 1709, 4⁰; „Das Vater-Recht (jus patrum)", Chemnitz 1710; „Das Gerichts-Recht in den Städten, Aemtern und auf dem Lande (jus justitiariorum)", Wittenberg 1713; endlich „Das Lehen-Recht (jus feudale)", Leipzig 1715, — von denen das Ehe- und das Gerichts-Recht, ersteres 1714, letzteres 1733 neu aufgelegt wurden. Die genannten Werke sind durchgehends in deutscher Sprache abgefaßt, wahrscheinlich unter dem Einflusse von Chr. Thomasius (1655—1728), der die Muttersprache in der Rechtswissenschaft einführte und aus diesem Grunde 1687 in Leipzig zum ersten Male in deutscher Sprache las und schrieb. Bei N. ist der Stil noch ebenso schwerfällig als die Ausdrucksweise breit und unbeholfen. — In lateinischer Sprache besitzen wir von ihm: „Amoenitates subcisivae continentes principia, causam moralem et verum subjectum legis Juliae Repetundarum etc." Jen. 1690, 4⁰, und „De juramentis etc. Accedit dissert. de jur. delato super facto famoso." Viteb. 1710. 4⁰.

Nicht zu verwechseln mit unserem Gelehrten ist ein anderer, gleichfalls sächsischer Jurist, Sebastian Näve oder Naevius. 1563 als Kaspar Naeve's Sohn in Leipzig geboren und auf mehreren Akademien gebildet, kam er 1614 als syndicus primarius nach Erfurt und starb in dieser Eigenschaft am 18. October 1643 im Alter von 80 Jahren. Er hinterließ ein zweibändiges „Systema selectorum jus Justinianeum et feudale concernentium" (Francof. s. M. 1608 fol.).

Lipen. biblioth. jurid. II, 217. 218. Jöcher s. v. Nävius.

Eisenhart.

Neander: Joachim N., eigentlich Nigemann, war der zweite lutherische „Superattendent" der Stadt Stade und spielt dadurch in der noch wenig aufgeklärten Geschichte der Reformation im Erzbisthum Bremen eine nicht unbedeutende Rolle. Seine Stellung war verdunkelt durch gelehrte Irrwege des vorigen Jahrhunderts, nach denen bis 1862 hin überhaupt Stader Superintendenten geleugnet wurden, und durch Verwechselung mit seinem gleichnamigen Sohne. Er starb 1556. Geboren war er in Wismar, studirte in Rostock, später noch in Wittenberg, wo er Doctor geworden zu sein scheint. Melanchthon empfahl ihn wegen seiner Reinheit, Ehrenhaftigkeit, Gelehrsamkeit und Mäßigung (magna moderatio in omnibus) 1551 an Hardenberg (s. A. d. B. X, 558), dieser wieder an den Stader Rath. Nach Schröder's Wismarischer Kirchenhistorie hatte er schon viele Jahre als Prediger und Pastor gewirkt. Wann er in Stade ein Kirchenamt fand, ist nicht sicher, als Superattendent genannt wird er 1555, wahrscheinlich trat er sofort als Nachfolger des Ostern 1553 verstorbenen Superattendenten Johannes Osenbrügge ein. Zugleich war er Pastor an der Burgkirche St. Pancratii. Da auch der sonst unbekannte und nachher verschollene jugendliche Freund Ulrich v. Hutten's in Rostock, Joachim Nigemann, aus Wismar stammte, so leidet es kaum einen Zweifel, daß dieser von Wismar nach Wittenberg gegangen und dort seinen Namen in Neander gräcisirt habe, als er sich der Reformation zuwandte. Hutten hatte sich auf seiner Flucht vor Wedege Lötz in Rostock 1509 zuerst an N. um Hülfe gewandt, da jener auch in Greifswald (Pomerias per oras) ihm genannt war, und widmete ihm das neunte Tetrastichon in der Epistola ad sedecemviros Gymnasii Rostochiensis und die vierte Elegie

im ersten Buche Querelarum. In Rostock war N. noch Philosoph, nicht Theologe; 1490 wurde er nach der Artistenmatrikel baccalarius, 1492 Magister. In der Stade'schen Kirchengeschichte ist er oft mit seinem Sohne Joachim N. II. verwechselt, der 1582 dort Diakonus zu St. Cosmä, 1586—1627 oder 1628 Pastor zu St. Pancratii und seit 1602 zugleich Senior ministerii war, welcher Stelle damals schon die Superintendenturfunctionen oblagen. Er war wiederholt in kryptocalvinistische Streitigkeiten verwickelt und verleugnete seine Hinneigung zu den Reformirten nicht.

Krause, Archiv des Stader Vereins f. Gesch. 2c. I, 155. Schlichthorst, Beyträge zur Erläuterung der 2c. Gesch. der Herzogth. Bremen und Verden, II, 215 und 220; wo die zum Theil sehr entlegenen älteren Quellen. Ed. Böcking, Hutteni opera I, p. 10 und III, p. 28. Krabbe, Univ. Rostock, nennt Nigemann nicht. Krause.

Neander: Joachim N., der bekannte reformirte Dichter geistlicher Lieder, wurde zu Bremen im J. 1650 geboren und starb ebenda im J. 1680, nur 30 Jahre alt. Als sein Geburtsjahr wurden früher auch die Jahre 1610 und 1640 genannt; nach neueren Untersuchungen darf das Jahr 1650 als feststehend angesehen werden. Er war der erste Sohn aus der zweiten Ehe seines Vaters Johann Joachim N. (geb. 1614, † 1666). Außer seinem Vater, der seit dem Jahre 1636 Lehrer am Pädagogium in Bremen war, waren seine directen Vorfahren bis in die Tage der Reformation zurück Prediger; sein Urgroßvater ist der von Melanchthon in einem Schreiben an Hardenberg vom 1. Mai 1551 zum Prediger in Stade empfohlene Joachim Neumann aus Wismar; erst sein Großvater Joachim N. († 1651 zu Lochem bei Zütphen) verwandelte den deutschen Namen in den griechischen; unser N. selbst ward von seinen Zeitgenossen auch Neuander und Neiander genannt. Nach dem Tode seines Vaters ward er am 25. October 1666 in das Gymnasium illustre (die Hochschule) seiner Vaterstadt aufgenommen, auf welchem namentlich der Rector und Professor Gerhard Meier für seine gelehrte Ausbildung von Einfluß war. Von entscheidender Bedeutung für ihn war, daß im Juli 1670 Theodor Undereyk (geb. 1635, † 1693) als Pastor zu St. Martini nach Bremen kam. Dieser gewaltige Prediger, der ein Schüler von Coccejus war und sodann von Jean de Labadie beeinflußt nach dem Vorgange desselben Privatversammlungen (Conventikel) in Bremen einführte, wurde Neander's geistlicher Vater; es ist die Art der neuerdings als „reformirter Pietismus" bezeichneten Richtung, die fortan der Frömmigkeit Neander's eignet. Im J. 1671 ging er als Informator einiger Kaufmannssöhne aus Frankfurt a. M. nach Heidelberg, wo er auch seine eignen Studien fortsetzte. Von hier begab er sich zwei Jahre später nach Frankfurt a. M.; wir wissen nicht, welche Stellung er hier hatte; doch ist es wahrscheinlich, daß er mit Mitgliedern der französisch reformirten Gemeinde vorzüglich verkehrte. Doch auch mit Spener und Johann Jakob Schütz trat N. in ein näheres Verhältniß; die von Spener im J. 1670 in Frankfurt eingeführten collegia pietatis, die auf dem Boden der lutherischen Kirche dasselbe bezweckten, was die u. a. von Labadie und Undereyk veranstalteten Versammlungen innerhalb der reformirten Kirche, werden ihn ohne Frage angezogen haben, während es dahingestellt bleiben muß, ob die Dichtungen von Schütz ihn zu eignen Liedern angeregt haben. N. erhielt in Frankfurt im Frühjahr 1674 eine Berufung als Rector an die lateinische Schule der reformirten Gemeinde in Düsseldorf; am 1. Mai 1674 ward er in dieses Amt eingeführt. Mit dieser Stellung war die Verpflichtung verbunden, den Prediger der Gemeinde in seinem Amte zu unterstützen. N. hat in Düsseldorf vielfach gepredigt und zeichnete sich, als dort im Sommer 1674 die Ruhr herrschte, in der Seelsorge aus. Um diese Zeit etwa fing er nun auch an,

private Versammlungen zur Erbauung zu halten, und das scheint den ersten Anlaß dazu gegeben zu haben, daß der Prediger der Gemeinde, Sylvester Lürsen, der wie N. aus Bremen stammte und ihm anfänglich sehr wohl gesinnt war, mit ihm unzufrieden ward. Die Spannung zwischen beiden ward vergrößert, als N. dann auch anfing, sich vom öffentlichen Gottesdienst zurückzuhalten und an der Feier des heiligen Abendmahls nicht mehr theilnahm, um es nicht mit Unwürdigen zusammen genießen zu müssen. Es waren das alles Anzeichen davon, daß N. sich immer entschiedener zu den Ansichten neigte, wie sie in jenen Jahren von Ladenstege, Labadie u. a. vertreten wurden, und daß sein an sich ehrenwerther Eifer für ein das wirkliche Leben durchdringendes Christenthum daran war, ihn zu völligem Separatismus zu führen. Nicht unbedenklich war es, daß er jetzt sich auch als Rector von den bestehenden Ordnungen abzuweichen erlaubte; ohne Vorwissen des Presbyteriums hielt er ein Schulexamen und setzte er Ferien an. Die Folge war, daß er anfangs Februar 1677 von seinem Rectorate entlassen werden sollte, nachdem ihm schon im Herbste vorher die Kanzel verboten war. Doch noch ehe ihm dieser Beschluß des Presbyteriums eingehändigt war, sah er ein, daß er zu weit gegangen war, und beschloß er, sich den Anforderungen desselben zu fügen. Nach einem Beschlusse der reformirten Jülich=Cleve=Bergischen Generalsynode vom Jahre 1674 sollten nur dann Privatversammlungen zu gemeinsamer Erbauung gestattet sein, wenn der Prediger der Gemeinde sie leitete und an ihnen nur Nachbarn und Bekannte in kleinerem Kreise Antheil nähmen. An diesen Beschluß war das Presbyterium in Düsseldorf seinerseits gebunden; und es beweist uns, daß Neander's Frömmigkeit im Grunde einen tüchtigen Kern hatte und von krankhaften Verzerrungen frei war, daß er nun auch sich ihm unterwarf. Er unterschrieb am 17. Februar 1677 „aufrichtig und ohne Mentalreservation“ acht Punkte, in welchen er sich von den Ansichten, denen er bisher gefolgt war, lossagte und konnte in Folge davon auch sein Amt behalten; „in Ansehung seiner Jugend und verhoffentlichen Corrigibilität oder Besserung“ wurde ihm das gegebene Aergerniß „für diesmal christlich verziehen“, so daß er in Wahrheit nur wenige Tage von seinem Schulamte suspendirt war. Die Sage läßt ihn freilich einen ganzen Sommer brotlos und vertrieben umherirren; er soll diese Zeit in dem nach ihm benannten „Neanderthale“ bei Düsseldorf zugebracht und dort in der sogenannten „Neanderhöhle“ gewohnt und hier seine geistlichen Lieder gedichtet haben. Wahr mag an dieser Erzählung sein, daß Spaziergänge in diesem schönen Thale für einzelne seiner Lieder, namentlich für solche, in denen die Herrlichkeit der Natur gepriesen wird, die Veranlassung wurden; doch läßt sich, soviel wir wissen, im Einzelnen die Entstehungszeit seiner Lieder nicht nachweisen. — Im Mai 1679 ward N. als Hülfsprediger an die Martinikirche in Bremen berufen, an die Kirche, an welcher Undereyk noch als erster Prediger stand und ein Gesinnungsgenosse von diesem, Cornelius de Hase, zweiter Prediger war. Obschon die Stelle ihm eine weit geringere Einnahme als seine Düsseldorfer bot, nahm sie N. doch an, offenbar weil er dort im Verein mit gleichgesinnten Männern eine segensreichere Wirksamkeit zu finden hoffte. Im Juli 1679 trat er sein neues Amt an. Schon nach 10 Monaten ward er von einer heftigen Krankheit befallen, — wir wissen nicht welcher, — die seinem Leben schnell ein Ende machte; er täuschte sich nicht darüber, daß er nicht wieder besser werden werde, und bereitete sich ernstlich auf sein Sterben vor. „Ich will mich lieber zu Tode hoffen, als durch Unglauben verloren gehen“, ist eines seiner letzten Worte. Er starb am Pfingstmontage, den 31. Mai 1680. Verheirathet ist er nicht gewesen. — Von seiner amtlichen Thätigkeit in Bremen ist uns nichts bekannt. Wir wissen nur, daß er in dieser Zeit seine Lieder gesammelt und herausgegeben hat. Sie erschienen Bremen bei Hermann Brauer 1680 (nicht

1679) unter dem Titel: „*A & Ω.* Joachimi Neandri Glaub- und Liebes-übung: Auffgemuntert Durch [durch] Einfältige Bundes-Lieder und Danck-Psalmen: u. s. f.“ Es sind 57 oder eigentlich nur 56 Lieder, sofern nämlich zwei in der Art zusammengehören, daß das eine (Strophe 1, 3 und 5) die Bitten der Seele ausspricht, auf welche in dem anderen (dessen Strophen als 2., 4. und 6. bezeichnet sind) die Antwort Jesu enthalten ist; die 41 ersten Lieder und das vorletzte sind mit Melodien versehen, von welchen etwa die Hälfte von N. selbst gesetzt sind.

N. ist nach den Sängern der Reformationszeit (Blaurer, Zwick) der erste hervorragende Dichter geistlicher Lieder in der reformirten Kirche Deutschlands; seine Lieder fanden in der lutherischen Kirche noch früher Verbreitung als in der reformirten, haben dann aber wesentlich dazu beigetragen, daß in den reformirten Gemeinden Deutschlands die Sitte, nur die biblischen Psalmen im Gottesdienste zu singen, verlassen und der Gesang neuerer, frei gedichteter Lieder eingeführt ward. Das bekannteste und verbreitetste seiner Lieder ist das Loblied: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren“; andere seiner Lieder sind: „Der Tag ist hin, mein Jesu bei mir bleibe“, „O allerhöchster Menschenhüter“, „Sieh, hier bin ich, Ehrenkönig“, „Wunderbarer König“. Sie wurden dann sehr oft wieder gedruckt. Der zweite Druck erschien im J. 1683 in demselben Verlage wie der erste; dann sind zwei Ausgaben, eine Wesel, Duisburg und Frankfurt 1686 bei Luppius, die andere Bremen 1687 in dem alten Verlage erschienene, als „dritter Druck“ bezeichnet. Ein „vierter Druck“ erschien Frankfurt 1689 bei Johann Bauer. Den „fünften Druck“, Frankfurt und Leipzig 1691 bei Andreä, gab der Capellmeister Georg Christoph Strattner mit neu componirten Melodien zu allen Liedern heraus; die Sammlung besteht hier aus 64 Liedern, also, da die beiden zusammengehörigen (unter Nr. 35) als eins gezählt sind, aus acht Liedern mehr als die erste Sammlung; von diesen sind zwei (Nr. 33: „O Jesu, Jesu, meines Lebens Leben“ und Nr. 49: „Unser Leben bald verschwindet“) zwischen die anderen eingeordnet, die übrigen sechs (Nr. 59—64) als Anhang hinzugefügt. Von diesen neuen Liedern sagt Strattner in der Vorrede, sie seien „bei fleißigem Nachsuchen gefunden“ und „von vertrauten Händen communicirt“ worden; daß sie auch von Neander herrühren, wird nicht bezweifelt werden können. Hingegen werden alle übrigen Lieder, die ihm ab und an zugeschrieben werden und sich theilweise in späteren Ausgaben finden, nicht als echt gelten können. Diese vermehrte Frankfurter Ausgabe erschien dann mehrfach wieder; der „siebente“ Druck sogar zweimal, 1700 und 1708; der „achte“ 1712. Im J. 1698 erschien daneben wieder eine kleine Ausgabe in Bremen bei Hermann Brauer, welche die 56 Lieder der ersten Sammlung und außerdem ein bei Strattner nicht vorhandenes („Auf, ihr meine Geister, werd't dem Fleische Meister“) enthält, über dessen Herkunft nichts mitgetheilt wird. Außer diesen bisher genannten zehn Ausgaben sind bis 1730 noch wenigstens zehn Ausgaben, die wir anführen könnten, wahrscheinlich aber noch bedeutend mehr erschienen, — unter diesen eine Amsterdam 1725 in lateinischen Lettern, — ein deutliches Zeichen davon, welchen Anklang diese Lieder fanden. Daß sie außerdem auch in andere Sammlungen übergingen und recht viele von ihnen sodann auch in Gemeindegesangbüchern Aufnahme fanden, läßt sich hiernach denken; so befinden sich beispielsweise in den beiden Theilen des Freylinghausen'schen Gesangbuches (nach Kirchner) 25 Lieder von N. und in dem Gesangbuch für die reformirte Gemeinde Unterbarmen vom Jahre 1856 (nach Koch) noch 27.

Die früheste Biographie Neander's befindet sich im 4. Bande der Historie der Wiedergebornen von Joh. Heinr. Reitz, 1. Aufl. 1717; Reitz hatte N. noch persönlich gekannt. — Max Göbel, Gesch. des christl. Lebens u. s. f., II, 1, S. 322 ff. — Vormbaum, Neander's Leben und Lieder, Elberfeld

1860. — Koch, Gesch. des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., VI, S. 16 ff. — Brenning, Joachim Neander, eine historische Skizze, Bremen 1875 (Programm). — Iken, Joachim Neander, sein Leben und seine Lieder, Bremen 1880. — Rambach, Anthologie III, S. 266 ff. — Bode, Quellennachweis, S. 117 f. — Vgl. auch Albrecht Ritschl, Geschichte des Pietismus I, S. 383 ff. — Nach der allgemein verbreiteten Annahme, der nur Rambach und Bode nicht folgen, soll die erste Ausgabe der N.'schen Lieder im J. 1679 erschienen sein. Aber soweit uns bekannt hat Niemand eine Ausgabe von 1679 je gesehen; hingegen befindet sich die von 1680 in Hamburg und in Berlin. Die beiden Exemplare weichen in dem Worte „durch" auf dem Titelblatt ab; in dem Hamburger Exemplar ist dieses Wort mit großem Anfangsbuchstaben gedruckt, vgl. oben die genaue Angabe des Titels; diese und einige andere Correcturen, von denen im hamburgischen Exemplar die Rede ist, werden während des Druckes vorgenommen sein, wie ähnliches auch sonst vorkommt, und beide werden für Exemplare derselben Ausgabe zu halten sein. Die Ausgabe von 1683 bezeichnet sich selbst als die zweite; sie ist in Bremen vorhanden und hat Brenning und Iken vorgelegen. Bertheau.

Neander: August N., einer der größten Kirchenhistoriker, war am 17. Jan. 1789 in Göttingen geboren als der Sohn eines jüdischen Kaufmanns, Emanuel Mendel, welcher seine wenig einträglichen Geschäfte lange Zeit getrennt von der Familie betrieb und diese veranlaßte, ihren Wohnsitz in Hamburg zu nehmen. Die Sorge für die Erziehung der Kinder lag also der Mutter ob. Sie, eine Frau von feinerem Geiste, eine Verwandte von Moses Mendelssohn, wußte ein inniges Familienleben im Hause zu schaffen und übte auf Geist und Gemüth ihres talentvollen Sohnes einen nicht unbedeutenden Einfluß. Als er reifer geworden war, wirkte er auf die Mutter und seine beiden Schwestern zurück und vermochte sie, sich zum Christenthum zu bekennen. Die Mutter und seine sehr begabte Schwester Johanna folgten ihm nach dem Tode des Vaters nach den Orten seines Berufs. Jene starb 1817 in Berlin, hochgeachtet wegen ihrer christlichen Frömmigkeit; die Schwester, welche mit hingebender Liebe für ihn das Hauswesen leitete, überlebte ihn um einige Jahre.

Die seltene Begabung des Knaben wurde frühzeitig von seinen Lehrern erkannt und bewog seine Mutter, ihn für das Studium zu bestimmen. Im J. 1803 bezog er das Johanneum und 1805 das akademische Gymnasium in Hamburg. Als er den Cursus am Johanneum vollendet hatte, hielt er eine öffentliche lateinische Rede für die Emancipation der Juden, welche der Director der Anstalten, Gurlitt, der Aufnahme in das Schulprogramm würdigte. Unter der Leitung dieses trefflichen Philologen und Kritikers gewann N. die sichere Grundlage für die vorzügliche Kenntniß der classischen Sprachen, welche ihn auszeichnete. Eine tüchtige classische Vorbildung betrachtete er allezeit als unerläßliche Bedingung des richtigen theologischen Studiums. Gurlitt förderte den Jüngling auch übrigens mit Rath und That und entzog ihm seine Unterstützung selbst dann nicht, als N. zu seiner rationalistischen Ueberzeugung in einen bestimmten Gegensatz getreten war. Dieser gedachte deshalb seines Lehrers stets mit Gefühlen dankbarer Pietät.

Der Hauptgegenstand seiner damaligen Studien war Plato. Seiner Begeisterung für das Ideale, Göttliche fühlte er sich verwandt und mehr als das alte Testament wirkte diese Philosophie in ihm zur Vorbereitung für das Christenthum. Daneben scheint er sich mit Plutarch beschäftigt zu haben, die ihm zugeschriebene Schrift über die Erziehung hat, wie er selbst äußerte, einen wichtigen Antheil an seiner Bekehrung gehabt. Man darf vermuthen, daß es Stücke von ernstem und concretem ethischen Inhalt gewesen sind, z. B. c. 8, 12, welche

dahin gewirkt haben. Auch das, wonach er sich zunächst am meisten sehnte, der Umgang mit gleichgesinnten Freunden, ward ihm durch Plato vermittelt. Eine Gesellschaft von Jünglingen, welche sich Nordstern nannte und sich mit der romantischen Litteratur beschäftigte, zählte zu ihren hervorragenden Mitgliedern Wilhelm Neumann, welcher später als Schulmann hoch geachtet war, August Varnhagen und den Dichter Chamisso. Sie gewahrten mit Ueberraschung und Erstaunen, wie der unscheinbare jüdische Studiengenoß im Plato lebte und webte, und nahmen ihn in ihre Gemeinschaft auf. Die Briefe, welche er damals an Chamisso schrieb (Chamisso's Werke, herausgegeben von Hitzig, Bd. V), haben den rhetorischen Stil der Jugend und sprechen es aus, wie glücklich er sich in dieser Freundesverbindung fühlte, wo man seine Empfindungen für Freundschaft verstand und sein Streben nach Wahrheit und den höchsten Gütern des Lebens theilte. Von diesen Freunden wurde er in späteren Jahren theils durch ihren Tod, theils durch die Verschiedenheit der Lebensentwickelung getrennt, dagegen mit Karl Sieveking, welcher Senator von Hamburg wurde, blieb er bis an sein Ende in inniger Freundschaft. Ein älterer Freund, welchem er sein Entzücken über Plato aussprach, soll ihn auf Johannes verwiesen haben, in dessen Evangelium er alles, was er an jenem rühme, noch schöner und wahrer lesen könne. Seitdem soll er sich eingehender mit dem neuen Testament beschäftigt haben. Gleichzeitig studirte er Schelling's und Schleiermacher's Schriften. Die Reden über Religion ergriffen ihn wie andere Zeitgenossen mächtig durch ihre tiefere und lebendigere Auffassung von der Religion und von Christo. Als er im Begriff stand zur Universität abzugehen und sich damit für einen Beruf zu entscheiden, war auch der Entschluß zur Reife gelangt, durch die Taufe sich öffentlich zum Christenthum zu bekennen. In einer Abhandlung, in welcher er sich selbst, seinen Freunden und dem Geistlichen Rechenschaft gibt über seine Motive, führt er mit Schelling'schen und Schleiermacher'schen Gedanken aus, daß das Christenthum die höchste Religion sei, die Religion der Liebe, welche die Gegensätze versöhne. Am 25. Februar 1806 wurde er von dem Pastor Bossau in Hamburg getauft. Er nannte sich N., weil er ein neuer Mensch sein wollte und nahm die Vornamen Johann Wilhelm August an von seinen Pathen Gurlitt, Neumann und Varnhagen.

Damals hatte er die Absicht, die Rechte zu studiren. Indeß sein Oheim Stieglitz, ein angesehener Arzt in Hannover, urtheilte richtig, daß er nicht für diesen Beruf geeignet sei, sondern für Theologie oder Philosophie und überzeugte ihn leicht davon. Von brennendem Verlangen beseelt, Schleiermacher zu hören, begab er sich nach Halle, wo er am 23. April 1806 als Studiosus der Theologie und Philosophie immatriculirt ward. An demselben Tage wurden mit ihm seine Freunde Neumann und Varnhagen als Studiosen der Philosophie immatriculirt, dieser zugleich für die Medicin. Gurlitt hatte N. ein Stipendium zugewendet, welches ihm das Studiren ermöglichte. Er ließ aber seinem Freunde Varnhagen einen großen Antheil daran und sich selbst über die Freunde und die Bücher vergessend, lebte er so kärglich, daß man darin später eine der Ursachen seiner schwachen Gesundheit fand. In seine Studien vertieft, ward er von dem Einbruch der Franzosen überrascht. Die Universität ward von Napoleon aufgehoben und die Studenten ausgewiesen. Von den Franzosen geplündert und körperlich leidend, kam N. nach Göttingen, um seine Studien fortzusetzen. Schleiermacher hatte ihm grundlegende Ideen über die Theologie und insbesondere über Bedeutung und Methode der kirchengeschichtlichen Disciplin zugeführt. In Göttingen studirte er seine Schriften noch genauer, indem er einen Kreis von Studirenden um sich sammelte, welche er mit der neuen Theologie bekannt machte. Der rationalistische Standpunkt der dortigen Facultät und die äußerliche Be-

handlung der theologischen Gegenstände genügte ihm nicht. Doch zogen ihn die Vorlesungen von Stäudlin und besonders von Planck an. Obgleich er schon damals bestrebt war, den psychologischen Pragmatismus von Planck zu vertiefen und bedeutsame Wirkungen in der Kirche auf religiöse Ursachen zurückzuführen, so verdankte er doch diesem Lehrer, daß er die Arbeit an der Kirchengeschichte als seinen Beruf erkannte. Auch die würdige Persönlichkeit des Mannes gewann ihm dauernde Hochachtung ab. Um 1847 widmete er Planck zu seinem Amtsjubiläum die zweite Auflage des vierten Bandes seiner Kirchengeschichte, sprach ihm seine Verehrung gegen sein vorleuchtendes Beispiel aus und nannte sich seinen Schüler „der von dem großen Meister selbst, dem er so vieles verdanke, zuerst gelernt habe, dem suum cuique in der Auffassung der Geschichte nachzustreben".

Eine neue Epoche in seinem geistigen Leben wirkte die Begegnung mit einem privatisirenden Gelehrten, Namens Frick, mit welchem er 1807 im Stieglitzschen Hause zusammentraf. Jener, welcher sich viel mit Dante beschäftigte, aber auch in der Bibel wohl zu Hause war, rieth ihm, nicht in Platonischer und Schleiermacher'scher Philosophie, sondern in Christo die wahre Weisheit zu suchen. Tief bewegt erkannte N., daß die intellectualistische Beschaffenheit seiner Theologie ein Fehler und daß Christenthum und Theologie vor allem Sache des Gemüthes seien, daß sich mit der Wissenschaft Einfalt des Herzens und liebevolle Herablassung zu den Niedrigen verbinden müsse. In dieser ethischen praktischen Richtung seiner Theologie wurde er bestärkt durch den Umgang mit Matthias Claudius und einem alten frommen Arzt, Namens Heise, in Hamburg. Nach Göttingen zurückgekehrt, studirte er statt der Philosophie nun eifriger die heilige Schrift, lernte auch unter Anleitung des Privatdocenten Gesenius das Hebräische. Seinen Freunden gab er nach einiger Zeit Rechenschaft von seinen inneren Erlebnissen in einem lateinischen Glaubensbekenntnisse, an dessen Schluß er unter frommem Gebet die Kirchengeschichte als Zweck seines Studiums hinstellte. Um diese Zeit, 1807, hielt er auch seine erste Predigt in Wandsbeck über Joh. 1, 1. Mit dem Jahre 1809 schloß er seine Universitätsstudien ab, bestand mit großer Auszeichnung sein Candidatenexamen, predigte auch öfters und lebte übrigens seinen Büchern. Allmählich wurde ihm indessen klar, daß er eines festen Berufes bedürfe, um eine gesammelte und fruchtbare Thätigkeit zu finden, und da ihn ein Freund darauf aufmerksam machte, daß durch den Abgang Marheineke's und de Wette's von Heidelberg sich einem jungen Docenten dort günstige Aussichten eröffneten, so begab er sich um Michaelis 1810 nach Heidelberg. Auch diesmal bewies sich Gurlitt ihm wohlwollend und hülfreich. Er vermittelte seine Promotion zum Licentiaten bei der Wittenberger Facultät, und verschaffte ihm ein Stipendium. In Heidelberg, wo Daub das theologische Decanat führte, ward er wohlwollend aufgenommen; jedoch verzögerte sich seine Habilitation bis zum 4. Mai 1811, zu welchem Behufe er die Dissertation „de fidei gnoseosque idea etc. secundum rationem Clementis Alex." verfaßte. Zu Clemens und Origenes führte ihn frühzeitig die gleiche Liebe zu einem das Menschliche verklärenden Christenthum und zu einer frommen und frei sich bewegenden Theologie, und er hat die Neigung zu diesen großen Geistern bis an sein Ende bewahrt. Sogleich im Sommersemester begann er seine Vorlesung über Kirchengeschichte.

Nachdem der erste Eindruck der Unbeholfenheit überwunden und mit der Schüchternheit manche Hemmungen des Vortrags geschwunden waren, begann er auf die ernsteren und fähigen Studenten und allmählich auf eine größere Zahl durch seine geschichtlichen Vorlesungen einzuwirken. Schon um 1812 wurde er außerordentlicher Professor, zur Anerkennung wegen seiner Monographie über den Kaiser Julianus. Sie lenkte die Aufmerksamkeit der Historiker auf ihn. Die umfassende Kenntniß der sittlichen und religiösen Zustände, Einsicht in die

Bedeutung der Philosophie und in das Wesen wie in die damalige Entartung des Christenthums, die tiefe Auffassung der verschiedenen Charaktere und die Feinheit der Psychologie, womit er die Entwicklung Julians selber verfolgte, seine philosophische und politische Feindschaft gegen die Kirche erklärte, dem Christenthume sein Recht gab und auch ein billiges Urtheil für den Gegner desselben hatte, das Verständniß also historischer Nothwendigkeit, diese Vorzüge erregten bei Niebuhr und anderen die günstigsten Erwartungen über den jungen Geschichtsschreiber (Lebensnachrichten über Niebuhr II, S. 113). Das Buch verschaffte ihm 1813 die Berufung in eine ordentliche Professur nach Berlin, welche Marheineke vermittelte.' Unter den Bewegungen des anfangenden Krieges, erfüllt von vaterländischer Begeisterung und von freudiger Zuversicht für das Gelingen des Kampfes, ging er nach Berlin. Die großen Thaten des preußischen Volkes, die Pflege, welche die Regierung der Wissenschaft angedeihen ließ, die Bedeutung der Universität Berlin fesselten ihn an diesen Ort. Sein Leben verlief seitdem in gleichmäßiger Berufsarbeit, in großer Regelmäßigkeit und mit sehr geringer äußerer Abwechselung. Seine Studien und seine Vorlesungen wurden auf längere Zeit nur von Ferienreisen unterbrochen, welche er meistens auf Karlsbad richtete. Für äußerliche Praktik besaß er weder Neigung noch Geschick. Die Leitung des Haushaltes im ganzen Umfange überließ er seiner Schwester. Die politischen Dinge und Parteiungen suchte er mit sittlichem Urtheile aufzufassen, hielt sich aber von der activen Theilnahme zurück. Nur die gewaltsamen Erschütterungen des Revolutionsjahres 1848 bewogen ihn, einige Male aus der gewohnten Zurückhaltung herauszutreten. Er erfaßte mit sittlich religiösem Tiefblick das Bedeutende in den großen politischen Ereignissen, und auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kirche, auf welchem sein Beruf lag, verfolgte er die Bestrebungen und Maßregeln mit großer Aufmerksamkeit und drückte sein Urtheil darüber in Wort und Schrift kräftig aus. Aber unmittelbar bei praktischen Einrichtungen, z. B. Herstellung der Kirchenverfassung auf der Generalsynode 1846 mitzuwirken, versagte er sich, weil er sich der Schranken seiner Befähigung wol bewußt war, und begnügte sich daher als Mitglied des Consistoriums mit der Betheiligung an der Prüfung der Candidaten. Und auch das ist nicht zu leugnen, daß mit diesem Mangel an Begabung für die praktischen Ordnungen eine Auffassung der kirchlichen Dinge zusammenhing, welche hie und da zu idealistisch war.

Die Vorlesungen Neander's waren zunächst kirchengeschichtliche und dogmengeschichtliche. In seinem letzten Jahrzehnt fügte er eine neue hinzu, gewissermaßen eine Philosophie der Kirchengeschichte, in welcher er die geschichtlichen Gegensätze und Entwicklungen in ihrer inneren Bedeutung und ihrer Wechselbeziehung schilderte. Frühzeitig wendete er sich auch der Exegese zu und behandelte darin fast sämmtliche Schriften des neuen Testamentes. Die Wärme des Gemüthes, die Lebendigkeit und Einfachheit der Auffassung, der Scharfsinn, der geschichtliche Blick, die große Sprachkenntniß und dazu die Geschicklichkeit, mit welcher er die verschiedenartigen Einzelheiten zu einem lebendigen Ganzen verband, gaben diesen Vorlesungen hohen Werth. Einige sind herausgegeben worden. So die Vorlesung über die Korintherbriefe von Beyschlag 1859, doch mehr auszugartig. Mehrere Briefe behandelte N. in kurzer, praktischer und populärer Weise, den an die Philipper 1849, den des Jacobus 1850 und I. Johannis 1851. Am meisten wird man ein Bild seiner exegetischen Methode gewinnen aus seinem „Leben Jesu“ (1837, 4. Aufl. 1845), welches er dem Strauß'schen Werke gleiches Namens entgegensetzte. Es behandelt seinen Gegenstand mit der Voraussetzung, daß hier ein übernatürliches Prinzip in geschichtlicher Erscheinung anzuerkennen sei. Diese Eigenthümlichkeit berechtige ebenso

zur Kritik der historischen Berichte, wie sie andererseits derselben Schranken ziehe. Neander's Werk darf zu den bedeutendsten und wirksamsten Widerlegungen des Strauß'schen gerechnet werden. Allmählich dehnte er seine Vorlesungen auf Ethik und Dogmatik aus. Die erste pflegte er nach der allgemeinen Construction der philosophischen Ethik von Schleiermacher zu gliedern, in welche Form er einen reichen biblischen Gehalt hineinlegte. In der Dogmatik zog er die biblischen Bestimmungen und die allgemein christlichen Gesichtspunkte der altprotestantischen Terminologie vor. Eine kleinere Vorlesung über die Geschichte der Ethik war besonders durch große Kenntniß der classischen und altchristlichen Ethik von Werth. Die Gegensätze der evangelischen und katholischen Kirche behandelte er gleichfalls in einer kurzen Vorlesung unter historischen und auch stark irenischen Gesichtspunkten. Diese Vorlesung ist von Prof. Meßner 1863, die Geschichte der Ethik von Dr. Erdmann 1864, die Dogmengeschichte von J. L. Jacobi, 2 Bände, 1857 herausgegeben.

N. trug alle diese Gegenstände in freier Rede vor. Er sprach zwei, sehr häufig auch drei Stunden hintereinander, nach sorgfältiger Vorbereitung und mit solcher Sicherheit seines ungewöhnlich starken Gedächtnisses, daß er außer dem neuen Testamente nur kleiner Zettel bedurfte, auf welchen eine Reihe einzelner Wörter und Zahlen ihm Erinnerungszeichen gaben. In seinem Nachlasse hat sich kein einziges Collegienheft gefunden. Dennoch kam es höchst selten vor, daß er mit einem „ich wollte sagen" einen augenblicklichen Irrthum zu verbessern hatte. Die Darstellung des Einzelnen war freies Erzeugniß des Momentes; sie war höchst einfach, nicht ohne Monotonie, aber durchdrungen von christlicher Wärme, und sie war das Zeugniß eines Geistes, welcher gänzlich seinem Lehrberufe hingegeben war. Lebendige Frömmigkeit und tiefe Wissenschaft durchdrangen sich harmonisch und breiteten sich aus in dem gleichmäßigen Flusse der Rede. Die Einfachheit und Wahrheit seines Gemüthes, die Ehrfurcht vor den göttlichen Dingen, welche in dem Wort und in dem Ton der Stimme ihren Ausdruck fanden, sprachen zugleich zum Herzen und Verstande der Zuhörer. Selten ist ein akademischer Lehrer so sehr von seinen Schülern geliebt worden, als N. Unter denjenigen, welche in diesem Jahrhundert den Stand der Theologen vom Rationalismus zu einer religiöseren und biblischeren Betrachtung des Christenthums und zu einer tieferen Auffassung der Berufswissenschaft geführt haben, nimmt er eine der vornehmsten Stellen ein. Hieran hatte sein kindlich frommes und doch willenskräftiges Gemüth, seine Lauterkeit, Aufopferung und Liebe für die Studirenden ebenso viel Antheil, als seine Bedeutung in der Wissenschaft und das Ansehen, was daraus folgte. Unzählige erfuhren seine Theilnahme, nicht wenige seine uneigennützige Hülfe. Er war unverheirathet und seine väterliche Liebe gehörte ganz den Studirenden. Keine größere Freude wurde ihm, als wenn er einen edlen und talentvollen Jüngling unter ihnen entdeckte. Solchen pflegte er eine rührende Liebe zuzuwenden. Am Abend des Sonnabend war sein Haus für jeden seiner Zuhörer, welcher es wünschte, geöffnet; und diese freieren Unterhaltungen schafften ihm Gelegenheit zu einer mehr persönlichen Einwirkung. So oft sein Geburtstag wiederkehrte, war er ein Festtag für die jungen Theologen. Selbst dürftige unter ihnen trugen gern zu einem Geschenke bei, das ihm als Zeichen der Liebe überreicht wurde. Am Abend folgte ein Fackelzug, und dabei sprach er dann aus dem Fenster herab Worte des Dankes und der Mahnung, demüthig, liebevoll und tief gerührt. Er schloß dann mit der Bitte, zu ihm herauf zu kommen, und schnell waren alle Räume gefüllt.

Neander's Theologie hatte fundamentale Bestimmungen von Schleiermacher aufgenommen, vor allem die Auffassung des Christenthums als einer persönlichen

und unmittelbaren Lebensgemeinschaft mit Christo, und die Unterscheidung der abgeleiteten Formen, namentlich auch der Dogmen, von diesem subjectiven Princip. Indem er mit Schleiermacher Christum zum Mittelpunkte des christlichen Bewußtseins und der Dogmatik machte, fand er hier den Uebergang zu dem vielmehr biblischen Standpunkte und zu durchgreifenderer Ausscheidung der philosophischen Gedanken aus der Theologie. Der von Schleiermacher behaupteten Selbständigkeit der Religion gab er damit einen folgerichtigeren Ausdruck. Den einseitig herrschenden Gesichtspunkt des Menschlichen, wobei der Rationalismus beharrte, schränkte er durch die Bedeutung des Christenthums als einer göttlichen Offenbarung ein. Aber die Förderung der Erkenntniß, welche die rationalistische Periode durch eine naturmäßigere, geschichtliche und kritische Betrachtung der Bibel und Kirche bewirkt hatte, hielt er für einen nicht geringen Gewinn. Die harmonische Durchdringung des Menschlichen mit dem göttlichen Leben stand ihm als die vollendete Gestalt des Christenthums vor Augen.

Daher waren es zwei Gegensätze, gegen welche er mehr als zwanzig Jahre lang bis ans Ende seines Lebens kämpfte. Der eine war die Hegel'sche Philosophie, welche sich nach des Meisters Tode der philosophischen Lehrstühle bemächtigte und auch in die Theologie eindrang. In Neander's Facultät war sie durch Marheineke und Vatke wirksam geworden. Er durchschaute die pantheistische Beschaffenheit dieser Philosophie, die Geringschätzung des religiösen Standpunktes, die Unlebendigkeit der schematischen Methode und die Selbstgenügsamkeit im Besitz begrifflicher Kategorien. Er fürchtete von dieser Methode schweren Nachtheil für eine objective und lebendige Behandlung der Realitäten, und von dem Inhalte der Philosophie die Auflösung des Christenthums. Diese Voraussicht wurde bestätigt, als das Leben Jesu von Strauß erschien. Um einer anderen Philosophie Raum zu verschaffen, strebte er die Berufung Gabler's, eines Schülers von Hegel, an dessen Stelle zu hindern, und bewog auch seinen Freund, den Baron von Kottwitz, seinen Einfluß auf den Kronprinzen Friedrich Wilhelm dagegen wirksam zu machen. Seitdem N. seinen eigenen theologischen Weg gefunden hatte, war sein Verhältniß zu Schleiermacher kühler geworden und in Berlin fand zwischen Beiden ein nur amtlicher Verkehr statt. Dennoch ehrte ihn N. als den größten Theologen dieses Jahrhunderts, und sprach es seinen Zuhörern beim Tode Schleiermacher's aus, daß man von ihm eine neue Epoche der Theologie datiren werde. In der Zeit der Uebermacht der Hegel'schen Philosophie trat er ihm im Geiste wieder näher und wendete ihn als ein Gegengewicht gegen jene an, indem er sein Studium den Studirenden empfahl und lieber bemerklich machte was er billigte, als was er tadelte. Auch Trendelenburg und Steffens schätzte er hoch, und mit Schelling, dessen erste Vorlesung in Berlin er regelmäßig besuchte, schloß er innige Freundschaft.

Der andere Gegensatz, welchen er bekämpfte, war die Wiederaufrichtung der kirchlichen Orthodoxie, die vornehmlich von Hengstenberg betrieben wurde. N. erklärte es für ein unhistorisches Beginnen und für willkürliche Zurechtmacherei, wenn man verfahre, als könne man die Periode des Rationalismus wie mit einem Schwamme wegwischen. Er vermißte in Hengstenberg's Theologie den Wahrheitssinn, die geschichtliche und kritische Befähigung und verglich seine Beweisführungen gern mit der Manier eines Advocaten; außerdem war er überzeugt, daß er mit Hülfe vornehmer Freunde die Entscheidungen über theologische Parteigegensätze herbeizuführen trachte. Soweit er von dem Rationalismus der Halleschen Professoren Wegscheider und Gesenius entfernt war, so mißbilligte er doch, daß Hengstenberg 1830 eine Anklage Ludwig v. Gerlach's gegen jene Docenten in die Evangelische Kirchenzeitung aufgenommen hatte, wozu Collegienhefte ihrer Zuhörer benutzt waren. N. erblickte

in diesem damals noch ungewöhnlichen Beweismittel eine Begünstigung der Impietät gegen die Lehrer, und in den Absichten Hengstenberg's eine Regulirung der Wissenschaft durch die Anwendung äußerer Macht. Deshalb sagte er sich von der Mitarbeit an der Evangel. Kirchenzeitung los, nahm aber an dem folgenden heftigen Parteikampfe nicht weiter in Schriften Theil. Später, da eine Anzahl von Geistlichen in Berlin eine Erklärung gegen Hengstenberg erließen, schrieb Neander „Worte des Friedens", welche indeß fast ungehört verhallten. Den Grundsatz, die Bewegungen der Wissenschaft sich durch ihre eigenen Gesetze, und nicht durch äußere Gewalt regeln zu lassen, befolgte er auch in verschiedenen Gutachten, die der Minister Eichhorn von ihm verlangte. In einem derselben erklärte er sich gegen das Verbot des Strauß'schen Lebens Jesu (1836). Dagegen stimmte er auf's Entschiedenste denjenigen zu, welche den Verfasser von der theologischen Professur in Zürich ausschlossen, weil er die Voraussetzungen christlicher Theologie verneine.

Neander's Gesundheit war seit seinen Jünglingsjahren geschwächt durch die geistigen Anstrengungen und die geringe Rücksicht, welche er auf die körperlichen Bedürfnisse nahm. Ohne die große Regelmäßigkeit seines späteren Lebens würde er nicht das Alter von 61 Jahren erreicht haben. Ein Gefühl kräftiger Gesundheit hat er wol niemals gehabt, und von manchen besonderen Leiden, einer peinlichen Drüsenkrankheit, rheumatischen Schmerzen, endlich in den letzten Jahren von einer vorschreitenden Blindheit, war er heimgesucht. Alle Schmerzen und Hemmungen des Körpers besiegte er mit bewunderungswürdiger Herrschaft des Geistes. Ein fast leidenschaftlicher Trieb zu seinen Studien half ihm, die Schmerzen zu vergessen, und so groß war seine Willenskraft, daß seine Zuhörer fast niemals dem Vortrage es anmerkten, durch welche Gefühle des Leidens er sich hindurchkämpfte. Kummervoll, doch mit frommer Ergebung ertrug er das größte Leid, die Abnahme der Sehkraft. Schon vermochte er gewöhnliche Schrift nicht mehr zu lesen; doch die Vollendung des Uebels zu erfahren, blieb ihm erspart. Von einem Anfalle der Cholera ergriffen, am 8. Juli, ließ er sich dennoch nicht abhalten, seine drei Vorlesungen und das Dictat seiner Kirchengeschichte fortzusetzen, bis seine Kraft zusammenbrach. Noch in seinen Fieberphantasien dictirte er, und so sehr lebte er in jenem seinem Werke, daß er genau an dem Punkte einsetzte, bis zu welchem er es in besonnenem Zustande geführt hatte. Er starb am 14. Juli 1850.

Das bedeutendste schriftstellerische Werk Neander's, durch welches er epochemachend für die Geschichtschreibung geworden ist, ist seine „Allgemeine Geschichte der christlichen Religion und Kirche". Sie erschien von 1825 bis 1842 in fünf Hauptabtheilungen. Die ersten Theile, die Zeit bis zu Gregor I. umfassend, gab er 1842 flg. in neuer Auflage heraus. Das Werk reicht bis zum Ende des 13. Jahrhunderts; den folgenden Theil, bis zum Concil von Basel, hat er nur noch in großen Fragmenten bearbeitet, und ohne die letzte Hand anlegen zu können. In dieser Gestalt ist er von Dr. K. Th. Schneider aus dem handschriftlichen Nachlasse herausgegeben. Ein Abdruck des Ganzen mit Vorrede von Ullmann 1856. Das apostolische Zeitalter schien N. zu wichtig, als daß er es in Verbindung mit der Allgemeinen Kirchengeschichte behandelte. Er gab daher eine selbstständige und ausführliche Darstellung desselben in seiner „Geschichte der Pflanzung und Leitung der Kirche durch die Apostel", einem classischen Werke, welches von 1832 bis 1847 vier Auflagen erfuhr. Es besteht aus zwei Theilen, deren erster die Ausbreitung des Christenthums und die Formen des Gemeinlebens behandelt, der zweite eine in ihrer Kürze treffliche Darstellung der hauptsächlichen apostolischen Lehrtropen enthält.

Neander's Geschichtschreibung zeichnete sich durch ein höchst gründliches

Quellenstudium aus, wozu ihn eine große Kenntniß der classischen und der wichtigsten neueren Sprachen befähigte. Das Eigenthümlichste seiner Leistnng bestand jedoch in der Durchführung einer neuen Grundanschauung. Er stellte sich die Aufgabe, das von Christo ausgehende göttliche Leben in seiner Entwicklung in der Menschheit darzustellen. Man hat ihn deshalb mit Gottfried Arnold verglichen und in der That betrachten Beide das persönliche Erlebniß der Gnade Christi als den Ausgangspunkt des kirchenbildenden Processes. Beide setzten in diese Erfahrung das Wesen des subjectiven Christenthums und unterschieden davon die orthodoxe Lehre, sofern diese für sich noch Niemanden zum Christen mache. Allein von dem separatistischen Pietismus und Mysticismus Arnold's war N. sehr weit entfernt und war in der Erweiterung des christlichen und geschichtlichen Horizontes vielmehr Calixtus verwandt als jenem. Auch hat er nicht von Arnold, sondern von Schleiermacher die Grundidee aufgenommen und ihr dann den bestimmteren Inhalt des Christus der Evangelien gegeben. Indem er Christus und die Thatsache der Erlösung nach ihrer objectiven und subjectiven Beziehung als den Quellpunkt der in der christlichen Gemeinschaft wirkenden Kräfte auswies, vertiefte er die pragmatische Methode der Kirchengeschichtschreibung, welche er vorfand, und welche Mosheim mit religiöserem Sinne begonnen, Spittler und Planck aber vielfach zu einem Verfolg der Wirkungen accidenteller Interessen, subjectiver Zwecke und Berechnungen gemacht hatten. Was N. dargestellt wissen wollte, war die Wirksamkeit göttlicher Ideen in der Welt der Erscheinungen, wie in aller Geschichte, so auch in der Geschichte der Kirche. Ohne die vortreffliche Abhandlung von Wilhelm v. Humboldt über die Aufgabe des Geschichtsschreibers früher zu kennen, war er selbstständig zu der gleichen allgemeinen Bestimmung gekommen; er ging nur darüber hinaus in der Würdigung der religiösen Ideen und des übernatürlichen Anfangspunktes der christlichen, und ward wenig berührt von dem künstlerischen Gesichtspunkte Humboldt's. Dennoch besaß er eine nicht geringe Kunst, die Entwicklung zu zeichnen, ein Begriff, welchen er aus der Philosophie Herder's und Schelling's zuerst in die Geschichtschreibung der Kirche einführte. Die Entwicklung der Geschichte, und wie er sie noch specieller bestimmte, die genetische Entwicklung, zeigt erst vollständig, wie hoch er über den älteren Pragmatikern steht. Mit der sinnigen Beobachtung eines Naturforschers weiß er die Keime des christlichen Lebens bloß zu legen und ihre Ausgestaltung zu beschreiben. Das evangelische Gleichniß vom Senfkorn, welches zum Baume wächst, war ihm in dieser Beziehung das leitende Vorbild.

Die Pflanzung des Christenthums in das Innere des Menschen war für ihn die echt christliche und protestantische Methode der Wirksamkeit, und seine Wirkungen von dem Innern nach außen zu verfolgen, gebühre der protestantischen Geschichtsschreibung. Die wesentlichen Wirkungen des Christenthums bestehen in der Erlösung, in der Herstellung des Friedens mit Gott und der Harmonie der menschlichen Kräfte. Es durchdringt das Ganze der menschlichen Natur, eignet das Verwandte an und scheidet das Sündhafte, Widerstrebende aus. So wird es eine Macht neuen göttlichen Lebens in der einzelnen Person, und wird es auch für die Menschheit. Weil es die Religion für den ganzen Menschen ist, ist es auch die Religion für alle Menschen. Gleich dem Sauerteige durchdringt das umwandelnde Princip die natürliche Masse und prägt in ihr das Bild Christi aus, dessen vollendete Ausgestaltung das Ziel der Geschichte ist. N. beschreibt nun, wie das christliche Princip in unmittelbare und abgeleitete Formen eingeht, welche zugleich Mittel für seine Erhaltung und Fortpflanzung sind. Bei den verhältnißmäßig unmittelbaren Aeußerungen, welche gleichsam

die Silberblicke des reinsten Christenthums einschließen, verweilte er mit Vorliebe. Die Kirchengeschichte verdankt ihm die Behandlung derselben in einem besonderen Abschnitte, welcher von großer Wichtigkeit für das praktische Christenthum ist, und in einem besonderen Werke: „Denkwürdigkeiten aus der Geschichte des christlichen Lebens", 1823—1824, 2 Bde. 1825, 3 Bde. 1846. Eine bedeutende Stelle nehmen in der Gruppirung der Erscheinungen die verschiedenen Richtungen ein, welche in den Grundunterschieden menschlicher Eigenthümlichkeit angelegt sind, und daher auch gewissen Gemeinschaften und Zeiten ihr Gepräge geben. N. hat eine besondere Gabe, sie zu verstehen, zu charakterisiren und darzuthun, wie jede ihr Recht, aber auch ihre Schranken habe und wie sie, sich einander berichtigend und beschränkend, bestimmt sind, für das Ganze zu wirken. Vom Standpunkte abstracter Theorien aus hat Baur ihm deshalb ein Beharren bei psychologischen Gesichtspunkten vorgeworfen; während doch in diesen Verschiedenheiten der Geister nothwendige Eigenheiten der menschlichen Natur gegeben sind, welche Bedingungen für die Geschichte setzen. Die Ordnungen des Gemeinlebens behandelt N. nach den allgemein angenommenen Eintheilungen. Mit großer Einsicht zeigt er dem älteren Pragmatismus gegenüber, daß diese Formen historisch nothwendige, und dem Katholicismus und Confessionalismus gegenüber, daß sie nur relativ nothwendige seien. Ihm galt allezeit die Lebensgemeinschaft mit Christo höher, als Ordnungen des Rechts und Glaubensgesetze, und er rechnete es zu den Irrthümern, mit welchen die Kirche immer von neuem beschädigt worden ist, daß man der Satzung gleichen oder höheren Werth als dem Glaubensleben zuschrieb. Dieser Fehler zeigte seine Spur schon in der nachapostolischen Zeit und vollendete sich in dem gesetzlichen Charakter des mittelalterlichen Katholicismus. Die Frömmigkeit und Cultur der Völker war nothwendig an diese Form gebunden, aber diese war bestimmt, zu dem höheren Standpunkte der Reformation, dem geistigen, inneren und freien Christenthum hinzuführen. N. gestattete der Lehrentwicklung eine weitere Ausführung als der Darstellung der Verfassungsformen. Die politischen Zustände und Bewegungen werden nur in den Hauptpunkten berührt, die socialen Beziehungen noch weniger. Die Bedeutung der Kunst hat er nicht übersehen, allein er traute sich selbst nur geringe Begabung für ihre Erkenntniß zu, wie er auch des Sinnes für die Schönheit der Natur entbehrte. Sein Blick war auf das Große, geistig Bedeutende gerichtet; an demjenigen, was dem weltlichen Geschmacke zusagt, dem Pikanten, Carikirten, Lächerlichen ging er vorüber; es war ihm zu gering. Sein Stil ist einfach, frei von Formeln und von warmer Theilnahme für den Gegenstand erfüllt. Da er aber andererseits ohne Plastik der Darstellung und einförmig im Ausdruck und Satzbau ist, so kann es bei oberflächlicher Auffassung wohl so scheinen, als zeige er immer nur dieselben Zeiten und Menschen. Doch ist das Gegentheil richtig, denn er schrieb jeder Zeit ein besonderes Charisma zu, und wußte dieses im Zusammenhange der Gegensätze und der Entwicklungen sehr wohl zu charakterisiren. In der Darstellung namentlich der hervorragenden Persönlichkeiten, in der Bezeichnung dessen, was sie Eigenthümliches für die Kirche geleistet haben, ist er einer der größten Meister.

Daher hat er durch seine biographischen Monographien im hohen Grade anregend gewirkt. Er hat einen Anstoß dazu von Planck empfangen, jedoch bestimmter war Schröckh darin vorangegangen. Im Beginne des Freiheitskrieges, während der Unruhe desselben, hatte N. doch Sammlung genug, um die schönste seiner Monographien, „den h. Bernhard und sein Zeitalter" (1813. 1848), zu arbeiten. In dieser erhabenen Gestalt lehrte er wie niemand zuvor die Größe des Jahrhunderts verstehen, indem er ihn in die Mitte der bewegenden kirchlichen und politischen Kräfte stellte, seine begeisterte Frömmigkeit, den wunderbaren

Gegensatz mystischer Versenkung in's Innere und gewaltiger Thatkraft, seinen weltbewegenden Einfluß und seine Stellung zur Wissenschaft schilderte. Auch die Darstellung erhebt sich, von dem Gegenstande gestützt, hier zu höherem Schwunge. Mit dem gleichen eindringenden Verständnisse zeichnete er in dem „h. Chrysostomus" (1822. 3. Aufl. 1848) eine große christliche Persönlichkeit von einer ganz anderen Natur, Bildungsweise, und einer sehr verschiedenen Zeit angehörig. Seit Gottfried Arnold hatte man angefangen, das Studium der Häresien sich mehr zur Aufgabe zu machen. Die Orthodoxie ermäßigte ihr Selbstbewußtsein und man begann die Häretiker nicht mehr mit Haß und Verachtung, sondern mit der Aufmerksamkeit geschichtlicher Forschung zu behandeln. Auf die Gnostiker hatte Mosheim hingewiesen und das orientalische Element in Ursprung und Geist erkannt. Hier knüpfte N. an und lieferte in der „genetischen Entwicklung der vornehmsten gnostischen Systeme" 1818 ein bahnbrechendes Werk; bedeutend für die gesammte Dogmengeschichte der ersten Jahrhunderte, da die Ausbildung der kirchlichen Dogmen fast überall durch den Gegensatz gegen die gnostischen bedingt ist. In diesen höchst fremdartigen Gestalten wußte N. die Formen religiöser und philosophischer Ideen zu entdecken, eigenthümliche Versuche zur Lösung allgemein philosophischer und christlicher Probleme; er leitet ihre Entstehung aus der Mischung orientalischer, hellenischer, philonischer und christlicher Elemente ab, und gruppirt die Systeme durch ein charakteristisches Theilungsprincip. Er beweist hier die Geschicklichkeit mit philosophischen Dingen umzugehen, welche er durch gründliches Durchdenken der speculativen Aufgaben und durch eine seltene Kenntniß der Geschichte der Philosophie erworben hatte. Denn die griechische, insbesondere Plato, Aristoteles, Plotin und die neuere deutsche Philosophie kannte er aus sehr selbstständigen und umfassenden Studien, und bemächtigte sich immer vollständiger auch der mittelalterlichen. Seine schöne Abhandlung „über das Verhältniß der hellenischen Ethik zur christlichen", gehört zu den Früchten solcher Studien. Den schärfsten geschichtlichen Gegensatz zur Gnosis stellte er in seinem „Antignostikus oder Geist des Tertullian" (1824. 1849) dar. In dieser Schrift führte er in einer Analyse der Schriften Tertullian's ein lose gefügtes System seiner Ideen vor.

Die Berliner Akademie der Wissenschaften ehrte N. dadurch, daß sie ihn 1839 zu ihrem Mitgliede machte. Da sie aber nach ihren Statuten für die speciellen Fachwissenschaften der Theologie, Jurisprudenz und Medicin keinen Ort hatte, so wurde N. der Abtheilung für Geschichte eingegliedert, wie dies auch Savigny geschah. Jener hielt am 4. Juli seine Antrittsrede über den Zusammenhang der Theologie mit den allgemeinen Wissenschaften. Dann hat er vom 12. April 1841 bis zum 20. Juni 1850 sechs seiner vortrefflichsten Abhandlungen in den Sitzungen der Akademie gelesen: 1. Charakteristik des Eustathius von Thessalonich in seiner reformatorischen Richtung. 2. Ueber die welthistorische Bedeutung des Buches des Plotinos gegen die Gnostiker. 3. Ueber die Eintheilung der Tugenden bei Thomas Aquinas. 4. Ueber die geschichtliche Bedeutung der Pensées Pascal's für die Religionsphilosophie insbesondere. 5. Ueber Mathias von Janow als Vorläufer der deutschen Reformation. 6. Ueber die Secte der Yeziden. Unter seinen übrigen größeren Abhandlungen sind auszuzeichnen eine zweite über Pascal's Auffassung des eigenthümlich Christlichen im Verhältniß zu der allgemeinen Weltbetrachtung und dem Allgemeinen des religiösen Bewußtseins. Ferner zwei in das Jahr 1850 fallende: die schon erwähnte tiefsinnige Abhandlung über das Verhältniß der hellenischen Ethik zur christlichen; und: das verflossene halbe Jahrhundert in seinem Verhältnisse zur Gegenwart. Die für die Akademie bestimmten Abhand-

lungen sind mit den genannten drei zusammengestellt von J. L. Jacobi: Wissenschaftliche Abhandlungen von Dr. August Neander. 1851. — Als mit dem Jahre 1849 Tholuck's Litterarischer Anzeiger zu erscheinen aufhörte, entschloß sich N. in Verbindung mit Nitzsch in Berlin und Julius Müller in Halle zur Gründung der deutschen Zeitschrift für christliche Wissenschaft und christliches Leben, um in ihr ein neues publicistisches Organ für die theologische Richtung zu besitzen, welche von ihm und jenen Freunden vertreten war. Dieser Zeitschrift sind die beiden letztgenannten Abhandlungen entnommen.

Unter den praktisch kirchlichen Unternehmungen von allgemeinerer Bedeutung sind es die Heidenmission und die Bibelgesellschaft, um welche er besondere Verdienste hat. Die Berliner Missionsgesellschaft verdankt hauptsächlich seiner Anregung ihre Entstehung, und die Bibelgesellschaft unterstützte er durch viele zum Theil inhaltreiche Festprogramme. Auch unter seinen Universitätsprogrammen ist Werthvolles, vorzüglich de Georgio Vicelio. Ebenso gehören der Reformationsgeschichte die Abhandlungen über Theobald Thamer 1842 und über Melanchthon in Piper's Evang. Kalender 1851. — Eine Anzahl kürzerer und längerer Abhandlungen hat N. selber zusammengefaßt: „Kleine Gelegenheitsschriften." 3. Aufl. 1829. „Das Eine und Mannigfaltige des christlichen Lebens" 1850.

Zum Gedächtniß A. Neander's. Berlin 1850. Darin Neander's Heimgang von S. Rauh, und Reden von Strauß, Krummacher, J. Nitzsch. — Deutsche Zeitschr. f. chr. Wissenschaft u. chr. Leben. 1850. Nr. 29. 30 (H. Rossel, J. L. Jacobi 1851). — Theolog. Studien u. Kritiken 1851: C. K. Kling, A. Neander S. 459 ff. 516 ff. Hagenbach, Neander's Verdienste um d. Kirchengeschichte, S. 543 ff. — Neuer Nekrolog der Deutschen, Jahrg. 28, Nr. 125 (v. B. Hain). — O. Krabbe, A. Neander. Hamburg 1852. — F. Ch. Baur, Die Epochen der kirchl. Geschichtsschreibung. 1852. S. 148. — Uhlhorn, Die ältere K. G. in ihren neueren Darstellungen, Jahrb. f. deutsche Theologie 1857. S. 603 ff. — Herzog's Real-Encyclop. Art. Neander. — Ullmann, A. Neander, Piper's Ev. Kalender 1859. 1860. — J. L. Jacobi, Erinnerungen an A. Neander. 1882.

J. L. Jacobi.

Neander: Michael N., Polyhistor des 16. Jahrhunderts. — Er wurde am 3. April 1529 in Joachimsthal in Böhmen geboren, studirte in Wittenberg und wurde daselbst 1549 Baccalaureus und 1550 Magister. Schon im Januar 1551 erhielt er die Professur für Mathematik und griechische Sprache in Jena, wendete sich aber bald der Medicin zu, promovirte 1558 als Dr. med. und wurde darauf 1560 in eine medicinische Professur in Jena befördert. Diese bekleidete er bis an seinen Tod, den Jöcher auf den 23. October 1581, Zeumer auf den 23. October 1613 — anscheinend beide unrichtig — ansetzen. Von seinen nicht sehr zahlreichen Schriften haben einige geschichtliche Bedeutung, wie die „Synopsis mensurarum et ponderum . . . secundum Romanos, Athenienses cet." 1555, die „Sylloge physica rerum eruditarum" 1585 (?) und die „Sphaericae doctrinae elementa cum computo ecclesiastico" 1561. — Ueber seine astrologischen Studien handelt namentlich ein Aufsatz in der Hamburgischen vermischten Bibliothek, wo auch ein griechisches astrologisches Gedicht Neander's mit metrischer Uebersetzung abgedruckt ist. Er wird daselbst aber trotz des Zusatzes bei seinem Namen „ex valle Joachimi" mit seinem Zeitgenossen, dem gleichnamigen Ilfelder Rector verwechselt.

Zeumer, vitae prof. Jenensium Class. III, p. 14 (1711). — Beyer, Nomenclator Prof. Jen. 1652. — Jöcher, Gel. Lex. III, 840, und Rotermund V, 429 f. — Hamb. verm. Bibl. I, 695—701 (1743). R. Hoche.

Neander: Michael N., ursprünglich Neumann, wurde 1525 zu Sorau in der Niederlausitz geboren als Sohn eines wohlhabenden „Krämers und Kaufhändlers aus einem alten vornehmen und tapfern Geschlecht“. Den Geist des elterlichen Hauses charakterisirt der dankbare Sohn in der Schrift, welche er unter dem Titel „Menschenspiegel“ „vor seine liebe alte Eltern, seinen lieben Vater und Mutter, liebe Brüder und Schwestern auf ihre vielfältige Bitten und Anhalten“ um 1560 geschrieben und 1587 in Druck gegeben hat: „Ich gedenck offt an unseren lieben Vetter Frantze, das fromme christliche rechtschaffene Hertze, da er sein Haus bauete und diesen Reim darein schreiben ließe, halt er stehet noch daran:

Wir bawen alle feste,
Und sind doch frembde Gäste,
Und da wir ewig sollen seyn,
Da bawen wir gar wenig ein.

Welche Wort mir als einem Knaben zur selben Zeit trefflich sehr zu Hertzen giengen und bewogen mich dermaßen, daß ich alsbald nach keiner Welt nicht mehr fragte, nach schönen Kleidern und dergleichen, daß auch der Vater Lust darob hatte und offt sagte: „Michael fraget nicht mehr nach solchen Dingen.“ Im Hinblick auf das letzte Gericht gibt er seinen Eltern das Zeugniß: „Da wird man, lieber Vater und Mutter, sehen, daß ihr fromme getrewe christliche Eheleute zusammen gewesen, wie eins mit des andern Schwachheiten Geduld gehabt, wie ihr euch sonsten gehalten im Unglück, im Leiden, im Haußhalt, auch gegen den nothdürftigen Nechsten, daß ihre ewre Kinder zur Gottesfurcht und Erbarkeit gezogen, ihnen recht vorgestanden, wie wir denn dasselbe von euch rühmen werden in jenem Leben.“ Seinen ersten Unterricht empfing er in der Schule seiner Vaterstadt, deren Rector Theodor war, und er selbst gibt über diese Schuljahre einen authentischen Bericht in der an seinen Bruder Job N. gerichteten Widmung des 3. Buches seiner „Ethica vetus et sapiens“. Darnach ging er oft neben die Schule um seiner von dem Vater, ja vom Großvater und von Urahnen ererbten Lust am Fisch- und Vogelfang zu fröhnen. Gleichwohl verkannten die Lehrer auch die guten Eigenschaften des Schülers nicht und zeichneten ihn namentlich bei der üblichen Aufführung Terenz’scher Lustspiele dadurch aus, daß sie ihm die größten und schwersten Rollen zutheilten, die er denn auch zu großer Befriedigung der Sorauer und der aus der Nachbarschaft herbeigekommenen Gäste durchführte. Nach dem Willen des Vaters aber sollte Michael Kaufmann werden; und damit er vor allem das zu diesem Geschäfte damals unentbehrliche Reiten lerne, setzte ihn der Vater kurzer Hand auf ein sehr wildes und ungesatteltes Pferd, obwohl der Junge von einem Armbruche kaum geheilt war. Er wurde in den Weiher geworfen, in welchen er das Thier zur Schwemme reiten sollte, mit Mühe vor dem Ertrinken gerettet und wieder zu Pferd gebracht, am Stadtthore noch durch einen Steinwurf verwundet, so daß er naß und blutend zu Hause wieder ankam. Der strenge Vater aber ließ ihn an demselben Tage noch ein wilderes Pferd besteigen, welches des unsicheren Lenkers so gewaltsam sich entledigte, daß er zum zweiten Mal den linken Arm brach; und nun brach der Vater unter dem Schmerzensgeschrei des Sohnes und dem Jammern der Mutter in die zornigen Worte aus: „Nur in ein Kloster mit Dir, Du tügest nicht in die Welt!“ Auf Zureden seiner Lehrer aber wurde Michael nicht in ein Kloster, sondern nach kaum vollendetem 17. Lebensjahre auf die Universität Wittenberg geschickt. Das erste akademische Jahr ging für die wissenschaftlichen Studien ziemlich unfruchtbar vorüber, da der Lehrer, an welchen Michael empfohlen war, dessen Liebhaberei am Vogelstellen theilte und begünstigte. Dann aber gab ihm Gott, wie er dankbar anerkennt, ein neues Herz und erfüllte ihn mit einem

wahren Heißhunger des Lernens. Veranlaßt wurde dieser Umschwung durch die nähere persönliche Bekanntschaft mit Luther, welchen er sein Lebelang als den Megalander, noch lieber als den Theander dankbar gepriesen hat, und mit Melanchthon, „dem wunderbaren Rüstzeug". Im J. 1547 mußte er nach der Schlacht bei Mühlberg Wittenberg verlassen und wurde er auf die Empfehlung von Melanchthon und Justus Jonas an der Schule zu Nordhausen zuerst als „Schuldiener" (Collaborator), dann als Conrector angestellt. Hier lernte er von dem Rector Basilius Faber, daß, um richtig lehren zu können, nicht genüge, daß man auf der Universität etwas gelernt habe, wie er „als ein junger Narr" sich eingebildet hatte; und er bekennt, daß ihm alle Haare zu Berge stiegen, wenn er, um den älteren Schülern die majorem syntaxin vorzutragen, durch das Zeichen der Glocke in das Auditorium gerufen wurde, „darinnen eine große, lange Taffell voll erwachsene auch viel bärtige Gesellen saßen". Indessen muß er diese schwere und demüthigende Prüfung doch gut bestanden haben, denn als im J. 1550 die Lehrerstelle an der Klosterschule zu Ilfeld erledigt war, wurde er von Melanchthon und dem trefflichen Bürgermeister von Nordhausen, Erasmus Schmied, dorthin empfohlen. In dem um das Jahr 1200 gegründeten dortigen Prämonstratenserkloster war von dem zum evangelischen Glauben übergetretenen frommen Abt Thomas Stange eine Schule gegründet worden. Im Angesichte seines herannahenden Todes (20. April 1559) übergab dieser die ihm theure Anstalt als ein heiliges Vermächtniß dem nun schon während einer neunjährigen Wirksamkeit bewährten treuen Gehülfen. Schon damals hatte sich durch Neander's Geschick und Eifer die Frequenz von 12 auf 40 Zöglinge gehoben, und bereitwilligst widmete der treue Mann, unbeirrt durch wiederholte ehrenvolle Berufungen, 45 Jahre lang mit vollster Hingebung seine erstaunliche Arbeitskraft der Schule, indem er ihr nicht nur als alleiniger Verwalter, Rector und Lehrer, sondern auch als der väterliche Versorger und Pfleger der ihr anvertrauten Zöglinge diente, sie nach außen gegen die oft lebensgefährlichen Anfechtungen habgieriger Feinde vertheidigte und zugleich fünfmal in mörderischen Pestzeiten mit Aufopferung den Arzt und Krankenpfleger machte. Ein altes Bild in Leuckfeld's Antiquitates Ilfeldenses stellt ihn in ganzer Figur, nicht sitzend oder stehend, sondern gehend, mit einem Buche und einem großen Schlüsselbunde dar, dem charakteristischen Zeichen seiner lehrenden und verwaltenden Thätigkeit. Daß sein Berufsgenosse Gigas, der Rector von Schulpforta, ihm einst sagte: „Ihr soltet euch lieber einmal haben lebendig schinden lassen, denn so viel lange Jahr fürnemlich mit der jetzigen teufelischen bösen Jugend umbgangen haben", machte ihn nicht irre; und er hatte die Genugthuung, seinen Vater, welcher ihn früher in ein Kloster verwünscht hatte und nun ihn bat sich zu schonen und im Kloster nicht ganz zu versauern, auf seine erfolgreiche und ehrenvolle Thätigkeit hinweisen zu können und von ihm die Antwort zu vernehmen: „Der heilige Wille des Herrn geschehe! Gott empfehle ich Dich und alle Deine Angelegenheiten; thue was Du für richtig und für das beste, für Gott wohlgefällig und dem Nächsten heilsam hältst, denn Du bist weiser, denn ich, der ich auf die Wissenschaft nicht viel Zeit habe verwenden können." Auf ein segensreiches Leben zurücksehend, durfte der Greis getrost sprechen: „Mich reut mein Leben nicht; ich fürchte mich nicht, weil ich einen gnädigen Gott habe." Im J. 1562 hatte er sich mit Anna Winckeler aus Nordhausen vermählt. Zwei Knaben und zwei Mädchen waren aus dieser Ehe entsprossen, von welchen das jüngste, Maria, mit Mylius, Pfarrer zu Ilfeld, verheirathet war. Diesem, welcher zugleich sein Seelsorger war, sagte er kurz vor seinem Tode: „Ach, lieber Domine Pastor, ist das nicht eine große Herrlichkeit unserer Seelen, daß sie mit dem Leibe nicht stirbt, sondern lebendig bleibt? Item, daß sie bei Christo in seinem Reich und

bei Gott und den lieben Engeln lebt in Friede und Freude des heiligen Geistes bis an den jüngsten Tag? Das alles haben wir ja unserem lieben Herrn Christo zu danken. Ach, wie wird mir doch die Zeit so lange werden, ehe ich dahin komme, und wie werde ich beneben meinen lieben Großeltern und Eltern so manchen frommen lieben Christen und so viel guter herrlicher Freunde da finden und antreffen; Gott helfe mir dazu balde. Amen!" In der vierten Nachmittagsstunde des 26. April 1595 starb der letzte aus dem großen Dreigestirn praktischer evangelischer Pädagogen des 16. Jahrhunderts: Valentin Trotzendorf († 1556), Johannes Sturm († 1589) und N.

Wenn man Sturm den normalen Schulorganisator, Trotzendorf den Normalrector genannt hat, so kann N. als der Normallehrer jener Zeit gelten. Für seinen Lehrerberuf war er mit einer wahrhaft staunenswerthen Gelehrsamkeit ausgestattet. Nicht allein sämmtliche griechische und lateinische Classiker hat er gelesen, sondern sich auch, soweit es die damaligen litterarischen Hülfsmittel gestatteten, eine gründliche Kenntniß des Hebräischen und der verwandten Dialekte verschafft, ja er arbeitete sich selbst durch die späteren Lateiner und durch die Scholastiker hindurch, indem er bei diesem oft sauren Geschäfte seinen Trost theils in dem Worte des Plinius fand, daß auch das schlechteste Buch doch sein Körnlein Gutes enthalte, theils in der Erwägung, wie erst aus der Bekanntschaft mit diesen abstrusen und barbarischen Schriftstellern es recht klar werde, wie groß die Gnade sei, welche Gott mit dem durch Luther und Melanchthon uns wiederaufgesteckten Lichte einer reineren Erkenntniß uns erwiesen habe. Damit verband er, den Forderungen seiner Zeit entsprechend, eine ungemeine Fertigkeit in der praktischen Handhabung nicht allein des Lateinischen, sondern auch des Griechischen in Rede und Schrift, in Prosa und Vers. Und daß seine große Belesenheit und Sprachfertigkeit auf wirklicher Gelehrsamkeit beruhte, das beweist namentlich die 340 Seiten umfassende Vorrede zu den „Erotemata linguae Graecae", welche mit der ausgebreitetsten und gründlichsten Sachkenntniß von alten und neuen Bibliotheken und von den Handschriften und Büchern aus dem Gebiete der weltlichen und kirchlichen Litteratur handelt und nicht mit Unrecht „eine kurze und vielleicht die erste Litteraturgeschichte" genannt worden ist. Das eigenthümliche pädagogische Verdienst Neander's aber beruht vor allem darauf, daß er vermöge der tiefen religiösen Gründung seines ganzen Wesens, der hingebenden Liebe für die Jugend und seiner originellen und individuelles Leben weckenden Individualität eine wahrhaft pädagogische Persönlichkeit war; ferner darauf, daß er sein Lehrziel immer klar und fest vor Augen hatte und mit sicherem methodischen Bewußtsein ihm Schritt vor Schritt entgegenging; und ganz besonders darauf, daß er durch Abfassung brauchbarer Lehrbücher einem Mangel abhalf, der in jener ersten Zeit der Reform des Schulwesens, welche der mit dem Humanismus verbündete Protestantismus ins Werk gesetzt hatte, im besonderen Maße empfunden werden mußte. Nach Havemann waren bei Neander's Tode 39 Werke von ihm gedruckt und außerdem noch 17 handschriftlich vorhanden, und es würde nicht schwer fallen, diese Zahlen noch zu erhöhen. Für das persönliche Wesen Neander's gibt sein schon erwähnter „Menschenspiegel" die ausgiebigste Belehrung. Die neue Methode, welche er dem herrschenden pedantischen Mechanismus entgegensetzte, lernt man am besten kennen aus seinen „Bedenken an einen guten Herrn und Freund, wie ein Knabe zu leiten und zu unterweisen, das er one gros jagen, treiben und eilen mit Lust und Liebe vom sechsten Jahre seines alters an biß auff das achtzehnde wol und fertig lernen möge Pietatem, linguam Latinam, Graecam, Hebraeam, artes und endlich universam Philosophiam" 1580; auch abgedruckt bei Vormbaum, Die evangelischen Schulordnungen des 16. Jahrhunderts. Gütersloh 1860, S. 746 ff. Bis zum 15. Jahre soll der gramma-

tische Unterricht im Lateinischen, stufenweise vom Leichteren zum Schwereren fortschreitend, und dann auch der im Griechischen im Wesentlichen vollendet sein. Als Hülfsmittel dazu hatte N. sein „Compendium grammaticae latinae Philippi Melanchthonis et pro Incipientibus et Donatistis conscriptum olim in Schola Ilfeldensi“ verfaßt und im Anhange den „Nomenclator puerilis novus, trilinguis videlicet et rhythmicus“ und ferner die „Grammatica latina Philippi Melanchthonis ea brevitate, facilitate et perspicuitate paucis pagellis tradita, verbis tamen Philippi retentis, ... ut inde cuncta Grammatices praecepta, ad discendam et intelligendam Latinam linguam ad omnem aetatem necessaria et proficua, puer intra menses paucos non magno negotio singula et universa addiscere possit“, und im Anhange die „Locutionum latinarum formulae, secundum trium causarum genera distributae“. Beide Werkchen erschienen zu Leipzig 1579. Für den ersten Unterricht im Griechischen konnten seine „Graecae linguae Tabulae“ (Basel 1564) dienen, während für den weiteren Unterricht die ausführlicheren „Graecae linguae erotemata“ (Basel 1565) bestimmt waren, welche den im Griechischen weiter Fortgeschrittenen ähnliche Dienste leisten sollten wie im Lateinischen die große Grammatik Melanchthon's, und zu deren Exemplification die „Gnomologia graecolatina“ (Basel 1564) bestimmt war. Mit aller Entschiedenheit dringt er darauf, daß auch das Griechische durch schriftliche Arbeiten geübt werde, und selbst zur Anfertigung griechischer Verse, in welcher er selbst eine so große Leichtigkeit besaß, gibt er in seinen 6 Büchern „De re poetica Graecorum“ (Leipzig 1592) ausführliche Anleitung. Den Hauptstoff zur Lectüre für die reiferen Schüler sollte das „Opus aureum et scholasticum“ bilden, „in quo continentur Pythagorae carmina aurea, Phocylidis, Theognidis et aliorum poëmata“ (Leipzig 1574); diese „alii“ sind Nilus, Coluthus, Tryphiodorus, Cointus (Quintus Smyrnäus) und Lucian, welchen noch die 2 Bücher des Gnomologikons und 2 Bücher Apophthegmata eingereiht sind, alles mit lateinischen Uebersetzungen und Erklärungen versehen. Mit dem 16. Jahre kommt der Unterricht im Hebräischen hinzu, für welchen N. wiederum durch „Tabulae grammaticae Hebraeae linguae“ und durch die „Sancta linguae Hebraeae erotemata“ (Basel 1567) gesorgt hat, welchen auch, ähnlich wie seinen lateinischen und griechischen grammatischen Schriften, Testimonia veterum Hebraeorum Rabinorum, Thalmudistarum ac Cabalistarum de Christo und Apophthegmata, oracula, proverbia ac sententiae Hebraeolatinae beigefügt sind. Das 17. und 18. Jahr endlich sollte den Schüler noch in die Dialektik, Rhetorik, Physik, Chronologie, Ethik und Geographie einführen, um ihn dann, wohlvorbereitet, zu den akademischen Studien zu entlassen; und auch über jene Disciplinen waren Neander's eigene Compendien zur Hand: eine Dialektik und Rhetorik (Eisleben 1581), eine Physik („Compendium rerum physicarum“, Wittenberg 1587 und „Physice“, Leipzig 1585 und 1591), ferner das „Chronicon“ (s. l. 1583) und das „Compendium Chronicorum“ (Leipzig s. a. [1586]), die „Ethice vetus et sapiens“ (Leipzig 1581) und die „Orbis terrae divisio“ (Leipzig 1586) und „Orbis terrae partium succincta explicatio, seu simplex enumeratio“ (Leipzig 1589). Behufs der Darstellung der eigenthümlich christlichen Lehren fügte er den aus den classischen Schriftstellern entlehnten ethischen Vorschriften sein „*Παναρετὼν*, s. Theologia scripturae sanctae, sententiae ac doctrinae coelestes cet.“ (Eisleben 1580, später unter dem Haupttitel „Parva biblia Latino-germanica“ noch öfter erschienen) bei, und daran schloß sich die aus Luther's Schriften excerpirte „Theologia Theandri Lutheri“ (Eisleben 1581). Auch den kleinen Katechismus Luther's hatte N. ins Griechische übersetzt (Basel 1558), „unde et pietatem et linguam Graecam adolescentes discere possunt“.

Obwohl N. die Grundansicht seiner pädagogischen Zeitgenossen theilt, es

sei „alles daran gelegen, das man Grammaticam, Latinam linguam und Pietatem auffs vleissigste studiere“, so geht doch durch alle seine Schriften, mit seiner gesunden und kernhaften Individualität zusammenhängend, ein realistischer Zug hindurch; und obwohl man aus ihnen zahlreiche erläuternde Beispiele für das entnehmen kann, was R. v. Raumer so treffend als verbalen Realismus bezeichnet hat, weil die behandelten Realien immer an das Wort der classischen Ueberlieferung gebunden erscheinen, so verräth N. doch auch häufig seine frische Empfänglichkeit für das eigenthümliche Leben der Gegenwart. Die stete Rücksicht auf das im praktischen Leben Verwendbare läßt ihn den Ciceronianus so sehr verleugnen, daß er den beiden Büchern griechischer und lateinischer Weisheitssprüche in einem dritten Buche gegen 1600 „Versus veteres proverbiales Leonini“, mit seiner bewunderungswürdigen Belesenheit aus mittelalterlichen Schriftstellern gesammelt, anhängt. Ja er wagt es, diesen in den späteren Ausgaben (seit 1585) unter dem Titel „Veterum sapientum Germanorum sapientia“ über 600 deutsche Sprüchwörter beizufügen, deren derbe Volksweisheit der wißbegierigen Jugend mit einer für uns höchst auffallenden Unbefangenheit dargeboten wird (Ladendorf, Neander's Deutsche Sprüchwörter, Schwerin 1884). Auf ganz besonders ergötzliche Weise aber wird in seinen geographischen Compendien der Schematismus des Lehrbuchs von den Aeußerungen des lebendigen Interesses durchbrochen, welches der Verfasser bedeutenden Ereignissen und Persönlichkeiten seiner Zeit und Umgebung zuwendet. Sobald er auf eine Stadt kommt, in welcher eine tüchtige Schule blüht, oder ein ausgezeichneter Gelehrter oder Lehrer, vielleicht gar einer seiner früheren Schüler, wirkt, so bringt er in lebhafter und instructiver Redseligkeit die concretesten Dinge zur lebendigsten Anschauung.

N. hatte die Genugthuung, den ausgezeichneten Erfolg seiner pädagogischen Thätigkeit schon von der ruhmvollsten Anerkennung sachverständiger Zeitgenossen begleitet zu sehen. Melanchthon erklärte die Schule zu Ilfeld, „um der treuen Arbeit Neander's willen“ für das beste Seminar im Lande. Lorenz Rhodomann, sein berühmtester Schüler, rühmte ihm nach, daß mehr seine Griechen aus der Schule zu Ilfeld hervorgegangen seien als einst Helden aus dem trojanischen Pferd, und daß die Neandrici auf der Universität durch ihre tüchtige Vorbereitung vor allen sich auszeichneten. Und noch in neuester Zeit hat F. A. Wolf, der große Nachfolger Neander's im Lehramte zu Ilfeld, über seinen Vorgänger geurtheilt, daß er zwar kein singulärer Kopf als Schriftsteller gewesen sei, aber als Sprachkenner sich sehr verdient gemacht habe, und daß sein Charakter sehr bieder gewesen sein müsse; ja er hatte Lust, nach dem Vorbilde von Neander's „Bedenken“ ein dem Bedürfniß der neueren Zeit angemessenes ähnliches Schriftchen zu verfassen, indem jenes Büchlein sehr artige Dinge enthalte, überall den alten echtdeutschen Sinn bezeuge, der auf Realität geht, und nicht von der Erziehung spreche, denn die gehöre den Eltern, sondern von der ratio instituendi und nichts wisse von der schädlichen Methode, alle Sachen zu erleichtern.

Vergl. meinen ausführlicheren Artikel über N. in Schmid's Encyklopädie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens. 2. Aufl. V. Leipzig 1883, S. 200—213. — Leuckfeld, Antiquitates Ilfeldenses. Quedlinburg 1709. — Vollborth, Lobschrift auf N. Göttingen 1717. — Havemann, Mittheilungen aus dem Leben M. Neander's. Ein Beitrag zur Reformations- und Sittengeschichte des 16. Jahrhunderts. Göttingen 1841. — Meister's Aufsatz über N. bei Fleckeisen und Masius, neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik. Abth. II, 1881 und 1882. — Klemm, Michael N. und seine Stellung im Unterrichtswesen des 16. Jahrhunderts (Inauguraldissertation). Großenhain 1884. — Ein Verzeichniß der Schriften Neander's findet sich bei Leuckfeld, vollständiger bei Meister a. a. O.

G. Baur.

Nebe: Dr. Johann August N., geb. am 23. April 1775 zu Halle, gest. zu Karlsbad am 11. September 1854. Sein Vater Joseph Friedrich Nebe, Prediger zu Halle und Inspector an dem Francke'schen Waisenhaus sowie der Canstein'schen Bibelanstalt, war ein strenger, frommer Mann; außer ihm und seiner vielseitig gebildeten Mutter Sophie, geb. Wagner aus Minden, einer Verwandten von August Hermann Francke, dem Stifter des Halle'schen Waisenhauses und Pädagogiums, hatte sein Oheim August Hermann Niemeyer, der bekannte Professor und Kanzler der Universität Halle, den bedeutendsten Einfluß auf den Bildungsgang des begabten Knaben. Auf dem Pädagogium zu Halle erhielt N. eine gediegene Kenntniß in den alten Sprachen und classischen Litteratur; daneben betrieb er auch eifrig das Studium der neuen Sprachen. Hier trat N. in dauernde freundschaftliche Beziehungen zu mehreren Altersgenossen, die später zu bedeutenden Stellungen gelangten, wie zu dem späteren Oberpräsidenten v. Vincke und dem nachmaligen Geheimen Rath v. Bassewitz u. a. Auf der Universität seiner Vaterstadt, wo er mit Eifer Theologie, Philologie und Pädagogik studierte, hörte er die Vorlesungen seines Pathen Friedrich August Nösselt, seiner Freunde Knapp und Sprengel und trat in geistigen Verkehr mit sonstigen bedeutenden Männern wie mit dem Alterthumsforscher Friedrich August Wolf. Nachdem er beim Schluß seiner Universitätsstudien als Doctor der Philosophie promovirt hatte, machte er 1800 eine längere wissenschaftliche Reise nach der Schweiz und Oberitalien, auf der er auch zu Lavater in Beziehung trat; ein Ergebniß des Zusammentreffens mit diesem Manne ist Nebe's 1801 erschienene Schrift „Johann Kaspar Lavater. Ueber ihn und seine Schriften". Nach seiner Rückkehr nach Halle übernahm er die Stelle eines Inspectors an dem Francke'schen Waisenhaus, um sich in der Pädagogik praktisch fortzubilden, bis er 1802 als Pastor zu Crumpa bei Merseburg angestellt wurde; daselbst wirkte N. bis 1814 mit solchem Erfolg, daß ihm durch den Oberhofprediger Dr. Reinhard in Dresden nach wohlbestandenem Colloquium die Superintendentur in Frauenprießnitz übertragen wurde. Eine bald darauf an ihn ergangene Berufung zum ersten Domprediger in Naumburg schlug er aus. Als Frauenprießnitz infolge des Friedensschlusses dem Großherzogthum Sachsen-Weimar zugetheilt worden war, lernte der Großherzog Karl August, der in Begleitung Goethe's das neuerworbene Amt Frauenprießnitz besuchte, N. persönlich kennen und schätzen; infolgedessen wurde N. 1816 nach Eisenach als Oberpfarrer, Generalsuperintendent und Oberconsistorialrath berufen, welche Würde er bis zum 1. Juli 1853 bekleidete; außerdem wurde er zum Ephorus des dortigen Gymnasiums, zum Director des neugestalteten Schullehrerseminars und der von ihm mitbegründeten Bürgerschule ernannt und ihm überhaupt die Leitung der Kirchen- und Schulangelegenheiten des Eisenacher Kreises übertragen. Seine auf diesen Gebieten erworbenen Verdienste fanden auch die entsprechende Anerkennung seitens der Regierung: Karl August ernannte N. zum Ritter des weißen Falken-Ordens und 1839 Karl Friedrich ihn zum Comthur desselben unter gleichzeitiger Ernennung zum Vicepräsidenten des Oberconsistoriums, nachdem er das Präsidium desselben schon mehrere Jahre geführt hatte. Die theologische Facultät zu Halle hatte schon 1817 gelegentlich des Reformationsfestes ihm um seiner Verdienste willen die theologische Doctorwürde honoris causa zuerkannt. — Was Nebe's organisatorische Thätigkeit auf dem Gebiete des Schulwesens sowie seine sonstige pädagogische Wirksamkeit anlangt, so ist die Vereinigung der verschiedenen deutschen Schulen Eisenachs zu einer großen Bürgerschule, mit der später noch eine zweite mit einer Seminarschule sich verband, sowie insbesondere die Reorganisation der Schulen der ganzen Provinz sein Werk. In dem Lehrerseminar ertheilte er auch als Director persönlich Unterricht; das Gymnasium

Eisenachs sowie die Bürgerschulen unterstanden seiner eifrig geübten Aufsicht; die Landschulen der Provinz visitirte er in einem gewissen Turnus. Mit den Verhältnissen aller dieser seiner Aufsicht anvertrauten Anstalten war er jederzeit genau bekannt; alle Lehrer und Geistlichen vertrauten ihm als ihrem treuen Rathgeber und gewissenhaften Vorgesetzten, der zwar nöthigenfalls streng und ernst sein konnte, sonst aber immer mild und wohlwollend war. — Eine Anzahl von Schriften, vornehmlich pädagogischen Inhalts zeugen im allgemeinen von seiner litterarischen Thätigkeit, als auch besonders von seinem Interesse für das Unterrichtswesen, von denen hier genannt werden mögen: „Der Schullehrerberuf nach dessen gesammtem Umfang in der Schule und Kirche. Grundlage einer praktischen Amtsvorschrift für Lehrer in Bürger- und Landschulen, auch zur Vorbereitung der Seminaristen. Nebst einer ausgewählten Litteratur für Volksschullehrer." 2. Aufl. 1827. Zuvor schon waren von N. erschienen: „Fragen an Kinder über den biblischen Katechismus für Volksschulen als Grundlage für den katechetischen Unterricht der Jugend"; letzteres auch unter dem Titel: „Biblisch-katechetisches Handbuch für Schullehrer", 2. Aufl. 1820—21. In Fachkreisen galt dieses Werk als ein sehr empfehlenswerther Commentar sowohl der Form als der Materie nach; ferner sind noch Schriften allgemeinen Inhalts zu erwähnen, wie über das Reformations- und Wartburgfest, über Stolbergs Uebertritt zur katholischen Kirche; sodann die erwähnte Schrift über Lavater; auch sind von ihm noch Predigten, sonstige Reden und eine große Zahl von Recensionen und Aufsätzen erschienen. — Neben seiner vielseitigen amtlichen und litterarischen Thätigkeit fand N. noch Zeit an gemeinnützigen Stiftungen und Vereinen theil zu nehmen, theils als Begründer, theils als Mitglied und Beförderer wie an der Bibelgesellschaft, der er viele Jahre präsidirte, der Gesellschaft der Freunde in der Noth, dem Gustav-Adolf-Verein, dem Frauenverein u. a. Seine Mußestunden waren litterarischen Beschäftigungen und dem Interesse für die schönen Künste gewidmet, wovon auch eine ihm angehörige Kupferstichsammlung von seltenem Umfang Zeugniß gab. — N. war eine Persönlichkeit von warmer Theilnahme an den Interessen seiner persönlichen und weiteren Umgebung, von wahrer Frömmigkeit und echter Milde, die selbst nach Beleidigungen nur die dem Christen gebotene Verzeihung und Versöhnung kannte; er war frei von jeglicher confessionellen Unduldsamkeit, zur steten Wohlthätigkeit geneigt mit Vermeidung jedes äußern Scheins. Für seine Person anspruchslos brachte er gern Opfer, wo es einen guten Zweck galt, was auch seine letztwillige Verfügung zeigt, nach der er 12500 Thlr. zu Stiftungen, theils zu einem Familienstipendium für die Verwandten der Familien Nebe und Rein, theils für die Schulen der Stadt, für die Pfarrer- und Lehrerwittwen des Landes, für die Vereine der Bibelgesellschaft, für verwahrloste Kinder u. s. w. bestimmte. Noch heute begehen die Bürgerschulen Eisenachs seinen Geburtstag zum dankbaren Gedächtniß in feierlicher Weise. Von Alter und Arbeit gebeugt legte N. am 1. Juli 1853 seine Würden nieder; aber nicht lange sollte er sich der wohlverdienten Ruhe erfreuen: er starb schon am 11. September 1854 zu Karlsbad auf der Rückreise von Marienbad nach Eisenach.

Pädagogische Real-Encyclopädie von K. G. Hergang. 2. Bd. S. 303. — Nekrolog des am 11. September dieses Jahres zu Karlsbad verstorbenen Vice-Präsidenten Dr. Nebe. Eisenacher Kreis-Blatt, Jahrg. 1854. Nr. 150 und 151. — Biographien der berühmtesten etc. Pädagogen aus der Vergangenheit v. Dr. J. B. Heindl. Binder.

Nebel: Charlotte Elisabeth N., geb. Rambach, wurde am 15. Juni 1727 geboren als Tochter des bekannten Professors der Theologie Johann Jakob Rambach in Halle und der ersten Ehefrau desselben, Johanna Elisabeth, einer

Tochter des Professors Joachim Lange (s. A. D. B. XVII, S. 634 f.). Unserer Nebel ältere Schwester ist die aus Goethe's Dichtung und Wahrheit bekannte Frau Pastorin Griesbach (s. A. D. B. IX, S. 660 f.). Beide Schwestern wuchsen in inniger Herzensgemeinschaft heran; schon 1730 verloren sie ihre Mutter, doch heirathete der Vater in demselben Jahre wieder; ihr Vater, der im J. 1731 von Halle nach Gießen versetzt war, starb hier schon im J. 1735. Die jüngere von ihnen verheirathete sich am 24. Mai 1746, noch nicht 19 Jahre alt, mit Heinrich Christoph Nebel, damals Gymnasiallehrer in Gießen, seit 1752 Prediger in Worms; (hier wurde er später Senior und starb 1786). Nach fünfzehnjähriger Ehe starb sie am 8. September 1761. Sie hat einige Erbauungsschriften geschrieben und sich als Dichterin geistlicher Lieder bekannt gemacht; in beiden Hinsichten ist sie eine echte Tochter ihres Vaters, auf dessen Art und Gedanken sie nicht ohne Selbständigkeit eingegangen ist. Von ihren Liedern erschien schon einiges einzeln und auch in einer kleinen Sammlung ohne ihren Willen vor ihrem Tode; ihre „sämmtlichen Poesien“ gab dann nach ihrem Tode ihr Ehemann heraus (Frankf. u. Leipzig 1763); zwei ihrer Lieder fanden sodann Aufnahme im 3. Theil der (größern) Cöthnischen Liedersammlung (Halle 1768) und fanden von hier aus weitere Verbreitung. Unter ihren erbaulichen Betrachtungen, welche gleichfalls von ihrem Manne nach ihrem Tode herausgegeben sind, hat eine gewisse Berühmtheit erlangt die Schrift: „Der große Versöhnungstag zum heilsamen Gebrauch des Leidens und Sterbens unseres Herrn Jesu Christi. Auf die 24 Stunden eines jeglichen Tages angewendet“; sie erschien zuerst Speyer 1761, sodann in 2. Ausgabe Frankfurt und Leipzig 1763, und ist in unserem Jahrhundert von W. Köllner wiederherausgegeben Basel 1835; fünfte Auflage 1866 (mit einem Vorwort des Grafen Felicien Zaremba).

Hansen, die Familie Rambach, S. 57 ff. — Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl. IV, S. 442. l. u.

Nebelthau: Friedrich August Wilhelm N., kurhessischer Staatsmann, geb. den 22. Jan. 1806 in Kassel, stammte aus einer urkundlich schon 1427 erwähnten, nach den Kirchenbüchern von Kassel seit 1680 hier heimischen Familie. Er war das zweite der fünf Kinder des kurfürstlich hessischen Oberpostmeisters Johann Jakob N. († 1839) in Kassel und der Tamina geb. Rösing aus Leer († 1860). Der Vater hatte aus Anhänglichkeit an den von den Franzosen vertriebenen Kurfürsten Wilhelm I. seine Stellung als Posthalter in Kassel aufgegeben und lebte zur Zeit des Königreichs Westfalen von der Bewirthschaftung des nahen Pachtgutes Fasanenhof. So kam es, daß sich auch N. Anfangs der Landwirthschaft widmete. Da sein Vaterhaus während der Fremdherrschaft einen Vereinigungspunkt vieler treuer Hessen bildete, so stärkten die hierdurch gewonnenen Eindrücke seine Liebe zum Angestammten und Hergebrachten. Nach der Schlacht bei Leipzig, als noch die Russen Kassel besetzt hielten, rief der abwesende Kurfürst Nebelthau's Vater in seine Stellung zurück und sicherte ihm am 3. März 1816 auch für seine Erben und Nachkommen die Posthalterei zu. N. gab nun die Landwirthschaft auf und nachdem er sich vorübergehend der Tonkunst gewidmet, studirte er 1823 in Marburg, seit 1825 in Göttingen die Rechte und wurde 1828 als Rechtsanwalt in Kassel angestellt. Um diese Zeit veröffentlichte er in der Leipziger Allg. musikal. Ztg. mehrere Aufsätze. 1836 wurde er durch die Wahl zum Abgeordneten der Stadt Hersfeld im kurhessischen Landtag zu einflußreicher Thätigkeit berufen. Er widersetzte sich hier alsbald lebhaft und erfolgreich dem Versuche Hassenpflugs, einen wesentlichen Grundsatz der Gemeindeordnung von 1834, die Gleichstellung des Charakters einer Stadt-

und Dorfgemeinde, aufzuheben und bekämpfte eine Zumuthung dieses Ministers, das landständische Recht der Mitwirkung bei der Gesetzgebung für bestimmte Fälle zu opfern. Auf den folgenden Landtagen bis 1850 nacheinander Abgeordneter der Städte Hersfeld, Melsungen, Kassel und Eschwege, trat er 1837 beim Streite über die Einkünfte der sog. Rotenburger Quart in hervorragender Weise für die Rechte des Landes auf. Von besonderer Bedeutung war auch sein Ausschußbericht zur Vertheidigung des landständischen Ausschusses gegen vielfache Beeinträchtigungen durch die Regierung. Eine besondere Stellung nahm er im Dec. 1837 bei den Verhandlungen über das Grundsteuergesetz ein, wo er eine ausgedehnte Entschädigung der Ritterschaft für die Aufhebung der Steuerfreiheit befürwortete. Aufsätze von ihm im Kasseler „Rechtsfreund“ über „Wahrheit und Irrthum in der Maurenbrecher'schen Schrift: Die deutschen regirenden Fürsten und die Souveränetät“ erschienen auch als besondere Schrift (Kassel 1839). An der Wahrung der Rechte der Volksvertretung und an der Bekämpfung der Versuche, die Verfassung unwirksam zu machen, betheiligte er sich mit Eifer auch dem Ministerium Scheffer gegenüber. Auf dem im Dec. 1842 eröffneten Landtage trennte er sich jedoch insofern von seinen Genossen, als er sich für Unentbehrlichkeit der Censur und gegen eine Ablösbarkeit der Lehen aussprach. Im Landtage von 1845—46 führte er den Vorsitz, in dem von 1847 war er Vicepräsident. In den Tagen der hochgehenden Bewegung von 1848 stand er als Vicebürgermeister an der Spitze des Stadtraths von Kassel, welcher dem Kurfürsten eine Adresse mit der Bitte um Abstellung einer Reihe von Beschwerden überbrachte. 1848 und 49 unterstützte er im Landtage die Bemühungen des Märzministeriums um Schaffung zeitgemäßer Gesetze. 1859 war er wiederum Vicepräsident des Landtags wie auch Mitglied des Volkshauses des Unionsparlaments für den Bezirk Eschwege. Als sich der Kurfürst im Frühjahr 1850 mit der Einsetzung eines neuen Ministeriums trug, ließ er N. das Innere antragen. Dieser, Anfangs geneigt, lehnte entschieden ab, als er hörte, daß Hassenpflug an die Spitze treten sollte. In dem Landtage, mit welchem letzterer den Streit begann, war N. Vicepräsident. Auch gehörte er dem bleibenden Ausschusse an, welcher der vorläufigen Steuererhebung zustimmte. Im zweiten Landtage von 1850 trat er, trotz der demokratischen Mehrheit, besonders hervor durch seine für die wichtigsten Ausschüsse erstatteten Berichte über die mit Hassenpflug streitigen Fragen. Nachdem die Regierung ihre Verordnungen mittelst Denkschrift vom 19. Sept. 1850 bei den Bundesregierungen zu rechtfertigen versucht hatte, betheiligte sich N. an einer Gegenschrift. Zur Zeit der Bundesexecution vertheidigte er viele Angeklagte vor dem Kriegsgerichte. Während der Reactionszeit trat N. öffentlich nicht hervor, aber der 1859 beginnenden Bewegung für Herstellung der Verfassung von 1831 schloß er sich bald an durch die Schrift: „Der Bundesbeschluß vom 27. März 1852 in der kurhessischen Verfassungssache ist erschlichen“ (Hamb. 1860). Dieselbe war namentlich auch gerichtet gegen die Anklagepunkte, welche die Regierung in ihrer Denkschrift vom 10. Oct. 1859 gegen jene Verfassung aufgeführt hatte. Ferner war er betheiligt an den „Flugblättern der Verfassungspartei“ und an der von den kasseler Stadtbehörden am 9. Juni 1860 an den Bundestag gerichteten Verwahrung gegen die Verfassung vom 30. Mai 1860. Am 10. August 1860 unter Rechtsverwahrung zum zweiten Abg. Kassel's in die zweite Kammer gewählt, erklärte er sich bei Annahme des Vorsitzes für Fortbestand aller seit 1850 unrechtmäßig beseitigten Gesetze. Nachdem sich diese Kammer für unzuständig erklärt, liefen bei ihm Anerkennungsadressen aus vielen Theilen Deutschlands ein. Der gleichen Erklärung der folgenden zweiten Kammer ging eine würdige Ansprache des wieder

präsidirenden N. voraus. Nachdem sich jener Vorgang auch am 8. Dec. 1862 wiederholt hatte, hielt er eine, die Haltung des Landes bestärkende Ansprache mit Vorwürfen gegen die Minister, das Petitionsrecht mit Füßen zu treten. Es bezog sich dies auf Hindernisse, welche der von N. mitveranstalteten sogenannten Riesenadresse des Landes an den Bundestag bereitet waren. Nach Herstellung der Verfassung von 1831 war N. Präsident der 1862 und 1863 eröffneten Landtage. Seiner Besonnenheit sind die geschickten Beschlüsse mitzuverdanken, durch welche der Regierung des Kurfürsten erschwert wurde, die Verzögerung der nothwendigen Gesetzesvorlagen fortzusetzen. N. übte auch sonst großen Einfluß für eine ruhige Entwickelung der öffentlichen Dinge Kurhessens; nachdem aber der bleibende Ständeausschuß seit 1864 wiederholt den fast völligen Stillstand des Staatslebens festgestellt hatte, warnte N. am 5. Febr. 1866 bei Vertagung des Landtags die Regierung, nicht ihr Spiel mit diesem zu treiben und drückte am 14. Juni in einer Präsidialansprache die Hoffnung aus, die Regierung werde bei der drohenden Gefahr in der Verfassung die sicherste Gewähr, vielleicht die einzige Bedingung ihrer eigenen Erhaltung erkennen. In der Nacht vom 19. Juni machte N. einen vergeblichen Versuch, den Kurfürsten zur Nachgiebigkeit gegen Preußen zu bewegen. Als am 20. der Kurhessen besetzende preußische General v. Beyer im bleibenden Ständeausschusse erschien, reichte er N. die Hand um sie „damit dem kurhessischen Volke zu reichen“. Mit der neuen Wendung der Dinge einverstanden, theilte er doch mit Vielen in Hessen Besorgnisse wegen der künftigen Stellung, der Wahrung von Rechten und Eigenthümlichkeiten des Landes. Als er daher am 27. Aug. 1866 an der Spitze einer Abordnung des kasseler Stadtraths dem König Wilhelm in Berlin die volle Hingebung in den neuen Gang der Dinge versicherte, drückte er zugleich die Hoffnung auf thunlichste Schonung der vielhundertjährigen Einrichtungen Hessens aus und am 19. Sept, richtete er und 42 hessische Abgeordnete an den Civiladministrator die Bitte, dahin zu wirken, daß während der Uebergangszeit die Regierung unter Mitwirkung der bisherigen Landesvertretung geführt werde. Der Schritt war vergeblich, worauf N. und Genossen von demokratischer Seite als die Todtengräber des hessischen Landesrechts bezeichnet wurden. In der That aber blieb er auch ferner für dieses thätig. Am 12. Mai 1867 bat er mit 11 hessischen Abgeordneten den Oberpräsidenten um Belassung des kurhessischen Staatsschatzes für Bedürfnisse der Provinz; als aber im Gegentheil die Verordnung vom 5. Juli 1867 die Verwaltung dieses Fonds der Generalstaatscasse übertrug, stand N. im Begriff, aus Mißmuth die Stelle eines Oberbürgermeisters von Kassel niederzulegen, doch ließ er sich bewegen, den König in Ems aufzusuchen, der dann am 7. Aug. in Kassel die Bitte zum Theil gewährte. Auch befand sich N. unter den Vertrauensmännern, welche im Sept. 1867 in Berlin die Frage einer Neuordnung der wesentlichsten Einrichtungen Hessens begutachteten. Am 18. Dec. 1867 wurde er auf Präsentation der Stadt Kassel in's Herrenhaus berufen. Seine Thätigkeit ging hinfort in seiner Stellung als Oberbürgermeister auf, zu welcher er schon am 20. August 1864 gewählt war, aber erst am 3. Juli 1866 von der preußischen Verwaltung bestätigt werden konnte. Im Reichstag 1869—71 den Bezirk Marburg vertretend, war N. Mitglied der Kaiserdeputation in Versailles. Auf deren Rückreise feierte er in Nancy in einer Tischrede den Präsidenten Simson. N. starb in Kassel am 31. Juli 1875. Die dortigen Stadtbehörden sagten in einem Nachrufe: „Der Besten Einer hat er in den politischen Kämpfen des Landes durch hingebenden Patriotismus und seinen unbeugsamen Sinn für Recht und Gerechtigkeit sich hohe Verdienste weit über die Grenzen des Hessenlandes erworben.“ Durch Schreiben vom 1. Aug. sprach der Kaiser jenen Behörden seine Theilnahme aus und hob Nebelthau's Jahrzehnte lang der Stadt

Kassel geleistete Dienste sowie die „selbstlose, charaktervolle Weise hervor, in welcher sich sein Patriotismus in den verschiedensten und schwierigsten Verhältnissen bestätigt hat“. — Nekrol. in Hessische Morgen-Z. Nr. 6821 und Kass. Tagebl. Nr. 211 von 1875.

Grenzboten 1848, 1 Sem., 1. Bd. S. 57; Wippermann, Kurhessen seit d. Freiheitskriegen (Kass. 1850); Gartenlaube 1862, Nr. 14; Leipz. Illustr. Z. Bd. 40, Nr. 1038 von 1863; Staatslex., 3. Aufl., Art. „Hessen-Kassel“; „Kurhessen seit 1860“ in „Unsere Zeit“ (Leipz. 1866, Bd. 2); Die Todtengräber des kurhess. Landrechts (Leipz. 1868); Braun, Bilder a. d. d. Kleinstaaterei. Neue Folge. Bd. 1, (Berl. 1870); Müller, Kassel seit 70 Jahren, Bd. 2 (Kass. 1879); Nord und Süd, Bd. 11 (1879) S. 127; Pfaff, Erinnerungen (Gotha 1883); Memoiren des kurhess. Ministers Abee in „Hess. Bl.“ vom 25. Oct. 1884. Seine Thätigkeit im zweiten hessischen Verfassungsstreite und nach 1866 ist ausführlich behandelt im 3. Bande von F. Oetker's Lebenserinnerungen (Kassel 1885). Wippermann.

Nebenius: Karl Friedrich N., großherzoglich badischer Wirklicher Geheimer Rath, Ministerialpräsident und Präsident des Staatsrathes, geb. zu Rhodt, in der Rheinpfalz am 29. Sept. 1785, † zu Karlsruhe am 8. Juni 1857, ein durch hohe Fähigkeiten, große Arbeitskraft, unbeirrbare Treue und Hingebung an Fürst und Vaterland, einen weiten Blick und eine seltene Vielseitigkeit des Wissens hervorragender Mann, der neben der mühsamen und aufreibenden Thätigkeit des Beamten eine umfassende Wirksamkeit als Politiker und Gelehrter entfaltete, wie sie in dieser Vereinigung wohl nur selten vorkommt. — Der Marktflecken Rhodt, sein Geburtsort, wo sein Vater der Verwaltung als Amtmann vorstand, gehörte zur Markgrafschaft Baden-Durlach bis in Folge der französischen Revolution das ganze linke Rheinufer der französischen Republik zufiel. 1792 wurde der Amtmann N. durch die Franzosen vertrieben und von seinem Markgrafen zum Obervogt der Herrschaft Mahlberg ernannt. Nach seinem frühen Tode (1801) lag der Mutter, einer energischen und begabten Frau, die Erziehung der verwaisten Kinder ob, eine Aufgabe, der sie sich mit bestem Erfolg unterzog und an deren Früchten sie sich bis in das hohe Alter von 90 Jahren (sie starb 1846) erfreuen durfte. Von dem Karlsruher Gymnasium, wo er ein Mitschüler A. Böckh's, des später hochberühmten Philologen war, ging N. 1802 an die Universität Tübingen über, wo er bis 1805 juristischen Studien oblag, daneben aber unter Kielmayer's Einfluß auch der Mathematik und den Naturwissenschaften nicht fremd blieb. In der Zeit, in welcher der Code Napoléon auch für Baden die Grundlage des Civilrechts wurde, hielt N. es für angemessen, die Ausübung des französischen Rechts in Frankreich selbst praktisch kennen zu lernen und arbeitete einige Zeit in der Kanzlei des Präfecten von Besançon, Debry, des einzigen der französischen Gesandten beim Rastatter Kongreß, der dem vielgenannten Mordanfall entgangen war. 1807 trat er als Geheimer Secretär beim Finanzdepartement in den badischen Staatsdienst und benutzte 1809 einen längeren Urlaub zu einem Aufenthalt in Paris, um auch dort den Geschäftsgang der französischen Behörden zu studiren. 1810 zum Kreisrath in Durlach ernannt, wurde er 1811 in das Finanzministerium berufen, wo er mit dem späteren Finanzminister Böckh während einer Reihe von Jahren höchst schwierige und complicirte Aufgaben auf dem Gebiete der Organisation und der Gesetzgebung in ganz vortrefflicher Weise löste. Es gehörten dazu die umfassende Revision des Steuerkatasters, die Einleitungen zum Vollzug der Gesetzgebung über die indirecten Steuern und die Umgestaltung des gesammten Staatsrechnungswesens — ganz gewaltige Aufgaben, wenn man bedenkt, daß es galt, neue Geschäftsformen für eine große Reihe von Territorien

auszuarbeiten und in denselben einzuführen, in welchen bisher die verschiedenartigsten Grundsätze geherrscht hatten, und daß dies geschah in einer Zeit, in welcher die durch die napoleonischen Kriege und ihre Folgen der Staatskasse wie den Bewohnern des Landes auferlegten Lasten sich bis zum Unerträglichen steigerten. Auch der Nothstand, welcher, nach endlicher Herstellung des Friedens, in den Theuerungsjahren 1816 und 1817 herrschte, nahm seine Arbeitskraft in Anspruch, sowohl durch die vermehrten Geschäfte im Finanzministerium als durch die anstrengende Thätigkeit in einer zur Linderung des Nothstandes besonders niedergesetzten Immediatcommission. Daneben wurde seine gewandte Feder auch noch in Anspruch genommen zum Zwecke publicistischer Ausarbeitungen bezüglich der Erbfolge- und Territorialfrage, welche damals alle Gemüther beschäftigte und sich immer mehr zu einer Lebensfrage für das Land gestaltete. Nicht ohne Zusammenhang mit der Gefahr, durch die Ansprüche Baierns und Oesterreichs das Land zerstückelt und die Söhne aus Großherzog Karl Friedrichs zweiter Ehe ihrer Erbansprüche verlustig werden zu sehen, war die Ertheilung der Verfassung. Nach langen, von verschiedenen seit 1815 niedergesetzten Commissionen gepflogenen Verhandlungen beauftragte Großherzog Karl den damaligen Finanzrath N., einen neuen Entwurf einer Verfassungsurkunde auszuarbeiten, und auf Grund dieses Entwurfes erfolgte am 22. August 1818 die Verkündung der seitdem mit geringen Abänderungen in Kraft stehenden Verfassung des Großherzogthums Baden, welche die Quelle einer auf allen Gebieten des Staatslebens segensreich wirkenden Entwicklung wurde. (Vgl. v. Weech, Geschichte der badischen Verfassung, Karlsruhe 1868.) Auch diesem Werke, dessen Schwerpunkt natürlich in seinen staatsrechtlichen Festsetzungen beruht, merkt man es an, daß sein Urheber sich eingehend mit dem Studium der wirthschaftlichen Fragen beschäftigt hatte. Die gründliche Kenntniß des Wirthschaftslebens nicht nur des eigenen Landes und der Nachbarstaaten, sondern auch — nach damaligen Begriffen — ferner Länder, welche N. sich durch rastlose Studien erworben hatte, machten sich in seinen wissenschaftlichen Arbeiten geltend, welche in den zunächst folgenden Jahren entstanden. 1820 erschien sein classisches Werk über den „öffentlichen Credit“, das Treitschke auf eine Stufe mit dem Werke Ricardo's stellt und als „eine unschätzbare Schule streng methodischen Denkens“ rühmt, Roscher als „die beste Monographie in der volkswirthschaftlichen Literatur Deutschlands“ bezeichnet. Vorher waren zwei Arbeiten gegangen, welche die für die weitere wirthschaftliche und politische Gestaltung Deutschlands wichtigste actuelle Frage behandelten: die „Bemerkungen über den Zustand Großbritanniens in staatswirthschaftlicher Hinsicht“ (1818), eine Schrift, welche auch Deutschlands Handelsverhältnisse berührte und Verkehrsfreiheit im Innern, Grenzzölle nach Außen unter Einführung eines gemeinsamen Mauthsystemes an den Grenzen verlangte, und die (erst 1833 im Buchhandel veröffentlichte) Denkschrift über das deutsche Zollwesen, welche im April 1819 einzelnen Mitgliedern des badischen Landtages vertraulich mitgetheilt, sodann bei den Ministerialconferenzen in Wien durch den Minister v. Berstett den dort anwesenden Bevollmächtigten, wenn auch nur als eine Privatarbeit ohne amtlichen Charakter, vorgelegt wurde (vgl. v. Weech, Correspondenzen und Aktenstücke zur Geschichte der Ministerialconferenzen in Karlsbad und Wien. Leipzig 1865. S. 79 ff.). Dem Verfasser erschien als das wirksamste Heilmittel zur Rettung aus dem herrschenden Nothstande, unter welchem Handel und Industrie Deutschlands zu erliegen drohten, ein Verein von ganz Deutschland, etwa mit Ausschluß von Oesterreich, dessen Verhältniß zu Ungarn und Italien Schwierigkeiten darbieten und das sich durch einen Handelsvertrag freundlich verbinden mochte. Indem N. in seiner Denkschrift die Nothwendigkeit der Zollgemeinschaft betonte, wies er

auch die Möglichkeit und die Bedingungen der Ausführung nach. Wenn auch später die Gestaltung der Verhältnisse, wie sie im großen deutschen Zollverein in die Erscheinung trat, von den Gedanken, denen N. in jener Denkschrift Ausdruck gab, mannigfach abwich, so durfte ihr Urheber sich doch nach Abschluß des preußisch-hessischen Zollbundes der Anerkennung seiner Arbeit durch keinen geringeren als Eichhorn erfreuen, welcher am 28. November 1833 schrieb: „Zur großen Genugthuung wird es dem Verfasser gereichen, wenn er aus den Verträgen der jetzt zu einem gemeinsamen Zoll- und Handelssystem verbundenen Staaten ersehen wird, wie vollständig nunmehr die Ideen ins Leben getreten sind, welche von ihm schon im J. 1819 über die Bedingungen eines deutschen Zollvereines gehegt und bekannt gemacht worden sind.“ Als der ausgezeichnete preußische Staatsmann diese Worte schrieb, handelte es sich um die Vereinigung des preußisch-hessischen Zollbundes mit dem Zollbund von Baiern und Würtemberg und den Anschluß Badens an dieselbe. Gegen den Abschluß der Verträge sprachen gewichtige Stimmen in der würtembergischen Kammer, sowie die entschiedene Abneigung der namhaftesten badischen Liberalen, besonders Rottecks und Sander's. Der junge Mathy, der für den Anschluß sich aussprach, stand mit seiner Ansicht lange Zeit fast allein. Bisher, in den seit 1823 zu Darmstadt und Stuttgart geführten Verhandlungen, an denen N. als Vertreter Badens Antheil genommen, hatte er sich gegen den Anschluß Badens an einen der beiden Bünde ausgesprochen, da die Bedürfnisse Badens in Folge seiner geographischen Lage seiner Meinung nach mit den Wünschen der anderen Staaten sich als unvereinbar erwiesen. Nun aber, da es sich um die Vereinigung der getrennten Bünde und im Fall der fortgesetzten Weigerung Badens sich anzuschließen, um dessen Isolierung handelte, schwankte N. keinen Augenblick mehr, wofür man sich entscheiden müsse. Obgleich er seit einigen Jahren aus dem Finanzministerium in das Ministerium des Innern übergetreten war und demnach das Zollwesen nicht mehr zu seinem amtlichen Geschäftskreise gehörte, hatte man doch nie aufgehört, seinen werthvollen Rath in allen einschlägigen Fragen einzuholen. Doch nahm er an den amtlichen Verhandlungen über den Anschluß Badens an den Zollverein keinen Antheil. Er empfand dies als eine schwere und unverdiente Kränkung. Aber er war nicht der Mann, sich darum in den Schmollwinkel zu setzen. War es ihm nicht gegönnt, amtlich an der Vollendung des großen nationalen Werkes mitzuarbeiten, so warf er nun das ganze Gewicht seiner persönlichen Autorität für den Anschluß in die Wagschale. Die 1833 geschriebene „Denkschrift für den Beitritt Badens zum Zollverein“, in deren Anhang er die obenerwähnte Denkschrift von 1819 veröffentlichte, verfehlte nicht, allenthalben tiefen Eindruck zu machen. Zunächst war ihr die dem Anschluß günstige Abstimmung der würtembergischen Kammer mit zu verdanken, sodann aber trug sie wesentlich zur Umstimmung der dem Anschluß abgeneigten öffentlichen Meinung in Baden bei. Diesen ganz zu überwinden, ließ N. 1835 eine zweite Schrift „Der deutsche Zollverein, sein System und seine Zukunft“ erscheinen. Als am 1. Januar 1836 der im Mai 1835 abgeschlossene Zollvertrag in Kraft trat, wurden Gegenstimmen nur noch ganz vereinzelt laut. Wie schon erwähnt, war N. im J. 1823 aus dem Finanzministerium in das Ministerium des Innern übergegangen. In der neuen Stellung war eine seiner ersten Arbeiten die Vorbereitung eines neuen Maß- und Gewichtssystemes. Mit dem Scharfblick, der ihn auszeichnete, legte er das Metersystem zu Grunde und hielt, trotz vielfacher Einreden, daran fest. Durch sein Verdienst wurde schon im J. 1828 in der badischen Maßordnung ein System eingeführt, das nunmehr in den meisten europäischen Ländern in Kraft ist. Vor den Landständen hatte N. regel-

mäßig als Regierungscommissär die Vorlagen der Regierung, die in sein Ressort gehörten, zu vertreten. Er that dies mit der Gründlichkeit seines reichen Wissens, aber ohne blendende Beredsamkeit, die ihm nicht verliehen war. Seine gediegenen juristischen Kenntnisse hatte er insbesondere als Mitglied der Gesetzgebungs-Commission zu bethätigen, namentlich bei Erstattung des Vorberichtes zur Civilproceßordnung. Seit 1831, nachdem bald nach Großherzog Leopold's Regierungsantritt seine Ernennung zum Staatsrath und Ministerialdirector erfolgt war, hatte er das wichtige Respiciat über die Universitäten und die höheren Lehranstalten übernommen. Den Universitäten wandte er seine Sorgfalt in erster Reihe durch Ordnung ihres bis dahin verwirrten Haushaltes zu, er bemühte sich ferner um Hebung ihrer wissenschaftlichen Institute und hatte eine glückliche Hand bei Berufungen. Die einheitliche Organisation der Gelehrtenschulen, die Gründung von höheren Bürger- und Gewerbeschulen, sowie die Umwandlung einer bis dahin in engen Grenzen sich bewegenden technischen Lehranstalt in die erste technische Hochschule Deutschlands ist sein Werk. Im gleichen Jahre, in dem die Denkschrift über den Beitritt zum Zollverein entstand (1833), schrieb er auch die sehr interessante Brochüre „Ueber technische Lehranstalten in ihrem Zusammenhange mit dem gesammten Unterrichtswesen“. Nicht minder hatte er seinen Theil an dem badischen Volksschulgesetz von 1835. Nur ein Jahr später ist wieder eine Leistung ersten Ranges auf dem wirthschaftlichen Gebiete zu verzeichnen. Als im J. 1836 ein Concessionsgesuch für einen Schienenweg durch die Rheinebene in geradester und kürzester Linie von Mannheim nach Basel bei der Regierung eingereicht wurde, bestanden in Deutschland nur ein paar kurze Bahnstrecken, die aus Privatmitteln erbaut waren. Dem zur Prüfung des Vorschlags niedergesetzten Regierungscomité schlug N. vor, die Bahn auf Staatskosten zu bauen. Sein später durch den Druck vervielfältigtes Gutachten, das einen weiten Blick mit der minutiösesten Gründlichkeit in allseitiger Prüfung der einschlägigen Punkte verbindet, bestimmte zunächst eine Notabelnversammlung und 1838 auch den Landtag, dem Project zuzustimmen. Seiner Initiative und Energie ist auch der für die damaligen Verhältnisse sehr bedeutende Hafenbau in Mannheim zu verdanken. — Weniger glücklich als in diesen für das geistige und wirthschaftliche Leben des Großherzogthums so wichtigen Angelegenheiten war N. auf dem rein politischen Gebiete. Nach dem Tode des Ministers Winter (im März 1838) zum Präsidenten des Ministeriums des Innern ernannt, sah er, der grundsätzlich constitutionell gesinnte und einem gemäßigten Liberalismus huldigende Staatsmann sich bald in einen unversöhnlichen Gegensatz zu dem Minister v. Blittersdorff versetzt, der nicht anders als mit seinem Rücktritt (October 1839) enden konnte. Und als er nach dem Schiffbruch des Blittersdorff'schen Systems (im März 1845) zum zweiten Male sich an die Spitze des Ministeriums des Innern gestellt sah, waren seine liberalen Anschauungen von den Führern der Opposition in der zweiten Kammer so weit überholt, daß er sich beeilte, sobald als möglich sein Portefeuille den Händen seines Freundes Bekk zu übergeben. Nur in der Eigenschaft als Präsident des 1844 neu begründeten Staatsrathes behielt N. noch Sitz und Stimme im Staatsministerium. Mit seinen gleichgesinnten Collegen kämpfte N. im J. 1848 vergebens gegen den Andrang eines bald zur Revolution übergehenden Radicalismus. Als die Ordnung im Lande wiederhergestellt war theilte er deren Loos; am 1. Juli 1849 erfolgte seine Versetzung in den Ruhestand. Fortan lebte er bis zu seinem Tode nur noch den Wissenschaften. Einen Ruf, als Mitglied der Akademie der Wissenschaften nach Berlin überzusiedeln, der bald nach dem Regierungsantritt König Friedrich Wilhelm's IV. an ihn gelangte, hatte er aus Anhänglichkeit an sein Heimathland abgelehnt. Diesem gedachte er in einer Biographie des Großherzogs

Karl Friedrich ein würdiges Denkmal seiner staatlichen Bildung und Entwickelung in der vorconstitutionellen Zeit zu widmen. Ein schweres Augenleiden hinderte ihn, das Werk zu vollenden, das 11 Jahre nach seinem Tode der Verfasser dieser biographischen Skizze (Karlsruhe 1868) aus seinem Nachlasse herausgegeben hat. — Von seinen litterarischen Arbeiten ist schließlich noch eines Buches zu erwähnen, das er (1841) als Antwort auf schwere Angriffe der damals ihre unheilvolle Thätigkeit in Baden durch eine leidenschaftliche Brochüre „Die katholischen Zustände in Baden" eröffnenden ultramontanen Partei unter dem gleichen Titel ausgehen ließ, und eine scharfe Duplik auf die Replik des anonymen Verfassers, als welcher sich später der Archivdirector Mone herausgestellt hat. Dem nämlichen polemischen Gebiete gehört eine 1847 erschienene Schrift: „Der Streit über gemischte Ehen und das Kirchenhoheitsrecht im Großherzogthum Baden" an. Daß nicht rechtzeitig eine Auswahl der fast alle Staatsaufgaben berührenden großen Zahl seiner Aufsätze in Zeitungen und Zeitschriften, seiner Gutachten u. dgl. gesammelt und veröffentlicht wurde, ist zu bedauern.

Beck, C. F. Nebenius. Mannheim 1866. — Badische Biographien. Heidelberg 1875, Bd. II, S. 99 ff. v. Weech.

Necker. De Necker ist der Name einer Familie von Formschneidern, welche im 16. Jahrhundert in Augsburg geblüht hat. Der Name erscheint in den verschiedensten Gestalten: neben de N. de Negker, Denecker, Denegker, Dienecker und, was Nagler, Monogrammisten II. Nr. 901 mit Unrecht bestreitet, auch Dannecker. So verschieden diese Namensformen sind, ist es doch nachweisbar falsch, wenn man dieselben schon auf verschiedene Personen deuten wollte. Heute ist und zwar nach Herberger's Vorgang (a. u. a. O. bes. S. 29. Anm. 90) in den Werken zur Kunstgeschichte fast allgemein recipirt die Form Dienecker. Ganz mit Unrecht, denn der Hauptvertreter dieser Familie, um den es sich dabei zunächst handelt, schreibt in 11 von 21 Fällen, die wir feststellen konnten, seinen Namen selbst de Negker, in 7 de Necker, in zwei Denecker und nur in einem Falle, wenn auch in einem Brief an den Kaiser Maximilian I., Dienecker. Von den andern Gliedern der Familie ist letztere Form nie gebraucht worden (immer nur de Necker, Denecker oder Denegker), ja sie kommt, soweit bekannt, außer dem genannten Fall überhaupt nur noch einmal als Name der Familie vor, in einem Augsburger Gerichtsbuch von 1548. Darnach dürfte es mehr als angezeigt sein, daß diese Bastardform aus der Kunstgeschichte wieder verschwindet und die Form de Necker wieder hergestellt wird.

Weitaus das bedeutendste Glied der Familie, zugleich der erste in der Reihe, ist Jost (Jobst) de N., einer der trefflichsten Meister, welche die Blüthezeit der Formschneidekunst hervorgebracht hat. Was seine Herkunft betrifft, so unterschreibt er sich zwar in dem genannten Brief an den Kaiser: J. D. Formschneider von Antdorff zu Augsburg. Das muß aber nicht nothwendig bedeuten, wie man es allgemein auffaßt, daß Antdorff (= Antwerpen) seine Vaterstadt gewesen; es soll vielleicht nur heißen, daß er von dort hergekommen und etwa auch, daß er daselbst geschult worden sei. Jost könnte also immerhin auch anders woher gestammt haben. Nur die alte Ueberlieferung, wornach er von Nördlingen gewesen, scheint mit obiger Bezeichnung nicht recht zu stimmen. Wie sein Name zum ersten Mal vorkommt, ist er bereits in Augsburg. Als ältestes Zeugniß von ihm kann zwar nicht mehr der jetzt unter der Bezeichnung „Der Tod als Würger" bekannte Burgkmair'sche Holzschnitt (Passavant III, p. 267 Nr. 40) gelten, da derselbe allerdings seinen Namen, nicht aber, wie man gewöhnlich angibt, die Jahrzahl MDX trägt; wenigstens ist dies nach authentischer Mittheilung nicht bei den drei Exemplaren dieses Holzschnitts der Fall, welche die Albertina in Wien besitzt. Dagegen erscheint sein Name zum ersten Mal im Jahr 1512

in den Steuerbüchern von Augsburg und zwar mit dem Beisatz: „Kay. Mayest. Formschneider“. Da Grund zu der Annahme vorliegt, daß de N. diesen Titel erst in Augsburg bekommen hat, so muß seine Ankunft daselbst doch wohl etwas früher erfolgt sein. In der That finden wir ihn im genannten Jahr schon vollauf beschäftigt durch kaiserliche Aufträge. Und zwar geht es Maximilian in seiner Ungeduld viel zu langsam. Der Künstler muß (in dem oben erwähnten Brief an den Kaiser) gegen die Unterstellung sich vertheidigen, als ob er nebenher auch für andere arbeite, und muß sich zu der Annahme zweier Gehilfen bereit erklären, mit deren Unterstützung er sodann erbötig ist, sechs bis sieben Platten im Monat zu liefern. Was ist diese große „Arbeit vnnd stuckwerk“, worauf der Kaiser so ungeduldig wartet? An Mehreres könnte man denken. Denn um diese Zeit eben war es, daß der kunstliebende Fürst unter Konrad Peutingers und Hans Baumgartners Leitung jene glänzende Reihe von Holzschnittwerken herstellen ließ und zwar nur dem zeichnerischen Theil nach durch die Maler Dürer, Burgkmair und Schäuffelin, in der Ausführung aber durch besondere Formschneider: die „Genealogie“ (Bilder seines Ahnengeschlechts), die „österreichischen Heiligen“, die „Ehrenpforte“, den „Triumphwagen“, den „Tewrdank“ und den „Weißkunig“. Unter diesen dürften es der Zeit nach die Holzschnitte des Tewrdank gewesen sein, welche Jost de N. nach Obigem für den Kaiser zu liefern hatte und wirklich zeigen dieselben, an zwei Stellen wenigstens, sein Monogramm. Aber so umfangreich diese Arbeit war: unser Meister kommt auch unter den Formschneidern vor, welche die Bilder der österreichischen Heiligen und unter denen, welche den großen Triumphwagen Maximilian's schnitten und es ist nicht unmöglich, daß er auch bei den andern Holzschnittwerken betheiligt war. So wird man, im Ganzen genommen, jedenfalls sagen können, daß ihm an jenen herrlichen Zeugnissen der Holzschneidekunst ein ganz wesentlicher Antheil zukommt. Aber Uebertreibung ist es, wenn allgemein behauptet wird, daß er an der Spitze all der deutschen und niederländischen Formschneider, die für Maximilian arbeiteten, gestanden sei und als der leitende Meister die Arbeit ihnen vorbereitet und dann wieder die letzte Hand an dieselbe gelegt habe (dazu erbietet er sich nur in Betreff der erwähnten zwei Gehilfen) und nicht minder hat es, bis der Nachweis erbracht wird, für eine Ausschmückung zu gelten, daß er zu den erwähnten Dienstleistungen durch Peutinger ausdrücklich von Antwerpen berufen worden sei. Die große Arbeit, mit welcher wir den Künstler in den ersten Jahren seiner Thätigkeit beschäftigt sehen, hat in gewissem Sinne ein Seitenstück an einem Werk seines letzten Lebensabschnitts. In diesem hat er nämlich noch einmal etwas Großes, Zusammenhängendes geliefert, einen Todtentanz nach dem Basler Abdruck von 1530, aber in viel größerem Maßstab gefertigt, ein Werk, das im Jahr 1544 erschienen ist. In der zwischenliegenden Zeit und nebenher entstanden viele einzelne Holzschnitte. Leider ist von diesen noch nirgends ein Verzeichniß angelegt; 30 oder mehr (je nachdem man zählt) findet man bei Bartsch, Le peintre-graveur VII, p. 203, 208 f., 216—220, 223, (vrgl. 236) 243 f., 266 f. Passavant, Le peintre-graveur III, p. (270) 282 f. 297 f.; Nagler, Künstler-Lexicon X und ders., Monogrammisten II, Nr. 901 und 1172 (V, Nr. 2017) aufgeführt. Darunter sind Porträts von Maximilian I., Karl V. und seiner Gemahlin, Louis XII., Hans Baumgartner u. s. w., ferner religiöse Bilder wie der h. Sebastian, Madonnen, der verlorene Sohn, auch allerlei Holzschnitte mit weltlichen Stoffen, vieles nach Zeichnungen Burgkmairs und Schäuffelins, einiges wenige auch nach Dürer. Das sind aber sicher weit nicht alle Holzschnitte, welche Jost de N. geschnitten hat; es sind nur die, welche er zufällig mit seinen Namen oder seiner Chiffre versehen hat — letztere aus d und n bestehend, beide Buchstaben

etwas getrennt und in der Mitte darüber Jt. (Ein eigentliches Monogramm, das aus *J* und *G* zusammengesetzt ist — s. Nagler, Monogrammisten II, Nr. 901 — kommt auf einer Tafel der zweiten Ausgabe des Todtentanzes vor; doch ist es zweifelhaft, ob es unserem Künstler zugehört.) Uebrigens hat sich de N. nicht bloß auf den Schnitt von Holztafeln beschränkt; er hat dieselben, was bis jetzt weniger beachtet worden, in zahlreichen Fällen auch gedruckt und da mit den Holzschnitten vielfach ein Text verbunden ist, so muß er auch eine kleine Buchdruckerpresse gehabt haben. Fraglich aber ist, ob er dieselbe unabhängig vom Holzschnittdruck verwendet hat (vrgl. in dieser Hinsicht namentlich die Schlußschrift des von Zapf, Augsb. Buchdruckergeschichte II, S. 160 angeführten Drucks). — Noch muß bemerkt werden, daß Jost de N. nicht bloß ein Künstler von höchst glücklicher Hand, sondern auch ein erfindungsreicher Kopf war. Er rühmt sich, die Herstellung von Helldunkelbildern mittels dreier Platten, welche er oftmals ausführte, selbst erfunden zu haben. In der That würde von ihm, wie dies gewöhnlich angenommen wird, das älteste bis jetzt bekannte Kunstblatt dieser Art herrühren, wenn der erwähnte Holzschnitt „Der Tod als Würger“ die Jahrzahl MDX tragen würde. Dies ist aber nach dem oben Gesagten nicht der Fall und so haben wir erst aus dem Jahre 1512 ein sicheres Zeugniß dafür, daß unser Meister den Dreiplattendruck gekannt hat. Da aber nach Nagler, Monogrammisten II, Nr. 901 der Formschneider von J. Schott's Officin in Straßburg denselben schon im Jahr 1511 angewandt hat und des Lucas Cranach Versuche noch früher fallen, so gebührt diesen das Verdienst der ersten Erfindung. Aber man wird de N. glauben dürfen, daß er unabhängig von andern auf jenes Verfahren gekommen ist; ja er scheint nach einer Andeutung in seinem Brief an Maximilian I. noch eine andere Erfindung gemacht zu haben, diejenige nämlich, wodurch dasselbe Verfahren auf den Buntdruck in der Typographie Anwendung fand. — Jost de Necker's Todesjahr ist so gut wie das Jahr seiner Geburt unbekannt. Nicht erst 1561 sondern schon 1548 war er nicht mehr am Leben; denn in letzterem Jahre schon kommt „Jobst Dannegkers wittib“ im Steuerbuch vor. Es ist nicht sicher, wie Butsch a. u. a. O. S. 16 annimmt, aber immerhin wahrscheinlich, daß er in eben diesem Jahr gestorben ist.

Neben Jost de N. kennt die Geschichte der Formschneidekunst zunächst noch einen D a v i d und einen S a m s o n d e N. Daß dieselben Söhne des oben genannten Meisters gewesen seien, galt bisher für wahrscheinlich. Es ist nicht bloß dies, es ist gewiß. David nennt in einer Eingabe an den Augsburger Rath vom J. 1559 „Jobst Denegker sel.“ seinen „lieben Vatter“ und Samson heißt im Gerichtsbuch von 1548 „Josen Dienecker Sohn“. Während man von Samson, der wohl frühe gestorben ist, nur eine Geschichte der Bathseba in vier Blättern kennt (Passavant III, p. 296), hat sein Bruder eine längere Thätigkeit aufzuweisen. Außer der von ihm besorgten dritten bis fünften Ausgabe des Todtentanzes von 1544, Augsp. 1561, Leipz. 1572 u. Wien 1579 (die zweite, ohne Jahr, hatte noch Jost selbst besorgt) ist als bedeutendste Leistung ein „Stamm- oder Gesellen-Büchlein“, Wien 1579, von ihm anzuführen. Sein vielfach anstößiges Leben brachte David de N. öfter in höchst unliebsame Berührung mit den Behörden, ja zog ihm Gefängnißstrafe und ein zeitweiliges Verbot der Ausübung seiner Kunst zu; es war wohl auch der Grund, warum er Augsburg verließ und nach Leipzig und von da weiter nach Wien zog. Dort finden wir ihn übrigens, von 1576 ab, fleißig an der Arbeit, bis sein Name mit dem Jahr 1584, in welchem er das Wiener Bürgerrecht erhielt, verschwindet. — Noch ist zu erwähnen H e r k u l e s d e N., welcher 1579 in Wien eine zweite Ausgabe des genannten „Gesellen-Büchleins“ besorgte und auch als Buchdrucker thätig war, mindestens bis 1587. Ob er ein Bruder oder ein Sohn des David de N. war, hat sich nicht ermitteln lassen.

Vgl. außer den Künstler-Lexicis und den bekannten Werken von Bartsch u. Passavant: H. F. Maßmann, die Formschneider Jobst, David, Herkules De Necker im Kunstblatt (Beilage zum Morgenblatt) 1831, Nr. 76; Th. Herberger, Konr. Peutinger in seinem Verhältnisse zum Kaiser Maximilian I. (Augsburg 1851), S. 29—31; und besonders A. F. Butsch, Die Bücher-Ornamentik der Renaissance (I.), 1878, S. 16 f. und A. Mayer, Wiens Buchdrucker-Geschichte I, 1883, S. 122—128. Steiff.

Neddermeyer: Franz Heinrich N., Canzlist und Schriftsteller, geb. in Hamburg den 10. April 1790, eines Apothekers Sohn. Aus kaum begonnener landwirthschaftlicher Carrière berief ihn das damalige französische Gouvernement in Hamburg zur Militärconscription. Nach Beendigung der Fremdherrschaft und hergestelltem Frieden wurde er Schreiber des vielbeschäftigten Advocaten (des späteren Senators) Dr. Aug. Meier, auf dessen warme Empfehlung er 1820 zum Senatscanzlisten befördert wurde, in welchem Dienste er bis an seinen Tod in pflichttreuester Weise mit Fleiß und Geschick tadellos sich bewährt hat. Der lebendige Eifer, sein Wissen zu erweitern und zum Nutzen der Vaterstadt zu verwerthen, veranlaßte ihn schon früh, den Bestrebungen der hochachtbaren Gesellschaft zur Beförderung der Künste und Gewerbe (der sog. patriotischen Gesellschaft) sich anzuschließen, deren thätiges Mitglied er stets geblieben ist. Für dieselbe übernahm er freiwillig, gemeinsam mit dem Pastor Hübbe, ihre reichhaltige Bibliothek neu zu ordnen, zu katalogisiren und dadurch brauchbar zu machen. Diese mühsame Beschäftigung, der er seine gesammte Muße opferte, gab ihm erwünschte Gelegenheit, seine Kenntnisse vielseitig zu bereichern, namentlich im Fache der Technologie, vorzüglich aber der Geschichte, Verfassung und Verwaltung des vaterstädtischen Gemeinwesens, in welchen Fächern diese Bibliothek ungemein reich war an seltenen Druckwerken und Manuscripten. Diese benutzte N. nun gründlich und mit dem ihm eigenen Talent für Systematik, zur Sammlung von Materialien für seine späteren Werke. Leider ist diese schöne Bibliothek im J. 1842 beim Brande Hamburgs ein Raub der Flammen geworden. Aber schon zehn Jahre vorher hatte N. sein treffliches Buch „Topographie der freien Stadt Hamburg" (1832) mit erläuternden Karten und Grundrissen herausgegeben, in welchem er seine, durch Studien im Stadtarchiv, sowie in den Hypothekenstuben bereicherten geschichtlichen Kenntnisse niederlegte und seinen Vorgänger Dr. v. Heß vielfach berichtigte oder ergänzte. Sein zweites, gleich werthvolles Werk „Zur Topographie und Statistik Hamburgs" (1845) berücksichtigt auch in historischer Entwicklung das Landgebiet Hamburgs nach archivalischen Quellen, die Lappenberg dem einsichtsvollen Forscher gern eröffnete. Wenn Dr. v. Heß als erster, so ist N. als zweiter Begründer einer wissenschaftlichen Topographie und Statistik Hamburgs hoch zu achten. Diese seine Werke, welche die hamburgischen Zustände damaliger Zeit getreu darstellen, werden, obschon die äußere Gestalt und die Verfassung der Stadt wie des Staates eine andere geworden, dennoch ihren hohen geschichtlichen Werth nie verlieren. Auch als einer der Gründer und eifriger Beförderer der Vereins für Hamburgische Geschichte gebührt N. eine ehrenvolle Anerkennung. Sein tüchtiges Wirken hat auch bei seinen Mitbürgern und Zeitgenossen eine rühmliche Würdigung gefunden. — Als gewissenhafter Beamter, als anspruchsloser Schriftsteller, als wahrhafter Ehrenmann, ohne Falsch und Eigennutz, als treuer Freund und heiterer Genosse, so war er in seinem Kreise bekannt, geachtet, geliebt, und betrauert, als er am 7. October 1849 nach längeren schweren Leiden aus diesem Leben schied.

S. Hamb. Schriftsteller-Lexikon Bd. V. S. 483. — Nekrolog in den Hamb. Nachrichten 1849, Oct. 9, Nr. 240, Beilage. Beneke.

Neeb: Joseph N., geb. in Steinheim bei Hanau am 1. September 1767, † ebendaselbst am 13. Juni 1843, besuchte das Gymnasium zu Aschaffenburg und studirte hierauf Philosophie und Theologie an der damaligen Universität Mainz, wo er im Juni 1791 mit einer Abhandlung „Das Verhältniß der stoischen Moral zur Religion“ die philosophische, und im August desselben Jahres durch eine Dissertation „De dilectione inimicorum“ die theologische Doctorwürde erhielt. Noch im gleichen Jahre fand er eine Anstellung am Gymnasium zu Aschaffenburg, von wo er 1792 als Professor der Philosophie an die churkölnische Universität Bonn kam. Da im J. 1794 infolge der französischen Occupation diese Universität aufgehoben wurde, begab er sich zu seinem Oheim nach Ernstkirchen bei Aschaffenburg, wo er in ländlicher Stille eine reiche schriftstellerische Thätigkeit begann. Im J. 1797 wurde er durch die französische Departementverwaltung zum Professor der Philosophie an der sog. Centralschule zu Mainz ernannt, verlor jedoch diese Stelle wieder, als die Anstalt 1803 durch Napoleon in ein Lyceum verwandelt wurde, an welchem der Betrieb der Philosophie ausgeschlossen war. Nun trat N. aus dem Priesterstande aus, verheirathete sich und kaufte ein Landgut in Niedersaulheim bei Mainz, wo er neben der Landwirthschaft sich eifrig litterarisch bethätigte uud auch lange Zeit das Amt eines Bürgermeisters verwaltete. Bei dem Besuche eines Freundes in Steinheim erlag er einem Schlaganfalle. — Seine erste Schrift „Ueber Kant’s Verdienste um die Interessen der philosophirenden Vernunft“ (1794) zeigt ihn lediglich als Kantianer, alsbald aber suchte er K. L. Reinhold’s Theorie des Vorstellungsvermögens mit Kant zu vereinbaren, woraus sein Hauptwerk entstand: „System der kritischen Philosophie auf den Satz des Bewußtseins gegründet“ (2 Bände, 1795 f.); daneben erschien „Ueber den in verschiedenen Epochen der Wissenschaft allgemein herrschenden Geist“ (1795). Sodann jedoch wandte er sich zur Gefühls-Philosophie des Hemsterhuis und des Jacobi, wobei er wie manche Andere immerhin noch in einem gewissen Einklange mit Kant’s praktischer Vernunft verbleiben konnte, was namentlich der Fall ist in „Widerlegung des demonstrativen Beweisgrundes für das Dasein Gottes und Darstellung des moralischen“ (1795); mehr gegen Fichte war gerichtet „Ueber die Unmöglichkeit eines speculativen Beweises für das Dasein der Dinge und Widerlegung des Idealismus aus Gründen der praktischen Vernunft“ (in Niethammer’s Journal 1795); die Schrift „Vernunft gegen Vernunft“ (1797) fand bei Jacobi höchstes Lob. Letzterem widmete er auch seine „Vermischten Schriften“ (3 Bände, 1817—21), in welchen 71 kleinere Arbeiten zusammengestellt sind (dieselben betreffen die verschiedensten Gegenstände, z. B. Landwirthschaft, Witterungskunde, Kirchweihfeste, Steuern, Zehenten, Taubstumme, Physiognomik, Petrus und Paulus, d. h. Katholicismus und Protestantismus u. s. f.); der Philosophie gehören an: „Ueber den Begriff von Gott“ (völlig im Sinne Jacobi’s), „Hemsterhuis und der Geist seiner Schriften“, „Ueber die neuesten Verirrungen der Philosophie“ (heftig gegen Schelling’s und Oken’s Naturphilosophie). Später reihten sich noch an: „Gründe gegen die Möglichkeit einer allgemeinen Verbreitung des Unglaubens“ (1834), „Ueber die Unsterblichkeit der Seele“ (1840) und „Der wechselseitige Einfluß der Empfänglichkeit für die Schönheit der Natur und der religiösen Gefühle“ (1841).

Eine Selbstbiographie N.’s bei H. M. Malten, Neueste Weltkunde Bd. III (1843), S. 74 ff. Neuer Nekrolog d. Deutschen, Jahrg. 1843, S. 577 f.

Prantl.

Neefe: Christian Gottlob N. wurde als Sohn eines armen Schneiders am 5. Februar 1748 in Chemnitz geboren. Ueber den trefflichen Musiker, der doppeltes Interesse dadurch erweckt, daß er einer der Lehrer Beethoven’s in

Bonn war, hat A. W. Thayer in seinem ausgezeichneten Buche „Ludwig van Beethoven's Leben" (Berlin 1866) ausführlich berichtet; er theilt in der Hauptsache folgendes mit. N. ist eins der vielen Beispiele in der Musikgeschichte, bei welchem die Laufbahn des Mannes bestimmt wird durch die Schönheit der Stimme in der Kindheit. In sehr frühem Alter wurde er Chorsänger in der Hauptkirche zu Chemnitz, welche Stellung ihm die beste Schule und musikalische Ausbildung gab, welche die kleine Stadt gewähren konnte. Er benutzte die Vortheile so gut, daß seine Fortschritte ihn bald befähigten, in früher Jugend sich seinen Unterhalt durch Unterricht zu verdienen. Im Alter von 21 Jahren begab er sich mit 20 Thalern in der Tasche und einem Stipendium von 30 Thalern vom Magistrat zu Chemnitz nach Leipzig, um dort die Vorlesungen an der Universität zu hören, und bestand daselbst nach Ablauf der gehörigen Zeit sein Examen als Jurist. Bei dieser Gelegenheit disputirte er über die Frage: „Hat ein Vater das Recht, einen Sohn zu enterben, weil er sich der Bühne widmet?" und zwar verneinte er dieselbe. In Chemnitz waren Neefe's Lehrer in der Musik Männer von geringem Talente und sehr beschränkten Fähigkeiten gewesen, und sogar in Leipzig verdankte er seinem beharrlichen Studium der theoretischen Werke Marpurg's und K. P. E. Bach's mehr als einem regelmäßigen Lehrer. Doch hatte er dort den großen Vortheil, eine genaue Bekanntschaft mit Johann Adam Hiller zu schließen und Gegenstand seines besonderen Interesses zu werden. Hiller gewährte ihm jegliche Ermunterung in seiner musikalischen Laufbahn, die in seiner Macht stand; er eröffnete ihm die Spalten seiner musikalischen „Wöchentlichen Nachrichten" für seine Compositionen und Aufsätze; er nahm Neefe's Beistand in seinen Operncompositionen in Anspruch, theilte ihm die Resultate seiner langen Erfahrungen in freundschaftlichen Rathschlägen mit, beurtheilte seine Compositionen und übergab ihm endlich 1777 seine eigene Stellung als Musikdirector bei Seyler's Theatergesellschaft, welche damals im Linke'schen Bad zu Dresden spielte. Bei Abreise dieser Truppe nach Frankfurt a. M. wurde N. veranlaßt, bei derselben in gleicher Eigenschaft zu bleiben. Dort wurde er mit Fräulein Zinck bekannt, vormals Hofsängerin in Gotha, damals aber für Seyler's Oper engagirt; aus dieser Bekanntschaft entwickelte sich eine gegenseitige Neigung, und nicht lange nachher vermählte er sich mit ihr. — Es ist kein geringes Zeichen für den großen Ruf, den er genoß, daß bei Gelegenheit von Seyler's Flucht aus Frankfurt a. M. (1779) Bondini, dessen Erfolge jenen Nebenbuhler in der Direction aus Dresden vertrieben hatten, mit N. in Correspondenz trat und ihm Vorschläge machte, auf seine Stellung unter Seyler zu verzichten gegen eine ähnliche, oder bessere in seinem Dienste. Während das Resultat dieser Unterhandlungen noch schwebte, schloß sich N., nachdem er sich, wie vorher angegeben, vermählt hatte, den Bonner Theaterunternehmern Großmann und Hellmuth in gleicher Eigenschaft an. Diese, welche den Werth seiner Leistungen aus ihrer früheren Erfahrung als Mitglieder der Seyler'schen Truppe kannten, bezahlten seinen Talenten und seinem persönlichen Charakter einen hohen, freilich unfreiwilligen Tribut, und bewogen durch so unedle Mittel den Musiker, in Bonn zu bleiben, bis Bondini gezwungen war, seine Vacanz durch einen anderen Candidaten auszufüllen. — Nachdem sie ihn einmal erlangt hatten, war Großmann entschlossen, ihn festzuhalten, und es gelang ihm. N. kam nach Bonn im October 1779, erhielt zugleich das Decret zur „Anwartschaft auf die Hoforganistenstelle" am 15. Februar 1781, und war so dauernd auch für den kurfürstlichen Dienst engagirt. So lange die Großmann'sche Gesellschaft ungetheilt beisammen blieb, begleitete sie N. bei ihren jährlichen Besuchen in Münster und anderwärts. So trägt seine Lebensskizze, welche 16 Jahre später im ersten Bande der Allgem. Musikzeitung gedruckt wurde, das Datum Frank-

furt a. M., den 30. September 1782. Doch scheint er seit diesem Jahre, ausgenommen vielleicht eine kurze Zeit im Jahre 1783, Bonn überhaupt nicht verlassen zu haben. Es ist jetzt schwer, von dem vergessenen N. zu begreifen, daß er einstmals hochgeehrt dastand in der Reihe der ersten norddeutschen Componisten. Dies war aber in der That der Fall. N. brachte nach Bonn einen bedeutenden Ruf, namentlich als Componist von Singspielen, mit; sein Talent, sein Eifer und seine Bildung, musikalische wie litterarische, machten ihn für die Theaterdirectoren unschätzbar, wenn neue französische und italienische Opern für die deutsche Bühne vorbereitet werden sollten. Dazu kam seine große Leichtigkeit, eine Arie, ein Gesangstück, einen Zwischenact, überhaupt Alles zu liefern, was der Augenblick erforderte; ein unermüdlicher Fleiß, außerdem eine Liebhaberei, zu schreiben, welche von höchstem Werthe ist für den, der die Geschichte der Musik in Bonn zu seiner Zeit studirt; in jeder Hinsicht brachte er ein neues Element in das musikalische Leben daselbst. Dies Element mag etwas förmlich und pedantisch erschienen sein, aber es war solid, denn es beruhte auf der Schule Händel's und Bach's. Von Neefe's veröffentlichten Compositionen waren damals, außer den kurzen Gesang- und Clavierstücken in Hiller's Zeitschrift, bereits erschienen: die Operetten „Die Apotheke“ (1772), „Amor's Guckkasten“ (1772), „Die Einsprüche“ (1773), und „Heinrich und Lyda“ (1777), sämmtlich im Clavierauszuge, außerdem Arien, componirt für Hiller's „Dorfbarbier“ und eine aus seiner eigenen, nicht veröffentlichten Oper „Zemire und Azor“; zwölf Oden von Klopstock (scharf kritisirt von Forkel in seiner Musikalisch-kritischen Bibliothek, was der zweiten Ausgabe derselben sehr zum Vortheil gereichte) und eine ziemlich lange Reihe von Gesängen. Von Instrumentalmusik hatte er drucken lassen 24 Sonaten für Clavier, allein oder mit Violine, außerdem können aus Breitkopf u. Härtel's Katalogen von 1772—74 noch folgende Werke hinzugefügt werden, die weder in seiner eigenen Liste noch der von Gerber aufgeführt sind: eine Partita für Streichquartett, zwei Hörner, zwei Oboen, zwei Flöten, zwei Fagotts; eine andere für dieselben Instrumente ohne Flöten und Fagotts; eine dritte für Streichquartett, und zwei Oboen allein, und zwei Symphonien für Streichquartett, zwei Hörner, zwei Oboen und zwei Flöten. Die Musik zu Sophonisbe (Monodrama von Meißner) war ebenfalls beendet und wurde noch zwanzig Jahre später, nachdem Mozart neue Muster für die Beurtheilung aufgestellt hatte, in der Leipziger allgemeinen musik. Zeitung mit Wärme belobt. In seinem Briefe an Cramer, vom 2. März 1783, hatte er seinen veröffentlichten Werken noch hinzugefügt: „Sechs Sonaten am Clavier zu singen“, „Vademecum für Liebhaber des Gesangs und Claviers“; ein Concert für Clavier und Orchester (Mannheim, Götz). Um 1782 ward N., der Nachfolger des Hoforganisten van den Eeden, auch als Beethoven's Musiklehrer. Wann dieser Unterricht begann und endete, und ob es wahr ist, daß der Kurfürst ihn engagirte und für seine Dienste in dieser Thätigkeit bezahlte, wie verschiedene Schriftsteller versichern, auch darüber fehlt die volle Sicherheit. Dr. Wegeler sagt in seinen „Biographischen Notizen über Beethoven“: N. hatte wenig Einfluß auf den Unterricht unseres Ludwig; Letzterer klagte sogar über Neefe's zu harte Kritik seiner ersten Versuche in der Composition.“ Die erste dieser Behauptungen ist offenbar ein großer Irrthum; im J. 1793 dachte jedenfalls Beethoven selbst anders darüber. „Ich danke Ihnen“, schreibt er seinem alten Lehrer, „für Ihren Rath, den Sie mir sehr oft bei dem Weiterkommen in meiner göttlichen Kunst ertheilten. Werde ich einst ein großer Mann, so haben auch Sie Theil daran; das wird Sie um so mehr freuen“ u. s. w. — Weitere Mittheilungen über diesen Unterricht bringt Thayer (a. a. O. I. S. 117 flg.). Von 1784 an dirigirte N. im Behinderungsfalle des Capellmeisters Luchesi die

Kirchenmusiken und Hofconcerte. Nach dem Tode des Kurfürsten Max Friedrich wurde das Theater geschlossen und die Hoftheatergesellschaft aufgelöst, wodurch N. und Gattin einen bedeutenden Theil ihres Einkommens verloren. Der neue Kurfürst Max Franz gründete 1788 aus den Resten der Klos'schen Gesellschaft ein neues Hoftheater, an dem N. wieder Musikdirector wurde. Die Kriegsverhältnisse brachten auch für N. schwere Sorgen und Noth. Der Sommer 1794 kam und die Katastrophe rückte immer näher. Anfang September 1794 mußte Kurfürst Maximilian von Neuem den Wanderstab ergreifen. Am 7. October rückte Pichegru in Bonn ein. Im Frühling dieses Jahres war der arme N. gezwungen worden, von seiner Tochter Louise zu scheiden; er hatte sie nach Amsterdam gebracht, wo sie, nach einer befriedigenden Darstellung der Constanze in Mozart's Entführung ein Engagement vom Theaterunternehmer Hunnius erhielt. Letzterer wurde im Laufe des Sommers in Folge des Einrückens der Franzosen aus Amsterdam vertrieben und kam mit einem Theile seiner Gesellschaft nach Düsseldorf, mit Louise als Primadonna. Gedrückt von Sorge und Armuth flehte N. den Kurfürsten, ehe er abreiste, an, daß er ein Anerbieten von Hunnius, ihn zum Musikdirector zu machen, annehmen dürfe; doch es wurde abgeschlagen und ihm befohlen, in Bonn zu bleiben und die Orgel in der Capelle zu spielen, so lange die Franzosen erlauben würden, daß Gottesdienst gehalten werde. Er erhielt jedoch, gleich allen Anderen in Maximilian's Diensten, ein Gehaltquartal im Voraus ausbezahlt. Frau N. gibt (Allgem. Musik-Zeit. I, 362) ein trauriges Bild von der Armuth, in welcher sie in den nächsten zwei Jahren lebten, bis N. 1796 ein Engagement als Musikdirector beim Theaterunternehmer Bossang in Dessau annahm, wo seine Tochter bereits als Sängerin Anstellung gefunden hatte. Auf dem Wege nach Dessau kam N. gegen Ende des Jahres 1796 mit Kurfürst Maximilian in Leipzig zusammen und suchte in seiner Noth um die Rückstände seines Gehaltes nach. Man erfährt mit Betrübniß, daß die einzige Antwort des Kurfürsten die formelle Entlassung aus seinem Dienste war. N. starb in Dessau, nachdem er noch viele Sorgen durch schwere Erkrankung seiner treuen Gattin erlitten hatte, am 26. Januar 1798. Die Redaction der allgemeinen musikalischen Zeitung charakterisirt N. im ersten Jahrgange des Blattes in einer Vorbemerkung zu der schon erwähnten Selbstbiographie folgendermaßen: „Seine Compositionen, wenn sie auch ohne die Gewalt und den Glanz des höchsten Genius sind, und folglich keine Revolution in der Kunst selbst und im Gange des Geschmackes bewirkt haben, zeugen doch unwidersprechlich von Talent, Kenntniß, Gefühl und Geschmack. Sein Charakter hatte Redlichkeit, Gefälligkeit, Offenherzigkeit und Freundschaftlichkeit zu Grundzügen; keiner seiner näheren Bekannten und Freunde hat ihn noch jetzt vergessen."

Außer den bereits erwähnten Compositionen des Meisters sind zunächst noch folgende Opern oder Singspiele zu nennen: „Adelheit von Veltheim" (Bonn 1781); „Der neue Gutsherr" (Leipzig 1783 und 84); „Der dumme Gärtner, oder die beiden Antone" (Bonn, Clavierauszug). Der Clavierauszug des Monodrams „Sophonisbe" erschien 1782 in Leipzig. Für die Kirche componirte N. unter Anderm ein lateinisches „Vaterunser" und eine Ode von Klopstock. An Kammermusik lieferte er viele Lieder und Gesänge, Fantasien für Pianoforte u. s. w. Außerdem hat er eine Menge Opern von Gretry, Dalayrac, Desaides, Paisiello, Mozart u. s. w. für das Clavier eingerichtet und auch übersetzt. Von seinen theoretischen und journalistischen Aufsätzen sind folgende zu erwähnen: „Ueber die musikalische Wiederholung" (Deutsches Museum 1776) und: „Ueber die Beschaffenheit der Musik und ihrer Ausüber" (Magazin von Cramer 1783).

Vgl. Gerber, Altes und neues Lexicon der Tonkünstler. Fürstenau.

Neeff: Christian Ernst N., geb. zu Frankfurt a. M. am 23. August 1782, † daselbst am 15. Juli 1849. Er stammt aus einer angesehenen Handwerkerfamilie, welche dem Rath der Reichsstadt mehrere Mitglieder gegeben hat. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog 1800 die Universität Jena, um, dem Wunsche seines Vaters gemäß, Theologie zu studiren, wandte aber bald dem Studium der Heilkunde sich zu, welches er seit 1804 in Marburg fortsetzte. Nachdem er noch ein halbes Jahr in Göttingen studirt hatte, siedelte er nach Würzburg über. Am 24. September 1808 promovirte N. in Erlangen, 1809 wurde er in die Zahl der Frankfurter Aerzte aufgenommen und bei der Stiftung der medicinischen Specialschule durch den Fürsten Primas (4. November 1812) zum Professor der allgemeinen und speciellen Pathologie ernannt. Bekanntlich hat diese Schule nur ein Jahr bestanden und ist gleichzeitig mit dem Großherzogthum Frankfurt verschwunden. Im Spätherbst 1813 war N. bei den in Frankfurt errichteten Militärlazarethen thätig: 1814 wurde N. zum Physicus extraordinarius, 1818 zum Landphysicus ernannt, 1815 wurde er auch Arzt am Senckenbergischen Bürgerhospital und Stiftsarzt. Als solcher hatte er die Aufsicht über die Bibliothek und die Sammlungen der Senckenbergischen Stiftung, zugleich hatte er die Vorlesungen über Botanik zu halten. Die botanischen Vorlesungen trat N. 1831 an Dr. Georg Fresenius ab, seine Stelle als Hospitalarzt legte er 1846 wegen Kränklichkeit nieder. Als 1817 die Senckenbergische naturforschende Gesellschaft und als 1824 der Physikalische Verein gegründet wurde, war N. unter den Mitstiftern. Bei der Eröffnung des physikalischen Vereins am 24. November 1824 hielt N. die Festrede; er hat mit wenigen Unterbrechungen dem Vorstande des Vereins bis an sein Lebensende angehört. Auf dem Gebiete der Physik und speciell des Elektromagnetismus hat N. Arbeiten geliefert, welche seinem Namen dauerndes Andenken sichern. Er begann dieselben bereits 1820 und legte ihre Resultate in dem Journal für Chemie und Physik, herausgegeben von Schweigger und Meinecke, später in den Annalen der Physik und Chemie von Poggendorff nieder. Auf der Naturforscherversammlung in Bonn 1835 zeigte er sein „Blitzrad“ vor (Pogg. Ann. November 1835). Bei der Versammlung in Freiburg 1838 zeigte N. seinen neuen Elektromotor vor (Pogg. Ann. 1839, 1840), welchen er durch einen Moderator verbesserte. Seine 1845 angestellten Untersuchungen über das Verhältniß der elektrischen Polarität zu Licht und Wärme veröffentlichte er in Poggendorff's Annalen von 1845 und 1846, aber auch die Sternschnuppenfälle beschäftigten ihn seit 1836, und er hat auch darüber a. a. O. (Bd. 39) berichtet. N. war ein Mann von seltener allgemeiner Bildung und Humanität, bescheiden und liebenswürdig in seinem Wesen. Er hatte am 1. October 1811 sich mit Anna Fischer aus Würzburg verheirathet; seine Frau starb infolge ihrer ersten Niederkunft, und am ersten Jahrestage seiner Hochzeit, am 1. October 1812, wurden Mutter und Kind begraben. Fortan blieb N. unvermählt. Sein Vermögen hat er dem Senckenbergischen medicinischen Institut vermacht: eine Denktafel an der Senckenbergischen Bibliothek bewahrt sein Gedächtniß.

Stricker im Frankfurter Conversationsblatt 1849 Nr. 173; in der Kleinen Chronik. Fünfter Jahrgang. Nr. 6; in dem Jahresbericht des Frankfurter Physikalischen Vereins 1881—82, wo auch eine Probe seiner poetischen Begabung mitgetheilt ist. W. Stricker.

Neeffs: Jakob N., tüchtiger Kupferstecher der Rubens'schen Richtung, gehörte vermuthlich der Malerfamilie dieses Namens an, um so mehr als er in Antwerpen thätig war. Zwischen dem 18. September 1632 und dem gleichen Tage des folgenden Jahres wurde er in Antwerpen freier Meister. Im J.

1632—1633 stach N. einige Blätter nach G. Seghers. Im J. 1635 war er mit Th. van Thulden im Auftrage der Stadt Antwerpen thätig, die bei Gelegenheit des Einzuges des Erzherzogs Ferdinand errichteten Triumphbögen durch den Stich wiederzugeben. Im J. 1640 entstanden die 36 Blätter nach Mandekens und Fruytiers zu: Disciplinae mathematicae traditae anno institutae societatis Jesu seculari a P. Joanne Ciermans, Lovanii 1640. Der Kunstverleger G. Hendrickx setzte sich mit unserm Künstler in Verbindung und ließ verschiedene Blätter erscheinen, u. A. die sechs Bildnisse zu der bekannten Iconographie des A. van Dyck, die Hendrickx nach M. van den Enden's Ableben übernommen hatte. Ein Hauptwerk des Neeffs ist das große Blatt Martyrium des heiligen Thomas nach Rubens (etwa 1639 gestochen). Nach Rubens führte N. auch den Engelsturz, das Parisurtheil, den Triumph der Galathea &c. aus, nach Jak. Jordaens arbeitete er Christus vor Kaiphas, Christus vor Pilatus, den Satyr mit dem Bauer und die Eitelkeit. Anderes nach E. Quellinus, A. van Diepenbeck &c. Im J. 1644—1645 empfing er als Schüler Jakob van de Velde, 1660—1661 Emanuel van Winghen. Der Künstler dürfte bald darauf gestorben sein. W. Schmidt.

Neeffs: Peeter N., Architekturmaler, geb. zu Antwerpen 1570 — nach Anderen viel später — † ebenda um 1656. Die Schreibweise seines Namens variirt, er selbst bezeichnet sich Neeffs, Neefs und Nefs. Von seinen Lebensverhältnissen ist fast nichts bekannt. Ein Schüler des geschätzten Architekturmalers Hendr. Steenwyck, übertraf er diesen bald. In die Lucasgilde zu Antwerpen wurde er als Meister im J. 1610 aufgenommen. Er malte, wie Houbraken sagt, fürstliche Paläste und Gallerien in Perspectiven. Seine Hauptstärke aber bewies er in Darstellung gothischer Kirchen. In der Auffassung und Ausführung solcher Bilder bewies er die vollständigste Kenntniß der Lineal- und Luftperspective. In der Vertheilung des Lichtes und Schattens war er unübertrefflich, und selbst im tiefsten Schatten noch durchsichtig. Größere gerade Linien wußte er durch Grabmäler, Kanzeln u. dergl. angenehm zu unterbrechen. Franck, Teniers, van Brueghel malten oft die figürliche Staffage in dessen Bilder. Auch sein gleichnamiger Sohn (1620 bis um 1675) war in demselben Kunstgenre thätig, und wenn auch ältere Schriftsteller sagen, daß er in der Feinheit der Ausführung seinen Vater nicht erreichte, so läßt sich bis jetzt, wo die Jahreszahl nicht absolut auf den Sohn verweist, eine Sichtung und sichere Scheidung der Werke Beider noch immer nicht bewerkstelligen. Fast alle größeren Sammlungen besitzen Werke derselben. Wir erwähnen eine Befreiung Petri aus dem Gefängnisse in Gent, Ansicht des Domes in Antwerpen im Belvedere zu Wien. Auch Gotha und Dresden besitzen denselben Gegenstand. In Gotha ist auch eine Innenansicht des Tempels zu Jerusalem mit Jupiters Bildsäule darin. In Braunschweig ist das Innere einer gothischen Kirche. Auch die Museen von Amsterdam, Haag, München, Paris und Madrid besitzen ähnliche Bilder. Das Architekturbild in Meiningen trägt das Jahr 1660 und muß darum dem Sohne zugeschrieben werden, dem auch das Bild der Liechtenstein'schen Sammlung in Wien vom J. 1675 sicher gehört.

S. Rathgeber, Annalen. — Immerzeel. — Kramm. Wessely.

Neelmeyer: Ludwig N. (auch Nielmeyer), Landschaftsmaler, geb. am 27. Jan. 1814 zu Osnabrück, genoß den ersten künstlerischen Unterricht bei seinem Vater, kam 1833 nach München, wo das rege, in Künstlerkreisen pulsirende Leben ihn zu gleicher Thätigkeit spornte. N. wählte das landschaftliche Fach und malte mit schönem Erfolge offene Gegenden, Gebirgs- und Waldpartien von sehr angenehmer Haltung. Auf seinen Studienreisen gelangte er nach Botzen, ließ sich

daselbst nieder und heirathete, wurde Zeichnungslehrer im hohen Hause des Erzherzogs Rainer, hatte aber das Unglück zu erblinden. Diese unfreiwillige Muße benützte derselbe, seine sehr anziehenden Lebenserfahrungen zu dictiren. Eine Herausgabe dieser Memoiren wäre sehr wünschenswerth, um den widerrechtlich vergessenen Künstler, dessen Name beinahe in allen Compendien fehlt, in verdiente Erinnerung zu bringen. Er starb am 12. März 1870 zu Botzen. Von ihm existirt ein durch Peter Herwegen lithographirtes Werk über die Burgen und Schlösser Tirols.

Vgl. Raczynski II, 375, und Nagler 1840, X, 166.

Hyac. Holland.

Neer: Aart (Artus) van der N., holländischer Landschaftsmaler, geb. vor 1620, † nach 1691. Von seinen Lebensschicksalen ist fast nichts bekannt. In Amsterdam hielt er sich 1643 (in welchem Jahre ihm daselbst sein Sohn Eglon geboren wurde) bis 1652 sicher auf. Im letzteren Jahre fand daselbst am 7. Juni die große Feuersbrunst des Rathhauses statt, die N. in einem Bilde verewigte. Doch scheint Amsterdam nicht, wie Pilgington sagt, seine Vaterstadt gewesen zu sein. Nach R. van Eynden soll er in Gorinchem (Gorcum) das Licht der Welt erblickt haben. Houbraken berichtet fast nichts über den Künstler; er erwähnt nur nebenbei, daß N. in seiner Jugend „Majoor bei den Herren van Arkel“ gewesen; d. h. er bekleidete den Posten eines Landvogts von Gorinchem, im Lande der van Arkel. Erst später wandte er sich der Kunst zu. Zum Lehrer soll er D. R. Camphuyzen gehabt, auch Lievens ihn beeinflußt haben. Er erwählte sich eine besondere Richtung in der Darstellung der Landschaft, indem er sie mit Vorliebe im Dunkel der Nacht, bei Mondbeleuchtung darstellte. Hierin hat er es zu großer Vollendung gebracht und auch das Dunkel so durchsichtig darzustellen verstanden, daß man in die weite Ferne eindringen kann. Die Beleuchtung durch den Mond, dessen Reflexe an Gebäuden und im Wasser hat er wie kein zweiter Künstler naturgetreu und zart wiedergegeben. Zuweilen ließ er die Nacht durch eine Feuersbrunst erhellen und wußte auch hier die Naturwahrheit täuschend wiederzugeben. Vorzüglich sind auch seine Architekturstücke und Stadtansichten, wenn sie magisch vom Schimmer des Mondes übergossen sind. Wenn N. aber auch die Mondscheinlandschaft bevorzugte, so hatte er dennoch, wenn auch seltener, Landschaften bei Tageslicht, namentlich Winterstücke gemalt und auch darin seine Meisterschaft offenbart. Im Museum zu Braunschweig ist eine Winterlandschaft mit reicher Staffage auf dem Eise, eine dergleichen in Berlin. Ersteres besitzt außerdem eine Mondscheinlandschaft und Berlin vier solche, außerdem den Brand des Rathhauses in Amsterdam und zwei andere Feuersbrünste. Eine Winterlandschaft befindet sich auch in Amsterdam. Dresden besitzt zwei Nachtstücke, die zu den besten Arbeiten des Meisters gehören, wie auch das Mondscheinstück im Belvedere zu Wien. München, Paris, Göttingen besitzen je ein Bild, Gotha sogar sechs, von denen das eine in großem Maßstabe eine Landschaft in Abendbeleuchtung darstellt. Dieses trägt neben dem Monogramm die Jahreszahl 1643. Jahreszahlen kommen auf Bildern des Meisters sehr selten vor. Mehrere seiner Bilder sind gestochen worden; die besten Stiche sind von Aliamet, Duret, W. Kobell, Le Bas, Major, Mason, Vivares, Zingg.

S. Rathgeber, Annalen. — Immerzeel. — Gall.-Kataloge.

Wessely.

Neer: Eglon van der N., Historien- und Landschaftsmaler, geb. in Amsterdam 1643, † in Düsseldorf am 3. Mai 1703. Er war des Vorigen Sohn und von diesem auch in den Anfangsgründen der Kunst unterwiesen. Da er aber für die figurale Composition sich entschied, so gab ihn der Vater zu Jacob van Loo in die Lehre. Als er in der Kunst zur Selbständigkeit gelangte, ging

er nach Frankreich und stand hier, von 1663 an, etwa drei Jahre im Dienste des Grafen Dohna, Gouverneurs von Oranien. Darnach siedelte er nach Rotterdam über, arbeitete später in Brabant und wurde schließlich am Hofe des Kurfürsten von der Pfalz in Düsseldorf angestellt. Er war dreimal verheirathet, seine erste Frau gebar ihm 16 Kinder, seine zweite, Du Chatel, eine Miniaturmalerin, die er in Brabant ehelichte, gebar neun Kinder, die dritte die bekannte Malerin Adriana Spilenberg, die in erster Ehe mit dem Maler Breekvelt verheirathet war, überlebte ihn. Neben historischen und sittenbildlichen Darstellungen malte N. auch Bildnisse. Der König von Spanien bestellte bei ihm das Porträt der Prinzessin von Neuburg, das dem Besteller so wohl gefiel, daß er den Künstler zu seinem Hofmaler ernannte und an seinen Hof zu ziehen suchte. N. ging aber nicht nach Spanien. In seinen Genrebildern ahmte er, besonders in Darstellung der Kleiderstoffe und Zimmergeräthe, den Gerard Terburg nach, seine Seiden-, Sammt- und Atlasstoffe sind sehr täuschend nach der Natur ausgeführt. Als er in seinen späteren Jahren sich der Landschaft zuwandte, hatte er in den Vordergründen jeden Halm und jede Blume sehr sorgfältig nach der Natur gemalt. Adrian van der Werff war neben seinem Sohne Jacob Joseph (1718—1794) sein Schüler. Dieser malte zuweilen Figuren in Neer's Landschaften, so in eine mit Badenden, die P. Chenu gestochen hat. Im Amsterdamer Museum befindet sich ein Tobias mit dem Engel, wie er am Ufer den Fisch fängt. In der Sammlung van Cremer befand sich ein vornehmes Schlafcabinet, darin eine anmuthige junge Dame im Atlaskleide, von einem Pagen bedient, sich im silbernen Geschirr die Hände wäscht. In den Uffizien zu Florenz ist sein Eigenbildniß, bezeichnet mit dem Namen und 1696. Houbraken führt ein Bild der Ceres an, die mit brennender Fackel in den Felsen die geraubte Tochter sucht. Dieses Bild war wunderbar ausführlich gemalt, besonders der Baumstamm, die Disteln und Kräuter. Damals befand es sich im Besitze des Kunstfreundes Amori in Amsterdam. Außer dem genannten Chenu haben auch C. Lingée und Dupuis Einzelnes nach ihm gestochen.

S. Houbraken. Immerzeel. Wessely.

Neercassel: Johann van N., der bedeutendste der apostolischen Vicare in den Niederlanden nach Niederwerfung der päpstlichen Herrschaft durch die Reformation. Als Sohn des Godefroy van Neercassel und der Mathilde van Wevelinkhoven 1623 zu Gorinchem geboren, erhielt er seine erste wissenschaftliche Erziehung an der Schule der Kreuzherren vom St. Agathakloster bei Grave und studirte nachher zu Löwen und bei den Priestern des Oratoriums zu Paris Theologie, ward dann noch zur Vollendung seiner Bildung nach Saumur geschickt. Um 1652 trat er eine Lehrerstelle am erzbischöflichen Seminar zu Mecheln an, kehrte aber noch im selben Jahre in die Heimath zurück und fungirte als Capellan zu Rotterdam und zu Utrecht an der St. Geertekirche, wo der ausgezeichnete Abraham van Vrienen Pastor war. Kurz nachher ward ihm von Jacob de la Forre, Erzbischof von Ephesus und Verwalter der katholischen Kirche in den Niederlanden, welcher jedoch von den Staaten verbannt worden war, das Generalvicariat des Utrechter Bisthums übertragen, welches wichtige Amt er mit großer Klugheit und Mäßigung während mehrerer Jahre verwaltete. Die Stellung der niederländischen Katholiken war damals eine äußerst schwierige. Nicht nur war ihnen die freie Ausübung ihrer Religion entzogen, sondern es strebten auch noch die eingedrungenen Jesuiten die Kirche um ihre Selbständigkeit zu bringen, ihre Privilegien zu tilgen und sie der päpstlichen Obergewalt ganz und gar zu unterwerfen. Schon öfters hatte der Papst willkürlich die Bischofswahl, welche von jeher dem Capitel zu Utrecht zustand, an sich gerissen, und die Freiheiten der niederländischen Kirche verletzt. Nach

de la Torre's Tode 1661 hegten nun die Katholischen die Hoffnung, der Papst werde dem vom Capitel gewählten N. das apostolische Vicariat übertragen, aber umsonst. Zwar ernannte er ihn 1662 zum Bischof von Castorien i. p. i., ernannte aber Baldewin Catz, einen schwachen Greis, zum apostolischen Vicar und N. nur zu dessen Coadjutor. Als jedoch Baldewin Catz noch im selben Jahre irrsinnig geworden und 1663 gestorben war, versagte der Papst den niederländischen Katholiken ihren Wunsch nicht länger und ernannte N. zu dessen Nachfolger. Außerordentlich groß war jetzt die Freude der Partei. N. war nicht nur ein frommer, gelehrter und maßvoller Mann, sondern vor allem Niederländer. Er betrachtete sein Vaterland noch nicht als Missionsland, obgleich der Bischofsstuhl von Utrecht nicht mehr von den Staaten anerkannt war, und liebte und ehrte die niederländischen Sitten und Gebräuche. Daher war er auch selbst bei den Reformirten hochgeachtet und wurde von den Staaten als guter Patriot geduldet. Den Jesuiten aber war er um so mehr verhaßt. Hinter seinem Rücken suchten sie ihn beim Papst zu verleumden und wußten sich bald in mehrere niederländische Kirchengemeinden einzudrängen. N. trat ihnen aber kräftig entgegen und erlangte 1669 von der Propaganda die Aufhebung fast aller von ihnen eingenommenen Missionsstellen. Dadurch noch mehr aufgebracht, verdächtigten sie ihn des Jansenismus, er aber reiste, um dem zu begegnen, im folgenden Jahre nach Rom und wußte nicht nur sich völlig zu rechtfertigen, sondern auch die Rechte der niederländischen Kirche zur offenen Anerkennung zu bringen. Als 1672 der Krieg mit Frankreich, England, Münster und Köln entbrannte, stand er so treu zum Vaterlande, daß jeder Verdacht eines heimlichen Bündnisses der Katholischen mit dem Feinde verschwand, wenngleich sie nach der Eroberung Utrechts vom König von Frankreich in den Besitz der Domkirche gesetzt wurden. Als die Franzosen im folgenden Jahre abzogen und damit für die Katholiken die freie Religionsübung wieder aufhörte, hielt N. es für gerathen, die Niederlande für einige Zeit zu verlassen und weilte während der nächsten Jahre zu Huissen im Clevischen. Nach dem Frieden zu Nymwegen 1678 kehrte er aber zurück und hielt sich mit Erlaubniß des Magistrats in Amsterdam auf. Von nun an durchreiste er, vielfach zu Fuß, seine Diöcese zur Erbauung der Gemeinden, die er in wahrhaft kirchlicher Zucht hielt. Kirchliche Formen und Ceremonien waren ihm werthlos ohne Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit. Wahrheit ist ihm der Weg zum Seelenfrieden und Barmherzigkeit stellt er über kirchliches Opfer. Daher empfiehlt er Laien wie Geistlichen ein rechtes Bibellesen und bemühte sich um eine bessere Bibelübersetzung, welche aber erst nach seinem Tode vollendet ward. 1689 erschien von der Hand des gelehrten Priesters Andreas Verschuer eine Uebersetzung der Evangelien und später der übrigen neutestamentlichen Bücher und der Psalmen, an welche sich 1732 die von anderen Theologen bearbeitete Uebersetzung des A. T. anschloß. Diese hier nur kurz angedeuteten Ansichten und Gedanken entwickelte N. in mehreren Schriften, wie „Bevestiging in 't geloof en troost in vervolging“, Bruss. 1670, „Tractatus de lectione scripturarum“, Emmer. 1677, und besonders „Amor poenitens seu de divini amoris ad poenitentiam necessitate et recto clavium usu“, Emmer. 1683. Die letzte Schrift erfreute sich des höchsten Beifalls der ausgezeichnetsten Theologen, wie der Cardinäle Grimaldi, Cazoni, Camus und mehrerer Bischöfe, wie Bossuet, war aber den Jesuiten ein Dorn im Auge. Dennoch versuchten sie umsonst den Verfasser des Jansenismus anzuklagen. Papst Innocenz XI. wies ihre Verdächtigung zurück mit der Erklärung: „le livre est bon et l'auteur un saint“. Sein Nachfolger, Alexander VIII. aber verbot 1690 diese Schrift neu aufzulegen, ehe sie verbessert sein würde. Auch trat N. in einer „Epistola

de catholicorum matrimoniis coram magistratu“ zur Vertheidigung der bürgerlichen Ehen seiner Glaubensgenossen auf, und strebte nach einer gesünderen Marien- und Heiligenverehrung in einer zu Köln 1672 herausgegebenen Schrift „De sanctorum et Mariae cultu tractatus quinque“. Den adeligen katholischen Herren gegenüber vertrat er kräftig das bischöfliche Recht der Anstellung von Priestern und Capellanen. In allen Stücken zeigt sich N. als ein höchst gelehrter, milder und frommer Prälat, ganz vom Geist, der h. Schrift und der Kirchenväter, besonders des Augustinus durchdrungen, indem er zugleich als guter Niederländer die Freiheiten seiner vaterländischen Kirche hochhielt. Nicht minder dies als sein freundschaftliches Verhältniß zu den französischen Jansenisten, zu Quesnel, Arnauld und den Priestern des Oratoriums, machte ihn den Jesuiten äußerst verhaßt. Um so mehr liebten ihn seine niederländischen Glaubensgenossen und groß war ihre Trauer, als er, auf seiner letzten Visitationsreise zu Zwolle erkrankt, am 6. Juni 1686 starb. In der kleinen Capelle eines unbedeutenden Nonnenklosters am Glanerbache, nicht weit von der münsterischen Grenze fand sein Leichnam eine Ruhestätte.

Batav. sacra III, 405 v. v. (Folioausgabe I, 458 sq.). — R. Benninck Janssonius, Gesch. d. Oud.-Roomsch-Cathol. Kerk, bl. 118—145. — P. Hofstede de Groot, De Oud.-Cathol. beweging, bl. 229—235. — van der Aa, Biogr. Woordenb. und Glasing, Godgel. Nederl., woselbst auch die weiteren Schriften Neercassel's aufgeführt sind. van Slee.

Nees v. Esenbeck: Christian Gottfried Daniel N. v. E., Botaniker, geb. am 14. Februar 1776 auf dem Reichenberge bei Erbach im Odenwalde, † am 16. März 1858 zu Breslau. Die herrliche Lage des Geburtsortes, eines inmitten bewaldeter Hügel frei gelegenen Bergschlosses, den Grafen von Erbach gehörig, in deren Dienst Nees' Vater als Beamter stand, weckte in dem empfänglichen Gemüthe des Knaben schon frühzeitig die Liebe zur Natur, die durch eine verständige häusliche Erziehung sowie durch den trefflichen Unterricht auf dem Darmstädter Gymnasium, das N. 1792 bezog, noch mehr genährt und vertieft wurde. Auf der Universität Jena studirte N. von 1796—1799 Medicin, trieb aber daneben, durch seinen Lehrer Batsch angeregt, mit Eifer Naturwissenschaften und Philosophie, letztere vornehmlich unter dem Einflusse Schelling's. Die Nähe Weimars mit seinen litterarischen Capacitäten, vor allem aber der persönliche Umgang mit Goethe wirkten fördernd auf die geistige Entwicklung des begabten Jünglings. Nach seiner Promotion zu Gießen im J. 1800 begab sich N. prakticirens halber nach seiner Heimath zurück. Er beendigte jedoch bald seine ärztliche Thätigkeit, da sie seine Gesundheit angriff und zog sich 1802 auf das kleine Gut Sickershausen bei Kitzingen a. M. zurück, das ihm seine nach einjähriger Ehe gestorbene Frau hinterlassen hatte. Hier lebte N., nachdem er sich zum zweiten Male vermählt, mehrere Jahre in glücklichster Muße nur seinen Studien und Sammlungen. Neben ausgedehnten sprachlichen Forschungen, die ihn mit der Zeit befähigten in sämmtlichen europäischen Sprachen, die slavischen ausgenommen, sich zurecht zu finden, lag er mit großem Fleiße dem Sammeln von Thieren und Pflanzen ob. So entstand eine Sammlung einheimischer Vögel sowie eine sehr reichhaltige Insectensammlung, welche nebst dem ausführlichen beschreibenden Katalog später in den Besitz der Universität Bonn überging. Es waren namentlich die kleineren, unscheinbaren Formen der Thier- und Pflanzenwelt, welche N. damals mit Vorliebe behandelte. Er untersuchte mit Gravenhorst zusammen die Ichneumoniden und veröffentlichte darüber eine Arbeit im Magazin der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin (Jahrgang 5—7) unter dem Titel „Ichneumonides adsciti in genera et familias divisi“, gab auch eine allgemeine Uebersicht der genera jener Familie, die er dann im neunten

Bande der Nova Acta Acad. Leopold. Carol. vom Jahre 1818 abdrucken ließ. Eine vollständige monographische Bearbeitung dieser und der zunächst verwandten Insectenfamilien ist 1834 erschienen. Außerdem entfaltete N. während dieser Zeit eine rege litterarisch-publicistische Thätigkeit durch Veröffentlichung einer großen Reihe von Recensionen über naturphilosophische, naturhistorische und medicinische Schriften in der Jenaer Litteraturzeitung und den entsprechenden Fachjournalen. Besonders verdient seine Thätigkeit als Redacteur der von der kaiserlich Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher herausgegebenen Abhandlungen rühmende Erwähnung. Seit 1816 Mitglied, bald darauf Adjunct, wurde er am 3. August 1818 zum Präsidenten dieser berühmten Gesellschaft gewählt. Als solcher wirkte er bis zu seinem Tode und erwarb sich in diesen 40 Jahren um die Entwicklung jenes Institutes große Verdienste. Der Krieg mit Frankreich zerrüttete die Verhältnisse seines kleinen Gutes und nöthigte N. in den Staatsdienst zu treten. 1817 wurde er als Professor der Botanik nach Erlangen, 1818 in derselben Eigenschaft durch seinen Landsmann und Gönner, den Minister v. Altenstein, nach der neu gegründeten Universität Bonn berufen. Hier lehrte N. bis 1830, verfaßte seine bedeutendsten botanischen Schriften, einen Theil derselben gemeinsam mit seinem jüngeren Bruder Theodor Friedrich Ludwig, der auch sein College wurde und organisirte, unterstützt durch den Gärtner Wilhelm Sinning, den botanischen Garten in Bonn. In dem genannten Jahre aber veranlaßte die Regierung seine Versetzung nach Breslau. Er tauschte mit dem Professor Treviranus, der statt seiner nach Bonn ging. Auch in Breslau setzte N. zunächst noch seine wissenschaftliche und amtliche Thätigkeit mit regem Eifer fort. Allein in Folge seiner immer mehr hervortretenden Hinneigung zu den socialpolitischen und religiösen Strömungen der vierziger Jahre schlug sie nach und nach eine andere Richtung ein und verdrängte mit der Zeit seine Wirksamkeit auf rein wissenschaftlichem Gebiete. Im Januar 1851 wurde N., ein 75jähriger Greis, auf dem Wege des Disciplinarverfahrens aller seiner Aemter entsetzt und ohne Pension entlassen. Die unmittelbare Veranlassung gab eine Anklage wegen Concubinats. Doch war N. schon seit Jahren mit der bestehenden Staatsordnung in Conflict gerathen durch seinen offnen Anschluß an die politische Bewegung des Jahres 1848, sowie an die durch Joh. Ronge seit 1849 ins Leben gerufene religiöse Bestrebung des Christkatholicismus. Schon in früheren Schriften drückte er das Verlangen aus „nach politischer Thätigkeit und Bethätigung alles dessen, was im Lichte der Philosophie in seinem Innern zur Reife gekommen war.“ In Breslau aber schloß er sich bald ganz und gar der socialdemokratischen Partei an und zog sich immer mehr von dem Verkehr mit den gebildeten Ständen zurück. So bot sich denn die merkwürdige Erscheinung, daß man ihn, den anerkannten Gelehrten, den exclusiven Philosophen, den früheren Günstling von Fürsten und Ministern am Abend seines Lebens als radicalen politischen Agitator, als öffentlichen Volksredner, als Begründer religiöser Gemeinschaften, in Verbrüderung mit den untersten Volksclassen erblicken konnte. Er wurde fleißiger Mitarbeiter an radicalen Localschriften, veröffentlichte im März 1848 den Plan eines Arbeiterministeriums, im Juli den Entwurf einer demokratischen Monarchie, wurde Stifter des Breslauer Arbeitervereins und der deutschen Arbeiterverbrüderung, Präsident des Berliner Arbeitercongresses und ging auch als Abgeordneter der Stadt Breslau in die Nationalversammlung nach Berlin. Die letzten Lebensjahre waren für N. trübe und kummervoll. Ohne Einnahme und eignes Vermögen sah er sich zur Erhaltung seiner zahlreichen Familie auf die Unterstützuug alter Freunde und Gesinnungsgenossen angewiesen. Seine werthvolle Bibliothek und sein aus 80,000 Exemplaren bestehendes Her-

barium mußte er verkaufen und so endete er in einer ärmlichen Miethswohnung in einer der entlegensten Vorstädte Breslaus, über 82 Jahre alt, sein langes, thatenreiches Leben. Zeugniß seines früheren Ruhmes wie seiner großen Popularität legte noch die wahrhaft großartige Betheiligung an seinem Begräbnisse seitens der verschiedensten Alters- und Berufsclassen ab, gleichsam die letzte Anerkennung, die ihm zu Theil wurde. Während seines Lebens hatte es ihm in früherer Zeit an solcher freilich nicht gefehlt. Nicht weniger als 77 gelehrte Gesellschaften, darunter auch außereuropäische, würdigten seine wissenschaftlichen Verdienste durch seine Aufnahme unter die Zahl ihrer Mitglieder, mehrere deutsche Fürsten haben ihn decorirt, die botanische Wissenschaft aber hat in der Pflanzengattung Esenbeckia seinem Namen auch für fernere Zeiten ein würdiges Denkmal gesetzt. In der Vielseitigkeit seiner Begabung wie der Productivität seiner Leistungen steht N. als hervorragendes Beispiel unter den Naturforschern dieses Jahrhunderts da. Vielleicht dürfte in dieser Hinsicht nur sein Altersgenosse und Fachcollege auf dem Berliner Lehrstuhl, Heinrich Friedrich Link, einigermaßen mit ihm verglichen werden können. Nees' erste Arbeit: „Die Algen des süßen Wassers, nach ihren Entwicklungsstufen dargestellt" erschien, verhältnißmäßig spät, erst im J. 1814. Was er aber seitdem bis zu seinem 60. Lebensjahre publicirt hat, grenzt ans Unglaubliche. N. selbst hat ein Verzeichniß aller in den 22 Jahren bis 1836 verfaßten litterarischen Arbeiten in dem ersten Hefte des schlesischen Schriftstellerlexikons von K. G. Nowack veröffentlicht. Hier sind angegeben: 33 selbständige Werke, 22 Originalabhandlungen in den von ihm redigirten Nova Acta der Leopoldina, 82 zerstreut in verschiedenen Gesellschaftsschriften erschienene Publicationen, vier Vorreden zu verschiedenen Schriften und 135 Recensionen. Um über die Fülle dieser litterarischen Productionen eine Uebersicht gewinnen zu können, erscheint es am geeignetsten, sie, ohne Rücksicht auf ihre chronologische Reihenfolge, gruppenweise, nach den Materien, die sie behandeln, durchzusprechen. Dabei dürfte sich auch am leichtesten herausstellen, nach welcher Seite hin vornehmlich die wissenschaftliche Bedeutung ihres Autors zu suchen ist. Zuerst sei daher derjenigen Schriften gedacht, welche sich auf die allgemeine Botanik beziehen. Eine Erstlingsarbeit nach dieser Richtung hin ist die Einleitung zu der von G. Bischoff und H. A. Rothe herausgegebenen Schrift „Die Entwicklung der Pflanzensubstanz, physiologisch, chemisch und mathematisch dargestellt ꝛc." (1819). Für weitere Kreise berechnet war die von N. noch am Schlusse seiner litterarischen Thätigkeit 1852 veröffentlichte Broschüre „Allgemeine Formenlehre der Natur". Es sollte darin u. a. der Werth der Naturwissenschaften als Erziehungsmittel dargethan und der Weg gezeigt werden, wie bereits auf der Schule Naturanschauung gelehrt werden müsse. In dem größeren Spielraum, den man im Lehrplane der Gymnasien den Naturwissenschaften einräumte, hat jener Gedanke, freilich erst nach Jahren, seine Anerkennung gefunden. Ein dauerndes Verdienst um die wissenschaftliche Botanik erwarb sich N. durch die Herausgabe einer deutschen Uebersetzung der Werke Robert Brown's, den er hierdurch als Muster und Vorbild in die deutsche Wissenschaft einführte. Es umfassen diese Uebersetzungen, bei denen auch bedeutendere Schüler und Freunde des Herausgebers behülflich waren, fünf Bände, die in den Jahren 1825—34 erschienen und aus der Feder von N. zahlreiche Noten und Anhänge erhalten haben. Das Werk aber, welches am treffendsten den Standpunkt bezeichnet, den N. der theoretischen Botanik gegenüber einnahm, ist sein „Handbuch der Botanik", das in zwei Bänden 1820 und 1821 erschienen, zugleich auch den vierten Theil des von Gotthilf Heinrich Schubert herausgegebenen „Handbuch der Naturgeschichte zum Gebrauche bei Vorlesungen" darstellt. Es trat dieses Werk zu einer Zeit in die Oeffentlichkeit, in welcher die durch Goethe begründete Lehre

von der Metamorphose der Pflanze die wissenschaftliche Botanik beherrschte. N. steht in seinem Werke nicht nur voll und ganz auf dem Boden dieser Lehre, sondern sucht auch ihre Consequenzen bis ins Detail auf das ganze Pflanzenreich auszudehnen, das er, wie er meint, von einem höheren naturphilosophischen Standpunkt aus „unter der Form einer Pflanze darzustellen und bis zum Ziele des Wachsthums in der Blüthe und Frucht zu verfolgen" sucht. Goethe selbst hat ihm dafür warme Anerkennung ausgesprochen und auch sonst findet in den naturwissenschaftlichen Schriften des Dichters sein Name wiederholentlich rühmende Erwähnung. Wenn es nun auch gewiß ist, daß der Gedanke Goethe's, die verschiedenen Organe einer und derselben Pflanzengestalt von einem einheitlichen Gesichtspunkte aus als metamorphosirte Gebilde einiger wenigen Grundorgane aufzufassen, reformatorisch in die Entwicklung der botanischen Wissenschaft eingegriffen, namentlich aber dem Ausbau der späteren Morphologie wesentlichen Vorschub geleistet hat, so ist doch auch andererseits nicht zu leugnen, daß die von ihrem Urheber mehr auf geniale Intuition als auf folgerichtige Deutung der thatsächlichen Verhältnisse gegründete Lehre selbst schon den Keim zu Irrthümern barg, die aber nun von den Anhängern jener Lehre durch Verquickung mit sogenannten naturphilosophischen Ideen zu fast unglaublichen Absurdidäten entwickelt wurden. Wer das Handbuch von N. liest, kann sich dieses Eindrucks nicht erwehren. Von seinen zwei Bänden enthält der erste Morphologie und Anatomie. Die fünf Abschnitte desselben sind sehr ungleich, da die erste Abtheilung des fünften Abschnittes „Allgemeine Pflanzenkunde" fast den größten Theil des ganzen Buches ausmacht. Philosophische Speculationen über die Stellung der Naturgeschichte zu den übrigen Wissenschaften, über die Construction der organischen Reiche und ihre Unterscheidungspunkte, über Begriff und Eintheilung der Botanik füllen die vier ersten Abschnitte. Im letzten werden die morphologischen Grundsätze entwickelt. Weitergehend als Goethe, der in der Metamorphose nur eine Umbildung einzelner Organe eines und desselben Pflanzenindividuums sah, will N. durch dieselbe zugleich auch die natürliche Entwicklung der Formen aller Pflanzentheile durch das gesammte Pflanzenreich erklärt wissen, somit also die Grundlagen eines natürlichen Pflanzensystems mit Hülfe der Metamorphosenlehre aufbauen. Jeder Pflanzentheil unterliegt so einer doppelten Betrachtung; zunächst nach dem allgemeinen Metamorphosengang durch die Stufen des Gewächsreiches, sodann nach seiner besonderen Metamorphose an der einzelnen Pflanze. Beispielsweise sagt N. über den Metamorphosengang der Blätter folgendes: „Wie das Blatt sich von schmälerer Basis aus verbreitert und wieder zuspitzt, so auch die Gesammtbildung der Blätter eines pflanzlichen Einzelwesens: die Wurzelblätter einfach, erst klein, dann größer, erst stumpfer, dann spitzer; auf der mittleren Höhe des Stengels sind die Blätter am breitesten. Die Blumenblätter sind die Spitze des einen großen Blattes, das alle Blätter der Pflanze in sich faßt. Alle Blätter einer Pflanze, alle Blätter aller Pflanzen zusammen sind gleich einem Blatte, das wieder in sich Wurzel, Stengel und Blatt darstellt." Nur als Spielerei mit Worten kann ein nach den Principien moderner Naturforschung geschulter Kopf diese Abstractionen betrachten. Einen Fortschritt in der Entwicklung der Metamorphosenlehre wird man hierin wie in dem ganzen Werke nicht erblicken können. Im Grunde ist es nur die alte, aber wenig klare Idee der Expansion und Contraction, welche nach allen Richtungen ausgesponnen wird. Dazu kommt, daß die Sprache nicht selten ein geradezu mystisches Gewand annimmt. Man vergleiche nur, was der Verfasser z. B. über die Farbe der Pflanzen sagt: „Grün, die Farbe des Pflanzenreichs, liegt in der Mitte der sieben prismatischen Farben, bezeugt die Ausgleichung des Streites des Lichts mit der organischen Materie und entspricht darum der Idee des Pflan-

zenreiches und thut dem Auge so wohl.“ Auf einem realeren Boden bewegt sich N. in seinen monographischen Bearbeitungen einzelner Pflanzen oder Pflanzengruppen, deren nunmehr, als der zweiten Rubrik, in welche sich seine Schriften bringen lassen, gedacht werden soll. Hier steht N. in der That auf der Höhe seiner Zeit, hier ist seine Bedeutung für die botanische Wissenschaft zu suchen. Zwei Jahre nach seiner Erstlingsarbeit über die Algen des süßen Wassers (1814) folgte die Veröffentlichung eines umfangreicheren Werkes, welches die höheren Kryptogamen behandelt unter dem Titel „System der Pilze und Schwämme“. 46 Tafeln bieten die colorirten Abbildungen von wol ziemlich allen, damals bekannten Pilzformen, von den Staub- und Brandpilzen an bis zu den größten Hutpilzen. Die Abbildungen sind im ganzen naturgetreu, die Beschreibungen freilich nur kurz und oberflächlich; mikroskopische Details einzelner Theile, z. B. der Sporen, sind hin und wieder abgebildet und die Nährpflanzen angegeben. Insofern das Werk durch Aufzählung der seiner Zeit bekannten, schon recht zahlreichen Pilzarten für spätere Forscher die empirische Basis bilden konnte, ist es nicht ohne Werth gewesen, was dagegen in Bezug auf die Entwicklung und die Natur der behandelten Gewächse vom Verfasser gesagt ist, ist auch hier noch wegen der leeren naturphilosophischen Speculationen und des schwülstigen Stiles unbrauchbar geblieben. Viel besser ist die monographische Bearbeitung der Astern, worüber N. zwei Arbeiten veröffentlichte. Die erste erschien 1818 als „Synopsis specierum generis Asterum herbaceorum, praemissis nonnullis de Asteribus in genere, eorum structura et evolutione naturali“. In dieser als Vorläufer des späteren Werks geltenden Publication wird zunächst der Charakter des genus Aster eng umgrenzt, wobei der Verfasser der von Linné gegebenen Deutung folgt und sodann das verwandte genus Solidago in allen wesentlichen Punkten zum Vergleich herangezogen. Nach einigen allgemeinen Bemerkungen über Vaterland, Boden, Blüthezeit, Fortpflanzung und Farbe, folgt dann die Aufzählung und Beschreibung der Arten. Seit dem Erscheinen dieser Arbeit hat sich N. fortgesetzt mit dem Studium der Astern beschäftigt. Durch eigne Beobachtung und Cultur vieler Arten, unter Benutzung der bedeutendsten Herbarien und mit Hülfe von Mittheilungen befreundeter Botaniker sowie der einschlägigen Litteratur, hatte N. allmählich das Material für sein größeres, 1833 erschienenes Werk gesammelt: „Genera et species Asterearum“. In der für descriptive Werke üblichen Weise verfaßt, behandelt es in sechs Sectionen 32 Gattungen, worunter sieben neu aufgestellte und 208 Arten. Eine Abhandlung über die geographische Verbreitung nebst einer Uebersichtstabelle und einem bequem eingerichteten Index machen den Schluß des Werkes, das der Fleiß seines Autors zu einer werthvollen Bereicherung der botanischen Litteratur gemacht hat und das auch neben dem fast gleichzeitig erschienenen umfassenderen Werke von Chr. Fr. Lessing: „Synopsis generum Compositarum“ seinen Platz behauptete. Dem Studium der blüthenlosen Pflanzen hatte sich N. schon früh mit besonderer Vorliebe gewidmet, was um so verdienstvoller war, als zu seiner Zeit jene Gruppe von Pflanzen von den Botanikern noch arg vernachlässigt wurde. Eine Frucht dieses Studiums war die in Gemeinschaft mit Fr. Hornschuch und dem Zeichner J. Sturm in den Jahren 1823 bis 1831 in zwei Bänden veröffentlichte „Bryologia germanica, oder Beschreibung der in Deutschland und der Schweiz wildwachsenden Laubmoose“. Mit großem Fleiße ist von den Verfassern in diesem Werke alles niedergelegt, was damals über die Moose in anatomischer und physiologischer Hinsicht bekannt war, sowie eine treffliche Geschichte des Moosstudiums von Theophrast bis auf die neueste Zeit gegeben. Der systematische Theil umfaßt 64 Gattungen, die zunächst auf einer großen Uebersichtstafel zusammengestellt, dann im Einzelnen ebenso wie die Arten in lateinischer und deutscher Sprache diagnosticirt werden.

Die Fundortsangabe und Synonymie ist nach Möglichkeit vollständig. Die zwölf Kupfertafeln des ersten und die 30 des zweiten Bandes zeichnen sich durch Treue und Eleganz in der Ausführung aus. Das Werk ist nicht vollendet worden, da der Verleger dabei nicht seine Rechnung fand. Die verwandten Lebermoose erfuhren von N. gleichfalls eine monographische Bearbeitung. Unter dem Titel „Naturgeschichte der europäischen Lebermoose, mit besonderer Beziehung auf Schlesien und die Oertlichkeiten des Riesengebirges“ erschienen von 1833—1838 vier Bändchen, die als ein Theil des Sammelwerkes „Erinnerungen aus dem Riesengebirge“ zu betrachten sind. Die anschaulich und klar geschriebenen beiden ersten Abschnitte des ersten Bandes geben als Einleitung eine Anweisung zur Untersuchung und Bestimmung der Lebermoose, sowie eine Darstellung ihres anatomischen Baues, worauf im dritten Abschnitt die systematische Anordnung und die specielle Beschreibung der Jungermannieen folgt, von denen der Verfasser 22 europäische Gattungen aufstellt. Das zweite Bändchen ist ungleich stärker, enthält die Fortsetzung der Jungermannieen, sowie einige sich daran anschließende Gattungen und schließt mit Verbesserungen und Nachträgen zum ersten Bande. Die beiden letzten enthalten den Rest der damals bekannten Lebermoose. Von der beifälligen Aufnahme, deren sich diese Bearbeitung der europäischen Lebermoose erfreute, zeugen die durchweg anerkennenden Recensionen in den botanischen Fachjournalen jener Jahre. Auch die exotischen Formen dieser Gewächse beschäftigten N. mehrfach. Die von den Reisenden Blume und Reinwardt auf Java und den benachbarten Inseln gesammelten Arten behandelte er in dem ersten Bändchen der „Enumeratio plantarum cryptogamicarum Javae et insularum adjacentium“ (1830), worin er unter 118 Arten 78 neue aufstellte und die brasilianischen Arten, 79 an der Zahl, veröffentlichte er unter dem Titel „Hepaticae Hedwigii“ in dem ersten Theil des ersten Bandes der von Martius herausgegebenen Flora brasiliensis im J. 1833, wozu das Manuscript bereits vier Jahre früher fertiggestellt war. Gleichfalls für die Flora bras. verfaßte N. eine „Agrostologia brasiliensis, s. descriptio graminum in imperio brasiliensi hucusque detectorum“ vom Jahre 1829, welche den zweiten Band des großen Werkes bildet. Außer einer ausführlichen Beschreibung der bekannten wie der neu entdeckten brasilianischen Gräser enthält die Arbeit auch lesenswerthe Angaben über ihre Verbreitung und technische wie ökonomische Benutzung. Ein verdienstvolles Unternehmen war ferner die von N. im Verein mit seinem Bruder Friedrich herausgegebene Schrift „Amoenitates botanicae Bonnenses“. Es sollte unter diesem Namen ein periodisch erscheinendes Werk erstehen, welches schöne und seltene, im Bonner botanischen Garten cultivirte Pflanzen durch Wort und Bild dem Leser vorführe. Zwei Fascikeln sind jedoch nur erschienen. Das erste vom Jahre 1823 enthält eine Abhandlung der Gebrüder Nees: „De Cinnamomo disputatio“. Mit großer Gelehrsamkeit ist hier eine ausführliche Geschichte des Zimmets gegeben, woran sich kritische Untersuchungen über die beschriebenen Arten knüpfen. Auch der chemisch-pharmaceutische Theil ist nicht ohne Interesse. Auf sieben Tafeln sind die Abbildungen der bekannten Zimmetbäume, sowie von zwei neuen Arten gegeben. Eine Berichtigung zu dieser Arbeit erschien übrigens später im 14. Jahrgang der Zeitschrift Flora vom Jahre 1831. Es enthält auch das erste Bändchen der Amoenitates den Grundriß und die Beschreibung des damaligen Zustandes des botanischen Gartens in Bonn, der unter den Gebrüdern Nees und der thätigen Beihülfe des Gärtners Wilh. Sinning einen erfreulichen Aufschwung nahm. Das zweite Bändchen der Amoenitates vom Jahre 1824 enthält „Plantarum icones selectae“ mit sechs colorirten Tafeln und den Beschreibungen von Catasetum purum, Lecanocarpus nepalensis und Hygrophila costata. Eine mehrjährige Beschäftigung mit den Lorbeergewächsen veranlaßte

N. zu einer umfassenden Monographie dieser bis vor ihm wenig gekannten Pflanzenfamilie. Sie erschien 1836 unter dem Titel „Systema Laurinarum“, begleitet von einer Karte zur Erläuterung der geographischen Verbreitung. Zum ersten Male wurde hier der Versuch gemacht, das ältere, zerstreut in den Herbarien niedergelegte Material mit dem von neueren Reisenden beigebrachten zu einem wissenschaftlich geordneten Ganzen zu verbinden. Die Zahl der bekannten Lorbeerarten ist hierdurch auf 392 gestiegen. Von älteren Arbeiten des Verfassers über die Laurineen seien hierbei erwähnt: „Laurinae Indiae orientalis“ in Wallich's „Plantae asiat. rariores“, Vol. II et III (1832), ferner: „Hufelandiae illustratio“, d. h. Beschreibung einer neuen Laurinee, veröffentlicht 1833 in einer aus Anlaß des 50jährigen Amtsjubiläums Chr. W. Hufeland's seitens der Leopoldinischen Akademie herausgegebenen Jubelschrift und endlich noch verschiedene Aufsätze in der Zeitschrift Linnäa aus demselben Jahre. Die nicht weniger schwierige Gruppe der Brombeergewächse unterzog N. in Gemeinschaft mit A. Weihe einer strengen Sichtung. Das Resultat ihrer gemeinsamen Arbeit war die 1822—1827 in 10 Heften mit 52 Tafeln herausgekommene Schrift „Rubi germanici, descripti et figuris illustrati“, auch mit deutschem Titel und Text erschienen. Die Einleitung, Diagnosen und Synonymie, wie der lateinische Text überhaupt sind von N. verfaßt. Von selbständig erschienenen Schriften aus der Feder von N. seien zuletzt noch folgende erwähnt: die Bearbeitung der Solanaceae, Acanthaceae, Laurinaceae und Piperaceae in Ecklon's „Enumeratio plantarum Capensium“ (1835), die der capensischen Gräser für dasselbe Werk vom Jahre 1841 und die Bearbeitung der Acanthaceae und Cyperaceae für die flora brasiliensis und der Acanthaceae allein für De Candolle's Prodromus im J. 1847. Sie alle bewegen sich auf systematischem Gebiete wie nicht minder der bei weitem größte Theil der längeren oder kürzeren Aufsätze, welche in der Zeit von 1820—1840 in fast jedem Jahrgange der Zeitschriften Flora, Linnäa und namentlich der Verhandlungen der Leopoldina von N. veröffentlicht, zu finden sind. Nicht allein der eiserne Fleiß verdient hierbei Bewunderung, welcher ein wissenschaftliches Material von so gewaltigem Umfange bewältigt hat, sondern die Art der Behandlung ist es, welche den Systematiker N. zu einem Meister in seinem Fache stempelt, dem auch heute noch jede Anerkennung willig gezollt werden wird. Jedenfalls gereicht es ihm zum Ruhme, daß er bei seiner Detailforschung kritisches Talent mit scharfer Naturbeobachtung zu verbinden wußte, ohne sich durch seine Neigung zu metaphysischen Speculationen dabei irreleiten zu lassen. Sein Stil ist nicht immer einfach und leicht faßlich, aber doch charakteristisch und nicht selten durch geistreiche Wendungen anziehend. So zeigt er sich auch in den zahlreichen Recensionen über naturwissenschaftliche oder philosophische Werke, die meist in der Jenaer Litteraturzeitung und verschiedenen Fachjournalen publicirt wurden. Unmittelbar neben seinem Rufe als botanischer Schriftsteller steht aber der als Herausgeber der Nova Acta der kaiserlichen Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher. Am 3. August 1818 wurde N. als Nachfolger v. Wendt's zum Präsidenten dieser Akademie gewählt, jener Gelehrtenvereinigung, welche als einzige von allen Institutionen des alten deutschen Reiches dasselbe überlebt und sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. N. hat es verstanden durch seine nie ermüdende Energie die Akademie nicht nur vor der Vergessenheit zu bewahren, in welche sie seit dem Sturze des deutschen Kaiserreiches zu fallen drohte, sondern auch sie einer neuen Epoche der Blüthe entgegen zu führen. Seinem Einflusse gelang es, für das verwaiste Reichsinstitut die Adoption des preußischen Staates zu gewinnen, der seit dem Jahre 1819 eine dauernde jährliche Geldunterstützung gewährte. Dadurch wurde die Akademie in den Stand gesetzt, ihre Arbeiten in

einer großen Reihe stattlicher Quartbände, auf das beste ausgestattet und von zahlreichen werthvollen Kupfertafeln begleitet, in ununterbrochener Folge erscheinen zu lassen. Während der 40jährigen Wirksamkeit als Präsident sind unter der Redaction von N., die mit dem neunten Bande begann, in den Jahren 1818—1858 47 Quartbände, einschließlich der Supplemente, herausgekommen, welche 486 Abhandlungen mit 1480 Kupfertafeln, Lithographien, Karten ꝛc. enthalten, während die Zahl der Mitglieder, die ihren Wohnsitz in allen civilisirten Ländern der Erde hatten, auf 493 gestiegen war. Wenn N. in seinem Feuereifer bei seiner redactionellen Thätigkeit freilich auch nicht selten die finanziellen Kräfte der Akademie überschätzte und in der Hoffnung auf die Zukunft Einnahmen und Ausgaben nicht immer in Bilanz erhielt, seinem Nachfolger vielmehr eine beträchtliche Schuldenlast zurückließ, so muß dies seine Entschuldigung finden in der unverdrossenen Aufopferung, mit welcher N. als Redacteur, Corrector der Acta, als Correspondent und Verwalter bis zu seinem Lebensende aus reiner Liebe zur Wissenschaft gewirkt hat, da mit dem Amte eines Präsidenten Einkünfte nicht verbunden waren. In den späteren Lebensjahren kam bei N. jene Richtung metaphysischer Speculation zum Durchbruch, auf die seine ganze Natur hin eigentlich angelegt war. Sie zeitigte eine Reihe von Schriften, die in deren Classification die dritte und letzte Gruppe bilden möge. In dem 1841 erschienenen „System der speculativen Philosophie“ kann sein philosophisches Glaubensbekenntniß gesehen werden. Es ist nur der erste Band, die Naturphilosophie, an die Oeffentlichkeit gekommen. Das Werk ist mit Recht der Vergessenheit anheimgefallen, wie wol die meisten Schriften der sogenannten Naturphilosophen im ersten Drittel unseres Jahrhunderts, welche, stolz auf die Resultate, welche die Philosophie für die Erkenntniß des Geistes gewonnen, nun auch ihre Deductionen auf die Naturerkenntniß ausdehnen, ja die Lücken der Beobachtung durch aprioristische Schlußfolgerungen ergänzen, somit ein allgemeines, mit dem Schein absoluter Wahrheit auftretendes System der Weltordnung begründen wollten. Seine ethischen Grundsätze entwickelte N. in der 1845 erschienenen Schrift „Das Leben der Ehe in der vernünftigen Menschheit und ihr Verhältniß zum Staat und zur Kirche“. In dem Versuche, die Verwerflichkeit der unter dem Gesetze stehenden Ehe, gegenüber einem freien, d. h. von keinem kirchlichen Zwange beeinflußten Zusammenleben von Mann und Weib, als der „allein wahren Darstellung des reinen Menschenbegriffs“ zu schildern, überschreitet die Schrift die Grenzen, welche eine tiefer begründete Ethik der Moral und Sittlichkeit in einem civilisirten Staatsorganismus vorschreibt. So wurde denn auch dieses Buch die Hauptstütze für die Anklage gegen N., welche schließlich zu seiner Amtssuspension führte, zumal er kein Bedenken trug, seine Theorie auch in seinem eignen Leben praktisch durchzuführen. Mit welchem Eifer N. an der politischen Bewegung des Jahres 1848 durch Wort und That Antheil nahm, ist Eingangs bereits berührt worden. Anlaß zu erneuter schriftstellerischer Thätigkeit gab ihm das Auftreten des Christkatholicismus, das von Breslau seinen Ausgang nahm. Letzterer erschien ihm als die langersehnte Religion der Humanität, die Lebensregung der Philosophie, „die endlich in ihrer Heimath zum Dasein gelangt ist“. Er sprach seine Ueberzeugung in mehreren selbständig erschienenen Schriften aus: „Die Wahrheit des positiven Christenthums im Christkatholizismus“ (1848); „Die Offenbarung der Vernunft im Christenthum des Verstandes und ihre Verfolgung“ (1852); „Das Leben in der Religion“ (1853) und verfocht überdies in zahlreichen Aufsätzen in der „Zeitschrift für freies religiöses Leben“ von Hofferichter und Kampe seine Meinung frei und unumwunden. N. blieb bis zu seinem Tode als Vorsteher der christkatholischen Gemeinde zu Breslau thätig und trug standhaft alle Verfolgungen, welche in den letzten Jahren über dieselbe verhängt

wurden. Es war ihm heiliger Ernst um die Sache, die er vertheidigte und ehrt seinen Charakter, daß er derselben nicht nur während ihres Sieges mit Uneigennützigkeit anhing, sondern auch nach ihrer Unterdrückung unerschrocken für sie einstand. Mit Unrecht hat man N. als Atheisten und Materialisten ausgegeben. Durch und durch Idealist, war er ein prinzipieller Gegner des modernen Materialismus. Der Glaube an Gott und die Unsterblichkeit der Seele war ihm ein Bedürfniß der Vernunft wie des Gemüthes und noch in seinen letzten Tagen beschäftigte ihn die Uebersetzung des Davis'schen Buches über die Unsterblichkeit der Seele, die er unvollendet lassen mußte. Der Grundzug seines Charakters war wahrhafte Menschenfreundlichkeit und Humanität, die er überall, selbst bis zur Schwäche bethätigte. Im Umgange bescheiden, frei von Pedanterie und Gelehrtenhochmuth, hat er eine große Schaar begeisterter Anhänger und Freunde unter seinen Zeitgenossen sich zu erwerben verstanden, und mag man die Verirrungen seines Lebens auch unentschuldbar finden, so hat er sie auch schwer gebüßt und man wird zugeben müssen, daß N. mit zu den bedeutendsten jener hochbegabten Männer gehörte, welche aus der weimarischen Blüthezeit hervorgegangen sind.

Nova Acta Acad. Caes. Carol. Leop. 1860, Vol. 27. — Leipziger Illustrirte Zeitung 1858, 30. Bd., Nr. 778. — Nowack, Schlesisches Schriftstellerlexikon, 1. Bd., 1836. E. Wunschmann.

Nees v. Esenbeck: Theodor Friedrich Ludwig N. v. E., Botaniker, geb. am 26. Juli 1787 auf dem Bergschlosse Reichenberg im Odenwalde, † am 12. December 1837 zu Hyères. N. kam, nachdem der Vater, ein gräflich Erbach'scher Rentbeamter, nach dem Städtchen Erbach versetzt worden, als achtjähriger Knabe in die dortige Schule, die ihm eine in ihrer Art recht befriedigende Ausbildung gewährte. Der Schulbesuch wurde unterbrochen, als der Vater, seinen Dienst verlassend, das ererbte Familiengut bei Kitzingen antrat und selbst bewirthschaftete. Hierbei mußte auch N. eine Zeit lang seinen Vater unterstützen. Es sagte ihm indessen die Beschäftigung mit der praktischen Landwirthschaft wenig zu und er benutzte deshalb gern seine freie Zeit, um seinen älteren Bruder Christian Gottfried, welcher damals ein kleines Gut in dem etwa eine Meile entfernten Sickershausen besaß, bei dessen Excursionen zu begleiten und Pflanzen und Insecten mit ihm zu sammeln. So erreichte N. das 18. Lebensjahr. Als Lebensberuf wählte er die Pharmacie. Ehe er seine Lehrjahre antrat, machte er unter Beihülfe seines Bruders einen Cursus in der Botanik durch. So kam er, gut vorgebildet, 1805 nach Erlangen in die Officin des Hofapothekers Martius. Hier lernte er nicht nur gründlich sein Fach, sondern trat auch der Familie seines Lehrherrn näher und befreundete sich namentlich mit dessen beiden Söhnen Karl und Theodor. Der ältere, Karl, der nachmalige berühmte Botaniker und Herausgeber der flora brasiliensis (s. A. D. B. XVIII, 517) wurde geradezu durch den Umgang mit N. und ihre gemeinsam betriebenen Studien für die Botanik gewonnen. Im Verein mit gleichstrebenden Freunden lagen beide mit großem Eifer der Durchforschung ihrer heimathlichen Flora ob, wozu die eben erschienene Flora Erlangensis von Schweigger und Körte den ersten Anlaß geboten hatte. Im J. 1811 trennte sich N. von seinen Erlanger Freunden und trat in die Apotheke von Bernoulli in Basel ein. Hier war er bis 1816 als Gehülfe thätig, während welcher Zeit er auf vielfachen botanischen Excursionen in das Gebirge die Schweizer Alpenflora gründlich kennen lernte. Krankheit nöthigte ihn, sich zur Erholung auf einige Zeit von dem Geschäft zu entfernen. Er reiste 1816 nach Hause mit der Nebenabsicht, in Würzburg das pharmaceutische Examen zu bestehen. Während dieser kurzen Erholungszeit, die er größtentheils bei seinem Bruder in Sickershausen zubrachte, schrieb er mit diesem gemein-

schaftlich eine Abhandlung „De plantis nonnullis e mycetoidearum regno, tum nuper detectis, tum minus cognitis“, welche von zwei Tafeln begleitet im neunten Bande der Nova Acta Acad. Leop.-Carol. abgedruckt wurde. Auf kurze Zeit nahm N. dann noch in Hanau eine Gehülfenstelle an. Hier lernte er den Zoologen Kuhl kennen, welcher, von der holländischen Regierung zu einer wissenschaftlichen Forschungsreise auf Java designirt, nach Hanau gekommen war, um vor seiner Abreise noch seine Verwandten zu besuchen. Bei seiner Rückreise nach Holland erfuhr Kuhl von dem Botaniker Brugmanns, dem Director des botanischen Gartens in Leyden, daß eine neue Anlage und Erweiterung des Gartens im Werke sei und daß man dazu eine geeignete Persönlichkeit suche. Kuhl empfahl N. zu diesem Zwecke, der sich auch alsbald für die Annahme der Stelle entschied. So wurde er gegen Ende 1817 Inspector des botanischen Gartens in Leyden. Hier wirkte N. in verdienstlicher Weise. Er veranstaltete eine Umpflanzung aller im freien Lande ausdauernden Gewächse des Gartens nach systematischer Ordnung, er bestimmte und bezeichnete den ganzen Pflanzenvorrath, erweiterte die Correspondenz zur Vermehrung desselben, machte in gleicher Absicht, von Brugmanns beauftragt und empfohlen, eine Reise durch Belgien und knüpfte mit den wichtigsten Gärten dieser damaligen Provinz Hollands engere Verbindungen an. Von Leyden aus machte er häufige Ausflüge an den Seestrand, dessen eigenthümliche Vegetation er studirte. Eine Beobachtung, die er im Winter 1817/18 an jungen Pflanzen von Bryum annotinum machte, führte zu einer Abhandlung, auf Grund deren er im J. 1818 von der Universität Erlangen zum Dr. phil. promovirt wurde. Seine Dissertation führt den Titel „De propagatione muscorum commentatio“. Dieser Titel gilt nur dem kleinsten und zwar dem minder wichtigen Theil dieser Schrift, welche vielmehr die Ansicht des Verfassers über den Entwicklungsgang der Kryptogamen überhaupt enthält. Um diese Zeit wurde N. auch mit Dr. Blume bekannt und befreundet, welcher sich eben zu einer Reise nach Java anschickte. Zwischen beiden Männern entspann sich bald eine lebhafte wissenschaftliche Correspondenz, die auch noch lange fortdauerte, als N. Holland schon verlassen hatte und deren botanische Resultate in der Regensburger botanischen Zeitung sowie in den Verhandlungen der Leopoldina in Form von Reiseberichten, Schilderungen von Excursionen und ausführlichen Beschreibungen neu entdeckter Pflanzen aus der Feder von N. veröffentlicht wurden. Nachdem der ältere N. 1818 nach Gründung der Universität Bonn als Professor der Botanik und Director des botanischen Gartens an dieselbe berufen worden, veranlaßte er im Sommer 1819 auch die Berufung seines Bruders Friedrich ebendorthin, vorzüglich um bei der Organisation des botanischen Gartens sich dessen Beihülfe zu sichern. N. erhielt den Titel eines Inspectors des botanischen Gartens und Repetenten der Botanik. Anfangs nahmen die praktischen Begründungsarbeiten am botanischen Garten die Thätigkeit der Brüder ganz in Anspruch. In enger freundschaftlicher Verbindung mit dem ausgezeichneten Gartenkünstler Sinning halfen sie in Bonn eine Anlage gründen, welche zu den zweckmäßigsten und anmuthigsten ihrer Art gehörte und erstatteten darüber nach Vollendung der Hauptarbeiten im J. 1823 einen Bericht, nachdem schon 1820 ein „Elenchus plantarum horti botanici Bonnensis“ mit beinahe 4000 Pflanzennamen im Druck erschienen war. Das Programm führt den Titel „De Cinnamomo disputatio etc.“ Zu dem wichtigsten, dem kritischen Theile dieser Schrift, gaben die Studien, welche N. in den älteren Herbarien der Universität Leyden gemacht hatte, die nächste Veranlassung. Die Abtheilung Lauri Cinnamomi et affinium historia naturalis ist ganz aus seiner Feder, die vorausgeschickten antiquarisch-kritischen Untersuchungen sowie die vorangehende Beschreibung des Gartens sind von der Hand des älteren. Die Abhandlung führt auch noch den Titel

„Amoenitates botanicae Bonnenses“, Fasc. I und war zum Vorläufer einer periodischen Gartenschrift bestimmt, welche Beschreibungen und Abbildungen neuer und schöner Pflanzen des botanischen Gartens liefern sollte; es erschien aber nur noch ein Heft, an welchem, außer den beiden Brüdern, noch Sinning Mitarbeiter war. Die Concurrenz mit anderen ähnlichen Unternehmen war dem Absatz nicht günstig genug, um die beträchtlichen Kosten zu decken, doch trat in der Folge ein von N. und Sinning herausgegebenes Werk ähnlicher Art an dessen Stelle, nämlich die „Sammlung schönblühender Gewächse in lithographirten Abbildungen für Blumen- und Gartenfreunde. Mit Beschreibungen und vollständiger Angabe der Cultur“ (1825—1831). Im September 1819 habilitirte sich N. als Privatdocent an der Bonner Universität durch die Schrift „Radix plantarum mycetoidearum“. Sie gibt eine Uebersicht des Pilzreiches nach damaliger Auffassung und sucht die Gliederung in demselben in dem Bilde einer weit verzweigten Wurzel darzustellen, deren Hauptäste die Namen der Classen, deren Nebenäste die der Ordnungen, beziehungsweise Familien und deren letzten Zweige die Namen der Sectionen tragen. Die Gattungen, welche zu jeder Section gehören, sind im Texte namentlich angeführt, welcher überdies eine kurze Erläuterung der Tafel gibt. Das Werk ist ein Bruchstück aus früheren Vorträgen über Kryptogamenkunde und insofern historisch interessant, als es einen passenden Vergleich mit den heute gültigen Ansichten über die systematische Stellung der Pilze und ihre Classification zuläßt. Seine Vorträge widmete N. von nun an der Pharmacie im weiteren Sinne und behandelte diese Disciplin in zwei Vorlesungen, nämlich über pharmaceutische Botanik und über operative Pharmacie. Letztere umfaßte einen Cyclus pharmaceutischer Uebungen sowol im Laboratorium als am Receptirtische und war besonders für praktische Aerzte bestimmt. Sein Vortrag war klar und einfach, stets auf Anschauung gegründet, unterstützt durch eine laute und sonore Stimme. Seine Vorlesungen wurden deshalb gern gehört und namentlich die über pharmaceutische Botanik zahlreich besucht. Im J. 1822 wurde N. außerordentlicher, 1827 ordentlicher Professor der Pharmacie und erhielt die Direction des vornehmlich durch seine Bemühungen neu geschaffenen pharmaceutischen Laboratoriums. Im J. 1833 wurde er Mitdirector des Bonner botanischen Gartens, an welchem seit 1829, als der ältere Bruder nach Breslau ging, Treviranus als erster Director stand. Neben seinem Lehramt, der Direction seines Institutes und dem Antheil an der Leitung des botanischen Gartens, steigerte sich zugleich seine litterarische Thätigkeit. Eine lange Reihe von pharmaceutisch-chemischen Untersuchungen veröffentlichte er, theils allein, theils in Gemeinschaft mit seinem früheren Schüler und Freunde Marquart in verschiedenen pharmaceutischen Zeitschriften, namentlich in Brandes' Archiv, Büchner's Repertorium und den Annalen der Pharmacie während der Jahre 1822—1837. Seine Specialwissenschaft zu fördern war er unermüdlich thätig. Er scheute nicht die Mühe einer zeitraubenden Correspondenz, um endlich die rechte Pflanze, von der bestimmte Droguen herstammen, ausfindig zu machen und hat auf diesem Gebiete Vortreffliches geleistet. Daneben aber verdankt ihm auch die botanische Wissenschaft mehrere werthvolle systematische Arbeiten. So übernahm N. von 1823 an die Fortsetzung der seit 1821 erschienenen „Plantae officinales“. Wesentlich durch das Eingreifen von N. gestaltete sich das Unternehmen zu einem Prachtwerke, wie es die pharmaceutisch-botanische Litteratur bisher noch nicht aufzuweisen hatte. Wol sämmtliche in die preußische Pharmakopoe aufgenommenen Pflanzen erscheinen hier auf 552 Foliotafeln in größtentheils nach der Natur oder wenigstens den besten Originalvorlagen gefertigten meisterhaften Abbildungen. Ein jede Tafel begleitendes Textblatt enthält neben Namen und Classe der abgebildeten Pflanze auch noch in gedrängter Kürze den generischen und specifischen

Charakter, den Wohnort, die Angabe der officinellen Theile, sowie der Citate und Abbildungen an anderen Orten. Bewundernswerth ist die Sorgfalt, mit welcher N. sich bemühte, die wahren Mutterpflanzen für so viele ausländische, damals noch sehr zweifelhafte Arzneikörper aufzufinden und in guten Abbildungen wiederzugeben. Die botanischen Fachjournale jener Jahre sprachen sich denn auch ausnahmslos im hohen Grade anerkennend über jede neue Lieferung des Werkes aus. Bei dem achten Hefte hatte N. die Redaction übernommen und das Werk in 18 Heften und fünf Supplementen zu Ende geführt. Zusammengefaßt hat N. die durch das Studium der officinellen Pflanzen gewonnenen Erfahrungen in seinem „Handbuch der medicinisch-pharmaceutischen Botanik“, welches in drei Theilen 1830—1832 herauskam und für dessen medicinisch-therapeutischen Theil er in dem Kreisphysikus Karl Heinrich Ebermaier einen trefflichen Mitarbeiter gewann. Der botanische Theil ist ausschließlich von N. bearbeitet. Hier werden sämmtliche officinelle Pflanzen, geordnet nach natürlichen Familien, unter sorgfältiger Benutzung der besten litterarischen Quellen angeführt mit kurzer Charakterisirung und allen für den Pharmaceuten nothwendigen Angaben. Für Deutschland war dies das erste Unternehmen seiner Art und konnte neben Richard's Botanique médicale jeden Vergleich aushalten. Es diente zugleich als Commentar für die Plantae officinales, auf deren Abbildungen auch in dem genannten Werke hingewiesen wird. Ein recht umfangreiches Unternehmen ferner war die von N. 1832 begonnene Herausgabe der „Genera plantarum florae germanicae“. Ein großer, weitaussehender Plan war es, alle Gattungen der Flora Deutschlands in ihren wesentlichen Charakteren, begleitet von dem vollständigen Bilde einer oder einiger Arten, in durchaus neuen, nach der Natur entworfenen Zeichnungen darzustellen. N. hat das Ende nicht erlebt, aber er sah ein schönes Werk begonnen, das bis zum Jahre 1860 in 30 Fascikeln 622 Tafeln mit begleitendem Texte geliefert hat. Den Zweck, welchen N. bei der Herausgabe der Genera verfolgte, dem Anfänger in der Botanik beim Studium großer systematischer Werke durch bildliche Darstellung und knappe Schilderung der Pflanzengattungen eine gute Hülfe zu bieten, hat er durchaus erreicht, wie auch die späteren Bearbeiter dieses Ziel nie aus den Augen verloren. Neben diesen größeren Arbeiten auf botanischem Gebiete laufen viele kleinere Arbeiten einher, theils morphologischen, theils systematischen Inhalts, die meistens in den Acten der Leopoldina oder in den Jahrgängen der Botanischen Zeitung von 1820 an erschienen sind. Darunter befinden sich auch manche Aufsätze über Kryptogamen, für welche sich damals das Interesse der Botaniker zu regen anfing. Folgende seien hier angeführt: „Ueber Flörke's deutsche Lichenen“ (Botanische Zeitung 1822); „Ueber Keimung von Pteris serrulata &c.“ (ibid. 1823); „Beitrag zur Geschichte der im Wasser wachsenden Schimmelpilze“ (ibid. 1824); „Beobachtung über die Entwicklung der Laubmoose aus ihren Keimkörnern“ (Nova Acta 1825); „Fungi Javanici“ (ibid. 1826); „Plantarum nonnullarum mycetoidearum in horto medico Bonnensi observatarum evolutio“ (ibid. 1832). Die letzte größere Arbeit war das mit Henry zusammen herausgegebene „System der Pilze“, wovon die erste Abtheilung mit einer schwarzen und 11 colorirten Tafeln 1837 erschienen ist. Im J. 1834 half N. einer Anzahl Botaniker den botanischen Verein am Mittel- und Niederrhein gründen und übernahm die Stelle des ersten Directors. Zweck des Vereins war Erforschung der Flora der preußischen Rheinprovinz, wobei N. die Bestimmung der zweifelhaften Pflanzen auf sich nahm und so zunächst eine gründlich bearbeitete Flora dieses Gebiets vorzubereiten gedachte. Allein es sollte dem fleißigen Manne die Erfüllung seines Wunsches nicht mehr werden. N. war seit lange kränklich. Schon während seiner Lehrlingsjahre trat ein Leiden auf, welches in seiner periodischen Wiederkehr ihn zwar häufig belästigte und von geistigem Schaffen abhielt,

welchem indeß die allmähliche Gewöhnung Grund zu Befürchtungen nicht beilegte. Da trat im Sommer 1837 eine Wendung seiner Krankheit zu einem Brustübel ein. Er mußte seine Vorlesungen unterbrechen und Bad Ems aufsuchen. Da er hier die gehoffte Linderung nicht fand, folgte er dem Rathe seiner Aerzte, die ihm ein milderes Klima empfahlen und begab sich nach Hyères an der südfranzösischen Küste. Von hier sollte er nicht wieder heimkehren. Er erlag seinem Leiden am 12. December 1837, im 50. Lebensjahre. N. war ein treuer Arbeiter für seine Wissenschaft. Er theilte nicht die Begabung und den hohen Gedankenflug mit seinem älteren Bruder, aber er wirkte still und beharrlich und hat nicht wenig dazu beigetragen, der Pharmacie, als Zweigwissenschaft der Botanik, die ihr gebührende Stellung zu sichern. Viele gelehrte Gesellschaften haben seine Verdienste anerkannt dadurch, daß sie ihn zu ihrem Mitgliede erwählten. In der Botanik lebt sein Name in der Gattung Neesia fort aus der Familie der Malvaceae, die sein treuer Freund Blume ihm gewidmet hat.

Chr. Gottfr. Nees v. Esenbeck: Theodor Friedrich Ludwig Nees v. Esenb. Den Freunden des Verstorbenen gewidmet. Breslau 1838.

E. Wunschmann.

Neffe: Caspar N., Kalligraph und Schulmeister, hielt sich um die Mitte des 16. Jahrhunderts in Köln auf und gab daselbst ein Werk mit Musterschriften heraus, welches in mehreren Ausgaben erschienen ist, die erste im Jahre 1549. Diese widmete er dem Rath der Stadt, der in seiner Sitzung vom 15. April 1549 das „Kunstreich Buch mit vilerlej zyrlichen schrifften der Jugendt zu gutem“ sehr wohlwollend aufnahm und die Rentmeister anwies, dem „Theutschen Schull Meister“ drei Jahre lang ein neues Kleid von englischem Tuch zu verabreichen. Eine wiederholte Ausgabe vom Jahre 1571 ist bei Breitkopf (Ursprung der Spielkarten etc., II, 58) genannt. Die Zeitschrift Serapeum (Jahrg. 1851, Nr. 19, S. 295) kennt eine von 1576: „Ein kostliche Schatzkammer der Schreibkunst und Cleinott der Cantzley und ander schreiber. Ein seer zierlich kunstrich Büchlein von mancherhandt schonen artlichenn aus rechten grund zusammengesetzten schrifften, dero viel vorhin nit mehr gesehen wordenn, erst new außgangen durch den wolerfarenenn M. Casp. Neffenn Teutscher schulmeister der löblichen stette Cöllenn eigener Handt geschribenn. Jetzt aufs neue gedruckt zu Colln durch Thomam von Vierdt. A. 1576.“ Fol. Und im Deutschen Kunstblatt von 1853, Nr. 6, S. 51 befindet sich die Angabe, daß das Werk 1580 nochmals erschienen sei. Die Gunst des Kölner Raths hat Meister N. bald verscherzt. Er schloß sich den religiösen Neuerungen jener Zeit an, die auch in Köln, besonders durch den Abfall des Erzbischofs Hermann von Wied, nicht ohne zahlreiche Anhänger blieben. 1554 wird er, als der Ketzerei verdächtig und weil er geäußert, „das etlich Dausent jn dieser Statt sein die gleich Jme von dem heiligen Sacrament wenig halten“, auf Befehl des Raths zur Thurmhaft gebracht, dann 1555 zum ersten Mal und 1556 wiederholt und nachdrücklichst mit seiner Frau als „Widderdeuffer und Sacramentarier“ der Stadt verwiesen (Rathsprotokolle). Es fehlt an jeder Nachricht über eine nachherige Wiederaufnahme und so bleibt bei den späteren Ausgaben seines kalligraphischen Werkes seine persönliche Anwesenheit in Köln zweifelhaft.

J. J. Merlo.

Nefflen: Johannes N., Volksschriftsteller, geb. am 5. November 1789 zu Oberstenfeld in Württemberg, 1815—1837 Schultheiß zu Pleidelsheim im württembergischen Oberamt Marbach, württembergischer Landtagsabgeordneter 1833—1836, † 1858 zu Piedmont in Westvirginien. — N. ist Verfasser ganz ausgezeichneter Sittenbilder aus dem altwürttembergischen Schwaben, welche eine sehr gründliche Kenntniß des Volks und namentlich der Schattenseiten desselben verrathen. Diejenigen seiner Schriften, welche in schwäbischer Mundart verfaßt

sind, stellen ihn in die vorderste Reihe der Dialektschriftsteller Schwabens. Sein Realismus scheut weder vor den unverblümtesten Aufrichtigkeiten gegen das Volk und die Beamten, noch vor den unverhülltesten Cynismen zurück. Seine Hauptwerke sind: „Der Vetter aus Schwaben", 1837 und in vermehrter Auflage 1841 erschienen, und „Der Orgelmacher aus Freudenthal", 1845; beides Sammlungen kürzerer und längerer Schilderungen des Volkslebens, die bedeutenderen derselben dialogisch und in der Mundart geschrieben. — Nefflen's Bildniß findet sich vor seinen „Gedichten für das Volk" (1841). Hermann Fischer.

Negelein: Joachim N., lutherischer Theologe, geb. am 9. September 1675 in Nürnberg und ebenda am 24. Juni 1749 gestorben, studirte in Altdorf, lernte als Reisebegleiter eines jungen Patriciers, Löffelholz, Colberg, Hollands und Englands berühmte Gelehrte kennen, wurde, heimgekehrt in seine Vaterstadt, zuerst als Katechet bestellt, darauf seit 1702 an verschiedenen Nürnberger Kirchen Prediger, 1724 zugleich Oratoriae, Poeseos et graecae linguae (am Aegidiengymnasium) Professor, endlich 1732 Antistes der Haupt- und Pfarrkirche zu St. Lorenz und Candidatorum Ministerii Inspector. Seit 1732 führte er auch das Präsidium des pegnesischen Blumenordens, dem er unter dem Namen Florando angehörte. Er hat viele Predigten (darunter eine „Salzburgische Emigranten-Predigt", 1733), geistliche Lieder, lateinische Gelegenheitsgedichte (darunter beim Einzug Kaiser Karls VI. in Nürnberg „Norimberga exultans", 1712), einen „Augspurgischen Confessions-Jubel-Catechismus" (1730), der Jugend den Inhalt des Bekenntnisses nahe zu bringen bestimmt, herausgegeben und seine anderweitige Gelehrsamkeit durch eine griechische Uebersetzung des Buches De imitatione Christi und einen Thesaurus numismatum hodiernorum (Norimb. 1700—1710) bekundet.

Verstreute Nachrichten über ihn in den Weimarischen Actis historico-ecclesiasticis. — G. A. Will, Nürnberg. Gelehrten-Lexikon III, 12—19 und VII, 15 f. Hier, sowie in Rotermund's Fortsetzung zu Jöcher's Gelehrten-Lexikon V, 455 u. bei H. Doering, Die gelehrten Theologen Deutschlands III, 24 auch das Verzeichniß seiner Schriften. G. Frank.

Negker s. o. S. 355 **Necker.**

Neher: Karl Joseph Bernhard v. N., Maler und Director der Stuttgarter Kunstschule, geb. am 16. Januar 1806 in Biberach, † am 17. Januar 1886 zu Stuttgart, war der Sohn eines Faßmalers; sein Großvater und Urgroßvater waren angesehene Kunstmaler gewesen. N. lernte frühe beim Vater zeichnen und half ihm auch beim Bemalen (=Fassen) von Schildern, Processionskreuzen u. dgl. Schon in seinem 13. Lebensjahre erhielt er einen höheren Kunstunterricht von dem Biberacher Maler Franz Müller, einem tüchtigen Techniker, der viel gereist und fein gebildet war. Mit 15—16 Jahren wagte sich der Schüler keck an den Versuch, biblische Compositionen und Bildnisse in Oel auszuführen. Im J. 1822 brachte ihn der Vater nach Stuttgart, wo damals keine Kunstschule bestand, aber der Maler und Galleriedirector Hetsch (s. A. D. B. XII, 320 u. 321) und der Bildhauer Dannecker (s. A. D. B. IV, 741 ff.) sich seiner freundlich annahmen. Der letztere ließ ihn am Modellzeichnen seiner Schüler theilnehmen. Ein Familiengemälde, welches bei ihm bestellt wurde und ein Auftrag des Biberacher Stadtrathes auf ein Bildniß König Wilhelms für seinen Sitzungssaal boten neben einer spärlichen Unterstützung von Hause die Mittel zum Unterhalte. Von Anton Gegenbaur (s. A. D. B. VIII, 495 ff.) veranlaßt, ging er, vom Stadtrathe in Biberach mit einem Stipendium auf zwei Jahre bedacht, im Herbst 1823 nach München und trat als Schüler in die von Johann Peter v. Langer (s. A. D. B. XVII, 678) geleitete Akademie ein. Der

zopfige Unterricht an dieser Anstalt sagte ihm aber nicht sehr zu; er zeichnete und malte mehr für sich und suchte daneben, wie schon in Stuttgart, durch das Lesen der alten und neuen Classiker seine in Biberach nicht über die Volksschule hinausgeführte Bildung zu vervollständigen. Der große Wendepunkt in der Geschichte der Münchener Akademie, die Berufung von Cornelius im J. 1824 war kaum für irgend einen ihrer Schüler von so durchgreifender Bedeutung wie für N. Der Meister erlaubte, im J. 1825 in München angekommen, ihm sofort nach Einsicht seiner Studien einen Carton mit lebensgroßen Figuren, „Die Wiedererkennung Josephs und seiner Brüder in Aegypten“, in der Akademie auszuführen. Für ein darauf in Angriff genommenes Oelgemälde „Graf Eberhard von Württembergs Klage um seinen in der Schlacht von Döffingen gefallenen Sohn Ulrich“ ließ ihm Cornelius ein besonderes Zimmer in der Akademie einräumen. N. nahm das im J. 1827 vollendete Bild, als er in München im J. 1828 austrat, mit nach Stuttgart, wo es vom Kunstverein angekauft wurde. Ein glänzendes Zeugniß von Cornelius, das er zusammen mit dem erwähnten großen Carton dem Könige Wilhelm vorlegte, erwirkte ihm eine mehrjährige Reiseunterstützung nach Italien. Im Mai 1828 fuhr N., nachdem er zuvor noch das Dürerfest in Nürnberg mitgefeiert hatte, über Mailand und Florenz, von wo aus er einen Abstecher nach Pisa machte, nach Rom. Er verwandte den ganzen ersten Sommer zu Studien, die er mit Vorliebe im Vatikan an Raphael, der bald sein Liebling und Leitstern wurde, und an den Antiken trieb. Unter dem Einfluß von Overbeck und Veit, mit welchen er, obwol kein ganzer Nazarener, freundlichen Verkehr hatte, gab er den in Deutschland gefaßten Gedanken, einen Kreis von Hohenstaufenzeichnungen zu machen, auf und malte als sein erstes römisches Bild: „Die Erweckung des Jünglings von Nain“ mit halblebensgroßen Figuren. Cornelius, der inzwischen auch nach Rom gekommen war, veranlaßte ihn, dasselbe zu der im Capitol veranstalteten Ausstellung zu geben, wo hochangesehene fremde Künstler, wie Hor. Vernet, Leop. Robert und Charl. Eastlake vertreten waren. Das Bild, welches in Rom großen Beifall fand, wurde von N. nach einer durch seine Stipendien ihm obliegenden Verpflichtung an die Stuttgarter Staatsgallerie abgeliefert; er erhielt aber dafür noch eine ansehnliche Gratification. Raphaelisch in den Formen, den Venezianern sich annähernd in den Farben, läßt es doch schon, wie Neher's spätere Werke, durch alle italienische Form und Farbe jene deutsche, oder genauer gesagt, jene oberschwäbische Einfalt, Kraft und Tiefe der Empfindung durchscheinen, welche seine Bilder bei aller Verschiedenheit des Stiles doch wieder in die Nachbarschaft von Zeitblom's Werken bringen (vgl. darüber: Lübke, B. Neher's Fresken im Schiller- und Goethezimmer des großherzoglichen Residenzschlosses zu Weimar, S. 6). Unter venezianischem Einfluß im Colorit stand N. damals durch seine enge Freundschaft mit dem Maler Jos. Ant. Dräger aus Trier († zu Rom im J. 1833), der den Farbengeheimnissen Tizian's und seiner Schule mit Eifer und Erfolg nachspürte. Ein Dritter im Bunde wurde zu Anfang des Jahres 1831 der Hamburger Maler Erwin Speckter († 1835), ein Bruder von Otto, dem Fabelbuch-Speckter. Wer das damalige Leben und Treiben Neher's und seiner Freunde recht anschaulich kennen lernen will, der lese die von Wurm in Hamburg im J. 1846 in zwei Bändchen herausgegebenen Briefe, welche Speckter aus Italien in die Heimath schrieb. Mit Dräger las N. gleich im ersten Winter fast täglich Abends die göttliche Komödie von Dante; später wagte er sich an die griechischen Tragiker in Uebersetzungen, oft bedauernd, daß er sie nicht im Originale lesen konnte. Als ein munterer und liebenswürdiger Gesellschafter, den eine angeborene Weitherzigkeit von allem Parteigezänke fernhielt, wurde ihm der Umgang mit deutschen Kunstgenossen der verschiedensten Richtungen zu einer

Quelle des Genusses und der Belehrung. Koch, Preller, Genelli waren ihm nicht weniger gut als Overbeck, Veit, Führich und die Anderen. Eine edle Seele aus den letztgenannten Kreisen, die Malerin Fräulein Emilie Linder aus Basel, bestellte gleich nach der Vollendung des Jünglings von Nain ein neues Bild, „Abraham mit den Engeln vor seinem Zelte“, bei ihm und gewährte ihm dadurch die Mittel zu einem weiteren Jahre Aufenthalt in Rom. Das im J. 1832 vollendete Gemälde kam später durch Vermächtniß der Bestellerin mit ihren anderen Kunstschätzen an das Museum in Basel (s. A. D. B. XVIII, 697). Im Sommer trieb N. gewöhnlich auch landschaftliche Studien, wenn er zur Erholung die Wälder von Albano und die Umgebung von Tivoli aufsuchte oder gelegentlich auch einmal in Gesellschaft von Freunden und schwäbischen Landsleuten einen größeren Ausflug machte. Im Mai 1832 besuchte er mit Speckter, dem württembergischen Landschafter Louis Mayer und dem Darmstädter Brentano, einem alten Freunde von München her, Neapel (vgl. Speckter, Briefe ꝛc. 2 S. 1 ff.). Mit einem reichen Schatze von Erinnerungen und Anschauungen, aus denen er ein langes Leben mit frommem Danke schöpfte, verließ N. im August 1832 Rom. In Assisi und Florenz studirte er mehrere Wochen die ersten Meister des XV. Jahrhunderts, besonders Masaccio und Fiesole, welche großen Einfluß auf seine Kunst gewannen und ihn, wie wir sehen werden, vor allzu ängstlicher Raphael-Nachahmung bewahrten. Auch in Bologna und Venedig widmete er den einheimischen großen Meistern und ihren Schulen noch einige Wochen und ging dann über Padua und Verona nach München zurück. Hier verschaffte ihm Cornelius nach kurzer Frist einen Auftrag, an welchem der junge 26jährige Mann das Maß seines Könnens erproben konnte. König Ludwig übertrug ihm die Ausschmückung des damals dem Architekten Gärtner zur Restauration übergebenen Isarthores in München mit Fresken. Nach der Idee — aber nicht, wie fälschlich behauptet wurde, nach den Skizzen — von Cornelius sollte der Einzug Kaiser Ludwig des Baiern nach der Schlacht bei Ampfing über dem Haupteingang auf einer Fläche von 75′ Länge und 8′ Höhe dargestellt werden, die Seiteneingänge sollten die Bilder der heiligen Jungfrau und des heiligen Benno zieren. N. machte mit einem im Freskomalen schon geübten Freunde, Clemens Kögl aus baier. Oberndorf, den er auch zur Aufzeichnung von einzelnen Theilen des Cartons beiziehen konnte, vertragsmäßig bis Ende September 1835 das Ganze fertig und als es enthüllt war, fand sein Werk den wohlverdienten Beifall. Die schön bemessene Bewegung des Zuges, die treffliche Anordnung und Verbindung der einzelnen Gruppen, die stolzen Männer, die anmuthigen Frauen, die lieblichen Kinder, die prächtigen Pferde erregten allgemeine Bewunderung. Die kühne und doch durchaus sichere Zeichnung, die klare, harmonisch gestimmte, festlich heitere Farbe überraschte die Kunstgenossen und Kunstfreunde. Man meinte den Geist Masaccio's über dem Bild schweben zu sehen. Leider blieb seine Schönheit nicht lange ungetrübt. Die Unbilden der Witterung machten schon im J. 1858 eine Ausbesserung nothwendig, welche jedoch von Professor Lindenschmit mit aller Schonung vollzogen wurde. Aber eine Neuherstellung im J. 1881 durch Lindenschmit'sche Schüler nach dem A. Keim'schen Verfahren ausgeführt, gab demselben einen fremdartigen unfreundlichen Charakter. Ein vom Münchener Kunstverein zu gleicher Zeit mit dieser „Wiederherstellung“ veranlaßter und als Vereinsgabe desselben weit verbreiteter Kupferstich von Friedrich Zimmermann, einem Schüler Neher's aus dessen Leipziger Zeit, gibt eine bessere Vorstellung von der alten Herrlichkeit des Bildes.

Eine neue, nicht minder ehrenvolle Aufgabe wandte ihm sogleich Ludwig Schorn zu, welchen N. von Stuttgart her kannte und in München als Lehrer der Kunstgeschichte gehört hatte. Schorn, seit 1833 Leiter des Kunstwesens in

Weimar, schlug ihn der Großherzogin Maria Paulowna für die Ausschmückung der Zimmer des großherzoglichen Schlosses vor, welche dem Andenken Schiller's und Goethe's durch Darstellungen nach ihren Werken geweiht werden sollten.

N. nahm mit Freuden an, als der von der Großherzogin genehmigte Antrag an ihn kam und traf im Mai 1836 in Weimar ein. Er entwarf zuerst die Skizzen und Cartons zum Schillerzimmer, aber nach kurzer Malarbeit auf der feuchten Mauer zog sich der Allzufleißige eine hartnäckige Augenentzündung zu, welche ihn zuweilen ganz an der Arbeit hinderte. In dieser harten Zeit hielt ihn die freundliche Theilnahme der Weimarer Kreise aufrecht. Die hohe Bestellerin zeigte bei der Verzögerung der Ausführung die liebenswürdigste Geduld, Schuchardt und Eckermann, die einstigen Secretäre Goethe's, Friedrich Preller, ein alter Freund von Rom her, Oberbaudirector Coudray mit den Seinigen und viele andere Familien suchten ihm über die schweren Tage hinüberzuhelfen. Im Sommer 1837 besuchte N. die Seebäder in Nizza, aber seine Augen konnten immer noch keine Anstrengung ertragen. In dieser Noth rief er den Freund Kögl von München herbei und bald arbeiteten sie wieder so einträchtig zusammen wie am Isarthor. Im Winter 1839—1840 wurde das Schillerzimmer fertig und im Genusse einer glücklichen Häuslichkeit, welche Marie, die Tochter des Oberbaudirectors Coudray, dem jungen Meister als Gattin bereitete, gediehen auch die Goethecartons in erwünschter Raschheit.

Als im J. 1841 der Director der Leipziger Akademie, H. V. Schnorr v. Carolsfeld, starb, berief die königlich sächsische Regierung N. an seine Stelle mit dem Zugeständniß, daß er die Weimarer Fresken von Leipzig aus vollenden dürfe. Er trat sein Amt im Herbst 1841 an und zog in den folgenden Sommern regelmäßig mit seiner Familie und mit Kögl, bis dieser treue Gehilfe im Winter 1843—1844 von einer Krankheit weggerafft wurde, nach Weimar, um die dort während des Winters fertig gewordenen Cartons auf die Mauer zu übertragen. Nach Kögl's Tod gewann er Gehilfen an seinem späteren Nachfolger in Leipzig, Gustav Jäger, an seinen Schülern Kühne, Leutemann und Zumpe und für die decorativen Arbeiten an dem Weimarer Hofstuccator Hütter und den jungen Schülern Preller's, Hummel und Thon. Im Sommer 1846 konnte er die Gemälde der Goethegallerie als fertig übergeben und hatte nur noch die Entwürfe für die von Fräulein Facius zu modellirenden Broncethüren und ein Relief über dem Mitteleingang zu componiren, was im J. 1847 geschah. Die Cartons zu beiden Zimmern wurden später von der württembergischen Regierung angekauft und zieren jetzt die Corridore des Stuttgarter Museums der bildenden Künste. In Photographieen hat sie der Verleger W. Spemann mit einer Einleitung von Lübke herausgegeben, in welcher Neher's Kunstweise und seine Stellung zu den alten und zeitgenössischen Meistern erschöpfend dargelegt ist. Wie am Isarthor hat sich N. an den Stoffen der Schiller'schen und Goethe'schen Balladen als ein Meister epischer Darstellung bewährt. Die größeren Scenen aus den Dramen, wie z. B. „Tell's Schuß" und „Der Tanz in Wallenstein's Lager" schließen sich den Balladenbildern gleichwerthig an. Weniger gelungen, wenn auch meist noch hoch über der gewöhnlichen Illustration stehend, sind die in scharfbegrenzten Situationen dargestellten dramatischen Charaktere. Von einer ganz neuen, glänzenden Seite dagegen zeigt sich seine Kunst schon in den Nixenreigen des Erlkönigs und des Fischers, in den aufschwebenden Gestalten von „Der Gott und die Bajadere" und in den Engelchören bei Faust's Tod. Hier, wo seine Phantasie weit freieren Spielraum hatte, wo er in mythologischen Figuren auch das Nackte zu seinem Rechte kommen lassen durfte, trat er, wie kaum ein zweiter deutscher Maler mit seinem Raphael in einen Wettkampf um den Preis der höchsten Schönheit ein. Sein Größtes aber leistete er in den auf-

steigenden Streifenbildern mit den Goethe'schen Hymnen: „Meine Göttin", „Ganymed", „Wanderers Sturmlied" und „Prometheus". Es gelang ihm wie keinem zweiten die licht- und lebensprühenden Worte der in herrlichen Rhythmen einherwogenden Gesänge in farbenleuchtende Gestaltenreihen umzuwandeln, denen ein gleich geistvolles Leben, eine nicht weniger wunderbare Bewegung innewohnt. In diesen Compositionen und in den verwandten zum Gesang der Geister über den Wassern, zu den Urworten u. a. bereitete der Maler sich und anderen eine Augenweide um die andere. Er hätte Goethe, wäre er noch am Leben gewesen, mit gutem Muthe zum frohen Genusse einladen dürfen.

Von Weimar, wo er diese glänzende Spur seines Daseins hinterlassen, kehrte N. im Herbst 1846 nicht nach Leipzig zurück, sondern ging mit seiner Familie und seinen beiden Schülern Leutemann und Zumpe nach Stuttgart. Er hatte sich, so gern er in Leipzig war, dessen Kunstfreunde ihm aufs freundlichste entgegengekommen waren, im Frühjahr 1846 durch die Rücksicht auf seine hochbetagte Mutter und seine Geschwister in Biberach bestimmen lassen, eine ihm an der Stuttgarter Kunstschule angetragene Professur an die Stelle des verstorbenen Professors Dieterich anzunehmen. An dieser Anstalt wirkten neben ihm Steinkopf, ein Meister der idealen Landschaft, der Bildhauer Wagner, Neher's alter Freund aus seiner ersten Stuttgarter Zeit, und der im J. 1845 eingetretene, ihrem Lehrercollegium jetzt noch angehörende Professor von Rustige, ein Schüler Schadow's in Düsseldorf. Die jüngere Düsseldorfer Schule hatte mehr und mehr unter belgischen Einflüssen den historischen und religiösen Idealstil mit der Pflege des Genre und genrehaften Geschichtsbildes, die Freskomalerei mit den Oelfarben vertauscht. Sie fing gerade damals an die Cornelianer auf allen Flanken zurückzudrängen. Auch in Stuttgart hatte ihr eifriger Vertreter, Rustige, schon ehe N. kam, die Schüler für diese Richtung gewonnen. Es lag also in den allgemeinen Verhältnissen und nicht an Neher's Person, wenn er weder damals noch später, als Professor Häberlin das Banner der Pilotyschule siegreich an der Anstalt aufpflanzte, der idealistischen Richtung eine größere Anzahl von Zöglingen zuführte. Außer wenigen ganz Getreuen, wie Professor Bentele in Stuttgart und Zumpe († 1864) in Dresden folgten die meisten seiner besonderen Schüler wie Grünenwald und Keller, jetzt Stuttgarter Professoren, und Th. Her in München bald der größeren Neigung für das Genre, wenn sie auch dessen höhere Gattungen pflegten und gelegentlich auf die alte Kunstweise zurückgriffen. N. hat aber doch, zumal seit ihm im J. 1854 nach Steinkopf's Tode die Vorstandschaft der Schule unter der Direction des späteren Präsidenten und Staatsrathes v. Köstlin übertragen wurde, als Lehrer einen sehr großen Einfluß an dieser Anstalt ausgeübt. Die Verpflichtung aller Professoren zur abwechselnden Correctur im Antiken- und Actsaale, wie sie früher an derselben bestand, brachte ihn mit sämmtlichen Zöglingen, selbst mit den Bildhauern in nahen Verkehr. Hier nun machten sich seine reichen Kenntnisse, seine Gewissenhaftigkeit, seine im besten Sinne des Wortes vornehm-künstlerische Haltung in vollem Maße geltend. Die Schüler fanden bald heraus, daß niemand einen schöneren Act stelle, niemand richtiger, freilich auch niemand unerbittlicher corrigire als er. Er wußte mit seinen freundlich und doch wunderbar tief leuchtenden Augen allen zu imponiren. Kaum haben je die vorgerückteren Schüler seiner Collegen eine fertige Arbeit zur Ausstellung gebracht, ehe sie seinen Rath darüber eingeholt hatten. Mit dankbarer Anhänglichkeit blieben sie ihm auch alle ergeben, die Historien- wie die Genre-, die Thiermaler, wie die Landschafter. N. hat durch diese freisinnige Haltung über den wechselnden Zeitströmungen, durch dieses verständige Eingehen auf jede Art von Talent, wenn es nur mit ehrlichem Streben verbunden war, nützlicher an der Schule gewirkt, als wenn er mit Eitelkeit und Eigensinn die Schüler in den

Bann seiner eigenen Richtung hätte einzwängen wollen. Es war darum auch nur gerecht, daß er bei der Verwandlung der Anstalt in eine Kunsthochschule oder Akademie (unter Beibehaltung des Namens Kunstschule) unter dem Ministerium v. Golther's im J. 1867 zum Director bestellt wurde.

Auch für die schaffende Thätigkeit Neher's war die Zeit seiner Uebersiedlung nach Stuttgart nicht von vorneherein günstig. König Wilhelm, welcher in seinem Lustschlosse Rosenstein durch Gegenbaur, Dieterich u. a. nicht wenig Fresken hatte ausführen lassen, baute damals an der Wilhelma bei Cannstatt, welche entsprechend ihrem maurischen Stile nicht mit Wandbildern ausgestattet werden sollte. Allein hierdurch wurde N. auf ein Feld zurückgeführt, auf welchem er schon früher Lorbeeren gepflückt hatte und jetzt noch einen vollen Kranz erringen sollte: die kirchliche Malerei. König Wilhelm übertrug ihm im J. 1847 die Ausschmückung von drei Fenstern im Chore der Stuttgarter Stiftskirche mit Glasgemälden. N. faßte schon damals die Ausfüllung sämmtlicher Chorfenster dieser Kirche ins Auge und entwarf sechs Compositionen, welche in sinnreicher symbolischer Zusammenstellung von Haupt- und Nebenbildern — die letzteren aus dem Alten Testament und den Gleichnissen Christi entnommen — den ganzen Kreis der christlichen Heilswahrheiten umschreiben sollten. Die mit Wasserfarben colorirten drei ersten Cartons mit der Geburt Christi, Christus am Kreuz und der Auferstehung wurden nach seinen Skizzen zum Theil von ihm selbst, zum Theil von seinen Schülern Leutemann, Zumpe und Grünenwald in den Jahren 1847—1852 ausgeführt und in München von den Gebrüdern Scheerer auf Glas gebracht. Das nicht zu dieser Reihe gehörige Orgelfenster in derselben Kirche mit König David und musicirenden Engeln wurde im J. 1852 von König Wilhelm bestellt und in demselben Jahre ausgeführt. Für das vierte Chorfenster mit der Pfingstpredigt (1864—1865) und das fünfte mit dem jüngsten Gericht (1871—1873) fanden sich ungenannte bürgerliche Stifter. Der sechste und letzte Carton mit der Anbetung des Lammes wurde von Verehrern des im J. 1879 verstorbenen Stiftspredigers und Prälaten Kapff bestellt. In den drei ersten Cartons knüpfte N. sichtlich mehr an Fiesole und Overbeck an als an Raphael, wie in seinen römischen religiösen Bildern. In demselben Stile ist auch das im J. 1850 für die katholische Stadtpfarrkirche zu Ravensburg gemalte große Altarbild mit der Kreuzigung in der Mitte und den Aposteln Petrus und Paulus auf den Flügeln gehalten. Eine Rückkehr zu freieren und volleren Formen, mit einem Worte zu Raphael, zeigt zuerst das große Oelbild vom Jahre 1855, „Die Kreuzabnahme", in der Stuttgarter Staatsgallerie. In derselben Richtung erhielt ihn das anmuthige Oelbild „Der Frühling", vom Jahre 1858, jetzt im Stuttgarter Residenzschlosse und zwei religiöse Oelgemälde: „Noah's Dankopfer" (1861) und „Christus die Kinder segnend" (1863), einst im Besitze der Stuttgarter Familie v. Jobst. Als N. nun im J. 1863 den Carton zu einem Glasgemälde für die Stuttgarter Leonhardskirche, einen segnenden Christus mit den vier Evangelisten, und in den Jahren 1864—1865 den Carton zum vierten Chorfenster der Stiftskirche mit der Pfingstpredigt malte, trug er diesen Stil auch auf seine Glasgemälde über und bildete ihn im fünften und sechsten Chorfenster zur höchsten Vollendung aus. Zur Charakterisirung dieses Eigenstiles unseres Meisters müssen wir vor Allem daran erinnern, daß N., ein durchaus treuer Sohn der katholischen Kirche, fast ausschließlich für protestantische Kirchen zu malen hatte. Er war dadurch schon in der Auswahl des religiösen Darstellungsstoffes auf das gemeinsam Christliche, nicht sowol der kirchlichen Tradition als der heiligen Schrift Angehörige, angewiesen. Aber auch in der Formgebung mußte er, wie er bald fühlen mochte, sich von jener ascetisch-katholischen Ausdrucksweise ferne halten, welche ein Führich, Steinle u. a., mit scharfkatholischem Bewußtsein

arbeitende Meister sich angeeignet haben. Dieser äußeren Hinführung auf die anmuthigere und allgemeiner giltige Formensprache des 16. Jahrhunderts gab N. um so leichter nach, als seine eigene Natur ihn dorthin drängte, wie seine nicht-kirchlichen Werke gezeigt hatten. Vor hohler Glätte jedoch und fader Süßlichkeit, zwei Klippen, welche auf diesem Wege liegen, bewahrten ihn die ernsten Studien der alten Meister, sein deutsches Gemüth und die Achtung vor der Natur, welche er auch bei seinen kirchlichen Bildern unabläßig zu Rathe zog. Den einmal gewonnenen Stil hielt N. auch in einigen anderen Gemälden fest, welche neben den Stiftskirchenfenstern entstanden, so in den von Sr. Maj. König Karl von Würtemberg bestellten drei Fenstern für die wiederhergestellte Kirche des Stuttgarter alten Schlosses, die „Anbetung der drei Könige“ in der Mitte und in den Seitenfenstern Graf Georg und Herzog Christoph von Württemberg mit ihren Namensheiligen vom Jahre 1866, ferner in dem mittleren Chorfenster der Stuttgarter Johanneskirche „Die Kreuzigung“ und in der Predella „Das letzte Abendmahl“, vom Jahre 1876. Auch ein noch im Besitze der Familie befindliches Oelgemälde vom Jahre 1872: „Abrahams Fürbitte für die Gerechten in Sodom“ gehört in diese Reihe. Mit überraschend geschickter Anbequemung an den byzantinisch-russischen Stil malte N. in den Jahren 1865—1866 in Oel drei Bilder, „Christus“, „Maria“ und den „heiligen Nikolaus“ für die Decke und zwei Engel für die Schutzwand des Altars der griechischen Kapelle des Stuttgarter Residenzschlosses im Auftrage J. Maj. der Königin Olga. Für Porträtmalerei hatte N. keine Vorliebe; doch hat er einige mehr durch seine Auffassung der ganzen Persönlichkeit als durch scharfe Durchbildung der Einzelformen sich auszeichnende Bildnisse, z. B. von sich selbst, von dem Bildhauer Wagner und dem Historiker Stälin d. Ae. gemalt.

Für so viele und in ihrem hohen Werthe überall erkannte Arbeiten fehlte es unserem Meister auch an Ehren und Auszeichnungen nicht. Die Akademieen von München und Wien ernannten ihn zu ihrem Mitgliede; außer seinem Landesherrn ehrten ihn die Könige von Baiern und Belgien mit hohen Orden. Auf Reisen nach München, Wien, Paris, Brüssel sah er sich von den angesehensten Kunstgenossen gefeiert. In Stuttgart war er bald nach seiner Ankunft in einen Kreis der gebildetsten Männer aufgenommen worden, zu welchem G. Schwab, Grüneisen, Notter, Stälin d. Ae. gehörten; mit den hervorragendsten Künstlern, Zanth, Gegenbaur, Mauch, Egle, Leins, Donndorf u. a. stand er in wechselseitig fruchtbarem Verkehre.

Vgl.: Das Schiller-Zimmer im Großh. Residenzschloß zu Weimar. Fresko-Gemälde von Bernh. Neher, nach dessen Federzeichnungen in getreuen Facsimile's gestochen von Wilh. Müller I. (u. einz.) Lief., Weimar u. Leipz. o. J., Fol. (enthält nur drei Scenen aus Wallenstein und der Braut von Messina). — Schiller's Lied von der Glocke in 40 Blättern bildlich dargestellt v. B. Neher. Nach den Entwürfen des Meisters zu den Wandgemälden im Großh. Schlosse zu Weimar auf Holz gezeichnet von H. Leutemann u. geschnitten von J. G. Flegel, Leipz. 1855, Fol. — B. Neher's Fresken im Schiller- u. Goethe-Zimmer des großh. Residenzschlosses zu Weimar. M. Text von W. Lübke. N. d. Orig. photogr. von Fr. Hanfstängl. Stuttg. o. J., Fol. — Merz im Christl. Kunstblatt, Jahrg. 23 (1881), S. 1 ff. — Krell in der (Leipz.) Ill. Zeitung, Bd. 64 (1875), S. 230. — Raupp in d. (Leipz.) Ill. Zeitung, Bd. 81 (Jahrg. 1883), S. 423. — Pecht, Deutsche Künstler des 19. Jahrh., 4. Reihe, S. 148 ff. — Nekrologe von Baisch in Ueber Land u. Meer, Pecht in Die Kunst für Alle, Raupp in der (Leipz.) Ill. Zeitung u. dem Unterzeichneten in der Schwäb. Chronik u. der Zeitschrift für bild. Kunst, je im Jahrg. 1886.

Wintterlin.

Neher: Michael N., Architekturmaler, geb. am 31. März 1798 zu München und † daselbst am 4. Decbr. 1876. Derselbe stammte aus einer schwäbischen, allmählich ins Bürgerliche ausgewachsenen Künstlerfamilie; er lernte erst etwas Latein, dann das Zeichnen bei Hermann Joseph Mitterer, kam unter Peter v. Langer's Direction auf die Akademie und warf sich unter Matthias Klotz auf das Porträtfach, in welchem er schon um 1820 als selbständiger Künstler hervortrat; nebenbei versuchte er sich auch nach Quaglio's Vorbild im Gebiete der Architektur- und Decorationsmalerei. Er wollte Bildniß-, Historien-, Landschafts- und Architekturmaler, alles zugleich sein; auch im Miniaturbilde scheint er sich versucht zu haben. Ein gefährliches Vielerlei von Vorstudien, aus welchen N., wenn auch langsam, einen sicheren Rückgang für seinen wahren, nachhaltigen Beruf fand. Schließlich nahm ihn, der die rechte Gabe besaß, alles künstlerisch anzuschauen, das Leben und die Welt in die Schule: N. ging 1819 mit guten Empfehlungen nach dem Süden, hielt sich längere Zeit als Porträtmaler in Trient auf, durchzog Oberitalien von Mailand bis Triest und wagte sich nach Rom und Neapel, wo er 1824 mit Fries, Oehme, Götzloff, Wagner, Ludwig Richter und anderen deutschen Kunstgenossen zusammentraf. Da mit dem Porträtfach nicht viel zu machen war, warf sich N. auf das Genre und studirte das farbige Volksleben, welches sich damals noch so ungesucht, von allen Seiten in überraschender Weise darbot. In zahlreichen Zeichnungen, meist nur wenigen Zoll hohen Figuren und Gruppen, hielt er die Eindrücke fest. Sie trugen denselben sicheren, beinahe kupferstichartigen Strich und Charakter, wie eben damals die Maler mit höchster Gewissenhaftigkeit ihre „Studien" machten: Peter Heß, J. A. Klein und K. Bürkel zeichneten Alle in gleich sorgfältiger Weise. Dem jungen N. stand Heinrich Heß, welcher sich damals in Rom befand, mit seinem ehrlichen Rathe bei; daß er bei N. die „historische" Strenge vermißte, war begreiflich. So meinte Heß eines Tags „das Mauerwerk welches N. da male, tauge unendlich mehr als die Figuren davor und es wäre wol am besten, wenn diese jenem untergeordnet würden". Sein scharfer Blick hatte Neher's Begabung erkannt; N. selbst aber fand erst allmählich den richtigen Weg. Vorerst glaubte er genug zu thun, wenn er die Verhältnisse seiner Figuren mehr und mehr verkleinerte und dafür der architektonischen Umgebung eine größere Bedeutung einräumte. Von da an war Neher's Weg vorgezeichnet. Es dauerte aber auch jetzt noch eine gute Weile, bis N. im Bereiche der Architekturmalerei jene künstlerische Höhe erreichte, welche er dann in der Folge immer behauptete und von welcher er selbst an der Grenze des Greisenalters nicht herabstieg. Denn als er drei Jahre vor seinem Tode wahrzunehmen glaubte, daß die Sicherheit seiner Hand und seines außerordentlich schönen und stets freudestrahlenden Auges schwinde, legte er den Pinsel nieder, so schwer ihm dieses auch fallen mochte. Es war ein hartes Opfer, aber seines guten Namens würdig. Beispiele dieser Art sind gleichwol selten. In Italien malte N. eine „Almosenspende", das treffliche Bild eines „Spielers" (Giuocatore), eine „Mutter mit ihrem Bambino unter der Arcade eines Hauses". Ein köstliches „Römische Geflügelhändler" vorstellendes und „Roma 1825" bezeichnetes Bild besitzt die Neue Pinakothek zu München; die fast 28 Centimeter hohen Figuren sind mit äußerster Sorgfalt durchgebildet, insbesondere verträgt der vor ihnen stehende Hühnerkorb sogar eine Untersuchung mit der Lupe und erinnert in seiner sauberen Ausführung beinahe an die Spielereien des Gerhard Dow. Bei seiner 1825 erfolgten Rückkehr nach München brachte N. eine Fülle von Skizzen und Studien mit, einen Schatz von Bildern, Costümstücken, Landschaften und Ansichten von öffentlichen Plätzen und architektonischen Darstellungen. Er hatte in der Fremde gelernt, was arbeiten heißt;

der Drang und die Lust zu schaffen waren mit der Erkenntniß seines Zieles erwacht; er strebte das Gefundene nicht allein zu verwerthen, sondern auch Andern zu lehren und sie seines geistigen Erwerbs theilhaft zu machen. So gründete N. eine Zeichnungsschule und nahm Schüler an; auch bekleidete er bis 1833 die Stelle eines Conservators am Münchener Kunstverein. Daselbst brachte er dann in der Folge die Mehrzahl seiner Bilder zur Ausstellung, noch im J. 1825 eine „Frau mit ihren Kindern aus der Gegend von Rocca di San Stefano"; 1826 kamen schon sieben Bilder: „Franciscanermönche welche an ihrer Klosterpforte Speisen unter die Armen austheilen"; ein „römischer Milchhändler"; ein auf grasiger Anhöhe sitzender „Ziegenhirte mit einem kleinen Mädchen, eine italienische Landschaft im Hintergrunde"; Costume di Rocca S. Stefano o. auch von Olevano und Montorio Romano; den Schluß machte eine Gruppe Italiener. Das alles malte N. ebenso wie die übrigen „alten Herren" von damals, ohne weitere Beihülfe als seine an Ort und Stelle gemachten Zeichnungen und Skizzen; sie schleppten sich noch nicht mit Costümen, Garderoben und sonstigen Modellen; sie malten aus der Erinnerung und waren in Farbe und Zeichnung gerade so diplomatisch genau, vielleicht sogar noch gewissenhafter als unsere Zeitgenossen, welche öfters, wenigstens bei den „zugereisten" Modellen, von maskirten Südtirolern und anderweitigem Gesindel hinters Licht geführt werden. Wenn man ferner bedenkt, daß N. außer seinen vielfachen Obliegenheiten als Lehrer und Conservator noch als Bildnißmaler in Anspruch genommen wurde, weil er eine vorzügliche Gabe zur Auffassung charakteristischer Züge und aller Zufälligkeiten besaß — so erhalten wir ein lebhaftes Bild seines rastlosen Fleißes, der durch das fröhliche Bewußtsein des Gelingens, der verdienten Anerkennung und reichlichen Beifalls noch gehoben ward. Dabei blieb sein Vortrag eben so sorgsam und sauber, ja er steigerte sich noch zusehends in der minutiösesten Gewissenhaftigkeit, während die Stimmung im steten Fortschreiten an poetischer Schönheit und feintöniger Harmonie gewann. Den Höhepunkt erreichte er freilich erst in der Mitte und zu Ende der vierziger Jahre. In das Jahr 1827 fiel noch eine „Fischerfamilie von Nettuno", ein von Kindern mit Früchten beschenkter „Eremit" ꝛc. In allen diesen Dingen spiegelte N. damals die ihn umgebende Natur eben so wahr, wie heutzutage Passini. Im nächsten Jahre folgten eine hübsche, um einen Schleifer versammelte Mädchengesellschaft; ein „Saltarello romano" und mehrere andere Costümgruppen; 1829 tauchten schon einige Bilder auf, in denen die Architektur selbständiger zum Vorschein kam, z. B. der „Fischmarkt in Rom" oder eine „Straße in Tivoli" (1830), dann kam das „Pantheon in Rom" (1832), eine Partie aus der „Cività Lavinia", ein „Platz in Albano", ferner eine „Straße aus Viterbo", womit N. vorläufig die Reihe seiner Reise-Erinnerungen aus dem gelobten Lande Italien schloß, da ein willkommener und ehrenvoller Auftrag seine Thätigkeit auf ein anderes Gebiet lenkte. Neher's Name hatte guten Klang und viele seiner Bilder gingen schon damals nach Stuttgart, Dresden, Berlin und London. Zugleich mit Fr. Giesmann, Glink, Lindenschmit und Lorenz Quaglio wurde N. 1834 nach Hohenschwangau berufen, um die Wände dieser so romantisch gelegenen Burg, welche durch den Kronprinz Maximilian wieder aus den Trümmern erstanden war, mit Fresken zu schmücken. N. malte nach den Entwürfen von Ruben zwei Bilder im Schwanenrittersaale, „Lohengrin's Abschied vom Hause seiner Eltern" und dessen „Hochzeit mit der schönen Elsa von Brabant"; dann arbeitete er mit an den „Bildern aus dem Frauenleben des deutschen Mittelalters", an den „Darstellungen aus der Wilkinasage" und den Fresken „aus dem deutschen Ritterleben" — die beiden letzteren Cyclen nach Moriz von Schwind's Compositionen. Vom schönen Schwanenschloß machte N. viele architektonische Aus-

flüge in die Nachbarschaft und trug reiche Ausbeute heim; bei seiner im März 1837 erfolgten Rückkehr nach München begann er alsbald mit jenen Städte-, Burgen- und Kirchenbildern, ohne welche wir Neher's Namen nicht mehr zu denken vermögen. Die Architekturmalerei pendelte damals noch „zwischen den beiden Extremen der Bühnendecoration und der linearen Düftelei, nach dem Vorbilde der späteren Niederländer. Erst N. gab dem Architekturbilde dadurch mehr Unmittelbarkeit und poetische Freiheit, daß er nicht auf constructivem Weg, und vom Architekten aus, sondern vom Genre durch allmähliche Vertiefung in den baulichen Hintergrund zum Architekturbilde gelangte“ (Reber). Den Beginn machte er 1837 mit dem „Rathhaus zu Wasserburg“ (sein letztes Bild nach 37jähriger Thätigkeit war 1873 auch einem Motiv aus dieser Stadt entnommen); rasch folgten „die Tillycapelle in Altötting“ und eine Ansicht der „Waffenhalle in Hohenschwangau“; das „Schloß zu Burghausen“ (1838), ein Thor und eine Kirche aus dem alterthümlichen Rothenburg an der Tauber, jenem liebenswürdigen Städtchen, welches N. sozusagen erst entdeckte und mit seinen stillen Reizen bekannt machte, daß es seither mit wahrer Magie alle Maler und Kunsthistoriker anzog. Bald darauf brachte N. das Kreuzthor aus Ingolstadt (1839), innere und äußere Ansichten des Ulmer Münsters und dortigen Rathhauses. Kempten und Landshut mit der Trausnitz, Dinkelsbühl und Memmingen, Donauwörth, Kelheim und Augsburg lieferten ihm ihre vordem kaum gekannten Schätze aus; überall in den alten ehemaligen Reichsstädten, in ihren Münstern, Rathhäusern und Burgen, fand er in allen Straßen und Gäßchen überraschend schöne Ueberreste mittelalterlicher Kunst und malerisches Winkelwerk, welches er mit besonderer Vorliebe festhielt. In immer größeren und weiteren Bogen zog N. alljährlich durchs Land, überall Kleinode entdeckend. Gewöhnlich zeichnete er gleich an Ort und Stelle und mit wunderbarer Treue und zwar in der Größe wie das Bild werden sollte, seinen Gegenstand; einzelne Details kamen nöthigenfalls in ein kleines Skizzenbuch; in betreff der Farbenwirkung bürgte ihm sein gutes Gedächtniß. Saß er dann wieder in seinem Atelier zu München, so wurde die Zeichnung auf die Leinwand gebaust und die Ausführung frischweg begonnen. Trotz der subtilsten Ausführung des Details wurde er doch nie hart oder kleinlich, sondern behielt seine volle künstlerische Freiheit. Die Arbeit war ihm eine Lust und sein Beruf eine Freude; die Farbe mit welcher er buchstäblich zeichnete, wandelte sich in Wohlklang, Alles stand in Harmonie: Luft, Stimmung und Staffage. Das Malen war ihm immerdar ein Fest, nur wenn es an die Luft ging, da wurde der sonst so heitre Mann beinahe verdrießlich. Mit humoristischem Jammer brach er einst in die Worte aus: „O wie wäre die Kunst so schön, wenn es keine Luft zu malen gäbe!“ Und doch zeigen alle seine Bilder von dieser bekümmerten Herzensangst keine Spur. Die immer prächtig abgepaßten, oft sehr zahlreichen Staffagen pflegte N. vorher auf übergelegte Glasscherben zu skizziren; erst wenn sie ihm völlig paßten, malte er sie frischweg in seine Bilder. In immer weitere Radien dehnte N. seine Ausflüge: nach dem schönen Schwaben (Eßlingen, Tübingen und Maulbronn, 1848), dann an den Bodensee (Lindau und Constanz, 1849), nach Freiburg im Breisgau; über Weißenburg nach Nürnberg (1851). Im J. 1855 verarbeitete N. die Früchte einer auch auf Belgien ausgedehnten Rheinreise; dazwischen kamen wieder Erinnerungen aus der engeren Heimath; 1863 wanderte N. nach Böhmen und Sachsen, später auch noch in die Schweiz. Es war, als ob seine Kraft, sein Fleiß und seine Leistungsfähigkeit mit den Jahren sich steigere; mit eiserner Ausdauer saß N. tagsüber hinter seinem kleinen Fenster, welches nicht einmal reines, reflexfreies Nordlicht bot; für seine Bedürfnisse, meinte der bescheidene Mann, reiche das völlig aus. Als ihn einer seiner Freunde einmal in betreff

der strengen Zeichnung mit Cornelius vergleichen und ihn ebenso den Altmeister aller Fachgenossen im Gebiete der Architekur nennen wollte, wehrte N. diesen Ehrentitel mit den Worten ab: „Nein, mit Cornelius dürfen Sie mich nicht vergleichen, dazu verehre ich ihn viel zu hoch; aber gemeint habe ich's — setzte er beinahe feierlich bewegt bei — gemeint habe ich's mit der Kunst ebenso ernst". Im J. 1848 erhielt N. als Auszeichnung eine Staatspension, 1872 die Aufnahme unter die Ehrenmitglieder der Akademie; die Feier seines 75. Geburtstages wurde von Seiten der Münchener Künstlerschaft festlich begangen. Der Abend seines Lebens brachte für den greisen Künstler indessen noch einige harte Prüfungen: Erst starb nach zehnjähriger Krankheit eine geliebte Tochter, dann streifte ihn ein Schlaganfall, von dem er sich jedoch ziemlich wieder erholte, um einen heftigen Typhus durchzumachen; leidlich hergestellt verlor N. in Mitte des Jahres 1876 seine treue Gattin, welcher er, trotz der sorgfältigsten Pflege seiner einzigen Tochter, am 4. Decbr. desselben Jahres folgte. N. war ein reiner, lauterer, unantastbarer Charakter, voll Liebe und Wohlwollen gegen die Menschen; seine Kunst ein echter Spiegel seiner schönen Seele. Er gehörte auch zu den Stiftern des Künstlerunterstützungsvereins, dessen nicht mühelose Vorstandschaft er lange Jahre hindurch bekleidete. Die neue Pinakothek besitzt elf Bilder von Neher's Hand, wahre Perlen, fast aus allen seinen Phasen. Außer den vorgenannten die innere Ansicht der „Capelle auf der Trausnitz", dann zwei Ansichten aus Alt-München, beide mit ihren originellen und charakteristischen Staffagen ganz köstliche Cabinetsbilder aus dem früheren Münchener Leben. Ebenso ist der „ehemalige Residenzflügel gegen den Hofgarten" (1843) ein wahres Kleinod! Eine ganze Culturgeschichte steckt in den wenigen Figuren mit ihren uns beinahe schon alterthümlich anheimelnden Costümen. Zwischen diesen und der „Klosterkirche zu Bebenhausen bei Tübingen" (1848) ist schon ein großer Schritt, welchen der Maler vorwärts gethan; ein warmes Colorit spielt über die spitzbogige Filigranarbeit, ein echter Hauch von künstlerischer Poesie. Daran reiht sich die „Prager St. Veitskirche" und die „Martinskirche in Braunschweig", dann der „Magdeburger Dom" (1855), mit einer Menge minutiöser Figürchen, „Lichtenthal bei Baden" (1859) und die „Theinerkirche in Prag" (1863), ein auf Holz gemaltes Miniaturbildchen von wunderbarer Ausführung. Seltsamerweise wurden mit Ausnahme eines von Seeberger lithographirten Blattes aus dem sog. „König Ludwig-Album", nur wenige von Neher's Bildern durch Stich und Photographie vervielfältigt; auch für den Holzschnitt, wozu sein Vortrag doch so passend gewesen wäre, hat N. niemals gezeichnet. Desgleichen existirt auch kein Stich mit einem Porträt Neher's, nur eine Photographie von Hanfstängl und eine kleine von Leeb. Seine Büste hat Halbig in König Ludwigs Auftrag modellirt.

Vgl. Lipowsky, Artistisches München, 1836, S. 89. — Nagler 1840. X, 172. — Regnet, Münchener Künstler, 181. II, 72 ff. — Nekrolog in Beilage 348 Allgem. Zeitung vom 13. Decbr. 1876. — Gottschall, Unsere Zeit, 1877, XIII, 311. — Kunstvereinsbericht für 1876. S. 74. — Reber, Gesch. d. neueren deutschen Kunst, 1876. S. 512.

Hyac. Holland.

Nehm: Johann Wilhelm N., geb. zu Herdecke am 21. Febr. 1811, † zu Werl am 10. Juli 1841, der Sohn eines einfachen Bürgers und Schreiners. Den ersten Elementarunterricht empfing der stille, ernste, aber leseeifrige Knabe von Hermann, dem Organisten seiner Vaterstadt; im 11ten Jahre erhielt er den ersten Musikunterricht von dem dortigen Lehrer Barthe, um sich für den Lehrerstand vorzubereiten, welchen Lebensberuf er sich schon jetzt erwählt hatte. Der elfjährige Knabe machte rasche Fortschritte, besonders unter

der Leitung des Lehrers Nagermann, dessen Lehrtalent ihm zum Vorbild wurde. Um diese Zeit verlor er seine Mutter, und das nunmehrige Leben im Elternhause ließ ihn früh zur Selbstthätigkeit und Selbstständigkeit des Charakters gelangen. 1823 trat er in die damals von vielen Auswärtigen besuchte Rectoratsschule seiner Vaterstadt ein, die zwar nicht viel bot, doch half sich N. durch fleißiges Selbststudium weiter. 1829 bestand er zu Soest die Aufnahmsprüfung in das dortige Lehrerseminar, wo er sich die Achtung seiner Lehrer und Mitseminaristen zu erwerben wußte und zu den Besten der Anstalt zählte. Verschiedene ihm nicht zusagende Verhältnisse des Seminars veranlaßten ihn damals, seine Erfahrung und sein Urtheil über Seminare in einem „Darstellung einiger Uebelstände ꝛc.“ betitelten Schriftchen auszusprechen. Nach Absolvirung des zweiten Cursus des Seminars übernahm N. die zweite Lehrerstelle in Heißen, einem Dorfe bei Mülheim a. d. Ruhr. Da die dortigen Verhältnisse ohne sein Verschulden unangenehm für ihn sich gestalteten, er auch körperlich leidend war, verließ er die Stelle, um in seiner Heimath sich bei ärztlicher Pflege zu erholen; nach einem halbjährigen Aufenthalt daselbst war er soweit wieder hergestellt, um einem Rufe als Lehrer in Dortmund folgen zu können. Daselbst fand er einen ihm zusagenden Aufenthalt und Wirkungskreis; doch hatte er hier, wie schon früher, an häufig wiederkehrender Kränklichkeit zu leiden, die in ihm die stete Ahnung eines frühen Todes aufkommen ließ. Im Mai 1833 vertauschte er das ihm liebgewordene Dortmund mit Werl, wohin er an die evangelische Elementarschule berufen war. Er bewarb sich zwar 1838 um eine Lehrerstelle an der Düsseldorfer Realschule, trat aber nach genauerer Prüfung der dortigen Anstaltsverhältnisse von der Bewerbung zurück und verblieb bis zu seinem Lebensende in seiner Stellung zu Werl. — N. war in seiner Wirksamkeit als Lehrer von Bedeutung: seine Schule war nach dem rühmlichen Zeugniß seiner Vorgesetzten, wie z. B. des Schulinspectors Schütz, in stetem Fortschreiten, sein Unterricht anregend und auf die Uebung des Denkvermögens gerichtet. Gewissenhaft erfüllte er an sich die Pflicht der Weiterbildung; er las viel und immer in fortdauernder Beziehung zu seinem Beruf; Religion und Sprache waren die beiden von ihm mit Vorliebe gepflegten Unterrichtsfächer; von seinen Studien auf dem letzteren Gebiete zeugt sein 1837 veröffentlichtes Werk: „Methodisches Handbuch für den Unterricht in den deutschen Stylübungen“. Dieses Buch ist nach dem Urtheil von Fachkreisen, einige Mängel abgerechnet, von praktischem Werth und läßt die Einwirkung des vormaligen Lehrers Nehm's, des auf diesem Gebiet rühmlich bekannten Seminardirectors Ehrlich, ersehen. Seine Bemühung für seine persönliche Fortbildung und das rege Interesse an seinem Berufe bekunden auch einige von N. hinterlassene und nicht zur Veröffentlichung gelangte Manuscripte, wie „Das Leben Jesu Christi“; dann „Materialien zum Leitfaden für den Religionsunterricht“; ferner „Leitfaden für den Unterricht in der deutschen Sprache“; „Palästina in geographischer und archäologischer Hinsicht“; schließlich „Gebete für Schule und Haus“. Die drei ersten Schriften sind für den Lehrer, die beiden letzten für den Schüler bestimmt; der „Leitfaden für den Unterricht in der deutschen Sprache“, soweit er in drei Heften vorliegt, umfaßt das Lehrziel der Oberclasse der Elementarschule. — Die Persönlichkeit Nehm's gewinnt aber eine weitere und ganz besondere Bedeutung in seinen Kämpfen und Bestrebungen für die Hebung der Volksschule und insbesondere für die Interessen des Lehrerstandes in geistiger und materieller Hinsicht. Die auf diesem Gebiete sich gestellte Aufgabe sucht N. in drei Schriften zu fördern, von denen die erste 1838 erschien unter dem Titel: „Was muß geschehen, wenn das Volksschulwesen gehoben werden soll? Ein Wort zur Prüfung und Beherzigung seinen Amtsgenossen in Westfalen und in den Rheinlanden empfohlen von W. Nehm“.

Der Weg, den N. hier seinen Amtsgenossen zur Erreichung seines Zwecks empfahl, war eine Petition in Corporation oder doch wenigstens ein Auftreten zu gleicher Zeit und nach gleichen Grundsätzen von allen. Er begann den Kampf mit dem einen Fehler, daß die Zeit zur Realisirung seiner Ideen noch nicht gekommen war, indem einerseits viele seiner Standesgenossen hiefür nicht die nöthige Erkenntniß oder den Muth besaßen, andrerseits aber auch gesagt werden muß, daß bei manchem Wahren, doch nicht alles ausführbar erscheint, was den Inhalt der Broschüre bildet; es fehlte insbesondere die Hervorhebung, daß der Lehrerstand vor allem durch geistiges Höherstreben sich eine günstigere materielle und sociale Stellung gewinnen muß. Die Folge der Veröffentlichung dieses Schriftchens war eine vielfach heftige Aufregung des Lehrerstandes; es erfolgten zunächst Besprechungen, dann Aufsätze im Westfälischen Anzeiger für und wider. Da auch die Sprache der Schrift hin und wieder leidenschaftlich und wenig maßvoll war, so ließ die Regierung zu Arnsberg und das Oberschulcollegium zu Münster dem Verfasser ihre Mißbilligung andeuten; schmerzlicher aber noch mußte N. die Enttäuschung berühren, die er seitens seiner Standesgenossen erfuhr, da sie seine Pläne nicht mit genügendem Nachdruck unterstützten und überhaupt nicht zu einmüthigem Handeln kamen. N. erkannte, daß unter solchen Umständen eine gewisse Mäßigung in der Erstrebung seiner Ziele geboten sei; diese war auch erkennbar in der bald darauf von ihm veröffentlichten zweiten Broschüre, die den Titel trug: „Darlegung einiger Uebelstände, welche den Volksschullehrerstand im Allgemeinen noch drücken, nebst Angabe zur Hebung derselben", 1839. Hier stellt der Verfasser den Satz auf: „Alle legalen Verhältnisse des Lebens müssen, sollen sie wirklich legal sein, einen moralischen Grund haben", ein Gedanke, der mit den modernen socialen Ideen verwandt ist; dann werden weiter General-Lehrerconferenzen in Vorschlag gebracht. Diese letztere Schrift fand vielfachen Beifall. Am 24. Januar 1840 reichte N. bei der Regierung zu Arnsberg ein Gesuch ein um Gewährung der Erlaubniß, seine Amtsgenossen und deren Freunde zu freiwilligen Beiträgen zur Unterstützung bedürftiger emeritirter Lehrer, deren Wittwen und Waisen auffordern zu dürfen, welche Bitte abschläglich beschieden wurde mit dem Beifügen, daß N. seine Zeit und Kraft mehr auf die Verwaltung seiner Schule, als auf dergleichen Bestrebungen verwenden möge. Kurz vor seinem nun bald erfolgenden Tode schrieb N. noch ein Schriftchen „Beleuchtung der von dem Herrn Superintendenten K. W. Weizmann herausgegebenen Schrift: Ueber das Verhältniß der Volksschule zum Staat und zur Kirche 2c.", 1840. Diese Schrift gewährt einen interessanten Einblick in Nehm's geistige Entwickelung; er ist gegen früher maßvoller und ruhiger sowie klarer in seinen Anschauungen und Forderungen geworden, obwohl er sein Ziel stets im Auge behielt. Am 10. Juli 1841 starb er infolge eines Nervenfiebers zu Werl. — N. war eine von idealer Anschauungsweise, aber auch von starkem Selbstgefühl getragene Persönlichkeit, welche die knappen Verhältnisse der Jugendzeit früh zur Entschiedenheit und Selbständigkeit herausbildeten; dazu kam leider eine stets schwankende Gesundheit, welche die Empfindlichkeit seiner Natur krankhaft steigerte, was ihn denn oft die Schranke des Maßvollen und den richtigen Tact übersehen ließ. Ohne eine eigentlich gelehrte Bildung erfahren zu haben, besaß N. eine reiche Summe von Wissen, das er bei angeborener Wißbegier und stetem Studium gewonnen hatte und das ihn zum tüchtigen Lehrer sowie zum wackeren Kämpfer für die Interessen seines Standes in reichem Maße befähigte.

Erinnerung an Johann Wilhelm Nehm nebst Andeutungen über Zustände des Lehrerlebens von Riepe, Essen 1841; sodann Biographien der berühmtesten und verdienstvollsten Pädagogen und Schulmänner aus der Vergangenheit von J. B. Heindl. — Pädagogische Realencyklopädie, red. von K. G. Hergang. 2. Bd.

Binder.

Nehring: Joh. Arn. N. s. Nering.

Nehring: Johann Christoph N., Rechtsgelehrter, stammte aus Pfullendorf bei Gotha, wo er wahrscheinlich im 4ten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts geboren wurde. Er war ein Bruder von Joh. Cyriacus N., der 1688 als Doctor beider Rechte in Gotha starb, und ein Sohn von Zacharias N., der von 1627 bis 1661 das Pfarramt in Pfullendorf verwaltete und bis 1644 auch noch das benachbarte Dorf Westhausen mitbesorgte, weil die von schwerer Kriegsnoth heimgesuchten Bewohner desselben keinen eigenen Geistlichen mehr zu unterhalten vermochten. N. besuchte das damals vom Rector Andreas Reyher geleitete gothaische Gymnasium, studirte dann in Jena Jurisprudenz und erwarb sich hier 1666 den Grad eines Licentiaten der Rechte, bei welchem Anlaß er unter G. A. Struve's Vorsitz „De indiciis et proba per aquam frigidam sagarum" disputirte. Nachher ließ er sich als Hofadvocat in Gotha nieder und starb im J. 1682 (nicht 1724), ob an seinem bisherigen Wohnorte, ist sehr zweifelhaft, da die dortigen Kirchenbücher keinerlei Eintrag über seinen Tod enthalten. — Er ist Verfasser dreier mehrfach aufgelegter Werke, von denen die beiden ersten dem Gebrauche der Fachgenossen dienen sollten, während das dritte als Nachschlagebuch für die Gebildeten bestimmt war, nämlich eines „Jus Saxonicum discrepans, sive Differentiae juris canonici electoralis et communis" (1682, 1724. 4°.), eines „Manuale Notariorum latino-germanicum" (1687; 6. Aufl. 1754), über welches Joh. Scheurer besondere erläuternde Anmerkungen geschrieben hat (1737. 4°.), und eines „Historisch-Politisch-Juristischen Lexikons" (1684; 10., von Chr. Gottlob Riccius besorgte Aufl., 1756. 4°.).

Fr. Rudolphi, Gotha diplomatica. 3. Thl. Frankfurt 1717. S. 332. — Zedler's Universal-Lexikon. 23. Bd. Sp. 1618 ff. — Jöcher u. Rotermund. — A. Beck, Ernst der Fromme. 2. Bd. Gotha 1865. S. 47 f. — Vgl. auch (J. G. Brückner), Kirchen- und Schulenstaat im Herzogth. Gotha. III. Thl. 3. Stück. Gotha 1761. S. 32. (Geburtsdatum nicht genau zu ermitteln, da das Kirchenbuch in Pfullendorf erst mit 1664 beginnt.)

Schumann.

Nehring: Johann Christian N., evangelischer Theolog und Kirchenliederdichter, der Sohn von Joh. Christoph N. (s. o.) in Gotha und am 29. Decbr. 1671 daselbst geboren, besuchte das vom Rector Georg Heß geleitete heimische Gymnasium und hierauf die Universität Halle, wo er sich zunächst unter der Führung des Professors Georg Ernst Stahl drei Jahre lang der Arzneiwissenschaft widmete, dann aber von dieser zur Theologie übertrat, weil er sich von dem damals herrschenden Pietismus angezogen fühlte. Im J. 1700 wurde er Rector zu Essen in Westfalen, kam 1703 als Inspector der Freitische an das Francke'sche Waisenhaus in Glaucha vor Halle und erhielt 1706 die Pfarrstelle zu Naundorf am Petersberge, welche er zu Ende 1715 (nicht 1716) mit derjenigen zu Morl bei Halle vertauschte. Nach einer mehr als zwanzigjährigen erfolgreichen Wirksamkeit starb er hier am 29. April 1736. Als Inspector zu Glaucha hatte er sich am 6. Octbr. 1705 mit Clara Sophia Grashoff aus Quedlinburg, der Tochter eines Kaufmanns, vermählt. Aus dieser Ehe gingen 9 Kinder hervor, von denen ihn 2 Söhne und 3 Töchter überlebten. Die beiden ersten schlugen die theologische Laufbahn ein, die mittlere Tochter verheirathete sich am 20. Novbr. 1736 mit Joh. Israel Kinderling, dem Amtsnachfolger ihres Vaters in Morl. — Die Muße, deren N. neben seinen pfarramtlichen Geschäften genoß, verwendete er zu einer ziemlich emsigen litterarischen Thätigkeit, die sich theils in selbständigen Schriften, theils in Uebersetzungen kundgab und außer der Theologie auch noch andere Wissenszweige umfaßte. Von der ersteren Art sind zu nennen:

eine „Kurze Einleitung in die Universalhistorie und Geographie" (1699), eine „Allgemeine Historie des Alten Testaments bis auf die Geburt Christi, mit chronologischen Tabellen" (1717), eine „Allgemeine geist- und weltliche Historie der ersten 800 Jahre nach Christi Geburt" (1719), deren beabsichtigte und bereits geschriebene Fortsetzung nicht mehr zum Druck gelangte, und der „Versuch einer gründlichen Untersuchung der Antiquität von der Genealogie des Königlich Preußischen Hauses" (1724). Von Uebertragungen aus den alten Sprachen veröffentlichte er: eine „Teutsche Uebersetzung der Oraculorum Sibyllinorum aus dem Griechischen" (1702), welche unter dem Titel: „Neun Bücher Sibyllinischer Prophezeiungen, nebst einer Einleitung von der Historie der Sibyllen" (1719) wieder aufgelegt wurde, ihm aber auch mehrere Angriffe eintrug, ohne daß es ihm gelingen konnte, durch seine beiden Gegenschriften: „Nochmalige Vertheidigung der Sibyllen-Prophezeiung gegen die Einwürfe gelehrter Männer, die sie für falsch ausgeben" (1720) und „Reflexiones, oder Bescheidene Gedanken und Anmerkungen über Hrn. Propst Herm. Friedr. Braun's Untersuchung von den Sibyllen" (1736) die Echtheit der Sibyllinischen Weissagungen zu begründen; ferner die Uebersetzungen von Georg Francke's v. Franckenau „Flora Francica" (1716) und „Tractatus de palingenesia artificiali plantarum" (1719, 4°.) und von „Des Heil. Hermä sämmtlichen geistreichen Schriften" (1718). Andere litterarische Arbeiten kamen nicht über die schriftliche Abfassung hinaus: so außer der oben genannten weltgeschichtlichen Fortsetzung eine Abhandlung: „Jesus, der Messias", und einige Bände „Observationes chymicae", eine Frucht seiner früheren medicinischen Studien in Halle. — Einen dauernderen Nachruhm als durch diese jetzt vergessenen Schriften hat sich N. durch seine geistlichen Lieder erworben, von denen sechs aus seiner Handschrift zunächst in den ersten Theil von J. A. Freylinghausen's Geistreichem Gesangbuch (1704) übergingen, um sich dann von hier aus in andere Liedersammlungen zu verbreiten. Es sind dies: „Ach, treuer Gott, wie nöthig ist, daß wir jetzund recht beten" (14 Strophen), „Die Tugend wird durch's Kreuz geübet" (10 Strophen), „Hilf Jesu, hilf siegen" (9 Strophen), „Schütte deines Lichtes Strahlen, O mein Heiland über mich" (7 Strophen), „Wachet auf, ihr lieben Herzen" (7 Strophen) und endlich die 14 Zusatzstrophen zu Michael Müller's vierstrophigem Liede von der brüderlichen Liebe (nach Psalm 133): „Sieh, wie lieblich und wie fein Ist's, wenn Brüder friedlich sein".

Wetzel, Histor. Lebens-Beschreibung IV, S. 372 f. — J. Chr. v. Dreyhaupt, Saal-Creys. 2. Thl. Halle 1751. S. 157, 925 f. u. 935. — Wetzel, Analecta hymnica II, S. 364. — J. G. W. Dunkel, Historisch-critische Nachrichten von verstorbenen Gelehrten und deren Schriften, 3. Bds. 3. Thl., Cöthen u. Dessau 1759. S. 555 f. — Rotermund zu Jöcher. — Koch, Gesch. d. Kirchenlieds (im Index s. v.). — C. Kehr, Der christliche Religions-Unterricht in der Volksschule. 2. Aufl. 2. Bd. Gotha 1870. S. 359. — Fischer, Kirchenlieder-Lexikon, 2. Hälfte, S. 459a und unter den einzelnen Liederanfängen. (Geburtsdatum, Todestag und andere von den Quellen nicht berührte Lebensnachrichten nach dem Grabstein in Morl.) Schumann.

Neidhart von Reuental, nach Walther von der Vogelweide und vielleicht noch neben Heinrich von Morungen der bedeutendste und originellste Lyriker des deutschen Mittelalters, nimmt in der Geschichte des Minnesangs eine wichtige Stellung ein. Als Schöpfer der (von Lachmann so benannten) „höfischen Dorfpoesie" vereint er in seinen Liedern die beiden großen Richtungen der mittelhochdeutschen Zeit, die höfische und die volksthümliche. Durch den Charakter seiner Poesie mehr, als man dem zeitlichen Verhältniß nach erwarten

sollte, von den Führern der mittelhochdeutschen Poesie, Wolfram und Walther, abstehend, vermittelt er in seiner Dichtung den Uebergang von der Blüthezeit zum Verfall. Endlich hat kein Dichter des deutschen Mittelalters so massenhaft Nachfolger und Nachahmer gefunden wie er. —

Für die Geschichte seines Lebens ist strengste Scheidung zwischen dem historischen und dem legendarischen N. erforderlich. Folgende Daten stehen fest: N. war von Geburt ein baierischer Ritter, der das Gut Reuental (wahrscheinlich das heutige Reintal bei Landshut) als Lehen besaß. 1217 betheiligte er sich an dem Kreuzzug Leopolds VII. von Oesterreich. Einige Zeit nach seiner Rückkehr verlor er mit der Gnade seines Lehensherrn sein Gut und verließ deshalb Baiern. Er fand in Oesterreich in Herzog Friedrich (der 1230 zur Regierung kam) einen gütigen Gönner, der ihm bei Melk ein Lehen verlieh und ihm auch sonst reiche Gaben zuwandte. Um 1236 war er noch in Oesterreich, scheint aber, als der Herzog mit dem Kaiser in Zwist gerieth, sich von der Partei seines Beschützers abgewandt zu haben. — 1250 erwähnt Wernher der Gärtner ihn als verstorben. — Unsicher ist, ob N. verheirathet war, doch spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß er Frau und Kinder besaß. Zweifelhaft ist auch die Meinung eines seiner spätesten Gedichte, in welchem er einen Bischof Eberhart anredet und Baiern begrüßt. Haupt deutet die Stelle dahin, daß N. mit Erzbischof Eberhart II. von Salzburg in Steiermark war und von dort nach Baiern zurückkehrte. Schmolke spricht das Gedicht N. ab. —

Die ungemeine Popularität seiner Dichtungen sowie die auffällige Verschiedenheit der bitteren und grämlichen Gedichte aus späterer Zeit von den fröhlichen und harmlosen Liedern seiner Jugend machten N. zum Gegenstand allgemeinen Interesses. Er fand schon bei Lebzeiten zahlreiche Nachahmer, die auch die Theilnahme an den persönlichen Schicksalen des Dichters zu befriedigen suchten. Weniger freie Erfindung als vielmehr falsche Erklärung und Ergänzung seiner eigenen Berichte verschoben in kurzem das Bild Neidhart's. Die einseitige Betonung seines Bauernspotts machte eine wahre Caricatur aus ihm, seitdem diese Verhöhnung der Landleute zur Erheiterung der kleinen Edelleute und bald auch der Städter immer gröber betrieben wurde. Ueber die Entwickelung der Neidhartlegende fehlt noch eine eingehende Untersuchung. Die größte Verwirrung hat eine erst seit dem 15. Jahrhundert nachzuweisende Entstellung seiner Biographie verursacht. Der Dichter wird nämlich, soweit bekannt, zum ersten Male in einer apokryphen Grabschrift von 1479 „Neidhart Fuchs“ genannt und seit dem Ende des 15. Jahrhunderts als Hofnarr an den Hof Ottos des Fröhlichen († 1339) versetzt. Der Anachronismus erklärt sich aus der beliebten Zusammenstellung Neidhart's mit dem Pfaffen vom Kalenberg, ebendaher auch die vergröbernde Auffassung, die ihn den Hofnarren spielen läßt. Unerklärt ist der Beiname. Wackernagel wollte den Dichter dem fränkischen Geschlecht derer von Fuchs zuweisen, darauf deutet jedoch kein einziges Anzeichen. Wol aber scheint er mit einem Glied jenes Geschlechtes verwechselt worden zu sein: mit dem Herrn Neidhart von Fuchs auf Burgpreppach, der 1499 im Dienst Herzog Alberts vor Groningen fiel (Mencken, Script. II, 1326. Krüger, Catalogus etc., Erfurt 1627. S. 202). Durch außergewöhnliche Körpergröße ausgezeichnet, war dieser Feldhauptmann bei den Friesen als „der große Fuchs“ bekannt; der Kampf, den beide Neidharte (freilich mit sehr ungleichen Waffen) gegen die Bauern führten, begünstigte die Verschmelzung, und lange vor dem Tod des fränkischen N. verwechselt jene Grabschrift (Pfeiffer's Germ. 17, 40) den „strenuus miles“ mit dem Dichter. Auch spätere Gelehrte haben noch der prahlerischen Inschrift wegen, die im Würzburger Dom am Kenotaph des Feldhauptmanns prangt, den Schöpfer der höfischen Dorfpoesie für einen Würzburger gehalten.

Erst nachdem diese Vermischung sich durchgesetzt hatte, scheint das Grab des Dichters im Wiener Stefansdom mit dem Wappenzeichen des Fuchses geschmückt worden zu sein. Denn seine Leiche ward wol schon im 14. Jahrhundert dorthin übergeführt (Wattenbach, Schriftwesen S. 435), die Sculpturen aber müssen jünger sein, da sie das Verhältniß Neidhart's zu Herzog Otto als wahr voraussetzen (vgl. Wackernagel, M. S. H. 4, 438 b) Eben dieser Verwechselung wegen heißt N. der Dichter dann seit Mitte des 16. Jahrhunderts wiederholt „ein edler Franke“. —

Neidhart's Dichtungen sind inhaltlich wie formell von großer Bedeutung. Nach der stofflichen Seite zeichnet sie ihre culturhistorische Wichtigkeit aus: für jenen Kampf, in dem Fürsten und Adel den aufstrebenden Bauernstand zum dauernden Schaden Deutschlands von neuem niederdrückten, ist, neben dem trefflichen Wernher dem Gärtner und dem sog. Seifried Helbling, N. ein Hauptzeuge, freilich von Allen der am wenigsten objective. Denn nicht nur steht er — wie jene Beiden auch — mit Entschiedenheit in den Reihen des Adels, nicht blos verschärfen ihm persönliche Momente den Gegensatz, sondern die lyrische Form und die humoristische Tendenz beeinflussen seine Zeichnung so sehr, daß er nicht einmal als Vertreter des bauernfeindlichen Adels ohne weiteres für diesen sprechen kann. Desto mehr gelten die absichtslosen Züge und gelegentlichen Bemerkungen, die denn auch G. Freytag in seinen „Brüdern vom deutschen Hause“ mit großer Feinheit benutzt hat. Mehr aber noch als durch Einzelheiten ist Neidhart's Stoffwahl als Ganzes ein Zeugniß für den Geist seiner Zeit, welches neben der Minnepoesie nicht übersehen werden darf. Das sociale Motiv, welches gerade für die Geschichte der deutschen Poesie stets von höchster Bedeutung war, stellt als für diese Epoche entscheidend den Gegensatz der französirenden Hofkreise gegen die noch unhöfischen breiten Schichten des Volkes vor Augen. Nicht fromm oder weltlich, wie zu Otfrieds Zeit, nicht gelehrt oder ungelehrt, wie in den Tagen Frauenlobs, sondern höfisch und „dörperlich“ sind hier die Schlagworte. Zugleich sehen wir aber, wie Vieles noch Allen gemein ist: außer dem nirgends fehlenden religiösen und einem nicht geringen politischen Interesse die Freude an der Natur im weitesten Sinn, an heitrer realistischer Lebensschilderung wie an Naturschilderung in traditionellem Stil, zugleich aber auch die Freude an der Kunstform, an poetischer und musikalischer Gewandtheit und treffendem Ausdruck. Für all dies war der lebhafteste Sinn in den breiten Kreisen rege, die sein Publicum ausmachen und die nur geographisch, keineswegs aber social eingeschränkt scheinen. —

In formeller Hinsicht genügen Neidhart's Lieder diesen Anforderungen vor allem durch den Zauber eines stets höchst glücklich gewählten Rhythmus, den eine zum Tanz unwiderstehlich lockende Musik verstärkte. Die Gedichte zerfallen in Reien für die Sommertänze im Freien und Lieder für die Wintertänze in der Stube und wurden ohne Zweifel meist wirklich zum Tanz vorgetragen. Beide Arten sind Fortbildungen uralter volksthümlicher Tanzlieder, von denen nur Reste erhalten sind und die den Schnaderhüpfeln, welche baierische und österreichische Bauern noch jetzt zum Tanz improvisiren, ähnlich zu denken sind (vgl. hierzu meine Abhandlung über „Altdeutsche Volksliedchen“ in d. Zeitschr. f. Deutsches Alterthum, Bd. XXIX, S. 121 ff.). Aber wie die Tänze selbst, tragen auch die dazu gesungenen Lieder für Sommer und Winter verschiedenen Charakter (vgl. v. Liliencron, Deutsches Leben im Volkslied, S. LVI f.). Die Reien, die im Sommer auf dem allgemeinen Tanzplatz unter der Dorflinde gesungen werden, sind leicht und lustig; dem entspricht der frische und harmlose Ton der Sommerlieder. Wie ferner mit dem Frühlingstanz die Anfänge natio-

naler Dramatik zusammenhängen (Wettstreit von Sommer und Winter u. dgl.) so tragen auch diese Gedichte meist dialogische Einkleidung, die sich oft dramatischer Lebendigkeit nähert. Es werden hierbei die natürlich uralten Typen der Mutter und Tochter in Bewegung gesetzt, und zwar nach Motiven, die gleichfalls bereits der indogermanischen Poesie angehören. Immer dreht sich die Handlung um die mit dem Frühling neu erwachende Lust der Bäuerinnen zu Tanz und Minne (vgl. Uhland, Schriften III, 391 ff.). Entweder werden die jugendlichen Gefühle der Alten verspottet, oder es wird die wachsame „huote“ der Alten, die die Tochter vor den Gefahren des Tanzes hüten will, von der Jungen vereitelt, oder endlich es tritt auch zwischen den Mädchen selbst ein Gegensatz ein, indem das dankbare Motiv der ungleichen Gefährten, der „Bleichen“ und „Rothen“ (über das Uhland a. a. O. 403 ff. wunderschön gehandelt hat) in Scene gesetzt wird: die eine Jungfrau ist fröhlich im Besitz ihres Geliebten, die andere trauert um den Verlust des Liebhabers oder gar der Ehre. — Die Winterlieder werden in einer besonders weiten Stube „getreten“, sie sind schwerer und langsamer, den höfischen Tänzen näher verwandt. Hier findet denn mehr ernsthafte Betrachtung, besonders aber boshafte Spottsucht Raum zur Bethätigung. Der Vortänzer, der die Stube aussuchen und bei den Jungen den Tanz ansagen muß, spielt hier eine größere Rolle, und da er zugleich Vorsänger ist, hat das Wintertanzlied einen mehr monologischen Charakter. N. scheint zuerst mit der Aufforderung zum Tanz die beim Tanzen gesungenen Neckverse in die Litteratur eingeführt zu haben; die durchaus in volksthümlicher Art gehaltenen Spottstrophen gelten hier den Bauern und führen am liebsten die Motive des prunksüchtigen und doch rohen sowie des streitsüchtigen und doch zum Kampf ungeschickten Tölpels aus. Eine Einheit wird in diesen Strophenreihen durch einen epischen Faden hergestellt, der den Verlauf des Tanzes von der Ansage bis zur Schlußprügelei vorführt. Doch bleibt das Gefüge ein lockeres, einige wenige Gedichte ausgenommen, die auf dem Kreuzzug unter der Einwirkung der altfranzösischen Pastourellen gedichtet zu sein scheinen. — Ein Fortschritt von rein typischer zu individualisirender Satire, dem aber wieder ein Sinken folgt, ist nicht zu verkennen. Im ganzen sind die Winterlieder erheblich gleichförmiger, als die Sommerlieder; ihre sehr viel größere Zahl aber deutet mit anderen Anzeichen darauf, daß sie von den Hörern noch vorgezogen wurden.

Auf dieser Anlehnung an den Volkstanz beruht es, daß die Reien (neben den sogenannten Leichen) von allen mittelhochdeutschen Liedern fast allein mit ihrem zweitheiligen Strophenbau eine Ausnahme von dem durch J. Grimm entdeckten Gesetz der Dreitheiligkeit machen. Häufige Anwendung von volksthümlich-unhöfischen Ausdrücken und Bildern, Gebrauch komisch wirkender Eigennamen, ein loseres Gefüge der Rede, bei dem wol der Satz aber nicht immer der Sinn mit der Strophe abschließt entsprechen dem Ursprung wie dem Zweck dieser Lieder. Da der Dichter sich jedoch seit seiner Uebersiedelung nach Oesterreich ausschließlich den höfischen Kreisen widmete und directe Berührung mit den Bauern mied, nähert sich seine Poesie seitdem der höfischen mehr, doch nur in Aeußerlichkeiten: er nimmt in das lockere Gefüge seiner Strophenreihen auch Minnestrophen auf, gebraucht die hergebrachten Ausdrücke und Wendungen der Hofdichtung und ersetzt die volksthümlichen Anklänge durch Reminiscenzen an Walther und Reinmar. Der Kern seiner Dichtung wird dadurch nicht berührt. Eben hierdurch ist es ermöglicht, die in einer guten Handschrift überlieferte Reihenfolge seiner Lieder zu prüfen; es ergibt sich dabei ein stetiger Fortschritt in Hinsicht der Technik, bis ein starker und zunehmender Verfall eintritt; durch alle Epochen aber bleiben die charakterisirten besonders inhaltlichen Merkmale unverändert. Die Thatsache, die seine Entwickelung unterbrach und von ihm

selbst als Beginn der verbitterten Zeit des Sinkens aufgefaßt wird, die geheimnißvolle Geschichte von dem Spiegel einer Bauernmagd Friderun, den dieser der Bauer Engelmar entriß, hat ihre Bedeutung jedenfalls gerade in der Entfremdung von den Landleuten. Gehässige Verfolgung tritt seitdem auf beiden Seiten an die Stelle leichter Neckereien und Neidhart's Augenmerk geht von der formellen und technischen Behandlung allzusehr auf den Inhalt. Durch diese Tendenz hat er die Fülle grober und meist schmutziger Anekdoten von Bauerntölpeleien leider selbst angeregt, die dann auf seinen Namen gingen und gegen 1500 in einem Volksbuch gedruckt wurden. —

N. war eine echte Künstlernatur, voller Begabung und Temperament, erfüllt von Liebe zu seiner Kunst, liebenswürdig und elegant, zugleich aber unpraktisch und unselbständig, eitel und empfindlich, man möchte fast sagen nervös, wie denn bei ihm oft moderne Gedanken und Wendungen überraschen. Neben einer stark hervortretenden Spottsucht lag eine Sentimentalität, die in kleinen Bitt- und Dankstrophen gelegentlich rührenden Ausdruck findet; seine Religiosität ist dagegen trotz wiederholter Selbstbekehrungen nie tief gegangen. Sein Talent wie seine Neigung wiesen ihn auf die in der Form leichte, im Inhalt oberflächlich aber anschaulich skizzirende Poesie, die ihn berühmt gemacht hat; wo er ernstere Melodien anstimmt oder allgemeine Gedanken aussprechen will, wird er leicht schwerfällig oder trivial. Deshalb hat er auch zu seiner Zeit mehr die Menge für sich gehabt als den Beifall der Besten. Wolfram gedenkt seiner mit gutmüthigem Spott, Walther scheint ein scharfes Streitlied auf seine Art zu dichten gemünzt zu haben. Die späteren Dichter loben den gefeierten Eponymus einer allverbreiteten Gattung gern; den Meistersingern galt er für einen der zwölf Stifter der Singschule. Mehr als dies alles zeigt aber die Legende wie ihn das Volk auffaßte. So ist die Tradition zur Rächerin seines aristokratischen Uebermuths und seiner bezahlten Satire geworden, ohne doch seinen hohen Gaben und sympathischen Eigenschaften gerecht zu werden. Eine eingehende Würdigung seines weitreichenden Einflusses ist noch kaum versucht.

Neidhart's Gedichte sind in unübertrefflicher Weise von M. Haupt 1858 herausgegeben worden. — Aus der Litteratur über ihn sind besonders wichtig: Wackernagel in von der Hagens Minnesingern IV, 435—42 und Schmolke im Programm des Gymnasiums zu Potsdam, Ostern 1875 für die Biographie; Wackernagel in den Blättern für litt. Unterhaltung, 1838, Nr. 139 u. 140 für die Legende; ferner v. Liliencron, Haupt's Zs. VI, 69—117; Tischer, Ueber Nithart von Riuwental, Leipzig 1872, Wilmanns, Ztschr. f. d. Alterth. XXIX, 64 f. für die literar-historische Würdigung. Weitere Litteraturangaben im meiner Dissertation Die Reihenfolge der Lieder Neidhart's von Reuenthal, Berlin 1883, S. 6 f. Richard M. Meyer.

Neidhardt: Johann Georg N., geb. gegen Ende des 17. Jahrhunderts in Bernstadt a. d. Weyda im Fürstenthum Oels, † in Königsberg 1740 (1. Januar 1739?) als königlich preußischer Capellmeister. Er begann schon frühe sich mit musikalischen Materien zu beschäftigen, denn seine erste sehr gelehrte Schrift entstand, als er noch Student in Jena war, 1706: „Beste und leichteste Temperatur des Monochordi, vermittelst welcher das heutiges Tages bräuchliche Genus Diatonico-Chromaticum also eingerichtet wird, daß alle Intervalla, nach gehöriger Proportion, einerlei Schwebung überkommen, und sich daher die Modi regulares in alle und jede Claves, in einer angenehmen Gleichheit, transponiren lassen: worbei vorhero von dem Ursprunge der musikalischen Proportionen, den Generibus Musicis, deren Fehlern und Unzulänglichkeit anderer Verbesserungen, gehandelt wird. Alles aus mathematischen Gründen gründlich, ordentlich, deut-

lich und kürzlich, bei Academischen Nebenstunden aufgesetzt. Nebst einem dazu gehörigen Kupfer, 4°, Jena, bei J. Bielcken.“ N. behandelt hier zum ersten Male einen Stoff vollständig und eingehend und mit anerkennungswerther Klarheit, der bisher von anderen Musikschriftstellern nicht berücksichtigt worden war. Auf einer beigegebenen Tabelle, sämmtliche Stufen des Monochord's umfassend, sind alle diatonischen, chromatischen und enharmonischen Intervallenverhältnisse verzeichnet. — N. studirte noch in Leipzig und Königsberg. 18 Jahre später erschien von ihm eine zweite Schrift: „Sectio canonis harmonici, zur völligen Richtigkeit der Generum modulandi“, 4°, Königsberg 1724; nebst einer Kupfertafel (2. Aufl. 1734). Seine letzte Publication trägt den Titel: „Gänzlich erschöpfte mathematische Abtheilungen des diatonisch-chromatischen, temperirten Canonis Monochordi, allwo, in unwidersprechlichen Regeln, und handgreiflichen Exempeln gezeigt wird, wie alle Temperaturen zu erfinden, in Linien und Zahlen darzustellen, und aufzutragen sein. Den Liebhabern zu gründlicher Stimmung mitgetheilt“. Königsberg 1732. — Einer unedirten, lateinisch geschriebenen Arbeit Neidhart's gedenkt Mattheson in seinem „Vollkommenen Kapellmeister“ im Capitel „von den gebrochenen Accorden“. — Gelegentlich seiner Einführung in sein Capellmeisteramt hielt der fürstliche Superintendent Dr. v. Sanden eine besondere Predigt. — Von seinen Compositionen erschien nur ein Werk im Druck: „Die sieben Bußpsalmen“. Schletterer.

Neifen: Berthold v. N., Graf von Marstetten und Graisbach († 1342), aus einer schwäbischen Freiherrenfamilie, deren Stammburg auf einem Bergvorsprunge am Nordgehänge der schwäbischen Alp liegt, führte den Befehl über die deutschen Streitkräfte, welche Ludwig der Baier im März 1323 den durch die Truppen des Papstes, Roberts von Anjou und der Welfen bedrängten Mailändern zu Hilfe sandte. Zugleich ward er vom König Ludwig als Statthalter des Reichs für die Lombardei, Toscana und die Mark bestellt. Er zwang die Gegner die Belagerung Mailands aufzuheben und ließ sich im Namen des Reiches von der Stadt huldigen. Wie dieses Vorgehen den Papst Johann XXII. veranlaßte den Kampf gegen Ludwig offen aufzunehmen, hatte es auch für N. das Urtheil der Excommunication (13. April 1324) zur Folge. Bald darauf wurde N. von Ludwig heimberufen. Damals war das alte bairische Grafenhaus von Graisbach und Lechsmund ausgestorben und der König setzte nun durch, daß Graisbach und die anderen Eigengüter sammt der Grafschaft des Hauses N. zufielen, dessen Mutter wahrscheinlich eine Schwester der letzten Grafen von Graisbach war. Die Grafschaft Marstetten hatte die Familie v. Neifen bereits in der ersten Häfte des 13. Jahrhunderts durch die Heirath Bertholds III. erworben. Neuburg an der Kamlach erhielt N. 1338 vom Kaiser Ludwig als Reichslehen. Viele Jahre lang, schon 1319, dann 1331—1341 erscheint er als Hauptmann oder Generalprocurator für Oberbaiern, mit welchem Amte laut des Bestallungsbriefes von 1331 die Befugniß verbunden war, an Stelle des Kaisers Befehle zu erlassen, Beamte ein- und abzusetzen und deren Rechnungen zu prüfen. Geheimrath des Kaisers und bei diesem, wie Johann v. Winterthur erwähnt, besonders beliebt, muß er den hervorragendsten Dienern des wittelsbachischen Hauses beigezählt werden. Er starb 1342, nachdem er den Kaiser zum Vormund seiner Kinder ernannt hatte, und nun ward es diesem leicht, die Dinge so zu lenken, daß Neifen's Erbtochter Anna mit seinem Enkel Friedrich, dem Sohne Herzog Stephans, sich verlobte und Neifen's Allodialgüter als Erbe der Braut nebst den Grafschaften Graisbach und Marstetten von den Wittelsbachern eingezogen werden konnten. Ein gleichnamiger Sohn Neifen's war in den geistlichen Stand getreten.

Riezler, Gesch. Baierns, II (wo S. 466 statt: um 1295 zu lesen ist: etwa seit 1239). — Ueber die Familie Chr. Fr. v. Stälin, Wirtemberg. Gesch. II, 571 ff. — P. Fr. Stälin, Gesch. Württembergs, I, 432 ff.

Riezler.

Neifen: Gottfried v. N., schwäbischer Minnesänger aus dem Geschlecht der freien Herren v. N., der zweite Sohn Heinrichs II. v. N., eines hochgebildeten und einflußreichen Mannes (s. u. S. 403). Gleich seinem Vater hat auch er am Hofe des jungen leidenschaftlichen Königs Heinrich VII., des Sohnes Friedrichs II., gelebt. Zuerst erscheint sein Name in Urkunden des Jahres 1234, im Mai ist er am königlichen Hoflager zu Wimpfen nachweisbar, im März 1236 am Hofe des Bischofs von Straßburg, 1245 betheiligte er sich sammt seinem älteren Bruder an einer Fehde mit dem Bischof Heinrich von Constanz: beide Brüder werden gefangen, sind aber schon im März 1246 wieder frei in Ulm; 1253 stiftet N. mit seiner Gemahlin Mechtild dem Kloster Maulbronn Wein und Weizen; das Jahr 1255 bringt die letzte urkundliche Spur des Dichters. — Hervorgegangen aus einem mächtigen und reich begüterten Hause theilt N. im Allgemeinen Anlaß, Stoff und Richtung seiner Poesie mit seinen dichtenden Standesgenossen: das eigene, bewegte Leben wirft auch nicht einmal einen Schatten hinein in seine Lieder. Gleich Friedrich v. Hausen dichtet er nur als vornehmer Liebhaber, nicht als Dichter von Beruf, wie Walther von der Vogelweide. Um König Heinrich schaarte sich bis zu seinem Sturz eine lebenslustige und sangesfrohe Hofgesellschaft: Heinrichs Erziehung leitete Schenk Konrad v. Winterstetten, der Freund und Förderer der epischen Dichtung; zu dem Kreise des königlichen Hofes gehörte außer dem Epiker Ulrich v. Türheim der Minnesänger Burkart v. Hohenfels (s. A. D. B. XII, 673), ein etwas älterer Zeitgenosse und Landsmann Neifen's, und zeitweise auch der fränkische Lyriker Otto v. Botenlauben (s. A. D. B. III, 193), sowie der von Rudolf v. Ems als epischer Dichter gerühmte Gottfried v. Hohenlohe (s. A. D. B. XII, 690) nebst dessen Bruder Konrad v. Hohenlohe-Brauneck, der wahrscheinlich identisch ist mit dem von Hugo v. Trimberg genannten Liederdichter v. Brûnecke. In jener Zeit, um 1230, herrschte in Schwaben ein heiteres künstlerisch angeregtes Leben, und der junge König scheint, unbekümmert um Regentenwürde und die guten Sitten, im Genießen Tonangeber und Führer gewesen zu sein. Lange noch nach seiner Empörung und seiner Absetzung glaubte Friedrich II. seinen Sohn Konrad vor dem allzuvertrauten Umgang mit venatoribus, balistariis et versatoribus warnen und ihm in dieser Beziehung das abschreckende Beispiel seines unglücklichen Bruders ins Gedächtniß rufen zu müssen (Huillard-Bréholles, Historia diplomatica Friderici Secundi 6, 245; Böhmer, Regesta Imperii, 2. Ausg., 5, S. 61 f.). Man begreift darnach, daß Heinrich bei den Dichtern, französischen wie deutschen, in gutem Ruf stand, daß von ihm die Sage ging, er habe noch in der Zeit gesungen, als er von seinem Vater besiegt und gefangen war, und man versteht die lebhaften Klagen des Türheimer um seinen Tod.

N., der in der geschilderten Umgebung dichtete, ist ein Schüler des älteren Reinmar, aber auch Walther's und Neidharts (s. o. S. 395). Er hat die feine Reflexionspoesie der höfischen Liebeslyrik von jenem übernommen und mit großem Aufwand an Rhetorik, aber ohne echte Leidenschaft und ohne inniges Gefühl weiter ausgebildet, und er ist andererseits auch der von Walther gemachten Wendung zum Volksmäßigen wie der weiteren Neidharts zum Burlesken und Parodistischen gefolgt. Die Einwirkung des letzteren tritt am meisten hervor; aus der höfischen Dorfpoesie stammt der fast alle Lieder Neifens einleitende typische Natureingang mit den formelhaften Elementen, die auf das alte volks-

mäßige Tanzlied zurückgehen: Frühlingseinzug, die lichten Blumen, das thauige Gras, der rothe Klee, die blühenden Bäume, die kleinen Vöglein, der freundliche Sonnenschein, und dann wieder die Gewalt des Winters, die liebe Haide fahl und der Rosen bar, die Linde ohne Laub, der Wald sanglos, der kalte Schnee und Reif und „die sauern Winde“. An den Natureingang, der seinen unzerstörbaren Reiz ausübt, schließen sich die conventionellen Huldigungen: Versicherungen seines tiefen Liebesleids, Preis der Schönheit und Tugend der Herrin, immer erneutes Werben um Gruß und Erhörung. Mitten unter der Sentimentalität blitzt zuweilen ein Schein von Parodie und Ironie auf. Viele dieser höfischen Lieder sind offenbar für den Tanz der Hofgesellschaft gedichtet und einzelne geben diese Bestimmung direct zu erkennen durch die eingefügte Aufforderung zum Tanze. N. weiß hin und wieder in das Grau der Gefühlsanalyse hellere Lichter zu setzen, er verfügt nicht selten mit Glück über kleine realistische Züge: er bemerkt die gekräuselten Locken der zum Tanz versammelten „stolzen Meide“; immer wieder nennt er den rothen Mund der Geliebten, den Gott in einer fröhlichen Stimmung so wohl gefügt hat, oft die spiegelhellen Augen, auch Kinn, Hals, die rosigen Wangen, das braune Haar der Auserwählten; er ist erfinderisch in gewählten Epithetis, aber alles bleibt decorativ. Wie seine Empfindung keine Tiefe besitzt, so die Darstellung wol Farbe und Glanz und Anmuth vollauf, aber keine wirkliche Plastik und keine Gedrungenheit. Motive von Reinmar (Sprachlosigkeit in Gegenwart der Geliebten u. a., auch viele einzelne Anklänge) und von Walther (Güte, Schönheit und Ehre das Kleid der Geliebten, Beseelung der Vögel, Parallelismus von Natur- und Frauenreizen 2c.) müssen herhalten und sollen durch reicheren Aufputz den Schein der Neuheit gewinnen. N. ist mehr Virtuos als Künstler, sein Formtalent ist das größte, er gebietet mit bezaubernder Grazie und Leichtigkeit über die raffinirtesten Stil- und Reimkünste, aber er spielt damit. Seine Metrik ist absolut correct, er ist reich an mannigfaltigen Tönen und in der Behandlung des Reims unübertroffen; alle Delicatessen der mittelhochdeutschen Reimkunst spendet er mit vollen Händen: gehäufter, grammatischer, rührender, übergehender Reim, innerer Reim in allen Arten, Körner und Pausen, Strophenverkettung — überall die gesuchtesten Formeffecte. Und ebenso arbeitet er fortwährend mit einem ungeheuren stilistischen Apparat: Apostrophen, Ausrufe, rhetorische Fragen, Metaphern, Epanaphoren und Anaphoren — ein ewiges Feuerwerk. Wörtliche Wiederholungen derselben Gedanken mit typischen Reimen scheint er geflissentlich zu suchen, wie sein bedeutendster Schüler Ulrich v. Winterstetten. Der Geschmack des Hofes hat augenscheinlich die künstlerische Entwickelung seines bedeutenden Talentes gehindert, ihm die Manier aufgedrängt und den freien Flug seiner Muse gehemmt. Was N. unter günstigeren Verhältnissen hätte leisten können, zeigen mehrere episch-dramatische Gedichte, in denen er sich dem Bann seiner verkünstelten Technik entwindet. Zwei dieser Gedichte, die erzählend beginnen und dann in Gesprächsform übergehen, schildern ein Liebesabenteuer des Dichters mit einer Garnwinderin und einer Flachsschwingerin, das Ende ist beide Mal eine derbe Abfertigung seitens der resoluten Schönen. Ein drittes Gedicht in derselben Form hat ein ähnliches Scharmützel mit einem Mädchen am Brunnen zum Thema und unterscheidet sich von den anderen durch einen parodistischen Eingang im hohen Minneliederstil. Die Uebereinstimmung dieser Gedichte, die sich durch einen frischen, natürlichen Ton und einen gesunden Naturalismus auszeichnen, mit den provencalischen Pastorellen und Romanzen ist zu groß, als daß man an völlige Selbständigkeit Neifens glauben könnte. Rein episch, ohne Beziehung auf die eigne Person sind zwei obscöne Gedichte, vom Büttner und vom Pilgrim, deren Echtheit bezweifelt worden ist. Beide finden sich auch in späterer volksmäßiger Ueberlieferung und man hat sie daher auch wol für Nei-

fensche Ueberarbeitungen wirklicher Volkslieder angesehen, wofür die einfache und alterthümliche metrische und strophische Form spricht. Reizend und von allerliebstem Humor beseelt ist das einem Mädchen in den Mund gelegte Wiegenlied, der monologischen Form nach und gewissermaßen auch im Inhalt an das Selbstgespräch des Mädchens in Walthers berühmtem Lied Under der linden erinnernd. — Eine Vertheilung der Lieder Neifens auf bestimmte Liebesverhältnisse, seien es hohe oder niedere, läßt sich nicht erreichen, ebensowenig ihre Chronologie bestimmen. Die Ueberlieferung beruht, von ein paar Strophen abgesehen, ausschließlich auf der einen Pariser Handschrift. — Die Wirkung Neifens auf Zeitgenossen und Spätere war nicht unbedeutend, am nächsten steht ihm der etwas jüngere Ulrich v. Winterstetten, benutzt hat ihn Walther v. Klingen, Konrad v. Landegge, Steinmar, Brunwart v. Augheim. Verschiedene Dichter des 13. Jahrhunderts rühmen seine Poesie, beklagen seinen Tod und im Volkslied vom edlen Moringer lebte er fort als der junge Herr v. Neifen.

Abgedruckt sind Neifens Lieder in Proben zuerst von Goldast, Bodmer, dann von Wackernagel, Altdeutsches Lesebuch, 2. Aufl., Basel 1839, 1, S. 611 bis 616; O. Schade, Altdeutsches Lesebuch, Halle 1862, S. 254—256. Bartsch, Deutsche Liederdichter des 12.—14. Jahrh., Stuttgart 1864, Nr. XXXIV, S. 151—157, 2. Aufl. Stuttg. 1879, S. 155—161 (vgl. Nr. XCVIII, V. 83—87); vollständig herausgegeben von v. d. Hagen, Minnesinger, Leipz. 1838, 1, S. 41—62; M. Haupt, Die Lieder G. v. N.. Leipz. 1851 (dazu Zeitschr. f. deutsch. Alterthum, Bd. 15 [1872], S. 253). — Uebersetzungen von Tieck, Minnelieder, Berlin 1803, S. 144 f.; Simrock, Lieder der Minnesinger, Elberfeld 1857, S. 183—192; O. Richter, G. v. Neifen als volksthümlicher Dichter, im Neuen Lausitz. Magazin, Bd. 44 (1868), S. 452 bis 468. — Urkundliche Nachweise von Mone, Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit, Bd. 4 (1835), S. 136 ff.; v. d. Hagen, Minnesinger 4, S. 80 bis 83, 207 Anm., 754; Stälin, Wirtembergische Geschichte, Bd. 2, S. 576, 582—585, 764, 765, 769 f.; Kapff, Hohen-Neuffen geschichtlich und geographisch geschildert, Reutlingen 1882 (werthlos). — Sonst vgl. Knod, G. v. N. und seine Lieder, Tübingen 1877, dazu Strauch, Anzeiger f. deutsches Alterthum, Bd. 5, S. 246—252. — Zeterling, G. v. N., Programm d. Friedrich-Wilhelms-Gymnasium in Posen, 1880. — Ueber den inneren Reim bei Neifen vgl. Bartsch, Germania 12, S. 129—194.

Burdach.

Neifen: Heinrich (II.) v. N., ein Glied des Herrengeschlechts, das auf dem jetzt Hohenneuffen genannten Vorsprung der schwäbischen Alb saß, ist der Sohn Bertolds v. N. und einer Gräfin von Achalm. Er überbrachte (wenn dies nicht vielleicht noch Heinrich I. v. N. war) mit Anselm v. Justingen die von den Gegnern König Ottos vollzogene Wahl Friedrichs II. diesem nach Italien und hielt sich mit seinem Bruder Albert häufig an dessen Hofe auf. 1228 ging er mit dem Heer, das der Kaiser voraussandte, nach Palästina und kehrte mit ihm zurück zum Kampf gegen den Papst. Doch scheint auch er mit Friedrichs Politik nicht einverstanden gewesen zu sein, wie überhaupt die deutschen Ritter vorgezogen hätten, von Palästina aus sich nach Deutschland zu wenden. So finden wir ihn von 1230 an bei Heinrich VII. in Deutschland, der dann auch während seines Aufstandes gegen den Vater gerade in Südwestdeutschland die festeste Stütze hatte. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die feindselige Stellung Friedrichs II. zum Papste N. mit veranlaßte, sich von jenem abzuwenden; auch gegen den gebannten Otto war er ja aufgetreten und selbst nach der späteren Wiederaussöhnung mit dem Kaiser neigte er auf die Seite der päpstlichen Partei. Im Kampfe gegen die Anhänger Friedrichs zerstörte N. im Frühjahr 1234

Langenburg den Brüdern von Hohenlohe. 1235 ging er als Gesandter Heinrichs VII. mit dem Bischof von Würzburg zu König Ludwig IX. von Frankreich, um auf die Verlobung ihrer Kinder hinzuwirken. Nach der Niederwerfung Heinrichs zog er sich auf seine Stammburg zurück, von welcher aus er im Juli 1235 sogar die Reichsfeste Achalm, auf die er wol Erbansprüche zu haben glaubte, mit bedeutender Schädigung des Grafen Friedrich von Zollern eroberte. Endlich mußte er sich ergeben und Entschädigung leisten, wonach er Verzeihung erhielt. Aber namentlich sein intimer Freund, der Straßburger Bischof Herzog Bertold von Teck (A. D. B. II, 528), bestimmte ihn, nichts mehr gegen den Papst zu thun und es ist wol möglich, daß er der Heinrich v. N. ist, der 1246 am Hofe des von den geistlichen Fürsten aufgestellten Königs Heinrich Raspe auftritt. Nach 1246 verschwindet er. Gerühmt wurde von ihm, daß er die „Grammatik“ (d. h. das Lateinische) und das Französische ziemlich verstehe. Sein Sohn ist der Minnesänger Gottfried v. N., Heinrichs VII. fröhlicher Gesellschafter.

v. Stälin, Wirtembergische Geschichte II. — Winkelmann, Gesch. Kaiser Friedrichs II. Eugen Schneider.

Neigebaur: Johann Daniel Ferdinand N., Reise- und Tagesschriftsteller, geb. am 24. Juni 1783 zu Dittmannsdorf in Schlesien, † am 22. März 1866 zu Breslau. Im Vaterhause, einem Pfarrhofe, empfing N. seinen ersten Unterricht, besuchte dann das Gymnasium zu Schweidnitz und die Universität Königsberg, wo er nach Vollendung seiner theologischen Studien zur Jurisprudenz überging und 1807 als Auscultator, 1810 als Referendar in Schweidnitz, 1812 als Assessor in Marienwerder angestellt ward. 1813 betheiligte er sich in hervorragender Weise an der Bildung des Lützow'schen Freicorps, wurde bei Lauenburg gefangen und, nachdem Davoust vergebens versucht hatte, ihm Angaben über die Stellung der deutschen Truppen in jenen Gegenden abzuzwingen, nach Limoges in die Kriegsgefangenschaft gebracht. Hier widmete er sich mit der Beweglichkeit und Ausdauer des Geistes, die von nun an immermehr ein auszeichnendes Merkmal seines Lebens wurde, dem Studium der französischen Sprache, des Volkes und der Landeseinrichtungen, welche er dann sehr bald in seinen beiden ersten Druckschriften verwerthete. Die freien Stunden hatte er zu Studien an der Faculté zu Limoges verwerthet und noch vor der Auswechselung sein Baccalaureatsexamen abgelegt. Nur durch einen glücklichen Zufall entging N. der Gefahr, nach der Aufdeckung eines von ihm geplanten Ausbruchsversuches der Tausende im Limousin detinirten Gefangenen, vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden. Dieser Episode entsprangen Neigebaur's erste Bücher, „Briefe eines preußischen Offiziers während seiner Kriegsgefangenschaft in Frankreich“ (2 Bde., 1816/18) und „Schilderung der Provinz Limousin und deren Bewohner. Aus dem Tagebuch eines preußischen Offiziers in französischer Kriegsgefangenschaft“ (1817). Sie zeigen beide den schriftstellerischen Charakter Neigebaur's bereits so entwickelt, wie er dann später in zahlreichen ähnlichen Werken sich ausprägte. Das zweite ist das bedeutendere. Es werden hier keine persönlichen Erlebnisse erzählt, sondern Schilderungen der Natur, der Bodenschätze, der Bevölkerung und deren Geschichte und Statistik geboten. Das Buch enthält eine ziemlich vollständige Landes- und Volkskunde des Limousin. Zehn Seiten Tabellen zur Gewerbestatistik der Provinz, Abdrücke amtlicher Schriftstücke, ein Lectionskatalog der Universität von Limoges, Wörterverzeichnisse des Volksdialektes werden dem Leser nicht erspart. Aus eigener Erfahrung die Lage der in Frankreich gefangen gehaltenen Soldaten kennend, verfaßte er 1814 eine Denkschrift über die Nothwendigkeit der baldigen und vollständigen Rückführung derselben nach ihrer Heimath. 1815 wurde N. Präfect von Luxemburg und bekleidete, bis er 1826 wieder nach Breslau versetzt ward, verschiedene Richterstellen in den neuen Provinzen. Diese Thätigkeit veranlaßte

die Herausgabe mehrerer Flugschriften über Justizreform in der Rheinprovinz, die verheißene Volksvertretung und einer ganzen Reihe von Werken rechtsgeschichtlichen, praktisch-juristischen und cameralistischen Inhalts, u. a. einer „Statistik der preußischen Rheinprovinzen". 1832 wurde N. als Director des Landesgerichts nach Fraustadt, 1835 als Director des Criminalsenats nach Bromberg versetzt. Im gleichen Jahre fungirte er als Commissar bei der Grenzregulirung zwischen Preußen und Polen. 1842 wollte er sich zur Ruhe setzen, nahm aber noch einmal eine amtliche Stellung als unbesoldeter Generalconsul für die Donaufürstenthümer an, die er 2½ Jahre bekleidete. In die Zeit seines zweiten schlesischen Aufenthaltes fallen mehrere anonyme Schriften zur Zeitgeschichte, u. a. eine „Geschichte der geheimen Verbindungen der neueren Zeit" (1831/34), dann eine Reihe von belletristischen Arbeiten, deren Kern die Verspottung des Junkerthums, besonders des Fürsten Pückler: „Ansichten aus der Cavalierperspective" (1835); „Memoiren eines Verstorbenen" (1835); „Tuttolasso's Wanderungen" (1839) u. a. Noch 1850 entfloß derselben Gesinnung die Flugschrift „Preußen durch seine Aristokratie Deutschlands größter Feind". An der Erörterung der römischen Frage betheiligte er sich gleichfalls mit mehreren Arbeiten, so besonders mit „Der Papst und sein Reich" (2 Bde., 1847). Für das neue Italien war N. mit großer Energie publicistisch thätig und war in den nationalen Kreisen der Halbinsel eine bekannte Figur. Bis zur Herausgabe von Termin-, Schreib- und Hauskalendern für den Bürger und Landmann stieg Neigebaur's fast fieberhafte publicistische Thätigkeit herab, die außer zahlreichen Aufsätzen in Tagesschriften mehr als 100 Bände zwischen 1816 und 1866 zu Tage förderte. In den letzten 20 Jahren seines Lebens, die er meist auf Reisen zubrachte, wandte er sich der Herstellung von Reisehandbüchern („Handbuch für Reisende in Italien", 1826, und „Frankreich" 1832) und der Compilation historisch-geographischer Werke über Sardinien, Sicilien, Südrußland, Dalmatien zu. Das Buch über Sardinien lehnt sich gerade in den wichtigsten Capiteln ganz an Della Marmora's großes Werk und einige minder bedeutende Autoritäten an, und man hat fast den Eindruck, daß es ebensogut auf der Bibliothek einer kleinen deutschen Universität hätte geschrieben werden können. Derselben Gattung gehören dann auch seine „Beschreibung der Moldau und Walachei" (1848), „Dacien" (1851), „Die Südslawen" (1851) an. — Neigebaur's litterarische Wirksamkeit ruhte auf einer vorzüglichen publicistischen Anlage. Beweglichkeit, Fleiß, Beobachtungsgabe ließen ihn auf den verschiedensten Gebieten eine erstaunliche Productivität erreichen, dabei fehlt es seiner geistigen Physiognomie keineswegs an Eigenthümlichkeit; vor allem bildeten in den früheren Arbeiten frische Auffassung, unabhängiges, kühn ausgesprochenes Urtheil, Fülle der historischen oder geographischen Parallelen, endlich praktischer Blick hervorstechende Züge. Später trat aber die Reproductivität an die Stelle selbständiger Fruchtbarkeit und von den meisten Werken der letzten zwei Jahrzehnte Neigebaur's gilt, was Johannes Minckwitz in der Vorrede zu der von ihm im Auftrage Neigebaur's herausgegebenen „Insel Sardinien" (1853) ausspricht, daß es „mehr seine Absicht, die reiche Litteratur der Italiener und der Sarden selbst über dies noch sehr unbekannte Land zu benutzen als seine eigene Ansicht mitzutheilen."

Unsere Zeit, 1866. F. Ratzel.

Neilreich: August N., geb. am 12. December 1803 in Wien, † ebendaselbst als Oberlandesgerichtsrath am 1. Juni 1871, hat sich um die floristische Erforschung seiner Heimath namhafte Verdienste erworben. Nachdem er seine Ausbildung am Gymnasium des Schottencollegiums in Wien erhalten und das Studium der Jurisprudenz auf der Universität seiner Vaterstadt absolvirt hatte, kam er 1828 als Auscultant an das Civilgericht der Stadt Wien, wurde 1847

Civilgerichtsrath und 1850, nachdem er als Mitglied der niederösterreichischen Gerichtseinführungscommission in hervorragender Weise bei den legislativen Arbeiten dieser Körperschaft mitgewirkt hatte, Oberlandesgerichtsrath. Leider hatten die Anstrengungen des Berufs Neilreich's Gesundheit frühzeitig untergraben. Die ersten Anfälle einer Brustkrankheit zwangen ihn, in einem Alter von 53 Jahren um seine Pensionirung nachzusuchen und nach 15jährigem, mit großem Mannesmuthe ertragenen Leiden raffte ihn im J. 1871 der Tod hinweg.

Neilreich's Beschäftigung mit der Botanik, zu der ihn eine schon früh erwachte Neigung hingezogen, erhielt ihre wissenschaftliche Richtung durch die Bekanntschaft, die er im J. 1830 mit dem damaligen Hoffecretär Karl v. Enderes und den österreichischen Botanikern v. Köchel (s. A. D. B. XVI, 405), Welwitsch u. a. machte. Sein richterliches Amt gestattete ihm keine längere Abwesenheit von dem Orte seines Berufs und so nutzte er denn seine freie Zeit um so ergiebiger aus zu einer gründlichen floristischen Erforschung der Umgebungen seiner Vaterstadt. In einem Umfange von drei Meilen in der Runde lernte er das Wiener Gebiet aufs genaueste kennen durch mehr als 800 Ausflüge, welche er in 15 Jahren theils allein, theils in Begleitung botanischer Freunde ausführte. Das Resultat dieser Forschungen war eine im J. 1846 erschienene „Flora von Wien. — Eine Aufzählung der in den Umgebungen Wiens wildwachsenden oder im Großen gebauten Gefäßpflanzen, nebst einer pflanzengeographischen Uebersicht“, wozu schon im J. 1851 Nachträge, meist Ergebnisse weiterer Excursionen, hinzukamen. Die inzwischen eröffneten Schienenwege hatten Wien mit den Alpen in nähere Verbindung gebracht, auch war N. durch seine Ernennung zum Civilgerichtsrath in den Stand gesetzt worden, über seine Zeit mit größerer Freiheit zu verfügen und so benutzte er diese Umstände, um seine Excursionen bis zum Leithagebirge und den Flächen des Neusiedler See's auszudehnen. Die hierbei gemachten Beobachtungen legte er in den erwähnten Nachträgen nieder. Durch den 1851 in Wien ins Leben getretenen zoologisch-botanischen Verein wurde eine erhöhte wissenschaftliche Thätigkeit unter den Naturforschern Oesterreichs im Interesse der Erforschung der heimathlichen Fauna und Flora angeregt. Auch N. betheiligte sich lebhaft an den Arbeiten des Vereins und legte in dessen Schriften in den Jahren 1852—55 eine Reihe werthvoller größerer und kleinerer Abhandlungen nieder. Sie beziehen sich theils auf zweifelhafte oder verkannte Arten der Wiener Flora, theils auf pflanzengeographische Schilderungen („Das Marchfeld, eine botanische Skizze“), theils auf historische Untersuchungen („Geschichte der Botanik in Niederösterreich“). Neben dieser litterarischen Thätigkeit suchte N. auch seine floristischen Forschungen auf weitere Kreise auszudehnen, namentlich die zur Zeit minder bekannten Gebiete von Niederösterreich wissenschaftlich zu erschließen, und selbst als ihn das Mißgeschick seiner Krankheit traf, hielt es ihn nicht ab, seine botanischen Reisen fortzusetzen, welche den Wiener Wald, das Donau- und Marchthal zu Zielpunkten hatten. Außerdem bereiste er das westliche Deutschland, die Schweiz, Tirol, Böhmen und Oberösterreich, nahm auch einen halbjährigen Aufenthalt in Venedig, wodurch er in den Stand gesetzt wurde die Vegetationsverhältnisse dieser Länder mit denen seines engeren vaterländischen Kreises zu vergleichen. Das Resultat dieser unter den schwierigsten Verhältnissen mit eiserner Consequenz durchgeführten Studien war die classische „Flora von Niederösterreich“, welche lieferungsweise in den Jahren 1858 und 1859 erschien und 1866 und 1869 noch zwei Nachträge erhielt. Als der zunehmende Verfall der Gesundheit Forschungen im Freien nicht mehr zuließ, wandte sich N. der kritischen Sichtung und Registrirung der botanischen Litteratur zu, soweit sie sich auf die Floren der Länder des österreichischen Kaiserstaates, Siebenbürgen ausgenommen, bezieht. So entstanden in

rascher Folge 1861 „Nachträge zu Maly's Enumeratio plant. imper. austr.“; 1866 „Aufzählung der in Ungarn und Slavonien bisher beobachteten Gefäßpflanzen“ (Nachträge dazu 1870); 1867 „Diagnosen der in Ungarn und Slavonien bisher beobachteten Gefäßpflanzen, welche in Koch's Synopsis nicht enthalten sind“; 1868 „Ueber Schott's Analecta botanica“ (Sitzungsberichte der österreichischen Akademie der Wissenschaften); „Vegetationsverhältnisse von Kroatien“ (Abhandlungen der zoologisch-botanischen Gesellschaft in Wien) und endlich 1869 noch ein Nachtrag zu letzterer Arbeit. Die fast fieberhafte Thätigkeit, welche N. bei der Herausgabe der genannten Publicationen entfaltete, entsprang seinem körperlichen Zustande, den er für gefahrdrohender hielt, als er wirklich war, weshalb er auch stets zu einem Abschlusse seiner Arbeiten drängte und das ihm später noch zugeflossene Material in verschiedenen Nachträgen verwerthete.

Ohne Zweifel gehört N. zu den bedeutendsten Floristen Oesterreichs in neuester Zeit. Die Vorzüge seiner Werke liegen außer in einer auf Grund scharfer Beobachtungsgabe treffend gegebenen Charakteristik der behandelten Pflanzenspecies, ganz besonders in der außerordentlichen Gründlichkeit, welche Plan und Ausführung aller seiner Arbeiten zeigen, sowie in der gewissenhaftesten Benutzung der litterarischen Quellen. In letzterer Beziehung steht er geradezu unübertroffen da und was er auf dem Felde der Nomenclatur und Synonymie durch Klärung und Berichtigung unsicherer oder unrichtiger Angaben geleistet, sind historisch werthvolle Documente geworden, unschätzbar für jeden künftigen Bearbeiter der österreichischen Florengebiete. Man kann in diesem, sämmtlichen Arbeiten gemeinsamen Charakter vielleicht eine geistige Einwirkung seines juristischen Berufes erkennen. Sie scheint besonders scharf in seiner Erstlingsarbeit „Flora von Wien“ hervorzutreten in der Art und Weise, wie er bei Feststellung der Speciescharaktere die Constanz der Merkmale mit juristischer Strenge beurtheilt, so daß er vielfach auch Artenreductionen gab, die den Widerspruch der Botaniker erregten. In seinen späteren Arbeiten hat er indessen den entgegenstehenden Ansichten namhafte Concessionen gemacht und doch läßt sich nicht bestreiten, daß Neilreich's Wirken gerade nach dieser Richtung hin besonders segensreich für die botanische Wissenschaft gewesen ist, da es der in der Behandlung des Speciesbegriffs eingerissenen Principlosigkeit wirksam gesteuert hat. In der Beurtheilung der Verdienste Anderer hat N. stets volle Objectivität sich zu bewahren gewußt, so daß auch seine Polemik stets sachlich blieb. Diesem Umstande, neben seinem gründlichen Wissen und der Liebenswürdigkeit im persönlichen Umgange verdankte es N., daß ein großer Kreis junger, strebsamer Botaniker sich um ihn schaarte, unter denen manche, wie Celakovsky, Kanitz u. a. sich später einen wohlbegründeten Ruf in der botanischen Litteratur erwarben.

Es hat dem rastlos thätigen und dabei doch anspruchslosen Manne nicht an äußerer Anerkennung gefehlt, wenngleich sie ihm auch erst im vorgerückteren Lebensalter zu Theil wurde. Von der Wiener philosophischen Facultät wurde er zum Doctor honoris causa creirt, von den Akademieen zu Wien und Pest zum correspondirenden, von vielen anderen gelehrten Gesellschaften zum Ehrenmitgliede ernannt. Für die Wissenschaft aber bleibt sein Name erhalten in der Compositengattung Neilreichia, die ihm Fenzl gewidmet und in einigen Pflanzenarten aus anderen Geschlechtern.

Skofitz, Oesterr.-bot. Zeitung 1859. — Bot. Zeitung 1871.

E. Wunschmann.

Neimans: Richard Freiherr v. N., Afrikareisender, geborener Pfälzer, studirte die Rechtswissenschaft, machte das juristische Doctorexamen, wurde zum königlich baierischen Kammerjunker ernannt und bildete sich in den orientalischen Sprachen, besonders im Arabischen, aus. Im Herbst 1856 kam N. zu Kairo

an, um sich für eine Forschungsreise nach Darfur und Wadai vorzubereiten. Es konnte zu jener Zeit keinen gefährlicheren Weg in das centrale Afrika geben als diesen. Darfur war seit Browne nicht mehr, Wadai noch gar nie von einem Europäer besucht worden. Indessen erweckte die Umsicht und Energie, mit welcher N. seine Vorbereitungen traf, die größten Erwartungen. Dr. Bilharz schrieb damals: „Lange Jahre mögen vergehen, ehe ein körperlich und geistig gleichbefähigter Reisender in diese Länder dringen wird.“ N., welcher die Abneigung Darfurs gegen alles Aegyptische seit der Annexion Kordofan's durch Mehemet Ali kannte, reiste im Frühjahr 1857 nach Djeddah, um sich eine Empfehlung des Scherifs von Mekkah zu verschaffen und als er dort hingehalten wurde, im December nach Konstantinopel, wo er sich die besten Empfehlungen verschaffte. Eine aus Darfur in demselben Jahre in Kairo eingetroffene Gesandtschaft eröffnete ihm bessere Aussichten für sein Vordringen in dieser Richtung und er war bereit, am nächsten Tage (16. März 1858) seine Reise anzutreten, als er an einem Starrkrampf in Folge einer Zahnoperation unerwartet rasch im Alter von 28 Jahren verschied. N. veröffentlichte einige Arbeiten zur Geographie und Statistik Aegyptens und über Ed. Vogel's Reise in den Geographischen Mittheilungen von 1856—58, ferner: „Das rothe Meer und die Küstenländer im Jahre 1857 in handelspolitischer Beziehung“, mit Karte, in Z. d. D. Morgenländ. Gesellschaft.

Briefe von Heuglin und Bilharz in den Geogr. Mitth. 1858, von Prokesch-Osten in Z. d. D. Morgenländ. Ges. 1858. F. Ratzel.

Neipperg: Adam Albert Graf N., k. k. Feldmarschalllieutenant, Commandeur des Militär-Maria-Theresien-Ordens, zweiter Inhaber des Husarenregiments Erzherzog Ferdinand Nr. 3, Ehrencavalier der Erzherzogin Maria-Louise, Herzogin von Parma, Piacenza und Guastalla, Oberbefehlshaber der parmaischen Truppen und Minister der auswärtigen Angelegenheiten der genannten Länder, wurde am 8. April 1775 zu Wien geboren und starb am 22. Februar 1829 zu Parma. Seine Eltern waren der ehemalige kaiserliche Gesandte an verschiedenen deutschen Höfen und am Reichstage zu Regensburg, Leopold Josef Graf N. und Ludovica Gräfin N., geborene Gräfin Hatzfeld-Wildenburg. Namentlich seines Vaters Mühen und Sorgfalt dankte N. die Grundlage zu seiner vielseitigen Bildung und zur Entwicklung seiner vornehmen, gediegenen Charaktereigenschaften. Für den militärischen Beruf wurde er dagegen von 1789 an in der Karlsschule zu Stuttgart vorbereitet, worauf er im Winter 1790—1791 in das k. k. Husarenregiment Graf Hadik, später Blankenburg Nr. 6 trat. Mit diesem kämpfte er als Cadet 1791 in den Niederlanden gegen die Patriotenliga, dann als Fähnrich, Lieutenant und Oberlieutenant 1792—1794 gegen Frankreich. N. war während dieser Jahre nominell bei den Infanterieregimentern Nr. 21 und 23 eingetheilt und fand auch vorübergehend als Adjutant und Generalstabsofficier Verwendung. Ueberdies erscheint es bemerkenswerth, daß N. an fast allen Kämpfen jener Zeit theilzunehmen in die Lage kam und schon in den niederen Chargengraden reges Handeln, gute Auffassung und unerschütterliche Ausdauer bethätigen konnte. Sprechende Beweise für seine verschiedenfältige Brauchbarkeit und persönliche Tapferkeit bieten die Relationen der damaligen Kriege, namentlich jene über die Gefechte und Schlachten bei Jemappes am 6. November 1792, Wattignies am 15. und 16. October 1793, an der Sambre am 11. und 12. Mai, Rouvroy am 13. Mai, Erquelinne 24. Mai, Thuin am 18. Juni 1794; dann seine Verwundungen bei Cerfontaine durch einen Stich in den rechten Arm, bei Thuin mittelst eines Schusses am Fuße und bei Doelen, wo er infolge von neun Wunden, worunter ein Säbelhieb über das rechte Auge, kampfunfähig wurde und in

Gefangenschaft gerieth. Letzteres, am 14. September 1794 stattgehabte hartnäckige Gefecht bildete den ehrenvollen Schluß jener wohl nur theilweise durchgeführten, jedoch höchst schwierigen Vertrauensmission, welche N. am 2. September an der Spitze von 33 Reitern mit der Bestimmung angetreten hatte, den Commandanten der holländischen Festungen und jenem der hinter der Aa stehenden englischen Armee schriftliche und mündliche Botschaften zu überbringen. In der Gefangenschaft verblieb N. bis Mitte des Jahres 1795, im August meldete er sich wieder beim Heere, woselbst ihm vom Generalstabe noch nachträglich für seine trefflichen Dienste und die vielfach bewiesene Tapferkeit, Klugheit und unermüdete Thätigkeit lobende Zeugnisse zugestellt worden sind. N. wurde nun bei den Gefechten um die Mainzer Linien und bei den Operationen gegen Mannheim und Trier verwendet, sowie den Waffenstillstandsverhandlungen mit Marceau beigezogen; am 14. November avancirte er zum Hauptmann im Generalstabe; Anfangs des Jahres 1796 erhielt er seine Eintheilung bei der Armee in Italien. Auch dort entwickelte er in einer großen Anzahl von Kämpfen nie ermattende Thatenlust, dann eine überraschende Gewandtheit in der Leitung von detachirten Colonnen, Recognoscirungsabtheilungen, im Brücken- und Schanzenbau. Gelegentlich des ersten Entsatzversuches von Mantua lobt Generalmajor Ott „den, ihm alle Zeit zur Seite gewesenen, in Ueberbringung der Befehle und Selbstanführung der Truppen unermüdlichen Hauptmann Grafen N.“; beim zweiten Entsatzversuche machte sich N. durch kühne, andauernde Streifungen vortheilhaft bemerkbar und er hat nach dem Zeugnisse des Generals Schubirz bei Leitung des Verschanzungsbaues in den kärntnerischen Pässen „in wenigen Tagen außerordentliche Arbeiten zu Stande gebracht“; im November berichtete Feldzeugmeister Baron Alvinczi und General Prinz Hohenzollern, daß sich N. jederzeit und namentlich bei Bassano am 2. bis 4., Caldiero am 12. und Arcole am 15. bis 17. November ganz besonders hervorgethan und vorzüglich ausgezeichnet; während der vierten Vorrückung gegen Mantua endlich wird N., der am 15. Januar 1797 am Montebaldo ein Pferd unter dem Leibe verlor und eine Contusion am Fuße erhielt, von den Generalen Laudon und Liptai, unter welchen er an allen Kampfesaffairen mitwirkte, rühmlich und „auf das dringendste“ empfohlen. Nicht minder hervortretende Beweise von richtigem Erfassen der taktisch-strategischen Verhältnisse, nebst nachhaltiger Einflußnahme auf die Truppe und den Landsturm bekundete N. 1797 bei der Vertheidigung Tirols. Schon nach dem Gefechte bei Meran am 31. März berichtete Generalmajor Laudon, „daß Hauptmann Graf N. in diesem Gefechte bei der Leitung der Truppen durch das Gebirge und bei Aneiferung derselben im Kampfe durch seine Thätigkeit wesentliche Dienste geleistet habe“; nach der Diversion gegen Caltern und Neumarkt wurde relationirt, „es habe Hauptmann Graf N. seine Abtheilungen so gut geleitet, daß ihre Bestimmung nicht vollkommener hätte erreicht werden können“; nach dem Vordringen bis Roveredo meldet Laudon „es beweise der über alle Erwartung gute Erfolg, wie thätig und zweckmäßig die Vorschritte des Hauptmanns Grafen N. gewesen. Die erfochtenen Vortheile seien der Schnelligkeit und Richtigkeit seiner Bewegungen zu danken“. Nachdem sich N. somit unter höchst schwierigen Umständen bestens bewährt und auch jederzeit mit seltenem Takte des Benehmens, dann sprachgewandt und überzeugend zu wirken wußte, so wurde er im April behufs Beruhigung der bewaffneten Landbevölkerung und Festsetzung der Demarcations-Linie nach Südtirol entsendet. Seine Bemühungen dortselbst fanden bald den erwünschten Erfolg, namentlich als er zu Verona, bis wohin schon die Empörung gegen die Franzosen gedrungen, mit General Balland einen Vertrag geschlossen hatte, durch welchen Südtirol vom Feinde freigehalten wurde. Noch

heute lebt diese erhebliche Leistung Neipperg's in Tirols Erinnerungen fort; unmittelbar nach derselben wurde aber N. sowohl des Feldmarschalllieutenants Baron Kerpen, als des Generals Baron Laudon, des Landescommissärs Grafen Lehrbach und des Landeshauptmanns Grafen von Wolkenstein lebhafter Dank ausgedrückt für den im Interesse des Heeres und des Landes Tirol bei steter Geistesgegenwart und Festigkeit entwickelten Scharfblick und Muth; die Landesvertheidigungscommission überreichte N. eine silberne Ehrenmedaille; im Armeebefehle wurde ihm „über seine bei der Vertheidigung Tirols geleisteten Dienste die ganz besondere Zufriedenheit des Kaisers, sowie die Allerhöchste Zusicherung baldiger Beförderung" bekannt gegeben. Dieser Zusage machte sich N. auch 1798 und 1799 würdig: im J. 1798 durch umsichtsvolle Führung des Statcommandos zu Trient, welches auch die Ueberwachung der Grenzpostirung, der Landesbefestigung Südtirols, der Verhandlungen über Grenzstreitigkeiten, Räubereien etc. in sich schloß; im Jahre 1799 bei der Leitung der Operationen des Generals Vukassovich in der linken Flanke des gegnerischen Hauptheeres, welche zu den Entscheidungen der Schlachten bei Magnano am 5. April, bei Cassano am 26. und 27. April in nicht geringem Maße beitrugen und dann die Gefangennahme der Division Serrurier zu Verderio am 28. April bewirkten. Letztere Unternehmung erfolgte auf den directen Vorschlag Neipperg's, weshalb Feldmarschall Suworow in seiner Schlußrelation ausdrücklich und unter den rühmlichsten Lobsprüchen „um die Majorstelle für den braven Hauptmann Grafen N." bat. Nun führte N. mit vollster Sicherheit die Division Vukassovich anfänglich in der Richtung gegen den St. Gotthard, dann gegen Turin und vollzog so in erwarteter Weise die Instruction, die der Generalquartiermeister Marquis Chasteler mit dem Beifügen erlassen hatte, „daß unter des Generals Vukassovich Befehlen die Leitung dieser wichtigen Operation dem tapferen und geschickten Hauptmann Grafen N. anvertraut werde". Während dieser Vorwärtsbewegung avancirte N. wenige Tage nach dem Einmarsche in Vercelli zum Major im Generalquartiermeisterstabe. Als solcher erfreute er sich gleichfalls des Glückes, seine Fähigkeiten und seine Kriegserfahrung in mehrfältiger Art bethätigen zu können, und bietet diesbezüglich das Studium der Kämpfe der vielverwendeten Division Vukassovich und des Corps Kaim in den Jahren 1799—1801 eine erstaunliche Ausbeute für seine rastlosen, vortrefflichen Leistungen. Sein Name reiht sich rühmlichst an jene seiner Befehlshaber, jede bedeutende Action läßt seine hervorragende Antheilnahme erkennen. Von ihm stammen die Vorschläge zur Beschießung Casale's, zur Deckung der gegen die Riviera abziehenden Hauptarmee, für den Ueberfall der Vertheidiger des Mont Cenis, für die Postirung an der piemontesisch-französischen Grenze, sowie zu fast allen Unternehmungen des Corps Kaim bis zur Schlacht bei Marengo; im Kampfe selbst stand N. stets in den ersten Reihen, so bei Casale am 17. Mai, zu Rivoli bei Turin am 16. September 1799, bei der Bewältigung der Mont Cenis-Stellung und Gefangennahme des Generals Caffre am 7. und 8. Januar, bei Marengo am 14. Juni 1800 ꝛc.; überdies fallen in diese Zeit auch Neipperg's Thätigkeit als Organisator der piemontesischen Armee und Vermittler bei den häufigen Verhandlungen mit dem Gegner zu Turin, Mailand, Paris. Von letztangedeuteter Mission zurückgekehrt, kam N. als Generalquartiermeister zur Besatzung von Mantua und nachdem er dortselbst längere Zeit krank gelegen, erhielt er die Eintheilung bei dem Husarenregiment Nr. 5. In dessen Verbande nahm er an der Schlacht am Mincio am 25. und 26. Dezember 1800 ehrenvollen Antheil, indem er unter General Rousseau dem Feinde in die Flanke fiel und denselben an der Wegnahme der am Mincio gelegenen Verschanzungen bis zum allgemeinen Rückzuge behinderte. Sowol General Rousseau als der Oberbefehlshaber General der Cavallerie Graf Bellegarde lobten die wichtigen Dienste, welche N. geleistet.

Ihm gebührt auch die Anerkennung während mehrerer im J. 1801 stattgehabter Waffenstillstandsverhandlungen durch Klugheit den Gegner mit einzelnen seiner Truppentheile zur Unthätigkeit veranlaßt zu haben. Noch in diesem Jahre wurde N. am 18. Juni, und zwar vorzugsweise für den Tag bei Verderio, das Ritterkreuz des Militär-Maria-Theresien-Ordens verliehen, worauf er am 31. Juli 1804 zum Oberstlieutenant im Ulanenregiment Nr. 2 vorrückte, jedoch am 1. Juni 1805 wieder zum Husarenregiment Nr. 1 rückversetzt wurde. Mit diesem kämpfte er bei Caldiero am 30. October, dann als äußerst thätiger Nachhutcommandant am Tagliamento am 13. November, bei Cormons am 15. November, bei Idria am 26. November 1805. Im Jahre 1806 avancirte N. zum Obersten, als welcher er vom October 1806 bis October 1808 mit seinem und dem Kürassirregimente Sommariva am Bug und der Weichsel den sogenannten Neutralitäts-Grenzcordon gegen Warschau zu bildete. Bei diesem verantwortungsvollen Commando traten erneut seine militärischen und diplomatischen Talente bestens zu Tage und trug sein achtunggebietendes, standhaftes Verhalten ganz besonders dazu bei, alle sich ergebenden Mißverständnisse, Gesetzesverletzungen, Ausschreitungen im Keime zu ersticken. Nicht weniger tadellos und verdienstvoll war Neipperg's Verwendbarkeit 1809 als Generaladjutant des Erzherzogs Ferdinand, Commandant des 7. Armeecorps, bei dessen Vorrücken nach Polen, dann beim Abschlusse der Capitulation von Warschau im April und bei den Unterhandlungen mit dem Fürsten Poniatowski zu Krakau im Juli. Daß er bei letzteren dem Rechte nicht durch Gewalt Geltung zu verschaffen suchte, gibt Zeugniß von Neipperg's scharfer Erkenntniß höherer politischer Rücksichten. Eine andere, unter den damaligen Verkehrsverhältnissen ungewöhnliche Leistung war ferner Neipperg's Dirigirung österreichischer verwundet und gefangen gewesener Krieger im J. 1810 auf dem Marsche von Frankreich nach Oesterreich. Hierauf wurde N. im Juli 1811 als k. k. außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister nach Stockholm entsendet; dort hat sein zuverlässiges, wohlbedachtes Wirken neuerdings das in ihn gesetzte Vertrauen bestätigt und ihm die Aufgabe erleichtert, Schwedens Beitritt zur Coalition im Tractate zu Oerebro zu vermitteln. Und als darauf Schwedens König im Jahre 1813 sein Heer nach Deutschland führte, eilte N. in das Hauptquartier des Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg nach Gitschin, wo ihm das Interimscommando der 2. leichten Division mit dem Auftrage überwiesen wurde, die schlesisch-sächsische Grenze zu überwachen, den Marsch der aus Schlesien zur Hauptarmee abrückenden alliirten Truppen zu decken und mit Blücher die Verbindung zu erhalten. In vier Abtheilungen geschieden, von mehreren Seiten mit überwiegender Kraft bedrängt, täuschte N. theils kämpfend, theils manövrirend den Gegner derart, daß ihm Schwarzenberg schon am 23. August seine „vollkommene Zufriedenheit über die Zweckmäßigkeit und Standhaftigkeit seines Benehmens“ zu erkennen gab und am 25. August dessen „ebenso angemessenen als unerschrockenen Einleitungen und einsichtsvollen Vorkehrungen“ dankend beistimmte. Und da N. weiterhin in den Kämpfen bei Rumburg, Nimes, Wartenberg, Neuschloß, Kratzen, Gabel, Reichenberg, Bielstein, Stolpen, Pillnitz, Paunsdorf, Leipzig, Zwenkau zum günstigen Ausgange der Heeresoperationen außerordentlich förderlich beigetragen hatte, so wurde er in Anerkennung hierfür am 20. October zum Feldmarschalllieutenant ernannt, am gleichen Tage mit der Ueberbringung der Siegesnachricht nach Wien ausgezeichnet und im Jahre 1815 unter die Commandeure des Militär-Maria-Theresien-Ordens aufgenommen. Bereits im Monate November begab sich N. wieder zum Heere, welches er jedoch anfangs December neuerlich verließ, nach Neapel reiste und dort im kaiserlichen Auftrage den König Joachim Murat am 8. Januar 1814 zum Abschlusse eines Allianztractats bewog und dann

am 3. Februar zu Murat's Gunsten mit dem englischen Oberbefehlshaber in Sicilien, Lord Bentinck, einen Waffenstillstand abschloß. Drei Tage später befand sich N. wieder auf dem Wege zum kaiserlichen Heere, in dessen Reihen er das Commando der hinter dem Mincio aufgestellten Vorhutdivision übernahm und den Gegner bis zur Einstellung der Feindseligkeiten am 15. April in Schranken zu halten wußte. Hierauf schloß N. mit den gegnerischen Befehlshabern eine Reihe höchst vortheilhafter Conventionen, welche das Vorrücken bis Turin anstandslos möglich machten. N., dessen hervorragende, vielseitige Verwendbarkeit am 31. Mai 1814 durch die Ernennung zum zweiten Inhaber des Husarenregiments Nr. 3 geehrt wurde, erhielt nunmehr im Juli den Auftrag, die Erzherzogin Marie Louise auf ihren Reisen in die Bäder von Aix und in der Schweiz zu begleiten. Diesem in ihn gesetzten Vertrauen folgte im nächsten Jahre die Aufforderung, die schwerbeeinträchtigten Interessen der hohen Frau auf dem Congresse zu Wien zu vertreten. Und als es hierbei Neipperg's wohldurchdachtem beredten Eingreifen gelungen war, Erzherzogin Marie Louise den Thron von Parma, Piacenza und Guastalla zu sichern, erhob ihn dieselbe dankbarst zu ihrem Ehrencavalier, Oberbefehlshaber der parmaischen Truppen und Minister der auswärtigen Angelegenheiten. In dieser Stellung verblieb N. bis zu seinem Tode treu seiner Regentin, doch auch treu und opferbereit seinem Kaiser. Denn noch 1815 führte er eine k. k. Division im Feldzuge gegen Murat und besetzte Neapel; 1821 befehligte er die kaiserlichen und alliirten Truppen am rechten Ufer des Po. N., dessen edel und vornehm entwickelter Charakter das Herz Aller zu gewinnen wußte, vereinte die trefflichsten militärischen Eigenschaften mit vorzüglichen, staatsmännischen Gaben; taktisch-strategische Sicherheit, rasche Conceptionsbefähigung, Gleichmuth im Glück und Unglück, Festigkeit und Klugheit in allen Lagen des Lebens, Sprachkenntnisse, einnehmendes Benehmen, vor allem aber Treue zum Monarchen und Liebe zum Vaterlande lenkten und unterstützten jede seiner Handlungen. Er war zweimal verehelicht; vorerst mit Gräfin Pola, † am 23. April 1815, dann morganatisch mit Erzherzogin Marie Louise; ersterer Verbindung entstammen die Fürsten N., letzterer die Fürsten Montenuovo.

Schels, Oesterr. milit. Ztschft. 3. Bd. Wien 1830. — Szöllösy, Tagebuch gefeyerter Helden ꝛc. Fünfkirchen 1837. — Hirtenfeld, Der Militär-Maria-Theresien-Orden ꝛc. Wien 1857. — Wurzbach, Biogr. Lex. d. Kaiserth. Oesterreich. 20. Th. Wien 1869. Schzl.

Neißer. Fünf Brüder dieses Namens lebten im zweiten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts zu Sehlen in Mähren, wo sie im Jahre 1717 durch den Zimmermann Christian David im evangelischen Sinne auf die Nothwendigkeit einer Erneuerung ihres religiösen Lebens hingewiesen wurden. Schon damals hegten sie den Wunsch, sich in einem evangelischen Lande anzusiedeln, um ungestört ihrem Glauben leben zu können. Mehrere Jahre vergingen jedoch, bis ihnen die Möglichkeit denselben auszuführen geboten wurde. Erst zu Pfingsten 1722 konnte ihnen Christian David die frohe Botschaft überbringen, daß er in dem Grafen von Zinzendorf den Mann gefunden, der bereit sei, den Erweckten in Mähren eine Unterkunft auf seinem Gute Berthelsdorf in der Oberlausitz zu gewähren. Infolge dieser Mittheilung entschlossen sich zwei der Gebrüder N., Augustin und Jacob, beide Messerschmiede, ihre Heimath zu verlassen und sich der Führung Christian David's anzuvertrauen. Am Mittwoch nach Pfingsten 1722 machten sie sich auf mit ihren Frauen und vier Kindern, begleitet von ihrem Vetter Michael Jäschke, und erhielten, auf den Gütern des Grafen von Zinzendorf angelangt, den Platz am Hutberg an der Landstraße von Zittau nach Löbau zur Besiedelung angewiesen. Am 17. Juni desselben Jahres wurde von ihnen der erste Baum zu dem ersten Hause von Herrnhut gefällt. Die

Brüdergemeine bezeichnet daher Augustin und Jacob N. als die „Erstlinge zu Herrnhut“. Ein Jahr später folgten die drei in Sehlen zurückgebliebenen Brüder mit ihren Familien in aller Stille nach und vermehrten die Zahl der in Herrnhut angesiedelten Exulanten um achtzehn Personen. Vgl. E. W. Cröger, Geschichte der erneuerten Brüderkirche. Theil 1. Gnadau 1852. 8⁰. S. 18, 19, 28, 52. Dieser Familie gehören die beiden folgenden Männer an, die in einigen ihrer Kirchenlieder noch heute in der Gemeine fortleben.

Friedrich Wenzel N., geb. am 16. November 1716 zu Sehlen, der Sohn Augustin Neißer's, kam mit seinen Eltern im Jahre 1722 nach Herrnhut, wo er seine Erziehung erhielt. Wegen seiner „besonderen Fähigkeit und Activität“ nahm ihn Zinzendorf bald in seine Dienste; N. begleitete diesen im J. 1736 auf einer Reise in die Wetterau, 1737 nach Livland und in demselben Jahre nach England, wo wir ihn noch 1738 finden. Auch die nächsten Jahre waren einer wechselvollen Thätigkeit im Dienste der Gemeine gewidmet, welche N. zuerst nach Kopenhagen, dann in die Schweiz, endlich nach Berlin führte. In Berlin nahm er an den Verhandlungen über die Begründung der schlesischen Brüdergemeinen in Gnadenfrei und Gnadenberg regen Antheil. Als im Jahre 1764 auf dem ersten Verfassungssynodus zu Marienborn ein Directorium, in dessen Händen die oberste Leitung der Unität ruhen sollte, eingesetzt wurde, wurde N. Mitglied desselben. Der zweite Verfassungssynodus zu Marienborn im Jahre 1769 verwandelte das bisherige Directorium in die noch heute bestehende „Unitäts-Aeltesten-Conferenz“, welche sich aus drei neben einander geordneten Collegien zusammensetzt. N. trat in das dritte derselben, in das Dienercollegium, ein und erhielt als Aufenthaltsort Barby angewiesen. Seit 1775 gehörte er der Missionsdeputation an. Er starb am 12. October 1777 in Barby. Von seinen Liedern, die in den Jahren 1736—1748 entstanden sind, sind nur wenige noch in der Gemeine gebräuchlich; am bekanntesten dürfte folgendes sein: „So wie's der Heiland verheißen hat“ (Nr. 209 im kleinen Gesangbuch der evangel. Brüdergemeine, Gnadau 1870. 8⁰) und namentlich aus dem Liede: „Du für die Sünder geborner Christ“ (Nr. 436) die vierte Strophe: „Singt, ihr Erlösten, singt groß und klein.“ Eine vollständige Aufzählung von Neißer's Liedern (25 an der Zahl) giebt [Christian Gregor] Historische Nachricht vom Brüdergesangbuche des Jahres 1778 und von dessen Liederverfassern. 2. Aufl. Gnadau 1851. 8⁰. S. 200. Nur 11 dieser Lieder sind in das neue kleine Brüdergesangbuch aufgenommen worden.

Nach einem handschriftlichen Lebenslaufe (R. 22 Nr. 23 r.) im Archive zu Herrnhut und Notizen bei Cröger a. a. O.

Georg N., der Vetter des oben Genannten, geb. am 11. April 1715 zu Sehlen, war der Sohn eines der N., die erst im Sommer 1723 nach Herrnhut übersiedelten. In den Jahren 1724—1732 besuchte er die von Zinzendorf begründete Schule zu Großhennersdorf bei Herrnhut. Als im Jahre 1735 zehn mährische Brüder nach Georgien in Nordamerika abgingen, um den dortigen Indianern das Evangelium zu bringen, befand sich N. unter dieser Zahl. Im Februar 1736 langte die kleine Schaar am Savannahflusse an, wo ihnen fünfzig Acker Landes angewiesen wurden. Unter Spangenberg's tüchtiger Leitung blieb ihre Arbeit nicht ohne Erfolg, so daß bald eine Gemeine begründet werden konnte. Welche Bedeutung N. bei diesen Vorgängen hatte, ist nicht zu ermitteln. Lange Zeit währte sein Aufenthalt in Georgien jedesfalls nicht, denn bereits im folgenden Jahre (1737) hören wir, daß er nach Pennsylvanien übersiedelte, wo die Schwenkfelder eine Kolonie angelegt hatten. Im Jahre 1741 kam dann Zinzendorf nach Pennsylvanien, und es begannen dort die Gründungen der amerikanischen Brüdergemeinen, deren größte Bethlehem wurde. In dem

Dienste der nordamerikanischen Gemeinen ist N. sein übriges Leben hindurch thätig gewesen und auch in Amerika gestorben. Das Jahr seines Todes ist nicht bekannt; jedesfalls erfolgte er nach 1758, da die wenigen Notizen von seiner Hand (Unitätsarchiv zu Herrnhut, R. 22 Nr. 1 c), denen wir hier folgen, nach dieser Zeit niedergeschrieben sein müssen. Von den 4 Liedern, die Gregor (a. a. O. S. 200) ihm zuschreibt, sind nur 3 sein Eigenthum. (1093, 14 des Brüdergesangbuches vom Jahre 1778 gehört Zinzendorf.) Am bekanntesten sind die beiden Lieder: „Für uns war kein Retten" (Kleines Gesangbuch Nr. 415. Strophe 2 ist von Gregor) und „Jesu durchgegrab'ne Hände" (ebend. Nr. 969).

H. A. Lier.

Neithardt: Heinrich August N., der Gründer des Berliner Domchores; obgleich man formell den König Friedrich Wilhelm IV., Felix Mendelssohn-Bartholdy und den Major Einbeck als die Gründer nennen müßte, so ist doch N. von Anfang derjenige gewesen, der mit den ihm übergebenen Kräften, die er sich aus der heranwachsenden Jugend dann selbst vorbildete, die Leistungen zu erzielen wußte, die dem Chore einen Weltruf verschafften. Am 10. August 1793 zu Schleiz in niederem Stande geboren, erlernte N. die Musik bei einem Stadtmusikus in handwerksmäßiger Weise. Seinem höheren Streben genügte aber diese rein praktische Ausbildung nicht und als er zunftmäßig ausgelernt hatte, nahm er aus eigenem Drange bei dem bekannten Hoforganisten Ebhardt in Pianoforte, Orgel und Compositionslehre Unterricht. Die Freiheitskriege gaben diesem stillen Studium einen anderen Weg und er zog hinaus für sein Vaterland zu kämpfen. Im Nachtquartier und Bivouac componirte er Märsche und andere kleine Stücke für Jägermusik, bei der er stand, und sie erregten so freudiges Interesse, daß man ihn nach dem Kriege bewog, als Stabsoboist einzutreten. Ohne Mittel in der Hand sah er wohl ein, daß im ausgesogenen lieben Vaterlande für einen bescheidenen Musiker keine Schätze zu erwerben waren und so diente er bis zum Jahre 1822 als Stabshautboist im Garde-Schützenbataillon, componirte und arrangirte Märsche, Tänze, Ouvertüren u. a. und zeichnete sich in jeder Hinsicht in einer Weise aus, daß man ihn zum Kaiser Franz-Grenadierregiment versetzte, wo er zugleich Gelegenheit fand, sich an der Reorganisation der Militärmusik lebhaft zu betheiligen. Sein Name drang aber ganz besonders durch den glücklichen Treffer in weitere Kreise, den er mit dem Liede „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben" that. Das Lied drang rasch ins Volk und erklang in allen Gauen des Vaterlandes. Theodor Rode gibt nach Neithardt's eigenen Angaben das Jahr 1826 an, während von Ledebur (Berliner Tonkünstlerlexikon p. 390) das Jahr 1830 als Entstehungszeit des Liedes verzeichnet. Eine so große Wirkung übte das Lied damals aus (das Gedicht ist von dem Gymnasialdirector Prof. Thiersen), daß ihm seine Vaterstadt Schleiz (1838) das Ehrenbürgerrecht verlieh. 1839 erhielt er den Titel königl. Musikdirector. 1840 nahm er den Abschied und 1843 ernannte ihn König Friedrich Wilhelm IV. zum Unterdirigenten, respective Gesanglehrer des zu gründenden Domchores, das heißt, N. wurde die praktische Ausführung des Planes übergeben und die anderen Herren revidirten und ließen ihre Weisheit in Worten leuchten. Bis dahin wurden die liturgischen Chöre (siehe oben S. 298 den Artikel Naue) von Domschülern und Seminaristen ausgeführt und bei Hofe von dem sogenannten „kleinen Capellchor", der unter Grell's Leitung stand. Diese beiden Chöre wurden nun vereint und Neithardt's Aufgabe und Bestreben ging vor allem dahin, sich aus den Schulen die besten Kräfte auszusuchen und zu bilden. Da mit den nöthigen Geldmitteln nicht gespart wurde, so hatte er bald eine Auswahl, wie sie eben nur eine große Stadt bieten kann, sowohl an Knaben- als Männerstimmen. N. hatte ein bewundernswerth

seines Ohr und die gehörige soldatische Energie, die wilde Jugend im Zaum zu halten. Wer je einer Probe des Domchores beigewohnt hat und beobachtete, wie er, am Notenpult sitzend, die aufgeschlagene Partitur vor sich, mit seinen kleinen scharfstechenden Augen den Chor leitete, die musikalischen Bösewichter anblickte, auch, wenn alles nichts half, aufstand und dem betreffenden Jungen die falsche Note mit einer praktischen Handbewegung herausschlug, dem wurde klar, wem man die wonnigen Harmonieen, leise hinschwebend, crescendo anwachsend bis zum Jubel der Stimmen zu verdanken hatte. Wer den Domchor in den fünfziger Jahren nicht gehört hat, der weiß überhaupt nicht, welche mächtige Wirkung im reinen Chorgesange verborgen liegt. Im J. 1845 ernannte der König N. zum alleinigen Dirigenten des Chores. — Ein N. ersteht nicht alle Tage! der Eine hat zwar das feine Gehör, doch keine Directionsgabe, die bei einer Schaar von 40 Knaben im Alter von 7—12, 13 Jahren noch in anderer Weise gehandhabt werden will, als bei einem Damenchor, der Andere ist wol ein vorzüglicher Dirigent, doch ihm fehlt die Gabe große Chormassen zum verständnißvollen periodisch gegliederten Vortrage anzuleiten, und so ist der heutige Domchor nur noch eine schöne Erinnerung an die einstige Glanzzeit. N. griff mit sicherer Hand, wol auch unterstützt durch v. Bunsen und v. Winterfeld in die Schätze der altclassischen Gesangsperiode des 16. Jahrhunderts und hat dann selbst durch die Verlagshandlung von Bote und Bock in Berlin einen kleinen Theil derselben herausgegeben, betitelt: „Musica sacra“, Band VI und VII. Der 5. Band rührt zwar auch von ihm her, doch wurde der Inhalt wol mehr durch die Verlagshandlung beeinflußt, während der 6. und 7. Band so recht die Schätze der alten Musik eröffnen. N. hat viel Männerquartette geschrieben und herausgegeben, ebenso Lieder für eine Singstimme mit Clavierbegleitung; zahlreich sind seine Compositionen für Blasinstrumente, doch lag hierin nicht das eigentliche Feld seiner Thätigkeit. Mit wenigen Ausnahmen gehören seine Werke der niederen Classe der Musik an und haben einst Gartenconcerten und Handwerkervereinen gedient. Auch von Sammlungen sind noch zu erwähnen ein Choralbuch zum Kirchengebrauch für das königl. preußische Kriegsheer und der „Liederfreund“, 222 geistliche und weltliche Lieder enthaltend. Bis ins höhere Alter rüstig und seine Pflichten mit gleicher Kraft bis zum Abschluß seines Lebens erfüllend, entschlief N. am 18. April 1861. Der Domchor hat durch eine Sammlung unter seinen Mitgliedern ihm einen prächtigen Denkstein auf dem Berliner Kirchhof der Domgemeinde gesetzt.

Rob. Eitner.

Neitzschitz: Georg Christoph N. (aus dem Hause Wehlitz und Wernsdorf ꝛc.), Reisebeschreiber, machte von 1630 bis 1637 mehrere Reisen in den Orient, nachdem er nach seiner eigenen Erzählung einige Jahre Propst und Hofprediger zu Glücksburg gewesen war. Ob die holsteinischen Reisenden seiner Zeit, Olearius und Genossen ihn anregten oder was sonst N., den Protestanten, mitten im 30jährigen Krieg einen siebenjährigen Aufenthalt in Wien und im Orient wählen ließ, geht aus seinen Aufzeichnungen nicht hervor. Sicher ist, daß N. mit den Augsburger Kaufleuten, die die Messe in Naumburg besucht hatten, am 27. April 1630 diese Stadt verließ. Er zog über Augsburg, Schongau, Innsbruck, den Brenner, Tarvis nach Venedig, wo er sich, nach einmonatlichem Aufenthalt in Padua, in Gesellschaft eines der türkischen Sprache kundigen Dolmetschers, geborenen Niederländers, einschiffte, und über Ancona, Cattaro, Zante, Cerigo, nach Kleinasien reiste, wo er am 14. in Smyrna landete, um bald darauf auf einem englischen Schiff die Reise nach Konstantinopel fortzusetzen. Nach einjährigem Aufenthalte in der türkischen Hauptstadt reiste N. über Adrianopel, Sofia und Ofen nach Wien zurück, wo er am

26. November 1631 ankam. Von Konstantinopel aus scheint er nur nach Chalcedon einen mehrtägigen Abstecher gemacht zu haben. „Weilen daselbst die Evangelische Lutherische Lehre ihre freye Uebung hat", begab er sich von Wien nach Preßburg zurück, hielt sich mehrere Monate auf dem Schlosse eines Herrn v. Althann in Oesterreich auf, mit dessen Vetter, Graf Althann, er dann am 16. Januar 1634 eine neue Orientreise antrat. Beide schlossen sich der unter Graf Buchheim nach Konstantinopel gehenden kaiserlichen Gesandtschaft an, mit der sie über Ofen, Weißenburg, Nisch, Philippopel und Adrianopel die Reise machten, welche sie am 25. März Konstantinopel erreichen ließ. Der türkisch-polnische Krieg verhinderte N. an der geplanten Reise nach Palästina und er kam am 27. Juni 1634 in Wien wieder an. Nachdem er einige Zeit in Preßburg, Baden und Oedenburg, sowie auf dem Schlosse des Herrn v. Althann verlebt, trat er 1636 am 19. Februar eine dritte Reise an, welche ihn durch Steiermark, Kärnten und Krain nach Triest und Venedig führte, von wo er am 21. April über Korfu, Zante und Kandia nach Alexandria reiste, welches er am 1. Juni erreichte. N. besuchte Kairo und die Pyramiden, die er ziemlich eingehend schildert, den Sinai, von dem er ausführlich spricht, kehrte nach Kairo zurück und trat dann über Beirut, Sidon und Tyrus den Weg nach Jerusalem an, der ihn von Ptolemais über Kana und Nazareth an den See Tiberias, nach Kapernaum, Sichem und Samaria führte. Am 21. August kam er in Jerusalem an und blieb daselbst bis zum 27. Am 29. August schiffte er sich in Joppe ein und kam am 13. October 1636 wieder in Marseille an. Von hier reiste er über Genua und Pisa nach Rom und von da über Venedig und Wien zurück „ins werthe Meißner Land". Nach einer Notiz des Herausgebers der Reisebeschreibung ist N. bald nach seiner Rückkehr gestorben. Auf Wunsch seines Bruders, des sächsischen Obristen Rudolph v. N., gab Mag. Christoph Jäger, Pastor Primarius der Landesschule zu Meißen, dieselbe 1666 heraus. Aus des Herausgebers Einleitung ergibt sich, daß wahrscheinlich ein nicht sehr übersichtliches und geordnetes Tagebuch vorlag, welches in mehreren Sprachen geführt worden war, denn jener hat nicht nur die Eintheilung in Bücher und Capitel vorgenommen, sondern auch „die materi und die Sachen darinnen jegliches an seinen Orth, soviel immer möglich, getragen und gesetzet". Daß dabei manches von der eigenen Gelehrsamkeit des Magisters mit einfloß, ergibt sich aus den zahlreichen Citaten aus alter und neuerer Litteratur und den im Stile der dürrsten Büchergelehrsamkeit vorgetragenen Abhandlungen über antiquarische Gegenstände. Außerdem erscheinen Citate, die bis auf litterarische Erscheinungen d. J. 1664 herabreichen. Vielleicht fand gerade wegen dieser Beimischungen das Buch zahlreiche Leser. Ausgaben, von Jäger selbst besorgt, erschienen 1666, 1674 und 1686, daneben einige Nachdrucke, deren letzter, nach Beckmann, 1753 ans Licht trat. Karten und Kupfer sind ohne Werth. Neitzschitz's Werk, so wie es vorliegt, ist das Muster einer „gelehrten Reise". Drei Viertheile bestehen aus Abhandlungen, prosaischen und poetischen Anführungen, Sagen und Sprüchen. Indem der Reisende in Alexandrien landet, bespricht er vor allem die Zugehörigkeit Aegyptens, ob zu Asien, ob zu Afrika, geht dann nach kurzer Bemerkung über das Nildelta gleich zu den Schafen über, deren Nutzung im Allgemeinen er schildert, um gelegentlich zu erzählen, daß einst in Wimpfen, dessen Name dabei auf Weibsstein zurückgeführt wird, ein Schaf einen Wolf geboren habe u. s. w. Den Berg der acht Seligkeiten bei Kapernaum nimmt er zum Ausgang eines vier Seiten langen Excurses über die Gebirge und Berge der Erde, eine Cisterne bei Bethlehem zur Aufzählung aller berühmten Brunnen, den Fürstenbrunn bei Jena nicht ausgeschlossen. Leider beinträchtigt dieses Uebermaß von Gelehrsamkeit die Kritik, so daß Neitzschitz's Schilderungen

eine der reichsten Fundgruben von Märchen und Uebertreibungen aller Art sind. Gleichzeitig läßt er uns aber einen lehrreichen Blick in den gelehrten Apparat seiner Zeit thun, bringt Citate aus fast vergessenen Büchern und läßt zum mindesten Nichts unerwähnt, was in irgend einer Hinsicht den Leser interessiren könnte. So gibt er selbst die Preise der Nahrungsmittel genau an. Schätzenswerth ist es, daß er eigene Capitel dem Scirocco, der arabischen Wüste, den Mumien und anderen Merkwürdigkeiten widmete, während er dann andererseits, wie alles Selbstgesehene, auch Jerusalem eher flüchtig beschreibt. Im Ganzen sind Neitzschitz's Beschreibungen weniger geographisch als culturhistorisch merkwürdig.

Spärliche Notizen in Jöcher und in den verschiedenen Ausgaben der Reisebeschreibung. F. Ratzel.

Neldel: Johann N., geb. in Großglogau vermuthlich im J. 1554, † in Leipzig am 12. Februar 1612, war zunächst in seiner Vaterstadt und dann seit 1567 an der Schulpforte unterrichtet worden und bezog 1571 die Universität Leipig, wo er sich besonders an Joachim Camerarius anschloß und 1575 die philosophische Doctorwürde erlangte. In das sogenannte Große Fürstencollegium aufgenommen (1576) zog er neben dem Studium der aristotelischen Philosophie auch Medicin und Rechtswissenschaft in den Umkreis seiner Kenntnisse, und indem er so seine Mitschüler weit überragte, wurde ihm im J. 1586 an der Universität die Professur der Rhetorik übertragen, worauf er 1588 den Lehrstuhl der aristotelischen Philosophie erhielt und zugleich zum Inspector der Provinzialschulen ernannt wurde. Sowie er als Decan der philosophischen Facultät (1593) verdienstlich auf eine Reform der Studien hinwirkte, so wurde auch die Thätigkeit, welche er als Rector (1594 und 1610) entwickelte, von seinen Amtsgenossen dankbar anerkannt. Seine kleine Erstlingsschrift „Copulatio animae et corporis“ (1576) bewegt sich lediglich in der platonisch-aristotelischen Schultradition; das „Schediasma prodromi solidioris .... de universa rhetoricae natura disputationis“ (1587), welches wegen mancher Eigenheiten von den Anhängern Melanchthons scharf angegriffen wurde, verfolgt nur das praktische Ziel der Rhetorik, und die gleiche Tendenz liegt auch der Hauptschrift Neldel's zu Grunde: „Pratum logicum seu praxis et usus organi Aristotelici“ (1607, die 2. von Crell besorgte und von Conring mit einer Vorrede eingeleitete Auflage vom J. 1666 hat den Titel „Institutio de usu organi Aristotelici in disciplinis omnibus“), worin die Lehre des Aristoteles von den verschiedenen Arten des Beweisverfahrens sachgemäß dargestellt ist und hierauf eigene Abschnitte die Praxis der Logik in Medicin, Jurisprudenz und Theologie entwickeln. Außerdem gab er des Franc. Ripa „Tractatus iuridicus et politicus de peste“ heraus (1598); erst nach seinem Tode erschien sein „Commentarius in titulum Digestorum de regulis iuris“ (1614), worin sich eine genaue Kenntniß der Pandekten kund gibt.

H. Witten, Memoriae philosophorum, oratorum ꝛc. (1677) Bd. I, S. 53 ff. Prantl.

Nelkenbrecher: Johann Christian N., geb. zu Bautzen, unbekannt wann, † am 5. August 1760, unbekannt wo. Ueberhaupt ist von seinen Lebensverhältnissen nur bekannt, daß er in Bautzen und Leipzig vermuthlich mit Ausschluß jedes Examens studierte, indem er sich selbst Candidat der Rechte und der Arithmetik nannte. Er gab 1752 in Leipzig im Selbstverlag „Logarithmische Tabellen zu Berechnung derer Wechselarbitragen“ u. s. w. heraus, welches wiederholt 1762 in Königsberg gedruckt wurde. Ungleich verbreiteter war sein „Taschenbuch eines Bankiers und Kaufmanns“, erstmalig nach des Verfassers Tode 1762

erschienen, in 20. Auflage Berlin 1877, auch französisch Brüssel 1829 und Paris 1844. Dieses Buch war mit seiner reichhaltigen Sammlung von Münz- und Maaßtabellen und Vorschriften für fast alle kaufmännischen Rechnungen nahezu unentbehrlich, so lange jeder einzelne Staat sich den Luxus eigener Münzsysteme u. s. w. gestattete.

Poggendorff, Biograph.-literar. Handwörterbuch zur Geschichte der exacten Wissenschaften II, 266—267. Cantor.

Nell: Franz Maria N., Freiherr v. Nellenburg-Damenacker, entstammte einer älteren rheinischen Adelsfamilie und wurde am 17. Juni 1795 zu Brünn in Mähren geboren. Sein Vater, Raphael v. Nell wurde als Vicepräsident des Appellationsgerichtes zu Prag 1821 in den Freiherrnstand erhoben. Nachdem Franz Maria N. seine wissenschaftliche Ausbildung in der Theresianischen Ritterakademie zu Wien erhalten, trat er 1816 in den Staatsdienst und zwar als Praktikant bei dem Klagenfurter Kreisamte. Im folgenden Jahre kam er zu der damaligen Commerzhofcommission, wurde im J. 1819 Hofconcipist, 1823 Staatsraths-Official, 1828 Hofsecretär bei der allgemeinen Hofkammer und 1835 wirklicher Hofrath bei derselben Hofstelle. Bei der deutschen Postconferenz in Dresden, welche am 18. October 1847 eröffnet wurde, führte N. den Vorsitz. Leider vertagte sich die Conferenz, ohne irgend etwas Erhebliches geleistet zu haben, schon im Februar 1848 und trat nicht wieder zusammen. N. starb als Vorstand der Bundescassenverwaltung in Frankfurt a. M. am 6. November 1852. Frühzeitig litterarischen Arbeiten und Studien zugewendet, hat er namentlich die Naturwissenschaft, Geschichte und Alterthumskunde zum Gegenstande seiner geistigen Beschäftigung erwählt, und sich schon im J. 1815 am Hormayr'schen „Archive“ als Mitarbeiter betheiligt. Eine in demselben (1819—20) zum Abdruck gebrachte größere Arbeit über den Dienst der Kabiren verwickelte ihn in eine heftige litterarische Fehde mit dem bekannten Historiker Joseph v. Hammer. Auch als schönwissenschaftlicher Schriftsteller hat sich N. versucht und außer der Tragödie „Herostratus“ (1821) zwei Bände „Novellen“ (1823—25) veröffentlicht, von denen der zweite Band auch selbständig unter dem Titel „Nachtfalter“ erschienen ist. Eine weittragende Bedeutung für die Litteratur haben diese Arbeiten freilich nicht.

Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, 20. Bd. S. 169. Brümmer.

Nellenburg: Eberhard III., Graf v. N., zubenannt der Selige; † 1078. Zu den ältesten und angesehensten gräflichen Häusern in Schwaben gehörte schon frühe dasjenige, das seit Mitte des elften Jahrhunderts den Namen vom Schlosse Nellenburg im Hegau unweit Stockach trug. Der Ursprung und der Zusammenhang der ersten Geschlechtsfolgen des Hauses sind nicht mit Sicherheit bestimmbar. Doch ist die Annahme von Neugart nicht unwahrscheinlich, die den Ahnherrn des Geschlechtes in dem Grafen Eberhard erblickt, der im J. 889 in besonders hoher Stellung über Zürich gesetzt war, und in der ersten Herzogin von Schwaben, Reginlind († 959), Gemahlin Herzog Burchard's I. († 926) und Herzog Herman's I. († 948), eine Tochter dieses Eberhard sieht. Die Beziehungen der nachfolgenden Glieder des Hauses zu Zürich und zum Kloster Einsiedeln, — ähnlich, wie sie in der Reginlind'schen Familie bestanden, — sprechen für jene Annahme. Enkel Eberhard's und Neffen der Herzogin werden die Grafen Burchard, Gottfried und Eberhard gewesen sein, die nach der Mitte des zehnten Jahrhunderts in voller männlicher Wirksamkeit erscheinen. Burchard verwaltete 964, Gottfried um 970 die Reichsvogtei in Zürich; Eberhard (von den Neuern gewöhnlich als Eberhard I. bezeichnet) 957—971 das Grafenamt im Thurgau. Nach den ältesten Aufzeichnungen des Klosters Einsiedeln war Graf Gottfried

der Sohn eines Eberhard (Sohnes des Eberhard von 889, Bruders der Herzogin Reginlind?), ein Bruderssohn von Gottfried aber Manegold (I.), der an Einsiedeln das Gut in Höngg bei Zürich schenkte. Ohne Zweifel ist in Letzterem der Graf Manegold zu sehen, der in Urkunden der Kaiser Otto I. und II. von 972 und 976 betreffend das Bisthum Cur als Zeuge und als „Graf im Zürichgau" genannt wird und als vertrauter Rath und Diener der Kaiserin Adelheid 991 in Sachsen starb. Im Anfange und bis gegen Mitte des elften Jahrhunderts erscheint Graf Eberhard (II.), gewöhnlich Ebbo genannt, der sich 1009 vermählte und bis gegen 1040 verfolgt werden kann. Aber ein Nellenburger scheint auch der Graf Manegold gewesen zu sein, der 1030 an der Spitze einer bischöflich-constanzischen Kriegsschaar den geächteten Herzog Ernst II. von Schwaben verfolgte und am 17. Augnst im Kampfe gegen denselben, wie der Herzog selbst, fiel. Der Zeit und seinem muthmaßlichen Alter nach war dieser Manegold (II.) wohl ein Bruder Ebbo's. Mit dem Letzteren beginnen erst die auf zeitgenössischen Urkunden, gleichzeitigen Annalen oder Aufzeichnungen anderer Art beruhenden geschichtlichen Nachrichten über die Familie. Ebbo vermählte sich 1009 mit Haduwig, einer „consobrina" [oder wie eine alte Lebensbeschreibung seines Sohnes Eberhard III. und seines Enkels Burchard sagt: „Schwestertochter"] Kaiser Heinrich's II., die ihm Besitzungen im rheinfränkischen Nahegau in der Gegend von Sponheim und im Elsaß zubrachte. Man hat in Haduwig eine Tochter Herzog Hermann's II. und seiner burgundischen Gemahlin Gerberga vermuthet, deren ältere Stiefschwester Gisela Kaiser Heinrich's II. Mutter war, so daß Haduwig Geschwisterkind mit dem Kaiser gewesen wäre. Ebenso wahrscheinlich dürfte die Annahme sein, daß sie eine Schwestertochter der Kaiserin Kunigunde, die Tochter und Erbin des elsässischen Grafen Gerhard, Gemahls von Kunigunden's Schwester Eva, war, der seinen einzigen Sohn Siegfried 1017 verlor und dessen Besitzungen im Nahegau in der Gegend von Bingen und im Elsaß an Haduwig fielen. Ebbo starb um 1040, wie aus seiner Erwähnung als Graf im Zürichgau in einer Urkunde der Abtei Zürich vom Jahre 1037 und aus der erwähnten Lebensbeschreibung seines Sohnes Eberhard III. und Enkels Burchard hervorgeht. Eberhard III., der in seinen Urkunden zuerst den vollen Titel eines „comes Turegie provincie" (Landgraf im Zürichgau) führt und (1056) Nellenburg als seine Burg erwähnt, ist das Glied des Stammes, über das wir die einläßlichste Kunde besitzen. Denn seine kirchlichen Stiftungen, die ihm den Beinamen „der Selige" erwarben, insbesondere das Kloster Allerheiligen in Schaffhausen am Rheine, erhielten uns nicht bloß die Urkunden des Grafen, sondern Allerheiligen auch die erwähnte biographische Schrift, das „Buch der Stifter", das ungeachtet eingemischter Legenden in allen wesentlichen Zügen mit den Urkunden und den zeitgenössischen Annalen übereinstimmt. Aus diesen Quellen ergibt sich Folgendes. Eberhard III. wurde um 1018 geboren. Noch ein Jüngling, als sein Vater Ebbo starb, der einzige (überlebende) Sohn seiner Eltern, trat er zunächst in die Pflege eines Priesters Liutbald, dem er sorgfältigen Unterricht verdankte, vermählte sich unter dem Einfluß Verwandter mit Ita, der Tochter eines angesehenen Grafen (nach Schaffhauser Tradition aus dem Hause der Grafen von Kirchberg im Illergau, Verwandten des Bregenzer Grafenhauses) und zeichnete sich frühe schon, wie seine Gemahlin, durch frommen der Kirche zugewandten Sinn aus. Auf dem Feldberge unweit Sponheim gründete er 1044 unterstützt durch seine (verwittwete) Mutter Haduwig das Benedictinerkloster Sponheim, auf Haduwig's eigenem Gute und für sie selbst das Nonnenkloster Schwabenheim an der Appel unweit Kreuznach, wohin Haduwig sich zurückzog und wo sie ihr Leben beschloß. Ungefähr um dieselbe Zeit erbaute Eberhard III. auf dem Friedhofe der Reichenau mit Bewilligung des

Abtes Berno († 1048) eine Capelle oder Kirche St. Maria und Laurenz, die auf seine Bitte Bischof Eberhard von Constanz (1039—1046) weihte und in welcher „der Sohn weiland des Grafen Eberhard" die Gebeine seines Vaters und seiner zwei Brüder Burchard und Manegold (III.) bestatten ließ. Der jetzt in jugendlicher Manneskraft stehende Graf hatte sich auch der Gunst Kaiser Heinrich's III. zu erfreuen, welcher ihm am 10. Juni 1045 in Cöln ein Münzrecht für seinen Ort Schaffhausen im Klettgau ertheilte, und ebenso gewogen war ihm des Kaisers Nachfolger, König Heinrich. Am 22. November 1059 verlieh ihm derselbe in Neuburg an der Donau ein Münzrecht für Eberhards Dorf Kirchheim unter Teck, am 22. Mai 1065 in Günzburg die Dörfer Hochfelden und Schweighausen nebst dem Heiligenforste im Unterelsaß in der Gegend von Hagenau, wogegen N. dem Könige ein Reichslehen in der Gegend von Kreuznach zum Behufe einer Schenkung an Bischof Emicho von Speier (30. August 1065) aufgab, und Mitte Juni 1067 schenkte der König dem Grafen N. den Wildbann im Forste auf dessen Gütern im Klettgau und Hegau, vom Rhein bei Schaffhausen bis auf die Höhe des Gebirges Randen. Eine blühende Familie umgab N. und seine Gemahlin Ita. Sie hatten sechs Söhne: Udo, 1066 Erzbischof von Trier; Ekkehart, 1073 Abt von Reichenau; Burchard, Eberhard und Adalbert, die 1050 genannt werden, von denen aber Adalbert noch als Jüngling im Vaterhause starb, und den jüngst geborenen Heinrich. Von zwei Töchtern war die eine an Graf Arnold von Laufen vermählt und Mutter Bruno's, der 1011 den erzbischöflichen Stuhl von Trier bestieg. In den Jahren 1050—1064 war der Eltern wichtigste Stiftung, Allerheiligen, zur Vollendung gekommen. Nachdem Graf Eberhard auf einer Fahrt nach Rom über die zu wählende Stätte seiner beabsichtigten Stiftung zu Gewißheit gekommen, begann er mit Anlegung einer Capelle der heiligen Auferstehung in Schaffhausen, die Papst Leo IX., ein Verwandter Eberhard's (durch Haduwig's Vater Gerhard?), am 22. November 1052 (oder 1049?) bei seiner dritten (oder ersten?) Anwesenheit in Schwaben und Rückreise nach Italien — wie am 21. November 1049 die Kreuzkirche auf der Reichenau — weihte. Im J. 1050 war der Bau der Kirche von Allerheiligen unter Leitung des baukundigen Liutbald, des einstigen Lehrers Eberhard's, in vollem Gange. An die Kirche (das „Münster"), welche Bischof Rumold von Constanz am 3. November 1064 dem Erlöser und Allen Heiligen widmete, schloß sich der Bau eines Klosters für 12 Mönche und ihren Abt an. Auf einer zweiten Romreise (nach 1064, vor 1073), wobei ihn sein Sohn Burchard begleitete, erwarb E. für seine neue Stiftung eine Bestätigungsbulle von Papst Alexander II., laut welcher ihm und seinen Nachkommen die Vogtei über das Kloster, die Wahl des Abtes und oberste Verfügung in des Klosters Verwaltung zugesichert blieb. Dieser Romreise folgte eine gemeinsame Wallfahrt Eberhards und seiner Gemahlin Ita nach St. Jakob in Compostella. Mehr und mehr widmeten sich Beide den Werken der Frömmigkeit. In seinem 54. Jahre (also um 1072) zog sich Graf E. in das Kloster Allerheiligen als Mönch zurück, die Gräfin Ita in ein klösterliches Leben mit edlen Frauen in Schaffhausen. Als die Kriege König Heinrich's mit den Sachsen begannen, hatten sie den Verlust ihrer Söhne Eberhard und Heinrich zu beklagen, die am 9. Juni 1075 in der Schlacht bei Hohenberg an der Unstrut für den König kämpften und fielen. Des Königs unheilbare Entzweiung mit Papst Gregor in den nächsten Jahren aber und die Erhebung des Gegenkönigs Rudolf trennten die noch übrigen Söhne Nellenburg's. Erzbischof Udo von Trier, ein stattlicher, schöngebildeter, vorzüglicher beredter Mann, dem Könige ergeben, fiel in dessen Heere im Herbst 1078 vor der belagerten Burg Tübingen; Abt Ekkehard von Reichenau aber und Graf Burchard traten unter die entschiedensten

und beharrlichsten Anhänger der päpstlichen Sache und des Gegenkönigs, wie die Zähringer und Welfen. Ob Graf E. das Ende seines Erstgeborenen, des Erzbischofs Udo noch sah, ist ungewiß; er selbst starb 1078 in Allerheiligen; Abt Ekkehard 1088. Es blieben die Gräfin Ita und ihr Sohn Burchard, Letzterer als einziger Erbe der Eltern. Wie Burchard seinen Vater im Münster in Allerheiligen bestattete, für seine Mutter (zwischen 1080 und 1092) das Nonnenkloster St. Agnes in Schaffhausen erbaut, wie er Allerheiligen der Pflege Abt Wilhelm's von Hirschau übergab, mit dem von Wilhelm bezeichneten Abte Sigfried (1080—1096) den Bau eines neuen Münsters und Klosters durchführte, das um die Zeit der Vertreibung des Bischofs Gebhard III. von Constanz, des Zähringers durch den kaiserlichen Gegenbischof Arnold von Heiligenberg, d. h. im J. 1103, vollendet und von Gebhard nach seiner Wiedereinsetzung geweiht wurde, erzählt die erwähnte Lebensbeschreibung Burchard's. Von seiner aus Sachsen gebürtigen Gemahlin Hedwig hatte Graf Burchard keine Nachkommen. Er bestätigte die Schenkungen seiner Eltern an Allerheiligen und fügte reichlich neue, namentlich die Vergabung des Ortes Schaffhausen selbst mit Markt, Münze und Vogtei, hinzu. Vor Weihe des neuen Münsters starb er, um 1102/5; die Gräfin Ita nach derselben, die sie eifrig ersehnt hatte. Seine Burgen vermachte dieser letzte Nellenburger alten Stammes Verwandten von weiblicher Seite („nepotibus") aus dem Hause der Grafen von Winterthur, Enkeln der Irmengard, einer Schwester Eberhards des Seligen: den Brüdern Adalbert und Dietrich. Der Erstere, Graf v. Mörsberg unweit Oberwinterthur genannt, Vogt von Allerheiligen nach Graf Burchard bis nach 1122 und kurz vor seinem Ende zur Sühne mancher Bedrückung gegen das Kloster selbst darin eintretend, hinterließ sein Erbe seiner Tochter Mechthild, Gemahlin des Grafen Meginhard von Sponheim († 1155). Dietrich hingegen, 1092—1100 Graf Dietrich von Bürgeln (im Thurgau), von 1100 an aber neben Graf Burchard und nach ihm Graf Dietrich v. N. genannt, war der Erbe der Burg und Herrschaft Nellenburg und Stifter eines zweiten Geschlechtes dieses Namens, das aber schon in Dietrich's Sohne Eberhard um 1170 erlosch. Die Söhne von dieser Eberhard's Tochter aus ihrer Ehe mit Graf Manegold von Veringen begründeten eine dritte gräfliche Dynastie von Nellenburg, bei deren Erlöschen 1420 die Freiherrn von Tengen Erben des Schlosses Nellenburg und des davon herrührenden gräflichen Titels wurden.

Bernold. Chron. u. Ann. Scafh. (Mon. Germ. SS. V). — Relatio Burchardi comitis in Mone, Anz. 1837. — Leben der Stifter von Allerh. in Mone, Quellen. 3. I, 80 ff. Karlsruhe 1848. — Die ältesten Vergabungen an Allerh. h. von M. Kirchhofer im Archiv f. schweiz. Gesch. Bd. 17. Zürich 1851. — Die Urk. von Allerheiligen, h. von Dr. F. L. Baumann in Quellen z. Schweizer Gesch. Bd. 3. Basel 1883. — J. J. Rüger, Chronik der Stadt und Landsch. Schaffhausen (vollendet 1584) h. Schaffhausen 1880/6. 4°. — P. Trudp. Neugart, Episcopatus Constantiensis. I. 184 ff. S. Blasien 1803. — Stälin, Wirtb. Geschichte. Bd. I, 1841. — Bader, Nellenb. Regesten in Mone, Zeitschr. I. 1850. — Fickler, Quellen und Forschungen. 4°. Mannheim 1859. — Fr. v. Wyß, die Reichsvogtei Zürich in Zeitschr. f. schweiz. Recht. Bd. 17. Zürich 1872. — Haduwig, die Gemahlin Ebbo's von Nellenburg. Von Prof. J. Meyer im Anzeiger f. schw. Gesch. 1879 Nr. 2 und von Dr. W. Gisi ebendaselbst 1884 Nr. 1.

G. v. Wyß.

Neller: Georg Christoph N., geb. am 23. November 1709, † zu Trier am 31. October 1783. Geboren in Aub (Franken) als ältestes von neun Kindern des dortigen Bürgers Johann Georg N., zeigte er schon in frühester Jugend

hervorragende Anlagen, wodurch sein unbemittelter Vater bewogen wurde ihn für den geistlichen Beruf zu bestimmen. Nachdem er in Mergentheim und Aub den Schulunterricht empfangen hatte, wurde er im Alter von zwölf Jahren dem Gymnasium in Würzburg übergeben. Er schwankte längere Zeit, ob er Jesuit oder Karthäuser werden sollte, trat aber 1726 nach zurückgelegten philosophischen Studien in das Klerikalseminar zu Würzburg ein und hörte an der Universität mit unausgesetztem Fleiße juristische und theologische Vorlesungen, vorzüglich bei Barthel, Carlier, Ickstatt und Ulrich. Im J. 1733 vom Fürstbischof Friedrich Karl (Graf Schönborn) zum Priester geweiht versah er zuerst das Amt eines Kaplans in Grumbach, dann am Dom in Würzburg, wurde aber bald darauf von seinem Landesherrn zum Erzieher von zwei Neffen, den Söhnen des Grafen Erwin von Schönborn bestimmt. Mit diesen besuchte er fast drei Jahre lang verschiedene Universitäten, fand sich aber zur Aufgabe dieser Stellung bewogen, um seine verwittwete Mutter zu ernähren, und suchte in Würzburg ein geistliches Amt zu erhalten. Sein Gönner, der Fürstbischof, gab ihn im December 1741 als Rath dem päpstlichen Nuntius Doria bei, als dieser behufs der Königswahl nach Frankfurt reiste. In dieser Stellung bot sich ihm Gelegenheit, Einblicke in die politischen Verhältnisse zu thun und die Bekanntschaft bedeutender Männer zu machen, worunter die wichtigste für ihn die von Nikolaus von Hontheim war. Der Nuntius betraute ihn mit Aufträgen an den Fürstbischof Friedrich Karl, der ihm bei dieser Gelegenheit eine Pfarrei verlieh, während der Fürstbischof von Speier (Damian Hugo Philipp Graf von Schönborn) ihm die Gregorianische Präbende an seinem Dome gab. Nach der Wahl Karl's VII. nahm er von dieser Besitz, ließ sich aber zu einer nochmaligen Reise mit einem Zögling bewegen, und trat nach deren Beendigung die Stelle eines Archivars der Grafen Schönborn zu Buchheim an. Hier veröffentlichte er anonym seine „Pricipia juris publici ecclesiastici“. Am 21. November 1747 war durch den Tod von Johann Heiß die Professur des canonischen Rechts an der Universität zu Trier erledigt worden; zur Wiederbesetzung wurde ein öffentlicher Concurs ausgeschrieben. N. meldete sich und bestand am 3. Januar 1748 unter sieben Candidaten so glänzend die Prüfung — von 31 Stimmen fielen 28 auf ihn, — daß er die Professur unter der Bedingung, innerhalb sechs Monaten in Trier die Doctorwürde zu nehmen, erhielt und sofort dem Dechant von St. Simeon, Lothar Friedrich von Nalbach, zur Aufnahme als Canonicus von St. Simeon — das Canonicat war mit der Professur verbunden — vorgestellt wurde. Seiner Besitznahme des Canonicats trat ein Hinderniß entgegen, indem die Jesuiten, welche seine Autorschaft der „Principia“ ausgekundschaftet hatten, ihn wegen schlechter Grundsätze denuncirten. Der Kurfürst, Franz Georg v. Schönborn, legte, wohl auf Betreiben von Hontheim und wegen der früheren Stellung Neller's, die Sache bei, so daß dieser in das Canonicat eintrat. Als Canonicus erbaute er eine Curie; eins der alten unmittelbar vor der Porta nigra belegenen alten Canonicatshäuser hat die von mir im October 1881 abgeschriebene Inschrift: „anno MDCCXLIX hanc peristyllii regionem in aedes convertit Georg Christoph. Neller Aubanus J. U. D. ss. can. prof. p. et o. S. Simeonis can. cap.“ N. war ein unermüdeter Lehrer, besaß die volle Zuneigung der Zuhörer; sein großes Gedächtniß, rasche Auffassung machten seinen Vortrag belebt und interessant. Als Schriftsteller gehört er zu den bedeutendsten Canonisten seiner Zeit; er zeigt sich gründlich bewandert in den damals bekannten Quellen und in der Litteratur nicht blos seines besonderen Faches, sondern der Jurisprudenz überhaupt. Hierzu kommt eine in jener Zeit seltene Eigenschaft, die Fähigkeit wirklich gediegener historischer Forschung und die Liebe zu solcher. Sein Standpunkt ist im ganzen der seines Gönners und Freundes von Hontheim; seine Untersuchungen sind stets

frei von Vorurtheil, objectiv; er widerstrebte jedem geistigen Drucke, huldigte jedem vernünftigen Fortschritte und hatte ein warmes Herz für seine Nation und die Rechte des deutschen Episcopats gegenüber Rom. Es ist begreiflich, daß ein solcher Mann, dessen wissenschaftliche Bedeutung bald allgemeine Anerkennung gefunden hatte, seine heftigsten Feinde in jenem Lager fand, wo das Gegentheil der von ihm vertretenen Grundsätze die einzige Richtschnur bildete, bei den Jesuiten. Diese denuncirten ihn wiederholt beim Kurfürsten und in Rom, so daß es selbst zu einer unter Hontheim's Vorsitz geführten Untersuchung kam, in welcher jene, trotzdem sie Partei und Zeugen waren, unterlagen; die Jesuiten Joh. Schreiber, Rector des Collegs und Professor der Theologie in Trier, Johann Reuter, Hartzheim u. a. veröffentlichten Schriften gegen ihn. Das erbitterte alle billig Denkenden dergestalt, daß es einmal, am 17. Mai 1763, bei der Rectorwahl zu einem öffentlichen Auftritte kam und die Juristen die Nichtbestätigung des von den Jesuiten und deren Anhängern Gewählten durchsetzten, ihn selbst aber veranlaßte es schließlich, in der Schrift „Jesuiticum Nihil“ sich in schärfster Weise Luft zu machen. Diese und andere Nörgeleien verbitterten dem Manne, der nur seinem Amte und der Wissenschaft lebte, keine Zerstreuung, kein Vergnügen suchte, das Leben. Dem hingeschiedenen Freunde setzte Hontheim eine schöne Gedenktafel, welche seit dem Abbruche der Simeonskirche sich in der Mauer des Gymnasiums befindet. — Unter seinen Schriften ist die bekannteste die angeführten „Principia juris publici ecclesiastici catholicorum ad statum Germaniae accommodata in usum tyronum“, zuerst Frankfurt und Leipzig 1746. 4., dann noch mehrmals anonym oder pseudonym, welche am 11. September 1750 auf den „Index librorum prohibitorum“ gesetzt wurden, weil sie, obgleich in durchaus maßvoller Weise, dem Curialsystem namentlich bezüglich Deutschlands widerstrebten. Eine andere Schrift „Exercitium juridicum II. thema historico-chronol. de S. Henrico II. imp. Bambergensis episcopatus fundatore . .“ Trier 1772. 4 (als Dissertation), vertheidigt von dem Diakon Hirt. Faber, rief verschiedene Gegenschriften von Jesuiten (Hyacinthe Berg, Martin Bender) hervor. Eine große Anzahl von Dissertationen, von seinem Neffen und Nachfolger im Lehramt Georg Philipp Christian Leuxner, als opuscula . . Colon. 1789, 90. 2 T. 4. herausgegeben (die meisten auch in Schmidt, Thesaurus jur. eccl. in allen Bänden), behandelt eine Reihe der wichtigsten kirchlichen Verfassungsfragen, Fragen des Reichsrechts über kirchliche Gegenstände, des kirchlichen Vermögensrechts, des Civilrechts, Staats- und Lehnrechts, der Kirchen- und Trier'schen Landesgeschichte, Diplomatik und Numismatik. Sie behalten ihren Werth für die Geschichte, die canonistischen sind insbesondere für die Behandlung der Specialfragen unentbehrlich; ihre Titel in der Ausgabe der „Opuscula“ und bei Schmidt, auch Weidlich.

Leuxner, Opusc. I. Hiernach und auf Grund handschriftl. Aufzeichnungen „Trierische Kronik“ 1820, S. 76 ff. (von Wyttenbach), 1825, S. 257 (von Fr. M. J. Müller), „Trierisches Wochenblatt“ 1818, Nr. 9; 1819, Nr. 18 (aus einer gleichzeitigen Chronik). — Weidlich, Biogr. Nachr. II. 121. III. Nachtr. S. 208. IV. Fortges. Nachtr. S. 179. — Meine Gesch. d. Quellen und Litter. des can. Rechts III. 213 ff. v. Schulte.

Nellessen: Leonhard Aloys Joseph N., katholischer Geistlicher, geb. am 1. Januar 1783 zu Aachen, † daselbst am 18. Mai 1859. Er stammte aus einer wohlhabenden Aachener Familie, entschloß sich früh, sich dem geistlichen Stande zu widmen, studierte Humaniora bei den Exjesuiten, Philosophie und Theologie bei den Franciscanern in seiner Vaterstadt und suchte die Mängel dieses Unterrichts durch Privatstudium zu ersetzen; bei einem Rabbiner lernte er Hebräisch. Im Herbst 1808 wurde er von dem Bischof Berdolet von Aachen

zum Priester geweiht, nahm aber zunächst, theils wegen Kränklichkeit, theils weil er den nach dem Tode Berdolet's (1809) von Napoleon zum Bischof und Capitularvicar ernannten Le Camus nicht anerkennen wollte, keine Anstellung an. Fast zehn Jahre ertheilte er in seinem elterlichen Hause jungen Leuten, die sich dem geistlichen Stande widmen wollten Unterricht, und half gleichzeitig in seiner Pfarrei in der Seelsorge aus. Im J. 1817 wurde er von dem Generalvicar Fonck zum Pfarrer von St. Nicolaus ernannt. In dieser Stellung blieb er bis zu seinem Tode. Die letzten zwölf Jahre war er erblindet. Bei Gelegenheit seines Priesterjubiläums am 3. October 1858 wurde er von der theologischen Facultät zu Löwen honoris causa zum Doctor ernannt. Im J. 1848 wirkte er für die Gründung eines Hauses der Frauen vom guten Hirten, später für die Errichtung eines Collegiums der Jesuiten in Aachen, die anfangs in seinem Hause wohnten und denen er einen Theil seines nicht unbedeutenden Vermögens hinterließ. — N. war ein persönlich hochachtbarer Geistlicher der strengsten ultramontanen Richtung und bekundete sich als solchen auch in seinen Predigten (wegen mehrerer derselben wurde er verklagt) und Schriften. Gedruckt sind von ihm Predigten, u. a. Trauerreden auf Pius VII. und VIII., und kleine Streitschriften, u. a. „Was ist Katholicismus? veranlaßt durch den ungenannten katholischen Geistlichen in seiner Rechtfertigung der gemischen Ehen" (Multer, s. A. D. B. XXII, 711), 1822; die „Monita secreta Societatis Jesu ein Lügenmachwerk", 1825. Im J. 1844 entspann sich zwischen N. und einem anderen Aachener Pfarrer, Dr. G. Kloth, einerseits und dem Prof. Elvenich in Breslau und dem Advocatanwalt (dem späteren Oberbürgermeister) H. J. Stupp zu Köln anderseits in der Aachener und der Kölnischen Zeitung ein Federkrieg über den Hermesianismus, in welchem N. namentlich die Infallibilität des Papstes eifrig vertheidigte. Die Artikel sind abgedruckt in der Schrift von Stupp „Anti-Nellessen, oder fünfzehn Artikel gegen und für die letzten Hermesianer", 1845. Ein Ausfall gegen die Hermesianer in Nellessen's „Trauerrede auf den Erzbischof von Droste-Vischering", 1845, gab Stupp dann noch Anlaß zu dem „Sendschreiben an den Pfarrer N.", 1846.

Felder-Waitzenegger, Lexikon III, 339. — Fr. Neu, Zur Geschichte des Franziskanerklosters, der Kirche und Pfarre zum h. Nikolaus in Aachen, 1881, S. 80—87. Reusch.

Nemeiz: Joachim Christoph N., fürstlich waldeckischer Hofrath und publicistischer Schriftsteller; geb. zu Wismar am 4. April 1679, † zu Straßburg am 8. Juni 1753. Joachim's Vorfahren besaßen das adelige Stammgut Nemicz zwischen Stettin und Stargard, nach dem sie sich „Herrn von Nemiz" nannten. Der Urgroßvater, Christoph, verlor durch plündernde Soldtruppen Wallenstein's, welche das Schloß in Brand steckten, seine Besitzung, legte den Adelstitel ab, nannte sich „Nemeiz" und starb als Rentmeister zu Halberstadt. Der Großvater Heinrich war herzoglicher Stallmeister in Daneberg, der Vater Bürgerworthalter zu Wismar, wo der Sohn Joachim Christoph den ersten humanistischen Unterricht genoß, welcher 1697 auf dem Sct. Michaelsgymnasium in Lüneburg fortgesetzt wurde. Von 1700—1703 hörte er in Rostock philosophische und juristische Collegien, und war im Begriffe, sich für die akademische Laufbahn näher vorzubereiten, als der berühmte schwedische General Graf Stenbock, ein entfernter Bekannter seines Vaters, ihm 1707 die Stelle eines Hofmeisters seiner beiden ältesten Söhne antrug. N. sagte zu und entschied hiermit über seine Zukunft, welche der Heranbildung junger Adeliger gewidmet war. 1708 bezog er mit seinen Zöglingen die Universität Lund; dort trug er nach einer 1709 pro loco gehaltenen Dissertation „De modestia historica in censuris principum observanda" während zweier Jahre Geschichte und Staatskunst vor, und hielt

am 28. Februar 1711, dem Jahrestage des Sieges Stenbock's über die Dänen bei Helsingborg im Beisein der hohen Schule und vieler Festgäste, darunter des Siegers selbst, auf diesen in der Aula eine schwungreiche Lobrede, die sofort im Druck erschien. (Oratio panegyrica in memoriam victoriae sub ductu comitis St. a Danis reportatae. Lund 1711. 4°.) Als Stenbock 1712 den durch Russen, Dänen und Sachsen bedrängten Pommern zu Hilfe kam, wurde ihm N. als Feldsecretär beigegeben. Letzterer war bei Einschiffung der Armee nach Rügen thätig, zog mit dieser durch Pommern und Mecklenburg, und wohnte dem Treffen bei Gadebusch bei, in dem die Dänen am 20. December 1712 unter Friedrich IV. von Stenbock geschlagen wurden. 1713 reiste N. mit seinen beiden Zöglingen über Westfalen nach Holland, blieb längere Zeit in Utrecht, um den wegen des Friedenscongresses dort zahlreich versammelten Diplomaten und Gesandten Aufwartung zu machen, und traf anfangs 1714 über Antwerpen und Brüssel in Paris ein, wo er sich mindestens anderthalb Jahre aufhielt und mit seinen jungen Herren dem gesammten Hofe und wiederholt Ludwig XIV. vorgestellt wurde. Im Sommer 1714 begleitete er die jungen Grafen nach Valenciennes zu dreimonatlichem Officiersdienst im de la Marc'schen Regimente, unternahm mit ihnen einen Ausflug nach London, fuhr sodann auf einem englischen Schiffe nach Göthaborg, und traf im Herbste desselben Jahres auf dem Stenbock'schen Erbgute Wapnö in Halland ein. N. bewarb sich nun in Stralsund, wohin er nach Vereinigung der väterlichen Verlassenschaft in Lübeck gegangen war, um Verwendung im Staatsdienste, jedoch vergeblich. Er übernahm daher im Frühjahre 1715 die Begleitung des jungen Grafen von Waldeck, der eben Hauptmann in einem elsässischen Regimente geworden war. Zunächst ging die Fahrt nach der Garnisonstadt Straßburg; im Winter wurden ein paar befreundete kleine Höfe, im August 1716 Paris, und auf der Rückreise im Februar 1717 Pfalzgraf Stanislaus zu Zweibrücken und der nassau-idstein'sche Hof besucht. Während nun der junge Graf im neuen Garnisonsorte Pfalzburg blieb, wandte sich N. nach Frankfurt und besorgte die Herausgabe seines „Sejour de Paris" betitelten, jedoch deutsch geschriebenen Führers durch Paris (Francf. 1717, 8°.), welcher wegen seiner zweckmäßigen Anordnung und seines reichen Inhaltes sehr günstig aufgenommen, 1722, 1725, zuletzt 1750 in Straßburg in stark vermehrten Auflagen neu gedruckt wurde. Die 1727 zu Leyden in zwei Bänden ausgegebene französische Uebersetzung ist ohne Wissen und Willen des Verfassers erschienen. Um die Zeit der ersten Ausgabe des Sejour ꝛc. veröffentlichte N. in der europäischen Fama eine Gedenkschrift auf seinen (1717) zu Kopenhagen verstorbenen Gönner, Grafen Magnus Stenbock, den bedeutendsten unter den Heerführern Karl's XII. Im Juni 1717 ernannte ihn Fürst Friedrich Anton Ulrich v. Waldeck zu seinem Rath und geheimen Secretär, welche Stelle er bis Ende 1720 behielt, und dann mit dem Titel eines fürstl. Hofraths ausgezeichnet wurde. In der Zwischenzeit lernte er in Bädern einige fürstliche Personen kennen, wie er denn hierzu überhaupt keine Gelegenheit ungenützt verstreichen ließ. Anfangs des Jahres 1721 finden wir ihn mit dem Naumburger Domherrn, Spiegel v. Pükelsheim, und dessen Bruder auf der Reise nach Italien; sie waren zu Rom wegen Ablebens Clemens XI. und der Wahl des neuen Papstes Zeugen großartiger Feierlichkeiten und Aufzüge. Im Juni heimgekehrt gebrauchte N. den Brunnen von Wildungen, trat neugestärkt 1722 als Erzieher des Prinzen Ludwig abermals in Waldeck'sche Dienste, und besichtigte mit diesem vom Juni 1723 bis October 1724 die namhaftesten Städte von Holland und Ostfriesland, unternahm im Sommer 1725 allein einen Ausflug nach Hamburg, hörte zu Halle Thomasius, Böhmer und Gundling, und gab in Leipzig als Ergebniß seiner italienischen Studien die „Nachlese besonderer Nachrichten von

Italien" und den „Fasciculus inscriptionum in itinere Italico collectarum" in Druck, deren Ausgabe Dr. Schnadenbach besorgte (Leipzig 1726). Sodann führte er die beiden Söhne des Burggrafen von Kirchberg, den er durch amtliche Geschäfte kennen gelernt hatte, auf die Universität Halle und wurde im März 1728 von dem ihm sehr geneigten Fürsten Christian Philipp v. Waldeck zum wirkl. Regierungs- und Consistorialrath, zum Synodaldirector und Inspector der Landesgymnasien ernannt. Gedachte Aemter versah er nur kurze Zeit, da er im Mai 1730 von dem Pfalzgrafen von Birkenfeld als Erzieher der beiden Prinzen berufen wurde, welche Stelle er bis zum Ableben des Pfalzgrafen (1737) bekleidete, dann aber hauptsächlich wegen Meinungsverschiedenheit über die fernere Erziehung seiner Zöglinge niederlegte. Ehrenvoll verabschiedet ließ er sich anfangs zu Frankfurt a. M., später (1740) in Rappoltsweiler, zuletzt (1743) in Straßburg nieder, dessen Magistrat ihm am 7. Mai 1743 das Bürgerrecht unentgeltlich verlieh. Während des Frankfurter Aufenthaltes schrieb er: „Vernünfftige Gedanken über allerhand Historische, Critische und Moralische Materien," welche mit des Verfassers Anfangsbuchstaben — J. C. N. — von 1739—1741 in vier Theilen erschienen. Jeder derselben besteht aus 14—16 „Anmerkungen" heterogensten Inhaltes, und bekundet einen ungewöhnlichen Grad von Belesenheit. Ein weiteres Werk führt den Titel: „Memoires concernant Mr. le comte de Stenbock, avec quelques observations hist. et critiques sur ces memoires par Mr. N. (Francfort 1745), und bezweckt eine Rechtfertigung der militärischen Operationen genannten Generals im nordischen Kriege. Das Buch ist für die Biographie Stenbock's und die Geschichte der nordischen Kriege von 1712 und 1713 von hohem Werthe, weil N. die Verhältnisse des Generals und dessen Maßregeln in jenen Kriegen aus eigener Anschauung aufs Genaueste kannte. Er erkrankte am 1. Juni 1753 an einem hitzigen Fieber, dem er am 8. desselben Monats zum Opfer fiel. N. war ein Mann von feinen Umgangsformen und vielseitigen Kenntnissen. Auf seinen ausgedehnten Reisen hatte er reiche Erfahrungen gesammelt, manch deutschen Fürsten und manch deutsche Residenz näher kennen gelernt, weshalb Memoiren aus seiner Feder über das Leben und die Zustände an deutschen Fürstenhöfen lehrreiche Mittheilungen hätten liefern können.

Strodtmann's Neues gelehrtes Europa, IV. S. 942—969 (hier findet sich auch das vollständige Schriftenverzeichniß S. 966—69); XI. 760—764. — Dunkel, Hist.-krit. Nachrichten von verstorbenen Gelehrten, Nr. 1405, S. 322—28 u. die dort. Gen. Eisenhart.

Nemnich: Philipp Andreas, Reiseschriftsteller und Encyklopädiker, geb. zu Dillenburg in Nassau 1764, † zu Hamburg 1822. Als Licentiat der Rechte und Tagesschriftsteller lebte N. in Hamburg und schrieb mehrere encyklopädische Werke, in denen die praktische volkswirthschaftliche und handelsgeographische Richtung der Büsching, Busch und Normann in populärer Verdünnung sich wirksam zeigt, so unter dem Titel: „Catholikon", ein allgemeines Polyglottenlexikon der Naturgeschichte (1793—95), ein Waarenlexikon in 12 Sprachen (1797), 1800 ein Wörterbuch der Naturgeschichte in acht Sprachen. 1799 unternahm er eine Reise nach England, auf welcher er der Industrie ein besonderes Augenmerk zuwandte und die ihm das Material zu einer vorwiegend aus nationalökonomischem Gesichtspunkt schildernden Reisebeschreibung lieferte, welche 1800 erschien. Besser vorbereitet, mit Fragen, zu denen er selbst öffentlich aufgefordert, und, wie er selbst rühmt, mit 1200 Empfehlungsbriefen ausgestattet, nahm er 1805—6 einen neuen Aufenthalt in England und gab 1807 seine „Neueste Reise . . . hauptsächlich mit Bezug auf Producte, Fabriken und Handlung" heraus. Aehnliche Werke seiner fruchtbaren Feder folgten bald über die Niederlande, Frankreich, Italien als „Tagebuch einer der Cultur und Industrie gewidmeten

Reise“. Dann wandte er sich wieder der Veröffentlichung von Waarenlexicis und Wörterbüchern der Handelscorrespondenz zu. 1820 gab er auch eine Uebersetzung der Roß'schen Nordpolarfahrt heraus. Seit 1819 wirkte er als Censor der kleinen und Damenschriften zu Hamburg. N. war ein fleißiger Sammler und Beobachter von Thatsachen, jedoch ohne Tiefe und Originalität. Man kann ihn als einen der Vorläufer der modernen Publicistik bezeichnen.

Meusel. F. Ratzel.

Neudorf: Johann N., Dramatiker, wurde geb. 1575 zu Verden, studirte in Helmstädt und wirkte hierauf als Magister und Rector der lateinischen Schule in Goslar bis zu seinem Tode 1647. Von Interesse ist nur eine Komödie, die in der langen Reihe der Prodigusdramen einen hervorragenden Platz einnimmt: „Asotvs Das ist COMOEDIA Vom Verlohrnen Sohn, Auß dem 15. Capitel S. Lucae“ — folgt eine lange Moralisation — „vnd sonsten.“ Goslar 1608. (12 u. 71 Bl. 8°. Wolfenbüttel.) Die litterarische Tradition des Stückes war nicht leicht zu entwirren. Der Verfasser selbst gesteht in der Vorrede „bisweilen, da sichs schicken wollen, etwas auß der Comedien Johannis agricolae von eben diesem argument, sonderlich aber in den mittelsten actibus behalten“ zu haben; obwol ihm der moralische Zweck der Komödie bewußt gewesen, habe er doch zuweilen „ettliche parerga vnd leichtfertige personen“ der Ergötzung halber hinzugefügt, und sich dabei des Horazischen Wortes erinnert: omne tulit punctum qui miscuit utile dulci. Die angezogenen Stellen finden sich wortgetreu wieder in der Vorrede zu dem gleichnamigen Stücke von Nic. Risleben (Magdeburg 1586), der seinerseits von den 1400 Versen Ackermann's über 1000 wörtlich in sein Stück herübernahm, aber geschickt Motive aus Macropedius und Stymmel und der Hecastusgruppe verwerthete. N. hat Risleben, wie schon die zahlreichen Personennamen zeigen, unzweifelhaft genau gekannt, aber wirklich einzig und allein den angeführten Satz der Vorrede wortgetreu entlehnt. Er fußt allerdings direct auf Ackermann, von dem er namentlich in den „mittelsten Actibus“ etwa 500 Verse wörtlich borgt. Dagegen scheinen fast alle Motive, die bei Ackermann fehlen, auf Benützung Risleben's zurückzugehen, obwol er auch Macropedius und Gnapheus gekannt haben dürfte. Der erste, blos exponirende Act zeigt des Asotus Verführung durch Teufel und allegorische Figuren (Voluptas). In den folgenden Acten nimmt die Handlung den gewöhnlichen Verlauf, doch viel klarer und plastischer als bei den meisten Vorgängern. Die Parasitenfiguren sind zum Theil trefflich individualisirt; besonders Pseudologus, ein vielgewandter grotesker Lügenheld. Bescheidener ist die Rolle Johann Clants, eines zaghaften, ziemlich farblosen Gesellen, der vor dem Teufel Reißaus nimmt und in plattdeutscher Mundart, meist sogar moralisirend, wie Rislebens Morio auftritt. Neu ist die Figur des Vastelabends, der sich monologisch einführt (III. 6) und antipapistisch seine lange Lebensgeschichte erzählt. Gegen Ende die aus Risleben bekannten allegorischen Scenen, nur detaillirter: Fides und Pietas kämpfen siegreich gegen die Abgesandten der Hölle. Bauernscenen im üblichen Dialekte, grob, carikirend, fehlen auch bei N. nicht. Sprache und Vers des nicht unbegabten Verfassers sind glatt und gewandt. Das Drama ist wiederholt zur Aufführung gekommen. Der „Verlorene Sohn“ der englischen Komödianten, ein Stück von zweifellos deutscher Herkunft, knüpft vielleicht direct an diesen „Asotus“ an.

J. M. Heineccius, Antiquitates Goslarienses, Frankfurt 1707, S. 487 ff. — H. Holstein, Das Drama vom verlorenen Sohn, Halle 1880, S. 36 f. Näheres in meiner vorbereiteten Monographie über diese große und weitverzweigte Dramenmasse. F. Spengler.

Nennius: Gerhard N., gebürtig aus Schleiden in der Eifel, daher als Sledanus, Scledanus und Scleidanus bezeichnet, ist als Gerardus Artopeus Slei-

danus, alias Nennius 1547 in Rostock immatriculirt, nachdem er 1546 schon Wittenberg angehört hatte. Er hieß also eigentlich Becker; woher er den klingenderen Namen Nennius angenommen, ist unbekannt. 1550 wurde er Mag. artium, 1560 Professor der Medicin und Mathematik (Astronomie). Er war in trüber Zeit eine Stütze der Universität Rostock, las über lateinische und griechische Schriftsteller, war lateinischer Dichter, las und schrieb über die hebräische Sprache, war aber namentlich eifriger und tüchtiger Mathematiker. Als Arzt war er ein besonderer Anhänger des Galen, „dessen Theorien er in die Praxis einzuführen suchte". Sein schon am 3. April 1566 erfolgender Tod wurde tief beklagt. Verheirathet war er mit einer Tochter des Bürgermeisters Dr. Hagemeister, verwittweten Colerus.

Krabbe, Univ. Rostock, S. 528 ff. Blanck, Die mecklenb. Aerzte, S. 11. Krey, Andenken an die Rostocksch. Gelehrten, 5, 18, wo Quellen und Schriften.

Krause.

Neocorus: Johann Adolf N. (Neocorus hat er sich selbst genannt, auch Ettahulphides, nach seinem Vater Adolf), geboren um 1550, höchst wahrscheinlich gestorben im J. 1630, Prediger in Büsum (Norder-Ditmarschen), Verfasser einer Chronik seines Heimathlandes, welche die Hauptquelle der ditmarsischen Geschichte bildet. Sein Geburtsjahr ist unbekannt, es muß dasselbe jedoch in den Anfang der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts fallen, einige Jahre vor der Eroberung Ditmarschens durch König Friedrich II. und die holsteinischen Herzöge Adolf und Johann im J. 1559. So fällt seine Jugend in die Zeit, in welcher sein Vaterland in drei Fürstenthümer getheilt war. Aus ein paar Bemerkungen in Neocorus' Chronik hat man schließen wollen, daß er in Wöhrden geboren sei, jedenfalls hat er daselbst seine Jugend verlebt, da sein Vater Adolf Philipp, der 1580 dort starb, einige zwanzig Jahre Schullehrer und zweiter Prediger in Wöhrden gewesen ist. Seine Mutter Catharina stammte aus einem der angesehensten Geschlechter Ditmarschens, dem der Issemannen, auch sie starb in Wöhrden kurz vor ihrem Manne. Demnach hat Neocorus jedenfalls die erste Begeisterung für die Großthaten seiner Vorfahren in Wöhrden empfangen; die Kirche selbst, in welcher sein Vater predigte, war ein sprechendes Denkmal für den im J. 1319 über Graf Gerhard den Großen von Holstein erfochtenen Sieg, noch lebten sicher Leute, welche im J. 1500 von Wöhrden, dem Hauptquartier der Ditmarscher, aus nach Hemmingstedt gezogen waren; als Kind hatte er noch jedenfalls die Haupttrophäe aus jener Schlacht, den dänischen Danebrog, in der Kirche hängen sehen. Von seinen Eltern ward Johann Adolf für das Studium der Gottesgelehrtheit bestimmt und besuchte deshalb, freilich nur auf kurze Zeit, die Universität Helmstädt, welche im October 1576 gegründet worden war; auch Braunschweig, eine der wenigen größeren Städte, die er überhaupt gesehen, hat er damals besucht, in einem Dorfe in der Nähe von Helmstädt hat er auch im J. 1578 zum ersten Male gepredigt. In demselben Jahre wurde er trotz mancher Anfeindungen und selbst gegen den Wunsch der Regierung — auch der Superintendent des Norderteils, M. Marcus Wrange, gehörte zu seinen Gegnern — zum Schulmeister und Küster (daher sein Name Neocorus von *νεώκορος*, Tempelreiniger oder -Diener, d. h. Küster) in Büsum, dem alten Nordtorp, dem Hauptort der damaligen Insel Büsum, welche durch den sechs Kilometer breiten Wartstrom noch von dem Festlande getrennt war, gewählt. Am 18. März 1590 erfolgte dann seine Wahl zum zweiten Prediger auf Büsum. War nun schon seine erste Anstellung nicht ohne Widerspruch erfolgt, so durfte er sich auch als Prediger keines rechten Friedens erfreuen, schon bald nach seiner Einsetzung gerieth er in arge Mißhelligkeiten mit seinen Vorgesetzten. Von seiner Großmutter aus dem Geschlecht der Issemannen, welche auch auf Büsum ein-

gesessen waren, hatte er eine nicht unbedeutende Erbschaft gemacht, deshalb wurde ihm die Kapellanei, von welcher übrigens schon vor seiner Einsetzung ein Stück abgetrennt war, zu klein, und er stellte den Antrag, entweder ihm ein neues Haus zu bauen, oder ihm selbst einen Neubau auf eigene Kosten zu gestatten. Beides ward ihm aber, namentlich auf Veranlassung des ersten Pastors Dierksen, abgeschlagen, und weder bei dem Superintendenten, noch bei dem Landvogt und Landschreiber vermochte er mit seinem Gesuche durchzudringen, ja ein Theil seiner Gemeindeglieder zeigte sich ihm entschieden feindlich gesinnt, so daß er Mühe hatte, selbst seinen arg geschädigten Ruf durch das Zeugniß Anderer zu schützen; dennoch setzte er endlich seine Absicht durch, er erzählt uns von einem Hausbau, den er im J. 1594 ausgeführt hatte. Daß N. Feinde hatte, kann uns freilich nicht Wunder nehmen, er war ein Mann, der, wo es galt, sich nicht scheute, Gewalt und Unrecht entgegen zu treten, das zeigte sein Verfahren gegen den Kirchspielvogt Kruse, der in seiner Gemeinde Veranlassung zu schweren Klagen gegeben hatte. Johann Adolf trat an die Spitze der Unzufriedenen und ruhte nicht eher, bis der Betreffende bestraft war. Die Büsumer scheint er überhaupt nicht besonders geliebt zu haben, er nennt sie selbst in seiner Chronik ein frevelhaftes, muthwilliges, streitsüchtiges Volk, und er, der stets auf die sächsische Abkunft der Ditmarscher pocht, spricht diese den Büsumern ab, „weshalb sie auch allzeit und auch jetzt noch von den anderen Ditmarschern für geringer gehalten worden seien“. So ließen ihm denn seine Feinde auch später keine Ruhe. Schon längst hatte man den Plan gefaßt, die Insel Büsum mit dem Festland durch einen Damm zu verbinden, damit der Wartstrom auf beiden Seiten desselben aufschlicken könne. Schon im J. 1585 war ein solcher Damm denn auch glücklich geschlagen worden; im J. 1608, als die erste Aufschlickung schon vor sich gegangen war, wollte man zu beiden Seiten des alten Dammes neue Deiche anlegen, da mußte denn am 13. Juli Alles, jung und alt, mit Hand ans Werk legen, denn es galt, das Werk zur Zeit der Ebbe soweit zu fördern, daß die eintretende Fluth vor dem Damme Halt machen müsse. Da zog denn auch „Herr“ Johann Adolf mit seinem Wagen herbei, um nach Kräften mitzuhelfen, aber bei dem Hin- und Herjagen der Wagen stürzte sein Fuhrmann, ein schmächtiger junger Mensch, vom Wagen und fand dabei seinen Tod. N. hatte ihn mit dem Spaten bedroht, weil er ihm nicht schnell genug fuhr, so benutzten die Feinde Johann Adolfs diesen Umstand und klagten ihn des Todtschlags an, und es kostete ihm nicht geringe Mühe, sich von dem Verdachte zu reinigen. Und noch als siebzigjähriger Greis gerieth er mit seiner Gemeinde wieder in Streit, und es kam so weit, daß er im J. 1624 abgesetzt wurde und zwar, wie es scheint, nicht ohne Zuthun der Regierung. Er spricht selbst von seinem „Fall“ und erwähnt die letzte Predigt, die er vor demselben gehalten habe. Auf der anderen Seite wußten seine Landsleute auch seine Landeskunde zu schätzen und zu verwerthen. So ward er im Jahre 1598 als Sachverständiger von den Büsumern nach Dieksand geschickt, um das Recht derselben auf diese Insel, als noch von den alten Inseln Helmsand und Tötel, welche früher den Büsumern gehört hatten, herstammend, gegen die Eingesessenen des Kirchspiels Marne geltend zu machen. — Die nöthigen Vorarbeiten zu seinem Geschichtswerk scheint er in der Mitte der neunziger Jahre, also bald nachdem er sich ein neues Heim geschaffen hatte, begonnen zu haben, und dieselben waren im J. 1598 soweit gediehen, daß er damit anfangen konnte, seine Aufzeichnungen ins Reine zu schreiben; fortgeführt hat er seine Chronik bis zum Jahre 1619. In dem Gildenbuche einer Armengilde, welche er in Büsum gegründet hatte, finden wir seinen Namen bis zum Jahre 1630, er ist wol in diesem Jahre gestorben, den Tod des in demselben Jahre im Norderteil verstorbenen Landvogts Bruhn scheint

er nicht mehr erlebt zu haben. — Das Geschichtswerk des N. führt den Titel: „Dithmersche historische Geschichte van ehrer Ankumbst, Seden, Gebruken, Geschlechter, Kluffte, Landen, Steden, Flecken, Dorpern. Item van ehren Regimentt, Religion, Policien, Krigen, Vorruckingen, Vormehringen, Handelen und dapferen manlichen Daden uth velen geloffwerdigen Historicis, olden geschrevenen Chronicis, eigentlicken Vortekenissen, Breven, Instrumenten, Privilegien, Vordregen unde Monumenten thosamende gedragen, ock eines Deles nun erstlick angemercket unde uppe getekenet mit sonderbaren mechtigen Vlite, grothen schwerer Moyte unde Arbeith, dorch Johannem Neokorum Ettahulphidem in demsulvigen Lande bordich. Anno 1598." Geschrieben ist dasselbe in der plattdeutschen Mundart der Ditmarscher und nimmt unstreitig in der älteren mundartigen Litteratur einen hervorragenden Platz ein, es zeigt einen für seine Zeit in hohem Grade ausgebildeten Satzbau und Abrundung der Perioden und läßt erkennen, daß der Verfasser nie verlegen gewesen ist, den treffenden Ausdruck zu finden. Gerade die Klarheit der Diction macht es auch dem, dem die plattdeutsche Mundart nicht geläufig ist, möglich, sich ohne allzugroße Schwierigkeit in das Verständniß des Werkes hineinzuarbeiten. Dabei thut diese sorgsame Durcharbeitung der Natürlichkeit und Treuherzigkeit des Erzählers durchaus keinen Abbruch. Von 1559 an ist die Erzählung allerdings ganz annalistisch. Freilich hat der Verfasser, wie es die Sitte der Zeit mit sich brachte, eine große Vorliebe für Citate aus allen möglichen Schriftstellern des Alterthums und eine gewisse Neigung, mit seiner Belesenheit zu prunken, die ihn besonders im ersten Theil, in dem er eine Anzahl „Opinionen, Meinungen, Konjekturen, Anmodungen und Thonödiginge" über Ankunft und Ursprung der Ditmarscher vorbringt, zu wunderlichen Behauptungen verleitet. Die Hauptquellen, denen er bei Erzählung der eigentlichen ditmarsischen Geschichte in früherer Zeit gefolgt ist, sind neben Helmold's Slavenchronik, Albert Kranz' Saxonia und Vandalia und dem Presbyter Bremensis, vor allem Karsten Schröder, dessen ditmarsische Chronik die Zeit von 1140—1590 umfaßt, und die Collectaneen des als ditmarsischen Geschichtschreibers lange Zeit überschätzten Johann Russe, wie eine Anzahl von später verloren gegangenen handschriftlichen Aufzeichnungen, wie Joh. Junge, Karsten Sivert, Andreas Brus u. a. Für die Zeit Heinrich's von Zütphen hat er die Schrift Luther's über denselben, für die Geschichte der letzten Fehde namentlich die Schriften der beiden Ranzau's benutzt. Doch hat er auch nicht versäumt, Originalurkunden zu sammeln, soweit solche noch vorhanden waren, denn die meisten hatten bei Eroberung des Landes ausgeliefert werden müssen. Vollständig zuverlässig ist N. aber erst von der Zeit an, welche er selbst erlebt oder in der er aus der Erinnerung von Zeitgenossen geschöpft hat, also erst von der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts an. Daß er übrigens über die Landesgeschichte nicht gerade besondere Studien weit von seinem Heimathsorte angestellt hat, geht aus seiner mangelhaften Kenntniß von der für Ditmarschen so wichtigen Geschlechterverfassung hervor, welche allerdings zu des Neokorus' Zeit fast schon jede Bedeutung verloren hatte, während Anderes aus dem Leben der alten Ditmarscher, z. B. die Hochzeitsgebräuche, Tänze u. dgl. in hohem Grade ausführlich behandelt ist. Er kennt nur die Namen der auf Büsum, in den benachbarten norderditmarsischen Kirchspielen und in Meldorf eingesessenen Geschlechter, bei den anderen ist meistens durch Striche angedeutet, daß er die Sache späteren genaueren Untersuchungen vorbehalten hat, und es ist lebhaft zu bedauern, daß dies unterblieben ist. Denn gerade in diesem Punkte ist N. für uns fast einzige Quelle, die späteren ditmarsischen Chronisten haben ihn hier einfach abgeschrieben. Die Originalhandschrift des N. (895 Seiten fol.) befindet sich in der Kieler Universitätsbibliothek, der sie von Dahlmann zum Geschenk

gemacht worden ist. Das Manuscript hat dadurch arg gelitten, daß derselbe es seiner Zeit einem Setzer in die Hände gegeben hat, auch ist eine Anzahl Blättter durch Wasserflecke unbrauchbar gemacht, sonst ist die Handschrift deutlich und gut leserlich, nur gegen das Ende flüchtiger. In derselben Bibliothek befinden sich noch drei alte vollständige Abschriften, so daß das in der Originalhandschrift Unlesbare leicht hat ergänzt werden können. Herausgegeben ist das Werk des N. bis jetzt nur einmal durch Dahlmann im J. 1827 in zwei Bänden, gedruckt Kiel in der königlichen Schulbuchdruckerei, in Commission der Universitätsbuchhandlung, mit einer Karte „des Freistaates“, einem Anhang, bestehend aus Auszügen anderer ditmarsischer Chronisten, wie Henning Swyn, Hans Detlef von Windbergen u. a., dreiundzwanzig kleineren, von Dahlmann verfaßten Abhandlungen, meistens die Culturgeschichte und Verfassung Ditmarschens betreffend, welche freilich durch genauere Untersuchungen bereits vielfach Berichtigungen erfahren haben, und einem Glossar. Chalybaeus.

Nerenz: Wilhelm N., Sitten- und Genremaler, geb. am 10. August 1804 in Berlin, † daselbst am 23. October 1871. Die ersten Studienjahre verbrachte er in seiner Vaterstadt unter W. v. Schadow's Anleitung. Darnach mit Restaurationsarbeiten in der königlichen Gemäldegalerie in Berlin beschäftigt, folgte er seinem Lehrer nach Düsseldorf, wo er von 1833—1836 die Akademie besuchte. Nach Berlin zurückgekehrt, behielt er hier, mit Unterbrechungen durch Reisen nach Dresden und Italien (1847), dauernd seinen Wohnsitz. Er bethätigte sich in der Folge als fruchtbarer Romantiker auf dem Gebiete der genreartigen Legenden- und Balladenmalerei zumeist in kleinen Bildern, die mit mühsamen Fleiße, namentlich in der Behandlung des Costüms und Beiwerkes säuberlich ausgeführt, der männlichen Kraft und der künstlerischen Anschauung entbehren, jedoch zu ihrer Zeit ungetheilten Beifall fanden. Von seinen Gemälden sind hervorzuheben: „Des Goldschmieds Töchterlein“ nach Uhland, ein Cyklus zu Kleist's „Käthchen von Heilbronn“, „Heimkehr“ und „Beim Waffenschmied“ in der Nationalgalerie zu Berlin. —

Vgl. Düsseldorfer Künstler aus den letzten fünfundzwanzig Jahren. Kunstgeschichtliche Briefe von Wolfgang Müller v. Königswinter. Leipzig 1854. — Die Berliner Malerschule 1819—1879. Studien und Kritiken von Adolf Rosenberg. Berlin 1879. — Katalog der königlichen Nationalgalerie zu Berlin von Dr. Max Jordan. 7. Aufl. 1885.

v. Donop.

Nering: Johann Arnold N. (Nehring), einer der namhaftesten Architekten Berlins im 17. Jahrhundert unter der Regierung des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Ueber die Herkunft, das Geburtsjahr und die früheren Lebensschicksale des Meisters hat sich keine zuverlässige Nachricht erhalten. Vermuthlich aus Holland stammend gehörte er den von französischen und holländischen Einflüssen bestimmten Meistern an, welche vermöge der formalen Strenge ihrer Stilrichtung die Berliner Baukunst beim Aufschwung des preußischen Staates einer neuen und glänzenden Entwicklung entgegenführten.

Seine Bauthätigkeit war von kurzer Dauer, doch um so ergiebiger der Umfang seines künstlerischen Schaffens. Ein bedeutender Theil seiner architektonischen Schöpfungen ist in Folge des Wachsthums der Hauptstadt beseitigt, andere sind durch Umbauten wesentlich verändert. Seit 1675 angeblich unter Smids (1626—1692) in Berlin thätig, soll N. als eine seiner frühesten Arbeiten den Entwurf zu dem ehemaligen, im J. 1675 abgebrochenen Pomeranzenhause im Lustgarten daselbst gezeichnet haben. Nach dem Tode Memhard's übernahm er als ausführender Architekt im J. 1679 die Fortsetzung der Schloßbauten zu

Oranienburg und Potsdam. Von 1679—1681 ließ er als Ersatz der alten Stechbahn an der Südfront des Joachim'schen Schloßbaues 16 nicht mehr vorhandene steinerne Kaufläden mit dorischen Bogenlauben errichten. Der reich ausgestattete Monumentalbau des alten Leipziger Thores auf der Stelle der heutigen Friedrich-Werder'schen Gewerbeschule in der Niederwallstraße, durch welche N. der Kölnischen Seite im J. 1683 den Abschluß gab, wurde bereits im J. 1739 bei Abtragung der Festungswerke niedergelegt. Zu den noch heute sichtbaren Zeugen seiner Thätigkeit gehört in erster Linie der im J. 1685 begonnene galerieartige Mittelbau an der Wasserseite des Berliner Schlosses, welcher das Haus der Herzogin und den Bau des Grafen Lynar neben der Schloßapotheke mit einander verbindend, zugleich die Ostseite des sogenannten Eishofes abschließt. Ueber den beiden unteren loggienartigen Stockwerken mit Rundbogenarkaden erhebt sich ein Geschoß mit horizontal gedeckten Fenstern. Das Innere von geringer Tiefe enthält in jedem Stockwerke eine verbindende Galerie. Die einfach und streng durchgebildeten Formen lassen in den Details das Studium der italienischen Renaissance erkennen. Die strenge Richtung des Meisters zeigt auch der von 1681—1685 gemeinsam mit Smids ausgeführte Bau des sogenannten Alabastersaales, mit korinthischen Pilastern decorirt, im Quergebäude des Schlosses über den alten Küchen, welcher später in ein Schloßtheater verwandelt wurde. Im J. 1684 baute N. die Schloßcapelle zu Köpenick. Er bekleidete damals die Stelle eines kurfürstlichen Oberingenieurs mit 400 Thalern Gehalt. Noch während der Regierung des Kurfürsten führte N. in Berlin drei kleine Palastbauten aus, die nach Form und Ausstattung, vor Allem in der Raumentwickelung des Innern den gesteigerten Ansprüchen der Neuzeit gemäß verändert und bereichert sind. So ist das kronprinzliche Palais am Opernplatz aus dem im J. 1687 für den Feldmarschall v. Schomberg errichteten Palais mit Verwerthung einzelner Theile des ursprünglichen Unterbaues entstanden. Hierher gehört auch das am Kölnischen Fischmarkt Nr. 4 gelegene, für den Feldmarschall v. Derfflinger erbaute, um ein modernes Stockwerk erhöhte Haus, das die von N. getroffene Anordnung der Verhältnisse bewahrt hat. Endlich ist das im J. 1685 für den damaligen Geheimen Rath v. Danckelmann bestimmte, unter dem Namen des Fürstenhauses bekannte Palais auf dem Werder in der Kurstraße Nr. 52 zu erwähnen. Der ausdrucksvolle Bau Nering's beschränkt sich auf den mittleren Theil mit einem Portal. Die Erweiterung des Ganzen und die Bereicherung der Balustrade durch den figürlichen Schmuck ist muthmaßlich auf einen Umbau durch G. v. Knobelsdorff (1741) zurückzuführen. Einer im vorigen Jahrhundert beliebten Sitte in Berlin folgend erbaute N. im J. 1687 an Stelle eines hölzernen Ueberganges über den Fluß die Colonnaden des Mühlendammes, deren durch Brand zerstörten Theile später von Feldmann und Stüler erneuert worden sind. Der bedeckte Gang, welcher sich durch Bögen zwischen dorischen Pilastern nach der Straße öffnet, ist hallenartig im Charakter sogenannter Lauben ausgeführt.

Unter dem Nachfolger des großen Kurfürsten entfalteten sich die von Letzterem gepflanzten Keime eines selbständigen Kunstlebens zur vollen Blüthe. Die schnelle Entwicklung der Stadt bedingte die Anlage neuer Bauplätze und so erfolgte unter Nering's Leitung noch im J. 1688 die Absteckung des die neue Friedrichsstadt umfassenden Straßennetzes, welches im Anschluß an den südlichen Theil der Dorotheenstadt regelmäßige Bauquartiere darbot. Der Plan dieser Stadterweiterung wurde durch freie Gewährung von Baumaterial und Steuererleichterungen zu Gunsten der Ansiedler schnell gefördert. Im Zeitraum von 7 Jahren ließ N. hier zum Theil nach eigenen Entwürfen nicht weniger als 300 Häuser errichten, unter denen sich jedoch nur wenige Kunstbauten befanden.

Von dem unter dem Kurfürsten Friedrich III. durch N. zwischen der Lindenpromenade und der Dorotheenstraße erbauten Marstall dient nur noch der an der nämlichen Straße liegende Theil seiner alten Bestimmung, während das Gebäude der Akademie Unter den Linden aus dem Umbau jener Stallanlage entstanden ist. Im J. 1691 wurde N. zum Oberbaudirector aller kurfürstlich brandenburgischen Gebäude ernannt, doch ohne Vermehrung seines Gehalts. Unter Beihülfe des Ingenieurs Louis Cayart stellte er zunächst seit dem Jahre 1692 die Lange- oder Kurfürsten-Brücke zwischen der Königstraße und dem Schloßplatze aus Pirnaischem Sandstein her, einen künstlerisch angelegten Monumentalbau, der zu den besten Leistungen Nering's gehört und als Standort der später errichteten Reiterstatue des großen Kurfürsten zu den Sehenswürdigkeiten der Residenz gehört. Durch die Zerstörung der von Schlüter stammenden plastischen Gruppen an den Pfeilern und durch das von Schinkel entworfene gußeiserne Geländer statt der alten Sandsteinbrüstung hat die Brücke den Reiz ihrer ursprünglichen Erscheinung zum Theil eingebüßt. Leicht, flach und kühn gewölbt erscheint sie durch die einfache Gediegenheit ihrer Gesammtform als ein charakteristisches Werk des Meisters, das durch die Verbindung von Baukunst und Plastik eine überaus günstige Wirkung erzielt. Außer mehrfachen Anlagen und Erneuerung von Schleusen errichtete N. im J. 1694 den sogenannten Hetzgarten, ein dem römischen Amphitheater nachgebildetes Gebäude von elliptischer Grundform, das später zu militärischen Zwecken verwerthet und im J. 1776 abgetragen worden ist. Nach Nering's Entwurf wurde ferner im J. 1693 das alte Berliner Rathhaus durch einen neuen Flügel in der Spandauer Straße vergrößert. Dieser dreigeschossige Bau mit rundbogigen Arkaden im Erdgeschoß ist ebenfalls zu Gunsten eines Neubaues beseitigt. N. betheiligte sich auch an der unter der Regierung des großen Kurfürsten und seines Nachfolgers immerhin bescheidenen kirchlichen Bauthätigkeit. Nach seinem Entwurfe ist seit 1695 die Parochialkirche in der Klosterstraße zu Berlin erbaut, deren Grundriß an die Kirche St. Maria della consolazione zu Todi von Bramante erinnert. Der in Gestalt eines griechischen Kreuzes mit vier Apsiden projectirte Centralbau, dem N. ein wirkungsvolles Portal mit korinthischen Säulen zugedacht hatte, wurde späterhin durch M. Grüneberg und Gerlach, nachdem der Gewölbebau im J. 1698 eingestürzt war, seiner inneren Disposition nach wie auch in der Herstellung der Façade wesentlich verändert. An die Stelle des beabsichtigten centralen Kuppelthurmes trat ein Westfrontthurm zur Aufnahme des Glockenspiels.

Mit Nering's Namen hat die bisherige Tradition seit Nicolai auch den Entwurf zu dem in der Berliner Architekturgeschichte epochemachenden Zeughause vereinigt, das bei allem Wandel der Geschmacksrichtung als eines der schönsten Monumentalgebäude durch Beschreibung und Abbildung bis auf den heutigen Tag gewürdigt und gepriesen ist. Der Entwurf, welchen N. nach Nicolai bereits im J. 1685 noch unter der Regierung des großen Kurfürsten gezeichnet haben soll, zeigt eine reichere dreigeschossige Anlage mit einer durch Reliefs geschmückten Attika. Am 25. Mai 1695 fand in Gegenwart des Kurfürsten Friedrich III. die feierliche Grundsteinlegung statt, welche durch eine Medaille von dem Stempelschneider R. Falz verewigt worden ist. Documentarisch ist nicht zu entscheiden, ob N. selbst noch eine Umarbeitung seines früheren Entwurfes vorgenommen und welches Maß selbständigen Verdienstes an dem Baue jedem Einzelnen seiner Nachfolger gebührt. Es steht jedoch fest, daß die Leitung des Baues zunächst auf kurze Zeit von dem mäßig begabten Architekten M. Grüneberg, dann vom 30. März 1698 bis zu Anfang des Jahres 1699 von Schlüter übernommen wurde und die Vollendung des Werkes im wesentlichen durch den Franzosen Jean de Bodt erfolgte. Nach einer nicht ganz verbürgten Nachricht

soll N. für den Grundriß ursprünglich auf der Rückseite einen halbkreisförmigen Abschluß geplant haben, der angeblich durch Jean de Bodt quadratisch gestaltet wurde. Aus dem architektonischen System der Façade, welches die Wehrhaftigkeit des preußischen Staates zum trefflichen Ausdruck bringt, sowie aus den Detailbildungen im Sinne der formalen, von barocken Elementen freien Weise klassischer Vorbilder und aus den Gesammtverhältnissen des Baues hat man bis vor kurzem auf die Autorschaft Nering's geschlossen und im Einklang mit dem Zeugnisse Nicolai's ihm das Verdienst des Grundrisses zugeschrieben. Eine Abbildung der Façade, welche von dem jetzigen Bau in wichtigen Punkten abweicht, ist u. a. in dem 1733 erschienenen Prachtwerke von J. B. Broebes „Vues des palais et maisons de plaisance de S. M. en Prusse“ Blatt 6 mitgetheilt. Die Aenderungen des Nering'schen Façadensystems haben im Ganzen eine Vereinfachung angestrebt und erzielt, namentlich ist durch den Umgestaltungsproceß ein organischer Zusammenhang der seit 1695 begonnenen Bildwerke mit der architektonischen Gliederung herbeigeführt, was ohne Zweifel als Schlüter's Verdienst anzusprechen ist. Gegen die bisher gültige Auffassung der Berliner Architekturgeschichte, welche mit Nicolai's Nachricht im Einklang steht, hat neuerdings der Dresdener Architekt C. Gurlitt nachdrücklich Einsprache erhoben. In Ermangelung einer actenmäßigen Beglaubigung von Nicolai's Aussage stützt sich Gurlitt in der Beweisführung, daß der Entwurf nicht von Nering, sondern von dem Franzosen François Blondel herrühre, im Wesentlichen auf das oben angeführte Quellenwerk von J. B. Broebes über die Bauten König Friedrich I. von Preußen. Die hier in Betracht kommende, auffallende Unterschrift des bezüglichen Stiches lautet: „Façade de l'Arsenal Royal de Berlin du Dessin de M. Blondel, conduit par Nerin Archit. Gruneber Schr. Bot“ (= Nering, Grüneberg, Schlüter und Jean de Bodt). Zudem hält Gurlitt die reine Formensprache des angeblich von Blondel herrührenden Entwurfes, der nur durch Schlüter's und de Bodt's Aenderungen in einzelnen Theilen seine Eigenart verloren, mit der nüchternen Architektur der gleichzeitigen Niederländer und Nering's unvereinbar. Daß das Zeughaus unter dem Einflusse des französischen Meisters entstanden, scheint ihm, von anderen Gründen abgesehen, auch aus den dem Blondel'schen Vorbilde entsprechenden Proportionen und Profilen des Baues hervorzugehen. Gegen Gurlitt's Argumente hat sich wiederum im Sinne der Ueberlieferung P. Wallé ausgesprochen. Ein endgültig befriedigendes Resultat hat die neuere Untersuchung nicht zu erzielen vermocht. Nach der Gesammtwürdigung der ihm unzweifelhaft angehörigen Werke erscheint N. als ein begabter, in den Schranken seiner Zeit befangener Architekt, bei dem die technische Durchbildung und das Wissen die freie Regung der Bauphantasie überwiegt. Sind seine Bauten im Werthe einander nicht gleich und einige von verstandesmäßiger Gemessenheit und Einfachheit, so ist doch bei anderen ein feineres Verständniß der italienischen Renaissancebauten völlig ersichtlich. Ohne erheblichen Aufwand an decorativen Zuthaten strebte er bei sicherer Herrschaft über das Formale nach einer maßvollen Wirkung durch edle Verhältnisse und kräftige Profilirung. Die Façaden seiner Bauten zeigen bisweilen Pilasterstellung, häufig auch rundbogige Pfeilerarkaden und als ein wirksames Motiv die besondere Ausbildung des Unterbaues. Inwieweit N. als Meister die Kunst der Raumgestaltung und der Innendecoration verstand, ist nur in begrenztem Sinne zu beurtheilen möglich. Sein Fleiß und die vornehme Einfachheit seiner Werke charakterisirt nicht minder den Künstler wie den Menschen. N. starb plötzlich im October 1695 am Schlage, als er eine Reise zum Kurfürsten nach Kleve zu unternehmen beabsichtigte. —

Vgl. Nicolai's Beschreibung von Berlin und Potsdam nebst Anhang. 1786. Nachricht von den Baumeistern, Bildhauern u. s. w. von Friedrich

Nicolai. Berlin u. Stettin 1786. — Andreas Schlüter. Ein Beitrag zur Kunst- und Baugeschichte des 18. Jahrh. von K. F. v. Klöden. 2. Ausg. Berlin 1861. — Zeitschrift für Bauwesen. Redig. v. G. Erbkam. Jahrg. XVIII. Berlin 1868. Jahrg. XX. Berlin 1870. — Die Baugeschichte Berlins bis auf die Gegenwart von Dr. Alfred Woltmann. Berlin 1872. — Berlin und seine Bauten. Herausgegeben vom Architekten-Verein zu Berlin. 2 Theile. Berlin 1877. — Beiblatt zur Zeitschrift für bildende Kunst. Leipzig 1884. 19. Jahrg. Nr. 18, 19, 29, 44. — v. Donop.

Nerly: Friedrich N. (Nehrlich), geb. am 29. September 1807 in Erfurt, † am 21. October 1878 in Venedig, ward bei Verwandten in Hamburg und Holstein erzogen und knüpfte dort bald Freundschaft mit dem bekannten Thierfabelmaler Speckter an, weshalb er auch schon früh sich der Darstellung der Thiere zuwandte. Das Talent, das der schöne und einnehmende Jüngling dabei zeigte, erwarb ihm die Gönnerschaft des berühmten Kunstkenners Baron Rumohr, der sich nun seiner in großartigster Weise annahm, ihn in Weimar dem alten Goethe vorstellte und eine Studienreise nach Italien ermöglichte. Als Nerly um 1830 nach Rom kam, traf er die deutsche Künstlercolonie noch in größter Blüthe, mit Overbeck, Koch, Reinhard, Thorwaldsen an der Spitze, Preller, Genelli, Rahl u. A. in frischem Aufstreben. Mit allen diesen in näheres Verhältniß tretend und früh ein bedeutendes geselliges Talent entwickelnd, widmete sich N. nun vorzugsweise der Darstellung der Landschaft, mit reicher Staffage von Menschen und Thieren, wozu er sich den Stoff in der römischen Campagna oder auf einer nach Unteritalien und Sicilien gemachten Studienreise holte. Mehr Zeichner als Colorist, ist sein berühmtestes Bild aus dieser Zeit ein Büffelfuhrwerk, welches einen großen, für Thorwaldsen bestimmten Marmorblock durch die Campagna zieht. Großartig und stilvoll aufgefaßt, ist es auch in der Färbung nicht ohne pikanten Reiz der Gegensätze. Coloristen auszubilden war freilich das damalige Rom der denkbar schlechteste Ort, man begnügte sich mit großer Auffassung im Stile der Classiker oder der noch immer herrschenden Romantik. So, fast an Claude erinnernd, malte N. auch eine Rückkehr der Winzer vom Monte Circello, die ebenfalls vorzüglich aufgefaßt ist, aber nie recht fertig ward. Das ewig wechselnde und meist ganz frivole Fremdenpublicum, auf das der Künstler angewiesen ist, kann eben auch das größte Talent ruiniren. Der unstreitig hochbegabte N. ist denn auch den schlechten Einwirkungen dieser Verhältnisse, die durch die Expatriation noch verstärkt wurden, nicht entgangen. Von eleganten Manieren, schöner Persönlichkeit und dem heitersten Humor ward er bald die Seele aller geselligen Vergnügungen der deutschen Künstlercolonie, besonders der berühmten Cervarafeste. Daß die künstlerische Vertiefung und Ausbildung darunter leiden mußten, war unvermeidlich und so hat denn auch N. die großen Erwartungen, die man von seinem Talente hegen konnte, allerdings nicht erfüllt, obwohl man seinen Arbeiten weder Geschmack noch Stilgefühl und glückliche Auffassung absprechen kann. Aber über das viel Versprechen kamen seine Bilder selten hinaus bis zum Halten. Es war denn wohl auch das Gefühl dieser gründlich ungesunden Existenz, zu der fast alle deutsch-römischen Künstler verdammt sind, das ihn endlich 1837 in die Heimath wieder zurücktrieb. In Venedig angekommen und entzückt über die Schönheit der Stadt dort verweilend, malte er die Piazetta im Mondschein. Das gefiel nun so, daß er nachmals das Bild noch 36mal wiederholen mußte und es recht eigentlich sein Schicksal entschied. Denn nun blieb er sein ganzes übriges Leben in der träumerisch schönen Lagunenstadt, gleich gefesselt von der blendenden Schönheit seiner nachmaligen Gattin und durch den unendlichen Reiz des Aufenthaltes überhaupt. Er warf sich nun ganz auf die Vedutenmalerei, die er indeß mit durchaus poetischer und

echt künstlerischer Auffassung zu adeln wußte, selbst als er in der Technik von den Jüngeren schon längst überflügelt war. Für alle nach Venedig kommenden Deutschen aber ward fortan sein gastfreies Haus der Mittelpunkt, wie er denn als guter Patriot der Entwicklung des Vaterlandes mit Entzücken folgte. Als anerkanntes Haupt der deutschen Colonie auch von den Italienern hoch geachtet, von allen bedeutenden Fremden im Palazzo Pisani aufgesucht, wo er als Nachfolger des unglücklichen Leopold Robert seine Wohnung 40 Jahre lang beibehielt, war er nach und nach selber zu einer Art Sehenswürdigkeit geworden, die gewiß Niemand ohne Befriedigung kennen lernte. Unermüdlich thätig, wie er es war, sind seine venetianischen Prospecte in alle Welt gegangen und verdienen es auch, wenigstens durch ihre originelle und poetische Auffassung.

F. Pecht.

Nerol: Tobias Kohen N., Arzt und medicinischer Schriftsteller, geb. 1652 in Metz, † 1729 in Jerusalem. N., dessen Vorfahren dem angesehenen Geschlechte der Manuscrivi in Italien angehörten, war ein Sohn des auch auf dem Gebiete der Astronomie und der Medicin bewanderten jüdischen Theologen Moses N. (geb. 1598), der von 1649 an die Rabbinerstelle in Metz bekleidet hat und am 10. Mai 1659 daselbst verstorben ist. Der früh verwaiste Knabe kam 1663 mit seiner Mutter, die in diesem Jahre sich in zweiter Ehe mit dem gelehrten Wormser Rabbiner Samson Bacharach vermählte, nach Worms, zog jedoch bald von dort fort, um in Polen, wo seine väterliche Familie ansässig war, seine talmudischen Kenntnisse zu vermehren. Seine Absicht, sich gleich seinen beiden Brüdern daselbst heimisch zu machen, mußte er indeß nach mehreren Jahren wieder aufgeben, da die dortige jüdische Bevölkerung von den Leiden des polnisch-türkischen Krieges (1672—1676) hart mitgenommen wurde, und so entschloß er sich endlich, nach Padua zu gehen und daselbst Medicin zu studiren. Zur weiteren Fortbildung begab er sich mit einem ihm befreundeten Studiengenossen nach Deutschland (1685) und hatte das Glück, von dem großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm I. protegirt zu werden. Dieser bewirkte nämlich seine Zulassung zu den Vorlesungen an der Universität zu Frankfurt a. O., welche bis dahin den Juden verschlossen geblieben war, und setzte ihm während seiner Studienzeit ein namhaftes Stipendium aus. In Padua erhielt N. den Doctorgrad und ließ sich dann als Arzt in Constantinopel nieder, wo er bald eine ansehnliche Praxis und einen bedeutenden Ruf erlangte. Er war eine Zeit hindurch Leibarzt des krim'schen Tartarenfürsten Selim Girig Chan, stand mit hohen Persönlichkeiten in Verbindung und wurde auch am türkischen Hofe bei Erkrankungsfällen zu Rathe gezogen. Sein Leben blieb indeß nicht frei von Mißgeschick und Ungemach, der Tod raubte ihm seine Kinder und so sollten „seine Werke seine Nachkommen werden“. Im J. 1705 ging er an die Abfassung seines Werkes „Maasze Tobia“, das er zwei Jahre später in Venedig veröffentlichte. Dasselbe, aus drei Theilen bestehend, bildet ein nach eigenem Plane ausgearbeitetes, encyclopädisches Lehrbuch der Kosmologie. Die Metaphysik, die zuerst dargestellt wird, erweitert sich unter der Hand des Verfassers zur jüdischen Dogmenlehre. In der darauf folgenden Astronomie sucht derselbe das Kopernikanische System zu widerlegen. Die physikalische Geographie giebt auch kurze Nachrichten über Amerika und China und über seltene Culturpflanzen. Auch die Anthropologie und die Lehre von den Elementen und deren Eigenschaften und Wirkungen gehören noch der ersten Abtheilung an. Der zweite Theil umfaßt die eigentlich medicinischen Disciplinen (Diagnostik und Therapeutik u. s. w.), worauf im dritten Theile zumeist die Behandlung der Frauen- und Kinderkrankheiten dargestellt und Medicinalpflanzen beschrieben und verzeichnet werden. Der Verfasser bezeichnet sein Buch selbst als eine systematisch

angelegte Compilation aus verschiedenen Werken, doch theilt er auch eigene Erfahrungen und Beobachtungen mit und zeigt sich in seinen Urtheilen auch da, wo er den Talmud gegen sich hat, ziemlich selbständig.

Carmoly, Revue orientale II p. 483—487. — Zunz, gesammelte Schriften I, S. 193. — Steinschneider, Catal. bibl. Bodleianae s. v. Tobias Kohn. — M. Bersohn, Tobiaß Kohn, Lekarz Polski v XVII wieku (poln.), Krakau 1872. — N. Brüll, Jahrbücher für jüdische Gesch. u. Litteratur V/VI, S. 105. — Revue des études juives 7, p. 223. Brüll.

Nerreter: David N., geb. am 8. Februar 1649 zu Nürnberg, studirte zu Altdorf, war poeta laureatus und Mitglied des Pegnitzischen Blumenordens; ward 1672 Magister in Königsberg, 1677 Hofcaplan zu Oettingen, 1681 Diakonus, 1683 Consistorialrath daselbst, 1688 Superintendent zu Kirchheim, später Geistlicher in Nürnberg, 1709 Generalsuperintendent in Hinterpommern, dort in Cammin am 5. Juli 1726 gestorben (vgl. Jöcher). Sein bekanntestes Werk ist der „wunderwürdige Juden- und Heidentempel“ 1700, eine deutsche durch reichliche Zusätze vermehrte Bearbeitung eines englischen Werkes von Roß, welches eine Art Religionsgeschichte zu geben versucht. Vgl. Diestel, Gesch. des A. T's. S. 473. — Andre kleinere Werke s. b. Jöcher.

C. Siegfried.

Nesen: Konrad N., jüngerer Bruder des folgenden, geb. 1495 zu Nastätten im hessisch-rheinfeldischen, später nassauischen Gebiete. Der Vater trieb Landwirthschaft, scheint aber in ziemlich bescheidenen Verhältnissen gelebt und die Mittel zum Studium der Söhne nur mit großer Mühe beschafft zu haben. Wo N. seine Schulbildung genossen hat, ist unbekannt. Vielleicht folgte er dann dem älteren Bruder Wilhelm nach Paris; jedenfalls war er schon Anfang des Jahres 1519 dort und schrieb daselbst als Fastnachtsscherz im lucianisch-hutten'schen Stile den „Dialogus bilinguium ac trilinguium“, eine scharfe Satire auf die Kämpfe in Löwen, zu der ihm Mittheilungen Wilhelms den Stoff geliefert haben werden. Er theilte also dessen Standpunkt vollständig und ging deshalb auch im J. 1525 nach Wittenberg, um die Rechte weiter zu studiren. 1530 wurde er als „Präceptor“ an den Hof König Ferdinands I. berufen, ohne daß sich bis jetzt feststellen ließe, welche Aufgabe ihm dort zugewiesen worden sei; unter den Lehrern des Erzherzogs Maximilian (II.), an den man am ehesten denken könnte, wird er nicht genannt. Wegen Kränklichkeit nach zwei Jahren aus dieser Stellung wieder ausgeschieden, wurde er in Wittenberg zum Licentiatus juris promovirt und erhielt auf Melanchthon's Empfehlung 1533 die Berufung als Stadtsyndikus nach Zittau, als welcher er bereits der Rathskür im August dieses Jahres beiwohnte. Er bewährte sich in diesem wichtigen Amte so, daß er 1541 zum amtführenden Bürgermeister gewählt wurde; doch behielt er das Syndikat bis zu seinem Tode bei, da die drei Bürgermeister alljährlich in der Leitung der Geschäfte abwechselten. Gleich in seinem ersten Amtsjahre, im December 1541, wohnte er dem böhmisch-österreichischen Generallandtage in Prag bei und gehörte mit zu dem Ausschuß, welcher die geforderte Türkensteuer berieth. Vermuthlich hängt es damit zusammen, daß König Ferdinand ihn unter dem 10. Mai 1542 in den erblichen Adelstand erhob. Nesen's Hauptthätigkeit galt aber in dieser Zeit der besseren Begründung der lutherischen Reform in Kirche und Schule. Der Rath war hier geschlossen evangelisch, und da auch die Stimmung der Bürgerschaft dem entsprach, so hatte die Messe seit 1535 an den Wochentagen, seit 1539 auch an den Sonntagen aufgehört, und die nunmehrige Stadtschule hatte durch Nesen's Bemühungen 1535 in Andreas Mascus, einem Schüler Melanchthon's, ihren ersten evangelischen Rector erhalten. Indessen entbehrte das alles noch der sicheren Grundlage, so lange die Johannitercomthurei, welche

das Patronat über Kirche und Schule übte, der Umgestaltung noch feindlich gegenüberstand. Da war es der erste Schritt zur Befestigung derselben, daß 1540 die verfallene Comthurei mit dem Patronat durch Verpfändung auf acht Jahre an den Rath überging. Dies wie die einige Jahre später (1545) erfolgende Rückkehr des ersten evangelischen Predigers der Stadt, Lorenz Heidenreich, der 1530 dem Zorne des Comthurs hatte weichen müssen, und die Einführung der deutschen Kirchensprache bei Gesang und Abendmahl war zum großen Theil Nesen's Werk. Trotzdem bewahrte er zu dem rasch seiner Auflösung entgegengehenden Cölestinerkloster auf dem Oybin ein freundliches Verhältniß; es verkaufte ihm „in Ansehen seiner getrewen Dienste“ 1546 eine Mühle. Da stellte 1547 der sogenannte „Pönfall“, die maßlos harte Strafe für saumselige Erfüllung der Kriegspflicht im schmalkaldischen Kriege, welche weniger der Zorn König Ferdinands als der Neid des einheimischen Adels heraufbeschwor, die ganze politische Existenz Zittaus wie aller oberlausitzischen Sechsstädte in Frage. Bei der Unterwerfungsgesandtschaft nach Prag im September 1547 befand sich auch N.; er verdankte es nur seinem Range, daß man ihm ein besseres Gefängniß einräumte als den übrigen. Die Härte der Strafartikel freilich vermochte er nicht zu mildern. Die Städte verloren alle ihre Landgüter, die Obergerichtsbarkeit und die freie Rathskür, zahlten schwere Strafgelder und wurden ins künftige als königliche Kammergüter behandelt. Doch war N. persönlich wenigstens so angesehen, daß die königliche Commission, die im Juni 1548 zur Ernennung der Rathmannen vorschritt, ihn unter diese aufnahm. Fortan war seine Arbeit mit zäher Beharrlichkeit darauf gerichtet, das Verlorene wiederzugewinnen und gewiß ist es ein glänzender Beweis für die unverwüstliche Lebenskraft dieser Stadtgemeinden, wie andererseits freilich auch ein Beleg für die Planlosigkeit der habsburgischen Politik und ihre beständige Geldverlegenheit, wenn dies Werk in erstaunlich kurzer Zeit, für Zittau dem größten Theile nach bis zu Nesen's Tode gelang. Schon im Juni 1549 erwarb die Stadt durch ihn das ebenfalls verlorene Pfandrecht an der Comthurei zurück, da sonst das wichtigste Ergebniß seiner bisherigen Amtsführung, die Neugestaltung des Kirchen- und Schulwesens, in Gefahr gerathen wäre, in den nächsten Jahren — bis 1554 — eine ganze Anzahl Dörfer, die dann der König aus Lehen in Eigengüter verwandelte, 1557 die freie Rathskür unter gewissen Beschränkungen, bis 1559 auch diese fielen. Die Wiederherstellung der Obergerichtsbarkeit (1562/63), wenngleich nicht in dem früheren Umfange, hat dagegen N. nicht mehr erlebt. (Vgl. über diese Vorgänge: H. Knothe, Rechtsgeschichte der Oberlausitz im Neuen Lausitz. Magazin 53 [1877], S. 380 ff.) Er starb am 25. Juni 1560 und wurde in der St. Johanniskirche beigesetzt. Seine eigenen Vermögensverhältnisse müssen sich, vielleicht durch seine beiden Vermählungen, recht günstig gestaltet haben; außer jener Mühle erwarb er 1547 noch eine Dorfschaft. Er war zweimal verheirathet. Seine erste Frau Dorothea schenkte ihm einen Sohn († 1594) und eine Tochter; von der zweiten, Anna Rosenhain, hatte er fünf Söhne. Sein Geschlecht blühte noch zwei Jahrhunderte lang in Zittau und meist nahmen die Nachkommen ehrenvolle Stellungen ein. Mit dem Steuereinnehmer Christian Friedrich N. starb 1793 die Familie aus. O. Kaemmel.

Nesen: Wilhelm N., ältester Bruder des Vorigen, geb. 1493, studirte um 1514 in Basel, wo er auch mit Correcturen für die Froben'sche Druckerei sich beschäftigte. Hier schloß er wol auch die Freundschaft mit Ulrich Zwingli (seit 1506 Prediger in Glarus) und Heinrich Glareanus, der 1514/17 in Basel lebte (s. A. D. B. IX, 211) und trat mit Erasmus in Verbindung, der ebenfalls um diese Zeit in Basel sich aufhielt (s. A. D. B. VI, 167 f.) und von Antwerpen aus ihm 1516 die neue Auflage seiner „Copia rerum et verborum“

widmete. Auf dessen Veranlassung wol kam N. in demselben Jahre noch nach Löwen und schloß sich dem großen Führer der Humanisten so eng an, daß dieser ihn gelegentlich seinen Pylades nannte. Nach seiner Promotion begab er sich spätestens Anfang des Jahres 1517 nach Paris und hörte hier besonders Cyprianus Taleus im Griechischen, lernte aber auch Nicolaus Beraldus, Wilhelm Budäus und andere hervorragende Vertreter des französischen Humanismus kennen. Zugleich leitete er die Studien zweier junger Patricier aus Frankfurt a. M., Nicolaus und Crato v. Stallburg, sowie eines Schweizers, Ludwig Carinus aus Luzern. Nicht ohne stillen Humor war er damals Zeuge der Unruhen, welche die Aufhebung der pragmatischen Sanction vom Jahre 1438 und damit der Wahlfreiheit auch der Universität unter den Studirenden erregte; sie gaben ihm Stoff zu einem ausführlichen Briefe an Zwingli (vom 27. April 1517). Bereits im nächsten Frühjahr folgte er dann der ehrenvollen Aufforderung des Erasmus, eine Professur an dem neugegründeten Collegium Buslidianum (trilingue) in Löwen anzunehmen. Hier wurde er sehr bald in den beginnenden Kampf der großen Gegensätze verwickelt. Ein selbständiger Kopf, hatte er sich schon in Basel sehr entschieden gegen die veraltete Weise der akademischen Studien ausgesprochen, und um so energischer den Humanismus ergriffen. Nun entfesselte Erasmus' Ausgabe des Neuen Testaments (1516) einen wahren Sturm gegen den „König der Humanisten", und als schon im nächsten Jahre Luther's Ablaßthesen den Kampf gegen die herrschende Kirche eröffneten, da kannte die Wuth der „Nebulones" keine Grenzen. Vor allem in Löwen selbst erhoben sich die leidenschaftlichsten Angriffe, allen voran der Carmeliter Nicolaus v. Egmont. Als warmer Bewunderer und jetzt auch Tischgenosse des Erasmus konnte N. in seiner Stellung nicht schwankend sein; aber mehr noch als die Beschuldigungen gegen Erasmus, der selbst gleichmüthig sie unerwidert ließ, regte ihn das Vorgehen der Orthodoxen gegen Luther auf, so zurückhaltend er sich auch über diesen noch äußerte. In den schärfsten Ausdrücken ergeht er sich in einem Briefe an Zwingli (vom April 1518) über die Gegner, denen es in ihrer Unwissenheit und Beschränktheit gar nicht um die Wahrheit, sondern nur um ihre eigene Herrschaft und ihren Verdienst zu thun sei, während Luther doch weiter nichts verlange als gehört zu werden und selbst zu hören. Nicht nur um einen Angriff auf Luther handle es sich hier, sondern um die Bekämpfung der ganzen neuen Wissenschaft. Da sind auch die Sympathien begreiflich, die N. Hutten widmete; er hat wol dessen 1518 erschienene Ausgabe von der Schrift des Laurentius Valla de donatione Constantini quid veri habeat im Auge, wenn er von dem „letzten Erzeugniß" Hutten's spricht, das die Billigung aller Gelehrten finde und ihm ein mehr als Nestorisches Alter wünscht. Bei so entschiedener Parteistellung ist es kein Wunder, wenn er selbst von den Gegnern zu leiden hatte; als er 1519 die Geographie des Pomponius Mela erklären wollte, wußten sie das zu verhindern. Solche Erfahrungen verleideten ihm allmählich den Aufenthalt in der „schönen Stadt"; Anfang des Jahres 1520 nahm er einen Ruf als Leiter einer neuen Lateinschule in Frankfurt a. M. an, wohin ihm außer früheren Beziehungen zu Frankfurter Patriciern eine Empfehlung des Erasmus den Weg bahnte, er wurde am 13. April in seine Stellung eingewiesen. Doch war die Anstalt, das jetzige städtische Gymnasium, zunächst ein Privatunternehmen einiger Patricier, vor allem des Klaus v. Stallburg (daher Schola patriciorum) und materiell gegenüber den alten fundirten geistlichen Stiftsschulen nicht eben sicher gestellt; es kostete deshalb nicht wenig Anstrengung, tüchtiges zu leisten. Bald jedoch nahm mindestens ebenso sehr wie seine Schule die kirchliche Bewegung N. in Anspruch. Aufs Entschiedenste trat er für Luther's Lehre ein. Er wirkte für sie bei seinen Schülern und bei deren Eltern, setzte schon im Februar 1521 durch, daß Hartmann Ibach

am Sonntag Invocavit (17. Februar) in der Katharinenkirche die erste evangelische Predigt halten konnte, die Frankfurt hörte, nahm Oekolampadius bei sich auf und empfahl den ausgetretenen Karthäuser Otto v. Braunfels der Fürsorge Zwingli's. Inmitten einer Zeit der höchsten Spannung hatte er dann die Freude, Luther selbst in Frankfurt zu begrüßen; er sah ihn auf der Reise zum Wormser Reichstage (14. April) und wieder, nachdem die verhängnißvolle Entscheidung dort gefallen war (27. April); der Reformator besuchte sogar seine Schule, der gegenüber er sein Quartier genommen hatte. Doch eben diese Haltung trug N. die heftigste Feindschaft der Anhänger des Alten ein, vor allem die des leidenschaftlichen Johannes Cochläus, der seit 1518 Decan des Liebfrauenstiftes war (s. A. D. B. IV, 382 f.). Mit Luther gestaltete sich inzwischen Nesen's Verhältniß immer enger, so daß der Reformator ihm seine Gegenschrift gegen Cochläus widmete, die im Februar 1523 erschien („Adversus virum armatum Cochlaeum"). Kurz nachher folgte N. Luther's Aufforderung, zu ihm zu kommen, da ihn seine Stellung in Frankfurt auf die Dauer nicht fesseln konnte. Am 22. April 1523 traf er freudig begrüßt in Wittenberg ein. Doch widmete er sich dort zunächst mit besonderem Eifer juristischen Studien, so wenig ihn die schwerfällige Methode befriedigte, ja er dachte den juristischen Doctorhut zu erwerben. Während er aber die herzliche Freundschaft Luther's und Melanchthon's gewann und sich jüngere Genossen, wie Jacob Micyllus und Joachim Camerarius ihm innig anschlossen, trübte sich sein Verhältniß zu Erasmus. Der Hauptgrund liegt jedenfalls in der entschiedenen Parteinahme Nesen's für die Sache der Wittenberger, von denen der große Humanist mehr und mehr sich abwandte; außerdem meinte Erasmus ihm einen bestimmenden Antheil an Luther's Schrift De servo arbitrio zuschreiben zu dürfen und hegte den Verdacht, daß N., der die Correctur seiner zweiten Ausgabe des Seneca bei Froben in Basel besorgt hatte, seine nachträglich eingesandten Collectaneen aus den Handschriften bei Seite gebracht habe, ein Vorwurf, von dem N. gar nichts geahnt zu haben scheint. Mindestens bemühte er sich eifrig, bei Luther wie bei Spalatin Erasmus' Haltung in einem günstigeren Lichte darzustellen. Eine Reise, die er im April 1524 mit Melanchthon und Camerarius nach Süddeutschland antrat, hat die Genossen einander wol nur noch mehr genähert. Die Anregung dazu ging von N. aus, der, wie es scheint, im Interesse der Lateinschule und ihres derzeitigen nur provisorischen Leiters, seines früheren Schülers Carinus, Frankfurt besuchen wollte; wenigstens blieb er dort, während seine Gefährten nach der Pfalz weiterreisten. Nach der Rückkehr im Juni nahm N. seine Vorlesungen über classische Autoren und Geographie wieder auf, doch wenige Wochen später entriß ihn ein jäher Tod in voller Jugendkraft der Wissenschaft und den Freunden. Als er am Nachmittage des heißen 6. Juli 1524 mit drei Begleitern über die Elbe fuhr, wobei er selbst das Fahrzeug steuerte — er liebte solche Wasserfahrten — stieß der Kahn heftig an einen halb im Wasser verborgenen Baumstamm; N. ward hinausgeschleudert und versank vor den Augen seiner entsetzten Genossen in den Wirbeln des Stromes. Die Trauer seiner Freunde war tief und aufrichtig; wenn er Todte auferwecken könnte, sagte Luther, so würde N. der erste sein, und Melanchthon würde den Verlust der einzigen Tochter leichter ertragen haben als den seinen. Er hielt dem Geschiedenen die Leichenpredigt und hat seiner noch 1557 in einer Universitätsschrift wehmüthig gedacht, auch sich bemüht, Erasmus' hartnäckigen Groll zu beschwichtigen. Micyllus und Eobanus widmeten ihm warm empfundene Epicedia. — Wir wissen wenig genug von N., und doch genügen die erhaltenen Briefe und was seine Freunde von ihm aussagen, um eine Vorstellung von seinem Wesen zu geben. Ein freier und scharfer Geist von lebendiger Auffassung und kräftiger Empfindung, ohne Scheu vor Conflicten da energisch eintretend, wo es

seine Ueberzeugung galt, ein begeisterter Anhänger Luther's und ein guter Deutscher, von natürlicher Beredsamkeit und frischem Humor, liebenswürdig und bescheiden im Umgange, so steht er vor uns. Die reichen Kenntnisse in beiden classischen Sprachen, in Recht und Theologie, die ihm nachgerühmt werden, hat er litterarisch nicht verwerthet; er scheint zu den Naturen gehört zu haben, die sich nicht zeitig ausgeben, um dann nur um so Größeres zu leisten, was ihm nun freilich versagt blieb. Aber der Mann, dem Erasmus, Luther und Melanchthon ihre Freundschaft schenkten und den beide Reformatoren tief betrauerten, ist schon um ihretwillen eines dauernden Andenkens werth. Ein äußeres Zeichen dieses Verhältnisses ist noch in dem kunstvollen Glaspokal vorhanden, den Wilhelm N. von Luther erhielt und an seinen Bruder Konrad vererbte. Lange in dessen Familie hoch gehalten, kam er 1793 durch Verfügung des letzten N. an die kurfürstliche Kunstkammer in Dresden und befindet sich jetzt im Grünen Gewölbe daselbst.

Für Wilhelm N. kommen in erster Linie seine Briefe in Betracht, die Schelhorn in Selecta commercii epist. Uffenbachiani (1704) IV, 302, 307, 319, Amoenitat. litt. (1725) I, 248 u. Hottinger, Hist. eccles. novi test. II, 469 f. publicirt haben, dann einzelne Briefe von Melanchthon u. Erasmus, Micyllus' Epicedion in den Sylvae (1564), p. 1 ff. u. Eoban's Epiced. in Oper. poet. farrag. (1539) I, 147[b] ff. Von Konrads Dialogus ist die erste Originalausgabe in Basel 1519 erschienen; nach dieser gibt den Text E. F. Haupt, Wilhelm u. Konrad Brüder Nesen (Zittau 1843), 77 ff. — Eine Lebensbeschreibung Wilhelms hat zuerst Schelhorn in den Select. commercii Uffenbach. a. a. O. versucht, eine solche beider Brüder Chr. G. Pitschmann in der Vorrede zu den Dubia vexata historiae eccles. novi test. III. Theil, Zittau 1719, wo er auch eine Beschreibung u. Abbildung des Lutherglases bringt. Auf beiden fußt Haupt, doch mit sorgfältiger Benutzung der Originalquellen, die er zum Theil, wie Nesen's Briefe, abdruckt, u. Herbeiziehung ergänzender, theilweise handschriftlicher Hilfsmittel namentlich für Konrad N. — Ueber Wilhelm N. handelt auch J. Classen, Jacob Micyllus (1859), 32 f., 38 ff. — Vgl. noch Otto, Oberlausitz. Schriftstellerlexikon II, 689 ff.

O. Kaemmel.

Neser: Johann N., ein Componist des 16. Jahrhunderts, über dessen Lebensumstände die Musiklexika viel Falsches und Verdrehtes mittheilen. Mir liegen zwei Druckwerke vor, die uns über N. so ziemlich orientiren und denen zufolge Gerber in seinem Lexikon dem Thatbestande noch am nächsten kommt, während Fétis und die übrigen durch willkürliche mißverständliche Zusätze von der Wahrheit weit abgehen. Der älteste mir vorliegende Druck aus der Ritterakademie von Liegnitz trägt die Jahreszahl 1581 und erschien in Wittenberg. Er enthält zwei Hochzeitsgesänge zu Ehren des Herrn Dr. Hieron. Hippolit Hildesheim und der Jungfrau Katharina Bugenhagen, componirt von „Johann Neser W." und Joh. Wesalius. Da solche Gelegenheitsgesänge stets am Orte selbst gedruckt wurden, so kann man wol annehmen, daß sich beide Componisten, die sich auf dem Titel Freunde der Brautleute nennen (ab amicis), wahrscheinlich ihrer Studien halber in Wittenberg aufhielten. N. setzt seinem Namen ein W bei, welches auf seinen Geburtsort Windsbach, Stadt im Landgericht Heilsbronn des baierischen Kreises Mittelfranken, hindeutet. Fétis' Angabe des Geburtsjahres Neser's um 1570 kann daher unmöglich richtig sein; es muß weit früher angesetzt werden, mindestens um 1561; ferner liegt der Ort Windsbach nicht in der Provinz Brandenburg, sondern gehörte in den Besitz des Markgrafen Georg Friedrich von Brandenburg-Ansbach. Ebenso falsch ist es N. nach Heilbronn zu versetzen, wie wir gleich sehen werden, denn nachdem er als neunjähriger Knabe in der Kapelle Georg Friedrichs als Sängerknabe gedient, ließ ihn der Markgraf

auf seine Kosten ausbilden und darauf wurde er in Heilsbronn in Mittelfranken angestellt. Der zweite Druck befindet sich in der Stadtbibliothek in Breslau und rührt aus dem Jahre 1596 her. Hier nennt sich N. Magister der Musik in Heilsbronn, und da er auf dem Titel den Wenzel Gurckfelder, Professor am Gymnasium zu Heilsbronn, als seinen Collegen bezeichnet, so bekleidete er also dort die Gesanglehrer- und Cantorstelle. Schließlich gibt uns auch noch die Fortsetzung des Titels die Gewißheit, daß er wirklich in Wittenberg einst studirt hat, denn er nennt den Professor Friedrich Taubmann in Wittenberg seinen ehemaligen Lehrer. Die Sammlung, „Cantiones“ betitelt, enthält drei lateinische und einen deutschen mehrstimmigen Gesang von fünf bis acht Stimmen. Eine Sammlung Hymnen, die Gerber und Fétis vom Jahre 1619, der letztere sogar noch in einer Ausgabe von 1681, die für die Culmbacher Schule herausgegeben wurde, anzeigen, ist mir bis jetzt nicht vorgekommen. Dem Titel nach können es nur einstimmige Gesänge sein, da nur von Melodieen gesprochen wird, die N. componirt hat. Die Ausgabe von 1681 kann natürlich nur nach seinem Tode erschienen sein. Hiernach wurde also N. nicht erst 1600, wie Gerber schreibt, in Heilsbronn angestellt, sondern schon einige Jahre früher. Da keiner seiner Gesänge in Partitur vorliegt, so ist vorläufig ein Urtheil über seine Leistungen als Componist ausgeschlossen; es muß weiterer Nachforschung vorbehalten bleiben.

Rob. Eitner.

Neß: Rupert N., hervorragender Reichsprälat und Erbauer des (in der bairischen Provinz Schwaben gelegenen) Benedictinerstiftes Ottobeuren, so wie dasselbe jetzt noch steht, geb. am 24. Januar 1670 zu Wangen i. A., nicht dem geringsten ehemaligen oberschwäbischen Reichs-, jetzt württembergischen Oberamtsstädtchen, welches dem geistlichen bzw. Ordensstande eine Reihe von Würdenträgern, so St. Gallen den berühmten „rothen Uhli“ und Ottobeuren allein drei Aebte 2c. gegeben, besuchte die Ottobeuren'schen Klosterschulen, darauf die Benedictineruniversität Salzburg und empfing, nachdem er schon im J. 1688 zu Ottobeuren die Ordensgelübde abgelegt, im J. 1695 die Priesterweihe, wurde darnach Pfarrverweser zunächst in der zum Priorat St. Johann zu Feldkirch gehörigen Pfarrei Tisis, später Stiftsökonom, bis er im J. 1710 als Nachfolger des ebenfalls aus Wangen stammenden Abtes Gordian Scherrich und als 52. seiner Würde unter dem Titel Rupert II. zum Prälaten seines damals reichsunmittelbaren Stiftes erwählt wurde. Als solcher hatte er nun nicht blos die Oberaufsicht über das Kloster als geistliche Anstalt, sondern auch die weltliche Regierung über ein Gebiet von gegen fünf Quadratmeilen mit etwas über 20,000 Einwohner zu führen. Außer vielen Erlassen und Verwaltungsmaßnahmen zum Nutzen der Herrschaft war eine seiner ersten Sorgen die vollständige Ablösung des im J. 1359 an das Hochstift Augsburg gekommenen höchst lästigen Schutzvogteirechtes um die baare Summe von 30,000 fl. Bald darauf im J. 1712 wurde dem Reichsstift durch Kaiser Karl VI., welchem sich der Abt das Jahr zuvor in Füssen vorgestellt, die hohe Auszeichnung zu Theil, daß fortan und erstmals bei Rupert II. in Wirkung tretend mit der Ottobeuren'schen Prälatur die Würde eines wirklichen kaiserlichen Rathes und Erbkaplans verbunden sein sollte. Im Sommer 1713 hatte der Prälat zu Mindelheim eine Begegnung mit dem Herzog von Marlborough als dieser sein dortiges, im J. 1704 ihm von Kaiser Leopold verliehenes, an das Stiftsgebiet angrenzendes Reichsfürstenthum besuchte; und das Jahr darauf im Herbste zu Memmingen eine solche mit dem Prinzen Eugen. Was aber ihm zum größten und unvergänglichen Nachruhme gereicht, war die im J. 1711 nach einem großartigen — von einem eigenen Conventualen, dem kunsterfahrenen Stiftsarchitekten P. Christoph Vogt aus Dietenheim unter seiner Mitwirkung gefertigten — Plane unternommene vollständige Neuerbauung und Erweiterung des Klosters mit allen Nebengebäuden

auf dem bisherigen Platze, wozu er selbst am 5. Mai den Grundstein legte. Obwol schon die Fundamentirung ein ungeheures Stück Arbeit erforderte, stand bereits im J. 1713 ein Theil des Conventgebäudes gegen Morgen unter Dach und Ende des Jahres 1714 auch die westliche Seite, so daß nunmehr der wirkliche Einzug in dasselbe vor sich gehen konnte. Nach und nach wurden auch die beiden Seitenflügel und der Zwischenbau des Klostergebäudes fertig, unter dessen vielen herrlichen Räumen das Refectorium, das Archiv, der Bibliothek- und sogenannte Kaisersaal hervorgehoben sein mögen. Dann wurden alle die vielen Oekonomie- und Nebengebäude, ein kleines Dorf für sich, in Angriff genommen. Ueber die Ausführung des Ganzen spricht sich der verdiente Stiftsannalist P. Maur. Feyerabend folgendermaßen aus: „So lange Rupert II. lebte, baute er und zwar alles meistentheils im großen Stil. Alle seine Gebäude empfehlen sich durch Licht, Ordnung, Schönheit und Dauer; alle Verzierungen stehen an ihrem Platze; allenthalben gehen Thüren auf Thüren, Fenster auf Fenster, und selbst die entfernteren Bedienstetenwohnungen stehen in Symmetrie mit dem Ganzen.“ Als nunmehr Alles in der Hauptsache wohlgerathen hergestellt war, kam der von dem baulustigen Abte schon länger gehegte Plan, zur Krönung des Ganzen noch einen großartigen neuen Tempel an Stelle des im J. 1558 durch Abt Kaspar Kindelmann erbauten aufzuführen, an die Reihe und mit der Zeit auch zur Ausführung. Nach langen Vorbereitungen und nachdem man sich für einen aus fünf — nebst Modellen, u. a. von den Architekten Maini aus Lugano und Dominik Zimmermann aus Landsberg — vorliegenden Grundrissen combinirten Bauplan entschieden, legte der Abt selbst am 27. October 1737 unter dem Haupteingang gegen die Nordseite den ersten Stein zu der neuen (jetzt noch stehenden) Kirche. Hand in Hand mit dem Außenbau ging die innere Einrichtung und Ausschmückung, an welcher nichts gespart wurde; eine Menge Künstler und Handwerker, von welchen hier nur die aus München gekommenen venetianischen Maler Jak. Amiconi und Ruffini, Bellandeli, Hier. Hau von Kempten, Joh. Georg Bergmüller &c. genannt sein sollen, wurden nach und nach in der langen Bauzeit nach Ottobeuren gezogen und daselbst schließlich zum Theil selbst herangebildet, wie z. B. der talentvolle Franz Ant. Erler, ein Schüler Amiconi's, und Arbogast Thalheimer &c.; und es mag an diesem Platze die Thatsache nicht unerwähnt bleiben, daß der nachmalige bekannte Maler und Kupferstecher Joh. Gottlieb Prestel in Frankfurt a. M., der Ahnherr einer ganzen Künstlerfamilie, in der Jugend als einfacher Dorfjunge und Schreinerlehrling, von seinem Heimathdorfe Groenenbach, wenn es ihm zu Hause zu enge wurde, oftmals wie von einer idealen Anwandlung getrieben, nach dem nahen Ottobeuren wandelte, sich unter das fröhliche Künstlervölkchen mischte und so, in das Anschauen der hier entstehenden Kunstschöpfungen immer und immer wieder versunken, an dieser Stätte (namentlich bei dem Maler Joh. Jak. Zeiler) die erste Anregung zu seinem künstlerischen Berufe fand. Ebenso ist der Ottobeurer Tempelbau auf die nicht lange darauf erfolgte Errichtung der großartigen Klosterkirche zu Neresheim mit von Einfluß geworden. — Trotz des kolossalen Aufwandes für alle diese Bauten wußte es der Prälat als kluger Haushalter doch durch ausgezeichnete Verwaltung, weise Eintheilung und geschickte Finanzoperationen fertig zu bringen, daß die Leistungsfähigkeit seines Stiftes nicht übermäßig in Anspruch genommen und von demselben die Gefahr der Anhäufung von Schuldenmassen abgehalten wurde. Ebensowenig erlitt unter diesen steten Bauangelegenheiten der klösterliche und wissenschaftliche Geist eine Einbuße; gleich zu Anfang seiner Regierung hatte er sein Hauptaugenmerk auf den Zustand, bzw. die Verbesserung der öffentlichen Landschulen, namentlich — in Befolgung einer an alle deutschen Ordinariate ergangenen kaiserlichen Verordnung — des Religionsunterrichtes gerichtet und im J. 1713 eine neue Schulordnung erlassen. Seinem alten Rufe als Pflanzschule

der Wissenschaft, welchen das Reichsstift Ottobeuren von jeher durch Voranstehen bei allen vom Benedictinerorden ausgegangenen wissenschaftlichen Unternehmungen, wie bei der Gründung der Hochschule zu Salzburg, durch Stellung beinahe der meisten Lehrkräfte an die von den Benedictinern unterhaltenen Lehranstalten, so nach Salzburg, an die Akademie in Fulda, das Lyceum zu Freising und an verschiedene Gymnasien, bethätigt und welchem es den Besuch Mabillons und Germains im 17. Jahrhundert zu verdanken hatte, blieb es auch in dieser Periode getreu; nicht nur waren die Hausschulen mit Männern wie Beda Braunmiller, den Hauschronisten Theodor Schülz und Albert Kretz, unter dessen vielen Werken die große Benedictinerlegende mit 367 Kupfern und das merkwürdige Manuscript „Die weite Welt im engen Kreise“ hervorzuheben wären, aufs beste besetzt, sondern eine Reihe von Conventualen wirkte in der ehrenvollsten Weise auswärts, so zu Salzburg vor allem als langjähriger Universitätsrector und Docent der Rechte, der hochgelehrte Franz Schmier, dessen Bruder Bened. Schmier als Lehrer der Philosophie, Seb. Textor als Prokanzler und Exegetiker, Pontian Schütz u. a.; in Freising Gall Sindlin 2c. und zu Fulda Ans. Erb als Professor des Kirchenrechts. Die Universität Salzburg anerkannte dankbar die vielen Verdienste des Abtes um die Pflege der Wissenschaften und erwählte ihn in Würdigung dessen bei ihrer ersten Jubelfeier im J. 1718 zu ihrem Präses. Zu eigener litterarischer Thätigkeit blieb ihm, der sich früher nur in einer Schrift „Vindiciae de existentia Dei et immortalitate animae contra Atheos“ versucht, freilich bei der ausgedehnten Verwaltung so gut wie keine Zeit; doch hat er wenigstens ein über seine ganze Regierungszeit sich erstreckendes für die Stifts- und auch die Localgeschichte nicht unwichtiges ausführliches Tagebuch hinterlassen. Weniger glücklich war er als Präses der schwäbischen Benedictinercongregation mit seinen vielen Bemühungen, dieselbe von aller bischöflichen Gerichtsbarkeit unabhängig und unmittelbar unter die des heiligen Stuhles zu stellen. Zwar erhielt er im J. 1727 das Exemtionsbreve von Rom, hauptsächlich durch Vermittlung des Cardinals Lambertini, nachmaligen Papstes Benedict XIV., allein dasselbe brachte die Bischöfe und geistlichen Kurfürsten dermaßen in Harnisch, zu Drohungen mit Schritten beim Kaiser sowie mit Repressalien, nämlich Sperrung aller Regalien, daß man von der Sache wieder abstand und alles beim Alten ließ. Auch mußte dieser verdienstvolle, gewiß kirchlich gesinnte Mann es erleben, daß er im J. 1714 von dem bischöflichen Ordinariate Augsburg unter dem geistesschwachen Sigmund Alexander Pfalzgraf bei Rhein und Herzog zu Neuburg angeblich wegen gegenüber dem Benedictinerinnenklösterchen St. Anna zu Wald verletzter Kirchenfreiheit, hauptsächlich auf Betreiben des ihm persönlich sehr feindselig gesinnten und früher in Ottobeuren'schen Diensten gestandenen Kanzlers Phil. Kögel, wenn auch nur auf ganz kurze Zeit, mit dem öffentlichen Kirchenbann belegt wurde. Die Vollendung des neuen, von ihm in Angriff genommenen Prachttempels, eines ihm ans innerste Herz gewachsenen Werkes, durfte der am 20. October 1740 nach 30jähriger vorzüglicher Regierung Dahingegangene, welcher eigentlich ein ganz neues Ottobeuren schuf und an welchem dasselbe, wie Feyerabend schreibt, seinen zweiten Stifter verlor, freilich entfernt nicht mehr erleben und mußte er es in den ersten Baustadien seinem aus Ravensburg gebürtigen Nachfolger Ans. Erb überlassen; und auch unter diesem wurde der Riesenbau mit seinen zwei, je 286 Fuß hohen Thürmen erst im J. 1766 nach Vornahme einer nochmaligen gründlichen Baurevision im J. 1744 durch den bairischen Baudirector Effner und nachdem auf denselben weit über eine halbe Million Gulden aufgewandt worden war, fertig gestellt. Ist auch der Stil der in Kreuzesform aufgeführten 312 Fuß langen, 210 Fuß breiten Kirche gewöhnlich als der der Spätrenaissance bezeichnet, genauer bestimmt innen wie außen der des feinsten, aber auch viel geschmähten Rococo's, so darf man, um

nicht ungerecht zu sein, der genialen Conception des ganzen Baues, seinen kühnen Dimensionen und wirksamen Verhältnissen die Anerkennung nicht versagen; diese architektonischen Maße, wie man sie hier zu schauen bekommt, sind so glücklich gewählt, daß sie selbst Gegner dieser Bauart zur Bewunderung hinreißen. Die Façade bietet von außen geradezu einen prachtvollen Anblick; und tritt man durch das Hauptportal in das Gotteshaus, so macht das Innere durch seinen Umfang, Höhe, durch seine in lebendiger Composition, vollendeter Technik und Farbenpracht gehaltenen Decken- und Wandgemälde, durch seine Bildsäulen und alle übrigen so reichen Verzierungen einen überwältigenden Eindruck. Nicht minder ist das auf einer kleinen Anhöhe und ganz freistehende, in einem Vierecke und in 3—4 Stockwerken aufgeführte, im Prachtstile (oder, wie auch schon gesagt wurde, im Prälatenstile) des 18. Jahrhunderts gehaltene Klostergebäude innen und außen von wahrhaft fürstlichem Ansehen. Will man sich eine richtige Vorstellung von einem echten Reichsstifte ersten Ranges aus dem vorigen Jahrhundert machen, so muß man sich Ottobeuren, „Schwabens Escurial", wie man es nicht ohne Grund schon genannt hat, ansehen; und solange Kirche und Kloster, von welchen einst der Linzer Bischof Greg. Thom. Ziegler an König Ludwig I. von Baiern schrieb, daß erstere in ihrer Art noch nirgends erreicht, viel weniger übertroffen worden sei und letzteres ein Muster der Baukunst nicht blos in Deutschland, sondern auf dem ganzen Erdkreis bilde, noch stehen, werden sie für den Erbauer und das Stift selbst ein rühmliches Zeugniß bleiben und zu den großartigsten Denkmälern der Spätrenaissance in Deutschland zählen.

Feyerabend, Sämmtliche Jahrbücher von Ottobeuren 2c., III u. IV (Ottobeuren 1815 u. 1816). — Ottobeuren von P. Mag. Bernhard (ebendas. 1864) u. eine Reihe von handschriftlichen Aufzeichnungen 2c.

P. Beck.

Nesselmann: Georg Heinrich Ferdinand N., Philologe und Mathematiker, geb. am 24. Februar 1811 in Fürstenau (Kreis Elbing), † am 7. Januar 1881 in Königsberg i. Pr. Die Familie N. stammt aus Lübeck, von wo ein Kaufmann Heinrich N. gegen Ende des 16. Jahrhunderts nach Elbing übersiedelte. Dessen Sohn Sigismund (1597—1660) war Leibarzt des Königs Johann Casimir von Polen. Dieser Familie gehörte der Fürstenauer Prediger Georg Ferdinand N. an und das älteste von dessen zahlreichen Kindern war unser Ferdinand. Im väterlichen Hause wurde N. 15 Jahre alt, bis dahin seine Zeit zwischen Lernen, das ihm sehr leicht fiel, und körperlichen Uebungen aller Art, in denen er Meister war, theilend. 1826 trat er in das Elbinger Gymnasium ein, 1831 bezog er die Universität Königsberg, der er bis zu seinem Lebensende getreu blieb. Dort promovirte er 1837 als Doctor der Philosophie, dort wurde er 1837 Privatdocent, 1843 außerordentlicher, 1859 ordentlicher Professor. N. hatte in seinen beiden ersten Universitätsjahren unter Jacobi und Richelot Mathematik studirt. Dann wandte er sich unter P. v. Bohlen (s. A. D. B. III, 61) der orientalischen Philologie zu, welche auch den Gegenstand seiner späteren Lehrthätigkeit vorzugsweise bildete. Wissenschaftliche Berühmtheit verschaffte ihm dagegen zuerst ein Werk aus dem Jahre 1842, seine „Algebra der Griechen". Es war seit Kästner das erste Werk in deutscher Sprache, welches auf Grund eigener Forschung mathematisch-geschichtliche Dinge behandelte, aber es steht dabei an Gelehrsamkeit, an kritischer Einsicht, an vergleichender Spürkraft weit über allen deutschen Vorgängern. Nur Chasles, Geschichte der Geometrie (1837) und Libri, Geschichte der Mathematik in Italien (1838—1841) lassen sich mit Nesselmann's Algebra der Griechen vergleichen und bilden mit diesem die drei Musterwerke, aus welchen alle Nachfolger auf dem gleichen Gebiete gelernt und geschöpft haben. In dem auf die Veröffentlichung dieses Buches folgenden Jahre 1843 gab N. „Die Essenz der Rechenkunst des Behaeddin", ein nicht eben bedeutendes

Schriftchen etwa aus dem Jahre 1600, arabisch und deutsch heraus. Von da an hört Nesselmann's geschichtlich-mathematische Thätigkeit leider auf und auch Vorlesungen über Geschichte der Mathematik, welche er in den Universitätsverzeichnissen ankündigte, scheinen kaum jemals zu Stande gekommen zu sein. Statt dessen warf N. sich auf einen neuen Zweig der Sprachwissenschaft. Er veröffentlichte „Die Sprache der alten Preußen“, 1845; „Wörterbuch der littauischen Sprache“, 1850; „Littauische Volkslieder“, 1853; „Deutsch-preußisches Vocabularium aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts“, 1868; „Thesaurus linguae Prussicae“, 1873, lauter Schriften, welche von Fachmännern hoch geschätzt werden.

Altpreußische Monatsschrift 1881, S. 324—331. Cantor.

Nesselmann: Roderich N. wurde am 27. April 1815 zu Fürstenau bei Elbing geboren, wo sein Vater Pfarrer war. Dieser unterrichtete den Sohn bis zum 15. Jahre selber und sandte ihn dann auf das Gymnasium zu Elbing. Nach fünf Jahren verließ N. diese Schule und bezog die Universität Königsberg, wo er sich dem Studium der Theologie widmete, daneben aber auch philologische, philosophische und litteraturgeschichtliche Collegia hörte. Nachdem er bis zum Jahre 1839 seine theologischen Examina absolvirt, kehrte er zunächst ins Elternhaus zurück, um seine jüngsten Geschwister drei Jahre lang zu unterrichten. Danach war er noch sechs Jahre lang Hauslehrer in zwei anderen Häusern, bis er endlich im J. 1847 zum Pfarrer in Tiegenhof erwählt wurde. Schon als Candidat hatte er den „Kern der heiligen Schrift, oder biblische Gedichte zur Erbauung“ (1845) veröffentlicht; in Tiegenhof entstand seine Schrift „Der evangelische Glaube, dargestellt und vertheidigt in Briefen“ (1853). Im October 1855 kam N. als dritter Prediger an die St. Marienkirche zu Elbing, wo er nicht nur als Seelsorger, sondern auch als Leiter und Förderer gemeinnützig-christlicher Institutionen eine große Thätigkeit entfaltete. So gründete er eine Volksbibliothek, einen Jünglingsverein und übernahm die Leitung eines neu errichteten Diakonissenkrankenhauses. Auch als Schriftsteller fuhr er fort sich wirksam zu erweisen. „Luther's Katechismus für Schule und Haus“ (1856) erlebte sieben Auflagen. Für sein „Buch der Predigten, oder Hundert Predigten aus verschiedenen Zeiten und Ländern, nebst einer Entwickelungsgeschichte der christlichen Predigt“ (1858) ertheilte ihm die theologische Facultät in Königsberg die Licentiatenwürde. Im folgenden Jahre gab er eine Sammlung „Glaubenslieder“ (1859) heraus, schlichte Weisen, vom Herzen kommend, zu Herzen gehend. Für die Lehmann'sche Volkskirchenzeitung lieferte er eine apologetische Bearbeitung der „Augsburgischen Confession“, die 1876 als besondere Schrift erschien. Was ihn in seinem Amtsleben und bei seinen vielen litterarischen Beschäftigungen — er hat sich an 18 Zeitschriften als Mitarbeiter bethätigt — beständig frisch und froh erhielt, war besonders sein äußerst glückliches Familienleben. Leider wurde dasselbe in den letzten Jahren durch den Tod zweier erwachsenen Kinder getrübt, einer Tochter und eines Sohnes, der bereits im Pfarramte stand. Dem letzteren hat er noch in der biographischen Erzählung „Vom Leben und Sterben eines jungen Pfarrers“ (1880) ein Denkmal gesetzt. N. starb, tief betrauert von seiner Gemeinde und seiner Familie, am 12. Juni 1881.

O. Kraus, Geistliche Lieder im 19. Jahrhundert. Gütersloh 1879, S. 362. — Mittheilungen aus der Familie.

Brümmer.

Nessen: Hajo van N., geb. auf dem Hofe Nesse bei Leer in Ostfriesland am 23. September 1562, als Sohn des Grundherrn Antonius Hajo v. N. (wahrscheinlich aber des Anton Hajen), promovirte in Rostock zum Dr. jur. 1590, wurde dort außerordentlicher herzoglicher Professor 1593 und ordentlicher

1602. Als Kanzler (schon 1600) nacheinander der Herzoge Ulrich, Sigismund August, dann der Herzogin Sophie und der Vormundschaft der minorennen Erben des Herzogthums Mecklenburg, Adolf Friedrich (später von Mecklenburg-Schwerin) und Johann Albrecht (später von Mecklenburg-Güstrow), hat er im Lande und namentlich bei den Landständen als strenger, auch hochfahrender Romanist sich wenig Freundschaft erworben. An der Theilung des Landes unter die Brüder, welche er früher nach Straßburg begleitet hatte, war er betheiligt, und so ist sein Name der Specialgeschichte eingeschrieben. Nachher leitete er die Regierung des jungen Adolf Friedrich, der sich seinem Tagebuche nach öfter gegen sein herrisches Wesen aufbäumte. Er starb am 28. März 1620. Sein Haus in Rostock trägt noch sein und seiner Frau, der Anna Schönermark, Wappen. Sie war eine Tochter des herzoglichen Landrentmeisters Joachim Schönermark und eine Schwester des Dr. jur. und Professors gleichen Vornamens, nach denen Nessen's Sohn Joachim v. N. hieß. Unter der vormundschaftlichen Regierung Adolf Friedrichs war dieser Regierungs- oder Kanzleirath im Herzogthum Güstrow. Die Familie nannte sich auch v. Nessa.

Westphalen, Mon. ined. III, 1373 (wo Hajo's juristische Schriften). — Krey, Andenken V, 18. — Lisch, Jahrb. 12, 61 ff. — v. Lützow, Mecklenb. Gesch. III, 144 rc. — Rudloff, Mecklenb. Gesch. III. Krause.

Nestler von Speier, Meistersänger des 15. Jahrhunderts, der den größten Theil der Kolmarer Meisterliederhandschrift geschrieben, den ganzen Codex redigirt und die Umarbeitung und Umschmelzung der älteren Strophenformen in die dem 15. Jahrh. gerechte Weise vorgenommen hat. Er war selbst Dichter; von ihm rührt der „unerkannte Ton", in welchem er ein Lied von den 72 Namen der Jungfrau Maria verfaßte, die er nach seiner Angabe im Dom zu Regensburg an einer Tafel geschrieben fand; der Ton wurde in der späteren Tradition der Meistersänger (bei Valentin Voigt) Frauenlob beigelegt. Dies wurde Anlaß zu Streitigkeiten in der Sängerschule zu Mainz, der N. angehörte, und wahrscheinlich zur Uebersiedelung mehrerer rheinischer Meistersänger nach Nürnberg, wo Hans Folz und Konrad Nachtigall in dem unerkannten Tone gleichfalls gesungen haben. Den Namen Nestler's hat uns Hans Sachs in der von ihm angelegten Sammlung von Meistergesängen (in der Berliner Bibliothek) aufbewahrt.

Vgl. Bartsch, Meisterlieder der Kolmarer Handschrift, S. 49, 186; Goedeke in der Germania 15, 197—201; Goedeke, Grundriß 1^2, 312.
K. Bartsch.

Nestroy: Johann N., der bekannte Schauspieler und Possendichter, war geboren zu Wien am 7. December 1802 und starb zu Graz am 25. Mai 1862. Er entstammte einer angesehenen Wiener Familie, sein Vater war Advocat und gab dem Sohne eine gute Erziehung. N. besuchte das Gymnasium und wurde dann für die Laufbahn des Vaters bestimmt. Aber neben der Juristerei widmete er sich in Wien der Ausbildung seiner schönen Baßstimme. Nun war in Wien damals kein geselliges Vergnügen so hoch entwickelt als die Dilettantentheater; manche derselben erfreuten sich einer weit über das Gewöhnliche hinausgehenden Vortrefflichkeit und bilden wichtige Momente in der Geschichte des Wiener Theaters, ich erinnere nur an das Theater der originellen Frau Reißner auf der Landstraße. N. wirkte häufig bei solchen Haustheatern, den damaligen Theaterschulen, mit, und als er dann am römischen Rechte keinen Gefallen fand, beschloß er, sich ganz der Bühne zu widmen und beschritt die weltbedeutenden Bretter zuerst als Sarastro in der Wiener Oper mit gutem Erfolge. Nach einigen Rollen kam er nach Amsterdam als Opernsänger und wurde ein Jahr darnach für Brünn gewonnen. Hauptsächlich wirkte er in der Spieloper und

versuchte sich auch schon ab und zu in komischen Rollen, ebenso in Lemberg und Preßburg, wenn er in diesen beiden Städten wirklich engagirt war; „der Aufmerksame" schreibt (Graz, 3. Juni 1826, Nr. 66): „Herr Nestroy ist die neueste Acquisition. Sein letzter Aufenthalt war Brünn, sein vorletzter Amsterdam ..." Erst während dieses Engagements von 1826 bis 1831 in Graz, wo er als Figaro im „Barbier" und als Kaspar im „Freischütz" mit großem Glücke debütirte, machte er ganz den Uebergang zum Komiker; seine erste komische Rolle war der Longimanus in Raimund's „Diamant des Geisterkönigs"; er gefiel zwar nach den Recensionen in Kollmann's „Aufmerksamen" sowol in der Oper, als im Schauspiel, aber am meisten und bald ausschließlich verwendet wurde er in den Possen jener Zeit und in den Stücken Raimund's; er spielte die Rollen, welche dieser Dichter in Wien „creirt" hatte, so wird besonders seine Leistung im „Bauer als Millionär" gerühmt.

In Wien soll er übrigens während dieser Zeit noch in classischen Stücken vor das Publicum getreten sein und Rollen wie Lionel, Burleigh u. dgl. gespielt haben. Mit einem Worte, N. suchte noch sein Genre. In Graz wurde er anfangs noch „unser trefflicher Sänger und Komiker", dann aber seit September 1830 nur mehr „unser beliebter Komiker" genannt; schon lange war er nicht mehr in der Oper aufgetreten, denn Eine Rolle hatte seine Richtung entschieden. Schon in Graz spielte er (December 1827) mit köstlichem Witz und größter Naturwahrheit den Sansquartier in dem Stücke „Zwölf Mädchen in Uniform"; wenn er aus der Wachtstube als alter Invalide heraustrat, das linke Auge mit einer Binde bedeckt, in der einen Hand das Augenglas, in der andern das berühmte Buch, dann ging ein Schmunzeln durchs Publicum, bald aber wurde durch den drolligen Commentar classischer Werke die Lachlust der Zuschauer aufs Höchste gesteigert. Stets neue Witze, neue Späße und neue Zoten wußte N. zu erfinden, seine bizarre Laune ließ kein Stück ungerupft und carikirte das Erhabenste. In Kollmann's Zeitschrift „Der Aufmerksame" (22. December 1827, Nr. 153) heißt es: „Hr. N. als Sansquartier gab eine lustige Hogarth'sche Art Invaliden, der mehr in der Liederlichkeit als im Dienst ergraut zu seyn schien. Seine steifen Knochen, seine hochaufgepolsterte Halsbinde, lassen vermuthen, daß er sich seiner Hinfälligkeit eben nicht sehr zu rühmen habe, und man möchte wetten, daß ihm das Auge eher in einer Schenke, als auf dem Schlachtfelde ausgeschlagen worden ist. Seine altzierliche Art zu reden, seine Neigung zur abenteuerlichen Lectüre machen es wahrscheinlich, daß er allerley hat werden wollen, nichts gewesen, und endlich Soldat geworden ist, um als solcher ebenfalls nichts zu seyn. Daher ist er mehr invalider Rekrut, als Soldat. Diesen so aufgefaßten Charakter hat Hr. Nestroy trefflich und zur wahren Unterhaltung des Publicums gegeben." Mit dieser Rolle und mit dem Adam im „Dorfbarbier" eroberte er bei einem Gastspiele auf dem Josephsstädter Theater die Herzen der Wiener wie im Sturm. Der geriebene Director Carl gewann ihn für das Theater an der Wien, wo er seit 1831 auftrat.

Er kam dadurch in eine ziemlich feste theatralische wie litterarische Tradition, denn die fünf Wiener Theater hatten ihr bestimmtes Genre; im Kärnthnerthortheater pflegte man die italienische Oper, das Burgtheater stand damals unter spanischem Einflusse. Das Theater in der Josephstadt hatte die am wenigsten ausgeprägte Physiognomie, wechselte den Geschmack mit jedem Besitzer. Im Theater an der Wien gab es vor Allem die Kinderkomödien, jene auch heute noch in Provinzstädten beliebte Dressur der armen Kleinen, welche sich als Große geben und bewegen müssen. Aehnlich tief standen die Spectakel- und Ausstattungsstücke, deren litterarischer Werth nur durch Grade unter Null ausgedrückt werden könnte; ab und zu wurden Tragödien dargestellt, aber durch

den aus Bayern eingewanderten Theaterroutinier Carl war an dieser Bühne der Hanswurst in einer Modernisirung beliebt geworden. Dem Hanswurst, dieser Schöpfung Stranitzky's, waren nacheinander der „Kasperl“, dann der „Thaddädl“ gefolgt, Carl schuf den „Parapluimacher Staberl“, eine stehende Figur, welche zahlreiche Stücke trug: Staberl in tausend Aengsten, Staberl als Zauberer, Staberl in der Wolfsschlucht, Staberl als Krampus, Staberl hier und Staberl da. Höher stand das Theater in der Leopoldstadt, welches hauptsächlich vier Gattungen pflegte; erstens die Parodie und Travestie: hatte in Wien ein neues Stück gefallen, das Theater in der Leopoldstadt brachte eine Parodie, hatte eine Schauspielerin etwa als Johanna d'Arc, Jungfrau von Orleans, einen großen Erfolg erzielt, das Theater in der Leopoldstadt brachte eine Johanna Dalk, Jungfrau von Obenaus, und erzielte großen Erfolg; sang die Catalani in Wien, gewiß betrat die Bühne in der Leopoldstadt eine „falsche Catalani“, wie etwa heute das Auftreten der Sarah Bernhard zu einem Stücke „Sarah und Bernhardt“ Anlaß gibt; dann parodirte man antike Mythologie, was uns noch aus Offenbach's „Orpheus in der Unterwelt“ ꝛc. geläufig ist; schon das Théatre italien von Gherardi enthält ähnliche Stücke; der Olymp wurde nach Wien versetzt, den Göttern Wiener Tracht und Wiener Wesen beigelegt, Jupiter wurde zum Wiener Bürger, welcher unter dem Pantoffel der zungenfertigen Juno steht und gerne Seitensprünge macht. Aus dieser Gattung entwickelte sich die dritte, die Feerie, welche in eine erträumte, aus allegorischen, mythologischen und sagenhaften Bestandtheilen zusammengesetzte Welt einführte und in Verbindung mit der irdischen Welt stand, Raimund's „Verschwender“ kann uns diese Gattung am besten repräsentiren; blieb die Feenwelt weg, so ergab sich viertens das Wiener Localstück, welches Tagesfragen, neue Moden und Stadtereignisse etwa in der Weise des Fürsttheaters im Prater behandelte. Goedeke hat in seinem „Grundriß“ III, 796—805 mit feinem Verständnisse und großer Kenntniß diese Verhältnisse klar gelegt. In der Hauptsache bin ich seiner Darstellung gefolgt, habe jedoch Manches ändern müssen.

In diese Tradition trat nun N. und versuchte sich bald nicht bloß als Komiker, sondern auch als Possendichter. Schon in Graz hatte er begonnen, besonders für die Benefize selbst Stücke zusammen zu stellen; so wissen wir von einem Drama „Der Tod am Hochzeitstage“ (?), „Ydor, der Wanderer aus dem Wasserreiche“ (1828), „Funkelnagelneues Mischmasch“ (1830); im Jahre 1827 soll von dem Schüler Raimund's ein Stück aufgeführt worden sein, welches heißt: „Die Verbannung aus dem Zauberreiche, oder dreißig Jahre aus dem Leben eines Lumpen“ *). Man könnte Nestroy's Charakter nicht besser versinnbildlichen, als durch diesen Titel. Mit der Nachahmung Raimund's zugleich die Parodie, und Parodie ist das Losungswort, welches uns aus allen Stücken Nestroy's entgegen tönt. Da begegnen uns entweder Parodien einzelner Werke wie „Der Einsilbige, oder: ein dummer Diener seines Herren“ (aufgeführt am 16. Januar 1829, Parodie auf Grillparzer's „Ein treuer Diener seines Herrn“), „Zamperl, der Tagedieb“ (1882), „Robert der Teuxel“ (1833), oder Parodien einer ganzen Gattung, wie „Nagerl und Handschuh, oder die Schicksale der Familie Maxenpfutsch“ (1832), „Der gefühlvolle Kerkermeister, oder Adelheid, die verfolgte Wittib“ (1832), „Die Zauberreise in die Ritterzeit“ (1832). Den Gipfel dieser Richtung und wol auch seines Könnens bezeichnet die berühmte Zauberposse „Der böse Geist Lumpacivagabundus, oder das liederliche Kleeblatt“ (10. April 1833), welche noch heute überall des größten Erfolges sicher ist und

*) Wol eine Parodie von Lambert's nach dem Französischen bearbeiteten Schauspiele: „Dreyßig Jahre aus dem Leben eines Spielers“.

in alle bedeutenderen Sprachen übersetzt wurde*). Der Vergleich mit Raimund drängt sich uns geradezu auf; Alles ist parodirt, das Reich Stellaris' mit seinen lockeren, schuldenmachenden, flotten Bürschlein, die bizarre Verspottung des Goethe'schen Faustprologs, die Wette zwischen dem bösen Geiste Lumpacivagabundus und der Fee Fortuna ist der directeste Hohn auf Raimund's halbmelancholische, poetische Cheristanefabel. Aus den anmuthenden, harmlosen Figuren der Valentingruppe im „Verschwender“ ist das liederliche Kleeblatt Zwirn, Leim und Knieriem hervorgewachsen. Alles ist ins Gemeine gezogen und Nestroy's Verschwender verstehen es nicht, ihr Geld mit Eleganz durchzubringen, wie Flottwell. Nichtsdestoweniger sind Nestroy's Gestalten von lebendigster Naturwahrheit und bleiben Muster genialer Individualisirung. Mit der Parodie „Der Zauberer Sulphurelektromagnetikophosphoratus, oder die Fee Wallpurgisblocksbergiseptembrionalis“ und dem zweiten Theil des „Lumpazi“ (beide 1834) schließt dieser Zweig der Nestroy'schen Dichtungsweise. Er entschied, wie wir kaum bezweifeln können, Raimunds Geschick. Dieser vom Lorbeer des Burgtheaters träumende Dichter, welcher sich nur widerwillig in die Richtung des Komikers drängen ließ, hatte sich bemüht, die Posse zu heben, und es war ihm gelungen, die Wiener an seine feinere Kost zu gewöhnen; das Gemüthliche des Wieners trat bei ihm in der Form des Gemüthvollen entgegen, er bot wirkliche Poesie, einfach, künstlerisch, rein, kindlich. Da kam N. und zerpflückte hohnlachend die luftige Feenwelt, bezeichnete die Raimundische Richtung als eine simple, kindische, und mischte dem puren Wein Tropfen betäubenden Giftes: Cynismus und Gemeinheit bei. Eine gut verbürgte Anekdote erzählt uns, Raimund habe nach langem Sträuben endlich eine Vorstellung des „Lumpacivagabundus“ besucht, anfangs saß er stumm auf der ersten Gallerie, schüttelte nur zuweilen den Kopf, wenn schallendes Gelächter, tolles Klatschen die Späße lohnte. Mit einem Male wird er selbst von der Komik einer Situation, von einem ätzenden Witz gepackt und beginnt zu lachen, und als Alles zu Ende war, fuhr er mit zitternder Hand über die Stirn und sagte zu seiner Begleiterin: „Das kann i nit! Aber i sich, das g'fallt, i hab selber lachen müssen — na, so is's halt mit mir und meine Stuck gar. Alles umsonst!“ Nicht Neid sprach diese Worte, sondern der gute poetische Kern in Raimund's Wesen, aber Nestroy's Princip lautete: „Bis zum Lorbeer versteig' ich mich nicht. G'fallen sollen meine Sachen, unterhalten — lachen sollen die Leut', und mir soll die G'schicht a Geld tragen, daß ich auch lach', das ist der ganze Zweck. G'spaßige Sachen schreiben und damit nach dem Lorbeer trachten wollen, das ist grad so, als wenn Einer Zwetschkenkrampus macht, und gibt sich für einen Rivalen von Canova aus.“ Schärfer kann der Gegensatz zweier Richtungen sich nicht aussprechen. Es kann kein Zweifel obwalten, auf wessen Seite die Kunst steht.

Nachdem N. das Werk Raimund's zerstört hatte, wandte er sich dem echten Wiener Localstück zu, hier sind „Der Talisman“ (1840), „Das Mädl aus der Vorstadt“ (1841) und das prächtige Stück „Einen Jux will er sich machen“, die besten Vertreter; in dem letztgenannten zeigt sich diese Gattung am reinsten, im „Mädl“ spielt schon, wie so oft bei N. das Verbrechen herein und zerstört den ruhigen Genuß. Mit dem Jahre 1843 endet diese Periode, den Abschluß bildet etwa „Liebesgeschichten und Heirathssachen“. Dann geräth N. in eine durch französischen Einfluß bedingte Richtung, welche am besten durch den „Zerrissenen“, eine Nachahmung des „L'homme blasé“, bezeichnet ist (1844). Mit

---

*) Melanie Metternich bestätigt in ihrem Tagebuch (Aus Metternich's nachgelassenen Papieren V, 421) die große Wirkung des Stückes, welches sie am 15. April 1833 zum ersten Male sah.

unnachsichtlicher Schärfe rückt er nicht so sehr der Gemüthlichkeit, als dem Gemüth selbst zu Leibe, geistreich, pointirt führt er nach dem Grundsatze „nur der geistlose Mensch kann den Harm überseh'n, der überall durch die fadenscheinige Gemüthlichkeit durchblickt" einzelne Characterbilder vor, Caricaturen, genial, aber verzerrt. Das Diabolische, Zersetzende, Grübelnde von Nestroy's Wesen tritt dabei zu Tage, das ihn selbst zur Verspottung des Erhabensten, Heiligsten treibt, ihn nicht ruhen läßt und ihn reizt, in jedem Menschen den Uebelthäter aufzusuchen; er hat ausdrücklich gesagt: „Ich glaub' von jedem Menschen das Schlechteste, selbst von mir, und ich habe mich noch selten getäuscht". Dieser Gedanke leitete ihn bei seinen Possen, für ihn war unter dem Himmel und im Himmel nichts heilig und erhaben, Alles schien nur ein Ziel für seinen Spott und seinen — Cynismus. Von der Zote machte N. den ausgedehntesten Gebrauch und konnte auch als Schauspieler durch Einen Blick, Eine Bewegung das Ernsteste zu einer schreienden Zote werden lassen. Und die Wiener folgten ihrem neuen Lieblinge durch Dick und Dünn; er verstand es, sich in Gunst zu erhalten und war als Schauspieler wie als Possendichter unermüdlich. Vom August 1831 bis zum Frühjahre 1845 spielte er im Theater an der Wien, dann zog er mit Director Carl in das umgebaute Leopoldstädtertheater, welches den Namen seines neuen Besitzers bis heute behielt. Seit dem Tode Carl's (14. August 1854) leitete N. diese Bühne auch als Director bis zu seinem Rücktritt am 31. October 1860. Wie er selbst scherzte, war er während dieser Zeit sein fleißigstes Mitglied, er trat während seiner sechsjährigen Directionszeit 1421mal auf, also fast fünfmal in der Woche, da im Ganzen 2074 Vorstellungen in jener Periode stattfanden. Außerdem gastirte er in Oesterreich und Deutschland wiederholt. Nachdem er sich von der Bühne zurückgezogen und in Graz angekauft hatte, kam er noch zweimal für längere Zeit nach Wien, so daß er thatsächlich durch dreißig Jahre die Wiener Vorstadtbühne beherrschte und die Wiener an seinen Geschmack gewöhnte. Man darf sich nicht darüber täuschen, daß N. viel Unheil in Wien angerichtet hat. Er erzog den Wiener zum Großstädter, machte den harmlosen, gemüthlichen Phäaken, der lebte und leben ließ, zum nörgelnden unangenehmen Kritiker, dem Ernst und Idealität, Gefühl für das Erhabene und Rechtsgefühl mangelt, der sich an Nestroy's Grundsatz hält: erlaubt ist nicht nur Alles, was nicht verboten ist, sondern Alles, was nicht entdeckt wird. Selbst das Verbrechen wird in Nestroy's Possen nur verlacht, oder ist so mit dem Erlaubten verknüpft, daß beide nicht mehr unterschieden werden können. Darin liegt meines Erachtens eine bleibende Schädigung des Wienerthums.

Man möchte N. die Personification jenes Geistes nennen, welcher Wien damals im Innersten aufwühlte und die Revolution von 1848 vorbereiten half; jenen Geist der Kritik, der Alles zersetzte. N. sagte einmal ausdrücklich vom Verhältnisse seiner Stücke zu den Wienern: „Sie haben's ja nit anders haben wollen!" So wurzelt N. mit seinem ganzen Wesen und seiner ganzen Schriftstellerei in Wien. Diese knüpft an die Arlequinaden und Hanswurstiaden an und enthält sowol in der Fabel als in den Charakteren eine Menge typischer Dinge. Das läßt sich im Einzelnen zeigen; ich greife nur zwei Charaktere heraus, welche uns in den verschiedensten Verkleidungen begegnen; das ist einmal jener Typus N., in dessen Darstellung er unübertrefflich war, jene Ledig, Eberhard Ultra, Blasius Rohr, Peter Spann, Nebel, Lorenz, Lips, Schnoferl, Weinberl, Schlucker, Eulenspiegel, Nitschke, Willibald, Fabian Strick ꝛc., jene Streber, miserablen aber amüsanten Betrüger und Spitzbuben, jene lumpigen Philosophen, welche mit Allem ihren Schabernack treiben, suffisante Burschen voll treffender Bemerkungen, unwiderstehlicher Einfälle und voll zudringlichster

Frechheit. Sie haben, was der Wiener „a Goschen“ nennt, wofür das Hochdeutsche keinen Ausdruck, der Berliner das nicht vollständig gleiche „schnodderig“ hat; es sind bedenkliche Existenzen, welche mühelos „vorwärtskommen möchten“, einen Universalhang zum „Gaudée“ und „eine specielle Abneigung gegen die Arbeit“ haben. Im Gegensatz hierzu bilden die Klaus, Rochus, Thomas Pflöckl, Florian Fett, Tatelhuber, Gluthammer, Dominik, Melchior, Damian Stutzel, Sebastian Faden u. s. w. u. s. w. die Rollen, welche N. für Scholz schrieb. Der dumme Kerl von Wien; dummgutmüthig, naiv zudringlich, unbeholfen und ungeschickt, voll natürlicher unbewußter Komik, grob, rücksichtslos und so blöd, daß man über ihn lachen muß. Der Hausknecht Melchior mit seinem geflügelten Worte „das is classisch“, der Schlossermeister Gluthammer mit seinem Phlegma sind wol die besten Vertreter dieses Typus. Nur solche Figuren zeichnet N. mit sorgfältigster Individualisirung, alle Nebenfiguren sind kaum untermalt, besonders die besseren Classen nur schematisirt, Figuren ohne Blut in den Adern, wahre Geduldproben für die Schauspieler. Aber alle komischen Personen haben sogenannte dankbare Rollen, denn N. weiß, was wirkt, und suchte unermüdlich die Wirkung der vollendeten Werke zu erhöhen. Das können wir deutlich sehen, wenn wir etwa ein gedrucktes Stück mit der Aufführung vergleichen. Man wird überrascht sein über die großen Freiheiten, welche sich die Darsteller scheinbar gestatten; es sind aber keine Freiheiten, sondern Zusätze, welche sich aus der Zeit Nestroy's durch Tradition vererbt haben. Man würde völlig fehl gehen, wenn man sich an die gedruckten Werke Nestroy's hielte und darnach eine Charakteristik versuchte. Das geht schon aus dem einfachen Grunde nicht an, weil von seinen nahezu siebzig Possen nur dreizehn im Drucke erschienen sind; alle anderen werden blos handschriftlich als Soufflirbücher verbreitet. N. hatte mit Director Carl, welcher durch sein berüchtigtes Ausbeutungssystem reich geworden ist, einen harten Contract. In einem ungedruckten Briefe an Dr. Märzroth, welchen mir die Güte des Adressaten zu benutzen gestattet hat, bedauert er keinen Beitrag zu dessen Almanach „Brausepulver“ senden zu können, obwol er bereits zwei Gegenstände auszuarbeiten versuchte; „die Form aber, welche nicht die dramatische seyn konnte, trat mir jedesmahl hemmend entgegen . . . Die dramatische Form jedoch zu wählen, erlaubt mir meine Verbindlichkeit gegen Director Carl nicht, indem ich Alles, wenn es auch nur eine Scene wäre, ihm zur Benützung für seine Bühne abzuliefern verpflichtet bin, und erst 18 Monathe nach erfolgter Darstellung im Druck erscheinen lassen darf“.

Dieser Brief ist in doppelter Beziehung interessant, er bezeugt uns einmal, daß N. die dramatische Form zur zweiten Natur geworden war, und dann erklärt er uns, warum Nestroy's Possen nicht sogleich nach ihrer Vollendung auch gedruckt wurden. Wenn dann die Posse „abgespielt“ war, anderthalb Jahre nach ihrer Aufführung sie drucken zu lassen, mochte N. vielfach überflüssig erscheinen, und so blieb die überwiegende Mehrzahl seiner Werke völlig ungedruckt; zudem verfügte er testamentarisch, daß seine handschriftlichen „Sachen“ nicht gedruckt werden dürften. Die meisten Theatermanuscripte gehörten zum Fundus instructus des Carltheaters, wurden aber von Carl's Erben bei dem Verkaufe der ganzen Bibliothek an das neue Brünner Stadttheater zum größten Theile zurückbehalten. Trotzdem gewährt der Einblick in das Brünner Material interessanten Aufschluß. Mir wurde durch die Freundlichkeit des damaligen Directors Dr. Frankel im Jahre 1883 Einsichtnahme gestattet. Das Soufflirbuch des Lumpacivagabundus stimmt mit dem Druck von 1835, aber zahlreiche Correcturen zeigen, wie allmälig bei den Proben die Komik herausgearbeitet und das Ganze in die jetzt auf der Bühne geläufige Form gebracht wurde. In der Scene I. 9 beim Kaufe des Looses fehlt in der Hs. wie in der ersten Ausgabe der Spaß

mit dem Thaler, dann ist aber im Soufflirbuch bemerkt „Extempore. Lazzi mit dem Thaler.“ Der Scherz mit dem Rufen des Schneiders im ersten Acte ist gleichfalls späterer Zusatz. Die Scene zwischen dem Kleeblatt und dem „Hausirer“ (I. 9) lautete ursprünglich:

Hausirer.
Nr. 439.
Leim.
Das kann ich nicht brauchen.
Hausirer.
Nr. 8521.
Knieriem.
Das ist ein alt's Numero. etc.

Erst bei den Proben ist die Verspottung der Litanei daraus geworden, jetzt sagen nämlich Leim, Zwirn und Knieriem nach jeder Nummer im Chorus „Nix für uns“, ein komischer Zusatz, welchen der Bühnenkomiker übrigens dem Kanzelkomiker Abraham a Scta. Clara abborgte; dieser behauptet im 23. Discurs seines „Gehab Dich wohl“ (Passauer Ausgabe Bd. 11, 408) von den Weltleuten, sie riefen in der Fasten: „Häring, Häring, nix für uns; Stockfisch, nix für uns; Kraut, nix für uns; Knödl, nix für uns; Sterz, nix für uns; Nocken, nix für uns; Strudl, nix für uns“, bis es dann beim Gerichtstag heißen werde: „Himmel! Himmel! nix für uns! nix für uns!“ Die amüsanteste Scene des „Lumpaci“ III. 4, das Vorlesen des Briefes durch den Meister Hobelmann ist zuerst in der Fassung der Originalausgabe, dann aber auf einem eingeklebten Zettel mit zahlreichen Aenderungen vorhanden, welche die allmälige Entstehung der komischen Details deutlich erfassen lassen. Noch eine Kleinigkeit sei erwähnt, weil sie mir sehr charakteristisch erscheint: eine Figur des Dramas ist „Strudl, Gastwirth zum goldenen Nockerl in Wien“; Leim glaubt in ihm den Bräutigam seiner „Peppi“ erkennen zu müssen und ruft daher II. 6, nach dem Soufflirbuch: „O Strudl, Dich wünsch' ich in die Hölle!“ Daraus wird dann schon in der Originalausgabe (S. 56) „O Strudl! — Der Strudl liegt mir im Magen, wie ein Knödel“; dabei ist sogar die Inversion von Interesse, weil sie dem Darsteller des Leim gestattet, den Witz ganz zur Geltung zu bringen. In der Wirthshausscene des ersten Actes wurden Reden des Schneiders später dem Schuster in den Mund gelegt und so die Charakterzeichnung einheitlich verschärft. Das Studium der Originalmanuscripte wird gewiß reiche Ausbeute gewähren, und die Theatertradition, welche jetzt noch lebendig ist, müßte für Denjenigen wichtig werden, der N. nicht mehr gesehen hat und so des besten Commentars zu seiner Wirkung entbehrt. Das ist nothwendig, denn N. war ein Theatermann, welchem nichts zu gering erschien, was den Eindruck auf das Publicum vergrößern konnte; nicht nur die Maske, selbst die Costüme waren, wie sein Wort lauten würde „classisch“. So hat er z. B. die Namen seiner Personen komisch und parodistisch gebraucht, selbst dann, wenn im ganzen Stück der Name nicht genannt wurde, sondern nur auf dem Theaterzettel erschien. Dadurch scheidet sich eine Figur scharf von der anderen und läßt sich im Gedächtniß behalten. Einige Beispiele genügen: ein Hausherr heißt Zins, mit Vornamen Georg Michael, weil Georgi und Michaeli die Wiener Zinstermine waren; der Seiler: Faden oder Strick; ein Reicher: Goldfuchs; Marner ein armer Schlucker; ein zu Grunde gegangener Rentier: Hr. v. Brauchengeld; eine alte Jungfer heißt Anastasia Mispel, oder Lucia Distel. Witze mit solchen Namen sind selten. N. hat bessere Mittel, um Lacherfolge zu erzielen. Er versteht es vortrefflich, komische Situationen herbeizuführen ohne das Unwahrscheinliche wahrscheinlich machen zu müssen; das ließe sich am besten an der Posse „Einen Jux will er sich machen“ zeigen. Oder er wählt einzelne „Bilder“ („Talisman“, „Eulen-

spiegel", „Lumpaci"), welche jedoch im innigsten Zusammenhange stehen, entweder Eine oder mehrere Personen entwickeln helfen. Oder aber es werden uns die komischen Folgen irgend eines Mißverständnisses, einer Verwechselung dargestellt („Unverhofft", „Der Zerrissene").

In diese Situationen stellt nun N. seine komischen Personen, wobei sein Reichthum unerschöpflich scheint. Die Verbindung von Person und Situation ist meist ganz natürlich, fast selbstverständlich, und Eines erhöht die Wirkung des Andern. Und alles das wird dann ausgestattet mit den köstlichsten, drolligsten, tollsten Witzen und Einfällen, welche sich sehr gut in verschiedene Gruppen theilen lassen, in Wortspiele, Wiener Anspielungen, ausgeführte Vergleiche (den sogenannten Saphir'schen „Humor"), höheren Blödsinn, sinnige oder alberne Wendung, stehende Redensart, Antithese, unerwartete Wortfügung, Ueberraschung. Vieles ist Gemeingut, „geflügeltes Wort" geworden, wenn es auch von Büchmann wie alles Wienerische bei Seite gelassen wurde. Natürlich konnte der Wiener Komiker die Couplets nicht entbehren, welchen schon Stranitzky, und seitdem alle Possendichter große Beachtung geschenkt hatten. Bei N. sind die Stoffe meistens die alten der Satire auf alle Stände, Pantoffelhelden, Hörnerträger, heirathssüchtige alte Jungfern &c. &c. N. ist nicht immer sehr glücklich in der Wahl des Zeitpunktes für die Einfügung der Couplets. Wiederholt wählt er das Quodlibet, um darin Opern und Opernsänger zu verspotten. Hier wie überall trifft er mit seiner Parodie den Nagel auf den Kopf. Ein Muster litterarischer Parodie ist z. B. „Judith und Holofernes", worin Hebbel's „Judith" gesteigert und dadurch ad absurdum geführt wird (1847); auch der „Tannhäuser", obwol nicht ganz Nestroy's Eigenthum, wäre hier zu nennen.

Könnten wir Raimund's Art als Humor bezeichnen, so müßte Nestroy's Weise parodistische Komik heißen. Aber sein Wesen ist damit nicht ganz erschöpft; wie er im Leben nach dem übereinstimmenden Zeugnisse Derer, welche ihm näher standen, ein Mensch war, der das Herz auf dem rechten Fleck hatte, so bricht mitunter auch in seinen Stücken sein Gemüth durch, aber es ist, als machte er sich sogleich über sich selbst lustig und verspotte uns, wenn wir ihm Glauben schenken. Leichtsinnig, fröhlich, eine echte Komödiantennatur war er im Leben und ließ sich nichts anfechten. Raimund'scher Empfindungen, Raimund'scher Sentimentalität war er nicht fähig, oder witzelte solche Regungen augenblicklich weg. Er sah überall Niedertracht, Raimund das Leid; er lachte die Menschen aus, während Raimund sie bedauerte; er verzerrte, Raimund verschönte; Raimund suchte die Disharmonie des Lebens zu lösen, N. steigerte sie; Raimund's Humor war rührende Kindlichkeit, welche mit weit offenen Augen in die Welt starrte, Nestroy's bizarre Laune war superkluge Gescheitheit, welche die Mängel der Welt mit scharfen Augen erfaßte; Raimund scheint immer wie aus einem schönen Traume, der noch in ihm nachzittert, zur traurigen Wirklichkeit zu erwachen, N. dagegen alles Schöne, Edle auf Erden für einen phantastischen Traum und nur den Schmutz für Wirklichkeit zu halten; jener ist Idealist, dieser Pessimist; jener quält sich selbst, dieser alle Andern. So vertreten uns Beide Lebensauffassungen, welche sich gegenseitig ausschließen. Aber im Leben war N. ängstlich, zurückhaltend, übermäßig bescheiden, der Teufel packte ihn erst, wenn er die Bühne betrat, sei es als Schauspieler, sei es als Schriftsteller. Am 29. April 1862 trat er zum letzten Male auf, und zwar in Graz als „Pitzel" in seiner Posse „Umsonst". Kaum einen Monat später traf ihn ein Nervenschlag in seinem sechzigsten Lebensjahre.

Ueber N. als Schauspieler und Possendichter findet sich das meiste in Feuilleton's zerstreut; eine litterar-historische Würdigung fehlt noch. Sehr gut ist das Heft „Aus Nestroy", Wien 1885 in dritter Auflage, von L.

Rosner zusammengestellt, von Friedrich Schlögl eingeleitet. — Wurzbach, Biogr. Lexikon. — Schlögl, Vom Wiener Volkstheater, Wien u. Teschen o. J. — R. M. Werner, Wiener Montags-Revue, 5. Februar 1883, Nr. 6.

R. M. Werner.

Nethenus: Matthias N., reformirter Theologe aus der Schule des Voëtius, bedeutend als Apologet der Autonomie der Kirche und der reformirten Orthodoxie, geboren als Sohn eines vortrefflichen Predigers zu Süchteln im Jülich'schen, am 27. October 1618, † zu Herborn am 13. October 1686. Gebildet auf den Hochschulen zu Harderwyk, Deventer und Utrecht, waren seine Hauptlehrer die Theologen Heinrich von Diest und Gisbert Voetius. Zuerst wirksam als Pastor in Cleve, wurde N. 1653 als Professor der Theologie nach Utrecht berufen. Hier trat er freimüthig sowol gegen die laxe Handhabung der Sabbathfeier seitens der Coccejaner, als gegen die Mißbräuche der Kirchengüter seitens des Staates, welche Samuel Maresius in Gröningen hauptsächlich vertheidigte, in die Schranken und wurde 1662 auf des letztern Betreiben abgesetzt. Einige Jahre später erhielt er einen Ruf nach Herborn als Professor und Inspector der Kirchen und Schulen des Fürstenthums Nassau-Dillenburg. Die ziemlich verfallene Herborner Hochschule brachte er durch seine große Gelehrsamkeit nochmals zu Ansehen. In seinen Schriften zeigte er sich als einen heftigen Gegner sowol der Coccejaner, wie der Cartesianer. Charakteristisch ist seine Ansicht von des Stammvaters Adam ewiger Verdammniß. Doch ist es als eine Finte des Crenius zu bezeichnen, daß er dieselbe habe in jeder seiner Predigten laut werden lassen. N. hat mehrere theologische Werke geschrieben, durch welche er sich einen Namen in der Geschichte der Apologetik erworben hat, als „De dubitatione", 1681. „Tractatus de interpretatione scripturae" (gegen L. Wolzogen), 1675. „De transsubstantiatione", 1666. Auch hat er die Schriften des bekannten puritanischen Theologen William Ames im J. 1658 in fünf Bänden zu Amsterdam herausgegeben.

Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins. Neue Folge. 11. Bd. Bonn, 1876, S. 124 ff. — Nic. Gürtleri Vita M. Netheni, descripta oratione parentali. Herb. 1687. — C. Burmanni Trajectum eruditum. Traj. 1750. pg. 239 sqq. — Jos. Hartzheimii Bibliotheca Colon., Col. 1747, Art. M. N. Glasius, Godgeleerd Nederland, II. S. 575 ff. — V. d. Aa, B. Woordenboek. — Leslie Stephen, Dictionary of National Biography. I. London 1885. pg. 355 ff.

Cuno.

Nethenus: Samuel N., des Vorgenannten Bruder, asketischer Schriftsteller und Bahnbrecher des Conventikelwesens in der reformirten Kirche des Niederrheins, geb. am 18. Mai 1628 zu Rees, † um 1700 zu Amsterdam. Seine gelehrte Bildung empfing er in Wesel und Harderwyk, worauf er einige Zeit Rector zu Batenburg im Gelderlande ward. Im J. 1650 wurde er Adjunct seines Großvaters Neomagus zu Baerl in der Grafschaft Mörs, und dessen Nachfolger. Mit großer Verehrung hing er an Lodenstein, auch an Labadie, ohne des letzteren Separatismus zu billigen. In seiner Frömmigkeit innig, für das Heil der ihm anvertrauten Seelen unermüdlich thätig, war er jedoch nicht frei von allerlei Extravaganzen. Seine allzuscharfe Handhabung der Kirchenzucht zog ihm 1683 seine Entlassung zu. Hierauf war er einige Jahre in Gulpen bei Mastricht thätig, von wo er 1690 zum Hofprediger und Inspector der oberen Grafschaft Ysenburg von dem Grafen Wilhelm Moritz nach Birstein berufen wurde. Auch hier suchte er in reformatorischer Weise aufzutreten und die todten Kirchenformen zu beleben. Als er aber die Episcopalrechte des Landesherrn verletzte, wirkte dieser ein Gutachten von der Marburger theologischen Facultät aus, wonach ihm das Recht zugesprochen wurde, N. abzusetzen. Aufs

tiefste verletzt, zog N. mit seiner Familie im J. 1697 nach Amsterdam, wo er privatisirte und seine Apologia gegen die Cäsareopapie des genannten Grafen, sowie gegen alles Unrecht schrieb, welches man ihm in Birstein angethan. Von den Schriften Nethen's, welche heute noch theilweise in der Grafschaft Mörs in gutem Andenken sind, nennen wir hier seine „Apologia Netheniana", 1697, und besonders diejenige, in welcher er einer Reformation des christlichen Lebens und der kirchlichen Sitte das Wort redet: „Lux in tenebris, van de Nootsakelikheyt der geheyligde Kennisse", 2 Thle. 1671.

Apol. Nethen. — Max Goebel, Gesch. des christl. Lebens in der rhein.-westph. ev. Kirche. II. Cobl. 1852. S. 367 ff. Vgl. auch Ritschl und Heppe, Gesch. d. Piet. in d. reform. Kirche. Cuno, Gedächtnißbuch deutscher Fürsten und Fürstinnen reform. Bekenntnisses, Lief. II, S. 91 ff.

Cuno.

Netscher: Kaspar N., ein geschätzter Genre- und Bildnißmaler, geb. zu Heidelberg 1639, † im Haag am 15. Januar 1684. Seine Mutter war die Tochter des Heidelberger Bürgermeisters Vetter, welche den Bildhauer Joh. Netscher aus Stuttgart gegen den Willen der Eltern ehelichte, der sie nach einigen Jahren als Wittwe mit vier Kindern zurückließ. Von diesen war Kaspar das jüngste. Da sie die Gunst der Eltern verloren hatte und auch der Krieg ausbrach, verließ sie Heidelberg und floh in ein Schloß, in dem sie eine Belagerung und deren Gräuel aushielt. In der entstandenen Hungersnoth verlor sie zwei Kinder, mit den andern floh sie glücklich nach Arnheim, wo sich der reiche Dr. Tullekens des Kaspar annahm, ihn später studiren ließ, damit er sich zum Arzt heranbilde. Aber Kaspar hatte nur Sinn für Zeichnen und Malen, weshalb ihn Tullekens zuerst in die Schule des Koster, der todte Natur malte, gab; später war er so glücklich, zum berühmten Terborch in die Lehre zu kommen, der zugleich Bürgermeister in Deventer war. Er machte erstaunliche Fortschritte bei diesem Meister, und Houbraken bemerkt insbesondere, daß er diesem die Kunst, den Seidenstoff dünn und hell zu malen, abgesehen habe. Als er auf eigenen Füßen stand, ging er nach Holland, wo er den erhofften Gewinn für seine Bilder nicht fand. Er schob die Schuld auf die Kunsthändler (Houbraken nennt sie „Keelbeulen", Kehlabschneider), die billig kaufen und theuer verkaufen wollen. Der Meister faßte deshalb den Entschluß, Rom zu besuchen. Er reiste über Frankreich und kam nach Bordeaux, wo er 1659 die Tochter des Mechanikers Godyn aus Lüttich heirathete und sich daselbst niederließ. So wurde die italienische Reise zu Wasser. Da in Bordeaux die Protestanten verfolgt wurden, so kehrte N. nach Holland zurück und ließ sich im Haag häuslich nieder. Hier malte er verschiedene bedeutende Bilder. Da er aber sah, daß sich durch reichen Kindersegen die Bedürfnisse der Familie mehrten und die Genremalerei nicht viel abwarf, verlegte er sich aufs Porträtiren. Er malte im Haag, wie Houbraken sagt, alle Potentaten, die dahin kamen, was seine Börse füllte und den Ruhm seines Namens ausbreitete. In Folge dessen wünschte ihn Karl II. von England an seinen Hof zu ziehen, aber vergeblich. N. liebte die Ruhe und scheute sich vor dem Hofleben. Im Genre- und Porträtfache lehnt sich N. an seine nächsten ruhmvollen Vorgänger Terborch, Metsu und Mieris würdig an; er ist der zuletzt leuchtende Stern dieses Kreises, denn nach seinem Tode verfiel die Kunst immer mehr. Im Genre bewegte sich der Künstler vorzüglich in eleganten Kreisen, und selbst die Stoffe, die er dem Landleben entlehnt, verklärt er zu idealen Pastoralen. Letzteres ist an dem fein gemalten Bilde des Museums zu Braunschweig (Schäfer und Schäferin, vom J. 1683), am Schäferstück in München, am Vertumnus und Pomona in Berlin (beide von 1681) u. a. m. wahrzunehmen. Auch einige mythologische oder historische Bilder

sind nachzuweisen, wie Bathseba, Kleopatra, Nymphen ꝛc. Neue Richtungen hat N. in der Kunst nicht eingeschlagen, aber die gewählte ruhmvoll ausgefüllt und der Glanz, der seinen Farben innewohnt (angeblich ein Geheimmittel seines Firnisses) wird seine Bilder stets frisch erhalten und sich Freunde erwerben. Smith beschreibt an 81 Bilder von ihm, die in den verschiedensten Sammlungen zerstreut sind. Die meisten (10 Stück) besitzt das Museum zu Dresden, mit Ausnahme eines Porträts (der Montespan) durchweg fleißig durchgeführte Conversationsstücke, vielfach Musikunterhaltungen. Bei dem geschilderten Charakter der Bilder ist es nicht zu verwundern, daß diese von den besten Kupferstechern zur Wiedergabe auf der Kupferplatte gewählt wurden. Außer den Genrebildern, wie sie P. Audouin, J. Bernard, Chereau, Dugoure, Krüger, J. Verkolje, J. Watson, J. G. Wille geschaffen haben, sind auch einzelne Bildnisse hervorzuheben, so des Künstlers Familienbild von F. A. David, Const. Hughens von A. Blooteling, Jakob v. Monmouth zu Pferde von Capt. Baillie, Eigenbildniß des Meisters mit der Palette von W. Vaillant u. a. In gestochenen oder lithographirten Galeriewerken kommen auch Blätter nach N. vor. Zwei Söhne, von neun Kindern des Meisters, wurden auch Maler: Theodor, geb. in Bordeaux 1661, und Constantin, geb. im Haag 1670. Sie traten in die Fußstapfen ihres Vaters, ohne ihn jedoch zu erreichen.

Houbraken. — J. Smith, A Catalogue. — Kramm. Wessely.

Nettelbeck: Joachim Christian N., „Bürgerpatriot“, geb. zu Kolberg am 20. September 1738, † ebenda am 29. Januar (nicht am 19. Juni) 1824. Sein Vater, Johann David N., war Schuhmacher und dann Branntweinbrenner, seine Mutter Katharina Sophie Greiffen. Die maritime Lage und der Handel seiner Vaterstadt, der seemännische Beruf vieler Verwandten, sowie der eigene ruhelose, nach Abenteuern durstende Sinn machten ihn seit dem eilften Lebensjahre zum Schiffer. In allen Richtungen durchkreuzte er die Ostsee, Nordsee und den atlantischen Ocean bald auf fremdem, bald auf eigenem Fahrzeug. Die Versuche zu einem seßhaften Leben waren immer nur von kürzester Dauer, 1757 floh er vor den preußischen Werbern aus Kolberg, 1758 und 1760 war er während der Belagerungen seiner Vaterstadt durch die Russen daheim, bald darauf verheirathete er sich zu Königsberg in Preußen mit der Tochter eines Segelmachers, 1770 ward er königl. preußischer Schiffscapitän auf einer von Friedrich II. zum Verkauf gebauten Fregatte, aber schnell wegen Insubordination wieder aus dem Dienste entlassen, mehrmals auch ertheilte er über Winter in seiner Vaterstadt an junge Seeleute nautischen Unterricht. Endlich im J. 1783, nachdem er am 11. Mai nochmals im Kattegat Schiffbruch gelitten und sein bischen Erspartes verloren hatte, ließ er sich zu Kolberg als Branntweinbrenner nieder. Die angeborene stürmische Selbständigkeit und trotzige Wagelust, die unter den Gefahren des Wassers nur schärfer sich ausgeprägt hatte, blieb ihm getreu. Ein häufiger Kriegsstand mit den am Altgewohnten haftenden Mitbürgern, sowie mit den vielfach verrotteten städtischen Behörden war die Folge. 1789 wurde unter seiner Mitwirkung das Fünfzehn-Männer-Collegium, eine Mittelinstanz zwischen Magistrat und Bürgerschaft, gesprengt und eine Körperschaft von zehn Repräsentanten an dessen Stelle gewählt, zu der auch N. selber gehörte. Außerdem wandte er sein Interesse mit Vorliebe der wissenschaftlichen Ausbildung jugendlicher Seefahrer zu. Eine Denkschrift, die er Friedrich Wilhelm II. im J. 1786 zu Köslin überreichte, um ihn zu veranlassen, Colonien für Preußen zu erwerben, von denen er eine in Surinam ausgesucht hatte, blieb bei den Acten. Seine erste Ehe wurde geschieden, eine zweite 1799 geschlossene ebenfalls.

Da, mit dem Anrücken des Feindes, begann seine Meisterzeit. Als im Spätherbst 1806 eine preußische Festung nach der anderen ruhmlos in fran-

zösische Hände fiel, gewann Kolberg, abseits der Heerstraße, bedeutend an Werth. Es unterhielt die Verbindung mit dem Osten zur See und beunruhigte den vordringenden Feind. Der 65jährige Commandant v. Lucadou ließ die Wälle armiren, aber der Größe seiner Aufgabe war er nicht gewachsen. Aengstlich beschränkte er sich auf die Vertheidigung des Platzes, statt dem Feinde, der seit Anfang März die Wälle umschlossen hielt, entgegen zu gehen. Die patriotische Bürgerschaft war, wie ihr Eid es verlangte, zu jeder Hilfe bereit. Lucadou aber wies sie mit militärischer Selbstzufriedenheit ab. Er hielt als Schüler Friedrich's II. von freiwilligen Leistungen nichts. Das wurde die Quelle vieler Conflicte. N. trat ihm mit dreisten Worten entgegen und zog mit den Bürgern zum Schanzen hinaus. Dem Schill'schen Corps war er besonders zugethan und half demselben die Maikühle befestigen. Endlich, am 29. April, betrat Major von Gneisenau, vom König an Lucadou's Stelle zum Commandanten ernannt, den Kolberger Strand. Eine neue Epoche brach an. Die Bürgerschaft, die der Vorgänger schnöde verschmäht, zog der Nachfolger auf jede Weise heran. N. vor Allen erhielt seinen ordentlichen Wirkungskreis. Wie er ihn ausgefüllt, sagt Gneisenau selbst in einem Bericht an den König vom 24. Mai: „Seine Thätigkeit ist unbegrenzt, ohnerachtet seines Greisenalters, und ich brauche ihn zu Allem. Ich sende ihn den ankommenden Schiffen entgegen, um selbige zu recognosciren, ich lasse durch ihn Lebensmittel für die Truppen hinausschaffen, er muß mir die Ueberschwemmung bewachen, und wo ich in technischen Gegenständen unkundig bin, muß er mir Rath ertheilen, der immer mit Sachkenntniß gegeben wird. In allen Winkeln und Böden muß er mir die feuerfangenden Dinge aufspüren, um solche wegzuschaffen. Kurz, er ist einer der ersten unserer Staatsbürger und verdient einen huldreichen Blick von Ew. K. Maj." Der rastlose Alte, der durch sein Besserwissen dem vorigen Commandanten so unbequem geworden war, fügte sich jetzt willig dem überlegenen Genie und bewies für alle Zeit, welche wichtige Hilfe ein tüchtiger Bürgerstand den militärischen Zwecken zu leisten vermag. Er erhielt während der Belagerung vom König die silberne, und nach deren Aufhebung die goldene Verdienstmedaille. — Nach Gneisenau's Fortgang brachen freilich die alten Conflicte zwischen Civilisten und Soldaten aufs Neue hervor. N. schürte durch unbedachte Reden den Brand. Schon war ein Antrag auf gerichtliches Verfahren gegen ihn gestellt, doch Gneisenau's Verwendung unterdrückte denselben. Er erwirkte dem Freunde sogar die Erlaubniß zum Tragen der Seeuniform. Derselbe hatte 1814 seine dritte Ehe mit der Tochter des Predigers Loewe aus Thomsdorf bei Boitzenburg geschlossen; im folgenden Jahre ward ihm eine Tochter geboren. Sein Lebensabend war glücklich. Er wurde sein eigener Biograph, nachdem der Ruhm seiner Thaten schon vielfach von Andern verbreitet war. 1821 und 1823 erschien, von J. C. L. Haken herausgegeben, Nettelbeck's Lebensbeschreibung, die eine treffliche Darstellungsgabe bekundet.

Der Bürger Nettelbeck. Ein Muster wahrer Vaterlandsliebe. Kolb. 1808. — Joachim Nettelbeck, Bürger zu Kolberg. Eine Lebensbeschreibung von ihm selbst aufgezeichnet. 1. u. 2. Bändchen. Halle 1821. 3. Bändchen. Leipzig 1823 (4. Aufl. 1878). — (Frau v. Helwig:) Morgenblatt 1822. Nr. 59—61. — Maaß, Die Belagerung Kolbergs 1807. Kolb. 1857. — Pertz, Leben Gneisenau's, Bd. I—III. — Riemann, Geschichte der Stadt Kolberg. Kolb. 1873, S. 530 ff. — Sonntags-Beilage der Neuen Preuß. Ztg. 1884, Nr. 44 ff. — Eine Biographie Nettelbeck's soll im letzten Theil meiner Pommerschen Lebens- und Landesbilder erscheinen.

Petrich.

Nettelblatt: Christian Reichsfreiherr von N. (schwedisch Nettelbla), geb. am 2. Octbr. (alten Stils) 1696 zu Stockholm, † am 20. Aug. 1775 zu Wetzlar. Der Vater, Kaspar N., einer der angesehensten deutschen Kaufleute Stockholms und Kirchenrath bei der dortigen Gemeinde, war mit Anna Dorothea Ehrenstolpe von Stralsund verheirathet, aus welcher Ehe N. hervorging, der schon frühzeitig reiche Begabung verrieth. Beim Austritt aus der deutschen Schule hielt er im März 1714 eine beifällig aufgenommene Abschiedsrede: „De militia christiana", bezog dann als Candidat der Theologie die Universität Upsala und wurde einige Monate später — am 7. August — in Rostock immatriculirt, wo er aber sehr bald zum Rechtsstudium überging. Rostock vertauschte er 1715 mit Jena, und nach zweijährigem Aufenthalte in der Saalestadt zuletzt mit Halle, an dessen juristischer Facultät neben Thomasius, (dem Gründer dieser hohen Schule), v. Ludewig, Gundling, Ludovici und Böhmer (s. diese) wirkten, welche in N. einen sehr pflichteifrigen Schüter fanden. Nettelblatt's Vater hatte durch die fortdauernden Kriegsunruhen, die den Handel empfindlich schädigten, durch Münzverschlechterung und Einziehung des Silbergeldes gegen Bankzettel schwere Verluste erlitten, die ihm unmöglich machten, den kostspieligen Aufenthalt des Sohnes auf fernen Hochschulen zu bestreiten. Schweren Herzens folgte dieser der väterlichen Aufforderung zurückzukehren und schloß sich in der Heimath als Kanzlist der Gesandtschaft an, welche im Juli 1720 zu dem bevorstehenden Friedenscongreß nach Braunschweig abgeordnet wurde. Er wohnte einige Zeit bei dem ersten schwedischen Gesandten, dem Reichsrath Grafen Welling in Braunschweig, ging aber, da die Sache keinen günstigen Fortgang nehmen wollte, alsbald nach Hamburg und bewarb sich im Frühjahre 1721 um Verleihung der in Greifswalde erledigten dritten Professur, zu welchem Zweck er dortselbst einen akademischen Vortrag über den Unterschied zwischen livländischem und lombardischem Lehnrecht hielt: — fand jedoch nicht die nöthige Unterstützung von Seiten der Facultät. — Eine gleiches Schicksal widerfuhr einer zweiten Bewerbung (1724) um eine ebenfalls in Greifswalde frei gewordene Professur. Trotzdem erhielt er durch unmittelbares königliches Rescript das nachgesuchte Amt, „was ihm nachmals von der Facultät gar sehr versalzen wurde", denn er mußte nach seinen eigenen Worten „von der Zeit an viele Widerwärtigkeiten ausstehen". N. begab sich vorerst nach Gröningen, um mittels der Inauguraldisputation „De probationibus" (Grön. 1724, 4°) den Doctorgrad zu erwerben, bereiste hierauf die Hauptorte Hollands und traf erst gegen Weihnachten 1724 an seinem neuen Bestimmungsorte ein, wo ihm von Seite seiner Amtsgenossen ein frostiger Empfang zu Theil wurde, der ihm die Eingewöhnung in die neue Stellung wesentlich erschwerte. — Seit 1729 Mitglied der gelehrten Gesellschaft zu Upsala führte er öfters die Decanatsgeschäfte der Juristenfacultät, vom Mai 1733 bis dahin 1734 selbst das Rectorat. Wenige Tage vor Beendigung dieser Function, am 29. April 1734, trat er als Beisitzer, am 18. Octbr. 1736 als Vorstand in das geistliche Gericht zu Greifswalde und wurde noch im nämlichen Jahre nach Helwig's Tod Senior und Primarius der Facultät; doch verbrachte er den größten Theil der Jahre 1735 und 1736 als Begleiter eines schwedischen Adeligen, des Freih. v. Müller, auf der Hochschule zu Leipzig. 1740 präsentirte ihn der König von Schweden als Herzog von Pommern wegen des obersächsischen Kreises zum Reichskammergerichtsbeisitzer. N. begab sich noch in demselben Jahre auf einige Zeit nach Wetzlar, und wurde nach Erfüllung der weitläufigen Vorbedingungen und feierlicher Aufschwörung am 22. April 1743 in das neue Amt eingewiesen. Wenige Jahre später, am 22. Juni 1746, wurde er in herkömmlicher Weise in den Reichsadelstand erhoben, im gleichen Jahre mit dem Ritterkreuz des schwedischen Nordsternordens ausgezeichnet und

am 4. Mai 1762 in die Matrikel der Reichsfreiherrn aufgenommen. Am 22. April 1774, also an demselben Tage, an dem er 31 Jahre früher (1743) aufgeschworen hatte, wurde er wegen grober Verschulden im Amte von der Reichskammergerichts-Visitationsdeputation desselben entsetzt. Nach der langathmigen Defensionsschrift (welche in dem schwülstigen Curialstile des abgelaufenen Jahrhunderts verfaßt, in Selchow's Magazin f. d. teutschen Rechte [Bd. 2, S. 431 ff.] 71 Druckseiten füllt) wurden ihm in dieser Disciplinaruntersuchung über 460 Interrogationen (Fragestücke) vorgelegt, und neben ungebührlicher Verabsäumung der Amtspflichten in Pleno wie in den Rathsgängen wiederholte Annahme von Geldgeschenken in Rechtsstreitigkeiten zur Last gelegt. Außerdem hatte N. einen „Bericht von Ursprung, Beschaffenheit, Umständen und Verrichtungen der Kammergerichtsvisitationen ꝛc. ꝛc. ex Actis publicis und glaubwürdigen Schriftstellern" veröffentlicht (Leipzig 1766. 4°). Dieser 1767 angeblich zu Freiburg vermehrt und verbessert ausgegebene Bericht wurde von gedachter Visitation durch Beschluß vom 22. April 1774 „wegen respectswidriger frevelhafter Ausdrücke, auch wegen der zur Anreizung der Corruption und Vereitelung deren Untersuchung boshaft ersonnener Grundsätze" für verwerflich erklärt und Jedermann davor gewarnt. — N. überlebte seine Dienstentsetzung nicht lange. Gebrechlich und körperlich leidend, geistig gedrückt, finanziell nicht geordnet starb er nahezu 79 Jahre alt im August 1775. Er hinterließ eine große Anzahl wissenschaftlicher Arbeiten, Dissertationen, Programme, dann Abhandlungen über das Reichskammergericht und Sammlungen von Schriftstücken über schwedische Geschichte und nordisches Recht. Dahin gehören die „Schwedische Bibliothek", St. 1—5. Hamb. 1726—36. 4°, der „Fasciculus rerum curlandicarum", Rost. 1729. 4°, „Anecdota Curlandiae", Greifswald und Leipzig 1736. 4°, der „Thesaurus rerum Sueo-Gothicarum", welchen der Verfasser viermal von 1726—35 zu verschiedenen Malen angezeigt hat, blieb ein kurzes Bruchstück. Ein Verzeichniß des litterarischen Nachlasses bei Weidlich, Geschichte der jetzt lebenden Rechtsgelehrten, Th. II, S. 164—70. N., der sich erst in vorgerückten Jahren mit Maria Amalia, einer Tochter des schwedischen Hofpredigers und Generalsuperintendenten Lütkemann verehelichte, ist der Gründer einer in Mecklenburg lebenden Adelsfamilie, welche dessen Sohn Karl Friedr. Wilhelm (geb. 1749) fortsetzte, der zweimal verheirathet 1818 als mecklenburgschwerinischer Kanzleidirector bei der herzoglichen Justizkanzlei in Rostock starb. — N. ist auch ein Vetter (Geschwisterkind) der hier folgenden Daniel und Heinrich Nettelblatt, die im bürgerlichen Stande geblieben sind.

I. Christ. Freih. v. N.: Weidlich a. a. O. — Selchow a. a. O. — Meusel X, 45—51. — Kneschke's Adelslexikon VI, 475. — Weidlich, Zuverl. Nachr. jetztl. RGel. III, 1—35. — Biographiskt Lexicon öfver svenska män (Upsala), Bd. 9 S. 352 ꝛc. u. die dort Gen. (S. 355 eine genaue Angabe der Schriften). — II. Karl Fr. W. Freih. v. N.: Weidlich, Biogr. Nachr. jetztl. RGel. Bd. 3, S. 226. Eisenhart.

Nettelblatt: Daniel N., einer der angesehensten Rechtslehrer Deutschlands in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts; geb. zu Rostock am 14. Januar 1719, † zu Halle am 4. September 1791. Daniels Vater, Heinrich N., ein wohlhabender Kaufmann Rostocks, der gleich seinen Vorfahren im städtischen Rathe saß, heirathete 1714 in zweiter Ehe die Tochter des mecklenburgischen Kammerrathes Dörcksen, welche ihm zwei Söhne schenkte, Heinrich und Daniel. Der ältere, Heinrich (geb. 1716), starb schon am 26. März 1761 als Bürgermeister seiner Vaterstadt (s. d. Art.). Der jüngere, Daniel — nach eigenem Geständnisse etwas flüchtigen Temperamentes fühlte sich frühzeitig von dem flotten Studentenleben angezogen, wie es ihm die kleine Musenstadt beinahe täglich

vor Augen führte, und das ihm besser gefiel als die nüchterne Comptoirthätigkeit im elterlichen Hause. Deßhalb erklärte er schon in seinem zwölften Jahre, gleich dem Bruder Heinrich studiren zu wollen. Eilig für die hohe Schule vorbereitet, wurde er 1733 — mithin kaum fünfzehn Jahre alt, aber bereits hoch aufgeschossen — als akademischer Bürger an der Universität Rostock immatriculirt und wählte dem ausdrücklichen Wunsche des Vaters gemäß Theologie als Fachstudium. In jenen Tagen hatte Christian Wolf in Marburg durch sein philosophisches System und seine hiermit verknüpfte schroffe Ausweisung aus Halle die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt Deutschlands auf sich gezogen. Auch N. hörte von Wolf; infolge seines regen Geistes trachtete er sofort dessen Anfangsgründe in Mathematik und Philosophie zu bekommen und bestürmte nicht ohne Erfolg den Magister Ludolf Friedrich Weiß, öffentliche Vorträge über Wolf'sche Logik zu halten. Hatte N. schon bisher bei seinen theologischen Disputationen manch' ketzerhaft klingende Thesis aufgestellt, so gerieth er nun bei der schon damals strengen Richtung der Rostocker Gottesgelehrten, welche Wolf's Lehrsätze als der Religion nachtheilig verdammten, in den Verdacht, auf theologische Irrpfade gerathen zu sein. Um diese Zeit starb sein Vater (1735); da er vornehmlich diesem zuliebe das Studium der Theologie ergriffen hatte, kostete es ihm infolge öfters erlittener Anfeindungen, keinen schweren Entschluß, an Stelle der ihm unter solchen Umständen gründlich verleideten Gottesgelehrtheit die Rechtswissenschaft als Lebensberuf zu wählen. Obwol der Entschluß ein völlig freier, wohlüberlegter war, so hätte — nach seiner eigenen Erzählung — in der That nicht viel gefehlt, daß er gleich anfänglich das erwählte Studium wieder hätte fahren lassen! Als er nämlich zum erstenmale das schon vor einigen Wochen begonnene Pandektencollegium besuchte, erörterte Dr. Manzel mit der ihm eigenen Lebendigkeit, daß über den Umfang der Giltigkeit des römischen Rechtes in Deutschland noch immer große Meinungsverschiedenheit bestände, worüber N., der in der Jurisprudenz nur „Positives“ zu hören hoffte, im höchsten Grade betreten war. Gleichwol setzte er das Rechtsstudium, wenn auch nicht mit dem gewünschten Erfolge fort; nebenbei trieb er Mathematik, insbesondere aber die ihm lieb gewordene Wolf'sche Philosophie. Als am 19. Januar 1737 dreizehn Rechtsbeflissene zur Uebung im mündlichen Vortrage und zur Erlernung des alt-römischen Gerichtsverfahrens in Prof. Manzel's Hause dieses nach dem von Georg Obrecht um 1585 verfaßten Exercitium juris antiqui darstellten (worin der alt-römische Civilproceß mit Trennung des Verfahrens in jure und in judicio dramatisirt ist), erntete N. in der Beklagtenrolle (als Sempronius) verdienten Beifall. Damals verfaßte er auch als erwählter Senior der an der Hochschule bestandenen Landsmannschaft „der Rostocker“ drei wissenschaftliche Glückwunsch-Schreiben in lateinischer Sprache (s. Schriftenverzeichniß Nr. 1—3) und vertheidigte 1738 eine philosophische, im nächsten Jahre unter seines Bruders, Heinrich, Vorsitz eine juristische Disputation: „De vero fundamento actionis Paulianae“ (Rostock 1739, 4°); daneben wurde manche Stunde akademischer Lustbarkeit geopfert; denn sein Fleiß war „veränderlich wie Aprilwetter“. In dieser Zeit entdeckte er zu seiner freudigen Ueberraschung im Nachlasse seines Vaters eine Correspondenz des Philosophen Wolf, welcher entfernt verschwägert, mit ersterem wegen Auseinandersetzung einer Erbschaft mehrere Briefe gewechselt und in einem derselben ausdrücklich versprochen hatte, für dessen Söhne während ihrer Studien sorgen zu wollen, wenn er dazu Gelegenheit fände. Dieses Versprechen steigerte den Wunsch des Jünglings, unter Wolf's unmittelbarer Leitung die Studien fortzusetzen; doch vermochte er sein Verlangen nicht sogleich auszuführen, sondern mußte vorläufig in Rostock weiter studiren. Zu Ostern 1739 verließ er jedoch 20 Jahre alt,

Vaterstadt und Hochschule, und übernahm in Schwerin die wissenschaftliche Führung zweier mecklenburgischer Adeliger.

Allein die Sehnsucht, Wolf persönlich kennen zu lernen, wurde immer ungestümer, der Wunsch nach einem Besuche Marburgs immer dringender, zumal auch der spätere Reichshofrath (1742), dann Reichs-Kammer-Gerichtsassessor (1752) Joh. Ulrich Freiherr v. Cramer in Marburg lehrte, von dessen klarer, systematischer Behandlung des Rechtsstoffes N. ein besseres Verständniß der Jurisprudenz zuversichtlich erwartete. Unbeirrt durch Versprechungen und Aussichten auf Anstellung trat N. der Verwirklichung seines Lieblingsplanes immer näher und reiste nach Umfluß eines Jahres (Ostern 1740) von Schwerin — nach kurzem Aufenthalte in Göttingen — nach Marburg, wo er mit Anfang des Maimonts eintraf. Dort war der erste Gang zu Wolf, der ihn „auf das liebreichste" empfing. N. brannte aber auch vor Begierde Cramer zu hören, hoffte er ja, durch ihn endlich das richtige Verständniß für die Rechtswissenschaft zu gewinnen. Cramer las gerade jurisprudentia forensis systematica und stand, als N. die Vorlesung besuchte, bei der Lehre von der Vormundschaftsentschlagung (de excusationibus tutorum). Cramer's Vortrag, der mit allen für einen Lehrer erforderlichen Eigenschaften reichlich versehen war, gefiel dem lerneifrigen Hörer ungemein wohl. „Ich fand — berichtet er freudig — was ich suchte; ich sah meinen Wunsch erfüllt, meine Hoffnung traf ein; wer war also vergnügter als ich, zumal mir Cramer bei der darauf gefolgten Aufwartung seine Dienste und seinen großen Büchervorrath zum Gebrauche anbot." Er hörte nun bei Cramer außer der Jurisprudentia forensis, Institutionen, Staats- und Lehenrecht, kurz alle von diesem angekündigte Vorlesungen; bei Wolf aber philosophische und mathematische Vorträge und genoß zugleich den ständigen, persönlichen Umgang beider Männer, welche ihn mit Wohlthaten überhäuften, deren er auch jederzeit dankbar gedachte. Diesem Gefühle entsprang eine damals in Marburg erschienene Streitschrift Nettelblatt's: „Herzliche Warnung etc." (Marburg 1740. 4°. Bücherverzeichniß Nr. 5), gegen den Licentiaten Benecken gerichtet, der Cramer in sehr verletzender Art angegriffen hatte. — Bei den innigen Beziehungen Nettelblatt's zu Wolf berührte des letzteren Berufung nach Halle, welcher Ende 1740 die Uebersiedelung folgte, N. wie ein Donnerschlag. Für solch empfindlichen Verlust fand er darin einige Entschädigung, daß ihn Cramer, welchen er nicht weniger hoch verehrte, seit Ostern 1741 nicht bloß in sein Haus nahm, sondern auch an seinen Tisch zog, wodurch dem strebsamen jungen Mann das Glück zu Theil wurde, mit dem gefeierten Rechtslehrer in steten geistigen Verkehr zu treten. Einer im Juli 1741 ergangenen Einladung Wolf's nach Halle folgte er ungesäumt, obwol er sich von Cramer und den Bewohnern Marburgs, die ihm viele Freundlichkeiten erwiesen hatten, schwer und nur ungern trennte. Wie N. zu Marburg im Hause Cramers gelebt hatte, so lebte er nun zu Halle im Hause Wolf's; als täglicher Genosse des von ihm hochgehaltenen Mannes fühlte er sich beglückt, in allen Theilen der Weltweisheit und Mathematik von dem großen Meister unterwiesen zu werden.

Auch die Rechtsstudien nahmen nun einen erfreulichen Fortgang. Am 17. März 1744 vertheidigte N. unter des Canzlers Böhmer Vorsitz vor einer ungewöhnlich zahlreichen Corona seine Inauguraldissertation „de jure Imperatoris etc. circa quaestionem: An? In electione Regis Romanorum (Halae 1744. 4°. 7 Bgn.)" und wurde sodann zum Doctor beider Rechte ernannt. Unmittelbar hierauf eröffnete er seine Vorlesungen, wozu er durch einen Anschlag: „Von rechter Einrichtung des mündlichen Vortrages eines Lehrers der Rechte", einlud. Da er sich bei seinen Arbeiten als Schüler Wolf's der „demonstrativen" Methode bediente, über deren Anwendungsweise die abenteuerlichsten Gerüchte in

Umlauf waren, so erfreute sich das Collegium schon Neugierde halber großen Zuspruchs. Dieser erhielt sich auch in den folgenden Semestern, weil die Zuhörer die Vorträge keineswegs — so querköpfig — fanden, wie sie anfänglich verschrieen waren. Das Ansuchen einiger studirender Adeligen, ihnen in Kürze eine systematische Uebersicht über alle Theile der Rechtswissenschaft (also eine Rechtsencyklopädie) privatissime vorzutragen, veranlaßte ihn, rasch an die umfassende Aufgabe zu gehen und 1745 ein „Systema elementare universae jurisprudentiae positivae Imperii Romani communis“ auszuarbeiten; hiermit noch beschäftigt, begann er auch ein „Systema universae jurisprudentiae naturalis“ abzufassen. Erstere — 1749 veröffentlichte Arbeit rief schon vor ihrem Erscheinen durch die beiden Docenten Bekmann in Göttingen eine lange, mit Heftigkeit durchgefochtene litterarische Fehde hervor, an der sich Hallenser und Göttinger Gelehrte mit ihren Freunden betheiligten. N. hat in seiner Autobiographie (s. Weidlich's zuverlässige Nachrichten 2c. I, S. 456—63) deren Entstehung und Verlauf umständlich erzählt. Heutigen Tages bieten die zu einer mäßigen Litteratur herangewachsenen Streitschriften weder ein wissenschaftliches noch rechtsgeschichtliches Interesse. — Mit akademischen Vorträgen und schriftlichen Arbeiten in vollem Maße beschäftigt, empfing unser Docent von auswärts wiederholt Anerbieten, darunter auch von dem Canzler Joh. Lor. v. Mosheim in Göttingen, die er jedoch auf Wolf's Rath ablehnte, worauf ihm dieser 1746 in Halle eine ordentliche Professur der Rechte mit dem Titel eines Hofraths jedoch ohne Gehalt erwirkte. Im nämlichen Jahre heirathete N. Wilhelmine Johanna Soden. Die Ehe war mit vier Kindern gesegnet, mit zwei Söhnen, welche frühzeitig starben und zwei Töchtern, welche gleichfalls vor den Eltern das Zeitliche segneten. Zur Krönung Friedrich's V. als dänischer König schrieb N. auf Ansuchen des Candidaten Heinrich Wilhelm Lübbe eine völkerrechtliche Abhandlung: „de coronatione ejusque effectu inter gentes“ (Halae 1747. 4°. Schriftenverzeichniß Nr. 12), welche Letzterer unter des Ersteren Vorsitz vertheidigte. Gegen Ende des Jahres 1748 erhielt N. unerwartet einen Ruf nach Kopenhagen als prof. ordinarius juris naturae et juris publici Germanici mit einem Jahresgehalt von 1000 Reichsthalern. Ueber diese Auszeichnung hocherfreut, reiste der Berufene sogleich nach Berlin behufs Erwirkung seiner Entlassung aus dem preußischen Staatsdienste; das Universitätsobercuratorium schlug jedoch das Gesuch ab, verlieh ihm indeß eine Besoldung von 500 Thalern, welche 1750 erhöht wurde; 1754 erlangte er die dritte, 1763 die zweite Stelle als Professor der Rechtswissenschaft; gegen Schluß des Jahres 1765 den Charakter eines königlichen geheimen Raths. Zehn Jahre später, am 21. October 1775, trat der gefeierte Lehrer als Primarius und Praeses an die Spitze der Hallenser Juristenfacultät und führte zugleich den Titel eines Directors der Friedrichs-Hochschule, zu dem sich bald darauf der eines Seniors der Universität gesellte.

In der letzten Periode der Amtsthätigkeit nach Friedrich Wilhelm's II. Thronbesteigung (1786) erwuchsen dem greisen Gelehrten manche Verdrießlichkeiten durch Ernennung eines eigenen Universitätscanzlers, durch Unterordnung der Hochschule unter das neu errichtete Oberschulcollegium und durch die bureaukratisch-barsche Weise, in welcher Nettelblatt's Vorstellungen gegen die theils beabsichtigten, theils durchgeführten Neuerungen zurückgewiesen wurden. N. starb an allmählicher Entkräftigung am 4. September 1791 in einem Alter von 72 Jahren und drei Monaten. Universität und Bürgerschaft, Professoren und Studenten bedauerten den Tod des gefeierten Mannes und erkannten den schweren Verlust, den die Hochschule durch dessen Ableben erfahren, da er zu ihrem Glanze so wesentlich beigetragen hatte. Am 7. September wurden die irdischen Ueberreste bestattet. Den fast unabsehbaren Zug eröffnete der Universitäts-

stallmeister im Costume, ihm folgten die Studirenden mit Fackeln, Musik und Trauerfahne, an welche sich die Professoren aller Facultäten und Leidtragende in Trauerwagen anschlossen. Das übliche programma funebre fertigte der Senior der Rechtsfacultät, Geheimer Justizrath Westphal; bei den Verdiensten Nettelblatt's eine dankbare Aufgabe, welche der Verfasser in pietätvoller Weise löste. Den Schluß der Trauerfeierlichkeiten bildete eine vom Professor Dr. Niemeyer gedichtete, von Director Türck in Musik gesetzte Cantate, welche am 24. September 1791 von Studirenden auf der Waag im theologischen Hörsaale ausgeführt wurde.

Als Lehrer und Schriftsteller hervorragend, zählte N. zu den ersten Juristen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Alljährlich kamen zahlreiche Jünglinge aus den verschiedensten Theilen Preußens nach Halle, um bei ihm die Rechte zu studiren. Seine Schüler zählten nach Hunderten, ja Tausenden und er legte bei einem großen Theile des preußischen Richterstandes den Grund zu tüchtiger Rechtsbildung. Als Schriftsteller hat er fördernd gewirkt, auch in der Philosophie des Rechts und dessen systematischer Behandlung Tüchtiges geleistet. Ein charakteristischer Zug bei unserm Gelehrten ist dessen inniges Verhältniß zu dem Philosophen Christian Wolf, dessen begeisterter Schüler er war, und dem er zeitlebens in dankbarster Verehrung zugethan blieb; denn Wolf übte auf Nettelblatt's Studien, Geistesrichtung und Schriften, selbst auf dessen äußeres Leben, den nachhaltigsten Einfluß. Mit tiefer Wehmuth gedenkt N. in seiner Selbstbiographie des 9. April 1754 als des Todestages seines theuren Gönners. Hiebei bezeichnet er den Sonntag Quasimodogeniti als dies nefastus, weil er gerade an diesem Tage zum Oefteren von schwerem Unheil bedroht war.

Im edlen Wettstreite mit den andern Docenten Halle's hielt N. in jedem Semester täglich fünf bis sechs Vorlesungen, welche nach genau entworfenem Plane das gesammte Rechtsgebiet (Civilrecht, Strafrecht, Proceß, Kirchenrecht, öffentliches Recht sammt Rechtsphilosophie und Rechtsgeschichte) umfaßten, und welche für die ausgedehnten Rechtskenntnisse unseres Gelehrten Zeugniß geben. Eine schon frühzeitig bemerkbare Gedächtnißschwäche zwang N., sich auf jede einzelne Vorlesung vorzubereiten, zumal ihn vor derselben eine gewisse Bangigkeit zu überkommen pflegte, welche sich selbst in späteren Jahren nicht verlor. Es befremdet daher, wenn Professor Hugo als Ohrenzeuge berichtet, N. habe einen kaum genießbaren Vortrag gehabt und auffälligen Mangel an Geschmack bekundet, wovon auch dessen schaale Kathederspäße Zeugniß gegeben hätten. Indeß wurde N. als akademischem Lehrer bis an sein Ende reicher Beifall gespendet und zeichnete sich sein Auditorium vor den anderen Halle's merklich aus. Wie an der Hochschule, so genoß er auch im bürgerlichen Leben allgemeines Ansehen und ungetheilte Verehrung. Die Einwohner der Stadt begegneten ihm mit größter Achtung und wohl selten verließ ein Fremder von wissenschaftlichem Rufe Halle, ohne N. besucht zu haben. Kaiserin Katharina soll sein System der allgemeinen Rechtswissenschaft durch besonderen Ukas als subsidiär geltendes Gesetzbuch in einem Theile des russischen Reiches eingeführt haben. Wie bereits hervorgehoben, wirkte unser Jurist nicht bloß mit dem Worte auf dem Katheder, wir begrüßen in ihm gleichzeitig einen vielseitigen fruchtbaren Schriftsteller: Das Bücherverzeichniß erreicht die Höhe von 116 Nummern, im Hinblick auf die täglichen Vorlesungen und die Vorbereitungen hierzu, eine staunenswerthe Zahl. Die Thatsache vermag nur darin ihre Erklärung zu finden, daß N. mit großer Leichtigkeit arbeitete und jede gesellige Unterhaltung mied; denn nach eigenem Geständnisse bot ihm nur geistige Thätigkeit Erholung und Genuß. Behufs ungestörter Hingabe an seine Studien, schlug er alle akademischen Würden, die ihm wiederholt angeboten wurden, entschieden aus.

Für äußeren Glanz unempfänglich, bewahrte er sein einfaches schlichtes Wesen auch in den höheren Stellungen, welche er zuletzt bekleidete; Eitelkeit, Prunksucht und Gelehrtendünkel waren ihm fremde Dinge.

Seine reichhaltige, wohlgeordnete Büchersammlung, der Gegenstand vieler Sorgfalt und Freude, überließ er freigebig Andern, namentlich jungen Studirenden: doch zog auch er bei schriftlichen Arbeiten seine Bücher eifrig zu Rathe. 1754 gründete er die „Hallischen Beiträge zu der juristischen Gelehrten-Historie“, eine periodische Fachzeitschrift, wovon 1755 der erste, 1758 der zweite, 1762 der dritte Band in Halle ausgegeben wurde. N. schrieb in dieselben eine Reihe gediegener Aufsätze, wodurch er zur Geschichte der neueren Rechtswissenschaft — namentlich zur juristischen Biographie und Bibliographie sehr geschätzte Beiträge geliefert hat. Seine beiden Hauptwerke sind aber das System der natürlichen und das der positiven allgemeinen Rechtsgelehrsamkeit. — Ersteres führt den Titel: „Systema elementare universae jurisprudentiae naturalis usui systematis jurisprudentiae positivae accommodatum“, Hal. 1749. N. überarbeitete das mit großer Hast geschriebene Werk und gab es 1757 bis 1762 in drei selbständigen Theilen heraus. Pars I. Introductio in jurisprudent. naturalem, 1757. — P. II. Jurisprudentia naturalis (stricte sic dicta), 1758. — P. III. Jurisprud. naturalis civilis, Halae 1762. — 1767 veranstaltete der Verfasser eine 3., 1777 eine 4., 1785 eine 5. vermehrte Auflage. Professor Heineccius in Liegnitz fertigte unter dem Titel: „Anfangsgründe der natürlichen Rechtsgelehrsamkeit &c.“ eine abgekürzte freie Uebersetzung mit Erläuterungen und Zusätzen (Halle 1779). Dem Systeme liegen die Principien der Wolf'schen Philosophie zu Grunde und verschaffte vorzüglich dieses Werk dem Verfasser die größte rechtsphilosophische Geltung zu Ende des vorigen Jahrhunderts. In demselben sind auch dem Völkerrechte zwei größere Abschnitte gewidmet (Jurispr. natur. Ed. V 1785. § 1403—1502), deren erster de gentibus in genere (N. 1—4) und deren zweiter de officiis gentium inter se in genere (A. 1—5. B. 1—3) handelt. Die Vorzüge der Darstellung beruhen auf großer Klarheit und guter Schematisirung. Gleichzeitig mit dem Systema jurisprud. naturalis schrieb N. auch das „Syst. elementare universae jurisprudentiae positivae Imperii Romani-Germanici communis, usui foro accommodatum“, Halae 1749, deren etwas vermehrte zweite Auflage 1762 die Presse verließ. Als Einleitung zu diesem nur die Grundlinien und Hauptpunkte enthaltenden Werke sind die „Praecognita jurisprud. posit. Germanorum communis“ zu betrachten, welche zu Halle 1773, 1780 und 1790 in gr. 8 ausgegeben wurden. Da vor N. kein Lehrbuch der allgemeinen, positiven Rechtsgelehrsamkeit bestand, so gebührt ihm das Verdienst, der Erste gewesen zu sein, welcher das allgemeine, positive Recht systematisch bearbeitete und wissenschaftlich darstellte. Vor letztgenannten Werken veröffentlichte er die „Introductio in jurisprud. positivam Germanorum communem“ (Hal. 1761. 206 S.), deren zweite, in vier Abschnitte zerfallende Ausgabe „Nova introductio jurisprud. etc.“ (Hal. 1772. 1114 Seiten) außer den propädeutischen Lehren von S. 115 an eine weitläufige Ausführung der positiven allgemeinen Rechtswissenschaft enthält. — 1781 trennte er diese beiden Lehrstücke, und trug die propädeutischen Lehren im „Systema elementare doctrinarum propaedeuticarum etc.“ (Halae 1781), die allgemeine Rechtswissenschaft im „Systema elementare jurisprud. posit. Germanorum communis“ (Halae 1781. 608 S.) vor. Demgemäß ist eigentlich dieses jüngste Buch Nettelblatt's die erste erschöpfende, wissenschaftliche Arbeit über die allgemeine positive Rechtsgelehrsamkeit. Daneben hat sich der unermüdliche Schriftsteller auch im Staatsrechte hervorgethan; Pütter führt in seiner Litteratur des deutschen Staatsrechtes

(Bd. II, S. 110 u. 11) eine Reihe von Abhandlungen mit dem Bemerken auf, daß N. sich auch in den das Staatsrecht betreffenden Schriften „als einen philosophischen und gründlich denkenden Mann zeige". — Nach Nettelblatt's Tode erschien: „Sammlung kleiner juristischer Abhandlungen" (Halle 1792), mit einem vollständigen Schriftenverzeichniß (S. XXXV—LIV), Dr. Westphal's Programma in memoriam etc. Nettelblattii (S. LVII—LXIV), Niemeyer's Trauercantate (S. LXVII—LXXII) und der ergänzten Selbstbiographie Nettelblatt's, welche letzterer bis 1750 für Weidlich's Nachrichten von jetztlebenden Rechtsgelehrten geschrieben hatte. — Sein Brustbild wurde von Beyel in Kupfer gestochen; sein Schattenriß schmückt das akademische Taschenbuch für 1791.

S. Weidlich's Nachr. III, 406—483 (Autobiographie). — König, Lehrb. der allg. jurist. Litteratur I, 393 ff., II, 312. 748. — Hugo's Bemerkungen über Nettelblatt's litter. Charakter in des Ersteren civilist. Magazin II, 1—56. — Dann Meusel X, 52—61 und die dort Aufgeführten.

Eisenhart.

Nettelbladt: Heinrich N., Dr. jur., war geb. am 8. März 1715 zu Rostock, wo sein Vater, gleiches Vornamens, Kaufmann und Senator war. Das Geschlecht, welches in einer Linie in schwedischem Dienst in den Freiherrnstand erhoben wurde, ist einer sehr alten Familie der Bruchfischer in Rostock entsprungen, schrieb sich auch Netelblat und Nettelenblatt ꝛc. und kam 1525 mit Jacob N. in den Rathsstuhl. N. studirte 1730—38 in Rostock, Greifswald, Leipzig und abermals in Rostock und Greifswald, wo er den späteren Freiherrn Christian v. Nettelblatt hauptsächlich hörte und 1738 zum Dr. jur. promovirte. In Rostock als Advocat und Docent hat er sich zum besten Kenner der mecklenburgischen Geschichte jener Zeit hinaufgearbeitet. Schon 1739 erschien ein „Kurtzer Entwurf Mecklenburgischer Historie", 1745 die vorzügliche, noch heute unentbehrliche „Succincta Notitia Scriptorum tum editorum, tum anecdotorum Ducatus Megapolitani historiam etc. etc. explicantium". 1746 wurde er in den Rath gewählt und erhielt in der Vertheilung der Geschäfte bald die Aufsicht über das enorm reiche Stadtarchiv, dessen Schätze er nun wissenschaftlich und im Interesse Rostocks ausnutzte. Schon vorher war er Mitarbeiter an der damals berühmten, meist „Rostocker Etwas" genannten Mantzelschen Zeitschrift: „Etwas von gelehrten Rostockschen Sachen" ꝛc. Von 1752—61 benutzte er die „Rostockischen Nachrichten und Anzeigen" zur Bekanntmachung einer großen Reihe von (heute z. Th. verschollenen) Urkunden und Erläuterungen, welche diese Jahrgänge noch jetzt zu einem gesuchten Buche machen. Während er in der Verwaltung fast aller Rathsämter nach und nach beschäftigt war, arbeitete er auf das rüstigste fort und ließ, nachdem er 1756 zum Bürgermeister gewählt war, 1757 seine auf der Ueberzeugung, daß Rostock von Anbeginn eine freie Stadt gewesen sei und direct unter Kaiser und Reich gestanden habe, beruhende interessante urkundliche Verfassungsgeschichte der Stadt, bis zum Jahre 1358, erscheinen. Der mächtige Foliant unter dem Titel „Historisch-diplomatische Abhandlung von dem Ursprung der Stadt Rostock Gerechtsame" ꝛc. erregte bei der Regierung in Schwerin einen Sturm der Entrüstung; es erschienen weitschichtige Gegenschriften und der erbitterte Streit endete damit, daß von der Regierung es verboten wurde, je auf dieses Buch ihr gegenüber Bezug zu nehmen, jede Berufung darauf solle null und nichtig sein. 1760 erschien noch, nach Art der Succincta Notitia eingerichtet, das noch jetzt unentbehrliche „Verzeichniß allerhand mehrentheils ungedruckter zur Geschichte und Verfassung der Stadt Rostock gehörigen Schriften, Müntzen, Verordnungen ꝛc." Während des siebenjährigen Krieges hatte er vielfache Verhandlungen mit den preußischen Befehlshabern zu führen. Er starb am 26. März 1761 als der letzte der von der rechtlichen

Reichsfreiheit der alten Hansestadt, freilich irrig, überzeugten Bürgermeister. Sein Bruder war der 1719 geborene und 1791 verstorbene Geheimrath und Director der Universität Halle, Professor Dr. Christian Daniel N.

Krey, Andenken an die Rostockschen Gelehrten V, 52 ff., wesentlich nach J. J. Quistorp's Leichenprogr. — Vgl. Meusel 10, 61. Krause.

Nettesheim: s. **Agrippa**, Bd. I, S. 156.

Neu: Andreas Freiherr von N., k. k. Feldmarschalllieutenant, Generalquartiermeister und Gouverneur von Mainz, Ritter des Militär-Maria-Theresien-Ordens, geb. am 20. Juni 1734 zu Wien, † am 21. Decbr. 1803 zu Burgstall bei St. Pölten, kam zwar nicht in die Lage, seinen Namen in einer Reihe glänzender Thaten hervortreten zu lassen, beschieden war es ihm aber, dem Heere und dem Staate durch besondere Kenntnisse und noch in hohen Jahren bekundete Thatkraft, Standhaftigkeit und aufopfernde Hingebung außergewöhnlich dienstbar sein zu können. Schon mit 19 Jahren bekleidete er an der Ingenieurakademie zu Wien, in welcher er seine Ausbildung erhalten hatte, die Stelle eines Lehrers der Mathematik. Bald gelang es ihm auch durch unermüdlichen, selbstthätigen Fleiß und schaffenden Sinn sein geographisches Wissen zu erweitern, sich für die damals noch wenig gepflegte Landesaufnahme geeignet zu machen. N. wurde nun 1757 vorerst für das Zeichnen von Kriegskarten, Lager- und Situationsplänen rc. verwendet und veranlaßten seine hiebei bewiesene Geschicklichkeit und Verläßlichkeit im J. 1758 dessen Aufnahme als Lieutenant und Dessineur in den neu organisirten Generalstab, in welchem er 1759 zum Hauptmann vorrückte. Nach dem siebenjährigen Kriege, den N. höchst wahrscheinlich mitgemacht haben dürfte, besorgte und überwachte er bis zu den Türkenkriegen die militärischen Mappirungsarbeiten abwechselnd in Böhmen, Mähren, Schlesien, Oberösterreich, im Innviertel, Galizien, Ungarn, Niederösterreich, dann die Grundausmessung in Ungarn, Siebenbürgen, Croatien und Slavonien. Während dieser mühevollen, durch schätzbare Leistungen verdienstvollen Thätigkeit, bei welcher namentlich der bisher nicht beachteten Darstellung des Terrains eine vorwiegende Aufmerksamkeit zugewendet wurde, avancirte er vom Hauptmann bis zum Obersten. Im J. 1788 erhielt er die Berufung als Generalstabschef zum Armeecorps in Croatien. In dieser Stellung leitete er von 1788—1790 sowol die allgemeinen Operationen als auch die Belagerungen von Dubitza, Berbir und Belgrad und wurde im Jahre 1789 zum Generalmajor befördert. Noch im J. 1790 übernahm N. das Vicecommando zu Pleß und die Führung der Generalstabsdienste beim Observationscorps unter Laudon. N., welcher während der letzten Jahre und unter allen Verhältnissen eine höchst wirkungsvolle Einflußnahme auf alle Truppenleistungen und auch auf die untergeordneten Generalstabsofficiere ausgeübt, trat bei der Reduction des Generalstabes im Winter 1790—1791 an dessen Spitze. Im J. 1792 befand er sich bei der Armee am Rhein und als der Stand des Corps Ende April 1793 den Kriegsschauplätzen entsprechend in drei Abtheilungen gesondert wurde, erhielt er unter Belassung als wirklicher Chef des Corps die Eintheilung bei der Armee am Oberrhein. Seine Thätigkeit daselbst kennzeichneten Umsicht und möglichst gute Verwerthung der ihm zu Gebote gestandenen Mittel; besondere Anerkennung erwarb ihm die nach seinem Plane und unter seiner persönlichen Antheilnahme durchgeführte Erstürmung der Weißenburger Linien am 31. Octbr. 1793. Im Februar 1794 wurde er zum Reichsgeneralquartiermeister ernannt, von welchem Posten er jedoch noch in demselben Jahre seiner geschwächten Gesundheit wegen enthoben werden mußte; dagegen wurde ihm aber im Vertrauen auf seine Hingebung und geistige Kraft das Gouvernement von Mainz übertragen. Und N. hat auch durch die That

30*

die in ihn gesetzten Erwartungen bewährt. Denn obgleich Mainz zu beiden Seiten des Rheins vom Feinde eingeschlossen worden war, wußte er sich doch die Verbindung mit der Armee im Felde frei zu halten, mit der Besatzung der Festung alle Angriffe abzuweisen, den Geist der Truppe stets kampfesmuthig zu erhalten und in dieser Lage so lange auszuharren, bis am 13. Octbr. 1795 der Ersatz statthatte, worauf er unverzüglich zur Verfolgung des Gegners schritt. Für sein mit Aufgebot aller Kräfte mehr als ein Jahr andauerndes Festhalten dieses bedeutenden Waffenplatzes wurde N. durch Verleihung des Ritterkreuzes des Militär-Maria-Theresien-Ordens, Ernennung zum Feldmarschalllieutenant und Weiterführung des Commandos zu Mainz geehrt. Nun bewirkte N., insoweit es ihm die Umstände gestatteten, die Steigerung der Vertheidigungsfähigkeit des genannten Operationsstützpunktes und rückte 1796 sogar mit einem Theile der Garnison ins freie Feld. Hiebei hat er sich gelegentlich des Gefechtes bei Wiesbaden und Flörsheim am 9. Septbr., wobei 30 Geschütze in seine Gewalt kamen, dann bei Diez am 16. Septbr. neuerliche Verdienste erworben und zur Erzwingung des Lahnüberganges bei Limburg viel beigetragen. Zu weiterer besonderer Thätigkeit ergab sich für N. jedoch kein Anlaß mehr; schon im J. 1798 mußte er krankheitshalber in den gänzlichen Ruhestand treten. Ist nun auch seine langjährige Wirksamkeit als Generalstabsofficier und Generalstabschef einstweilen nur zum geringen Theile aufgeklärt, so steht doch fest, daß er jederzeit mit außerordentlicher Selbstlosigkeit und mustergiltiger Pflichttreue sein Wissen und Können dem Wohle des Vaterlandes widmete.

Wurzbach, Biogr. Lex. d. Kaiserth. Oesterreich, 20. Th. Wien 1869. — Hirtenfeld, Der Milit.-Maria-Theresien-Orden ꝛc., Wien 1857. — Szöllösy, Tagebuch gefeyerter Helden ꝛc., Fünfkirchen 1837. — Angeli, Zur Gesch. d. k. k. Generalstabes, Wien 1876. Sch.

Neubauer: Ernst Friedrich N., geb. am 31. Juli 1705 in Magdeburg, † am 15. März 1748, bezog, vorgebildet auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt und dem Joachimsthal'schen Gymnasium in Berlin, die Universität Halle, wo er unter Johann Heinrich und Christian Benedict Michaelis, und Jena, wo er unter Buddeus studirte. Nach Halle zurückgekehrt, hielt er, 1729 Magister, 1730 Adjunct der philosophischen Facultät, historische und philologische Vorlesungen. Durch J. J. Rambach's Vermittelung wurde er 1732 als ordentlicher Professor der griechischen und orientalischen Sprachen und außerordentlicher Professor der Antiquitäten nach Gießen berufen. Nach Rambach's Tod ward er 1736 außerordentlicher und 1743 ordentlicher Professor der Theologie, auch der kurfürstlichen Stipendiaten Ephorus und Definitor (qui definire debet, an Candidatus aliquis dignus sit, qui ad ministerium admittatur). Er hat nach Rambach's Tod mit J. Ph. Fresenius (s. A. D. B. VII, 353) das „Hessische Hebopfer theologischer und philologischer Anmerkungen", sowie mit seiner „Nachricht von den jetztlebenden evangelisch-lutherischen und reformirten Theologen in und um Teutschland" (2 Thle., Züllichau 1743 u. 46), Moser's Lexikon jetztlebender Gottesgelehrten fortgesetzt, verschiedene Schriften Rambach's mit Vorreden herausgegeben, den Christianus Melodius, d. i. Adam Bernd (s. A. D. B. II, 411) bekämpft und dem Wertheimischen Bibelübersetzer seine Irrthümer per singulos fidei christianae articulos nachgewiesen.

Verstreute Nachrichten über ihn in den Weimarischen Actis historico-ecclesiasticis. — Strieder, Hessische Gelehrtengeschichte X, 28—45. Hier sowie in Rotermund's Fortsetzung zu Jöcher's Gelehrten-Lexikon, Bd. V, S. 525 und bei H. Doering, Die gelehrten Theologen Deutschlands, III, 39 auch das Verzeichniß seiner Schriften. G. Frank.

Neubauer: Franz Christoph N., fälschlich auch Christian in den Lexicis genannt, besaß ein Genie von Gottes Gnaden, aber ohne Fleiß, Kritik und geordneten Lebenswandel. Schade daß wir keine Memoiren von ihm besitzen, sie würden den interessantesten Roman bilden, so aber kennen wir nur stückweise seinen Lebenswandel, der besonders von Gerber niedergeschrieben ist. Ein Böhme von Geburt und aus niederem Stande entsprossen (c. 1760), genoß er bei einem Schulrector eine gute wissenschaftliche Bildung, so daß ihm noch in späterer Zeit die lateinische Sprache geläufig war, auch muß er dort schon Musikstudien gemacht haben, denn wir treffen ihn dann in Prag, später in Wien, wo er bereits als Componist auftritt. Abt Vogler, der nicht so leicht zu befriedigen war, hörte einige seiner Werke und konnte ihnen nicht seine Bewunderung versagen. Zeitgenossen erzählen, daß sie ihn oft in Hausfluren und Tabagien componirend gefunden haben und in letzteren meist in angetrunkenem Zustande. 1785 erschienen zu Speier drei Violinquartette, 1788 in Zürich eine Hymne auf die Natur, für Chor und Orchester, ebendort eine Operette „Fernando und Yariko" und 24 Gesänge „Beym Klaviere"; 1789 führte er zu Heilbronn „Coburgs Sieg über die Türken, in einem malenden Concert" mit vielem Beifall auf, 1790 die Trauermusik auf den Tod Kaiser Josephs II. zu Coblenz und Speier, die ebenfalls von den Zeitgenossen sehr gerühmt wird. In demselben Jahre trat er als Capellmeister in die Dienste des Fürsten von Weilburg und als die Capelle durch den französischen Revolutionskrieg aufgelöst wurde, ging er nach Minden in Westfalen; auch beim Fürsten von Fürstenberg war er eine zeitlang Capellmeister. Nach mannigfachen Irrfahrten kam er endlich nach Bückeburg und führte unter dem Protectorate des Fürsten seine Compositionen auf; da aber Johann Christoph Friedrich Bach, der neunte Sohn Sebastian Bach's, Capellmeister dort war, so entstanden zwischen ihnen arge Reibereien, weil sich Bach in seiner Stellung gefährdet sah und N. in nicht allzu zarter Weise Bach seine Ueberlegenheit zeigte. Vielleicht infolge der Kränkungen starb Bach bald darauf und N. rückte in dessen Stellung ein. Lange sollte er jedoch sich derselben nicht erfreuen, denn schon nach 9 Monaten folgte er Bach nach, nachdem er sich noch kurz vorher mit einer Bückeburgerin verheirathet hatte. Sein Todestag ist der 11. Octbr. 1795. — Gerber führt in seinem Lexikon 32 gedruckte Werke aus allen Fächern der Musik an, doch waren ihm schon damals, um 1810, nur einige wenige selbst zu Gesicht gekommen. Er urtheilt über dieselben: Genie, Feuer und Erfindungskraft kann man seinen Werken nicht absprechen. Wenn aber behauptet wird, in seinen Sinfonien solle seine größte Stärke liegen, so möchten diejenigen diesem Urtheile schwerlich beistimmen, deren Ohr und Herz durch die Haydn'schen erhabenen Meisterstücke dieser Art genährt sind, indem Neubauer's Sinfonien gegen die Haydn'schen mehr im Divertissementstone und mehr des „Joli als des Beau" gearbeitet zu sein scheinen. Darauf gesteht Gerber ein, daß er nur einige wenige seiner Sinfonien kennt und die übrigen Werke ihm ganz unbekannt sind. Heute sind seine Werke so selten, daß man deren Bekanntschaft nur einem glücklichen Zufalle zu danken hätte.

Rob. Eitner.

Neubauer: Ignaz N., geb. 1726 zu Bamberg, seit 1745 dem Jesuitenorden angehörig, lehrte in Bamberg und Würzburg zuerst die Humaniora, sodann Philosophie und Theologie, letzlich in Heidelberg die orientalischen Sprachen. Nach Aufhebung des Ordens wurde er Pfarrer in Oellingen, als welcher er 1795 starb. Er war einer der Mitarbeiter an der Theologia Wirceburgensis (s. s. v. Holtzclau, Bd. XIII, S. 12), und veröffentlichte nebstdem ein „Systema recentius philosophiae eclecticae" (1763; Fol.).

Vgl. Backer, Ecrivains, Tom. V.

Werner.

Neubauer: Johann Ernst N., Arzt, im J. 1742 in Gießen geboren, hatte sich anfangs dem Studium der Sprachen, der Mathematik und der Zeichenkunst gewidmet, erst später wandte er sich dem der Medicin zu und zwar beschäftigte er sich in Straßburg unter Lobstein's Leitung vorzugsweise mit der Anatomie. Im J. 1767 kehrte er von dort nach seiner Vaterstadt zurück und erlangte hier nach Vertheidigung seiner Aufsehen erregenden Inauguraldissertation „De tunicis vaginalibus testis et funiculi spermatici“ (mit 4 vortrefflich ausgeführten Abbildungen) die Doctorwürde. — Auf Baldinger's Veranlassung wurde N. im J. 1769 nach Jena zur Stellvertretung des erkrankten Prof. Kaltschmidt berufen und nach dem im Herbste d. J. erfolgten Tode desselben zum Prof. ord. der Anatomie ernannt. — Wiederholte Lungenblutungen verhinderten N., vor Ostern 1770 in Jena einzutreffen und erneuerte derartige Zufälle, welche auf ein schweres Lungenleiden hinwiesen, machten es N. erst im J. 1772 möglich, seine Lehrstelle anzutreten. Leider zeigte sich die Hoffnung, das Leben dieses ausgezeichneten Mannes noch längere Zeit zu erhalten, trügerisch: er erlag am 29. Januar 1777. — Abgesehen von seiner erfolgreichen Thätigkeit als akademischer Lehrer hat sich N. durch seine zwar sparsamen und kleinen, aber ausgezeichneten Arbeiten einen dauernden Namen in der Geschichte der Anatomie geschafft. Außer der oben genannten Dissertation hat er „Observatio anat.-chir. de epiploo-oscheocele“, 1770; „Descriptio anatomica nervorum cardiacorum. Sect. I. De nervo intercostali cervicali“, 1772 (Hauptschrift); „Descript. anat. arteriae innominatae et thyreoideae imae“, 1772; „Observ. anatom. rarior de triplici nympharum ordine“, 1774 und „Descriptio anatom. rarissimi peritonaei conceptaculi tenuia intestina a reliquis abdominis visceribus reclusa tenentis“, 1776, sämmtliche dieser Schriften mit Kupferstichen versehen, veröffentlicht; gesammelt sind dieselben 1786 in Frankfurt a. M. erschienen.

Ueber sein Leben und seine Schriften vgl. Baldinger, Magazin für Aerzte, 1777, Stück 8. 723. — Meusel, Lexikon der bis 1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller, X, 63. — Günther, Lebensskizzen der Professoren der Universität Jena seit 1558—1858 (Festschrift), Jena 1858. 129.

A. Hirsch.

Neubeck: Valerius Wilhelm N., königl. Hofrath und Kreisphysicus in Steinau a. O., war der einzige Sohn des Hofapothekers Wilhelm Friedrich N. zu Arnstadt im Fürstenthum Schwarzburg-Sondershausen und am 21. Jan. 1765 geboren. Mit einer gründlichen classischen Bildung ausgestattet, die er sich auf dem Lyceum seiner Vaterstadt erworben, kam er 1783 in das Haus wohlhabender kinderloser Verwandter in Liegnitz; hier besuchte er noch zwei Jahre das Gymnasium, ging 1785 nach Göttingen, um Medicin zu studiren, und 1787 nach Jena, wo er am 4. Octbr. 1788 auf Grund seiner Dissertation: „De lavatione frigida, magno sanitatis praesidio“ zum Doctor der Medicin promovirt wurde. Nach kurzem Aufenthalt in seiner Vaterstadt ließ er sich auf den Wunsch seiner Verwandten in Liegnitz als praktischer Arzt nieder, wurde ihnen aber schon 1793 durch seine Beförderung zum Physicus des Steinauer Kreises, welcher die Verlegung seines Wohnsitzes nach Steinau forderte, wieder entführt. In Steinau vollendete er sein dem Minister Grafen von Hoym gewidmetes Lehrgedicht „Die Gesundbrunnen. Ein Gedicht in vier Gesängen“. Es erschien mit dem Pindar'schen Motto: *ἄριστον μὲν ὕδωρ*, 1795 in Commission bei Joh. Fr. Korn dem Aelteren in Breslau auf Subscription. Der erste Gesang handelt von der Entstehung der Heilquellen, im zweiten werden die Gesundbrunnen Deutschlands aufgezählt und in ihrer Heilkraft gewürdigt, der dritte gibt Regeln beim Gebrauche der Quellen und der vierte enthält Rath=

schläge zur Stärkung und Erhaltung der Gesundheit. Schon bei seinem Abgange von der Schule 1785 hatte N. ein größeres Gedicht „Die Zerstörung der Erde nach dem Gericht“ mit einer warmen Widmung an seinen „verehrungswürdigen Freund und ehemaligen Lehrer“ Subconrector Franke in Arnstadt als Manuscript für Freunde drucken lassen und 1792 „Gedichte“, Erstes Bändchen, auf Subscription herausgegeben. In Form und Inhalt unbedeutend, sind beide über den Kreis der Freunde und Subscribenten des Autors hinaus nicht bekannt geworden. Aber auch Neubeck's „Gesundbrunnen“ blieben durch zwei Jahre unbeachtet, bis A. W. v. Schlegel in der Jenaer Allgemeinen Litteraturzeitung 1797 auf diese in ihrer Art einzige Balneologie hinwies und ihr durch seine glänzende Recension derselben die gebührende Anerkennung verschaffte. N. fand jetzt einen Verleger. Göschen in Leipzig veranstaltete 1798 eine Prachtausgabe derselben in Folio mit Kupfern und 1809 eine zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe in Quart. Wie Virgil, dessen Georgica N. als Vorlage für seine Gesundbrunnen benutzte, — ihnen ist nicht blos die Form, der Hexameter, den N. nicht ohne Gewandtheit handhabt, sondern auch die Methode der Behandlung des Stoffes und so manche Einzelnheit entlehnt, — war N. nicht ein Natur-, sondern ein Kunstdichter, der den Mangel an poetischer Schöpfungskraft durch Gelehrsamkeit und sorgfältige Ausarbeitung ersetzen muß. Zu solchem Produciren gehört viel Zeit und da diese später dem durch Amt und Beruf vollauf in Anspruch genommenen Arzte fehlte, so ist das Gedicht, welches N. einen Namen machte, auch das einzige geblieben, welches er uns hinterlassen hat. Seine dichterische Thätigkeit ist mit dem Jahre 1795 abgeschlossen. Nach dieser Zeit sind nur noch einige medicinische Aufsätze in Hufeland's Journal für praktische Heilkunde von ihm erschienen, die ihn als denkenden Arzt erkennen lassen. In Anerkennung seiner Verdienste um die öffentliche Gesundheitspflege wurde ihm 1822 der Charakter als Hofrath verliehen, doch nöthigte ihn die unaufhaltsame Abnahme seiner Sehkraft, 1823 die Entbindung von den Physicatsgeschäften nachzusuchen. Bei dem großen Brande, welcher 1834 binnen wenig Stunden Steinau in Asche legte, wurde auch sein Haus, ein großer Theil seiner Habe und besonders auch seine bedeutende und werthvolle Bibliothek ein Raub der Flammen. Infolge dieses Unglücks zog er zu seinem Schwiegersohne, Kreisphysicus Dr. Rau, nach Waldenburg, in dessen Hause er am 20. Septbr. 1850 gestorben ist.

Nowack, Schlesisches Schriftstellerlexikon, Heft 2, 1838.

Schimmelpfennig.

Neuber: August Wilhelm N., praktischer Arzt, Poet und Philosoph. Er war geboren am 3. März 1781 zu Großensalza in der Provinz Sachsen und widmete sich den medicinischen Studien, zuletzt auf der Universität Kiel, woselbst er 1809 zum Dr. med. et chirurg. promovirte. Hierauf ließ er sich als praktischer Arzt in Apenrade (Schleswig-Holstein) nieder; 1811 ward er hier Amtsphysicus und ist hier bis an sein Ende in dieser Wirksamkeit verblieben. Er starb am 22. Januar 1849. Verheirathet war er mit einer Tochter des Philosophen, Professor Reinhold, einer Enkelin Wieland's. Von N. veranlaßt, ward bei der Stadt Apenrade 1818 ein Ostseebad eingerichtet, das freilich nachher wieder einging, doch in neuester Zeit wieder neu ins Leben gerufen worden ist. Er schrieb in dieser Veranlassung: „Ueber die Entstehung, Einrichtung und vorzügliche Wirksamkeit des Seebades zu Apenrade“, 1819 und „Beobachtungen über die Wirkungen des Seebades zu Apenrade“, 1822, „Ueber das Leuchten des Meeres und über dessen Gehalt an eigens modificirten Thier- und Pflanzenstoffen“ in Hufeland's Journal d. prakt. Heilkunde, 1824, „Ueber schwebende Flecken im Auge nach eigenen Beobachtungen“, 1830, „Zur Abwendung und Heilung der morgenländischen Brechruhr“, 1831 und viele Mittheilungen in

Zeitschriften, namentlich in Pfaff's Mittheilungen aus dem Gebiete der Medicin ꝛc. — Sodann lieferte er Abhandlungen naturwissenschaftlichen Inhalts: „Collectanea meteorologica“, Kopenh. 1829, „Ueber die Materie und den Urstoff in seinem vierfachen chemischen Grundverhältniß und seiner fünffachen Erscheinungsform“, 1830, war Mitarbeiter an Poggendorff's Annalen und Schumacher's Astronomischen Nachrichten. Als Dichter gab er heraus: „Dania, ein allegorisches Drama“, 1806, „Gedichte“, 1822 in 4 Bdchn. Als Philosoph schrieb er: „Allgemeine Darstellung der Grundvermögen der menschlichen Seele“, 1821. Diese Schrift gibt zugleich Andeutungen über die allgemeinsten Beziehungen Gottes zur Schöpfung. Der Verfasser behauptet: Jedes deutliche Bewußtsein müsse ein Wissen genannt werden. Weil unser Gewissen uns auf ein Höheres, eine Gottheit hinweist, darum glauben wir nicht nur, wir wissen, daß ein Gott sei, wenn auch das Sein Gottes in unserm Bewußtsein nicht unmittelbar gegeben, wie auch die Unsterblichkeit der Seele, S. 25. Im Zustande des vernünftigen Willens ist es der göttliche Wille, welcher sich dem menschlichen Willen offenbart und durch denselben wirkt, S. 158. Die Eigenthümlichkeit unseres eigenen Wesens ist der Spiegel, in welchem wir die Eigenthümlichkeit von Gottes Wesen fassen, sofern dieselbe für uns erkennbar ist, erkennen. — In dem Harmsischen Thesenstreit betheiligte er sich als Gegner mit der Schrift: „Religion und Sittlichkeit“, 1818. Er übersetzte auch aus dem Lateinischen 1817 die von dem Bischof Dr. Münter verfaßte Epistola encyclica zum Reformationsjubelfest und aus dem Englischen Lord Erskines Brief an den Grafen von Liverpool, betr. die Angelegenheit der Griechen, 1822. Noch 1840 als guter schleswig-holsteinischer Patriot schrieb er „Kurze Betrachtung der Ansicht des Pastors Harms in der Sprachsache“ und in demselben Jahr „Der Name Apenrade“.

S. Lübker-Schröder und Alberti, Schriftstellerlexikon, s. v.

Carstens.

Neuber: Friederike Karoline N., eine der hervorragendsten Persönlichkeiten der deutschen Theatergeschichte, geb. am 9. März 1697 zu Reichenbach im Voigtland, starb am 30. November 1760 in Laubegast bei Dresden. Die historische Größe der N. besteht darin, daß sie einen Wendepunkt in der Geschichte des vaterländischen Theaters herbeiführt; daß die Dichtkunst wieder in enge Beziehung zur Schauspielkunst tritt; ihre persönliche Größe in dem bewußten Auftreten, mit dem sie trotz Feindschaft und Ungemach die Kunstreformen anstrebt. Die Zähigkeit, mit der sie ihre Aufgabe durchführte, die männliche Entschlossenheit, die sie in ihren Kämpfen allezeit bewies, wurzeln in den Erlebnissen ihrer Jugend. Traurig, öd', liebeleer verlebte sie ihre Kindheit. Ihr Vater, der Advocat und Gerichtsinspector Daniel Weißenborn, war hart von Natur, härter gemacht durch schweres körperliches Leid, roh im Benehmen gegen Weib und Kind. Das erstere starb ihm im November 1705 in Zwickau, wohin die Familie 1702 übergesiedelt war. So verlor Karoline ihre Mutter früh und das Gerücht besagte, daß der Vater an diesem Verlust nicht schuldlos gewesen. Sie selbst wurde barbarisch behandelt, der Vater schlug ihr mit der Peitsche ins Gesicht, drohte ihr mit Erschießen, belegte sie fortgesetzt mit Namen wie Bestie und Canaille, sodaß sie 1702 aus dem Hause floh und nur durch Vermittlung eines Diakonen in dasselbe zurückgebracht werden konnte. Da Weißenborn an der Gicht darniederlag, hatte er sich einen Schusterssohn, den Studiosus Gottfried Zorn, als Amanuensis angenommen und diesem sein Haus versprochen und seine Tochter als Gemahlin zugesagt. Karoline liebte den jungen Mann mit Leidenschaft und als er wegen eines Zerwürfnisses zwischen ihrem Vater und seiner Mutter das Weißenborn'sche Haus meiden mußte, entzog sie sich am 14. April 1712 mit ihm durch die Flucht der väterlichen Gewalt. Weißenborn ließ die Flüchtigen

verfolgen und am 19. Mai wurde das Paar in dem Dorfe Ober-Affalter ergriffen und nach Zwickau in Gewahrsam gebracht. Nach siebenmonatlicher Haft kam Karoline, die in beweglichen Schreiben an den Rath ihre Lage geschildert, mit guten Gründen ihre Vertheidigung geführt, ins väterliche Haus zurück. Aber noch einmal sollte sich das Schauspiel der Flucht wiederholen, wenn auch mit günstigerem Ausgang. Wieder entstand zwischen ihr und einem Studiosus ein Herzensverhältniß und vom Vater deshalb mißhandelt, sprang Karoline durchs Fenster und floh mit ihrem Geliebten Johann Neuber (geb. am 22. Januar 1697 zu Reinsdorf). Noch im selben Jahre (1717) schlossen sich die Beiden der Komödiantenbande des Johann Spiegelberg in Weißenfels an und wurden am 5. Februar 1718 in der Hof- und Domkirche zu St. Blasii in Braunschweig ehelich verbunden. Von der Spiegelberg'schen kam das Ehepaar zur Haak'schen, später Haak-Hoffmann'schen Truppe, mit der es u. a. die Städte Leipzig, Braunschweig, Dresden, Hannover, Frankfurt a. M., Hamburg, Breslau und Nürnberg besuchte. Als die Frau des Principals Hoffmann gestorben war, dieser selbst aber die Gesellschaft verlassen hatte und dadurch die Möglichkeit eintrat das sächsische Privilegium zu erwerben, gelang es Neuber's, unterm 7. April 1727 ein Interimsdecret, am 8. August desselben Jahres ein definitives Privilegium als königlich polnische und kurfürstlich-sächsische deutsche Hofcomödianten zu erhalten. Die Gesellschaft zählte damals u. a. Friedr. Kohlhardt zu ihrem Mitgliede, dem im folgenden Jahre auch Gottfried Heinrich Koch, Fabricius, das Lorenz'sche Ehepaar u. a. sich zugesellten. Während der Ostermesse 1727 spielte die Neuber'sche Gesellschaft bereits in Leipzig und in dieser Zeit beginnen ihre Beziehungen zu Gottsched, der nun in Gemeinschaft mit Neuber's ans Werk ging, die verwilderte deutsche Bühne zu reinigen und das regelrechte Drama nach dem Muster der Franzosen auf ihr einzuführen. Es gelang auch den Hofpoeten Joh. Ulrich v. König für die Sache zu gewinnen und ihr, durch diesen, in hohen Kreisen Anerkennung und Ansehen zu verschaffen. War so die Verbindung mit König für die N. von Vortheil, so sollte sie später dazu beitragen, ihre Bahn abwärts zu führen. Denn als sich Gottsched mit ihm überworfen hatte, blieb er jedenfalls nicht ohne Einfluß auf die Streitigkeiten zwischen dem Principal Johann Ferdinand Müller und Neuber's um das sächsische Privilegium, welches 1733 durch den Tod Friedrich August I. erloschen war und nun von ersterem gewonnen wurde. Die Neuber'sche Truppe, welche seit ihrem Bestehen in Frankfurt a. M., Hamburg, Blankenburg, Merseburg, Hannover, Dresden, Nürnberg, Augsburg, Wolfenbüttel, Braunschweig (1732 erhielt die Gesellschaft das Prädicat hochfürstl. braunschweigisch-lüneburgische Hofcomödianten) und 1729 und 1730 ausgenommen alljährlich in Leipzig gespielt hatte, erschien nun seit Juli 1734 bis October 1737 nicht mehr in letzterer Stadt. Sie gab während dieser langen Zeit namentlich in Salzthal, Lübeck, Braunschweig, Hamburg, Kiel, Frankfurt a. M. und Straßburg Vorstellungen. Mit so vieler Kraft die N. auch ihre Reformpläne verfolgte, gelang es ihr doch nicht, überall damit durchzudringen, so 1735 in Hamburg, wo sie sich schließlich auch noch durch eine boshafte Ankündigung der sofort vom Senat verbotenen Abschiedsvorstellung viele Feinde machte. Der Schaden der ihr so erwuchs, wurde einigermaßen beglichen durch die Unterstützung, welche der Herzog Karl Friedrich von Schleswig-Holstein-Gottorp zu Kiel ihr 1736 durch Ertheilung eines Privilegiums angedeihen ließ. 1737 erschien die Truppe wieder in Leipzig und hier vollzog sich im October der in der Theater- und Litteraturgeschichte genugsam angezogene Act der Verbannung des Hanswurst von der Bühne in einem eigens dazu verfaßten Stück. Die N. fand in Leipzig den alten Beifall und dehnte ihre Vorstellungen trotz aller Versuche Müller's sie zu verdrängen, bis zu den Fasten 1738 aus, mit

einziger Unterbrechung eines Aufenthaltes in Hubertusburg, wo sie vom 5. bis 13. Novbr. 1737 Vorstellungen am Hofe gab. Die Hoffnungen, welche sowol die N. als auch Gottsched an diese glanzvollen Tage knüpften, erfüllten sich nicht, die Wiederertheilung des Prädicats als sächsische Hofcomödianten war die einzige Errungenschaft, welche die Truppe an jene Vorstellungen an dem Hofe erinnerte. Bis 1743 begegnen wir dann der Neuber'schen Gesellschaft, bei der 1737 Uhlig, 1738 Heydrich eingetreten war, alljährlich in Leipzig, außerdem in Hamburg, Kiel, Frankfurt a. M. und Petersburg; in Hamburg zum letzten Male 1740. Der Einfluß der Opernfreunde, die sich durch die von Scheibe besorgte Einführung der Zwischenactsmusik (1738) für das Schauspiel nicht erwärmen ließen und gegen sie intriguirten, der Geschmack an extemporirten Stücken, die Concurrenz J. K. Eckenberg's (A. D. B. V, 609) — alles wirkte zusammen, ihre Lage zu einer kritischen zu machen. Erbittert durch den Mißerfolg ihrer guten Bestrebungen, von Sorgen gedrängt, von Schulden bedrückt, kam ihr der Ruf der Kaiserin Anna an den Hof zu St. Petersburg und plötzlich gehoben vom frohen Ausblick in eine gute und ehrenvolle Zukunft rächte sie sich an dem undankbaren Hamburg. In einer Abschiedsrede, die sie selbst verfaßt hatte und in der es einleitend heißt: „Ihr Freunde habt Geduld, heut gehts die Feinde an“, höhnt sie rücksichtslos die Freunde des Hanswurst und stellte auf, was sie als nöthig erachtete die theatralische Kunst zu begreifen. Die Folge war allgemeine Entrüstung, die unleugbare Wahrheit dessen, was die muthige Frau gesagt, mochte stärker gewirkt haben, als der rücksichtslose Ton mit dem sie es gesagt hatte, der Senat entzog ihr die Concession. Das Glück, welches sie nun in Petersburg suchte, war trügerisch, der Tod der Kaiserin vernichtete ihre Hoffnungen; geschädigt in ihrem Besitz kehrte sie Ostern 1741 nach Leipzig zurück. Zwar wurden ihr in Leipzig auf Empfehlung des Geheimen Rathes Grafen von Lynar, die erbetenen Freiheiten bewilligt, aber während ihrer Abwesenheit hatten sich auch hier, und zu ihren Ungunsten die Verhältnisse verändert. Schönemann, der ihrer Truppe angehört hatte, war ihr nicht nach Petersburg gefolgt, sondern hatte in Lüneburg eine eigene Gesellschaft errichtet und sich mit Gottsched in Beziehung gesetzt. Der Forderung Gottsched's, die N. solle einen Versuch mit der von ihm angestrebten Treue des Costüms machen, kam die N. nach, aber in einer Weise, welche die Verhöhnung Gottsched's zum Zwecke hatte und erreichte. Gottsched wurde nun der erklärte Feind der früher von ihm beschützten Prinzipalin, und diese, weit entfernt nachzugeben, fügte ihm eine neue schwere Kränkung zu. Am 18. September 1741 führte sie ein selbstverfaßtes Vorspiel auf: „Der allerkostbarste Schatz“, in dem Gottsched selbst auf die Bühne gebracht wurde. Die seine Person betreffende Notiz des Theaterzettels lautet: „Der Tadler, als die Nacht in einem Sternenkleide mit Fledermausflügeln, hat eine Blendlaterne, und eine Sonne von Flittergold um den Kopf“. Die Versuche Gottsched's, die Aufführung zu hintertreiben, mißlangen, selbst eine Wiederholung am 4. Octbr. konnte er nicht verhindern, da Graf Brühl einen Cabinetsbefehl erlassen hatte, „der Rath von Leipzig soll das Stück fernerhin ungestört aufführen lassen, ohne künftige Protestiren oder Appeliren im Geringsten zu attendiren“. Die Rolle des Tadlers wurde von Fabricius gespielt. Trotzdem die N. mit dieser Burleske die Lacher auf ihre Seite brachte, ging es doch von jetzt ab rapide mit ihr herab. Kohlhardt starb; Widerwärtigkeiten verschiedener Art traten an sie heran, die Einnahmen nahmen ab und müde und erbittert legte die N. 1743 das Scepter ihrer Theaterherrschaft nieder, um sich mit ihrem Manne nach Oschatz zurückzuziehen. Die Waffe des Hohns, die sie gegen Gottsched geschwungen, wurde jetzt gegen sie selbst von gemeiner Hand erhoben; es erschien ein Pamphlet niedrigster Art gegen sie unter dem Titel „Probe | Eines Heldengedichts | In acht Büchern | Welches künftig alle vierzehn Tage

Gesangweise herausgegeben werden | soll, und welches den Titel führet | Leben und Thaten | der weltberüchtigten und besten Comödiantin unserer Zeit, nehmlich | | der Hoch=Edlen und Tugendbegabten Frauen | Frauen | Friederica Carolina | Neuberin | gebohrne Weißenbornin, | Principalin der Königl. Pohln.=Churfürstl. Sächsischen, imgleichen Hochfürstl. Braunschweig=Lüneburg | nunmehr auch | Hochfürstl. Schleswig=Holsteinischen Hof=Comödianten. | Auf ihr Begehren | und | Häuffiges Nachfragen ihrer Freunde | an das Licht gestellet | von | M. Friedrich Siegmund Meyer Zwickaviensis. | Der Gottes Gelahrtheit eifrigst beflißenen. | Zwickau 1743." | Ein zweiter Theil dieser scandalösen Schrift erschien 1744, in eben dem Jahr, in welchem die N. eine neue Truppe errichtete, der Koch, Heydrich, Antusch's, Lorenzen's, Wolffram, die Kleefeld, Bruck und Schubert angehörten und mit der sie bis 1750 alljährlich in Leipzig, außerdem auch in Dresden, Warschau und Frankfurt a. M. spielte. Die Zeit ihrer zweiten Direction ist an Glanzpunkten arm, an Widerwärtigkeiten umso reicher. Zu den ersteren zählt vornehmlich die im Januar 1748 in Leipzig stattgefundene erste Aufführung des jungen Gelehrten vor Lessing, den Friedrike N. damit auf der Bühne einführte; zu den letzteren vor allem der Streit mit Schönemann, der ihr den Leipziger Boden streitig zu machen suchte, endlich die Ertheilung des Hofcomödiantendecrets an Koch, welche ihren Untergang in Leipzig besiegelte. Im Herbst löste die N. ihre Gesellschaft zum zweiten Male auf. Als Principalin verdrängt versuchte N. als Schauspielerin ihr Heil, sie erschien 1753 als solche in Wien, mißfiel aber und mußte 1754 der Kaiserstadt den Rücken wenden. Auch der letzte Versuch, 1755 noch einmal mit einer kleinen Truppe die alte Gunst des Schicksals zu gewinnen schlug fehl, der dritte schlesische Krieg machte 1756 allen „Komödiantenfahrten" der Vielgeprüften ein Ende. Der königliche Leibarzt Dr. Löber in Dresden nahm das Ehepaar N. mitleidig in sein Haus, und im Febr. 1759 raubte der Tod Karolinen den Gatten, 1760 die Kriegsfurie der Wittwe die Dresdener Zufluchtsstätte. Bei einem Bauer in Laubegast fand sie die letzte Unterkunft, hier auch traf sie am 30. November 1760 der Tod. Am 1. December wurde sie in Leuben beerdigt, man mußte ihren Sarg über die Kirchhofsmauer schaffen, weil der Geistliche der Komödiantin die Thüre nicht öffnen ließ! — 1776 wurde ihr in Laubegast ein Denkmal errichtet, welches sie als eine Frau „voll männlichen Geistes", als die „berühmteste Schauspielerin ihrer Zeit, Urheberin des guten Geschmacks auf der deutschen Bühne" mit Recht bezeichnete. 1852 ließen Dresdener Hofschauspieler das Grab der Schauspielerin neu herrichten und mit einem Steine bezeichnen; ebenso wurde an ihrem Sterbehaus eine Gedenktafel mit der Inschrift: „Hier starb Karoline Neuber am 30. November 1760", angebracht und das stark verfallene Denkmal restaurirt. Am 17. September wurden Grabstein und Denkmal enthüllt und 92 Jahre nach ihrem Tode der Segen über dem Grabe Carolinens gesprochen. Auch am 30. November 1885 fand eine kleine Feier am Grabe statt. — Die Verdienste der N. sind vielseitiger Natur und der Versuch sie zu Gunsten ihres Mannes zu schmälern muß angesichts der Urtheile ihrer Zeitgenossen und ihrer eigenen gelegentlichen Aeußerungen, aus denen tiefe Einsicht in das Wesen ihrer Kunst, seltene Energie und nie ermattender Muth sprechen, als gescheitert betrachtet werden. Gewiß war er ein tüchtiger Gehülfe, ein guter Geschäftsmann, aber nur durch ihre Einsicht und Fähigkeiten, die bewußte Vortheile zum Opfer brachten, gelang die von Gottsched angebahnte Reform der Bühne, nur durch sie begann die Schauspielkunst sich zu veredeln, sie konnte diese zwar nicht zum Höchsten leiten, aber doch den Nachfolgern den Boden ebenen und den Weg weisen. Und sie that noch mehr, was größer war als es heut erscheinen mag. Sie betonte das sittliche Element, sie forderte von ihren Mitgliedern nicht allein, daß sie gute Schau=

spieler, sondern auch daß sie anständige Menschen seien. Die ledigen Schauspielerinnen wohnten in ihrem Haus, die ledigen Männer aßen an ihrem Tisch, aus der „Bande“ wurde eine Familie, aus der Principalin die wachende und sorgende Hausfrau. Und wie die letztere auf das Leben, so sah die Principalin auf die nöthige Sorgfalt bei Proben und Aufführungen. Lessing rühmt ihr „vollkommene Kenntniß ihrer Kunst“ und „männliche Einsichten“ nach. — Mehr den Sammler auf sie bezüglicher Aktenstücke, als den seinen Stoff durchgeistigenden Biographen hat N. in J. F. v. Reden-Esbeck gefunden, dessen 1881 erschienener „Beitrag zur deutschen Cultur- und Theatergeschichte“ von Caroline N. und ihren Zeitgenossen bei aller Fülle des Materials kein lebensvolles Bild der Frau und Künstlerin, kein erschöpfendes ihrer Bedeutung für Theater und Litteratur zu geben vermag. Joseph Kürschner.

Neuber: Ulrich und Valentin N., zwei Nürnberger Buchdrucker und Buchhändler des 16. Jahrhunderts, welche durch ihre umfangreiche und doch im wesentlichen sich auf bestimmte Gebiete der Litteratur beschränkende Thätigkeit für diese eine gewisse Bedeutung gewonnen haben. Der betreffende Zeitraum der Nürnberger Buchdruckergeschichte hat bis jetzt noch keine Bearbeitung gefunden und so ist denn auch über die beiden Drucker fast nichts bekannt, als was aus ihren Drucken sich ergibt. Ulrich N., † 1571, nach einer handschriftlichen Notiz am 19. August, erscheint zum ersten Mal auf Drucken des Jahres 1542, doch nicht allein, sondern als Genosse des Johann vom Berg (Montanus), der aus Gent in Flandern gewesen sein soll. Bis zum Tod des letzteren (1563), dauerte diese Geschäftsverbindung ununterbrochen und sie wurde auch nach demselben noch einige Jahre, wenigstens bis 1565 einschließlich mit dessen Erben bzw. mit Dietrich Gerlach (Gerlatz, Gerlitz, s. A. D. B. IX, S. 8) fortgesetzt. Das gemeinsame Druckerzeichen, das die Verklärung Christi darstellt und in verschiedener Größe und verschiedener Form, bald als Rechteck, bald kreisförmig, in ersterem Fall mit reicher Umrahmung ausgeführt ist, ging bei der Auflösung der Geschäftsverbindung mit einem großen Theil des Verlags auf Gerlach über. Ob auch N. es noch fortgeführt, hat sich nicht feststellen lassen. J. vom Berg und Ulrich N. bezeichnen sich öfter als „auf dem Neuen Bau bei der Kalkhütten wohnhafft“; später als N. allein war, gibt er die „Jüdengasse“ als seine Adresse an, so wenigstens auf einem Druck des Jahres 1568. Was nun die Thätigkeit der Neuber'schen bzw. vom Berg-Neuber'schen Presse anbelangt, so gibt es wol einen Index librorum per Johannem Montanum et Vlricum Neuberum impressorum, s. l. et a. erschienen, den jedoch Verfasser nicht zu Gesicht bekommen konnte. Wenn es aber, trotzdem daß man durch die allgemeine Bibliographie gerade für jene Zeit fast ganz im Stiche gelassen wird, möglich gewesen ist, gerade 100 Drucke aus der fraglichen Presse zu verzeichnen, so ist wol der Schluß auf eine recht umfangreiche Thätigkeit derselben erlaubt. Unter jenen Drucken sind zwar Werke aus verschiedenen Wissenschaften, namentlich aus Mathematik und Sternkunde; das vielleicht schönste Erzeugniß dieser Presse, Joh. Schoner's Opera mathematica (1551 u. 1562), gehört hierher. Besondere Erwähnung verdienen auch die Musikdrucke ihrer Presse (vgl. R. Eitner, Bibliographie der Musik-Sammelwerke des 16. und 17. Jahrhunderts, im Index S. 958 s. Montanus), darunter vor allem Georg Forster's große Liedersammlung (Bd. VII, S. 164), deren 5 Theile von der 2. Auflage des ersten Theiles von 1549 an (die erste Auflage erschien 1539 bei Petrejus) bei ihnen gedruckt sind und die für die Geschichte des Liedes nicht minder wichtigen 68 Lieder, die s. a. (um 1550) bei ihnen erschienen (der Titel fehlt). Aber zum weitaus größten Theil (zu zwei Dritttheilen) besteht

der Verlag aus Schriften theologischen Inhalts und zwar solcher der lutherischen Richtung und unter diesen wiederum stellen die Werke der praktischen Theologie und die eigentliche Erbauungslitteratur das größte Contingent. Die Theologen, von welchen am meisten bei N. gedruckt worden ist, sind Joh. Matthesius, Hier. Weller und besonders Veit Dietrich, der alles was er verfaßt oder von andern herausgegeben, einschließlich der betreffenden Schriften Luther's, dort erscheinen ließ. — Hat sonach Ulrich N. mit Joh. vom Berg die theologische und religiöse Litteratur besonders bevorzugt, so ist dagegen von Valentin N. die Volkslitteratur als solche, zumal die poetische, fast ausschließlich gepflegt worden. Nur wenige unbedeutende Drucke desselben ließen sich finden, die nicht dahin gehören. Dagegen sind in Goedeke's Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung, Bd. I der 1. Aufl. und in Weller's Annalen der Poetischen Nationallitteratur, Bd. I und II, an 150 Drucke aufgeführt, die Val. Neuber's Namen tragen, geistliche und weltliche Sachen, ganze Sammlungen und — dies namentlich häufig — einzelne Liederheftchen. Nimmt man dazu, wie manches derartige wol ohne seinen Namen ausgegangen sein mag, so wird man sagen können, daß diese Neuber'sche Presse zu denjenigen gehört, welche in jener Zeit am meisten für das Lesebedürfniß des Volkes gesorgt und damit auf dessen geistige Bildung Einfluß genommen haben. Val. N., ohne Zweifel jünger als Ulrich (sein Bruder oder Vetter?) trat später als dieser als selbständiger Drucker und Buchhändler auf, doch nicht erst 1551; denn wir kennen schon aus dem Jahr 1549 einen und aus 1550 mehrere Drucke, welche mit seinem Namen gezeichnet sind. Ebenso hat er nicht schon 1581 zu drucken aufgehört, vielmehr kommt sein Name noch auf Schriften der Jahre 1583 und 1584 vor. Als seine Wohnung bezeichnet er seit 1579 das „obere Wehr"; sein Druckerwappen ist von Nagler, Monogrammisten V, Nr. 1305 wiedergegeben: ein Schild mit einem aus V und N gebildeten Monogramm, über welch letzterem diese Buchstaben überdies noch einzeln durch ein Kreuz getrennt stehen. Um 1589 kommt ein Buchdrucker Georg N. in Nürnberg vor, vielleicht sein Sohn und Nachfolger im Geschäfte.

Vgl. J. H. G. Ernesti, Die Wol-eingerichtete Buchdruckerey, Nürnberg 1721, Blatt f2b—f3b. Steiff.

Neuberger: Theophil N., reformirter Theologe, ein Sohn des kurpfälzischen Hofpredigers und nachherigen Inspectors zu Alzey, Martin Neuberger's, geboren in Jena am 5. Mai 1593, † am 9. Januar 1656 als Superintendent in Cassel, studirte seit 1610 unter David Pareus in Heidelberg, ward 1614 Prediger zu Neuburg bei Heidelberg, 1620 Hofprediger in Heidelberg, 1623 Hofprediger in Güstrow bei dem reformirten Herzog Johann Albrecht. Als dieser sein Land an Wallenstein abtreten mußte, privatisirte N. in Berlin, bis er 1628 vom Landgrafen Wilhelm V. als Hofprediger nach Kassel berufen wurde. Als solcher hat er 1631 am Leipziger Friedenscolloquium theilgenommen, bei welchem die sächsisch-lutherischen und hessisch-brandenburgischen reformirten Theologen für kurze Zeit sich brüderlich nahe traten. Er hat eine Reihe praktischer Schriften, welche in Rotermund's Fortsetzung zu Jöcher's Gelehrtenlexikon Bd. V, S. 533 verzeichnet sind, verfaßt. So einen Zungenzaum, Glaubensspiegel, Fluchspiegel, Geizspiegel, Auslegungen der sonntägigen Evangelien, Soliloquia vom göttlichen Leben eines wahren Christen, ein in mehreren Auflagen, zuletzt 1686 erschienenes „Neues Trostbüchlein für alle bedrängte Christen", ein sehr oft, zuletzt 1793 gedrucktes „Neues Betbuch", endlich drei „Gedenkpredigten", die eine bei dem Convente der evangelischen Kurfürsten und Stände zu Leipzig am 25. März 1631, die andere zum Gedächtniß der Zer-

störung der Stadt Magdeburg zu Kassel am 1. August 1631, die dritte zum Gedächtniß des Siegs bei Leipzig am 7. September 1631 gehalten.

F. W. Strieder, Hessische Gelehrtengeschichte X, 48—58.

G. Frank.

Neubur: Georg Philipp Anton N., Geschichtsschreiber, stand zuerst in dänischen und dann in schwedischen Diensten, bis er, nach Beendigung des siebenjährigen Krieges, als er in Stralsund in Garnison lag, durch Vermittelung des schwedischen Kammeraths v. Reichenbach, die militärische Laufbahn verließ und sich den Wissenschaften widmete. Obwohl vielseitig, nicht nur für die Malerei und für die Dichtkunst, sondern auch litterarisch ungewöhnlich begabt, entbehrte er doch, wie die Erfahrung dies auch bei anderen reich von der Natur ausgestatteten Persönlichkeiten lehrt, der Selbstbeherrschung und des Ebenmaßes, sodaß sein Leben nicht von den Erfolgen gekrönt wurde, welche sein Talent erwarten ließ. Ein satirisches Gedicht, eine Ode an die Grobheit, in welchem Reichenbach eine Anspielung auf sich erblickte, entzog ihm die Gunst dieses Beschützers, welcher ihn namentlich, im Interesse seiner Gemäldesammlung, mit künstlerischen Aufgaben beschäftigt hatte. Er unterrichtete nun in Stralsund in der französischen und englischen Sprache, und erhielt dann von dem hervorragenden pommerschen Historiker BM. Dinnies (s. A. D. B. V, 242) die Anregung, eine Geschichte der Belagerung Stralsunds durch Wallenstein zu schreiben, für welche er ihm eine Reihe handschriftlicher und gedruckter älterer Quellen zugänglich machte. N. unter diesem günstigen Einflusse, widmete sich jenem Unternehmen mit großem Fleiß und veröffentlichte nach einigen Jahren „Geschichte der unter des Herzogs v. Friedland Oberbefehl von der kaiserlichen Armee unternommenen Belagerung der Stadt Stralsund, nach authentischen Nachrichten beschrieben und mit vielen Originalbeylagen bewährt. Stralsund, Christ. Lor. Struck, 1772.“ Dieselbe beschreibt in der Vorrede (1—20) die Quellen, erzählt dann die Belagerung (1—178) in einem klaren, für jene Zeit geschmackvollen Stil, mit Bezug auf jene Quellen, von denen er (181—292) 64 Urkunden und (1—31) ein Tagebuch über jene Zeit, vom 4. Februar bis 24. Juli 1628, nach einer Handschrift des Stralsunder Geistlichen M. Sleker, mittheilt. Dieses dem Stralsunder Rath in dankbarer Anerkennung gewidmete Buch blieb bis auf die neueste Zeit, auch für Barthold's und Zober's Arbeiten, das wesentlichste Hülfsmittel und erhielt erst durch Fock (Rügen-pommersche Geschichten V, 131—362, 465—537) seine Berichtigung und Ergänzung. Bald nach dem Erscheinen desselben erhielt er, durch Fürsprache des Rittmeisters v. Behr, die Stelle eines Lectors bei der Universität Greifswald, mußte aber diese Stelle wieder verlassen, da er über die damals großes Aufsehen machende Promotion eines Schusters Menadie durch den Archiater Andr. Westphal, welche von der Facultät später annullirt wurde, und 1777 die Ausschließung Westphals aus der Facultät zur Folge hatte, eine satirische Schrift veröffentlichte. Er begab sich deshalb nach Stettin, wo er bald nach seiner Ankunft starb.

Quellen: Zober, Gesch. der Belagerung Stralsunds, 1828, p. IX. — Fock, Rüg.-Pom. Gesch. VI, p. VII. — Weigel, Ueber d. Akad. Greifsw., 1787, p. 63. — Schildener, Ak. Zeitschr., II, 2, p. 8.

Pyl.

Neucrantz, eine tüchtige Arztfamilie in vier Generationen, die von einem Gärtner Johann N. in Rostock abstammte. Michael N., daselbst geb. am 12. November 1570, studirte in Rostock, Königsberg und Helmstädt, wo er Magister wurde. Als Leibarzt des Herzogs Sigismund August von Mecklenburg promovirte er in Rostock zum Dr. med. 1606 mit einer Disputation über den Skorbut, er starb als praktischer Arzt in Rostock am 3. März 1648 (a. St.).

Eine Darstellung der Krankheit und des Todes Herzogs Sigismund August ist von ihm handschriftlich vorhanden. Sein dritter Sohn, geb. am 8. October (a. St.) 1609 zu Rostock, Michael N., promovirte am 24. April 1632 in Straßburg zum Dr. med. und starb als praktischer Arzt zu Rostock am 28. März 1641; während sein zweiter bedeutenderer Sohn Paul N., geb. am 27. October 1605 zu Rostock, 1628 daselbst zum Magister promovirt, nach großen Reisen durch Europa 1631 in Padua Dr. med. wurde, sich 1632 in Rostock, 1634 aber in Lübeck als praktischer Arzt niederließ, wo er dann 1655 bis 1671 Stadtphysicus war; † am 24. Mai 1671. Seine Schriften nennt Moller, Cimbr. litt., zum Antritt des Stadtphysicats hatte er in Lübeck „Idea medici perfecti“ herausgegeben. Sein Sohn war Johann Anton N., geb. zu Lübeck, Dr. med. 1674 in Helmstädt, nach großen Reisen durch Europa um 1680 praktischer Arzt in Lübeck. Er wurde am 14. April 1698 Leibarzt des Herzogs Friedrich Wilhelm von Mecklenburg, erhielt später den Titel Hofrath und starb zu Schwerin 1733. Am 20. Februar wurde er beigesetzt. Dessen Sohn endlich: Paul Bernhard N., geb. 1680 zu Lübeck, 1703 Dr. med. zu Rostock, wurde 1708 praktischer Arzt in Parchim, wo er als Stadtphysicus und Senator am 9. April 1737 starb.

Blanck, Die mecklenb. Aerzte. — Krey, Andenken an die Rostock. Gelehrten 5, 19. Krause.

Neudecker: Johann Christian Gotthold N., Kirchenhistoriker, geb. den 10. April 1807 in Gotha, wo sein Vater als Feldwebel im herzoglichen Leibregimente diente, wurde zwar „Johann Gotthold“ getauft, aber von seinen Eltern „Christian“ gerufen und behielt diesen Namen auch später bei, wie er denn auf den Titeln aller seiner Schriften sich als „Chr. Gotthold N.“ bezeichnet hat. Seine wissenschaftliche Vorbildung erhielt er auf dem heimischen Gymnasium, welches, von F. W. Döring's kundiger Hand geleitet und mit einer Anzahl tüchtiger Lehrkräfte ausgestattet, zu jener Zeit eines wohlverdienten Rufes genoß. Während eines zehnjährigen Schulbesuches erlebte er hier die dritte Jubelfeier des Gymnasiums und nahm an derselben thätigen Antheil, indem er als Unterselectaner bei dem öffentlichen Redeactus am 21. December 1824 einen von ihm verfaßten hebräischen Hymnus vortrug. Zu Ostern 1826 bezog er die Universität Jena, um sich dort drei Jahre lang der Theologie und zudem der Geschichte und Pädagogik zu widmen. Am Ende seiner Studienzeit promovirte er als Doctor der Philosophie und siedelte dann nach Leipzig über, wo er sich als Docent an der Hochschule niederzulassen gedachte. Weil aber dieser Plan an seinen beschränkten Vermögensverhältnissen scheiterte, so übernahm er nach Vollendung einer wissenschaftlichen Reise in Süddeutschland und dem östlichen Frankreich eine Hofmeisterstelle in der Familie der Reichsgräfin Hessenstein zu Kassel und besuchte in seinen Mußestunden fleißig die dortige Bibliothek, deren handschriftliche auf die Reformationszeit bezügliche Schätze ihn besonders fesselten. Nach mehrjährigem Dienste kehrte er nach Gotha zurück, beschäftigte sich als Privatgelehrter mit litterarischen Arbeiten und veröffentlichte außer Beiträgen in H. Gräfe's „Neuer allgemeiner Schul-Zeitung“, in der Darmstädter „Allgemeinen Kirchen-“ und „Allgemeinen Schul-Zeitung“, sowie zu K. G. Bretschneider's „Corpus Reformatorum“ u. s. w. mehrere seiner unten verzeichneten kirchengeschichtlichen Werke, wogegen er den Gedanken an eine praktische geistliche Laufbahn vollständig aufgab, so daß ihn sogar ein in den vierziger Jahren an ihn ergangener Ruf als Superintendent nach Altenburg nicht zu derselben zurückzuführen vermochte. Erst im November 1842 fand er eine seinen Neigungen entsprechende, aber karg besoldete Anstellung als erster Lehrer an der Bürgerschule in Gotha, zu deren Rector ein Jahr vorher A. M.

Schulze (s. d. Art.) ernannt worden war. Zu Anfang 1843 mit dem Prädicate eines Conrectors geehrt, ohne daß sein geringer Gehalt dadurch gestiegen wäre, wurde er am 1. April 1855 zweiter Rector mit geringer Besoldungserhöhung und im October 1860 als Schulze's Nachfolger Director sämmtlicher Bürgerschulen, ein Amt, das er bis zu seinem am 11. Juli 1866 erfolgten Tode bekleidet hat. Erst in dieser letzten Periode seiner Lehrerwirksamkeit erfreute er sich einer hinreichend ausgestatteten und sorgenfreien Stellung, der er sich im Dienste der Schule voll und ganz hingab, so daß seine schriftstellerische Thätigkeit von da an mehr in den Hintergrund trat. Nachdem er bei der Uebernahme des Directorates im Auftrage des herzoglichen Ministeriums noch die Musterschule in Frankfurt a. M. besucht hatte, um deren Einrichtung kennen zu lernen, schritt er auf dem Wege der von seinem Amtsvorgänger bereits angebahnten Verbesserungen rüstig fort, beseitigte Gebrechen und Mängel im Schulorganismus und hob durch seine pädagogische Einsicht und Energie das städtische Schulwesen auf die Höhe, die es unter einem tüchtigen Nachfolger bis heute bewahrt hat. Sein eigener Unterricht war in hohem Grade klar und anregend, so daß er bei seinen Schülern in gesegnetem Andenken fortlebt. Seine litterarische Thätigkeit darf nicht nur eine reiche, sondern auch eine verdienstvolle genannt werden und befaßte sich zumeist mit der Kirchengeschichte, besonders mit derjenigen der Reformationszeit. Von selbständigen Werken hat er veröffentlicht: „Allgemeines Lexikon der Religions- und christlichen Kirchengeschichte für alle Confessionen“ (4 Bde., 1834—35; Supplementband, 1837); „Urkunden aus der Reformationszeit“ (1836, 212 Urkunden); „Merkwürdige Actenstücke aus der Zeit der Reformation“ (2 Abth., 1838); „Lehrbuch der historisch-kritischen Einleitung in das Neue Testament mit Belegen aus den Quellenschriften und Citaten aus der älteren und neuen Litteratur“ (1840); „Neue Beiträge zur Geschichte der Reformation, mit historisch-kritischen Anmerkungen“ (2 Bde., 1841); „Geschichte der deutschen Reformation von 1517—1532“ (1842); „Die christliche Kirchengeschichte der neuesten Zeit von Riffel, oder das neueste Schmählibell auf Luther und die protestantische Kirche, wissenschaftlich beleuchtet und widerlegt“ (1843); „Geschichte des evangelischen Protestantismus in Deutschland für denkende und prüfende Christen“ (2 Theile, 1844—46, wohlf. Ausgabe, 1850); „Die Hauptversuche zur Pacification der evangelisch-protestantischen Kirche Deutschlands von der Reformation bis auf unsere Tage“ (1846). Ferner setzte er W. Münscher's „Lehrbuch der christlichen Dogmengeschichte“ (3. Aufl., 1832—34) in der 2. Hälfte der 2. Abtheilung (1838) fort, bearbeitete die 3. Auflage von Chr. Oeser's „Weltgeschichte für Töchterschulen und zum Privatunterricht für das weibliche Geschlecht“ (3 Theile, 1848) und die 3. Auflage von desselben „Kurzer Leitfaden der Weltgeschichte für Töchterschulen“ (1850) und gab heraus: (Matth.) „Ratzeberger's handschriftliche Geschichte über Luther und seine Zeit mit litterarischen, kritischen und historischen Anmerkungen“ (1850) und „Georg Spalatin's historischer Nachlaß und Briefe“ (1. Bd.: Friedrich's des Weisen Leben und Zeitgeschichte, 1851), letzteres Werk in Gemeinschaft mit Ludwig Preller. Neben den oben angeführten Beiträgen in Zeitschriften lieferte er auch noch weitere in F. W. Looff's „Pädagogische Literatur-Zeitung“, in die „Neue Jenaische Litteratur-Zeitung“ und in die 1. Auflage von Herzog's „Real-Encyklopädie für protestantische Theologie und Kirche“, von denen verschiedene auch in die 2. Auflage übergegangen sind. Das von ihm zusammengebrachte reiche auf G. Spalatin bezügliche handschriftliche Material hat N. der herzoglichen Bibliothek in Gotha letztwillig vermacht. Dieselbe bewahrt es als „Neudecker'sche Sammlung Spalatinischer Briefe und Schriften“.

Außer in der Gothaischen Zeitung, Nr. 163 vom 14. Juli 1866, ist kein Nekrolog Neudecker's erschienen. Sämmtliche Fachzeitschriften jenes Jahres haben inmitten der kriegerischen Ereignisse seinen Tod übersehen. Von wissenschaftlichen Nachschlagewerken gedenkt seiner nur das „Theologische Universal-Lexikon zum Handgebrauche für Geistliche und gebildete Nichttheologen", 2. Bd., Elberfeld 1874, S. 750b—751a. Selbst Herzog's Real-Encyklopädie hat es in der 2. Auflage versäumt, ihrem verdienten Mitarbeiter ein kleines Denkmal zu stiften. — Die obigen lebensgeschichtlichen Nachrichten nach den Mittheilungen von Frl. Elly Neudecker in Berlin und meiner Freunde Dr. G. Schneider, Dr. H. Georges und Fr. Hennicke in Gotha. Schumann.

Neudörfer: Johann N., der bedeutendste und berühmteste Schreibmeister, der Schöpfer der deutschen Schönschreibekunst, derjenige, welcher die moderne deutsche Schrift zur höchsten Vollendung ausgebildet und zur allgemeinen Annahme gebracht hat, zum Unterschiede von seinem gleichnamigen Sohne gewöhnlich der Aeltere genannt, wurde im Jahre 1497 zu Nürnberg geboren. Sein Vater, Stephan N., war Kürschner, also einem in Nürnberg sehr angesehenen Gewerbe angehörend, war überaus geschickt und hatte weite Reisen gemacht. Seine Schwester Barbara war an den gelehrten Buchdrucker Johann Petrejus verheirathet. Johann N. scheint einen guten Schulunterricht genossen zu haben. Bald wandte er sich mit besonderer Liebe der Schreibekunst und der Mathematik zu. Als seinen Lehrer im Rechnen und Schreiben nennt er Kaspar Schmidt, im Schönschreiben auch den Kanzeleischreiber Paulus Vischer, in der Algebra den Kompaßmacher Erhard Etzlaub. Die Schreibekunst stand damals, obgleich die Buchdruckerkunst seit lange erfunden und zu hoher Ausbildung gelangt war, und auch in Nürnberg fleißig geübt wurde, noch in hohem Ansehen. Man schrieb damals noch vieles was man heute druckt und man legte großes Gewicht darauf, daß es schön geschrieben wurde. Daher waren die Schreibmeister, damals Modisten genannt, sehr angesehene Leute. N. war, an die betreffenden Studien Albrecht Dürer's, welcher die lateinischen und deutschen Buchstaben durch geometrische Constructionen herstellte, anknüpfend eifrigst und mit bestem Erfolge bestrebt, den überlieferten, deutschen Buchstaben eine möglichst schöne und zierliche Gestalt zu geben, die Initialen reich auszubilden, die Schrift mit kunstvollen Zügen zu versehen rc. Zu erhöhtem Schmuck wendete er dabei auch noch Gold und andere Farben an. N. hat es in dieser seiner Kunst durch fleißige Uebung und unablässiges Nachdenken weiter gebracht als irgend Jemand vor ihm und hat das Schreiben in der That zum Range einer Kunst im modernen Sinne des Worts erhoben. Er war der bedeutendste und einflußreichste Modist seiner Zeit. Von Autographen ist außer den Unterschriften zu den beiden berühmten Gemälden Dürer's „Die Temperamente" — die Originalunterschriften befinden sich unter den Gärtner'schen Copien dieser Bilder im Germanischen Museum zu Nürnberg, während die Originalgemälde bekanntlich in der Pinakothek zu München sind — nur ein Brief Neudörfer's vom 7. Juni 1556 an Kaspar Nützel im Nürnberger Stadtarchiv bekannt. N. hat auch eine besondere Methode zur leichteren Erlernung des Lesens erfunden. Er hielt eine Schule, in welcher er zahlreiche Schüler im Schreiben und Rechnen unterrichtete. Viele Jahre lang hatte er täglich eine größere Anzahl derselben, wohl die auswärtigen, auch in Kost. Gulden hebt besonders hervor, daß ihm auch „vieler vornehmer Leute Kinder, ja Grafen und Edelleute, untergeben und anvertraut" worden sind. Doppelmayr nennt unter den Schülern besonders Veit und Philipp, die jüngsten Söhne des Bildschnitzers Veit Stoß, welche später bei Kaiser Maximilian II. zu hohen Ehren gelangten,

dann Kaspar Brunner, welcher nach Augsburg, Kaspar Schleupner, der nach Breslau, Adam Lempt, der nach Eger, Johann Weber, der nach Erfurt, Simon Jacob v. Koburg, der nach Frankfurt a. M., Johann Jung, der nach Lübeck ging u. A. Durch seinen unmittelbaren Unterricht, durch seine zahlreichen Schüler, welche in alle Welt gingen und seine Lehre überall hin verbreiteten, sowie durch seine Lehrbücher, welche nachgedruckt und vielfach nachgebildet wurden, ist N. von dem weitgehendsten Einflusse auf alle spätern Generationen geworden. Er gab nämlich Vorschriften, zunächst für seine Schüler zuerst im Jahre 1519 als kleines, in Holzschnitt ausgeführtes Heft von vier Folioblättern, ein „Fundament", dann 1538 ein stärkeres Buch: „Eine gute Ordnung und kurtzer Unterricht ꝛc.", mit verschiedenartigen Vorschriften, darunter sich auch schon mancherlei Spielereien befinden, in Kupferstich heraus. Im J. 1544 erschien dann ein kleines Quartheft: „Anweisung wie man einen jeden Kiel zum Schreiben erwählen, bereiten, theilen, schneiden und temperiren soll" und im Jahre 1549 erschien das aus sieben Gesprächen bestehende mit Abbildungen der Feder und vielen Schriftproben versehene „Gesprächbüchlein zweier Schüler (Stephan und Johann), wie einer den andern im zierlichen Schreiben unterweist." Letzteres war zunächst nur für seine Söhne bestimmt, wurde dann aber auf wiederholte dringende Bitten seines Schwagers Johann Petrejus gedruckt. Auch einige seiner Schüler, wie Johann Kleiner in Zürich, Anton Weyse in Straßburg, Nathan Wassenberger in Köln, Arnold Möller in Lübeck u. A. gaben ähnliche Vorschriften heraus. Nach Neudörfer's Erfindung und mit seinen Reimen versehen ist auch eine große, aus 6 Blatt zusammengesetzte Darstellung: „Allegorie auf den Handel", welche 1585 Kaspar Brinner in Augsburg in Holzschnitten von Jost Amman herausgegeben hat. (Eine neue Ausgabe von Dr. Huttler erschien 1878.) Auch schreibt Doppelmayr dem N. eine große chronologische Tafel in der Nürnberger Stadtbibliothek zu. Es ist dieses eine Tischplatte, auf welcher eine Chronologie des alten Testaments dargestellt ist. — In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte N. sich auch viel mit Geometrie und scheint auf diesem Gebiete besonders mit seinem Freunde, dem Goldschmiede Wenzel Jamitzer gearbeitet zu haben. Es giebt einen gleichzeitigen kleinen Kupferstich, welcher beide Männer zusammen an einem Tische sitzend, mit solchen Studien beschäftigt, darstellt. Daß N. bedeutende Kenntnisse in dieser Wissenschaft besaß, beweiset wohl die Thatsache, daß der Buchdrucker Petrejus die von ihm bestellte, von dem Arzte Walther Riff (Rivius) angefertigte deutsche Uebersetzung und Erklärung des Vitruv vor dem Drucke, — sie erschien 1548 — dem N. zur Durchsicht und Correctur übergab. — Von ganz besonderem Interesse für uns ist Neudörfer's auf Veranlassung des gelehrten Patriciers Georg Röhmer im October des Jahres 1547 innerhalb acht Tagen „bei der Nachtzeit" verfaßtes Manuscript: „Nachrichten von Nürnbergischen Künstlern und Werkleuten", welches kurze Mittheilungen über 79 der bedeutendsten und zum Theil berühmten Mitbürger Neudörfer's enthält. Es ist eine anspruchslose, nicht zum Druck bestimmte, nur aus dem Gedächtniß niedergeschriebene, vielfach mangelhafte Arbeit, welche für uns aber von dem größesten Werthe ist, weil sie die älteste, in vieler Beziehung einzige Quelle für die Kunstgeschichte Nürnbergs in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts ist. Das Original-Manuscript ist nicht bekannt und scheint verloren zu sein; Abschriften desselben, welche jedoch vielfach von einander abweichen, sind mehrere bekannt. Es ist, nachdem schon Sandrart und Doppelmayr, dann auch Will es für ihre Werke benutzt hatten, wiederholt, zuerst mit reichen, werthvollen Anmerkungen versehen, von J. Heller in dessen „Beiträgen zur Kunst- und Litteraturgeschichte" (Nürnberg 1822), dann in einem besonderen kleinen von Friedrich Campe

(Nürnberg 1828) herausgegebenen Bändchen, dann ebenfalls unvollständig von A. Andresen in Bd. XII von Naumann's Archiv für die zeichnenden Künste und zuletzt und am besten, mit vielen sehr werthvollen Berichtigungen, Anmerkungen und Excursen von Lochner (Wien 1875) herausgegeben worden. N. war durch seinen ehrenwerthen Charakter, wie durch sein reiches Wissen und seine verdienstvolle Thätigkeit zu großem Ansehen gelangt; er verkehrte mit den hervorragendsten Persönlichkeiten Nürnbergs und war ihnen zum Theil befreundet. Im J. 1531 wurde er zu einem Genannten des größern Raths erwählt. Bei den Kaisern Karl V. und Ferdinand I. stand er in großer Gnade, wurde von dem letztern um 1543 auch zum kaiserlichen Pfalzgrafen ernannt, womit seine Erhebung in den Adelstand mit dem Beisatze „von Neudegg" und die Ertheilung eines Wappens verbunden war. N. war zwei Mal verheirathet, zuerst seit ungefähr 1522 mit Magdalena, Wittwe des 1518 verstorbenen „Singers" Hans Schellmann und, nach deren Tode, seit ungefähr 1542 mit Katharina, der damals 27 Jahre alten Wittwe des Goldschmieds Hans Sidelmann, einer geborenen Nathanin von Augsburg. — Bald nach seiner Verheirathung kaufte N. am 27. Juli 1524 um 870 Gulden, das unter der Veste gelegene Haus „zu den Steinböcken", jetzt Burgstraße 16, welches bis zum Erlöschen der Familie N. in deren Besitz geblieben ist. — Es giebt mehrere Medaillen mit dem Porträt Neudörfer's, eine größere vom Jahre 1520 zeigt ihn im Alter von 23 Jahren, eine zweite kleinere vom Jahre 1531 im Alter von 34 Jahren und eine dritte noch kleinere, deren Rückseite mit seinem Wappen geschmückt ist, vom Jahre 1554 im Alter von 57 Jahren. — Der ausgezeichnete Maler Nikolaus Neuschatel, welcher 1561 nach Nürnberg kam, malte noch in demselben Jahre ein künstlerisch hoch vollendetes Porträt Neudörfer's, wie die Inschrift darauf besagt, aus Dankbarkeit, welches „zu ewigem Gedächtniß" im Rathhause aufgehängt wurde, daselbst aber schon lange nicht mehr vorhanden ist, sondern sich jetzt in der Pinakothek zu München befindet. Jost Amman hat dasselbe in Kupfer radirt. Derselbe Künstler malte auch das Porträt der Katharina Neudörferin, welches Bitthäuser in Kupfer gestochen hat. — N. starb, nachdem er fast 45 Jahre lang die Jugend unterrichtet hatte, 60 Jahre alt, am 12. November 1563 und ist auf dem Johanniskirchhofe zu Nürnberg bestattet. Sein Grabstein wurde mit einem, jetzt leider nicht mehr vorhandenen, Bronceepithaph geschmückt. Seine Wittwe starb am 26. December 1568. — N. hatte, so weit bekannt, eine Tochter und zwei Söhne. Die Tochter Helene heirathete Cornelius Görz, über welchen nichts bekannt ist. Von dem ältesten Sohne Dr. Stephan N. ist nur überliefert, daß er 1581 sein Bürgerrecht in Nürnberg aufgab und damals ein Vermögen von 4,450 Gulden besaß. Der zweite Sohn

Johann N., der jüngere, wurde am 22. Februar 1543 geboren, wurde als Schüler seines Vaters auch Modist und hat ebenfalls Bedeutendes in der Schreibekunst geleistet, kam seinem Vater darin jedoch nicht gleich. Er hat die deutsche Currentschrift verbessert, u. A. auch „die aufrechte, gelegte und geschobene Schrift" ausgebildet. Ein Autograph von ihm auf Pergament vom Jahre 1558, befindet sich in der Bibliothek des Germanischen Museums zu Nürnberg. N. starb 38 Jahre alt, am 28. October 1581. Es gibt eine kleine Medaille mit seinem Porträt im Alter von 36 Jahren, vom Jahre 1579, auf dessen Revers sein Wappen dargestellt ist. Johann N. hatte ebenfalls zwei Söhne Johann und Anton.

Johann N., geboren 1567 zu Nürnberg, studirte zu Wittenberg und Basel Medicin, promovirte in letzterer Stadt 1597, kehrte dann nach Nürnberg zurück, heirathete daselbst 1598 Barbara, Tochter des Hans Gabron und war

ein sehr beliebter und viel gesuchter Arzt. Er wurde 1599 Genannter des größeren Raths, später auch Pfalzgraf, starb nach 42jähriger segensreicher Thätigkeit als Arzt 72 Jahre alt im J. 1639 und wurde auf dem Johanniskirchhofe neben seiner Gattin bestattet. Es gibt von ihm ein von J. F. L. in Kupfer gestochenes Porträt. Er hatte eine Tochter, welche 1628 den Rechtsgelehrten Lorenz Agricola heirathete.

Anton N. wurde nach dem frühen Tode seines Vaters, des jüngern Johann N., durch Anton Strobel in der Schreibekunst unterrichtet und wurde ebenfalls Modist und Rechenmeister. Er ging 1591 in die Fremde, zuerst nach Köln, wo er die französische Sprache erlernte und ein Werk über Arithmetik ins Deutsche übersetzte, dann nach Italien und ließ sich dann in Nürnberg als Schreib- und Rechenmeister nieder. Er wurde 1598 Genannter des größeren Raths, dann auch Pfalzgraf und gab im Jahre 1599 ein mit schönen Initialen geschmücktes, dem Rathe von Nürnberg dedicirtes Rechenbuch, d. i. ein Lehrbuch des kaufmännischen Rechnens, und 1601 „dero wegen es nicht das Ansehen haben möchte, als ob der Neudörfer'sche Namen ganz und gar erloschen und erstorben wäre", ein Werk über die Schreibekunst in zwei Theilen heraus, deren erster zwei Tractate seines Großvaters und deren zweiter, mit schönen Ornamenten geschmückt, 29 deutsche Versalalphabete (in Holzschnitt) enthält. Im Jahre 1609 zog er, mit einem Vermögen von 12,500 Gulden versehen, nach Regensburg, woselbst er 1628 starb.

Sein Sohn Johann ließ die Werke seines Vaters mit einem Anhange versehen, im J. 1631 und später noch zweimal in neuen Auflagen erscheinen.

Neudörfer's eigene Schriften. — Doppelmayr's Nachrichten von Nürnbergischen Künstlern und die Anmerkungen Lochner's zu seiner Ausgabe von Neudörfer's Nachrichten. R. Bergau.

Neuenar: Adolf, Graf v. N. und Mörs, Statthalter von Gelderland, Utrecht und Overyssel, geb. in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts aus einem protestantischen niederrheinischen Grafengeschlecht, war durch Heirathen mit den Nassauern und Brederode's verwandt und selber mit der Wittwe des 1568 enthaupteten Grafen v. Horn vermählt. So ward er schon früh in die niederländischen Wirren hineingezogen, während die Lage seiner Besitzungen, hart an den niederländischen und namentlich an den geldrischen Grenzen, ihn nicht weniger mit denselben in Berührung brachte. Dazu ergriff er die Partei des Kurfürsten Gebhard von Köln gegen dessen von den Spaniern unterstützten baierischen Nebenbuhler. Kein Wunder, daß er schon bald nach der Utrechter Union von mehreren Seiten als Statthalter von Gelderland vorgeschlagen ward, als Graf Johann von Nassau diese Stelle aufzugeben im Begriff war. Doch wurde ihm 1581 Graf Wilhelm v. Berg, Oraniens Schwager, vorgezogen, doch als der sich 1584 unmöglich gemacht, wurde er zu diesem freilich schwierigen Posten erwählt. Zu spät allerdings um zu verhindern, daß ein ansehnlicher Theil dieses noch sehr katholischen Landes sich den Spaniern zuwandte. Das gewaltthätige Regiment Johanns und das schwache Wilhelms v. Berg trugen damals böse Früchte; die Katholiken waren vom ersteren arg bedrückt, während das letztere ihnen die freie Hand ließ, ihren Uebertritt vorzubereiten. Nur die Hauptstadt Arnhem und einige kleinere Städte gelang es N. zu behaupten, sonst war 1585 fast die ganze Provinz spanisch. Auch mangelte es ihm durchaus an politischer Befähigung und was ärger war, an Charakterfestigkeit, wenn er auch ein aufrichtiger Patriot und Protestant war. Im Felde hatte er kaum größeres Glück. Gelang es ihm auch Neuß in seine Gewalt zu bringen und den gefürchteten Condottiere Martin Schenk auf seine Seite zu ziehen, so erlitt er dafür zusammen mit diesem neuen Alliirten und dem Utrechter

Statthalter Villiers eine gewaltige Niederlage bei Amerongen in der Provinz Utrecht. Ihm selbst brachte diese Schlappe freilich Gewinn, weil er an Stelle des gefangenen Villiers provisorisch zum Statthalter erkoren wurde. Die Wahl hatte er den demokratischen Calvinisten der Stadt zu verdanken, die ihn zu ihrem Führer und Werkzeug ausersehen hatten, um die alten mit Holland und dem nassauischen Hause befreundeten libertinischen Regenten zu stürzen. Sie hatten ganz richtig gewählt. Als Graf Leicester ins Land gekommen war und sich ihnen angeschlossen hatte, trat N. gänzlich auf ihre Seite und lieh seinen Namen zu allen Gewaltthätigkeiten jener rührigen Partei, wenn er sich auch hütete sich persönlich zu betheiligen. Als jedoch Leicester nach England zurückgegangen war, sieht man N. im Laufe des Jahres 1587 allmählich seine Stellung ändern. Es wird das wol dem Einfluß seiner mit den Engländern zerfallenen Frau zugeschrieben. Mit einer gewissen Mäßigung und unter Wahrung der gesetzlichen Formen brachte er eine, wenn auch rein formelle, Versöhnung der Parteien in Utrecht zu Stande, die ihm die Anerkennung seiner Würde eintrug, der er auch die overyssler Statthalterschaft zufügen konnte. Er war damals meist am Niederrhein thätig, wenn auch sein zahlreiches Reitercorps nicht viel anders that, als das Land verwüsten und das Geld der Staaten aufzehren. So konnte er ohne zuviel Aufsehen zu erwecken im Herbste des Jahres 1588 durch einen friedlichen Staatsstreich die Utrechter Demokraten, die er bis jetzt beschützt hatte, mit Hülfe freilich einiger ihrer ehemaligen Häupter, aus dem Regiment in Stadt und Provinz entfernen. Ein Jahr später, im October 1589 kam er bei einem artilleristischen Versuche ums Leben, einen etwas zweifelhaften Namen hinterlassend, wenn auch seine Treue an der niederländischen und protestantischen Sache nie in Zweifel gezogen ist.

Vgl. außer Bor, van Meteren und van Reidt, Groen van Prinsterer, Archives de la Maison d'Orange, 1. Serie. T. VII—VIII; auch Motley, History of the United Netherlands. v. I—II. — Fruin, Tien Jaren, und mein Staat der Ver. Nederlanden. P. L. Müller.

Neuenar: Hermann Graf v. N. (Nuenar), geb. 1492, † 1530, Humanist, nach der Sitte jener Zeit seinen Namen gern latinisirend und graecisirend: de nova aquila, Neaetius. Er war miles et doctor und verdankte seiner vornehmen Geburt und seinem Stande vielleicht mehr als seinen Leistungen die große Beachtung, die er bei seinen Genossen fand. Hermanns Vater war Graf Wilhelm II., sein älterer Bruder Graf Wilhelm III., dessen Frau war eine Schwester des späteren Kölner Erzbischofs Hermann v. Wied. N. bezog am 14. November 1504 die Kölner Universität und scheint nur auf dieser seine litterarische Ausbildung erhalten zu haben. Im J. 1509 oder 1510 unternahm er mit seinem Lehrer Caesarius die damals übliche und nothwendige Studienreise nach Italien. Er erhielt manche kirchliche Würden. Schon ehe er die Universität bezog, war er Canonicus der Kölner Metropolitankirche geworden, dann wurde er Propst zu Aachen und 1524 Archidiakon in Köln und Kanzler der Universität. 1530 begleitete er seinen Verwandten, den schon genannten Kölner Erzbischof auf den Reichstag nach Augsburg, wo er den Forderungen und Ansprüchen der Protestanten sich nicht zuneigte. Ob er früher Luther zugestimmt, wie Bernhard Adelmann v. Adelmannsfelden meint (Heumann, Docum. lit. p. 179), ist zweifelhaft. Seine litterarische Thätigkeit ist nicht sehr bedeutend. Er war Humanist, schrieb, nach Art seiner Genossen, lateinische Briefe und Verse, aber seine Hauptbeschäftigung galt doch der Theologie, sowie der Medicin und Naturwissenschaften. Die Neigung zu jener bethätigte er durch lateinische Uebersetzungen einzelner Psalmen, der Passion Christi, des Gebetes des Königs Hiskia. Das Interesse für diese bewies er durch

ein Büchlein: „De febri sudatoria“ (Köln 1529), durch die Anmerkungen zu einer medicinischen Schrift des Octavianus Horatianus, die sein gleichnamiger Neffe herausgab (Straßburg 1532) und durch botanische Notizen, welche Otho Brunfels in den zweiten Band seines großen Werkes aufnahm (Straßburg 1537). N. war auch Historiker. Er beschäftigte sich, wie viele Humanisten, mit den geschichtlichen Quellen des Mittelalters, und veröffentlichte im J. 1521 Einhard's Werke. Er kannte auch die Chronik des Freculf von Lisieux (vgl. Brief an Pirkheimer bei Heumann, Docum. liter. p. 91), die freilich erst 1595 gedruckt wurde. Außer seinen Editionen ist als selbständige Darstellung seine „Brevis narratio de origine et sedibus priscorum Francorum“ (Basel 1532, später häufig in Sammelwerken wiederholt) zu erwähnen, nach den Quellen gearbeitet, voll patriotischer Gesinnung, doch so gesunden Sinnes, daß er des Trithemius Uebertreibungen und Fälschungen entschieden zurückweist. Als Politiker hat er eine Rede für Karl V., kurz nach dessen Wahl zum Kaiser, veröffentlicht (1519), die sich durch warmen patriotischen Ton auszeichnet. Hauptsächlich aber kommt ihm Bedeutung zu wegen seiner Antheilnahme am Reuchlin'schen Streite. Er wirkte für Reuchlin besonders infolge seiner vornehmen Geburt — vielleicht hat er auch als Ritter Reuchlin's Gegnern gelegentlich einen Streich versetzt — und infolge des Umstandes, daß er als Kölner seine eigenen Stadtgenossen bekämpfte. Er gab die von dem Erzbischof Grg. Benignus in Rom für Reuchlin geschriebene Vertheidigungsschrift heraus (1517) und versah dieselbe mit einem Begleitbriefe, in welchem er die römischen Gönner Reuchlin's aufzählt und mit einem überschwenglichen Gedichte, in welchem er die Argonautenkämpfe und die punischen Kriege für minder bedeutsam erklärt, als die damals für Wissenschaft und Freiheit geführten. Wegen dieser Ausgabe und namentlich wegen seiner Verse erfuhr er in Hochstraten's Apologia prima (1518) heftige Schmähungen: er zeige sich unwürdig seiner Eltern und seiner Vaterstadt. Gegen diese Apologie schrieben Busch, Hutten und Reuchlin entrüstete Briefe und N. gab dieselben mit seinem eignen ausführlichen Verdammungsurtheil heraus: „Epistolae trium illustrium virorum“ (1518). In derselben Schrift findet sich auch eine andere ziemlich nüchterne Defensio (natürlich Reuchlins) nuper ex urbe Roma allata, von einem unbekannten Autor, die N. mit einem scharfen Vorworte versah. Im Kataloge der Reuchlinisten findet sich Neuenar's Name; Reuchlin selbst und andere Häupter der Humanistenschaar hegten für den vornehmen Gesinnungsgenossen Zuneigung und Bewunderung. Zu seiner Charakteristik darf ich wol die Worte wiederholen, welche ich an einem anderen Orte (Renaissance und Humanismus S. 431) gebraucht habe: „Er ist der Rufer im Streit, der die Genossen sammelt, die Treuen belobt, durch seinen Muth und seine Ausdauer die Schwankenden ermuntert; durch seine fanatische Einseitigkeit ein starkes Aergerniß der Feinde und ein nimmer wankender Hort der Genossen.“

J. A. Fabricius, Bibliotheca lat. (Florenz 1858) V, p. 140 ff. — Böcking, Opp. Hutt. VII, 428 ff. und die dort angeführten Autoren. — Geiger, Reuchlin passim. — Ennen, Geschichte der Stadt Köln IV, 103 ff. — Wegele, Geschichte der deutschen Historiographie, S. 136.

Ludwig Geiger.

Neuenar: Hermann (der Jüngere) Graf zu Neuenar und Mörs, Herr zu Bedbur (Bedburg), Erbhofmeister des Erzstifts Köln, welchem Ranke (Päpste, Buch V) zu viel Ehre erweist, indem er ihn einen „großen Protestanten“ nennt, ist nach der gewöhnlichen Angabe im J. 1514 geboren, oder, nach einer Bemerkung seines Schützlings und Freundes Geldorp (A. D. B. XIII S. 533), vielleicht erst im J. 1516. Sein Vater, Graf Wilhelm von N., hat als Vermittler in

den Irrungen Kaiser Karl's V. mit den Schmalkaldener Bundesgenossen und mit dem Kölner Erzbischof Hermann von Wied keine unbedeutende Rolle gespielt (vgl. C. Varrentrapp, Hermann von Wied, Register). Seine Mutter, Anna Gräfin von Wied, war die Erbin der Grafschaft Mörs, sein Oheim der bekannte Humanist Graf Hermann (der Aeltere) v. N. (s. o.). — Ueber die früheren Lebensjahre unseres Grafen H. liegen fast gar keine Nachrichten vor. Da er sich nachmals der französischen Sprache mit Leichtigkeit bedient, können wir vermuthen, daß er seine Studien besonders auf französischen Universitäten gemacht haben wird; jedenfalls zeichnete er sich durch eine bei seinen Standesgenossen nicht gewöhnliche classische Bildung aus. Von zwei Seiten wird berichtet, daß er sogar die Psalmen theils in griechische, theils in lateinische Verse umgedichtet habe. Er sah es später gern, wenn Gelehrte ihm ihre Bücher widmeten. Daneben war er aber auch Kriegsmann; in den Jahren 1542—44 soll er in Diensten Kaiser Karl's V. 200 Lanzenreiter gegen Frankreich geführt haben. — Schon im J. 1538 wurde er mit der im J. 1522 geborenen Gräfin Magdalena von Nassau-Dillenburg, der älteren Stiefschwester Wilhelm's von Oranien verheirathet; als sie ihm nach 30jähriger Ehe am 18. August 1567 durch den Tod entrissen wurde, beklagte er ihren Tod mit bewegten Worten; Wilhelm von Oranien behauptet jedoch einige Jahre früher, seine arme Schwester habe viel von ihrem Manne ausstehen müssen. Das ist wohl glaublich, da wir bestimmt wissen, daß Graf H. dem Laster der Trunksucht in hohem Grade ergeben war. Jedenfalls in Folge dieses Lasters hatte er in seinen späteren Lebensjahren viel von der Gicht zu leiden. — Sein Vater, Graf Wilhelm, scheint im J. 1552 gestorben zu sein, wenigstens begegnet uns in diesem Jahr Graf H. zuerst als regierender Herr. Von seiner Regierungsthätigkeit wird berichtet, daß er sich viel um die Sicherung seines durch die Fluthen des Rheins stets bedrohten Ländchens gekümmert habe. Außerdem hatte er besonders mit den noch fortbestehenden Klöstern zu schaffen. Schon der Vater hatte sich für seine Person zum Protestantismus bekannt und auch sein Land zu reformiren begonnen, aber vorsichtig, aus Rücksicht auf den Kaiser, als den Herrn der benachbarten Niederlande, sowie auf seine beiden Lehensherren, Herzog Wilhelm von Jülich und Cleve und den Kölner Erzbischof. In ähnlich vorsichtiger Weise fuhr Graf H. mit dem Reformationswerk fort und setzte wirklich die Säcularisation mehrerer Mönchs- und Nonnenklöster durch, freilich nur unter allerlei Verdrießlichkeiten und bitteren Klagen über seine Tyrannei, welche bis nach Rom gelangten und ihn dort in den Ruf eines besonders schlimmen Feindes der katholischen Kirche brachten, während er es mit seinen katholischen Nachbarn nie vollständig verdarb, und auch in dem beginnenden niederländischen Religions- und Bürgerkrieg seine Neutralität ziemlich gut zu wahren wußte. (Sehr bezeichnend ist ein Wort des Frater Lorenzo de Villavicencio über Graf H. in einem Brief an König Philipp vom 7. October 1566: suele decir que, cuando està con los católicos, en las palabras y obras es luterano, y cuando està con luterano, en las mismas es católico, y cuando està borracho, ni cree en Dios ni en el diablo etc.). — Als kaiserlicher Rath ist Graf H. sowohl von Karl V., wie von Ferdinand I. und besonders von Maximilian II. mehrfach zu Commissionen verwendet worden, hat auch der römischen Königswahl Maximilian's zu Frankfurt 1562, sowie dem Speierer Reichstag 1570 beigewohnt. Von größerer Bedeutung für die deutsche Geschichte ist jedoch eigentlich nur seine Mithülfe zur Niederlage des Herzogs Ernst von Baiern bei der Kölner Bischofswahl des Jahres 1577. Damals hat er hauptsächlich bei den Kölnischen Landständen es dahin gebracht, daß sie sich deutlich gegen die Wahl des bairischen Herzogs aussprachen und dadurch einigen noch schwankenden Gegnern desselben im Dom.

capitel Muth machten, Gebhard Truchseß ihre Stimmen zu geben. — Nicht lange danach, am 4. December 1578, erlag Graf H. zu Mörs seinem langen Siechthum. Da seine Ehe kinderlos geblieben war, erhob sich über seine Erbschaft ein heftiger, zum Theil selbst mit den Waffen geführter Streit zwischen dem Grafen Werner von Reifferscheid, welcher auf die Herrschaft Bedbur Anspruch erhob, und dem jungen Vetter des Verstorbenen, Graf Adolf v. N., welcher im J. 1570 Graf Hermann's Schwester Walburgis, die Wittwe des 1567 hingerichteten Grafen Philipp von Hoorn geheirathet hatte: ein Streit, in welchen auch die beiden Lehensherren hineingezogen wurden und welcher schließlich zu einer Episode des Kölnischen Krieges und des allgemeinen spanisch-niederländischen Religionskrieges geworden ist.

Eine sehr dürftige und unzuverlässige Biographie H.'s bei Herm. Altgelt, Gesch. d. Grafen u. Herren von Mörs. Düsseldorf 1845, S. 92 ff. (Das Actenstück S. 96 stammt aus den Acten des Kölnischen Wahlprocesses von 1578). — Einzelnheiten bei H. C(astritius), Geldorpius, Scholarum ex monasticis opibus institutio. Leydae 1580. 4° (eigentlich ein noch für Gr. H. selbst geschriebenes Gutachten, mit einem Anhang von Leichengedichten u. anderen biograph. Nachrichten über Graf H.). — Briefe von u. über Graf H. bei Groen van Prinsterer, Archives, Sér. I. tom. I, III, IV u. VI (im Register sind die meisten nicht verzeichnet); anderes aus verschiedenen Archiven in meinen Excerpten. — C. Krafft in d. Ztschr. des Berg. G.-Vs. VI. 290 ff. u. 329. — Lossen, Köln. Krieg I. (s. Register). — Folgende u. vermuthlich noch manche andere Bücher sind Graf H. gewidmet: Hamelmann, de Ecclesia 1557 (nach Krafft a. O.). — M. Tullii Ciceronis Historia . . . per Franc. Fabricium Marcoduranum. Coloniae 1563 (u. 1564). 8°. — G. Cassander, De Baptismo Infantium. Coloniae 1565 (Opp. p. 703). — M. Toxites med. Argentor. Chrysopoeiae Joannis Aurelii Augurelli P. Ariminensis libri tres. Argentorati 1565. 8°. Jo. Wierus, De Irae morbo, Basil. 1577 (Opp. p. 773); in seinem Hauptwerk (de praestigiis daemonum, Opp. p. 507) rühmt Weyer Graf H.'s Vorsicht im Verfahren gegen angebliche Hexen. — Einige (seltene) Münzen von Graf H. verzeichnet Köhler, Histor. Münzbelustigung, Theil XVII. Vorr. Lossen.

Neuenburg: s. Matthias v. N. Bd. XX S. 666.

Neuendorff: Johann Christoph Wilhelm N., geboren am 22. October 1786 zu Brandenburg an der Havel, studirte seit 1805 in Halle und Jena, gab im J. 1816 eine Uebersetzung von Thomson's Jahreszeiten heraus, die Anerkennung fand, wurde, nachdem er zuvor einige andere Stellungen gehabt, am 1. Januar 1823 Archidiaconus in seiner Vaterstadt und starb an einer Unterleibskrankheit am 8. Juli 1837. In schweren Lebensführungen war er aus dem dürren Rationalismus seiner Jugend zu immer vollerer Ergreifung der christlichen Wahrheit gelangt; in seinem Amte verband er mit lebendigem Eifer eine wohlthuende Milde. Er hat eine Reihe geistlicher Lieder und andere Dichtungen verfaßt, von denen einige in der Knapp'schen Christoterpe von ihm veröffentlicht wurden. Auf Veranlassung der Dichterin Agnes Franz (Bd. VII, S. 314), die ihm während seiner letzten Lebensjahre nahe gestanden hatte, gaben der Domprediger Sack in Berlin und Neuendorff's Nachfolger in Brandenburg, Carl Bauer, nach seinem Tode eine „Auswahl aus Neuendorff's hinterlassenen Gedichten nebst einer Lebensskizze und Charakteristik des Dichters“ (Brandenburg 1839) heraus, wodurch seine Lieder in weiteren Kreisen bekannt wurden und Freunde fanden.

Goedeke III, S. 218 u. 1392 (Nr. 309). — Karl Schütze, Deutschlands Dichter und Schriftsteller. Berlin 1862. S. 254. — Koch, Gesch. des Kirchenliedes u. s. f., 3. Aufl., VII, S. 291 f. l. u.

Neuenstadt: s. Heinrich v. d. N. Bd. XI S. 639.

Neuenstein: Karl Freiherr v. N., großherzoglich-badischer Generallieutenant, geb. zu Donaueschingen, wo sein Vater Fürstenbergischer Oberstallmeister war, am 27. Octbr. 1767, † zu Durlach am 15. Febr. 1838. Aus einer alten, in der Ortenau begüterten adeligen Familie stammend, erhielt N. seine Vorbildung für den Militärstand in der Landesakademie zu Stuttgart, wurde 1782 Hauptmann im schwäbischen Kreisinfanterieregiment Fürstenberg und 1806 als Oberstlieutenant in badische Dienste übernommen. Schon 1807 fand er als Führer des badischen Leibregimentes Gelegenheit, sich im Gefecht bei Stargard (21. Februar) rühmlich hervorzuthun. Im Feldzug gegen Oesterreich (1809) commandirte N. als Oberst zuerst das Regiment von Harrant, dann das Leibregiment, endlich die badische Feldbrigade mit allgemein anerkannter Auszeichnung. Von da ging er als Generalmajor nach Spanien und stand vom August 1809 während fünf Jahren an der Spitze des auf Napoleon's Befehl dorthin entsandten badischen Contingentes, nachdem dessen erster Commandant, Oberst von Porbeck, in der Schlacht bei Talavera (28. Juli 1809) gefallen war. In dieser an Gefahren und Strapazen, die der Guerillakrieg mit sich brachte, reichen Zeit fand N. Gelegenheit, sich ebenso durch Tapferkeit und Umsicht, als durch humanes Betragen gegen die feindliche Bevölkerung rühmlich auszuzeichnen. Mit seinen Truppen kämpfte er noch in der Schlacht bei Vittoria auf französischer Seite gegen Wellington. Als Baden nach der Schlacht bei Leipzig der Coalition der europäischen Mächte beigetreten war, wurde das badische Contingent am 12. December 1813 in Bayonne entwaffnet und bis nach Abschluß des ersten Pariser Friedens gefangen gehalten. N., 1814 zum Generallieutenant ernannt, nahm als Commandant der zweiten badischen Infanteriebrigade im Feldzuge von 1814 und als Commandeur des badischen Reservecorps im Feldzuge von 1815 an der Blocade von Straßburg Theil. In den folgenden Friedensjahren blieb N., 1815 zum Commandeur der zweiten Militärdivision, 1817 zum Generaladjutanten der Infanterie ernannt, und mehrfach mit diplomatischen Missionen an auswärtige Höfe betraut, bis 1832 im activen Dienst. Nach seiner Pensionirung verlebte er seine letzten Lebensjahre in dürftigen Verhältnissen. Ein von dem badischen Officiercorps gestifteter Denkstein ziert sein Grab in Durlach.

Vgl. Bad. Biographien II, 109 f. v. Weech.

Neuer: Thomas N., Formschneider, geb. 1768 in Wien, erhielt den Unterricht in der von ihm mit großer Geschicklichkeit betriebenen Technik von Jacob Milchram; er schnitt Vignetten und Holzstöcke für Buchhändler und Verleger; in München bekleidete er die Stelle eines Factors in der königlichen Lottobuchdruckerei und starb daselbst 1850. — Bekannter wurde sein 1808 zu München geborner Sohn und Schüler Heinrich N., welcher schon 1826 nach Berlin zu Gubitz ging und sich in der Xylographie weiter bildete. Nach München zurückgekehrt gründete er eine kleine Schule, in welcher nicht mehr mit dem Messer, sondern insgeheim auch mit dem Grabstichel und anderen verbesserten Werkzeugen geschnitten wurde. N. lieferte nach Graf Pocci's Zeichnungen die Holzschnitte zu „Schön Röslein" (ein Märchen von Guido Görres, München 1838), arbeitete 1836—1838 Vieles für das Werk des Grafen Raczynski (welcher indessen unbegreiflicher Weise seinen Namen ganz stillschweigend übergeht), schnitt figürliche und historische Darstellungen (insbesondere nach

Straehuber), auch Landschaften und Architektonisches, fast Alles mit gleicher Vollkommenheit, darunter auch die Vignette „Gambrinus“ nach M. v. Schwind zu Spindler's „Zeitspiegel“, auch für den sogenannten Hermann-Kalender 1842 und die Ausgabe des Unterrichtsbuches von Goffine (Deggendorf 1845). Ein Verzeichniß seiner Blätter wäre eine dankenswerthe Arbeit, da N. die Xylographie in Aufnahme und zu Ehren brachte und sein Vorgang und Vorbild nicht ohne Einfluß auf die von Kaspar Braun und J. Rehle nachmals begründete und in Flor gebrachte xylographische Anstalt von „Braun und Schneider“ blieb. Leider ist es mir trotz des fleißigsten Suchens seither noch nicht geglückt, Neuer's Todesjahr und Datum aufzufinden. Die nachfolgend verzeichneten Quellen gewähren nur sehr karge und unzuverlässige Notizen über den für seine Zeit sehr bedeutenden und interessanten Meister.

Vgl. Nagler, 1840. X, 203. — Müller-Klunzinger, 1864. III, 173. — Wurzbach, 1869. XX, 245. — Maillinger, II, 3330. — Nagler, Monogrammisten, 1864. IV, 785 (Nr. 2554) u. 1876. V, 159 (Nr. 788).

Hyac. Holland.

Neufchatel: Nicolaus v. N., auch Luchbel genannt, ein wenig bekannter, aber hervorragender Porträtmaler, wurde um das Jahr 1520 in der Grafschaft Bergen im Hennegau geboren, trat 1539 bei dem Maler Pieter Coecke van Aelst (A. D. B. IV, 385) in Antwerpen in die Lehre und ging 1561 nach Nürnberg, wo seine Arbeiten so viel Beifall fanden, daß er sich daselbst niederließ und viele Porträts hervorragender Persönlichkeiten malte. Später ging er nach Prag und starb um 1590. Sandrart, dem wir diese wenigen Nachrichten über N. verdanken, lobt seine Porträts mit Recht wegen ihrer Lebendigkeit, ihres wahren Colorits, ihrer Haltung und guten Technik und in der That sind sie charakteristisch und lebendig aufgefaßt, bestimmt und sicher gezeichnet, sorgfältig modellirt und von leuchtendem Colorit. Gegenwärtig sind nur wenige Bilder dieses Meisters bekannt, zum großen Theil wohl deshalb, weil sie meist andern Malern, wie z. B. dem jüngeren Hans Holbein, zugeschrieben werden. Das bekannteste derselben ist das schöne Bild des berühmten Nürnberger Schreibmeisters Johann Neudörfer und seines Sohnes, jetzt in der Pinakothek zu München.

Sandrart, Deutsche Akademie. — Bergau in der Wartburg, Jahrg. VIII, Nr. 3 und in der Zeitschrift für Kunst- und Antiquitäten-Sammler, Bd. II, Nr. 13.

R. B.

Neufeld: Georg N., zu Danzig geboren, Sohn des Professors Georg N., auf den Danziger Schulen ausgebildet, wurde 1647 in Wittenberg Magister der Philosophie, hielt dort eine öffentliche theologische Disputation, 1649 in Jena ebenfalls mit Bezug auf den synkretistischen Streit, und endlich 1650 und 1652 auch in Königsberg (Ostpreußen). 1653 wurde er Professor der praktischen Philosophie, Logik und Methaphysik an dem Danziger Gymnasium, wie auch Bibliothekar an der „Rathsbibliothek“, der jetzigen Stadtbibliothek. Er starb am 2. August 1673. Eine große Anzahl philosophischer Abhandlungen sind von ihm veröffentlicht worden.

Andreae Charitii commentatio historico-litteraria de viris eruditis Gedani ortis (Wittenb. Saxonum 1715. 4°) p. 110—111. — Christ. Frider. Charitii spicilegii ad D. Andreae Charitii . . commentationem de viris eruditis Gedani ortis . . pars prior (Gedani 1729. 4°) p. 39. Ephr. Praetorii Athenae Gedanenses (Lips. 1715. 8°) p. 112—114.

A. Bertling.

Neufeld: Konrad N., 1623 in Danzig geboren, wo sein Vater Georg N. eine Professur an dem Partikulare inne hatte, beendete 1639 seine Schulzeit mit einer öffentlichen Disputation, besuchte 1640—1645 mehrere Universitäten

und wurde zuletzt in Wittenberg Magister der Philosophie (1645). Nach einem kurzen Aufenthalt in seiner Vaterstadt begab er sich nach Königsberg, wo er, in enge Verbindung mit Myslenta getreten, 1650 Rector der Schule Kneiphof-Königsberg wurde. Doch schon am 24. Januar 1656 endete sein Leben. Eine ziemliche Anzahl philosophischer Schriften ging aus seiner Feder hervor, wie einige andere, die dem synkretistischen Streite galten.

Wittenii Diarii Biograph. P. 1. — Andreae Charitii commentatio historico-litteraria de viris eruditis Gedani ortis (Wittenb. 1715. 4°) p. 109—110. — Christ. Frider. Charitii spicilegii ad D. Andreae Charitii . . . commentationem de viris eruditis Gedani ortis pars prior (Gedani 1729. 4°) p. 36—39. — Erleutertes Preußen, Tom. III, p. 377. A. Bertling.

Neuffer: Christian Ludwig N., Dichter, geb. zu Stuttgart am 26. Januar 1769, † zu Ulm am 29. Juli 1839. Aus einer Familie, in welcher starke Hinneigung zum Pietismus herrschte, entsprossen, wurde N. zum Theologen bestimmt, trat nach Absolvirung des Stuttgarter Gymnasiums Herbst 1786 in das Tübinger Stift (evang. theol. Seminar) ein, magistrirte 1788 und verließ 1791 die Universität. Nach dem theologischen Examen wurde er Hilfsgeistlicher in Stuttgart, 1792 am Waisenhaus daselbst als Prediger verwendet, welche Stelle er 1799 definitiv erhalten zu haben scheint. (Daß er 1801 Pfarrer in Benningen bei Ludwigsburg geworden sei (Gradmann, D. gel. Schwaben 866), ist falsch und beruht auf Verwechslung mit einem ein Jahr älteren Namensvetter, Christoph Friedr. Ludw. N.) Im Spätjahr 1803 wurde N. Diaconus in Weilheim unter Teck, im Sommer 1808 Pfarrer in dem benachbarten Zell am Aichelberg, endlich im August 1819 Stadtpfarrer am Münster und Schulinspector zu Ulm, zugleich Gründer und Leiter eines Mädcheninstituts, nachdem er schon in Stuttgart auf dem Gebiete des höheren Töchterunterrichts thätig gewesen war. — Neuffer's Persönlichkeit als Schriftsteller ist einmal durch seinen theologischen und pädagogischen Beruf und dann durch seine classicistischen Neigungen, wie sie in der Zeit lagen, bestimmt. Schon als Stuttgarter Gymnasiast machte er die Bekanntschaft Gotthold Stäudlin's, später die Schubart's. Auf der Hochschule stand er in innigem Freundschaftsverhältniß mit Hölderlin und R. F. H. Magenau (Bd. XII, S. 728; Bd. XX, S. 56), von welchem die im zweiten Bande der großen Schwab'schen Hölderlin-Ausgabe abgedruckten Briefe, sowie manches noch Ungedruckte, worunter ein nicht über die Anfänge hinaus gediehenes Bundespoesiebuch der drei jungen Dichter, Zeugniß geben. Späterhin bildete N. als Herausgeber des „Taschenbuchs für Frauenzimmer“ (1799—1802) und noch später des „Taschenbuchs von der Donau“ (1814, 1825), hierin Stäudlin's Nachfolger, einen Mittelpunkt für die dichterischen Bestrebungen in Schwaben, wozu er durch formelles litterarisches Talent und persönliche Liebenswürdigkeit sich wohl eignete. Er selbst war dichterisch fruchtbar; seine Lyrik ist der ersten Jugendlyrik Hölderlin's nah verwandt: classicistische Richtung in der späteren Art Schiller's, wie bei den meisten schwäbischen Lyrikern seiner Zeit. Dazu kommt aber noch als besonderes Charakteristicum die Vorliebe für das Idyll, im Charakter und Stil von J. H. Voß. Neben den poetischen Arbeiten laufen, besonders in Neuffer's späterer Zeit, auch populär-theologische und pädagogische her.

Hauptquelle für Neuffer's Biographie ist die in der Schwäbischen Chronik 1839, S. 937, 941, 949 abgedruckte autobiographische Skizze, auf welcher der etwas weiter ausgeführte Artikel im Neuen Nekrolog der Deutschen 1839, S. 661—670, beruht. — Zu den in Goedeke's Grundriß genannten Werken Neuffer's kann ich noch hinzufügen: Taschenbuch für Frauenzimmer für 1799, 1800, 1802 („Die Herbstfeier“ scheint als Taschenb. f. 1801 zu gelten). —

Monatschrift für Geistes- und Herzensbildung junger Frauenzimmer, 1802, 1803. — Predigten über einige wichtige Gegenstände der Religion und Moral, 1803 (mit Bildniß). — Kleiner Taschenkalender für 1804. — Die Werke des Sallustius, 1819 (1820?). — Gesänge der Liebe und Treue aus den schönen Tagen der Jugend, 1826. — (Neubearbeitung seiner Aeneisübersetzung, 1830.) — Das Gebet des Herrn, 1832. — Vermächtniß für christlich gesinnte Söhne und Töchter, 1834. — Ueber den Zerfall des Cultus, 1837. — Weihgeschenk für Töchter von Stand und Erziehung (nach d. Engl.), 1837. — Dazu einige Casualpredigten. Hermann Fischer.

Neugart: Trudpert N., Geschichtschreiber, geb. am 23. Februar 1742 zu Villingen auf dem Schwarzwalde. Der Sohn bürgerlicher Eltern, erhielt er seine höhere Ausbildung an dem Gymnasium der Benedictiner zu St. Georg und St. Blasien. Im J. 1759 trat er hier in den Orden selber ein und wurde 1765 zum Priester geweiht. Von einer gründlichen Vertiefung in die Wissenschaft von jeher beseelt, widmete er sich zunächst mit so erfolgreichem Eifer dem Studium der biblischen Sprache, daß ihm bereits im J. 1767 die Professur derselben an der Universität Freiburg im Br. übertragen wurde. In dieser Stellung verblieb er indeß nur kurze Zeit und kehrte im J. 1770, wie es scheint, nicht ungern in sein Kloster zurück, wo ihm der Abt Gerbert berühmten Namens das Lehramt der Theologie für die jüngeren Ordensbrüder übertrug. Vom J. 1780 an treffen wir N. auf verschiedenen St. Blasischen Expposituren und zwar als Pfarrer in Gurtweil und in Röggenschwihl und seit 1771 als sogenannten Lehenpropst in Bonndorf. Nach dem Jahre 1772 nach St. Blasien zurückgerufen, erhielt er die Würde des Stiftsdecans; nach dem Tode des Fürstabts Moritz eröffnete sich N. sogar die Aussicht, dessen Nachfolger zu werden, er entzog sich jedoch dieser Ehre und begnügte sich mit der Propstei Krotzingen, die in der Nähe von Freiburg im Br. lag und seiner Zeit der Wohnsitz des bekannten Geschichtschreibers Marquard Herrgott (s. A. D. B. XII, 212—214) gewesen war. N. selbst war in der Zwischenzeit zu geschichtlichen Studien übergegangen und hatte im J. 1780 von dem Abt Gerbert den Auftrag erhalten, die Geschichte des Bisthums Constanz zu schreiben, die bestimmt war, einen Theil der Germania Sacra zu bilden, zu welcher der genannte Fürstabt die ruhmvolle Anregung gegeben hatte. N. hatte sich bisher zwar mit geschichtlichen Arbeiten nicht beschäftigt, aber er bewies durch die That, daß er zu solchen vollkommen berufen und befähigt war. Er erkannte ganz gut, daß es zweckmäßig sei, dem geplanten Werke eine umfassende urkundliche Grundlage zu geben, und dieser Einsicht verdankt der Codex diplomaticus Alemanniae seinen Ursprung. Die Sammlung des betreffenden urkundlichen Materials war übrigens für N. mit mancherlei Verdrießlichkeiten und Enttäuschungen verbunden, weil die verschiedenen Stifter und Abteien, an deren Archive er sich dabei mit angewiesen sah, voll ängstlichen Mißtrauens seinen Eifer mit geringem Entgegenkommen erwiderten und viele geradezu sich weigerten, ihm den Zugang zu ihren Schätzen zu gestatten. Er ließ sich jedoch durch diese entmuthigenden Erfahrungen nicht abschrecken und seine Ausdauer machte es möglich, daß der erste Band des in Rede stehenden Urkundenbuches noch im J. 1791 an das Licht treten konnte. Die ehrende Aufnahme, die diese Publication fand, durfte ihn für die harte Probe, auf welche seine Geduld gestellt worden war, einigermaßen entschädigen und zur Vollendung des Begonnenen ermuntern. Er hat auch in der That den zweiten Theil zu Stande gebracht und der Oeffentlichkeit übergeben. Auf dieser festen Grundlage baute er dann seinen „Episcopatus Constantiensis Alemanniae“ auf, dessen ersten Bandes ersten Theil er auf dem Propsteihofe in Krotzingen vollendete und der im J. 1803 aus der Druckerei von St. Blasien hervorging. N. hatte

ihn dem Kurfürsten von Mainz, Karl Theodor von Dalberg, der zugleich Fürstbischof von Constanz war, zugeschrieben. Seit dem Erscheinen des Urkundenwerkes, noch mehr aber seit der Veröffentlichung des ersten Theiles des Geschichtswerkes nahm N. unter den deutschen Geschichtsforschern eine hochgeachtete Stellung ein und stand mit verschiedenen gelehrten Forschern in näherer Verbindung. Es sei hier vor allem seiner Beziehungen zu dem Geschichtschreiber der Schweiz, Johannes v. Müller, gedacht, und erwähnt, daß dieser sich u. a. auch Neugart's Empfehlungen bediente, um seine Berufung nach Mainz verwirklicht zu sehen. N. war, was seine kirchlichen Gesinnungen anlangt, nichts weniger als ein blinder Eiferer, und es ist bekannt, daß seine Beurtheilung der Reformation von hoher Unbefangenheit Zeugniß ablegt: aber aus den Briefen, die er damals an Johannes Müller gerichtet hat, geht doch zugleich hervor, daß er damals die Hoffnung und den Wunsch nicht ganz zu unterdrücken vermochte, der so billig urtheilende Censor des Mittelalters möge folgerechter Maßen in den Schoß der Mutterkirche zurückkehren. (Vgl. die Briefe an J. v. Müller, herausgegeben von Maurer-Constant, Bd. 6.) N. hatte wohl gedacht, der zweite Theil des ersten Bandes seines Geschichtswerkes sollte nicht allzuspät auf den ersten folgen. Es war aber anders damit beschlossen. Die gewaltigen Veränderungen, mit welchen das deutsche Reich seit dem Anfange des 19. Jahrhunderts heimgesucht wurde, griffen auch in sein Schicksal empfindlich ein. Die Fürstabtei St. Blasien wurde bekanntlich säcularisirt und kam unter badische Herrschaft. N. beurtheilte diese Umwälzung gefaßter und verständiger als viele andere, die davon betroffen wurden. Er hätte es zwar gern gesehen, wenn St. Blasien, in Erinnerung an seine Vergangenheit und Verdienste um die Cultur, von der beschlossenen allgemeinen Vernichtung ausgenommen worden wäre und strengte sich in dieser Richtung an. Als dann über die Vergeblichkeit solchen Bemühens kein Zweifel übrig blieb, hätte er wenigstens für seine Person eine Ausnahme gewünscht und sich auf Lebenszeit den Besitz der Propstei Krotzingen gern vorbehalten gesehen; aber auch dieser Wunsch blieb unerhört und es wurde nicht für zweckmäßig befunden, ihm zu Liebe eine Ausnahme von der Regel zu machen. So beschloß denn der Convent von St. Blasien, der das Loos der Säcularisirung nicht über sich ergehen lassen wollte, sich auswärts eine neue Heimath zu suchen. N. war es, der es (1787) übernahm, im Auftrage seiner Mitbrüder nach Wien zu gehen und ihre Aufnahme irgendwo im Umkreise des Kaiserstaates zu betreiben. Die Verwendung war von Erfolg begleitet. Die österreichische Regierung wies den Sanct Blasianern das seiner Zeit von Kaiser Joseph II. aufgehobene Kloster St. Paul im Lavantthal bei Klagenfurt als neue Heimath an. Hierher siedelte der Abt Berchtold mit 40 Conventualen, worunter auch N., noch in demselben Jahre über. Noch 18 Jahre hat N. in diesem Asyl zugebracht. Auch dieser Theil seines Lebens war dem Dienste zugleich der Wissenschaft geweiht, wie der vorausgegangene es gewesen war. N. vollendete zunächst den zweiten Theil des ersten Bandes seines Epicopatus Constanc., der freilich erst 37 Jahre nach seinem Tode (1862) zum Druck gelangte und wegen der berührten Verhältnisse und der Entfernung vom Heimathslande an Werth dem ersten Theile nicht ganz gleichkommt. Zugleich vertiefte sich N. jetzt aber auch in die Geschichte seiner neuen Heimath und verfaßte u. a. eine auf gründlichen Studien ruhende Geschichte des Klosters St. Paul in lateinischer Sprache; auch dieses Werk ist erst mehrere Jahrzehnte nach seinem Hinscheiden (1848—1854) veröffentlicht worden. Neugart's Wirksamkeit in St. Paul, namentlich als Lehrer angehender Mönche, wird von sachkundiger Seite gerühmt und er soll zugleich für die Belebung der historischen Studien in seiner Umgebung in hohem Grade belebend gewirkt haben. G. v. Ankershofen z. B., der sich um die Geschichte Kärnthens mehrfach verdient gemacht hat, ist von ihm angeregt worden. Seine alte Heimath

hat N. nicht wieder gesehen; am 15. December 1825, im Alter von beinahe 83 Jahren, ist er gestorben.

Vgl. F. J. Mone, Quellensammlung zur badischen Landesgeschichte (Karlsruhe 1848). 1. Bd., Einleitung, S. 49—52. — Derselbe in den Heidelberger Jahrbüchern, Jahrgang 1855, S. 533—542. — H. Schreiber, Geschichte der Universität Freiburg im Br. 3. Thl. (Freiburg 1866) S. 147—148. — Joseph Bader, Das ehemalige Kloster St. Blasien auf dem Schwarzwalde und seine Gelehrten-Akademie (Freiburg im Br. 1874) S. 115—120, wo sämmtliche Schriften Neugart's aufgeführt sind.

Wegele.

Neugebauer: Joseph N., ein der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts angehöriges Mitglied des Jesuitenordens, über dessen Geburts- und Todesjahr genaue Angaben fehlen. Dieser Mann, ein Oesterreicher von Geburt, ist wegen seiner merkwürdigen Lebensschicksale einer besonderen Erwähnung werth. Er hatte in seiner Jugend das Tischlerhandwerk erlernt und trat als Laienbruder in den Jesuitenorden. Die geistigen Fähigkeiten, welche seine Oberen an ihm bemerkten, waren Ursache, daß man ihn in den Schulen des Ordens Studien machen ließ, nach deren Zurücklegung er die priesterlichen Weihen empfing und als Missionär nach Cochinchina geschickt wurde. Er stieg am Hofe des Königs von Cochinchina zum Range eines Mandarinen empor und lieferte in den Jahren 1737—1750 eine Reihe von Missionsnachrichten, welche in das von dem Jesuiten P. Stöcklein (siehe s. v. Stöcklein) unter dem Titel „Neuer Weltbott“ veröffentlichte Sammelwerk aufgenommen sind.

Vgl. Backer, Ecrivains, Tom. V. Werner.

Neugeboren: Daniel Georg N., geb. in Hermannstadt am 21. September 1759, † am 11. Februar 1822 in Birthälm als Superintendent oder, nach der Sprache des Gesetzes, Bischof der evangelischen Landeskirche A. C. in Siebenbürgen. Sein Vater Kaspar Heinrich N. war in Quedlinburg geboren und hatte, auf der Wanderschaft nach Hermannstadt gekommen, als Gürtler hier Bürgerrecht erhalten und eine neue Heimath gefunden. Der Sohn, ursprünglich demselben Gewerbe bestimmt, kehrte, dem eigenen Zug seines Geistes und der dringenden Aufforderung seiner Lehrer folgend, bald an das Gymnasium seiner Vaterstadt zurück, wo er, von dem trefflichen Rector Jakob Aurelius Müller (s. A. D. B. XXII, 517) liebevoll gefördert, durch ausgezeichnete Anlagen und unermüdlichen Fleiß „selbst des höchsten Lobes nicht unwerth“ im April 1778 absolvirte. Der unmittelbar an seine Gymnasialstudien sich anschließende, bis December 1781 dauernde Aufenthalt Neugeboren's im Hause des Oberstlieutenants v. Chernell in Bellovar in Kroatien, der ihm die Erziehung seines Sohnes übertragen, vertiefte die außergewöhnliche geistige und sittliche Reife des jungen Mannes, der zu Anfang des Jahres 1782 nach einem vierwöchentlichen Aufenthalt in Wien voll ernster Studienpläne die Universität Leipzig bezog. Hier, am 3. April 1782 immatriculirt, weilte er bis Februar 1784, insbesondere philologischen und theologischen Studien hingegeben und die Universitätsbibliothek eifrigst benützend, zugleich in persönlichem Verkehr mit bedeutenden Männern der Hochschule wachsend. Diese Lehr- und Lernjahre Neugeboren's seit seinem Abgang vom Gymnasium sind zunächst bezeichnet durch die von ihm besorgte Herausgabe von Johann Bethlen's Commentarii de rebus Transsilvanicis, proximis ab obitu Gabrielis Bethlenii triginta quatuor annis gestis, deren zwei Theile 1779 und 1780 bei Joseph v. Kurzböck in Wien erschienen. Die ursprünglichen Auflagen des genannten Werkes, das unter dem Titel: Rerum Transsilvanicarum libri quatuor (1629—63) in Hermannstadt 1663, in Amsterdam 1664 gedruckt worden, waren vollständig vergriffen; die neue Ausgabe des auf amtlichen Quellen

und eigenen Erlebnissen des hochgestellten Verfassers beruhenden Geschichtsbuches leitete N. mit einem biographischen und litterarhistorischen Vorwort ein — d. d. Bellovar, 1. Juni 1778, mit der Widmung des Werkes an Jakob Aurelius Müller — fügte an geeigneten Stellen ergänzende oder berichtigende Noten hinzu und vermehrte seine Brauchbarkeit durch eine eingehende Inhaltsanzeige. Während seiner Studienzeit in Leipzig erwarb N. mit seiner Arbeit „De gente Bathorea“ (Lipsiae 1783) den von der Jablonowsky'schen Gesellschaft hiefür ausgeschriebenen Preis; das 1829 in neuer Auflage erschienene Büchlein (35 S. in Quart) enthält die nach den damals zugänglichen Quellen dargestellte Genealogie des Hauses Bathori, dem u. a. mehrere siebenbürgische Fürsten entstammen. Am Schluß des Winters 1784 folgte N. dem Rufe, der von Hermannstadt an ihn ergangen und war vom November an als Lehrer am Gymnasium thätig, abwechselnd in den Fächern der Religion, der lateinischen und deutschen Sprache, der Mathematik und Philosophie verwendet. Vom November 1790 an leitete er als Rector die seit längerer Zeit in fröhlichem Aufstreben begriffene Anstalt, die seit dem Anfang der achtziger Jahre in dem neuen, eruditioni virtuti exemplis geweihten Schutzgebäude ein würdiges Heim gefunden hatte. Von Anfang an in jenem trefflichen Männerkreis, welchen Freiherr Samuel v. Brukenthal (s. A. D. B. III, 395) durch die Macht seiner edeln Persönlichkeit und seine reichen wissenschaftlichen Sammlungen um sich vereinigte, gehörte N. zur Zahl jener Muthigen, welche auch nach der mit Joseph II. beginnenden, die politisch-staatsrechtliche Stellung der sächsischen Nation zerschlagenden Revolution von oben das Vertrauen auf die Wiedergewinnung des alten Rechtes und die Zukunft dieses deutschen Volkes nicht verloren. Wie dieses in dem schweren Kampfe unverzagt mit den leuchtenden Waffen des Geistes stritt, so sahen sie in der auf dem Boden der deutschen Pädagogik stehenden Schule, in der Pflege der deutschen Wissenschaft unzerstörbare Grundlagen ihres weiteren nationalen Bestandes. Mit aus solchem Geiste ist die „Erste Anleitung zu der grammatikalischen Kenntniß der deutschen und der lateinischen Sprache“ (Donatus latino-germanicus) entstanden, welche N. zum Gebrauch der untersten Klassen des Hermannstädter Gymnasiums 1795 drucken ließ; die Anleitung zu der bei dem Unterricht zu befolgenden Methode, der gesammte weitere grammatikalische Stoff aus dem Gebiet der deutschen, dann der lateinischen Sprache steht auf der Höhe der damaligen deutschen Schulkunde und zeigt durchweg den denkenden erprobten praktischen Lehrer. Es ist an den siebenbürgisch-sächsischen Schulen zwei Menschenalter lang erfolgreich im Gebrauch gewesen. In dem Dienst desselben unterrichtlichen und erziehenden Gedankens stehen die von N. selbst, oder auf seine Veranlassung und unter seiner Mitwirkung verbessert herausgegebenen Langianischen Gespräche, ein neues A-B-C-Buch, ein kleineres und größeres Lesebuch, ein Büchlein für den Religionsunterricht, eine kürzere Bearbeitung des alten Orbis pictus, allerdings ohne Bilder, lateinisch, deutsch, magyarisch. Es sind Basedow-Rousseau'sche Gedanken, die in der sächsischen Schule Raum erhalten. Für die Wissenschaft war N. nicht nur dadurch thätig, daß er die reichen Schätze der Brukenthal'schen Sammlungen ordnen half und insbesondere in vortrefflicher Weise den Grund legte zu einem beschreibenden Katalog der ausgezeichneten Münzsammlung: er gehört auch zu den Gründern der ersten deutschen wissenschaftlichen Zeitschrift im Lande, der „Siebenbürgischen Quartalschrift“, deren erster Band 1790 bei Hochmeister in Hermannstadt erschien. Die einleitende Abhandlung „Ueber die Lage und Hindernisse der Schriftstellerei in Siebenbürgen“, Verhältnisse beleuchtend, die zum Theil heute noch drückend fortdauern, ist eine Arbeit seiner Hand. Anderes, so die „Uebersicht über die neueste Literatur“ (1, 82), der Auszug aus d'Anville's Abhandlung „Von den Völkern, welche heutzutag das Trajanische Dacien bewohnen“

zeigt nicht nur, wie heimisch N. auf jenen Gebieten war, in welch' innigem Zusammenhang er namentlich mit dem geistigen Leben Deutschlands stand, sondern auch welch' eine Freiheit und Tiefe des Urtheils ihm eigen. Auch an der 1790 nach Josephs II. Restitutionsedict bei der „Auflebung der für erloschen erklärten (sächsischen) Nation“ erschienenen Volksschrift „Die Siebenbürger Sachsen“, die in großen Zügen einer ernst ergreifenden geschichtlichen Darstellung das diesem zugefügte Unrecht darlegt und durch die reinigende Freude: „Heil uns, wir sind wieder ein Volk; die Auferstehung verherrlicht jedes Samenkorn, das in der Erde erstorben war, möchte auch unser Volk herrlicher wieder aufleben, als es erloschen“, die Volksseele für alle Zukunft kräftigen will, hat N. seinen Antheil. Bei der Drucklegung des neuen Hermannstädter Gesangbuches (1791—93) half N. gleichfalls mit; nach Einigen soll die mit demselben herausgegebene Sammlung von Gebeten ihn zum Verfasser haben. Nach fast neunjährigem, überaus fruchtbarem Rectorat, unter dem die Gymnasialbibliothek in neue Ordnung gebracht, das Münz- und Naturaliencabinet, sowie die Sammlung der mathematischen Instrumente vermehrt, eine eingehende Anweisung für Gang und Methode des Unterrichts und die disciplinarisch-erziehliche Behandlung der Schulen gegeben, für die künftigen Dorfschullehrer und Prediger eine eigene grammatikalische und homiletische Classe, schon mit dem Gedanken zugleich einer Art Uebungsschule, errichtet worden war, — alles wesentlich aus der Initiative und durch den zielbewußten Eifer Neugeboren's, folgte der 40jährige Mann dem an ihn ergangenen Ruf in die Pfarre nach Reußmarkt (August 1799), woher ihn im October 1805 Mühlbach zum Stadtpfarrer berief; nach dem Tod seines geliebten Lehrers Jakob Aurelius Müller wählte ihn die Synode zum Superintendenten (17. December 1806) und damit die Marktgemeinde Birthälm zum Pfarrer. Hier erwarteten ihn neue große Aufgaben. Trotz des 13. siebenbürgischen Gesetzartikels von 1791, welcher die alt-gesetzliche Verfassung der sächsischen Nation auch für die Zukunft gewährleistete und in dem, mit dem Leopoldinischen Diplom übereinstimmenden Stand aufrecht erhielt, änderte die ganz absolutistisch verfahrende Regierung durch die sogenannten Regulativpunkte eigenmächtig dieselbe, wodurch auch die kirchliche Ordnung vielfach ins Schwanken kam. Nach mehrseitigem Anstoß legte das evangelische Oberconsistorium im December 1800 den Entwurf einer Verfassungsacte vor, an dessen Abfassung N. im Auftrag des Superintendenten Müller wesentlichen Antheil gewonnen hatte; daraus ist die „Allerhöchst genehmigte Vorschrift für die Consistorien der Augsburgischen Confessionsverwandten in Siebenbürgen“ erwachsen, welche 1817 von Wien für diese herabgegeben wurde. Die auf dem Boden derselben 1818 vom Oberconsistorium herausgegebenen Instructionen für die Domestical- und Localconsistorien sind das Werk Neugeboren's, ebenso die 1818 erlassene Kirchenvisitationsordnung. Die im Anschluß an diese in demselben Jahr veröffentlichten Visitationsartikel, welche nach dem Vorbild der ähnlichen Artikel aus dem 16., 17. und 18. Jahrhundert, doch dem geänderten Bedürfniß entsprechend, zur Erhaltung der guten Ordnung in allen Stücken eine ausführliche Belehrung über die Rechte und Pflichten des Lehrstandes und der Verwalter des Kirchengutes, dann über die Ordnung des öffentlichen Lebenswandels enthalten, verdankt die Kirche gleichfalls wesentlich seiner ernsten pflichttreuen Arbeit; die kirchliche Oberbehörde hat an allen diesen Acten bei der endgültigen Schlußfassung darüber im Ganzen wenig Aenderungen vorgenommen. In seine Amtsverwaltung fällt endlich die neue „Candidations- und Wahlnorm für die Pfarrerswahlen“, welche mit Hofdecret vom 4. September 1818 nicht ohne mannigfache Aenderungen der Vorlage genehmigt wurde, Aenderungen, deren Vornahme allerdings mit den alten Religionargesetzen des Landes nicht im Einklang stand, über die aber die

Regierung sich damals allen Kirchen gegenüber ohne Bedenken hinaussetzte. Eine der letzten Arbeiten Neugeboren's war der Plan zur gleichmäßigen Einrichtung der evangelischen Dorfschulen (1821); er ist fast zwei Menschenalter lang in Geltung und Wirksamkeit geblieben. In Birthälm gestaltete er opferwillig den Pfarrhof zu einem würdigen Sitz der Superintendentur um, führte ein neues Archivgebäude auf und legte den Grund zur besseren Ordnung der reichen, dahin gehörigen Schätze. Auch für die Erhaltung der Pfarrarchive wurde ernste Sorge getragen; für die Regelung des Eheproceßverfahrens ist N. organisatorisch thätig gewesen. Die würdige Feier des dritten Säcularfestes der Reformation (1817) in der gesammten Landeskirche ist gleichfalls sein großes Verdienst; die Erlaubniß dazu hatte er von dem in jenem Jahr das Land bereisenden Kaiser Franz in besonderer Audienz erwirkt. Eine ganze reiche Lebensarbeit auf dem Gebiet der Schule, der Wissenschaft, der Kirche, die den Besten ihrer Zeit genug gethan, sichert so der Persönlichkeit Neugeboren's in allen Kreisen, die am deutschen Leid und Streben im fernen Südostkarpatenlande Antheil nehmen, auch heute noch dauernde Theilnahme.

Jos. Trausch, Schriftstellerlexikon der Siebenbürger Deutschen, III, Kronstadt 1871. — H. Neugeboren, Daniel Georg Neugeboren im Archiv des Vereins für siebenb. Landeskunde, XV, 296 ff. — Fr. Teutsch, Geschichte des evang. Gymn. A. B. in Hermannstadt im Archiv des Vereins für siebenb. Landeskunde, XIX, 364 ff. Dazu noch benützt das Archiv der evang. Landeskirche.

G. D. Teutsch.

Neugeboren: Karl N., Sohn des Superintendenten Daniel Georg N. (s. vorst. Art.), geb. in Hermannstadt am 1. April 1781, nach juridischen Studien im Dienste der Stadt und des Stuhls Hermannstadt hier Magistratsrath, 1850 der k. k. Oberlandesgerichtscommission zugezogen, als pensionirter Oberlandesgerichtsrath am 6. November 1861 gestorben, gehört in die Reihe jener Männer, welche im siebenbürgischen Sachsenland trotz des schwer lastenden Druckes der Metternich'schen Stillstandspolitik in den dreißiger Jahren eine neue, dem Geist deutscher Forschung folgende Geschichtslitteratur im Auge gehabt und begründet, oder doch dafür gearbeitet haben. (Vgl. Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde IX, 11.) Dem langgefühlten Mangel einer Zeitschrift für Landeskunde abzuhelfen und damit zugleich eine lautere Quelle der Vaterlandsliebe zu erschließen, verbanden sich 1833 Freunde der Wissenschaft zur Herausgabe einer solchen und N. trat mit Benigni (s. A. D. B. II, 333) in die Redaction derselben ein. Es ist die in zwei Bänden und dem ersten Heft des dritten Bandes von 1833—1838 in Hermannstadt erschienene „Transsilvania". Eine Arbeit Neugeboren's eröffnet nach der Einleitung die Zeitschrift: „Andreas Bathori, Cardinal und Fürst von Siebenbürgen", im Wesentlichen eine schlichte Zusammenstellung dessen, was Samoschközi und Wolfgang Bethlen über ihn berichten. Der Mangel eines entsprechenden Handbuchs der Geschichte von Siebenbürgen bestimmte N. 1836, die Frucht einer vieljährigen Arbeit unter diesem Titel zu veröffentlichen; die zahlreiche Subscription auf das Buch zeigt, wie groß das Bedürfniß war, und daß unter diesen Subscribenten auch zahlreiche Officiere der damaligen Szekler- und „Walachen"-Grenzregimenter waren, ist ein ebenso schönes als lehrreiches Zeichen jener Zeit. Das Werk selbst, tieferer historischer Kunst und Forschung entbehrend, ist eigentlich nur eine äußerliche chronologische Zusammenstellung von Ereignissen und Thatsachen nach Angabe der gewöhnlichen gedruckten Quellen und Hilfsmittel; seine litterarhistorische Bedeutung besteht eben darin, daß es nach langem Stillstand ein erster Versuch auf diesem Felde war, für den bei der damaligen großen Abgeschlossenheit Siebenbürgens vom

mächtigen Strom der deutschen Wissenschaft noch immer ein Wort der Anerkennung sich ziemt.

J. Trausch, Schriftstellerlexikon der Siebenb. Deutschen, III, Kronstadt 1871. G. D. Teutsch.

Neuhaus: Johann Karl Friedrich N., schweizerischer Staatsmann (1796 bis 1849), wurde am 9. Februar 1796 zu Neuenburg geboren, wo sein Großvater sich als Arzt niedergelassen hatte. Seine Familie stammte aus Biel und nahm in der kleinen, unter der nominellen Oberhoheit des Fürstbischofs von Basel stehenden, aber als ein „zugewandter Ort“ mit der Eidgenossenschaft verbündeten und politisch fast selbständigen Stadt von alter Zeit her eine angesehene Stellung ein. Eine Reihe sehr tüchtiger Aerzte war aus dieser Familie hervorgegangen, bei einem derselben hatte einst Albrecht v. Haller seine ersten medicinischen Vorstudien gemacht. Neuhaus' Vater, früher Officier im Dienste Frankreichs, ließ sich wieder in seiner ursprünglichen Heimath nieder, die unterdessen durch die Beschlüsse des Wiener Congresses mit dem Kanton Bern vereinigt worden war, und wurde hier im J. 1817 Bürgermeister. N. soll zuerst Neigung zum geistlichen Berufe gezeigt haben, entschied sich aber zum Kaufmannsstand und hielt sich deshalb von 1812—1820 in Straßburg auf, wo er jedoch, bei äußerst zurückgezogener Lebensweise, jede freie Stunde benutzte, um durch ernstes Selbststudium seinen Geist zu bilden und sich allgemein wissenschaftliche Kenntnisse zu erwerben. Obwol der deutschen Schweiz angehörig, betrachtete er doch, seiner Erziehung entsprechend, das Französische als seine Muttersprache. Nach Biel zurückgekehrt, wurde er durch seine Ehe Antheilhaber an einer bedeutenden Kattundruckerei und bethätigte sich an deren Betrieb mit Fleiß und Geschick, ohne aber seiner Bücherliebhaberei und seinem Hange zu litterarischen Beschäftigungen zu entsagen. Er galt beinahe als ein Sonderling, da er alle oberflächlichen ebenso wie alle lärmenden Gesellschaften mied. Die Ereignisse des Jahres 1830 zogen den stillen jungen Mann aus seiner Einsamkeit heraus. Er betheiligte sich an der gegen die aristokratische Berner Kantonsregierung gerichteten revolutionären Bewegung; seine geistige Bedeutung wurde erkannt, und er erhielt Einfluß auf seine Umgebung. Als die Regierung am 13. Januar 1831 freiwillig ihre Gewalt niederlegte, und es sich darum handelte, eine neue Constitution zu entwerfen, wurde N. zum Mitglied des Verfassungsrathes erwählt, und diese Behörde selbst ernannte ihn zu einem ihrer Secretäre. Bei Einführung der neuen Staatsform sandte ihn seine Vaterstadt in die oberste Landesbehörde, den Großen Rath, und sofort erging hier an ihn der weitere Ruf zum Eintritt in die Regierung (October 1831). Als Mitglied des Regierungsrathes wurde er an die Spitze des Erziehungswesens gestellt und übernahm damit eine Aufgabe, welcher unter den damaligen Verhältnissen eine ganz besondere Wichtigkeit zukam. In wenigen Jahren hatte er nicht nur dem Volksunterricht im Sinne der herrschenden Reformgedanken eine völlig neue Einrichtung gegeben und namentlich auch die äußere Lage der Lehrerschaft durch Beiträge aus den Mitteln des Staates wesentlich gehoben, sondern auch die Sorge für den höheren Unterricht kräftig in die Hand genommen. N. ist der Schöpfer der Berner Hochschule, und seine bei Eröffnung derselben am 15. November 1834 gehaltene Rede war ein Meisterstück durch die Art, wie er — selbst ohne Universitätsbildung — den umfassenden Zweck und die Bedeutung der neuen Anstalt für Staat und Volk in gemessenen und doch schwungvollen Worten darzulegen wußte. Kaum weniger Aufsehen machte aber die Entschiedenheit, mit welcher er für die in die Schweiz geflüchteten Polen eintrat, um den Großen Rath von Bern zu ihren Gunsten zu stimmen, und besonders die Rede, durch welche er nach dem verunglückten Zuge nach Savoyen (am 31. Januar 1834) ihre Ausweisung aus der Eidgenossenschaft ab-

wendete. Obwol selbst in seinen politischen Grundsätzen vorsichtig und gemäßigt, war N. überhaupt ein heftiger Gegner aller Nachgiebigkeit gegenüber den Einmischungen der von Metternich geleiteten europäischen Mächte und ein ebenso reizbarer als energischer Verfechter der nationalen Unabhängigkeit und des vollen Selbstbestimmungsrechtes der Schweiz. Es fehlte ihm nicht an Gelegenheit, diesen Standpunkt geltend zu machen in den Räthen seines Kantons wie als dessen Gesandter vor den eidgenössischen Tagsatzungen, denn kaum verging damals ein Jahr, ohne daß der Aufenthalt und die Umtriebe der polnischen, italienischen und deutschen Flüchtlinge in der Schweiz zu diplomatischen Conflicten führten. Keiner trat in solchen Fällen kräftiger und ernster auf als N. Namentlich als im Sommer 1838 der König Ludwig Philipp von Frankreich die Entfernung des Prinzen Ludwig Napoleon verlangte, als die Schweiz, welche den Prinzen als ihren Bürger betrachtete, gegen die rohen Kriegsdrohungen des großen Nachbarstaates sich erhob, da war N. der Wortführer dieser Stimmung im Kanton Bern im Gegensatz zu denjenigen, welche um eines zweifelhaften Ehrenpunktes willen ihr Land nicht einer solchen Gefahr glaubten aussetzen zu dürfen. Der Sieg, den die kriegerische Partei nach langem Kampfe und nur mit schwacher Mehrheit (106 gegen 104 Stimmen) am 24. September im Großen Rathe von Bern davontrug, blieb, da der französische Thronprätendent freiwillig den Boden der Eidgenossenschaft verließ, ohne weitere Folgen; er befreite aber N. von denjenigen Männern, mit welchen er bisher den politischen Einfluß hatte theilen müssen; die Brüder Johann und Karl Schnell, einst die Führer der Revolution von 1831, schieden nach jener Abstimmung aus allen ihren Staatsämtern und ihrer öffentlichen Thätigkeit und überließen ihrem bisherigen Rivalen N. allein und unbestritten das Feld. Dieser trat jetzt mit dem Jahre 1839 als „Schultheiß“ an die Spitze seines Kantons, der erste Berner Schultheiß aus nicht patricischem Geschlechte, zugleich der erste aus dem sogenannten „neuen“ Kantonstheile und der erste, der sich der französischen Sprache bediente. Als solcher war N. nun auch zeitweise — während des Jahres 1841 — zugleich Haupt des „Vorortes“ der Eidgenossenschaft und nach den Bestimmungen des Bundesvertrags Vorsitzender der Tagsatzung. Es beginnt von da an sein bedeutsames Eingreifen in die Leitung der allgemeinen schweizerischen Politik. Der bisherige eidgenössische Staatenbund befand sich eben in dem kritischen Stadium der inneren „Kämpfe und Umgestaltungen“, im Uebergang aus den hergebrachten aristokratischen Einrichtungen zum Grundsatz der allgemeinen Stimmberechtigung in den Kantonen und zu der allmählichen Durchführung dieses Princips auch auf die Organisation der Bundesgewalt. Bei der Zusammensetzung des Bundes aus den Vertretern der Einzelstaaten konnte dieser Fortschritt nicht anders als mühsam und ruckweise vor sich gehen. Wie N. früher für den liberalen Theil des Kantons Schwyz gekämpft hatte, welcher unter der gültigen Verfassung nicht zu seinem Rechte zu kommen schien, so wollte er 1841 durch einen Machtspruch der Gesammtschweiz die unterdrückte, liberal gesinnte Bevölkerung des Unter-Wallis in Schutz nehmen in ihrem Widerstande gegen die gewaltthätige Geltendmachung der legitimen Verfassung von Seiten der bisher alleinherrschenden Ober-Walliser Thäler. Umgekehrt aber verfocht er im nämlichen Jahre das Recht der aargauischen Regierung, als diese nach einem Aufstandsversuche ihres katholischen Volkes die Aufhebung sämmtlicher Klöster ihres Gebietes beschloß und dem gegentheiligen Entscheid der Tagsatzung sich nicht fügen wollte. Gestützt auf die Macht, welche sein Heimathkanton in die Wagschaale legte, wußte N. die Execution des Bundesbeschlusses so lange zu hinterhalten, bis die öffentliche Meinung der Schweiz sich mehr und mehr seiner Ansicht zuwandte, die Wiederherstellung der einmal aufgehobenen Klöster sich als unmöglich erwies, und die Mehrheit der Tagsatzung

selbst darauf verzichten mußte. Die Uneinigkeit der conservativen Staatsmänner trug nicht wenig zu diesem Resultate bei. Angesichts der vollendeten Thatsachen und der Schwierigkeiten der Lage brachten sie es nicht zu einer übereinstimmenden Haltung. Geistreich und klug benutzte N. diese Schwäche seiner Gegner. „Während St. Gallen, sagte er, das Frauenkloster Hermetschwyl preisgibt, wollen Waadt und Zürich dasselbe erhalten; die Abtei Muri wird von Waadt und Zürich als schuldig — an der Empörung — erkannt, eben da St. Gallen deren Unschuld zu beweisen versucht. Freiburg gibt seine Zustimmung zur Aufhebung von Wettingen, welches dem Aufruhr fremd geblieben ist, aber es fordert die Wiederherstellung des Kapuzinerklosters zu Baden, obwol dessen Betheiligung an den Unruhen offenkundig ist. Zürich und Waadt geben die Aufhebung von drei Klöstern zu; Freiburg will sich sogar mit zweien begnügen, ein anderer Kanton spricht sich für die Vierzahl aus. Haben wir denn hier eine Frage aus der Arithmetik zu lösen? — Was soll denn der Kanton Aargau thun, vor solche Widersprüche gestellt? — Ihr habt den Boden der Grundsätze verlassen und den der baaren Willkür betreten. Der Grund, auf dem Ihr stehet, läuft Euch unter den Füßen fort. Wahrhaftig, was Ihr auf diese Weise befestiget, das ist nicht die Sache der Klöster, sondern gerade die Sache des Aargaues! — Eure sich selbst widersprechenden Forderungen verschaffen diesem Kanton die Sympathieen der öffentlichen Meinung.“ So setzte Aargau schließlich seinen Willen durch, und die hiermit eingeschlagene Strömung in den Massen wurde nicht gehemmt, nur gereizt und zuletzt entfesselt, als nun der Kanton Luzern zum Schutze der gefährdeten Religion den Jesuitenorden herbeirief. Der Unwille über diesen verhängnißvollen Entschluß äußerte sich so stark und so allgemein, nicht blos im protestantischen Theile der Schweiz, und endlich so ungeduldig, daß die Regierungen nicht mehr im Stande waren, rasch genug auf verfassungs- und gesetzmäßigem Wege Abhülfe zu schaffen. Nachdem die herrschende Partei in Luzern eine Anzahl ihrer heftigsten Gegner in die Verbannung getrieben hatte, kam es zum Ausbruch. Im December 1844 und im März 1845 fanden die sogenannten Freischaarenzüge statt: bewaffnete und militärisch organisirte Freiwillige aus den Kantonen Aargau, Basel-Land, Solothurn und Bern fielen in das Luzernische Gebiet ein, wurden aber in die Flucht geschlagen, das zweite Mal sogar mit Hinterlassung vieler Gefangener, welche nun in die Gewalt der Sieger fielen. N., welcher in den Jahren 1843 und 1845 jeweilen wieder zum Schultheißen gewählt worden war, hatte zu diesen Gesetzlosigkeiten nicht Hand geboten, aber die von ihm geleitete Regierung hatte auch nichts gethan, um dieselben rechtzeitig unmöglich zu machen; er hatte bis zum letzten Augenblick, seinen Einfluß überschätzend, der Bewegung Herr zu sein geglaubt. Erst nach dem unglücklichen Ausgange versuchte N. durch strenge Bestrafung der Schuldigen, namentlich der mitbetheiligten Beamten, das Ansehen des Gesetzes zu retten. Allein obwol jetzt seine bisherigen Gegner, unter der Führung von Landammann Blösch (s. A. D. B. II, 722), einem etwas jüngeren Verwandten von N., im Interesse der staatlichen Ordnung an seine Seite traten und ihm im Großen Rathe ein glänzendes Zutrauensvotum verschafften, um seine Stellung zu halten, so waren doch die Wogen unversehens bereits über ihn hinweggegangen. Neue Bedürfnisse regten sich plötzlich, neue Bestrebungen machten sich geltend und neue Männer machten sich zu deren Trägern. Ulrich Ochsenbein, der gewesene Anführer des Freischaarenzuges von 1845, und der noch junge Jakob Stämpfli stellten sich N. entgegen. Eine Volksabstimmung entschied für die Aufstellung einer neuen Kantonsverfassung, und, im entschiedensten Gegensatze zu N., nach directer Ablehnung der von ihm gebilligten Beschlüsse, auch für die Wahl eines eigenen Verfassungsrathes. Damit hatte seine öffentliche Thätigkeit ein Ende. Ein Antrag, den Schultheißen in

Anklagezustand zu versetzen, fand zwar, nach einer letzten, gewaltigen und eindrucksvollen Rede desselben, nicht die Zustimmung des Rathes (4. März 1846), bewog ihn jedoch bald zu gänzlichem Rücktritt, da er das Vertrauen des Volkes nicht mehr besitze. N. kehrte in seine kleine Vaterstadt zurück und ergriff, als Theilhaber an einer größeren gewerblichen Unternehmung, einem Eisenwerke, wieder seinen früheren Beruf. Daneben beschäftigte er sich mit schriftstellerischen Arbeiten, mit Abfassung einer Biographie seines Freundes, des Arztes Pugnet von Biel, und mit der Aufzeichnung seiner Lebenserinnerungen und seiner philosophischen Reflexionen. Einen Augenblick schien es, als sollte er zurückgerufen werden in das politische Leben. Der Sonderbundskrieg des Jahres 1847, der allen Widerstand gegen die Neugestaltung des Eidgenössischen Bundes in kurzem Schlage vollständig niederwarf, erreichte auf legalem Wege das Ziel, das die Freischaaren umsonst angestrebt, verwirklichte das politische Ideal, das N. selbst vorgeschwebt hatte. Allein schon bei der Ausarbeitung des Entwurfes einer neuen Bundesverfassung war ihm jede Mitwirkung versagt. Zwar wurde er, als dieser Entwurf, mit Mehrheit angenommen, in Kraft trat, bei der Wahl der neugeschaffenen schweizerischen Volksvertretung, des Nationalraths, zum Mitgliede dieser Behörde ernannt; aber die erste Sitzung an welcher er theilnahm (5. November 1848), machte ihm offenbar, wie er vollständig isolirt dastehe, und wie die Gunst der nunmehrigen Machthaber noch gründlicher als die Volksgunst ihn verlassen habe. Als er bei Zusammensetzung des Bundesrathes übergangen wurde, konnte er nicht mehr im Zweifel sein, daß seine Stunde geschlagen habe. Krank verließ er Bern, das jetzt als neue Bundesstadt bezeichnet wurde, und kehrte nach Biel zurück, um in der Stille am 8. Juni 1849 zu sterben. Ein tragisches Geschick wollte es, daß der Mann, der wie kaum ein zweiter dazu beigetragen hatte, die Neuordnung der Schweiz vorzubereiten und herbeizuführen, aus der Ferne zusehen mußte, wie Andere sie ins Leben riefen. — N. war unbestritten einer der bedeutendsten Männer, welche die neuere Schweiz hervorgebracht hat. Er hatte die Gewohnheit, schreibend zu lesen. Die Auszüge aus Schriftstellern mit den daran geknüpften Bemerkungen und Betrachtungen wurden lange nach seinem Tode von seinen Söhnen im Drucke herausgegeben unter dem Titel: „Pensées et fragments divers de Ch. N. ancien avoyer de la république de Berne“ (Bienne 1863). Das Büchlein gibt Zeugniß von der ernsten Gedankenarbeit und dem edeln Idealismus des vielbeschäftigten Politikers, wie von der Tiefe und Vielseitigkeit seines Geistes: der heilige Augustin erscheint hier neben Plato, Dante neben Tasso, Bossuet und Pascal neben Spinoza und Leibnitz; Kant, Fichte und Hegel werden ebenso häufig citirt als Rousseau und Benj. Constant; von den deutschen Dichtern liebte er besonders Schiller, aus dessen Werken er ganze Stücke für sich selbst ins Französische übersetzte. Als Staatsmann ohne theoretische Vorbildung, war er im Grunde doch ganz „Doctrinär“, von abstracten Ideen und vorgefaßten Ansichten beherrscht, daher unzugänglich für Rath und Erfahrung, aber auch unbeirrt und zweifellos erfüllt von seiner Ueberzeugung, getragen von dem sicheren Gefühl der Ueberlegenheit. Als Redner zeichnete er sich daher durch Klarheit und Kraft und ein einfaches natürliches Pathos aus; er war kein Volksredner, aber ein Parlamentarier von nicht gewöhnlichem Schlage. Ein entschiedener Gegner des Legitimitätsprincips, dachte er doch außerordentlich hoch von der Nothwendigkeit fester staatlicher Ordnung und von der Autorität des Gesetzes. Sein fleckenloses Privatleben und die Würde seines persönlichen Auftretens verschaffte ihm die ungetheilte Achtung auch seiner politischen Widersacher; aber in dieser Vornehmheit seines Wesens, die ihn den Verkehr mit der Menge meiden hieß, liegt auch zum Theil die Erklärung seines so raschen und so vollständigen Sturzes. Das Volk, dessen nationale Interessen

er vertrat und mit Einsetzung seiner ganzen Kraft dem Siege entgegenführte, liebte seine Politik, aber nicht seine Person.

A. Hartmann, Gallerie berühmter Schweizer, Bd. I. — Secrétan, Biographies Suisses. — L'Avoyer Neuhaus, par X. P. (Pequignot, gewesener Landammann von Bern). — A. v. Tillier, Geschichte der Eidgenossenschaft zur Zeit des sogeheißenen Fortschritts, 1830—1848 (Bern 1854—1855). — Baumgartner, Die Schweiz in ihren Kämpfen und Umgestaltungen (Zürich 1853—1866). — Blösch, Eduard Blösch und dreißig Jahre bernischer Geschichte (Bern 1872). — Tagblatt der Verhandlungen des Großen Rathes von Bern (wo Neuhaus' politische Reden abgedruckt sind; einige derselben, namentlich die Reden bei Eröffnung der Tagsatzung, sind als Broschüren gedruckt). — Zeitungs- und Broschürenlitteratur jener Jahre.

Blösch.

Neuhaus: Meinhard v. N., böhmischer Baron, dem Neuhauser Zweige der Rosenberge entstammend, Parteihaupt und (1436—1448) Oberstburggraf in Böhmen, geb. 1391 als Sohn Johann des Aelteren v. N. und der Katharina v. Welhartitz, † am 3. Februar 1449. Nicht blos als Sproß des angesehensten Adelsgeschlechtes des Landes, sondern beinahe noch mehr in Folge seiner sonstigen verwandtschaftlichen Verbindungen war es ihm leicht eine Rolle zu spielen: seine Schwester Elska ward die Gemahlin Ernsts v. Pardubitz und Richenburg, seine Tante Anna heirathete Matthias v. Zinnenburg (Čimburg), sein väterlicher Oheim Heinrich ist Großprior der Johanniter zu Strakonitz. Vor allem rühmte er sich von mütterlicher Seite gemeinsamer Abkunft mit seinen hervorragendsten Zeitgenossen im Lande, Ulrich v. Rosenberg und Georg v. Podiebrad, beide Enkel einer Schwester der Mutter Meinhard's: jene versteckte Schlauheit und rastlose Selbstsucht, jenes Verlangen nach höchster Macht, das allen drei Vettern eigen war und alle von den Geschlechtsgenossen unterschied, ist wol von daher gemeinsames Erbe. Obwol Sohn eines eifrigen Hussiten und selbst als solcher angesehen, hielt sich Meinhard nach des Vaters Tode († 1417) zurück, auch als alles Partei ergriff: seine Vettern Ulrich (Wawak) und Johann der Jüngere v. N. für, sein Oheim Heinrich, der Großprior, gegen den Kelch. Als dieser am 25. März 1420 gegen Žižka fiel, ward M., ohnehin von väterlicher und mütterlicher Seite wohlbegütert, sein Erbe. Erst 1421, als Ulrich v. Rosenberg, durch die Niederlagen König Sigmunds zu einer kurzen Verständigung mit den Calixtinern genöthigt, sich wegen der steigenden Uebermacht der radicalen und demokratischen Elemente unter denselben zu neuem Kampfe gegen sie erhob, trat auch M. auf den Plan. Der Erfolg war kläglich: bei dem Versuche, das von den Taboriten belagerte Rabie (bei Horaschdjowitz) zu entsetzen, wurde er geschlagen und gefangen. Aber der Grundgedanke seiner Politik, ihm wiederum gemeinsam mit Rosenberg und Podiebrad, trat doch schon hervor: nicht religiöse Ueberzeugung, sondern persönliche und ständisch-baronale Interessen bilden die Richtschnur für sein Thun. Wann und wie M., den Žižka auf die Feste Prschibenitz (Přibenic) hatte bringen lassen, die Freiheit wiedererlangte, ist unbekannt. Ward sie ihm vor 1425, so hat er jedesfalls geloben müssen, hinfort Ruhe zu halten. Aber kaum mit dem Tode Žižka's seiner Besorgnisse und eventuellen Verpflichtungen ledig, trat er aufs neue gegen die demokratischen Elemente in den Kampf ein, indem er vor allem den Besitz des eben erloschenen Austieer Zweiges seiner Familie gegen sie beanspruchte und zu behaupten suchte. Daß er mit Ulrich v. Rosenberg, der eben auf den Ruf König Sigmunds aufs eifrigste rüstete, im Einverständnisse war, ist zweifellos. Aber das Treffen bei Kamenitz (31. October 1425) gegen die vereinigte Taboriten- und Waisenmacht fiel sehr zum Nachtheile Meinhard's aus; furchtbare Verheerung seiner Güter folgte nach; nur durch einen

Vertrag, der ihn den Brüdergemeinden waffenpflichtig machte, wußte er sich vor gänzlichem Verderben zu retten. Dieser Verpflichtung genügte er, wenn nicht schon bei Aussig (1426), so doch sicher bei Tachau (1427) und in den Grenzkämpfen gegen Herzog Albrecht V. von Oesterreich. Er gewann dadurch sogar das feste Vertrauen der Hussiten, aber er vermied jenes innige, bedingungslose Zusammengehen mit den Kriegsgemeinden, in welchem wir vielfach seine Standesgenossen finden: schon war jede kirchliche Würde bei den Taboriten beseitigt bis auf das Priesteramt, ja viele hielten auch dies für unnütz; schon war das Königthum, der Gipfel der weltlichen Hierarchie, aufgegeben und die Verwischung aller Standesunterschiede, die Vernichtung des Adels die nothwendige Folge. Mit steigender Besorgniß sah N. auf den Gang der Dinge, im Stillen gewann er Gesinnungsgenossen und Mittel, erspähte er den Moment zum Eingreifen. Weit entfernt, vom Kelche zu lassen, weiß er sich vielmehr nach und nach die Führerschaft der gemäßigten Calixtiner zu verschaffen — und doch ist er mit Ulrich v. Rosenberg, dem Haupte der katholischen Partei, und bald auch (sicher seit 1429) mit Kaiser Sigmund in innigem Einverständnisse; von Gewalt gegen die furchtbaren Feldgemeinden klug zurückscheuend, bleibt er dennoch vorsichtig bemüht, sie einzuschränken und für den Fall eines unausweichlichen Kampfes sich den Sieg zu sichern. Es war eine Aufgabe, einerseits unter Umständen ebenso gefährlich wie andererseits langwierig und schwierig: so oft auch N., gefördert durch die steigende Kriegsmüdigkeit des Kaisers und der katholischen Partei wie der gemäßigten Calixtiner, bis zu einem gewissen Grade auch durch das Verlangen der Waisen- und Taboritenpriester, die Berechtigung und Wahrheit ihrer Reform auch durch das Wort zu erweisen, in eifriger Förderung friedlichen Ausgleiches in den Vordergrund tritt: die Entscheidung steht doch jahrelang bei den Feldherrn und Priestern der siegreichen Taboriten- und Waisenheere, mit denen die Verhandlung um so schwerer ist, je weniger sie unter sich eins und in ihren Forderungen consequent sind, je breiter vor allem die Kluft ist, die diese Secten bereits im Dogma wie noch mehr im Cultus von der alten Kirche schied. So sehr traten diese Schwierigkeiten in jenen ersten Verhandlungen des an der Spitze einer böhmischen Gesandtschaft stehenden N. mit dem Kaiser zu Preßburg (Frühjahr 1429) hervor, daß daraufhin beide Parteien, an friedlicher Lösung verzagend, erst recht die Entscheidung der Waffen anriefen. Aber die Hoffnungen der Gegner der Hussiten, daß ihnen innere Zwistigkeiten religiöser, socialer und politischer Natur in die Hände arbeiten würden, gingen nicht in Erfüllung; sowie weitere Glieder des Hochadels gezwungen wurden, sich den Waisen und Taboriten als einfache „Brüder“ und bedingungslos anzuschließen, so blieben die böhmischen Heere 1429, 1430, 1431 siegreich gegen alle äußeren Feinde. Auch die böhmischen Adelscontingente waren vor Taus im Heere Procop des Großen gewesen. Persönlich freilich hatten die Herren sich fern gehalten: ihre Besorgniß vor der drohenden Volks- ja Söldnerherrschaft stieg aufs äußerste. Andererseits gab jetzt das inzwischen in Basel versammelte Concil die Verhandlungen mit den Böhmen selbst dann nicht auf, als diese sich weigerten (in Eger, Mai 1431), die Autorität des Concils in Glaubenssachen anzuerkennen. Diese Nachgiebigkeit, die Concil und Kaiser auch weiter nothgedrungen übten, blieb schließlich nicht ohne Früchte. Ebensowenig die heimliche Arbeit Neuhaus'. Als das Concil sich nämlich bereit erklärte, die Prager Artikel in der bekannten Form anzunehmen, die Duldung der unter beiden Gestalten Communicirenden feierlich zu verkünden, da gewann endlich N. den festen Boden für die Schaffung einer starken Friedenspartei, die nun neben den Resten der katholischen und königlichen Partei und dem politisirenden Adel alle jene gemäßigteren Elemente der Calixtiner umfassen konnte, die, wenn auch in den Artikeln nicht das Ausmaß, sondern den Anfang

weiterer Zugeständnisse reformatorischen Inhaltes erblickend, sich bewegen ließen, um solchen Preis zur äußeren Einheit mit der alten Kirche zurückzukehren. Mit der Annahme der Compactaten seitens des Landtags (30. November 1433) war dies erreicht. Und nun bewies N., daß ihm rasche Thatkraft nicht minder eigen sei, wie kluges Temporisiren. Die gefaßten Beschlüsse hatten nur dann Werth, wenn man entschlossen war sie zur Geltung zu bringen, eventuell diese mit Waffengewalt seitens der radicalen Elemente zu erzwingen. Darüber hatte sich N. mit Ulrich v. Rosenberg längst verständigt, dafür hatte er in zahlreichen Zusammenkünften auch seine Standesgenossen zu gewinnen gewußt: nun galt es, sich der ganzen Friedenspartei für diesen Zweck zu versichern. Am 1. December 1433 wurde Alscho v. Riesenberg vom Landtage zum Landesverweser gewählt, ein tüchtiger Mann, dessen geringer Besitz die Eifersucht der popularen Elemente nicht aufkommen ließ und ihn andererseits an den Willen Neuhaus' band, dem er die Erhebung verdankte. Alsbald begannen N., Ulrich v. Rosenberg u. a., mit Concilsgeldern ausgiebig unterstützt, in erhöhtem Maße zu rüsten. Aber noch schien der Kampf mit den Brüderheeren allzugefährlich, obgleich sie die Compactaten als ungenügend abgelehnt hatten und, weil das Concil ihre Forderung nach unbedingter Gültigkeit der Communio sub utraque für alle Inwohner des Königreiches verworfen, wieder zu den Waffen griffen und Pilsen, den Hort des Katholicismus, zu belagern begannen. Erst als sie hier und anderswo empfindlichen Schaden erlitten, Zwietracht unter ihnen sich erhoben, selbst der Oberfeldherr Prokop wegen thätlicher Mißhandlung das Lager verlassen hatte, als andererseits N. auch die mährischen Barone für den Frieden gewonnen und sogar ein Theil der Waisen sich angeschlossen hatte, erachteten er und seine Bündner den richtigen Moment für gekommen. Mit der Eroberung der demokratischen Neustadt Prags eröffneten sie den Kampf und als die Brüderheere, an deren Spitze nun wieder Prokop trat, racheschnaubend herbeieilten, kam es am 30. Mai 1434 bei Lipan zum Entscheidungskampfe, der mit der völligen Niederlage der Taboriten und Waisen, des städtisch-demokratischen Hussitenthums endete. Nicht N., sondern Herr Diwisch Borschek v. Miletinek führte den Oberbefehl in der Schlacht. Aber ihn vorzugsweise bezeichnete man als Sieger. Er hatte den Erfolg vorbereitet; er wußte sich auch der Früchte des Errungenen zu versichern. Bei den nachfolgenden Verhandlungen über die Annahme Kaiser Sigmunds als König von Böhmen und die endliche Ordnung der religiösen Angelegenheiten stand N. naturgemäß im Vordergrunde. Sein Verdienst war es, daß man sich endlich in ganz Böhmen, von den Resten der Taboriten abgesehen, die N. und Ulrich v. Rosenberg, mit Basler Geldern weiter unterstützt, zu bekämpfen fortfuhren, mit der Forderung gleichmäßiger Duldung beider Bekenntnisse begnügte, was das Concil zugestand, daß man in Iglau (Juli 1436) in politischer Beziehung mit Kaiser Sigmund völlig eins ward, so daß die Thronbesteigung des Kaisers, die Wiederaufrichtung der Monarchie in Böhmen erfolgen konnte. Noch war aber Rücksicht für die Calixtiner erstes Gebot für den Kaiser, noch trotz allem N. so sehr ihr Vertrauensmann, daß sogar ein Theil der Taboriten durch ihn die Verständigung mit Sigmund anstrebte: darum wurde nicht der katholische Ulrich v. Rosenberg, sondern der Schein-Hussite N. am 5. October 1436 zum Oberstburggrafen von Prag ernannt, ihm damit die höchste Civil- und Militärgewalt im Lande in die Hand gelegt. N. hatte jetzt den Gipfelpunkt der Macht und des Ansehens erreicht. Blieb auch Ulrich persönlich des Kaisers erster Rath in den böhmischen Dingen, so erkannte N. klug genug im engsten Zusammengehen mit Rosenberg die Förderung der eigenen Interessen. N. und Ulrich sind Sigmunds Berather bei jenen Maßnahmen einer versteckten kirchlichen und politischen Reaction, die wo möglich bei dem Stande der Dinge vor 1419 anzuknüpfen suchte. Freilich

reichte auch Ulrichs Schlauheit und Neuhaus' Erfahrung und Energie nicht aus, um den gegen jene Maßregeln sich erhebenden Widerstand und die letzten Regungen des revolutionären Geistes im Lande rasch niederzuwerfen. Noch bedenklicher war, daß nun endlich ein Theil der früheren adeligen Bündner Neuhaus' das versteckte Spiel desselben zu durchschauen begann, daß diese, einige als wahre Freunde kirchlicher Reform und der erlangten politischen Freiheiten, die meisten aber aus Neid, dem Oberstburggrafen die weitere Heerfolge versagten. Da starb Kaiser Sigmund. N., schon vordem während des Kaisers Weilen in Eger zugleich mit der Kaiserin Landesregent, war der eigentliche Träger der Macht im Königreiche und nützte sie nachdrücklichst im Sinne der Nachfolge Albrechts von Oesterreich, des Schwiegersohns Sigmunds. Trotzdem fand sich auf dem Wahllandtage (December 1437) bereits eine geschlossene Opposition gegen die Nachfolge des Habsburgers und gegen die Fortführung der Reaction und das Regiment Meinhard's und Ulrichs, die Neuhaus' Klugheit zu besiegen, aber nicht aufzulösen vermochte. Zwar wurde nun Albrecht gewählt und von der großen Mehrheit anerkannt: aber die Gegner, von dem einstigen Genossen Neuhaus', Hinko Ptatschko v. Bürgstein, geführt, brechen das Abkommen mit der österreichischen Partei, wählen Kasimir von Polen zum Könige und widersetzen sich König Albrecht mit Waffengewalt. Ohne sie überwältigt zu haben stirbt der König: so tritt man ein in die langdauernde „königslose" Epoche böhmischer Geschichte. Noch war N. der Inhaber der höchsten Gewalt im Lande. Aber nur mehr die geringere Zahl des hussitischen Adels und die von Rosenberg geführte katholische Partei stützten seine Stellung unbedingt, während auch schon Rokyzana, der Führer der gemäßigten Popularen, für dessen Bestätigung als Erzbischof N. nichts gethan, mit Mißtrauen auf ihn blickte. Indem sich die Partei Ptatschko's v. Bürgstein auf dem ersten Landtage nach König Albrechts Tode (Januar — Februar 1440) zum Vorkämpfer von dessen Sache machte, zog sie ihn völlig auf ihre Seite und ward schon jetzt ihr Uebergewicht im Lande begründet. Durch ihr bereitwilliges Eingehen auf die Wünsche der Gegenpartei, namentlich bei der erfolglosen Wahl Herzog Albrechts von Niederbaiern, wußten sich N. und Rosenberg einen maßgebenden Einfluß auf den Gang der Verhältnisse zu wahren. Weil keine Königswahl gelingen wollte, man sich schließlich doch zur theoretischen Anerkennung der Rechte Ladislaw's, des nachgeborenen Sohnes König Albrechts, herbeiließ, blieb auch das im J. 1440 begründete Kräfteverhältniß der Parteien unverändert: nur mit Mühe vermochte N. das Uebergewicht der Gegner durch den Einfluß zu paralysieren, den ihm seine amtliche Stellung gewährte, natürlich für so lange, als es jenen an einem hervorragenden Führer von genügendem Ehrgeiz und Verstand mangelte. Der fand sich, als Georg v. Kunstatt (auf Podiebrad), Neuhaus' Vetter, auf dem Tage zu Kuttenberg (1444) zum Parteihaupte des gesammten Anhanges Ptatschko's und Rokyzana's erhoben worden war. Offen und versteckt begann alsbald das Ringen um die höchste Macht. Mochte es sich auch bei Podiebrad ebenso wie bei N. um persönliche Zwecke handeln, mochten sie sich sonst wol ebenbürtig sein: der noch durch keine Zweideutigkeit befleckte Ruf eines eifrigen Freundes des Kelches, die größere Energie der Jugend waren bei Georg. Schon 1444 trat seine Uebermacht hervor, da er auch die Radicalen zum Anschlusse gebracht hatte (Archiv český II, 22). Auf dem November-Landtage 1444 mußten sich N. und Ulrich v. Rosenberg verpflichten, für die Bestätigung Rokyzana's einzutreten; betreffs des jungen Königs einigte man sich, seine Auslieferung nach Böhmen zu fordern, sonst wolle man zu nichts weiter verpflichtet sein. Aber der Oberstburggraf und Rosenberg fühlten sich keineswegs gedrängt, es mit der Erfüllung des Versprochenen genau zu nehmen. Ein gleiches geschieht seitens der Gegenpartei. Die Entwicklung der Dinge ist aber dieser günstig.

Rokyzana's Bestätigung hat nicht blos dem Ehrgeize dieses Mannes zu schmeicheln, sondern auch einem wirklichen Bedürfnisse des Landes abzuhelfen: schon herrscht empfindlicher Mangel an utraquistischen Priestern, da Niemand da ist solche zu weihen. Andererseits gelingt es N. und Rosenberg nicht, das Drängen der Podiebrad'schen Partei, die gelegentlich der Einführung des jungen Ladislaw in das Königreich die Besetzung der obersten Landesämter in ihrem Sinne erreichen will, trotz ihres Einverständnisses mit Kaiser Friedrich zu beschwichtigen. Bald steuert Podiebrad seinem Ziele ganz unverhohlen entgegen, indem er (Junilandtag 1446) die Wahl eines Landesverwesers fordert. Als Rosenberg, vor dem in diesen Jahren N. als Parteiführer mehr und mehr in den Hintergrund tritt, auch dies auf dem Martinilandtage 1446 mit Hülfe der Städte, in welchen die Erinnerung an 1434 lebendig ist, zu hintertreiben weiß, sinnt Podiebrad auf gewaltsame Lösung der Machtfrage. Die unaufhörlichen Grenzfehden mit Sachsen rechtfertigen seine Rüstungen vor den Gegnern, welche er durch fortdauernden freundschaftlichen Verkehr, wie er ihrer nahen Verwandtschaft entspricht, gänzlich sicher macht. Auch die Warnung Kaiser Friedrichs (December 1447) blieb von ihnen ungehört. Noch schien aber Podiebrad die Zeit, loszuschlagen, nicht gekommen, der Erfolg nicht gesichert. Da kam (im Mai 1448) Cardinal J. Carvajal nach Prag, die Böhmen zur Aufgebung der Compactaten zu bewegen, den Cultus der römischen Kirche wieder herzustellen. Unschwer gelang es ihm, N. und die Herren seiner Partei zur Aufgebung des Kelches zu bewegen. Im Uebrigen bewirkten aber seine Bemühungen das Gegentheil. Mit der großen Masse der Ritterschaft schloß sich nun auch die Bürgerschaft Prags dem Podiebrad'schen Bunde an: am 11. Juni 1448 ward, was nicht sub utraque communicirte, aus der Stadt gewiesen. Damit verlor der Oberstburggraf den Boden unter den Füßen. Schon am 24. Juni berieth Podiebrad den Wandel der Verhältnisse mit seinen Bündnern in Kuttenberg. Der Entschluß zum Kampfe ward gefaßt. Im August 1448 zog er unter dem Vorwande, das Bundesheer an die Westgrenze des Landes gegen die Sachsen zu führen, auf die Hauptstadt; in der Nacht vom 2. auf den 3. September nahm er sie durch einen Handstreich und wurde N. sein Gefangener. Man brachte ihn auf das feste Schloß zu Podiebrad; auf dem nächsten Landtage, so wurde ihm bedeutet, werde über seine Verwaltung Gericht gehalten werden. Vorerst war er Unterpfand des friedlichen Verhaltens seiner Partei. Als sich aber diese Hoffnung nicht erfüllte, Neuhaus' Sohn Ulrich und der Rosenberger alle Gegner des neuen Machthabers im Lande gegen ihn zu einen beflissen waren, andererseits N., körperlich längst gebrochen, in der Gefangenschaft schwer erkrankte, entließ ihn Georg v. Podiebrad am 1. Februar 1449 nach Neuhaus. Doch starb N. schon unterwegs in Rschitschan (Řičan).

Palacký, Archiv český d. II, III, IV. — Scriptor. rer. Bohemic. (ed. Pelzel et Dobrowský), tom. III (staří letopisové čeští). — Hoefler, Scriptor. rer. Hussit. I u. II. — Bachmann, Urkunden und Aktenstücke zur österr. Geschichte 1440—1471, Font. rer. Austriac., II. Abth. XLII ꝛc. — Palacký, Geschichte von Böhmen III. 2 u. 3, IV. 1. — Geschichten der Stadt Neuhaus (Anon.), Neuhaus 1850. — F. Rull, Monografie města Hradce Jindřichowa (Zur Geschichte der Stadt Neuhaus), Neuhaus 1875. — A. Sedláček, Zamky, hrady a tvrze v králowství českém (Schlösser, Burgen und Festen im Lande Böhmen), Prag 1882 ff.

Bachmann.

Neuhauser: Bernhard N., geb. 1614 zu München, seit 1630 dem Jesuitenorden angehörig, lehrte in den Schulen seines Ordens Humaniora und Philosophie und widmete sich sodann der Mission und dem Predigtamte. Zwei von ihm in den Jahren 1662 und 1664 veröffentlichte theologische Schriften

über das Fegefeuer und das Abendmahl verwickelten ihn in eine Controverse mit J. H. Ursinus (die näheren Angaben darüber bei Backer V, S. 552 f.). Er starb 1673 zu Innsbruck. Werner.

Neuhauser: Johann N. (Neunhauser), Propst und Kanzler, † am 26. Januar 1516 zu München. Er führte das zwei gekreuzte Rechen enthaltende Wappen der Neuhauser zu Rutting am Zusammenflusse der kleinen und großen Vils; auch der Genealoge W. Hund, der noch zu Neuhauser's Lebzeiten geboren war, rechnete ihn zu diesem Geschlechte, jedoch mit dem Beisatze „naturalis tantum“. Daß er ein Sohn des Herzogs Ernst oder Albrechts III. von Baiern gewesen, schloß man erst später aus seiner Beliebtheit am Münchener Hofe. Diesem hat Dr. N., der seit dem Jahre 1460 Domherr, seit 1473 (bis 1513) Domdechant zu Regensburg war, zunächst in der Eigenschaft eines „Rathes“ gedient. Wiederholt sandte ihn Herzog Albrecht IV. nach Rom, das letzte Mal (1485) zur „Obedienz“ gegen den neuen Papst Innocenz VIII. Die „Oratiuncula“, welche N. damals hielt, ist auch im Drucke erschienen. 1496 wurde er herzoglicher Kanzler und Propst des soeben an der Frauenkirche zu München errichteten Chorstiftes. Dort besaß er schon seit 1485 (bis 1501) die Decanatspfarre St. Peter, 1508 erlangte er noch die Propstwürde zu Altötting. Am Primogeniturgesetze von 1506 hatte N. mindestens redactionellen Antheil, auch war er einer der Vormünder Herzog Wilhelms IV.

Hund, Bayr. Stammbuch, III. Thl. — Andr. Mayer, Thesaur. nov. jur. eccles. I, 234; II, 98 s., 234; III, 108 ss. — Geiß, Gesch. d. Stadtpfarrei St. Peter in München, S. 65 ff. — Ant. Mayer, Die Domkirche zu U. L. Frau in München, S. 381 ff. v. Oefele.

Neuhof: Johann N. (fälschlich Nieuhoff, Nijhof, Nijhov genannt), Reisebeschreiber, geb. am 22. Juli 1618 zu Uelzen in Westfalen, verschollen im October 1672 im nördlichen Madagaskar, gehört zu den thätigsten und productivsten Reisenden des 17. Jahrhunderts. Sein Vater stammte aus Zwolle, seine Familie war angesehen und hat Uelzen mehrere Bürgermeister gegeben. Er verließ schon frühe die Heimath, von einer Reiselust getrieben, die uns aus vielen Stellen seiner Berichte entgegentritt. In Amsterdam hatte er das Glück, mit der besonders in überseeischen Beziehungen einflußreichen Familie Witsen (vgl. Ides, A. D. B. XIII, 747) in Berührung zu kommen, deren Glieder auch mit Südamerika in Verbindung standen. Neuhof's Bruder widmete später dem Niklas Witsen die brasilianische Reisebeschreibung. Am 24. October 1640 schiffte er sich in Diensten der Westindischen Compagnie als Kaufmann in Texel ein, kam am 12. December in Recife an und verweilte nun in Brasilien neun Jahre, welche er durch eine Reise im Dienste seiner Gesellschaft nach San Tomé unterbrach. Er machte die Kämpfe zwischen Holländern und Portugiesen am Rio S. Francisco und in Recife mit, für deren Verlauf seine brasilianische Reisebeschreibung eine werthvolle, mit Briefen und amtlichen Actenstücken reich ausgestattete Quelle bildet. Nach längerem Aufenthalt in seiner Heimath verließ er 1653 neuerdings Amsterdam, um nach Indien zu fahren, verweilte kurze Zeit am Kap, für dessen ältere Besiedelungsgeschichte er interessante Beiträge gibt, und traf in Batavia am 30. April 1654 ein. Von Batavia aus ging N., dessen Werth rasch erkannt worden zu sein scheint, als erster Hofmeister eines der Schiffe, die die Gesandtschaft der Ostindischen Compagnie an den chinesischen Kaiser nach Kanton brachten, 1655 nach China, machte mit den Gesandten Jakob de Keizer und Peter de Goijer die zweijährige Reise über Nangkin nach Peking und zurück nach Batavia, kam 1658 über S. Helena, das er ausführlich beschrieben hat, für einige Monate nach den Niederlanden, wo er die Beschreibung der chinesischen Reise vollendet seinem Bruder übergab und kehrte in demselben Jahre nach Batavia

zurück. Er machte nun einige Handelsreisen nach Sumatra, Amboina, Buru, nach den Factoreien in Malakka, Indien und Persien, und wurde 1661 zum Vertreter der Ostindischen Compagnie und dann zum Kapitein in Coylan oder Kulang, an der Malabarküste ernannt, bei deren Eroberung er mitgewirkt hatte. Von hier aus machte er mehrere Reisen in die benachbarten Reiche von Porka, Marten, Kotschin, Travancore, wurde 1666 nach Colombo zurückgerufen und kehrte 1667 nach Batavia zurück. Es waren Klagen gegen seine Amtsführung erhoben worden, und es scheint, als sei er einige Zeit in Koilan und Colombo internirt gewesen. Doch spricht es für ihn, daß er ungehindert, wenn auch nicht mehr angestellt, drei Jahre in Batavia bleiben konnte. Ende 1670 trat er die Heimreise an, wurde in Amsterdam als Mann von Verdienst durch Moritz von Nassau u. a. hervorragende Männer empfangen. Im December 1671 schiffte er sich dann zum dritten Male nach Indien, als Führer eines Handelsschiffes ein, besuchte einige Plätze an der Küste von Mozambique und auf Madagascar, hauptsächlich um Sklaven zu kaufen, und kehrte von einer Reise, die er von Kap Conquiso am 1. October landeinwärts antrat, nicht mehr zurück. Es ist nicht aufgeklärt worden, inwieweit den Führer seines Schiffes ein Verschulden trifft. Derselbe scheint genauere Nachforschungen nicht angestellt zu haben. 1676 sandte auf Betreiben von Heinrich N. die Ostindische Compagnie ein Schiff nach Madagascar, das die Gegend besuchte, wo N. geblieben war, jedoch nichts in Erfahrung bringen konnte. Doch war die Ansicht allgemein, daß N. mit einigen seiner Gefährten, bald nachdem er ans Land gegangen, erschlagen worden sei.

Das erste Werk Neuhof's, welches ans Licht trat, ist die Beschreibung der Gesandtschaftsreise nach China, die 1665 zu Amsterdam in holländischer, 1666 und 1669 in deutscher, außerdem in französischer und lateinischer Sprache erschien, im Original ein Prachtwerk, mit 150 Kupferplatten und Karten ausgestattet: Beschryving van't Gesandschap der Nederlandsche Oost-Indische Compagnie aen den Grooten Tartarische Chan nu Keyser van China.“ 1682 erschienen als zusammenhängendes Werk: „J. Neuhof's Gedenkweerdige Brasiliansche Zee-en Lant-Reize“ und „Zee- en Lant-Reize door verscheide Gewesten van Oostindien“, beide ebenfalls mit Bildern und Karten ausgestattet. Die zahlreichen Bilder und Karten in diesen Werken scheinen alle nach Neuhof's Zeichnungen gefertigt zu sein. Eine noch nicht veröffentlichte Skizze von S. Helena hat Bodel Nijenhuis in seiner Biographie Neuhof's (zugleich mit einem gleichfalls ungedruckten Gedicht Neuhof's „Op de gelegentheyt van Sant Helena“) veröffentlicht. Nach Skizzen Neuhof's dürften auch einige Platten in Dappers 1668 erschienenem Werk über die afrikanischen Inseln gezeichnet sein. N. war ein vielseitiger, rasch auffassender Geist, poetisch und musikalisch beanlagt, fleißig in der Aufzeichnung der verschiedensten Beobachtungen und Mittheilungen, doch nicht gebildet genug, um es besonders in den naturgeschichtlichen Dingen mit seinen Vorgängern Piso und Marggraf aufzunehmen. Seine kaufmännische und politische Laufbahn gab ihm Gelegenheit, tiefer in die wirthschaftlichen und politischen Verhältnisse fremder Länder einzudringen und es ist auf dieser Seite wohl der Hauptwerth seiner Reisebeschreibungen zu suchen, die eben darum werthvolle Beiträge zur Geschichte der niederländischen Politik in Ost- und Westindien darstellen. Neuhof's Reiseschilderungen sind alle von seinem Bruder Heinrich herausgegeben. In der Vermischung von Tagebuchaufzeichnungen, breiteren Ausführungen, Briefen und anderen Documenten machen sie oft den Eindruck von Memoiren. Sie lassen eben darum den Mangel einer sachkundigen Anordnung und Sichtung des Materials häufig vermissen. Es tritt dieses besonders störend in der brasilianischen Reise hervor. Von der chinesischen Gesandtschaftsreise, die den Eindruck gründlicherer Durchbildung macht, sagt N. selbst, daß er das Manuscript

derselben seinem Bruder Heinrich übergeben habe, um es unter dessen Aufsicht drucken zu lassen. Dieselbe behält durch ihre Ausführlichkeit und ihre zeichnerischen Beigaben den Werth eines Quellenwerkes über das China jener Tage. Auch für die Kenntniß der Beziehungen der Niederländer zu China und Formosa sind Neuhof's Angaben unentbehrlich. Kleine Monographien, die nicht immer am passendsten Ort eingeschoben sind, naturgeschichtlichen, politisch-geographischen und ethnographischen Inhaltes möchten theilweise wol von diesem Herausgeber erst mit Hilfe der vorhandenen Litteratur nach den Notizen seines Bruders ausgearbeitet sein und lassen vermuthen, daß mit den Tagebüchern und Briefen Bruchstücke einer beabsichtigten allgemeinen Beschreibung jener Länder zusammengegossen worden seien. Wo N. selbst urtheilt und spricht, und das ist offenbar besonders in den politischen und handelspolitischen Angelegenheiten der Fall, ist er klarer und sachlich. Jene Einschiebung kleiner Schilderungen in den Gang der Reisebeschreibung verschuldet es, wenn dem N. die wunderbarsten Kreuz- und Querfahrten angedichtet wurden, da der Leser den Autor in der Reihenfolge seiner Capitel die Welt durchreisen ließ. N. ist auch als Dichter aufgetreten und mehrere Gedichte von gewandter Form sind seinen Reisebeschreibungen einverleibt.

A. J. van der Aa XIII. — Ausführlichere Biographie von J. T. Bodel Nijenhuis in Bijdragen voor vaderl. Geschiedenis. N. R. III. — Zahlreiche autobiographische Angaben in den Werken Neuhof's. Bildnisse vor beiden Reisebeschreibungen und vor der deutschen Ausgabe der Gesandtschaftsreise.

F. Ratzel.

Neuhofer: Gerhard Adam N. wurde am 16. Januar 1773 zu Augsburg geboren, besuchte daselbst seit 1778 die Gymnasialclassen bei St. Anna und wurde 1785 unter die Alumnen des Collegiums bei St. Anna aufgenommen. Im Herbst 1791 bezog er die Universität Altdorf, wo er bis Ende 1795 Humaniora, Philosophie, Geschichte und Theologie studirte, und kehrte dann in seine Vaterstadt zurück. Nachdem er hier im folgenden Jahre sein theologisches Examen bestanden, wurde er 1797 Katechet im Zucht- und Arbeitshause daselbst, erhielt zu Anfang des Jahres 1799 die Stelle eines Pestilentiarius, die ihm in den Jahren 1799 und 1800 in den Militärhospitälern viele Arbeit, viele Erfahrungen, aber auch wegen der ansteckenden Spitalkrankheiten manchmal Lebensgefahr brachte. Im J. 1803 wurde er Adjunct im Hospital, 1805 Diakonus an der Barfüßerkirche, 1806 Diakon an der St. Jakobskirche, und 1807 bei der provisorischen Einrichtung der höheren Lehranstalten in Augsburg zum Gymnasialprofessor und bei der definitiven Organisation der Studienanstalt zum Progymnasiallehrer ernannt. Da ihm aber das Lehramt bei seiner Kränklichkeit und bei seinen geistlichen Functionen zu beschwerlich ward, so erhielt er Ende 1809 die erbetene Entlassung aus demselben. Seit Juli 1813 Diakonus bei St. Anna, starb er am 12. December 1816. Ein großer Freund der Geschichte gab er 1798—1800 ein Taschenbuch für Geschichte unter dem Titel: „Teutsch-französischer Kalender“ heraus, dessen Fortsetzungen von 1801—1803 als „Taschenbuch für Geschichte und Unterhaltungen“, und von 1804—1809 als „Klio und Euterpe“ erschienen. Auch zahlreiche Dichtungen legte er in mehreren Sammlungen („Gedichte“; II, 1804. — „Christliche Gesänge und Lieder“, 1808) nieder.

Cl. Al. Baader, Lexicon verstorbener bayrischer Schriftsteller, II. Bd. S. 215.

Brümmer.

Neuhusius: Edo N., geb. zu Steinfurt in Westfalen am 21. October 1581, † in Leeuwarden in Friesland im J. 1638, hatte sehr früh seine Eltern durch den Tod verloren, worauf ihn sein mütterlicher Oheim Casmann (s. Allg. d.

Biogr., Bd. IV, S. 54) aufnahm, welcher ihn später (1594) an das Gymnasium zu Stade brachte. Von dort begab sich N. auf kurze Zeit an die Universität Marburg und kehrte 1603 in die Heimath zurück, wo es ihm nun die in Münster wirkenden Jesuiten vielfach vergalten, daß sein Vater ein eifriger Förderer der Reformation gewesen war. Da ihm sogar einmal nach dem Leben getrachtet worden war, durfte er es als ein Glück betrachten, daß ihm (1607) die Stelle eines Gymnasialrectors zu Leeuwarden angetragen wurde. Dieses mit Freuden übernommene Amt verwaltete er mit bestem Erfolge, und als im J. 1619 ein Ruf nach Groningen an ihn erging, hatte er die Genugthuung, daß er von allen Seiten mit Bitten um sein Verbleiben bestürmt wurde. In den letzten zwanzig Jahren seines Lebens hatte er in Folge eines Steinleidens große Qualen zu erdulden. — Seine Schriften sind: „Princeps Agapetianus etc.“ (1603), d. h. ein in 70 lateinische Disticha gebrachter Auszug aus dem an Justinianus gerichteten Buche „Scheda regia“ des Griechen Agapetus; sein Hauptwerk „Theatrum ingenii humani sive de cognoscenda hominum indole et secretis animi moribus“ (1633, 2. Aufl. von seinem Sohne Reiner N. besorgt 1658) ist ein für die damalige Zeit merkwürdiges Buch, indem es Zwecke verfolgt, welche einerseits jetzt als Gegenstand einer „Völker-Psychologie“ bezeichnet werden, und andrerseits in Kant's „Anthropologie in pragmatischer Hinsicht“ beabsichtigt waren; nämlich N. bespricht auf Grundlage der von Gott gewollten innigsten Vereinigung des Leibes und der Seele zunächst die Physiognomik, dann die Geschlechts- und Altersunterschiede und die Hauptthätigkeiten des Menschen, hierauf die örtlichen und klimatischen Einflüsse in einer Charakteristik Europa's, Asiens, Afrika's, von wo er nach Belgien zurücklenkt, sodann folgen die astrologischen Einwirkungen und auch die Vererbung; im zweiten Theile erörtert er die Erziehung, die Kleidung, die Mahlzeiten und Trinkgelage, dann die verschiedenen Arten des Adels (Geburt, Verdienst, Geld, Tugend) und zuletzt Reichthum und Armuth. All dieses wird allerdings ohne irgend philosophische Tiefe, aber mit ausgedehntester philologischer Gelehrsamkeit durch Anführung aller möglichen Stellen aus der griechischen und lateinischen Litteratur, sowie aus der Bibel erörtert. Ferner schrieb er „Fatidica sacra“ (1635), d. h. über die bereits erfüllten und die noch zu erfüllenden Prophezien der Bibel, dann „Triga scholasticarum artium s. idea oratoriae artis et disserendi sive dialectica“ (1636), worin eine der Rhetorik entlehnte Logik entwickelt ist. Aus seinem Nachlasse veröffentlichte sein Sohn: „Gymnasium eloquentiae“ (1641) und „Infantia imperii Romani sub septem regibus“ (1657).

H. Witten, Memoriae philosophorum, oratorum etc. (1677), Bd. II, S. 63 ff. Prantl.

Neukirch: Benjamin N., Dichter, wurde am 27. März 1665 zu Reinke im Glogau'schen geboren, besuchte seit 1673 die Schule des nahen Bojanowa, wo sein Vater Tobias N. Notar geworden war, und nach Breslauer Schuljahren auch das Gymnasium zu Thorn, bezog 1684 die Universität Frankfurt a. O., versuchte sich mit wenig Lust und Glück als Advocat in Breslau, gab die Jurisprudenz auf und eröffnete in Frankfurt 1691 erfolgreiche Curse über Poetik und Rhetorik. Aeltere Verbindungen mit Berlin, dem Ziele seiner Wünsche, wurden damals enger geknüpft. Man verhieß ihm eine Professur. Zunächst arbeitete N. 1693 f. in Halle, wurde 1694 Hofmeister und kam 1696 als Informator eines jungen Haugwitz aus Dresden in die preußische Residenz, wo er als Erzieher junger Edelleute ein gedrücktes Leben führte. Er umbuhlte den Hof und die höfischen Dichter, wurde von Canitz begünstigt, aber von Besser zurückgesetzt und hatte, ohne Geld und Amt, oft mit bittrer Noth zu kämpfen. Seine Panegyrici trugen ihm die Mitgliedschaft der Akademie, kleine Geldgeschenke und

1703 eine karg besoldete Professur an der Ritterakademie ein, die nach dem Tode Friedrich's I. erlosch. Zu guter Stunde folgte N. 1718 einem Ruf als Erzieher des Erbprinzen und markgräflicher Hofrath nach Ansbach, der erste Poet in der durch Uz, Cronegk, Platen berühmten Stadt, und spielte dort, müd und mürbe, dichterisch ganz ins Lehrhafte und Fromme übergehend, den kleinen deutschen Fenelon. Er starb am 15. August 1729.

N. ist als Mann einer stilistischen Uebergangszeit interessant, nicht als bewußter Anfang der norddeutschen Kritik, als welchen Gervinus ihn rühmt. Schon Gottsched, durch seinen Lehrer Pietsch auf diesen Vertreter des „güldnen Alters" nachdrücklich hingewiesen, betont die Wendung von den „Oderflöten" zur brandenburgischen Hofpoesie: „Des Einfalls Richtschnur ward nur Wahrheit und Vernunft". Vieles ist unbekannt geblieben: ein Pastorale, eine Tragödie, der 4. Gesang Aeneis verdeutscht, eine Masse geistlicher Dichtungen seines letzten Jahrzehnts, eine Logik, eine Rhetorik u. s. w. Sein Ausgang ist der schlesische Marinismus. Der Schulmeister N. ist Herausgeber und Lobredner des Lohensteinschen „Arminius", der galante N. ist Sammler und Nachtreter der Hoffmannswaldau'schen Lyrik, und dadurch ein Anreger der Anakreontik. Zu Canitz übergehend, den Franzosen wie Boileau nachstrebend, endlich in seiner Poetik platt vernünftelnd und moralisirend, wird er ein kleiner Vorläufer Gottsched's. 1695 erschien als schmächtiges Bändchen „B. Neukirch's galante Briefe und Gedichte". Die redseligen Briefe, an Gönner und Frauenzimmer, wirklich oder fingirt, allgemein oder litterarischen und persönlichen Dingen zugewandt, weisen auf den zuerst 1707 veröffentlichten „Unterricht von deutschen Briefen" hin, ein oft aufgelegtes, den französischen Mustern nachtrachtendes Buch, das erst Gellert verdrängte. Die Gedichte schwanken zwischen Schwulst und Nüchternheit, huldigen der Schäfermode, verschwenden schlesische Metaphern, bieten formell und inhaltlich nichts Ursprüngliches, Eigenthümliches, und fallen mehrmals in crasse Abgeschmacktheit: die um Sylviens Busen spielende Hand wird vor Liebesbrand schwarz, Sylvia aber will ihr eine Gunst mißgönnen, die sie den Flöhen nicht versagt. Berüchtigt albern ist der durchgeführte Vergleich zwischen Liebhaber und Eierkuchen im „Schertz-Gedichte an Leonoren über die Plintzen". Ein Mischmasch von steifer Huldigung und anakreontischem Leichtsinn ist die officielle Hallenser Aria „Denn Joseph lebet noch". In Berlin strebte er zum Boileau-Canitzischen Bonsens hin und häufte preußische Lobgedichte ohne Originalität, wenn man nicht in Versen wie „26 Bataillonen Und ein Dutzend Escadronen" einen neuen Grenadierschritt der Poesie finden will. 1701 feierte er die Krönung des ersten Königs, 1705 in Rede und Vers den Tod der Sophie Charlotte, 1708 die dritte Vermählung Friedrich's. Seine „Poetischen Sendschreiben" sind zumeist handwerksmäßig, wie denn N. die verstiegene Schmeichelei „Die Natur hat, da sie dich gemacht, mehr auf ein Wunderwerk als einen Mensch gedacht" wörtlich sowohl dem König Friedrich August, als dem Geheimrath Stryk schenkt. Im Scherz wird er leicht plump und roh. Auch seine geistliche Poesie zeugt neben ehrlichen Liedern und Psalmen durch rhetorisch überladene und in ekeln Martern wühlende Passionsgedichte noch für die schlesische Herkunft. Er selbst, der manche litterarische Händel ausfocht und auch nach seinem Tode ein Gegenstand lebhafter Parteigunst sowie Parteipolemik war, weiß, daß Schlesien ihn nicht mehr liebt, seit er den „Amberkuchen", geborgten Sprüchen und Sinnbildern entsagt hat — und doch plagt derselbe Mann noch 1708 zu Gottsched's Aerger das Echo bis zu dem Unsinn „Sophie ist, schwer ich hin. — Schwerin erklang der Wald", und auch die Texte zur Composition blieben von allerlei Auswüchsen nicht frei. Ganz nüchtern wurden erst die Ansbacher Gratulationen und dergleichen.

Am bedeutendsten erscheint N. als Satiriker. Er folgte dem Canitz als Uebersetzer Boileaus; viel glücklicher als bei den Resten sapphischer Lyrik. Er lernte von Juvenal und ließ in seinen eignen zwar ideenlosen und oft unmanierlichen Scheltgedichten (gedichtet im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts, gedruckt zuerst 1727 im Anhang zu Hanke's „Weltlichen Gedichten") das höfische Maß des Pariser Vorbilds fallen, verleugnete seine feile Gelegenheitsdichtung, behandelte neben hergebrachten allgemeinen Fragen auch Gegenstände des Tages mit Wucht und Schärfe, schilderte z. B. in der 4. Nr. culturhistorisch bedeutsam die Jugenderziehung der Zeit, zog in Nr. 6 und 7 sein eigenes Elend und das Elend der damaligen Poeterei rücksichtslos ans Licht und fand hier eine volle, anschauliche, eindringliche Redeweise.

Sein letztes Werk ist die Umgießung des Fenelon'schen Prinzenromans in dürre Alexandriner, die schon Gottsched nicht loben konnte, für den Ansbacher Telemach, dessen durchlauchtiger Vater die Kosten einer Prachtausgabe bestritt, von welcher N. nur den ersten von drei Theilen erlebte: „Die Begebenheiten des Prinzen von Ithaca ......" 1727—1739; dazu eine billige Ausgabe (Anspach 1739 mit dem „Lebens-Lauff des seel. Autoris"). Ein schon durch die gewählte Form ganz verunglücktes Product, welchem der markgräfliche Mentor eine Ueberlast der trivialsten und ledernsten Fußnoten zur Mythologie und Sittenlehre beigegeben hat.

Neukirch's Gedichte stellte Gottsched in einer Auswahl, Regensburg 1744, zusammen und schickte außer Vita und Charakteristik auch einige Angriffe gegen die Züricher voraus. Seine „Critischen Beyträge" waren schon wiederholt für N. eingetreten, der da bekannt hatte, es sei „Canitz, der die deutschen Flöten auf den höchsten Ton gebracht". Erich Schmidt.

Neukirch: Melchior N. (Neofanius), protestantischer Prediger und Dramatiker des 16. Jahrhunderts. Sein Vater Johannes Neukirch, aus Syburg im Bergischen gebürtig, kam im Herbst 1531 von der Schule der Hieronymianer zu Deventer nach Wittenberg und ging 1536, nachdem er eine Nichte des Hieronymus Schurff geheirathet, von hier nach Braunschweig, wo er 1566 als Prediger an St. Andreas starb. Der Sohn, welcher um 1540 zu Braunschweig geboren sein muß, ließ sich am 23. October 1561 in Rostock immatriculiren und übernahm 1564 das Rectorat zu Husum. Im Todesjahre des Vaters kehrte er in die Heimath zurück, um hier gleichfalls ein Schulamt an der Katharinen- und Aegidienschule zu bekleiden; 1569 wurde er Pfarrer in Barem, 1571 Prediger an der Braunschweiger Petrikirche und starb als solcher 1597 an der Pest. — Außer Predigten und lateinischen Dichtwerken veröffentlichte er in der sechsactigen Tragödie „Stephanus" (Magdeburg 1592) eine wenig zu lobende, weil noch vielfach in der unverarbeiteten epischen Form stecken gebliebene Dramatisirung aller im Cap. 4—7 der Apostelgeschichte erzählten Vorgänge mit mancherlei äußerlich angereihten Erweiterungen; Stephanus tritt erst im fünften Acte auf. Am erträglichsten sind die zur Haupthandlung hinzugefügten Partien gerathen, für die schon eine feste Tradition vorlag: die lebendigen Unterhaltungen der Kriegsknechte, die rohen Scherze des Henkers, der an Rebhun's Susanna erinnernde Abschied des Stephanus von Weib und Kindern. Auch der Hofteufel und der moralisirende Claus Narr fehlt nicht unter den 75 Personen des Stückes. Ananias und Saphira werden vom Tode, den sie zum Zeugen ihres Schwures anrufen, erschossen und von den Teufeln fortgeholt. Im zweiten Acte muß Herodes ohne jeden Anlaß die Geschichte der letzten hundert Jahre aus dem Josephus vortragen. Das Weib des Pilatus heißt Progne nach der Procula im Evangelium Nikodemi. Interessant ist das Vorwort als Zeugniß für die von Luthers Schülern, besonders von Martin Chemnitz, ausgehende Förderung der Schulkomödie.

Die Nachrichten über N. bei Moller, Cimbria literata 2, 580 (1744) und Rehtmeyer, Braunschweig. Kirchenhistorie 3, 400 (1710) gehen meist zurück auf seinen eigenen Catalogus et historia concionatorum Brunsvicensium, Hamburg (1584), und die Appendix dazu o. O. 1590. — Vgl. noch Goedeke, Zeitschr. des histor. Vereins für Niedersachsen 1852, 386. 388—390. — Kallsen, Gesch. der Husumer Gelehrtenschule I. Progr. 1867, S. 3. — Förstemann, Album academiae Vitebergensis 1841, S. 145. — Die Notiz aus der Rostocker Matrikel verdanke ich Herrn Dr. A. Hofmeister. J. Bolte.

Neukomm: Sigismund Ritter von N., eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Künstlerwelt. Ohne je die Aufmerksamkeit der Menge durch virtuose Leistungen auf sich gelenkt zu haben, verstand er es, durch ein äußeres imponirendes Wesen und durch seine Compositionen, die Jedem etwas gaben, es also eigentlich Jedem recht machten: dem Publicum durch Effecte, dem Kunstkenner durch eine geschickte Arbeit, sich eine in ihrer Art einzige Stellung in der Welt zu erwerben. Wären uns nicht Privaturtheile aus Briefen und Tagebüchern damaliger Zeit aufbewahrt, so könnten wir uns diese Erscheinung gar nicht erklären, denn die Urtheile der damaligen Presse, die Biographien in den Tonkünstler-Lexika und im Vergleich damit die Compositionen selbst, würden uns in ein unentwirrbares Knäuel verwickeln. N. erblickte am 10. Juli 1778 zu Salzburg das Licht der Welt, jener Stadt, der 22 Jahre früher das unsterbliche Musikgenie — Mozart — entsprossen war. Sein Vater, ein wissenschaftlich gebildeter Mann und Lehrer an der Central-Normalschule daselbst, ließ sich die Erziehung seines Sohnes sehr angelegen sein, und da er sehr bald die musikalischen Anlagen desselben erkannte, so sorgte er auch darin für gute Lehrer. Der Organist Weißauer und der Bruder Joseph Haydn's, Michael, leiteten seine Musikstudien, während er sich auf der Hochschule eine akademische allgemeine Bildung erwarb, besonders Philosophie und Mathematik betrieb. In musikalisch technischer Hinsicht scheint ihm der Vater ganz freien Willen gelassen zu haben, und so wird berichtet, daß er fast auf jedem Instrumente sich einige Fertigkeit erworben hatte und in den Salzburger Kirchenorchestern eine gesuchte Persönlichkeit war, da er von der Orgel bis zur Flöte überall helfend eintreten konnte. Dies ist wohl auch der Grund, weshalb er auf keinem Instrumente jene technische Vollendung erreicht hat, die selbst unseren größten neueren Meistern fördernd zur Einführung ins Leben war. Im J. 1798 verließ er seine Vaterstadt und wandte sich nach Wien. Durch die Empfehlung Michael Haydn's an seinen berühmten Bruder in Wien fand N. dort eine sehr freundliche Aufnahme und Haydn gewann ihn so lieb, daß er mehr als Sohn, denn als Schüler im Hause verkehrte. In diesem Verhältniß finden wir ihn bis zum Jahre 1809, und nur im J. 1803 berichtet die Allgemeine musikalische Zeitung in Leipzig, daß er in seiner Vaterstadt Salzburg ein Concert gegeben habe. 31 Jahre alt, tritt er zum ersten Male öffentlich als Componist auf und erlangt damit ein so großes Ansehen, daß sein Name wie ein elektrischer Funke durch Europa fliegt und sich die wissenschaftlichen Akademien beeifern, ihm ihre Anerkennung öffentlich zu erkennen zu geben, so Stockholm und Petersburg. Wenn man erwägt, daß sich damals Beethoven auf dem Gipfel seines Schaffens befand, und dennoch nur die Anerkennung weniger Kenner erreichen konnte, während diesem musikalischen Speculanten es gelingt, die Welt mit einem Wurfe zu erobern, so wirft dies ein klägliches Licht auf die Urtheilskraft der Menge, und es bleibt nur der eine Trost, daß die Zeit dennoch das Urtheil in richtige Bahnen lenkt und dann allerdings den obersten Richter bildet. — Als N. im J. 1809 seinen väterlichen Freund Haydn durch den Tod verlor, hielt ihn nichts mehr in Wien, und er

beeilte sich, den schnell gewonnenen Ruhm durch persönliches Erscheinen zu befestigen und zu erhöhen. Schon in Wien hatte er sich als Director größerer Massen geübt und hervorgethan, so daß man ihm den Capellmeisterposten und die Operndirection am kaiserl. deutschen Theater übergab. Sein nächstes Ziel war nun St. Petersburg, um dort seine Werke selbst zu dirigiren; von da ging er nach Moskau, dann nach Paris, überall mit offenen Armen empfangen, als großer Mann geehrt und als feiner Gesellschafter und wissenschaftlich gebildeter Mann, dem die Rede in seltener Weise zu Gebote stand, geschätzt. So eroberte er sich wie ein Cäsar im Fluge die ganze gebildete Welt, und da er ein Schnellschreiber ohne Gleichen war, der in der That die Compositionen aus dem Aermel schüttelte und es überall verstand, dem Geschmacke des Publicums entgegen zu kommen, ohne ihm etwa eine Fülle von bestechenden Melodien bieten zu können, denn seine Erfindungsgabe war seicht und armselig, so stieg er in der Gunst immer höher und die aristokratischsten gesellschaftlichen Cirkel drängten sich um seine Person, Zeitungen posaunten mit vollen Backen seinen Ruhm in alle Enden der Welt, und die vor dem Genie scheu zurückweichende vornehm thuende Allgemeine musikalische Zeitung in Leipzig läßt keine Gelegenheit vorüber, ihren Mann zu preisen. So heißt es 1816, Seite 15, über eine Sonate für Pianoforte op. 16: „Der gründliche rühmlich bekannte Meister hat nicht beabsichtigt, in der Sonate etwas Auffallendes in den Ideen zu schaffen“ — hinter dergleichen Floskeln verkroch sich die damalige Kritik und bestärkte das Publicum in seiner Sucht nach leichter Unterhaltung! Man sollte nun meinen, die Welt hätte endlich zur Erkenntniß gelangen und sich ihrer Launenhaftigkeit gemäß bald anderen Talenten zuwenden müssen; doch auch hier steht N. wieder einzig da, indem er es stets verstand, das Interesse für sich wach zu halten und zur rechten Zeit zu erneuern. Noch im Jahre 1842, als doch Mendelssohn der Held des Tages hätte sein sollen, schrieb obige Zeitung Seite 430: „Wie der würdige Neukomm, der wackere Meister, seine Ideen ausführt, ist hinreichend bekannt und bedarf keines besonderen Anpreisens.“ Wenn auch hin und wieder der Tadel eines vorlauten Referenten mit unterläuft, wie 1833, wo Seite 259 über eine Cantate mit obligater Trompete gesagt wird, „wirksam, wenn auch nicht besonders erfindungsreich“, oder Spalte 280 über eine Sinfonie, die in Jena aufgeführt worden war, „welche den Erwartungen, die jener g r o ß e N a m e erregte, nicht ganz zu genügen schien“, so that dies der allgemein verbreiteten Meinung keinen Schaden. Nur in England ließ man N. 1837 hart empfinden, daß er sich neben einen Mann wie Mendelssohn zu stellen nicht wagen dürfe. Diese absichtliche Zurücksetzung eines sonst in England so hoch gefeierten Mannes empörte aber Mendelssohn, und gerade der Ausdruck, den dieser edle Mann seinem verletzten Zartgefühl mehrfach in seinen Briefen gibt, hat uns den Schlüssel zu der Frage gegeben, wie Neukomm's Stellung sich mit der Bedeutung seiner Leistungen reimt. Schon 1834 schreibt Mendelssohn an Moscheles: „Deine Bemerkungen über Neukomm's Musik sind mir aus der Seele gesprochen; was mich nur wundert, ist, wie ein sonst so geschmackvoller und gebildeter Mann nicht auch in der Musik in Folge dieser beiden Eigenschaften mehr gewählt und elegant schreibt; denn ohne von den Ideen und von dem Grunde seiner Compositionen zu sprechen, scheinen sie mir oft gar zu sorglos, fast ordinär gemacht zu sein. Auch das viele Blech gehört hierher; schon aus Berechnung müßte man's aufsparen, von aller Kunst ganz zu schweigen.“ 1837 war das große Musikfest in Birmingham in England, auf dem Mendelssohn's Paulus zum ersten Male aufgeführt wurde und N., wie seit 1830 alljährlich, auch diesmal als Mitwirkender gewonnen war. Mendelssohn's Paulus hatte einen ungeheuren Erfolg errungen und in dem Briefe an seine Mutter zieht sich durch alles Andere

als der Grundgedanke die Klage über den Wankelmuth der Menge hindurch, dem soeben N. in so offenbarer Weise zum Opfer gefallen war. Mendelssohn schreibt: „Du weißt, wie sie ihn sonst verehrt und wirklich überschätzt hatten, wie alle seine Sachen dort gesucht und gepriesen wurden, so daß ihn die Musiker immer King of Brummagem (König von Birmingham) nannten; und diesmal haben sie ihn auf so unziemliche Art zurückgesetzt, nur ein kurzes Stück von ihm am ersten (dem allerschlechtesten) Morgen gegeben, und ihn selbst ohne die geringste Aufmerksamkeit im Publicum aufgenommen, daß es wirklich eine Schande für die Menschen war, die vor drei Jahren nichts Höheres und Besseres kannten, als Neukomm's Musik. Das Einzige, was ihm vorzuwerfen ist, ist eben, daß er vor drei Jahren ein Oratorium fürs Musikfest schrieb, was recht auf Effect berechnet war. Die große Orgel, die Chöre, die Soloinstrumente, alles kam darin vor, damit es den Leuten gefiele, und so was merken die Leute, und es thut nicht gut. Daß sie ihn aber zum Dank diesmal so behandelten, ist eben wieder ein Zeichen, was von all ihrem Gefallen zu halten ist, und was man davon hat, wenn man's sucht." Und dazu noch die Aeußerungen in einem Briefe an Hiller, die uns ganz besonders das Wesen Neukomm's vergegenwärtigen. Mendelssohn berührt hier denselben Gegenstand und fährt dann fort: „Du wirst mir sagen, seine Musik sei auch nichts werth — da stimmen wir wohl überein, — aber das wissen doch Jene (das Publicum) nicht, die damals entzückt waren und jetzt vornehm thun. Empört hat mich die ganze Geschichte, und Neukomm's ruhiges, ganz gleichmäßiges Benehmen ist mir doppelt vornehm und würdig gegen die Andern erschienen, und ich habe ihn viel lieber gewonnen durch diese entschiedene Haltung." — Hier eben offenbart sich uns das Geheimniß des scheinbaren Widerspruches in der Erscheinung Neukomm's: als Persönlichkeit imponirend, als Componist berechnend. — Moscheles entwirft in seinen Tagebüchern ein ziemlich treffendes Bild von ihm, indem er schreibt: „Ein edler Charakter, fein gebildeter Mann, ein Freund, der sich treu bewährt, leider aber kein Genie, sondern nur ein solider (sic?), wohldenkender, gutschreibender Componist, dem das attische Salz oft störend fehlte." Schärfer geht ihm Mendelssohn in seinem Urtheile als Componist zu Leibe und er äußerte einmal mündlich zu Moscheles: „Wenn nur der prächtige Neukomm bessere Musik machen wollte! Er spricht so gescheut und gewählt in Worten und Briefen, und mit Noten schreibt er solche Gemeinplätze." — Wir wollen noch in Kürze über Neukomm's vielbewegtes Leben berichten. Wir verließen ihn in Paris. Dort wurde er in das Haus des allvermögenden Talleyrand eingeführt, der bald eine so große Hinneigung zu ihm empfand, daß er ihn zeitweise ganz an sein Haus fesselte. Doch zwei so unruhige Naturen konnten das Stillesitzen nicht lange vertragen, und findet Talleyrand für gut, auf Reisen zu gehen oder sich zurück zu ziehen, so thut N. ein Gleiches. So 1816, wo ihm sein Gönner einen Platz auf dem Schiffe verschafft, welches den Herzog von Luxemburg als Gesandten nach Brasilien an den Hof zu Rio de Janeiro brachte; dort ward N. als Hofcomponist angestellt. Klima und die Revolution vertrieben ihn nach einigen Jahren wieder und er kehrt auf's Neue bei seinem Gönner in Paris ein. Der Orden der Ehrenlegion, sogar das Adelsdiplom sind die äußeren Erfolge des vornehmen Umgangs. 1826 durchreiste er Italien, 1827 Belgien und Holland, und 1830 begleitete er Talleyrand auf einer Gesandtschaftsreise nach England, wo er so enthusiastische Aufnahme fand — (Mendelssohn sagt, man hob ihn in den Himmel, stellte ihn über alle Componisten und applaudirte ihm bei allen Schritten und Tritten) — daß er von da ab bis 1837 alljährlich die Saison in England zubrachte und sich als großer Künstler feiern ließ, bis der Bronn der Applause so plötzlich versiegte. 1842 dirigirte er das Mozartfest in Salzburg. Doch nun

traten Jahre des Leidens dazwischen, denn ein Augenübel bedrohte ihn mit gänzlicher Erblindung. Eine glückliche Operation gab ihn jedoch seinem früheren Reiseleben wieder zurück, und obgleich er mit gefärbten Brillengläsern sein Auge schützen mußte, wie Fétis berichtet, so finden wir ihn 1849 in München und 1851 in London, wo er zum Mitgliede der Jury zur Prämiirung gewerblicher Gegenstände (hier Musikinstrumente) berufen war. Hier traf ihn der in gleicher Eigenschaft dorthin berufene Fétis, und berichtet dann in seiner Biographie universelle, daß sich N. wieder seiner vollen Gesundheit und gewohnten Heiterkeit erfreue. Eine Reise nach dem Orient bis Constantinopel im Jahre 1856 war seine letzte, und als ihn Fétis darauf in Paris wiedersah, wo er seinen ständigen Wohnort hatte, zeigte er auffallende Symptome von Hinfälligkeit. Bald darauf starb er am 3. April 1858, fast achtzig Jahre alt. — Die kleine Liste der von Fétis in seiner Biographie universelle verzeichneten Compositionen Neukomm's enthält kaum den zehnten Theil dessen, was er wirklich geschrieben hat. Man rechnet ihm über tausend Compositionen nach, darunter Opern, Oratorien, Messen, Cantaten, Psalmen, andere Kirchengesänge, Sinfonien, Kammermusik aller Gattung bis herab zum kleinen Clavierstückchen. Heute hält es bereits schwer, nur ein und das andere Stück von ihm in großen Bibliotheken aufzufinden!

Rob. Eitner.

Neukrantz: Johann N., ein bescheidener Landprediger, aber nach seiner Zeitgenossen Urtheil, als Seelenhirt, Poet und Musikus gleich ausgezeichnet, mithin ein Mann nach dem Herzen Dr. Luther's. Geboren zu Rostock, des dortigen Cantors Sohn, am 11. April 1602, absolvirte er seine Schulstudien in Stralsund, um dann 4 Jahre lang auf der Universität Greifswald Theologie und alle ihm zugängigen Wissenschaften, Sprachen und Künste zu studiren. Des Vaters Tod nöthigte ihn zur Rückkehr nach Rostock, um seine mittellose Mutter und zwei Schwestern zu ernähren, durch Information sowie durch Orgelspielen in der Kirche St. Jürgen daselbst. Als Cantorssohn musikalisch veranlagt, begabt mit einer schönen Singstimme und tüchtig ausgebildet als Vocalist wie als Instrumentalist, würde er wol auch als Musikmeister sein Glück gemacht haben, wenn nicht ein scheinbarer Zufall ihn seinem theologischen Beruf zurückgeführt hätte. Ein Schulfreund nämlich, den Geschäfte nach Hamburg riefen, nahm den in Rostock schier verrostenden Jüngling zu seiner Auffrischung mit dahin. Aber schon nach wenigen Tagen erkrankte und starb der gütige Freund, den armen N. einsam und rathlos in der fremden großen Stadt verlassend. Nun aber erwachte in N. eine Gott vertrauende Energie. Hier, wohin Gott ihn geführt, wollte er auch ausharren. Seine Erbietungen bei den Geistlichen Hamburgs, welche ihn bald als einen in den Wissenschaften, alten und neuen Sprachen wie in der Musik wohlbeschlagenen Candidaten erprobten, hatten guten Erfolg, man wandte ihm Lehrstunden zu, ließ ihn auch predigen, und in kurzer Zeit fand er so einflußreiche Freunde und Gönner, daß ihm schon nach 2 Jahren (1629) das Pastorat zu Kirchwärder, einem der sog. Vierlande im Amte Bergedorf bei Hamburg übertragen wurde, worauf die Universität Rostock ihm den Magistertitel verehrte. Nun verheirathete er sich und sah nach und nach aus zwei Ehen 15 Kinder heranwachsen. In seinem Amte erwarb er sich allgemeine Anerkennung als erwecklicher Prediger, unermüdlicher Seelsorger, als Trost der Armen und Kranken, als liebenswerther College und heiterer Genosse. Unter seinen näheren Freunden war der bedeutendste der bekannte und seiner Zeit berühmte Johann Rist, Pastor zu Wedel, gekrönter Poet, kaiserl. Pfalz- und Hofgraf &c., mit dem Gesinnung und gleiche Neigung zu Dicht- und Musikkunst ihn innig verband. Denn neben seinen Amtsgeschäften blieb N. den Musen getreu, er studirte fleißig und sammelte

eine auserlesene Bibliothek, arbeitete auch verschiedene gelehrte und poetische Werke aus, die jedoch im Manuscript untergegangen sind, als im J. 1746 sein Pfarrhaus mit der ganzen Habe von den Flammen verzehrt wurde. Aus dieser Feuersbrunst rettete N. nebst Frau und 10 Kindern (das 11. kam wenige Tage darauf hinzu) nur das nackte Leben. Er blieb aber getrost und muthig in seinem Gottvertrauen. Und als nach Jahr und Tag sein Pfarrhaus neu erbaut war, da war es auch wieder gefüllt mit allen nöthigen Lebensbedürfnissen, freiwilligen Geschenken aus seiner Gemeinde, aus dem ganzen Amte wie aus Hamburg, so daß nur seine Bücherschätze und seine Manuscripte verloren blieben. Aber auch diese suchte er ungebeugten Muthes zu ersetzen, und in der That erschien schon 1648, anläßlich eines verheerenden Sturmwetters sein „Wohlgemeinter Bußwecker“, dem einige poetische Schriften folgten, unter welchen „König Davids neubesaitetes Psalterspiel, auf anmuthige Singweisen gesetzet“ eine Probe seiner Dicht- und Compositionskunst darbietet, und neben seinen „Weihnachtsgesänglein“ am bekanntesten geworden ist. Außerdem erfreute er nahe und ferne Bekannte häufig durch Gelegenheitscarmina, die freilich nach damaligem Geschmack reichlich stark ornamentirt erscheinen, aber doch ihre alltäglichen Themata nie ohne neue gute Gedanken behandeln. — Nach einer bei bösem Wetter im Freien gehaltenen Leichenpredigt erkrankte N. so heftig, daß die von der Gemeinde aus Hamburg berufenen Aerzte sein Leben nicht fristen konnten. Er ließ sich das heil. Abendmahl reichen, segnete die Seinigen und alle Anwesenden und starb heiter und getrost am 21. März 1654. — In der ihm gewidmeten auch gedruckten Grabrede charakterisirt der Redner (Pastor Johannsen aus Bergedorf) schließlich den sel. N. etwa folgendermaßen: „Wer hätte ihn gekannt und nicht auch erkannt, 1) als einen frommen gottesfürchtigen Mann; 2) als einen hochgelahrten und hochbegabten Mann, wie landkundig aus seinen Predigten und Schriften, von welchen leider viele in Rauch aufgegangen; 3) als einen aufrichtigen freimüthigen wahrhaften Mann; 4) als einen holdseligen freundlichen Mann, auch guten Genossen, der männiglich durch seine Fröhlichkeit und scharfsinnige Rede, wie mit seiner anmuthigen Vocal- und Instrumentalmusik erfreut und manch traurig Herz erquickt hat; 5) als einen friedfertigen Mann, der überall Versöhnung gestiftet, und dem Niemand feindlich gewesen. — Sein obenerwähnter Herzensfreund, der Pastor Rist in Wedel, hat seinem „vielgeliebten brüderlichen Freunde“ N., „dem „hochverdienten Seelenhirten, fürtrefflichen Musico und Poeten“ ein Trauer- und Lobgedicht nachgesungen, aus dem zu entnehmen, wie hoch Rist des Heimgegangenen Charakter und Eigenschaften schätzte, wie tief er den Verlust dessen betrauert, den er „mein anderes Ich“ nennt, dessen Musik, sowohl sein Clavierspiel als sein „herzbewegend Singen“ ihn so oft erfreut „und sein betrübt Gemüth fein frisch und froh gemacht“. Von Neukrantz' Dichtungen rühmt er, daß sie nicht nur in deutscher, sondern auch in französischer, lateinischer und gar griechischer Sprache verfaßt sind und ausbündig zierlich seien, und erklärt, daß er ihm dafür bereits den poetischen Lorbeerkranz zugedacht habe. Als kaiserlicher Pfalzgraf durfte er im Namen des Kaisers den Titel eines gekrönten Poeten ertheilen. Sein 1652 erschienener „Teutscher Parnaß“ enthält auch eine ziemliche Anzahl Neukrantzischer Gedichte, — nach einer neueren Beurtheilung: „eins noch überschwänglicher als das andere“, — aber der Dichterfürst Rist wie seine Zeitgenossen fanden sie fürtrefflich, und, „wer seiner Zeit genug gethan“ ꝛc.

S. Hamb. Schriftstellerlexikon, Bd. V, S. 489—491. — Hamb. Berichte, 1757, S. 396. 397. — Die obengedachte Leichenpredigt mit angehängten Personalien aus dem Rist'schen Trauer- und Lobgedicht.

Einer seiner Söhne, der Lic. jur. Peter N. in Hamburg, war ebenfalls Dichter und als solcher Mitglied der von Phil. v. Zesen gestifteten Rosenzunft der teutschübenden Gesellschaft, unter dem Namen „der Neubekränzte“.

Beneke.

Neuman: Christian N., Maler zu Köln, wo er am 27. April 1632 als zünftiger Meister aufgenommen wurde, starb daselbst am 26. Mai 1663. Er war bei seinen Zeitgenossen besonders beliebt durch seine kleinen Oelbildnisse auf Kupfer, welche Lebenswahrheit mit feiner Ausführung verbinden. Das städtische Museum in Köln besitzt sein lebensgroßes Bildniß in Halbfigur mit der Beischrift: Christianus Neuman aetatis 56. obiit A^{o}. 1663. 26. Maji. Auf der Brust trägt er drei goldene Bildnißmedaillen, wahrscheinlich Ehrengeschenke hoher Herren, die ihn beschäftigt hatten. Ob er das Bild selbst gemalt habe, darf man stark bezweifeln, da es eine nur mittelmäßige Arbeit ist.

Merlo.

Neumann, Christiane: s. **Becker**, A. D. B. II, 221.

Neumann: David v. N., preußischer Generalmajor, geb. am 29. August 1737 auf einem kleinen Gute bei Wehlau, welches sein Vater besaß, hatte studirt und war Hofmeister der Söhne des Kanzlers v. Korff zu Königsberg, als die Begeisterung für Friedrich den Großen und dessen Heer ihn in die Reihen der preußischen Armee führte. Mit seinem Freunde Scheffner (s. d.), dem späteren Kriegsrath, entzog er sich, ein jeder von ihnen mit einem Exemplare von Abbt's Tod fürs Vaterland in der Tasche, dem russischen Machtbereiche und trat in das Kleist'sche Freicorps, in welchem er bald Officier und Adjutant des Chefs wurde. Er gehörte zu der geringen Zahl von Officieren der Freicorps, welche der König nach Friedensschluß in seine reguläre Armee aufnahm; seine späteren Leistungen rechtfertigten die Wahl. Im bairischen Erbfolgekriege war er Adjutant des General v. Rothkirch, nach dem Kriege ward er, noch als Lieutenant im Infanterieregiment Rothkirch, geadelt; in der Rheincampagne fungirte er als Generalquartiermeister des Generals v. Knobelsdorff und erhielt als solcher den Orden pour le mérite; 1802 wurde er Commandant von Cosel. Als solcher sollte er sich dauernden Ruhm begründen. Am 23. Januar 1807 wurde die Festung von 5000 Baiern unter General Deroy eingeschlossen; sie war in leidlichem Vertheidigungszustande und für die erforderliche Besatzung von 7000 Mann auf 6 Wochen mit Proviant versehen, aber an diesen 7000 Mann fehlten 3000 und die vorhandenen waren, was die Zuverlässigkeit und moralische Beschaffenheit der gemeinen Soldaten anbetraf, von sehr geringem Werthe. Trotzdem lehnte N. von Anfang an jede Aufforderung zur Capitulation entschieden ab. In der Nacht vom 28./29. eröffnete der Feind die Laufgräben, am 4. Febr. begann das Bombardement, es richtete bedeutenden Schaden an. Da trat zum Glück für die Belagerten Mitte Februar Thauwetter ein; die Baiern wurden dadurch in ihren Angriffsarbeiten sehr gehindert und der Garnison erschwerte es das Desertiren, welches sie bereits 900 Mann gekostet hatte; in der Stadt aber bildeten sich Complotte, welche den Uebergang zum Feinde planten, von N. indeß mit äußerster Strenge unterdrückt wurden. Eine active Vertheidigung war durch diese Verhältnisse fast ganz ausgeschlossen. Am 15. März verwandelten die Baiern die Belagerung in eine Blokade; die Vertheidiger athmeten auf, sie konnten wenigstens die Umgegend ausfouragiren, aber ihr tapferer Führer erlebte den Tag der Befreiung nicht mehr; er starb nach kurzer Krankheit am 16. April. Der Frieden von Tilsit erhielt dem Könige den Besitz der Festung, welche am 18. Juni dahin hatte capituliren müssen, daß sie am 16. Juli übergeben werden solle, wenn sie bis dahin nicht entsetzt sein würde.

Auf der Oderbastion in Cosel ward N. ein Denkmal errichtet und durch königl. Cabinetsordre vom 15. Novbr. 1880 wurde seiner directen Nachkommenschaft, zum Andenken an ihres Ahnen tapfere Haltung, der Name „von Neumann-Cosel“ beigelegt.

Militär-Wochenblatt für 1835, Nr. 993—94 (von J. D. E. Preuß). — E. v. Höpfner, Krieg von 1806/7, 2. Auflage, Berlin 1855. — J. Schmölzl, Feldzug der Baiern von 1806/7 in Schlesien und Polen, München 1856. B. Poten.

Neumann: Gottfried N., ein hervorragendes Mitglied der Isenburgischen Inspirationsgemeine und Liederdichter, ist wahrscheinlich im J. 1687 in Hohenheida bei Leipzig geboren. Von Jugend an war in ihm ein mächtiger religiöser Zug vorherrschend. Im J. 1706 bezog er die Universität Leipzig, um Theologie zu studiren. Wie er selbst bekennt, führten ihn dort die Vorträge Johann Georg Hoffmann's, des Pfarrers am Waisenhause, „in einen scharfen Buß- und Läuterungskampf“, welcher ihn zum Austritt aus der lutherischen Kirche bewog. Auch in Halle, wo er im J. 1710 an dem Francke'schen Waisenhause angestellt wurde, fühlte er sich für die Dauer nicht wohl. Er schloß sich daher den Separatisten an und suchte in Hanau eine Zufluchtsstätte. Um sein Leben zu fristen, erlernte er die Strumpfweberei, nachdem er sich kurz zuvor mit der Tochter eines Metzgers Namens Melchior vermählt hatte. Von Hanau durch die Verfolgung der lutherischen Geistlichen vertrieben, wandte er sich in die Grafschaft Marienborn und erhielt hier eine Anstellung als gräflich Isenburg-Meerholzscher Fruchtschreiber. Als solcher wohnte er eine Zeit lang in Bergheim. Im März des Jahres 1714 erfuhr er eine neue Erweckung, infolge deren er Anschluß an die in jenen Gegenden gerade damals auftretenden „neuen Täufer“ suchte. Am 11. October desselben Jahres empfand N., so berichtet er selbst, einen starken Trieb, nach Hanau zu gehen, dem er auch Folge gab, obgleich er in jener Zeit das Haus seines Schwiegervaters mied. Nachdem er kaum dort angelangt, wurde ihm die Ankunft der aus Halle vertriebenen drei Brüder Pott gemeldet und gleichzeitig ein Einladungsschreiben des jüngsten Pott übergeben, das zu derselben Stunde entworfen war, da in N. der Gedanke, nach Hanau zu gehen, sich geregt hatte. Schon dieses merkwürdige Zusammentreffen setzte N. in Erstaunen, noch mehr aber die völlige Sinnesänderung, welche plötzlich bei seiner unverheiratheten Schwägerin Johanna Margarethe Melchior stattgefunden hatte. Noch an demselben Abend suchte N. die Inspirirten auf und wurde durch ihre Worte mächtig ergriffen, während ihn ihre Bewegungen in höchste Verwunderung setzten. Die Aussprachen der drei Pott wiederholten sich in den nächsten Tagen, und am 14. October kam es bei N. zum Durchbruch, der seitdem für die Inspirationssache gewonnen war. Daß er selbst je in den Inspirationszustand versetzt worden, hören wir nicht; dagegen scheint er die Aussprachen Anderer stenographisch aufgenommen zu haben. Wichtig wurde für N. die Bekanntschaft mit Johann Friedrich Rock, dem Büding'schen Hoffattler, welcher je länger je mehr die Hauptstütze der Bewegung bildete. Mit ihm reiste er im Frühjahre 1719 nach Halle, wo er bei Francke ein scharfes Verhör wegen seiner Flatterhaftigkeit bestehen mußte. N. scheint überhaupt wenig sittlichen Halt besessen zu haben. Er mußte z. B. wegen Unzucht mit Mündeln im J. 1720 aus der Gemeine ausgeschlossen werden. Aehnliches wiederholte sich im Winter 1730/1731. Beide Male war es Rock, welcher den Mantel der Liebe über die von N. gegebenen Aergernisse zu decken wußte und seine Wiederaufnahme in die Gemeine bewirkte. N. hat Rock diese Zuneigung und Nachsicht nicht vergolten, da er sich später Zinzendorf näherte und mit diesem seinem alten Freunde entgegen arbeitete. Als nämlich im September des Jahres 1730

Zinzendorf in der Wetterau weilte, erhielt er von Rock und N. gemeinsam die Einladung, die Versammlung der Inspirirten in Himbach zu besuchen. N. ließ sich durch Zinzendorf's Auftreten sofort für die Sache der Brüdergemeine einnehmen und machte bereits im Herbst und Winter 1730—1731 den Versuch, die herrnhutischen Einrichtungen und Gebräuche bei der Inspirationsgemeine einzuführen. Die durch dieses Vorgehen Neumann's herbeigeführten Streitigkeiten wurden indessen rasch beigelegt. N. bereute sein Verhalten, und so hatte Rock kein Bedenken, ihn im J. 1732 als Reisebegleiter zu einem Besuche in Herrnhut mitzunehmen. Bei dieser Gelegenheit gelang es Zinzendorf, den wankelmüthigen N. aufs Neue auf seine Seite zu ziehen. Eine seit dieser Zeit heimlich zwischen ihnen unterhaltene Correspondenz richtete ihre Spitze gegen Rock. Durch Zufall erfuhr derselbe von der Sache, und N. hatte seitdem „wegen seines guten und treuen Bekenntnisses zu der Herrnhuter Lehre und Art" viel von ihm zu leiden. Er wurde sogar nach seiner eigenen Angabe aus diesem Grunde im J. 1734 zum dritten Male aus der Gemeine ausgestoßen, während Rock allerdings als Grund der Ausschließung Neumann's Unsauberkeit, Unreinigkeit und Falschheit anführt. Jedenfalls war seitdem der Bruch der beiden Freunde für immer entschieden und Neumann's directer Uebergang zur Brüdergemeine eingeleitet. Als Zinzendorf (1736) nach seiner Verbannung aus Sachsen sich in die Wetterau wandte, nahm er wenigstens für kurze Zeit mit seinen beiden ältesten Töchtern bei N. in Himbach Wohnung. Bald darauf (1738) suchte dieser in Marienborn förmlich um Aufnahme in die Gemeine nach und fand Gewährung seiner Bitte. Bedingung der Aufnahme scheint gewesen zu sein, daß N. seine bereits fünfzehnjährige Tochter taufen lasse. Um eben dieser Tochter willen, welche Zinzendorf ganz unter seinen und der Gemeine Einfluß stellen wollte, kam es aber zwischen dem Grafen und N. zu heftigen Zwistigkeiten. Ein schrecklicher Bannfluch des ersteren sollte N. für seinen Ungehorsam bestrafen. Die Folge desselben war jedoch zunächst nur die, daß N. eine Zeit lang der Brüdergemeine den Rücken kehrte. Gleichwol ließ sich der fünf bis sechs Mal seiner Ueberzeugung abtrünnige Mann noch einmal wiedergewinnen. Im J. 1748 kehrte er reuig zur Gemeine zurück und lebte bis zu seinem Tode in ihrer Mitte. Wann und wo er gestorben, hat sich nicht ermitteln lassen. Spangenberg erwähnt ihn in seinem Leben Zinzendorf's (III, S. 1113) als einen Mann „von etlich und achtzig Jahren", während Schrautenbach, der im J. 1782 seine Biographie des Grafen abschloß, von ihm als dem „noch lebenden 94jährigen Secretär N." spricht (S. 151). Neumann's Tod kann also nicht früher als im J. 1782 erfolgt sein. — Unter Neumann's Liedern ist das auf den Tod des dreijährigen Grafen Christian Ludwig Theodor v. Zinzendorf († am 21. Aug. 1736) gedichtete Grablied: „Ey, wie so sanft verschläfest du" das bedeutendste. Es hat sich, wenn auch in leicht veränderter Fassung, bei Begräbnissen im Gebrauche der Brüdergemeine erhalten (Kleines Gesangbuch der evang. Brüdergemeine, Gnadau 1870. 8°. Nr. 1192). Weniger bekannt sind zwei andere an Anna Nitschmann gerichtete Lieder Neumann's: „Du selge Armuth, du, mir von dem Herrn beschieden" (Nr. 611) und „Auf, Zion! und hör des Königes Lehr" (Nr. 697).

Vgl. Unterschiedliche Erfahrungs-volle Zeugnisse, welche Einige . . . Freunde von der . . . Inspirations-Sache . . . abgefaßt . . . s. l. 1715. 4°. S. 48—62. — Max Goebel, Geschichte der wahren Inspirations-Gemeinden in der Zeitschrift für die historische Theologie . . . herausg. von C. W. Niedner. Jahrg. 1854 und 1855. Bd. 24 und 25 (N. F. 18 und 19). — Simon, Die Inspirirten im Isenburgischen in dem Archiv für Hessische Geschichte, Bd. 9, Heft 3, S. 389 ff., 397 ff., 420 ff., 424 ff. — Ed. Em. Koch, Geschichte des Kirchenliedes I, 5. S. 336 ff. und II, 8. S. 649 ff.

— Ein Lebenslauf Neumann's hat sich unerwarteter Weise im Archiv der Brüderunität zu Herrnhut nicht gefunden. Sein Geburtsjahr läßt sich nicht sicher feststellen, da die Kirchenbücher von Hohenheida 1769 verbrannt sind. Das Matrikelbuch der Universität Leipzig führt N. nicht auf.

H. A. Lier.

Neumann: Heinrich Wilhelm N., Irrenarzt, geb. am 17. Januar 1814 zu Breslau, † daselbst am 10. Octbr. 1884, studirte an der Universität seiner Vaterstadt Medicin, wo er auch 1836 zum Doctor promovirt wurde. Im folgenden Jahre zum Arzt approbirt, war er zunächst in verschiedenen Stellungen thätig, als Regimentschirurgus und Reisebegleiter eines kranken russischen Militärs, dann als Assistent und stellvertretetender Leiter der geburtshülflichen Klinik zu Breslau und später ebendaselbst als Docent für innere Medicin. Erst 1846 wandte er sich der Irrenheilkunde zu, indem er im Mai die Assistentenstelle an der schlesischen Provinzialirrenheilanstalt Leubus übernahm. Als dienstliche Collisionen seinen Austritt aus dieser Stelle zu Ende 1849 veranlaßten, wurde er vorübergehend wieder Militärarzt, widmete sich aber bald aufs Neue der Psychiatrie und eröffnete am 17. Febr. 1852 zu Pöpelwitz bei Breslau eine Privatirrenanstalt, welche er bis 1881 leitete. Inzwischen habilitirte er sich in den fünfziger Jahren zu Breslau als Docent für Irrenheilkunde, wurde 1862 außerordentlicher Professor, 1867 Primärarzt an der Irrenabtheilung des Allerheiligenhospitals und 1874 Director der an dieser Irrenstation eingerichteten psychiatrischen Klinik. Neben seinem ärztlichen Wirken, zu welchem N., der mit allen Gaben des Geistes und Gemüthes ausgestattet und von umfassender auch schöngeistiger Bildung und vollendeten weltmännischen Formen war, in hervorragender Weise befähigt erschien, förderte er nicht unwesentlich die Weiterentwickelung seiner Specialdisciplin. Als anregender klinischer Lehrer sammelte er eine große Zahl von Schülern um sich. 1872 gründete er den Verein der Irrenärzte Schlesiens und Posens, dessen Sitzungen er bis kurz vor seinem Tode geleitet hat. In litterarischer Beziehung ist vor allem sein 1859 erschienenes Lehrbuch der Psychiatrie zu erwähnen, welches ebenso geistreich wie eigenartig abgefaßt, eine Fülle sorgfältig gesichteten Beobachtungsmaterials bietet, sich jedoch bei Betrachtung des Wesens und der Arten der Geistesstörung in Widerspruch mit den neueren Forschungen auf einen vornehmlich negativen und skeptischen Standpunkt stellt. Außerdem sind besonders seine Arbeiten auf dem Gebiete der gerichtlichen Psychopathologie anregend und fördernd gewesen. In seinen Veröffentlichungen über das Entmündigungsverfahren, über die Zurechnungsfähigkeit und über die Stellung des Sachverständigen in foro criminali bemühte er sich besonders das strittige Gebiet zwischen Richter und Sachverständigen scharf abzugrenzen und dem letzteren die ihm zukommende Bedeutung zu sichern.

Leppmann in Allgem. Ztschr. f. Psychiatrie, Bd. XLII, S. 180.

Bandorf.

Neumann: Hermann Kunibert N. wurde am 12. Novbr. 1808 zu Marienwerder geboren und, weil er körperlich sehr schwächlich war, schon im dritten Lebensjahre einer greisen Oberförsterfamilie übergeben, die mitten in einem Tannenwalde wohnte. Dort blieb er bis zum sechsten Jahre und kam dann zu einem Schullehrer auf dem Lande. Ohne irgend welche Kenntnisse kehrte er im zwölften Jahre nach Hause zurück, erhielt hier vorbereitenden Unterricht und besuchte hierauf das Gymnasium in seiner Vaterstadt, später dasjenige in Elbing. Im J. 1826 trat er in die preußische Armee ein, stand zuerst in Elbing, bald darauf in Wesel und darnach in Düsseldorf, verließ aber 1839 den Militärdienst als Premierlieutenant und trat 1840 zu Düsseldorf in die

Militärverwaltung über. Ende 1841 kam er als Vorstand der Garnisonverwaltung nach Wetzlar und 1842 als Oberinspector nach Torgau. Hier zog das zwingende Vertrauen der Bürger den stillen Dichter 1848 in die politische Bewegung hinein: er ward Leiter fast sämmtlicher Vereine der Stadt und des Kreises und von ihnen als Vertreter zum constitutionellen Congreß nach Berlin gesandt; er organisirte die Bürgerwehr und — damit auch die Komik in den Beweisen des Vertrauens nicht fehle — die Torgauer Bäckerinnung ertheilte ihm das Diplom eines Bäckermeisters. Gegen Ende des Jahres 1848 wurde N. zur Uebernahme der Garnisonverwaltung nach Glatz versetzt und hier bald darauf von der durchweg katholischen Bevölkerung der Grafschaft zur Nationalversammlung in Berlin abgeordnet, in der er sich zur Partei Waldeck hielt. Nach Auflösung der Versammlung zog sich N. von der Politik zurück und, seit 1853 als Garnisonverwaltungs-Oberinspector in Neisse wirkend, lebte er in tiefer Zurückgezogenheit nur seinem Amte, seiner zahlreichen Familie und der Poesie, welche ihm eine Trösterin in seinen anhaltenden körperlichen Leiden geworden war. Er starb in Neisse am 8. Novbr. 1875. — N. ist als Dichter von großer Productivität gewesen. Er trat zuerst mit dem Märchen „Irisholdlein und Rosaliebe" (1835) in die Oeffentlichkeit, das er dann seinen „Dichtungen" (1838) wieder einfügte. Letztere enthalten außer dem dramatischen Märchen „Die Frühlingsfeier der Elfen" und dem Trauerspiel „Althäa und Aithone" vorwiegend epische Poesien, die zwar noch in phantastisch-romantischem Sinne gehalten sind, aber schon des Dichters bedeutende Gestaltungsgabe erkennen lassen. Früher schon waren „Des Dichters Herz" (1836), ein romantisches Gedicht in drei Gesängen und „Erz und Marmor" (1837), drei vaterländische Dichtungen erschienen. Dann folgte Neumann's bedeutendste Dichtung „Nur Jehan. Gedicht in vier Gesängen" (1843), in welchem er seine Meisterschaft im Bau der italienischen Stanze documentirte. „Die schönen klaren ottave rime dieses Gedichtes athmen einer Zauber, der an Ernst Schulze's Bezauberte Rose erinnert und sind von anerkennenswerther Vollendung der Form. Auch die einfach-ansprechende und doch spannende Verknüpfung der Begebenheiten, die prächtige Schilderung des Thales von Kaschmir und des Rosenfestes, das Gleichmaß eines lebendigen und nirgends überreizten Stiles lassen einen harmonischen und künstlerischen Eindruck zurück". Nach einer Abschweifung auf dramatisches Gebiet, welche das Gedicht „Das letzte Menschenpaar" (1845) zeitigte, in welchem der Dichter seine tiefreligiösen, wenn auch nicht biblisch-gläubigen Ideen über Religion, Christenthum und Liebe zur Darstellung bringt, schrieb N. sein zweites größeres Epos „Jürgen Wullenweber, der kühne Demagoge" (1846). Es ist zu bedauern, daß der Dichter sein Epos in einzelne, nur durch den Inhalt zusammenhängende Romanzen aufgelöst und dadurch gegen die höchste Anforderung der Kunst, den Stoff in einer künstlerisch abgerundeten Ausführung zu behandeln, verstoßen hat, wenn gleich ja zugestanden werden muß, daß die einzelnen Abtheilungen, für sich betrachtet, von großer Schönheit, voll Kraft und Leben sind. Die „Gesammelten Dichtungen" (1856) Neumann's, vorwiegend lyrischer Art, sind bis jetzt noch nicht nach Verdienst gewürdigt worden. Die größere Zahl seiner Lieder ist von echtem Werth; sie blenden zwar nicht durch glänzende Darstellung, bieten aber einen tiefen, gedankenreichen Gehalt. Weit bedeutender noch ist Neumann's Sonettenkranz „Lazarus. Trost und Rath für Leidende" (1858). Diese Sonette, 188 an der Zahl, entstanden während einer langen und schmerzhaften Krankheit des Dichters und sind eigentlich nichts anderes, als eine poetische Geschichte der Krankheit, indem der Dichter die mannigfaltigen und wechselnden Stimmungen seiner Seele während derselben in scharfen Zügen darstellt. Nur einem wahren Dichtergeist konnte es gelingen, einem so beschränkten

und scheinbar so undankbaren Stoff einen so reichen Inhalt in künstlerischer Form zu geben, daß der Leser bei jedem Sonett neue Anregung empfängt. Auch die „Herzenslieder“ (1870) Neumann’s zeichnen sich durch liebliche Anmuth aus. Den politischen Weltereignissen verdanken wir die Anregung zu den „Geharnischten Sonetten“ (1859), zu den Kanzonen „Krieg dem Kriege“ (1871) und den Zeitgedichten „Deutsches Schwert und Lied“ (1871). Von den beiden noch zu verzeichnenden Epen „In Schleswig-Holstein und Daheim“ (1875) und „Dinonhy. Gedicht in drei Gesängen“ (1865) zeichnet sich das letztere, das gleichfalls in der italienischen Stanze geschrieben ist, durch prächtigen poetischen Farbenschmuck aus und bestätigt das Urtheil der Kritik, daß N. unter den neueren Epikern einen hervorragenden Platz einnimmt.

H. Kurz, Geschichte der deutschen Nationallitteratur, IV. Bd., S. 311 u. 403. — R. Gottschall, Die deutsche Nationallitteratur des 19. Jahrh., III. Bd., S. 306. Brümmer.

Neumann: Johann Georg N., Propst an der Schloßkirche und Professor der Theologie in Wittenberg, geb. am 1. Mai 1661 zu Mertz bei Belzig im Merseburgischen Bezirk, † am 5. September 1709, besuchte das Gymnasium in Zittau und die Universität Wittenberg, wo er 1682 Magister wurde, dann Straßburg und andere Universitäten. Nach Wittenberg zurückgekehrt, verlegte er sich vorerst auf die Homilie, und als er sah, daß das Predigen glücklich von statten ging, bekam er Lust zum theologischen Lehramte, obwol der alte Professor Walther meinte: magna est differentia inter Professorem Theologiae et hunc asinum. Es ist ihm mancherlei nachgeredet worden: daß er ein fähiges ingenium, aber auch donum impudentiae besitze, daß er sich zur Professur der Poesie, die er 1690 erhielt, durch siebenfüßige Hexameter legitimirt, und daß er sich die Professio theologica (1692) durch eine Quantität Gold — quis potest resistere tot armatis? — verschafft habe. Ein anderer Calov, ist er ein heftiger Gegner des Pietismus, sowie des aus dem Pietismus erwachsenen Terminismus (demzufolge der terminus salutis peremtorius nicht erst cum morte hominis, sondern noch inmitten des Menschenlebens abläuft) und des Chiliasmus subtilissimus, qui hodie ecclesiam infestare coepit, gewesen. Er hat öffentliche Vorlesungen gegen Spener gehalten und mit aller Gewalt an ihm zum Helden werden wollen. Da ward er für den Fall, daß er in seinem unzeitigen Eifer fortfahre, bedroht, man werde ihn als Einen, der in Schola Daemonis fundamenta gelegt, tractiren und als einem Unmenschen seine delicta insgesammt aufdecken. Von seinen dogmatisch-polemischen Schriften („Synopsis errorum fanaticorum, quos tremuli moderni fovent“. 1693. „Disputationes antichiliasticae“. 1694 ꝛc.) ist die bekannteste: „Theologia aphoristica, post mortem auctoris a J. Guil. Jano edita“ (1710) — Aphorismen mit darunter gesetzten Beweisen und Anzeigen der Gegner. Gleich bei ihrem Erscheinen wegen der antipietistischen Tendenz ein Zankapfel zwischen dem Herausgeber und Joachim Lange (die gewechselten Streitschriften sind angeführt in J. G. Walch’s Bibliotheca theol. sel. II, 719 f.), ist die Theologia aphoristica als ein nützliches Buch wiederholt (zum letzten Mal 1763 cum praefatione J. S. Weickhmanni) gedruckt und von J. A. Ernesti lange Zeit seinen Vorlesungen zu Grunde gelegt worden.

J. H. Schönbach, Vita J. G. Neumanni. Servestae 1716 (auch abgedruckt in der letzten Auflage von Neumann’s Primitiae dissertationum academicarum). — Uebrige biographische Litteratur bei Rotermund V, 572, wo auch das Verzeichniß seiner Schriften. G. Frank.

Neumann: Johann Friedrich Wilhelm v. N. zu Wolfsfeld, markgräflich ansbachischer Rath und juristischer Schriftsteller. Der Vater, Johann Friedr. Wilh. N., herzoglich holstein-glücksburgischer geheimer Rath und Hof-

meister, starb vor der Geburt des Sohnes, welcher am 20. April 1699 zu Großsalza im Herzogthum Magdeburg zur Welt kam. Letzterer besuchte schon als Knabe von 10 Jahren die Universität Wittenberg, hörte 1715 und 1716 in Leipzig, Halle, Jena und Erfurt juristische Vorlesungen, und hielt sich gelegentlich einer Reise durch Holland längere Zeit in Utrecht auf, wo die geistreichen Vorträge des Vitriarius und Cornelius van Eck sein volles Interesse erweckten. Später ging er nach England und Frankreich, blieb zum Zwecke seiner Ausbildung einige Monate in Paris, und benützte die Heimreise zum Besuche deutscher Fürstenhöfe. Er fand namentlich bei dem markgräflich ansbachischen eine sehr huldvolle Aufnahme, wurde von diesem 1735 zum fürstlichen Rathe ernannt, und in Staatsgeschäften als diplomatischer Agent an das kaiserliche Hoflager nach Wien abgeordnet. Mehrjähriger Aufenthalt in der Reichshauptstadt gab ihm Gelegenheit, den Reichshofraths-Prozeß mit seinen Eigenthümlichkeiten genau kennen zu lernen. Unter dem Titel: „Principia process. judic. imp. aulici brevissime delineata indicatis simul differentiis proc. cameralis“ gab er 1744 zu Frankfurt 4⁰ anonym ein Werk heraus, in dem er die Grundzüge des Verfahrens bei dem Reichshofrathe und die wesentlichsten Unterscheidungsmerkmale zwischen diesem Verfahren und dem beim Reichskammergerichte in sehr anschaulicher Weise darlegte. Das Werk fand nach Pütter's Bemerkung trotz der Anonymität „wegen seines kernichten Gehaltes gleich vielen Beifall“. Die wesentlich vermehrten, späteren Auflagen von 1747 und 1755 (4⁰) bereicherte der Verfasser, welcher sich nur mit den Anfangsbuchstaben J. F. W. de N. de W. nannte, durch Beigabe eines sehr brauchbaren „Formularbuches des heutigen Reichsprozesses“ (4⁰), dessen wohlgewählte Beispiele von beiden höchsten Reichsgerichten die charakteristischen Unterscheidungsmerkmale noch schärfer kennzeichneten. — Nach Beendigung der Geschäfte in der Kaiserstadt zog sich N. vom Hofe und dem öffentlichen Leben zurück, und verbrachte seine Tage auf dem einsamen Schlosse Wolfsfeld in Franken. Hier beschäftigte er sich vorzugsweise mit einem nicht häufig bearbeiteten Gegenstande, — dem deutschen Privatfürstenrechte und veröffentlichte die „Meditationes jur. principum privati“ (Frankf. 1751—56. 4⁰) in 9 Bänden, von welchen der letzte ein Supplementband. Das Werk ist ein gründliches, die Sache völlig erschöpfendes System des Privatfürstenrechts, dem als Einleitung (S. 9—69) eine „Notitia script. jur. princ. privati“ vorangestellt ist. Unsres Wissens die erste und einzige Zusammenstellung aller auf diesem Gebiete veröffentlichten Schriften; bei dem Mangel an Vorarbeiten ein ebenso mühevolles als zeitraubendes Unternehmen. Gewissermassen als Vorläufer dieser meditationes sind die 1747 in 4⁰ ausgegebenen Instit. jur. princ. priv. Neumann's zu betrachten. Hierher gehört auch, wenigstens theilweise dessen erstes Werk bibliographischen Inhalts: „Biblioth. juris imperantium quadripartita, sive commentatio de scriptoribus jurium, quibus summi imperantes utuntur etc.“ Norimb. 1727. 4⁰. Es wurde anfangs dem schriftreichen J. J. Moser zugeschrieben, bis sich N. in der Vorrede zu den mehrgenannten Meditationes selbst als Verfasser bekannte. N. war bis zu seinem 59. Jahre ehelos geblieben; 1758 verheirathete er sich mit Fräulein Helene Amalie Charlotte v. Stauf, welche Ehe indes kinderlos blieb. Fortwährend litterarisch beschäftigt starb er auf seinem Gute Wolfsfeld am 7. September 1768 im 69. Jahre seines Alters. —

Erlanger Gelehrte Anzeigen auf 1768. St. 49, S. 390. — Siebenkees, Neues jurist. Magazin I, 513—16. — Meusel, Lexikon X, 73. — Pütter, Litter. d. Staatsrechtes II, 142; III, 405. Eisenhart.

Neumann: Johann Leopold N., geb. zu Dresden im Jahre 1745, hatte seine wissenschaftliche Bildung in Leipzig erhalten und diese auf vielen

Reisen vervollkommnet. 1789 war er Secretär beim Geh. Kriegsrathscollegium, 1799 wurde er Oberkriegs- und Oberproviant-Commissar. Durch seine litterarische wie musikalische Bildung und Thätigkeit war er seiner Zeit sehr bekannt. Eng befreundet mit Christian Gottfried Körner, Johann Gottlieb Naumann, August Gottlieb Meißner u. A. nahm er in den damaligen gebildeten Kreisen Dresdens eine geachtete Stellung ein. Für Naumann übersetzte er die Opern „Amphion" und „Cora", sowie mehrere Oratorien Metastasio's ins Deutsche. Cora kam zu Leipzig bei Dyk 1780 heraus und machte auch das erste von den drei kleinen dramatischen Stücken aus, die im nämlichen Jahre unter dem Titel: „Beytrag zur pfälzischen Schaubühne zu Mannheim" zusammen gedruckt wurden. Das zweite Stück darin ist sein von Danzi componirtes Melodrama Cleopatra. Auch als lyrischer Dichter, Componist (Lieder u. s. w.) und Journalist wurde er bekannt. Die über das Seifersdorfer Thal gedichteten Lieder componirte Naumann. Von ihm waren auch die Inschriften in diesem Thale, besonders die lateinische auf dem Denkmale des Ministers Grafen v. Brühl. Von seinen journalistischen Arbeiten sind zu erwähnen: „Ueber Ramberg's (Meusel's Künstlerlexikon. Th. II, S. 170 ff.) Kunst und Kunstwerke." (Besonders über dessen historisches Gemälde vom Zuge Alexander's durch den Granicus.) Dresden 1792; „Vertheidigung J. G. Naumann's gegen eine Beurtheilung in den Dresdner gem. Beiträgen." 1808, Nr. 61 im 77. Stück derselben dieses Jahres (ein Beitrag zu den Annalen der Tonkunst, welcher die Antikritik einer Recension im Modejournale von der Aufführung der Naumann'schen Composition zu Klopstock's Vaterunser in der Kirche zu Neustadt bei Dresden enthält); mehrere Aufsätze verschiedenen Inhalts in der Litteratur- und Völkerkunde, in den älteren Jahrgängen der Jenaischen Litteratur-Zeitung und in der Zeitung für die elegante Welt. In Dresden gründete er 1779 ein Concertunternehmen, das sogenannte Basemann'sche Concert, welches Capellmeister Naumann dirigirte. Seine Frau, eine geborene Basemann, galt als gute Clavierspielerin. Reichardt gedenkt ihrer in den „Briefen eines aufmerksamen Reisenden, die Musik betreffend" (Bd. II, S. 121) sehr rühmend. Auch Goethe hörte sie in Leipzig am 26. December 1782 beim Kupferstecher Bause. Er erwähnt sie in seinen Briefen an Frau v. Stein (Bd. II, S. 280). N. starb am 2. Dezember 1813 in Dresden im 68. Lebensjahre.

Vgl. Kläbe, Neuestes gelehrtes Dresden. Leipzig 1796. — Haymann, Dresdens theils neuerlich verstorbene, theils jetzt lebende Schriftsteller und Künstler. Dresden 1809. Fürstenau.

Neumann: Johann Philipp N. wurde am 27. December 1774 zu Trebitsch in Mähren geboren, wo sein Vater als Rentmeister in gräflich Waldstein'schen Diensten lebte. Der Sohn besuchte das Gymnasium zu Iglau und beendete seine philosophischen und juridischen Studien an der Universität zu Wien, betrieb aber nebenher mit besonderer Vorliebe das Studium der Naturwissenschaften und der classischen Litteratur. Noch während seiner akademischen Jahre wurde er 1797 Mitglied der Universitätsbrigade des Wiener Aufgebots und rückte mit derselben ins Feld. Im Jahre 1801, als N. eben im Begriff stand, sich die juridische Doctorwürde zu erwerben, bot sich ihm eine Anstellung, die seiner Liebe für die classischen Studien sehr entsprach und seinem ferneren Lebensgange eine andere Richtung gab: er kam als Grammatikallehrer an das Gymnasium zu Laibach und wurde noch in demselben Jahre Professor der griechischen Sprache und Litteratur für die Humanitätsclassen. Im J. 1803 übernahm er am dortigen Lyceum auch noch die Professur für Physik, wurde 1806 als Professor an das Lyceum zu Graz versetzt und hier 1811 zum Lycealrector erwählt. Seit 1812 versah er neben diesem Lehramt auch die

Professur der populären Astronomie an dem neu gegründeten Johanneum, wurde 1815 als Professor der Physik an das polytechnische Institut in Wien berufen und 1816 Secretär der Anstalt und Aufseher der Bibliothek. Im Jahre 1844 trat er in den Ruhestand und am 3. October 1849 ist er in Wien gestorben. N. hat sich auch als Schriftsteller auf naturwissenschaftlichem Gebiete versucht; außer einer „Compendiaria physicae institutio etc.“ (III, 1808—12) hat er ein „Lehrbuch der Physik“ (II, 1818) geschrieben. Als schöngeistiger Schriftsteller gab er mit J. R. Khünl den „Wiener Musenalmanach für das Jahr 1798“ heraus; eine Sammlung „Geistlicher Lieder“ (1826) wurde von Franz Schubert in Musik gesetzt, und vier Jahre später gab N. eine Sammlung seiner Dichtungen unter dem Titel: „Ernst, Frohsinn und Scherz“ (1830) heraus.

Wurzbach's Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. XX. Bd., S. 269. Brümmer.

Neumann: Johanna N., geborene Hiepe, wurde am 29. September 1787 bei Mannheim geboren. Ihr Vater, welcher eine Posthalterei besaß, starb, als sie noch ein ganz kleines Kind war, und die Tochter kam nun in das Haus ihres Oheims mütterlicherseits, des Advocaten Lebenbauer in Mannheim. Hier blieb Johanna bis zum 16. Jahre, worauf sie nach Wien zu ihrer Mutter zurückkehrte, die sich inzwischen an einen gewissen Deutsch, Intendanten bei dem Privattheater des Fürsten von Liechtenstein, wieder verheirathet hatte. Im J. 1805 begleitete Johanna ihre kränkliche Mutter zu einer Brunnenkur nach Regensburg und lernte daselbst den Kaufmann Philipp N. aus Elbing kennen, der sie bald darauf als Gattin in seine Heimath führte. Damals in glänzenden Verhältnissen lebend, hatte der Gatte später das Unglück, in und nach der Kriegszeit sein bedeutendes Vermögen einzubüßen, so daß er 1821 den Concurs erklären mußte. Da er bei seinem schwächlichen Körper wenig für den Unterhalt seiner Familie thun konnte, so benutzte Johanna ihre geistigen Fähigkeiten, um bei angestrengtem Fleiße für die Existenz ihres Mannes und ihrer fünf Kinder zu sorgen, indem sie unter dem Pseudonym J. Satori als Schriftstellerin auftrat und im Laufe der Jahre an 150 Bände Romane und Jugendschriften verfaßte. Um ihrem kränkelnden Gatten eine kleine Beschäftigung zu verschaffen, gründete sie eine Leihbibliothek; sie selbst aber bildete sich durch Privatunterricht zur Lehrerin aus, legte ihr Examen als Vorsteherin einer höheren Töchterschule ab und errichtete eine solche im Jahre 1824. Schon zwei Jahre später kam diese unter Protection der späteren Königin Elisabeth von Preußen, und 1839 verband Johanna N., die seit 1836 Wittwe war, mit ihrer Schule noch eine Pensionsanstalt; viele junge Mädchen bildeten sich darin zu Lehrerinnen aus, auch hatte die Königin Elisabeth die Gnade, auf ihre Kosten fortlaufend vier jungen Mädchen in dem Seminare die Ausbildung zu ermöglichen. Diese Anstalt bestand bis zum Jahre 1852, wo Johanna N. mit einer königlichen Pension in den Ruhestand trat. Ihre schriftstellerische Thätigkeit aber dauerte fort, bis ein Herzschlag am 31. Mai 1863 ihrem arbeitsreichen Leben ein Ende machte. — Es kann uns erspart bleiben, hier alle Romane ꝛc. der Johanna N. dem Titel nach aufzuführen. Mit Vorliebe hat sie den historischen Roman gepflegt, und trotz der Hast, mit der sie ein Werk nach dem andern auf den Büchermarkt warf, muß man ihr doch zugestehen, daß bei vielen die Fabel nicht übel erfunden ist und die einzelnen Begebenheiten mit Geschick motivirt sind. Aber eben so viele sind trotz des Interesses, den der Stoff abnöthigt, poetisch und künstlerisch von geringem Werthe.

Nach Mittheilungen aus der Familie. Brümmer.

Neumann: Joseph N., Numismatiker, geb. am 29. Februar 1815, machte die Gymnasial- und Universitätsstudien in Prag, wo er im J. 1837 seine Laufbahn als Gerichtsbeamter begann und auch zum größten Theile zurücklegte; nur zwischen 1855 und 1860 war er außerhalb dieser Stadt als Kreisgerichtsrath in Kuttenberg thätig. Von dort 1860 als Landesgerichtsrath nach Prag zurückgerufen, fungirte er bis 1862 beim Civilsenate, bis 1878 als Untersuchungsrichter und Vorsitzender bei Schlußverhandlungen; zugleich mit der Führung des Kanzleidirectorats und der Hausverwaltung betraut, erwarb er sich besondere Verdienste als Referent für ökonomische Angelegenheiten und als Kerkerinspector. Nach Vollendung seines 40. Dienstjahres trat er 1878 mit dem Titel eines Oberlandesgerichtsrathes in den Ruhestand, dessen er sich jedoch nur sehr kurze Zeit erfreute; er starb am 13. October 1878 im 64. Jahre seines Lebens. — Außer einer lebhaften Neigung für Musik, Blumen- und Baumpflege beschäftigte ihn vorzüglich die Leidenschaft Münzen zu sammeln, der er seine Mußestunden und Erholungsreisen widmete. Frühzeitig betrat er eine bisher bei Seite gelassene Richtung der Sammelthätigkeit und blieb ihr treu; sie betraf das weit ausgedehnte Gebiet der Kupfermünze, nebst Jetonen, Rechenpfennigen, Marken und ähnlichen Geprägen der letzten drei Jahrhunderte und zwar nicht bloß von Europa allein, sondern auch von den übrigen Welttheilen. Seine Sammlung brachte er bis zum Jahre 1876 — damals widmete er sie der kaiserlichen Münzsammlung in Wien, in welche sie auch aufgenommen wurde — auf mehr als 22,000 Stücke. Sie enthält in der Hauptsache jenes Materiale, welches die Grundlage für die wichtigste seiner in Druck erschienenen Arbeiten gebildet hat, für sein vielverbreitetes Werk: „Beschreibung der bekanntesten Kupfermünzen", Prag 1858—1872, 6 Bände mit 79 Tafeln und der genauen ausführlichen Beschreibung von 40,100 Münzen und münzähnlichen Geprägen, nebst trefflichen Indices. Nicht blos für den Numismatiker und Sammler ist dieses Hauptwerk Neumann's ein unentbehrliches Hilfsbuch geworden, sondern es bietet auch dem Culturhistoriker eine reiche Quelle für das Studium des Volkslebens, da namentlich in den Jetonen, Spott- und Gelegenheitsmünzen das Denken und Streben der unteren Schichten des Volks sich freier und ungezwungener auszusprechen pflegt, als es in officiellen Medaillen geschehen kann. Ueberdies nahm N. das von der numismatischen Gesellschaft in Prag 1852 unternommene, aber bald ins Stocken gerathene Werk: „Beschreibung der böhmischen Privatmünzen" auf eigene Kosten wieder auf und vollendete es mit großen Opfern im J. 1870; es wuchs zu einem stattlichen Quartband mit 838 S. Text und 85 Tafeln. Eine kleinere Arbeit aus seiner Feder betrifft die „Reihenfolge der Joachimsthaler Münzmeister" und ist im J. 1866 in Prag erschienen. Unleugbar hat sich N. durch die vorgenannten größeren Werke hervorragende Verdienste um die Numismatik erworben, welche durch Verleihung des Ritterkreuzes des Franz-Josephordens auch anerkannt worden sind; sie charakterisiren zugleich mehr, als es Worte thun könnten, die Ausdauer und den Fleiß des Mannes, der in allen Kreisen, mit denen er in Berührung kam, wegen seiner wahren Anspruchslosigkeit und heiteren Geselligkeit beliebt und geehrt war.

Vgl. Numismat. Zeitschrift (Wien), 1879, S. 448.

F. Kenner.

Neumann: Karl Georg N., den 13. März 1772 (? 1774) in Gera geboren, hatte in Leipzig, Halle und Wittenberg Medicin studirt und an letztgenannter Universität im Jahre 1795 nach Vertheidigung seiner Dissertation: „De balneis frigidis observationes", die Doctorwürde erlangt. Zwei Jahre später trat er in den kursächsischen Staatsdienst, bekleidete zuerst die Stelle des

Amtsphysikus zu Kolditz, siedelte 1801 nach Pirna und 1802 nach Meißen über und begleitete vom Jahre 1807 an die sächsische Armee auf allen Feldzügen als Divisionsarzt, während er mit seiner Familie theils in Warschau, theils in Dresden lebte. Im J. 1812 gerieth er als sächsischer Militärarzt in russische Gefangenschaft, aus welcher er erst 1814 nach Dresden zurückkehrte. Hier fand er sein Haus verödet, seine Frau und das jüngste Kind todt, die übrigen Kinder unter der Obhut ihrer Großeltern in Pirna; so war ihm der Aufenthalt in Sachsen verleidet. Er trat nun in den preußischen Staatsdienst, wurde zuerst zum Kreisphysikus in Spandau, 1815 zum Regierungs-Medicinalrath in Stettin ernannt und von dort, in Anerkennung seiner hervorragenden Verdienste als Arzt und Medicinalbeamter, im J. 1818 als dirigirender Arzt an der Charité nach Berlin berufen, und im Jahre darauf zum zweiten klinischen Lehrer und zum Mitgliede der königlichen Commission für die ärztlichen Staatsprüfungen ernannt. Im J. 1828 legte er seine amtlichen Functionen nieder und zog sich ins Privatleben zurück; er ging zunächst nach Aachen, siedelte aber bald nach Trier über, wo er sich durch seine unermüdliche, auch trotz seines hohen Alters nicht unterbrochene praktische Thätigkeit, sowie durch sein Wohlwollen und seine Wohlthätigkeit die allgemeinste Achtung und Liebe aller Bevölkerungskreise erwarb, und hier ist er am 17. November 1850 gestorben. — N. war eine poetisch reichbegabte Natur; manche seiner bereits zur Zeit seiner Schulstudien verfaßten Dichtungen sind populär geworden und eine derselben: „Namen nennen Dich nicht“, lebt heute wol im Munde des ganzen deutschen Volkes; ein Band seiner Gedichte erschien im Jahre 1841, außerdem hat er sehr gelungene Uebersetzungen von Ossian und Horaz geliefert. Mit seiner sehr fruchtbaren litterarischen Thätigkeit im Gebiete der Medicin hat er sich in den verschiedensten Zweigen der Heilkunde und der Heilkunst bewegt und neben zahlreichen, besonders der praktischen Medicin zugewandten Journalartikeln, eine größere Reihe selbständiger Schriften veröffentlicht, von welchen die meisten und besten aus der späteren Periode seines Lebens datiren; erwähnenswerth von denselben ist sein Buch: „Von der Natur des Menschen“, 2 Bde., 1815, 1817 (der erste Band, wie es scheint, während seiner Kriegsgefangenschaft bearbeitet) und „Die Krankheiten des Vorstellungsvermögens“, 1822; sodann, als Vorläufer seines großen Lehrbuches der speciellen Pathologie und Therapie: „Von den Krankheiten des Menschen. Allgemeiner Theil oder allgemeine Pathologie“, 1829 und daran sich schließend sein Hauptwerk: „Von den Krankheiten des Menschen. Specieller Theil“, 5 Bde., 1832—44. — Zu seinen letzten Arbeiten zählen: „Bemerkungen über die gebräuchlichsten Arzneimittel“, 1840; ferner: „Pathologische Untersuchungen als Regulative des Heilverfahrens“, 2 Bde., 1841—42; sodann: „Deutschlands Heilquellen u. s. w.“, 1845 und „Beiträge zur Natur- und Heilkunde“, 2 Bde., 1845—46. — Außerdem hat N. „Ern. Platneri Opuscula academica“ (1824) herausgegeben und Beiträge zu dem Berliner encyklopädischen Wörterbuche der medicinischen Wissenschaften geliefert.

Ueber sein Leben vgl. Neuer Nekrolog der Deutschen, Jahrg. XXVIII, 1850, II, 713. — Ein fast vollständiges Verzeichniß seiner (medicinischen) Schriften findet sich in Callisen, Med. Schriftsteller-Lexikon, XIII, 479; XXXI, 31. A. Hirsch.

Neumann: Karl August N. wurde am 6. April 1771 zu Großbothen bei Grimma im Königreich Sachsen geboren, besuchte in den Jahren 1783 bis 1785 die Stadtschule in Grimma und darauf bis 1788 eine Privatlehranstalt in Leipzig, wo er gleichzeitig auch bei Handelsgeschäften Verwendung fand. Dann trat er in eine Fabrik in Gera ein, in deren Angelegenheiten er 1790

bis 1791 eine zehnmonatliche Reise durch einen großen Theil der österreichischen Monarchie, durch Polen, die Moldau, Rußland und Preußen unternahm, ging 1793 nach Jena, wo er an der Universität Cameralwissenschaften studirte und begab sich 1796 nach der dänischen Insel Alsen. Hier war er sechs Jahre lang mit Unterricht in den Handelswissenschaften und bei Gründung einer Fabrik beschäftigt, in deren Interesse er 1800 Dänemark, Norwegen und Schweden bereiste, und ging dann 1802 als Leiter einer Kattunfabrik in Josephsthal und Kosmanos nach Böhmen. In dieser Stellung blieb er fünf Jahre, richtete während dieser Zeit 1805 auch ein mechanisches Atelier zur Erbauung von Spinnmaschinen ein. Durch die Bekanntschaft mit dem bekannten Mechaniker und Director des 1806 gegründeten polytechnischen Instituts in Prag, Franz Joseph v. Gerstner, wurde N. in eine völlig neue Laufbahn hineingeführt, insofern ihn Gerstner als Professor der Chemie an das genannte Institut berief. Nachdem er die vorgeschriebene Prüfung absolvirt, trat er 1807 sein neues Lehramt an und verwaltete es zehn Jahre lang, worauf er 1817 zum Commerzrathe mit dem Charakter eines k. k. wirklichen Gubernialrathes ernannt wurde. Bis zum Jahre 1852 blieb N. im Dienste, worauf er im Alter von 81 Jahren in den Ruhestand trat. Die Universität Jena ertheilte ihm bei Gelegenheit ihrer dreihundertjährigen Jubelfeier 1858 das Ehrendiplom eines Doctors der Philosophie, und am 10. Februar 1866 starb er, fast 95 Jahr alt, zu Prag. Um Böhmens Industrie hat sich N. als der thätigste Förderer ihrer Entwickelung große Verdienste erworben. Seit dem Jahre 1808 war er officiöses Mitglied der k. k. patriotisch-ökonomischen Gesellschaft in Böhmen; in den Jahren 1818—22 hat er viel für die Hebung der Flachscultur in Böhmen gewirkt, und von 1817—26 war er Vorstand der Commerz- und Fabrikinspection in Böhmen. Ferner hatte er wesentlichen Antheil an der Gründung des Vereins zur Ermunterung des Gewerbfleißes in Böhmen und gehörte seit 1835 viele Jahre dem Directorium desselben an; N. war es auch, der schon zu Anfang dieses Jahrhunderts die Zuckerfabrikation aus Runkelrüben in Böhmen angeregt hat. Frühzeitig als technischer und industrieller Schriftsteller thätig, hat er seine reichen Erfahrungen theils in gelesenen Zeitschriften, theils in selbständigen Werken niedergelegt, von denen hier zu erwähnen sind: „Die Behandlung der Feuerwärme“ (II, 1799—1800); „Lehrbuch der Chemie mit besonderer Hinsicht auf Technologie“ (1. Bd., 1810); „Vergleichung der Zuckerfabrikation aus in Europa einheimischen Gewächsen mit der aus Zuckerrohr in Tropenländern“ (1837); „Chemie, als natürliche Grundlage wissenschaftlicher Natur- und Gewerbskunde“ (1842).

Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. XX. Bd., S. 272.

Brümmer.

Neumann: Karl Friedrich N., Orientalist und Historiker, geb. in Reichmannsdorf bei Bamberg, nach eigener Angabe am 28. December 1793. Dieses Datum ist jedoch unsicher, da die in einer Synagoge aufbewahrte Aufzeichnung betreffs seiner Geburt bei Neumann's Uebertritt von der jüdischen Religion zum Protestantismus im J. 1818 vernichtet wurde. N. hieß eigentlich Bamberger und war der Sohn eines armen jüdischen Handelsmannes; der Entschluß zu convertiren reifte in ihm als er nach einer entbehrungsvollen, im Kaufmannsberufe verbrachten Jugend, die Universität Heidelberg bezogen hatte (Sommer 1817), wo er besonders durch Creuzer und Hegel angeregt wurde. Von Heidelberg wendete er sich nach München, wo er Thiersch's philologisches Seminar besuchte und 1819 die Lehramtsprüfung bestand, dann nach Göttingen und wirkte von 1821—1825 als Gymnasiallehrer in Würzburg und Speyer, wo er aber wegen rationalistischer Bibelauslegung quiescirt wurde. Obschon von

da an genöthigt vom Ertrag seiner Feder zu leben, betrieb er doch mit Eifer und Erfolg gelehrte orientalistische Studien, namentlich machte er sich in dem Mechitaristenkloster San Lazzaro bei Venedig unter dem Beistand der armenischen Mönche mit der armenischen Sprache und Litteratur vertraut und unternahm eine Reise nach China, um chinesische Drucke zu erwerben. Als Früchte seiner armenischen Studien veröffentlichte er u. a. eine „Geschichte der armenischen Litteratur" (Leipzig 1836) und englische Uebersetzungen armenischer Chroniken, die auf Kosten des Oriental Translation Fund in London gedruckt wurden. In China erlangte er eine für die damalige Zeit nicht unbedeutende Kenntniß der chinesischen Sprache, die er später in einer Reihe philologischer Publicationen verwerthete, und erwarb eine Büchersammlung von über 12,000 Bänden, deren größeren Theil er nach seiner Rückkehr der baierischen Regierung überließ, wofür er 1833 zum Professor der armenischen und chinesischen Sprache und der Länder- und Völkerkunde an der Münchener Universität ernannt wurde. Vor einem rasch wachsenden Zuhörerkreise entwickelte er eine bedeutende Lehrthätigkeit, die er bald auch auf das Gebiet der Geschichte ausdehnte. An den revolutionären Bewegungen des Jahres 1847 und 1848 nahm er geringen Antheil, aber die unverhohlene Aeußerung seiner liberalen Gesinnungen in seinen Geschichtsvorträgen führte 1852 seine abermalige Quiescirung herbei. Die unfreiwillige Muße benützte er, zuerst noch in München und von 1863 bis zu seinem am 17. März 1870 erfolgten Tode in Berlin lebend, zu einer emsigen Thätigkeit auf dem Gebiete der Geschichtsschreibung, insbesondere der neueren orientalischen und der nordamerikanischen Geschichte. Unter den zahlreichen Schriften seines letzten Lebensabschnitts verdienen die „Geschichte des englischen Reichs in Asien" (Leipzig 1857, 2 Bde.) und die „Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika" (Berlin 1863—66, 3 Bde.), Hervorhebung.

Vgl. Augsb. Allg. Zeit. 1870, Beilage Nr. 111 und 112. — Die Münchener Hofbibliothek besitzt von N. handschriftlich einen Katalog der chinesischen Drucke der Bibliothek aus dem J. 1829, ein Verzeichniß der ostasiatischen Werke der Quatremère'schen Sammlung aus dem J. 1858, und eine Liste der von N. der Bibliothek hinterlassenen chinesischen Werke.

Julius Jolly.

Neumann: Karl Johann Heinrich N., bedeutender Geograph und Geschichtschreiber, geb. am 27. December 1823 zu Königsberg i. Pr., † am 29. Juni 1880 zu Breslau. Seine Ausbildung fand N. ganz in den Schulen seiner Vaterstadt. Von seinem Vater, einem schlichten Bäckermeister, ursprünglich zum Beruf eines Elementarlehrers bestimmt, ging er 1838, als der früh regsame Geist Höheres zu versprechen schien, von der Lehrerbildungsanstalt an das Kneiphöfische Gymnasium über, 1842 zur Universität, um Geschichte zu studiren. Drumann und Schubert waren die Lehrer, welche auf seinen Entwickelungsgang den meisten Einfluß übten; von jenem blieb ihm dauernd die Schärfe und Unerbittlichkeit des in sorgsamer Erwägung gezeitigten Urtheils, von diesem das Streben, für die Betrachtung jeder Frage einen weiten Horizont zu gewinnen. 1846 schied N. von der Hochschule. Seine völlige Mittellosigkeit verwehrte ihm zunächst die Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches, den Eintritt in die akademische Laufbahn. Als Hauslehrer gewann er erst in Tarputschen bei der Familie v. Saucken, dann in Steinort beim Grafen Lehndorff seinen Lebensunterhalt. Die Erregung des Revolutionsjahres traf den jugendlichen Geist schon reif und fest gefugt. Mit denselben politischen Anschauungen, denen er sein Leben lang treu blieb, machte er damals schon in den politischen Kämpfen, die seine Heimath bewegten, gleich entschieden gegen die radicale Demokratie wie nach deren Niederlage gegen die Reaction Front. Die Gewandtheit und Schärfe,

mit der er in Flugblättern und Zeitungsartikeln die Sache der constitutionellen Partei verfocht, lenkte die Augen der Parteiführer auf ihn. Sie zogen ihn nach Berlin und brachten ihn 1851 an die Spitze der Redaction der Hartung'schen Zeitung zu Königsberg, dann in die Redaction der Constitutionellen Zeitung zu Berlin. Die Früchte eines freimüthigen Wirkens in diesen Stellungen waren 1852 zwei Preßprocesse und in deren Gefolge ein zweijähriger Kampf um das Recht des Aufenthaltes in der Hauptstadt. Erst das unmittelbare Eingreifen des Prinzen von Preußen machte den polizeilichen Uebergriffen ein Ende. Die Erfahrungen jener trüben Zeit, deren Schatten nie mehr ganz aus seiner Erinnerung wichen und seiner ganzen Lebensauffassung einen Anflug von Bitterkeit gaben, verleideten N. die litterarische Thätigkeit auf politischem Felde und drängten ihn gebieterisch zur Rückkehr in die Bahn wissenschaftlichen Strebens. Er nahm die auf der Universität begonnenen Studien über die griechischen Colonien am Pontus wieder auf, vollendete noch 1852 eine Schrift „de rebus Olbiopolitanorum", auf Grund deren er in Königsberg den Doctorgrad erwarb, und arbeitete dann — materiell durch den Ertrag journalistischer Correspondenzen und die Unterstützung wackerer Freunde über Wasser gehalten — drei Jahre lang an der Vollendung des Werkes „Die Hellenen im Skythenlande". 1855 erschien der erste (einzige) Band. Die fesselnde Schilderung der Natur der südrussischen Steppen und des Nomadenlebens ihrer alten Bewohner, die scharfsinnige, in ihrer Methode ebenso überraschende, wie unwiderstehliche Behandlung der schwierigen Frage über den Rassencharakter der Skythen, die genaue und doch von warmer Begeisterung getragene Darstellung der griechischen Siedelungen am ungastlichen Pontus errangen dem Buche einen durchschlagenden Erfolg nicht nur in der gelehrten Welt, sondern im gesammten Kreise der Gebildeten, deren Aufmerksamkeit zufällig durch die Weltereignisse gleichzeitig auf den Nordrand des Schwarzen Meeres gelenkt war. Mit einem Male änderte sich die bisher so gedrückte Lage des einsiedlerisch seinem Studium lebenden Verfassers. Ritter und A. v. Humboldt suchten ihn in Berlins wissenschaftliche Kreise zu ziehen; ein vom König von Baiern für die hervorragendste Leistung auf dem Gebiete der Erdkunde ausgesetzter Preis von 400 Gulden wurde auf Ritter's Vorschlag ihm zuerkannt; die beiden ersten geographischen Zeitschriften Deutschlands, die Mittheilungen aus J. Perthes' geographischer Anstalt und die Zeitschrift für Erdkunde zu Berlin, suchten ihn gleichzeitig für ihre Redaction zu gewinnen. Er nahm das Berliner Anerbieten an und erhob die damals der Gothaer Concurrenz nur mühsam sich erwehrende Berliner Zeitschrift durch strenge Gewissenhaftigkeit in der Auswahl und Durchsicht der eingesandten Beiträge, wie durch eigene gediegene und formvollendete Arbeiten schnell zu neuem Ansehen. Er schied aus diesem Wirkungskreise erst, als ihm die Regierung die feste Aussicht auf einen Lehrstuhl an einer Hochschule eröffnete. 1860 wurde er zum außerordentlichen Professor an der Universität Breslau ernannt, verblieb indeß zunächst auf Grund eines Abkommens der betreffenden Ministerien in Berlin, um erst im Staatsministerium (R. v. Auerswald), dann im Ministerium des Auswärtigen (Graf Bernstorff) als Hülfsarbeiter thätig zu sein. Nach dem Ministerwechsel im Herbst 1862 bat N. um die Erlaubniß, sein akademisches Lehramt antreten zu dürfen, die ihm nach wiederholtem Gesuch im nächsten Frühjahr bewilligt wurde. Im November 1863 begann er an der Universität Breslau, wo zwei Jahre später für ihn ein ordentlicher Lehrstuhl geschaffen wurde, seine Vorträge über Geographie und alte Geschichte. Im vollen Bewußtsein, zwei in ihren Grundlagen wesentlich verschiedene, wenn auch in ihren Ergebnissen vielfach sich berührende Wissenschaften zugleich vertreten zu müssen, verzichtete N. nun grundsätzlich auf die reiche litterarische Thätigkeit und setzte seine volle Kraft ein für die Ausarbeitung und die beständige Ver-

vollkommnung einer ungewöhnlich umfangreichen Reihe tiefgehender Vorlesungen. In allen bahnte sich seine Forschung eigene Wege und das Ergebniß der selbstständigen Geistesarbeit trat vor den Zuhörer in einer des gewichtigen Inhalts würdigen Form. Der originale Werth seiner geschichtlichen Vorträge entsprang theils aus dem seltenen Vorzug der praktisch-politischen Schulung seines Geistes in der langen ernsten Beschäftigung mit dem politischen Leben der Gegenwart, theils aus der Gewöhnung, alle Vorgänge und Zustände der Vergangenheit in enger lebensvoller Verbindung mit dem Boden zu betrachten, auf dem sie sich entwickelt hatten. Diese ungewöhnliche Vermählung von Alterthumsforschung und Erdkunde trug auch in manchen geographischen Vorlesungen werthvolle Früchte. Aber N. erfaßte die Geographie keineswegs einseitig vom Standpunkt des Historikers, sondern forderte für sie als unentbehrliches Fundament gründliche naturwissenschaftliche Studien. Alle seine Vorlesungen, namentlich die über die Alpen, welche er in 20 Sommern beobachtend durchwandert hatte, legten Zeugniß ab, wie ernst er selbst die Erfüllung dieser Forderung nahm. Bei dieser hohen Auffassung seiner Aufgabe ging er völlig auf in seinem Lehrberufe. Wohl drang die Kunde von seiner Wirksamkeit auch an andere Hochschulen; die Universitäten Straßburg und Leipzig machten Anstrengungen, diese ungewöhnliche Lehrkraft zu gewinnen. Aber er blieb dem selbstgeschaffenen Breslauer Wirkungskreise treu bis an sein Lebensende. Nach schwerer in einsamem Dulden fest ertragener Krankheit erlag er 1880 einem Lungenemphysem. Die Zurückgezogenheit, in der er gewirkt, rechtfertigte den Entschluß seiner Schüler, von den geistvollen und gründlichen Arbeiten, die er in seinen Vorlesungen niedergelegt, auch der weiteren Oeffentlichkeit eine unmittelbare Anschauung zu gewähren. Durch eindringende Einsicht in verwickelte politische Verhältnisse und feine psychologische Charakteristik der hervorragenden Persönlichkeiten zeichnet sich aus die von E. Gothein und G. Faltin herausgegebene „Geschichte Roms während des Verfalles der Republik, vom Zeitalter des Scipio Aemilianus bis zum Ausgange der catilinarischen Verschwörung.“ 2 Bde. Breslau 1881 und 1884. In der von G. Faltin herausgegebenen und durch die Darstellung der Jahre 208—201 v. Chr. ergänzten „Geschichte des Zeitalters der punischen Kriege“, Breslau 1883, erregte die an neuen Gesichtspunkten reiche Behandlung von Hannibal's Alpenübergange besondere Bewunderung. Als würdiger Nachfolger Karl Ritter's offenbarte sich N. in der von dem Unterzeichneten zur Hälfte neu bearbeiteten „Allgemeinen physikalischen Geographie von Griechenland“, Breslau 1885. Daß er aber nicht nur ein Meister war in der Ableitung einer vielseitigen Culturentwickelung aus den natürlichen Lebensbedingungen eines Volkes, sondern auch Problemen gewachsen war, welche die Erdkunde nur auf Grund specieller geologischer Forschungen angreifen kann, bewies die wohldurchdachte Untersuchung über „die Grenzen der Alpen“, Zeitschrift des deutschen und österreichischen Alpenvereins XIII, 1882, S. 189—229.

J. Partsch, Zur Erinnerung an Carl Neumann. Zeitschrift der Gesellsch. für Erdk. zu Berlin. XVII, 1882. S. 81—111. J. Partsch.

Neumann: M. Kaspar N., Inspector der Breslauischen Kirchen und Schulen, geb. in Breslau am 14. September 1648, empfing den ersten Unterricht von Privatlehrern. Nach dem frühen Tode seines Vaters, eines Beamten des Breslauer Raths, wurde er 1660 von seinen Vormündern als Lehrling in einer Apotheke untergebracht, aber das Jahr darauf von seiner Mutter, die dem sterbenden Gatten das Versprechen gegeben hatte, den Sohn dem geistlichen Stande zu widmen, wieder zurückgenommen und auf das Magdalenäum gethan, um sich auf demselben für die höheren Studien vorzubereiten. Im Herbste 1667 bezog er die Universität Jena, wo damals Musäus und Gerhard Theologie, Frischmuth orientalische Sprachen und Erhard Weigel Philosophie und Mathematik

lehrten. Nach Vollendung seiner Studien habilitirte er sich 1670 als Magister legens und hielt Vorlesungen über Politik, Rhetorik und Homiletik. Sie wurden viel besucht und die von ihm bei besonderen Gelegenheiten gehaltenen Parentationen, nachträglich von dem Buchhändler J. J. Bauhofer gesammelt und 1678 herausgegeben, erregten allgemeine Bewunderung. Als daher Herzog Ernst der Fromme 1673 für seinen auf Reisen gehenden Erbprinzen Christian von der theologischen Facultät in Jena einen Prediger verlangte, wurde N. einstimmig von derselben für diesen Vertrauensposten in Vorschlag gebracht und am 30. November 1673 ordinirt. Nach seiner Rückkehr von dieser Reise, auf welcher er die ausgezeichnetsten Männer des westlichen Deutschlands, der Schweiz, Südfrankreichs und Oberitaliens kennen lernte, blieb N. in den Diensten des herzoglichen Hauses, gab aber die ihm kurz zuvor übertragene Hofpredigerstelle in Altenburg zum größten Bedauern seiner Gemeinde auf, als ihn der Breslauer Rath 1678 zum Diaconus an der Maria-Magdalenenkirche berief, deren Pastorat ihm unter Uebergehung des Seniors 1689 übertragen wurde. Eine Berufung als Superintendent nach Lüneburg schlug N. 1692 aus und seine Vaterstadt entschädigte ihn dafür durch die Beförderung zum Pastor von St. Elisabeth, mit welcher Stelle die Inspection über sämmtliche Breslauer Kirchen und Schulen und die erste theologische Professur an den beiden städtischen Gymnasien verbunden war. In diesem wichtigen Amte hat N. bis zu seinem am 27. Januar 1715 erfolgten Tode in reichem Segen gewirkt. In welcher Verehrung er gestanden, bezeugen die anläßlich seiner Beförderung zum Pastor von Elisabeth und seines Todes geschlagenen Denkmünzen. Als Prediger und Redner wurde N. von keinem seiner Zeitgenossen erreicht, geschweige übertroffen; mit Recht nennt ihn Propst Bröstedt in der von ihm verfaßten Grabschrift Chrysostomus Vratislaviensis. Seine Predigten sind noch heute Muster der edelsten Popularität. Seltene Reinheit der Sprache und treffliche Auswahl der Bilder macht sie auch den Ungelehrten verständlich; ihr runder, den Classikern abgelauschter Periodenbau nimmt das Ohr, ihre logische Gedankenentwickelung und wissenschaftliche Schärfe den Verstand, ihre religiöse Wärme das Herz gefangen. Wir verstehen es, daß Christian August Wolff nach dem Zeugniß seines Biographen den Sonntag stets mit brennender Ungeduld erwartete, um durch Neumann's klaren Vortrag, durch die Bündigkeit seiner Beweise und die Eindringlichkeit der ertheilten Ermahnungen seinen Verstand zu erleuchten und sein Herz zu befriedigen; auch bekennt Wolff, „N. in Breslau sei derjenige, von dem er am meisten gelernt und dessen Rath und Exempel ihm den größten Nutzen geschafft“. Mit Vorliebe verweist N. in seinen Predigten auf die Natur, erklärt in philosophischem Geiste ihre Erscheinungen und bespricht unbedenklich neue auf dem Gebiete der Naturwissenschaft gemachte Entdeckungen. Allem Mysticismus und Pietismus von Grund der Seele abhold, war sein Urtheil über die Auswüchse des damaligen religiösen Lebens dennoch überall maßvoll und nirgends der Liebe entbehrend. In welchem Lichte erscheint die dem Neumann'schen „Unvorgreiflichen Gutachten über die in Schlesien öffentlich betenden Kinder, in der Furcht des Herrn abgefasset und den 29. Februar 1708 in der damaligen Abendpredigt seiner Gemeinde vorgetragen“, von dem frommen Anastasius Freylinghausen entgegengesetzte „Prüfung des sogenannten unvorgreiflichen Gutachtens“ mit ihren Invectiven und hämischen Insinuationen. Ungleich mehr noch denn als Prediger hat N. als ascetischer Schriftsteller durch seinen „Kern aller Gebete“ gewirkt. Dieses von ihm in Jena für seinen eigenen Gebrauch verfaßte Gebet war durch Zufall in fremde Hände gerathen und ohne sein Wissen und Willen in Druck gegeben worden. Sieben Auflagen waren bereits erschienen, unberufene Hände hatten Zusätze gemacht und den ursprünglichen Text nach Gefallen geändert; da entschloß sich

N., sich als Verfasser zu dem Büchlein zu bekennen und eine authentische Ausgabe desselben unter seinem Namen zu veranstalten. Sie erschien 1680 in Jena. Später stark vermehrt, wurde dieses Gebetbuch in alle europäischen Sprachen übersetzt und bis zu Neumann's Tode 22 mal aufgelegt. — Unter den Liederdichtern der evangelischen Kirche nimmt N., mag immerhin Gervinus über ihn absprechend urtheilen, eine achtungswerthe Stellung ein. Seine 39 Lieder tragen den Charakter seiner Beredsamkeit. Untadelig in der Form, klar gedacht und warm empfunden ermangeln sie zwar hohen lyrischen Schwunges, halten sich aber auch frei von den Spielereien und Tändeleien gefühlsseliger, schwärmerischer Mystik. Dabei hat sich N. auch um den damals sehr im Argen liegenden kirchlichen Gemeindegesang durch Herausgabe des ersten schlesischen Kirchengesangbuches noch ein besonderes Verdienst erworben. Ein Gesangbuch in die Kirche mitzunehmen, war nicht Brauch; die angesagten Lieder wurden aus dem Gedächtniß gesungen, weil man sich schämte, unter dem Singen in ein Buch zu sehen. N. nennt das in der Vorrede zu seinem Gesangbuch „eine böse, unverantwortliche Gewohnheit“. Um den daraus hervorgehenden Uebelständen abzuhelfen, stellte er ein Kirchengesangbuch zusammen, welches wegen der trefflichen Auswahl der aufgenommenen Lieder und seines handlichen Formats die beifälligste Aufnahme fand. Es erschien 1703 unter dem Titel: „Vollkommenes Schlesisches Kirchen-Gesang-Buch, worinnen diejenigen Lieder zusammen getragen sind, welche beim öffentlichen Gottes-Dienste und Begräbnissen denen Evangelischen Gemeinen in Schlesien bißher üblich gewesen“ und enthielt 513 Lieder. — N. war übrigens keineswegs bloß Theologe, sondern auch ein Mann der exacten Wissenschaft. Er hatte in Jena fleißig Baco und Descartes studirt und von ihnen beobachten gelernt. Seine mit wissenschaftlicher Schärfe über die Zahlenverhältnisse der jährlichen Geburten und Todesfälle angestellten Beobachtungen, die er mit einer Denkschrift: „Reflexiones über Leben und Tod bei denen in Breslau Gebornen und Gestorbnen“, 1689 an Leibnitz sandte, boten Edmund Halley zu den 1693 von ihm publicirten Berechnungen über die Grade der Sterblichkeit behufs Bestimmung der Höhe der Leibrenten das nöthige Material. Neumann's Verdienste auf diesem Gebiete der Staatswissenschaft waren so allgemein anerkannt, daß er bei Errichtung der Berliner Akademie der Wissenschaften von Leibnitz in erster Linie zum Mitgliede in Vorschlag gebracht wurde. — An Predigten besitzen wir von N. außer den 1678 bei Bauhofer in Jena erschienenen Reden noch eine Sammlung unter dem Titel; „Allerhand gesammelte Früchte von mancherlei Art oder besondre Predigten ꝛc.“ Breslau 1707. 4. 1717. 1737. Beide Sammlungen sind von den Verlegern auf eigne Hand veranstaltet und nicht ohne große Mühe zusammengebracht worden. N. wollte von seinen Predigten, sobald sie gehalten waren, nichts mehr wissen; sie waren in seinen Augen dürre Blätter, welche zu sammeln nicht der Mühe lohne; Postillen gebe es ohnehin schon mehr als genug, und darum hat er auch das von den Verlegern seiner Predigten ihm freiwillig dafür angebotene Honorar consequent zurückgewiesen. Nach seinem Tode erschien noch eine dritte Sammlung unter dem Titel: „Licht und Recht, Predigten über die Evangelien“, Breslau 1717. Leipzig 1731. Beiläufig sei hier noch bemerkt, daß sich in seiner großen Bibliothek nicht eine einzige Postille vorgefunden hat. Neumann's gelehrte Arbeiten, unter ihnen die „Clavis domus Heber, reserans januam ad significationem hieroglyphicam literaturae hebraicae perspiciendam“, Breslau 1712. 4, mit der er sich nach seiner eignen Versicherung 36 Jahre herumgetragen, sind veraltet und vergessen. Von den Vorlesungen, welche er als erster Professor der Theologie an den beiden Gymnasien der Stadt zu halten hatte, ist eine derselben nach seinem Tode von seinem Schüler Moritz Castens unter dem Titel: „Trutina

religionum, quae hodie sunt, ubi singularum aetas, fontes judicantur. Adjecit curriculum vitae beati auctoris M. Mauricius Castens.“ Lipsiae 1716. 1731. 1733 herausgegeben worden.

M. Castens in der Trutina religionum. — Kundmanni Silesii in nummis p. 297 ff. — Ehrhardt, Presbyterologie I, 211. — G. E. Guhrauer, Leben und Verdienste Caspar Neumann's nebst seinem ungedruckten Briefwechsel mit Leibnitz, im Schl. Provinzialblatt, neue Folge Band II, 7 ff. — Schimmelpfennig, Der Pietismus in Schlesien, in der Zeitschr. des Vereins für Gesch. u. Alterth. Schlesiens IX, 223 ff. und: Caspar Neumann, Pastor von St. Elisabeth, in der Schl. Kirchenzeitung 1881, Nr. 21—27. — Graetzer, Edmund Halley u. Caspar Neumann. Breslau 1884. Schimmelpfennig.

Neumann: Kaspar N., Chemiker und Apotheker, geb. am 11. Juli 1683 zu Züllichau in der Mark Brandenburg, † am 20. October 1737 zu Berlin. Er ist als der erste Anhänger Stahl's in Berlin zu bezeichnen, der die Stahl'schen Lehren, d. h. die phlogistische Theorie verbreitete und Berlin zum Mittelpunkt dieser Lehre machte. Als Apothekerlehrling, als königlicher Hofapotheker und später im Auftrage und durch Begünstigung des Königs von Preußen führten ihn wechselnde Schicksale weit in der Welt herum. Er machte große Reisen in England, Holland, Frankreich und Italien. Ueberall trat er mit den hervorragendsten Vertretern seines Faches in Beziehung — am dauerndsten gestalteten sich diese zu den englischen Gelehrten. 1723 nach Berlin zurückgekehrt, wurde er Professor der Chemie beim collegium medico-chirurgicum, dabei war er erster Hofapotheker, wurde nach und nach Aufseher aller Apotheken des preußischen Staates, königlicher Hofrath und Mitglied der Berliner Akademie; schon früher war er von der königlichen Gesellschaft zu London als solches aufgenommen worden. Neumann's experimentelle Arbeiten haben keine dauernde Bedeutung erlangt; doch sei hier erwähnt, daß er zuerst, etwa 40 Jahre vor Scheele, der gewöhnlich als Entdecker dieser Thatsache angegeben wird, gefunden hat, daß der aus Quecksilbersolution durch Kochsalz entstehende Niederschlag versüßtes Sublimat ist (Calomel) und daß er schon Thymol in Händen hatte, das er freilich für Kampher erklärte. Die ganze damalige Zeit und N. mit ihr hielten die wichtigeren chemischen Fragen für durch Stahl erledigt, dessen Lehre sie für grundlegend und unantastbar ansahen. Dadurch gelangte er bei seinen Beobachtungen oft zu unrichtigen Anschauungen; er schreibt eine Abhandlung über alkalische Salze in den „Philosophical Transactions“, worin er alles Alkalische in der Natur für ein secundäres Product erklärt: die Alkalien bei der Verbrennung des Holzes seien keineswegs im Holze vorher enthalten, sondern entstehen durch das Feuer in der Asche aus Säure, Phlogiston und Erde: so sucht er zu beweisen, daß ein ätzendes Alkali unter allen Umständen nur dann erhalten werden kann, wenn Stoffe angewendet werden, die der Wirkung des Feuers einmal ausgesetzt waren. Dennoch galten Neumann's Arbeiten damals als Muster in der Scheidekunst: er genoß einen großen Ruf unter seinen Zeitgenossen und förderte die Verbreitung der Chemie nach Kräften, was auch von vielen seiner Nachfolger anerkannt wird. Einer seiner Schüler ist Marggraf (s. A. D. B. XX, 384). Veröffentlicht hat er eine ganze Reihe von Schriften, viele „Lectiones“, „Meditationes“, eine medicinische Chemie: „Chimia medica dogmatico-experimentalis“ und gesammelte Vorlesungen, die nach seinem Tode in's Holländische und mit Hinzufügung seiner andern chemischen Abhandlungen in die englische und französische Sprache übersetzt wurden.

Kopp, Geschichte der Chemie. — Poggendorff, Biograph.-litt. Handwörterbuch. Ladenburg.

Neumann: Ludwig Gottfried N., Sohn des oben S. 525 genannten Johann Philipp N., wurde am 24. Juni 1813 zu Graz in Steiermark geboren und

kam schon nach zwei Jahren mit seinem Vater nach Wien. Er vollendete an der dortigen Universität seine philosophischen Facultätsstudien und trat dann als Beamter in den Dienst der Polizeidirection. Später kam er zur Registratur der k. k. vereinten Hofcanzlei und bekleidete zuletzt die Stelle eines Officials bei dem k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht. Nebenbei ertheilte er vielfach Privatunterricht, hatte auch den pädagogischen Curs für Lehramtscandidaten an der Wiener Normalhauptschule bei St. Anna vollendet, ebenso später den Lehrcurs bei dem Taubstummeninstitute. Als Schriftsteller war er für die verschiedensten Wiener Tageblätter und Taschenbücher thätig; viele seiner populären und Jugendschriften wurden mit Preisen gekrönt. Außerdem veröffentlichte er mehrere Sammlungen seiner Poesien, wie „Gedichte“ (1846); „Neuere Gedichte“ (1850); „Trinklieder eines Wiener Poeten“ (1858); doch wurden alle diese Erzeugnisse übertroffen von seinen „Kinderliedern“ (2 Bdchn., 1855), unbedingt dem Besten, was N. geschrieben hat. N. starb zu Mödling bei Wien am 8. Juli 1865.

Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, XX. Bd., S. 275. Brümmer.

Neumann: Rudolf Sylvius v. N., preußischer Generallieutenant, am 22. December 1805 zu Karlsruh in Schlesien geboren, am 30. April 1881 zu Berlin gestorben, trat 1821 bei der Artillerie in den Dienst und verließ denselben 1868 als Präses der Artillerieprüfungscommission. In seiner Thätigkeit bei dieser Behörde, welcher er seit 1840, zuletzt als Präses, bis zu seinem Ausscheiden ununterbrochen angehört hat, liegt seine Bedeutung; seine Thätigkeit war theils eine rein wissenschaftliche, theils eine praktische. In letzterer Beziehung richtete sie sich namentlich auf die Einführung gezogener Geschütze und auf die Verwendung des Gußstahles zur Geschützfabrikation. Durch sein energisches und unbeirrtes Eintreten für beide Neuerungen hat er sich große Verdienste erworben; das ihm bei seiner Nobilitirung im J. 1865 verliehene Wappen giebt der Anerkennung derselben einen entsprechenden Ausdruck. Auch schriftstellerisch war er in seiner Berufswissenschaft mehrfach thätig; 30 Jahre lang redigirte er das „Archiv für die Officiere der Artillerie- und Ingenieurcorps“.

Militär-Wochenblatt Nr. 75 vom 28. Mai 1881. B. Poten.

Neumann: Friedrich Wilhelm N. wurde am 8. Januar 1781 zu Berlin geboren, widmete sich nach genossener Schulbildung dem Handelsstande und war in demselben bis zum Jahre 1804 thätig. Im folgenden Jahre ging er nach Halle, um Theologie zu studiren, wandte sich aber, nachdem das unglückliche Jahr 1806 seinen Lebensplan zerstört hatte, nach Berlin zurück, wo er durch die verschiedenartigsten Beschäftigungen, bald als Erzieher in einer vornehmen Familie, bald als Uebersetzer, als Redacteur von Zeitblättern, als Gehülfe in der Buchhandlung seines Freundes Hitzig sein Leben zu fristen suchen mußte. Im Jahre 1813 schloß er sich dem Heere als Expedient beim Feldkriegscommissariat an und wurde später zum Kriegscommissarius und dann 1822 zum Rath bei der Intendantur des 3. Armeecorps befördert. Neben seinen vielen Dienstgeschäften mußte N., um seine starke Familie zu ernähren, seine Mußestunden mit schriftstellerischen Arbeiten ausfüllen. Besonders erregten seine Kritiken über belletristische Werke in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik“ allgemeine Aufmerksamkeit und fanden selbst Goethe's Anerkennung. Er starb auf einer Dienstreise nach einem Unwohlbefinden von wenigen Stunden in Brandenburg a. H. am 9. October 1834. N. gehörte als Dichter der romantischen Schule an; im Verein mit seinen Freunden Fouqué, Bernhardi, Varnhagen, Hitzig, Chamisso, Theremin, erwuchsen manche poetische Blüthen. Mit Fouqué gab er die norddeutsche Zeitschrift „Die Musen“ (1812—13) heraus,

und in Verbindung mit diesem, mit Varnhagen und Bernhardi entstand der merkwürdige Roman „Karls Versuche und Hindernisse“ (1. Thl., 1808), an dem die Verbündeten capitelweise nach der Reihe und ohne daß einer dem andern etwas von seinem Plane mitgetheilt hatte, arbeiteten. Neumann's Antheil ist der Charakter des bescheidenen Ludwig, in dem er sich zum Theil selbst geschildert hat, sowie die kostbaren Parodien Joh. Müller's, Jean Paul's und des alten J. H. Voß, wohl die gelungensten Partien des wunderlichen Buches; auch eine der eingeflochtenen Novellen, die der italienischen Novellistik würdig ist, rührt von ihm her. Außerdem gab er mit Varnhagen „Erzählungen und Spiele“ (1807) heraus, ferner eine Uebersetzung von „Des Nicolaus Machiavelli Florentinische Geschichten“ (1809). Nach seinem Tode erschienen gesammelt seine „Schriften“ (II, 1835), welche auch seine Gedichte enthalten, die früher besonders in Chamisso's Musenalmanachen veröffentlicht worden waren.

Hitzig, Gelehrtes Berlin im Jahre 1825, S. 187. — Neuer Nekrolog der Deutschen, 12. Jahrg., S. 828. Brümmer.

Neumann: Adolf Wilhelm N., geb. in Küstrin am 26. Januar 1822; auf dem Gymnasium zu Frankfurt a. O. vorgebildet, studirte er in Halle Theologie und Philologie seit 1841, später in Erlangen, dann nach einer italischen Reise 1843 in Berlin; promovirte 1847 als Doctor der Philosophie, 1848 (14. August) als Licentiat der Theologie in Berlin auf Grund der Abhandlung „de sacrificiis Veteris Testamenti“; ward 28. Januar 1852 außerordentlicher Professor der Theologie in Breslau, aus welchem Amte er am 2. Januar 1856 auf sein Ansuchen ausschied, um nach Lausanne in der Schweiz als Lehrer an ein Mädchenpensionat zu gehen, dessen Vorsteherin er heirathete. Gestorben ist er im Canton Neuchatel am 2. December 1884. (Aus der „Vita“ Neumann's und andern Acten der Berliner und Breslauer theologischen Facultät.)

N. gehörte zu jenen ephemeren Erscheinungen, welche aus der Schule Hengstenberg's hervorgegangen, den Meister noch zu überbieten suchten, und da in diesen Kreisen der Fortschritt nicht innerhalb des Gebietes der Wissenschaft liegen konnte, so blieb keine andere Auszeichnung als eine möglichst phantastisch herausgeputzte Bibelgläubigkeit übrig. Auf dem Gebiete der alttestamentlichen Realien war N. ein Anhänger jener abenteuernden Symbolik, welche vor ihm Bähr (1837), Hengstenberg (1838) und J. H. Kurtz (mosaisches Opfer, 1842) — obwohl unter sich vielfach abweichend, wie bei diesen schillernden Combinationen natürlich — aufgebracht hatten. Ein gewisser phantastischer und überschwänglicher Zug seiner Natur trieb N. zu noch größeren Seltsamkeiten als seine Lehrmeister, die er durch allerlei bunte Träume zu überbieten suchte. — Gleich die erste Arbeit auf diesem Gebiete, welche in der Zeitschr. f. ges. luth. Theol. und Kirche 1851 S. 70—91 erschien, gab hiervon einen Vorschmack. Er suchte hier das rabbinische Fündlein von der über der Bundeslade im Allerheiligsten schwebenden göttlichen Glorie (Schechina) wieder zu Ehren zu bringen. Einen scheinbaren — freilich auch den einzigen — Anhalt gab dafür die Stelle Lev. 16, 2, wo Gott sagt, daß er in der Wolke über dem Deckel der Bundeslade erscheinen werde. Freilich sieht man aus Vers 13, daß damit die Rauchwolke des opfernden Hohenpriesters gemeint ist. N. aber meinte, da auch die Alten das Erscheinen der Götter in der Wolkenhülle für nöthig hielten (S. 79), so dürfe man Israel nicht in dieser Hinsicht geringer stellen und freut sich, hierdurch „dies geheimnißreiche Bild des unnahbaren Gottes in seiner heilwürdig sich offenbarenden Liebe für den alttestamentlichen Cultus gerettet zu haben“ (S. 73). (Dies zugleich als Probe des widrigen Jargons, in welchem man in diesen Kreisen sich zu reden gewöhnt hatte.) — Die hieran sich schließende „Abhandlung über das Opfer“ (in der deutschen Zeitschrift für christl. Wissensch. 1852 Nr. 30) definirte dasselbe „als

freie Aeußerung der göttlich bestimmten Natur des Menschen" und setzte auseinander, wie Israel stets „Das opferte, worin es seines Lebens Bestand am klarsten, lebendigsten, durchgreifendsten abzuschatten vermochte" (S. 238). Nach diesem wird uns der Leser die Mittheilung ähnlicher Proben von erhabenem Nonsens erlassen, welche sich in der ebenfalls symbolikflüsternen Arbeit über „Das A. T. ein Zeugniß von Christo" (im sächs. Kirchen- u. Schulblatte, 1856, Nr. 6, 7) und über „Die levitische Opferordnung" (Dtsche. Ztschr., 1857, Nr. 36–39) finden. Man vergleiche die zeitgenössischen Erscheinungen, welche von derselben Lust gesättigt waren, in der Zeitschr. der deutsch. morgenl. Ges., Bd. 17, S. 117 und besonders in der trefflichen Charakteristik bei Diestel, Geschichte des Alten Testaments, S. 753 ff. — Ueber den ganzen alttestamentlichen Cultus wurde dann dies Netz der Symbolik gebreitet in des Verfassers „Symbolique du culte de l'ancienne alliance". Lausanne 1860—1861. — Nicht ohne Verdienst ist aber das gleich darauf folgende Werk „Die Stiftshütte in Bild und Wort", 1861. Zwar findet sich auch hier viel phantastischer oder sentimentaler Schwulst, eine durch ihre seltsame poetisirende Wortstellung abgeschmackte Sprache, eine affectirte erbauliche Salbung und ein hektisches Jagen nach dem Geheimnißvollen, aber man wird entschädigt durch eine höchst sorgfältige und auf alle Einzelheiten der Stiftshütte und ihrer Geräthe gerichtete Untersuchung, in welcher der Verfasser jene soweit nur irgend möglich, „in Wort und Bild" zu reconstruiren sucht. Manches davon gehört ja freilich nur dem Gebiete der Vermuthung an, wie S. 27 die Säulen der Stiftshütte nach assyrischen Mustern, S. 126 die Inschriften auf den Längenseiten der Bundeslade, aber durch vieles Andere hat der Verfasser den biblischen Bericht verständlicher gemacht, so daß seine offenbar große Mühe nicht verloren gewesen ist. Man vgl. Frankel, Monatsschr. für Gesch. u. Wissensch. des Judenth., 1862, S. 238. 239. Auf dem exegetischen Gebiete trat N. zuerst mit einer Abhandlung über „Die Nachtgesichte Sacharja's" hervor (Dtsche Ztschr. 2c., 1855, S. 220—239), welche durch den Commentar M. Baumgarten's über dieselbe Schrift hervorgerufen war. Daß er die Einheit und Authentie dieses Buches auf christlich-rabbinische Art vertheidigen würde, wird man nach dem Vorigen voraussetzen. Die willkürlichen Parallelen, welche er zwischen den einzelnen Stücken zieht, um die Einheit des Verfassers zu erweisen, verdienen aber keine Widerlegung und seine abenteuernden Combinationen im Deuten der prophetischen Bilder können heutzutage Niemandes Interesse mehr erregen, da selbst bei den Vertretern jener Richtung der Reiz dieser schillernden Phantastik seine Wirkung verloren hat. Wir brauchen deshalb auch auf das spätere größere Werk des Verfassers, „Die Weissagungen Sacharja ausgelegt", 1860, nicht näher einzugehen, weil es denselben sclavischen Buchstabendienst, dieselbe rabbinische Kunst und dieselben Phantastereien zeigt — (Chadrach, Cap. 9, 1 wird auf 11 Seiten gedeutet als: 1. Heimathsland, 2. Land der Geheimnisse, 3. Land der Lust und Wonne, 4. alle übrigen Länder des Cap. 9) — wie alles Uebrige. Man vgl. Ewald in Göttinger gel. Anz. 1861, S. 121. 122. — Außerdem schrieb N. auch einen Commentar über „Jeremias von Anathoth, Die Weissagungen und Klagelieder des Propheten nach dem masorethischen Texte ausgelegt", 1. Bd. 1856, 2. Bd. 1858, in Bezug auf welchen Ewald (Jahrb. f. bibl. Wissensch., Bd. 8 S. 160) nicht mit Unrecht äußerte: „das heißt nicht die Tiefe des göttlichen Wortes erschöpfen: es ist so viel, als auf rabbinische Weise den eigenen Unsinn in es hineingießen und den herrlichsten Sinn der Propheten tausendmal verdunkeln und verderben". Es ist in der That ein traurig stimmendes Geschäft, diese künstlich angerichteten Verwirrungen, aus deren sprudelndem Wasserstaub nur die kaleidoskopartigen Bilder gezwungener Geistreichigkeit und anscheinenden Tiefsinnes dem Leser entgegenflimmern, zu be-

trachten, weil hier in allem nur die Flucht vor der Wahrheit der Thatsachen und die subjective Willkür das einzig Feststehende ist. Ueber das Treiben dieser ganzen Richtung s. die trefflichen Bemerkungen von Diestel a. a. O. S. 660. Zu Neumann's Ehren aber muß das hier beigefügt werden, daß er sich frei hielt von all' den Gehässigkeiten gegen Andersdenkende, aus denen die Anhänger der Schule Hengstenberg's stets eine besondere christliche Tugend zu machen pflegten. C. Siegfried.

Neumark: Georg N., der bekannte Dichter, wurde am 7. März alten Stils 1621 zu Langensalza getauft, ist also wahrscheinlich am Tage zuvor geboren. Seine Eltern waren der Tuchmacher Michael N., und Martha, geb. Plattner, Tochter von Samuel Plattner in Mühlhausen (aus einer bekannten und auch bis in unsere Zeit in Mühlhausen ansässigen Familie dieses Namens). Michael N. siedelte im J. 1623 mit seiner Familie nach Mühlhausen über, wahrscheinlich weil die befestigte Stadt in jenen unruhigen Zeiten größere Sicherheit bot; unser Georg N. giebt deshalb oft selbst Mühlhausen als seine Heimath an und Spätere nennen dann auch Mühlhausen fälschlich seinen Geburtsort. Er ward (etwa 1632) Schüler des Henneberger Gymnasiums in Schleusingen und kam darauf (1636 oder später) auf das Gymnasium in Gotha; an beiden Orten war Andreas Reyher, der im J. 1640 von Schleusingen als Rector nach Gotha kam, sein Lehrer. N. beschäftigte sich schon um diese Zeit mit Musik; auf dem Gymnasium in Gotha hat er auch im J. 1639 das Morgengebet gedichtet: „Es hat uns heißen treten, o Gott, dein lieber Sohn mit herzlichen Gebeten u. s. f.“ Um Michaelis 1640 verließ er Gotha, um eine Universität zu besuchen; und zwar wollte er nach Königsberg gehen, um dort Jurisprudenz zu studiren und zugleich von Simon Dach (s. A. D. B. IV, 685) in der Dichtkunst gefördert zu werden. Der öffentlichen Unsicherheit wegen schloß er sich zunächst einigen Kaufleuten an, die zur Messe nach Leipzig zogen. Nach der Messe reiste er wieder mit einem großen Zuge von Kaufleuten weiter, wurde aber mit ihnen auf der Haide bei Gardelegen völlig ausgeplündert. Er rettete außer dem, was er auf dem Leibe trug, nur sein Stammbuch, ein Gebetbuch und ein wenig Geld. So kam er nach Magdeburg, wo der Domprediger Reinhard Back (vgl. Jöcher I, Sp. 693), ein Freund der Brüder seiner Mutter, sich seiner annahm und ihn, als sich in Magdeburg keine Beschäftigung für ihn finden wollte, mit einem Viaticum an den Syndikus Wilhelm Wulkow in Lüneburg sandte. Dieser glaubte ihn wegen seiner musikalischen Fertigkeit als Hauslehrer beim Amtmann in Winsen unterbringen zu können; aber als N. dorthin kam, war die Stelle seit zwei Tagen besetzt; der Amtmann sandte ihn mit einer Empfehlung an den Pastor D. Johann Müller in Hamburg, den bekannten Gegner von Schuppius. Auch dieser versuchte N. dazu behülflich zu sein, durch Unterricht in der Musik sich zunächst sein Brot verdienen zu können; aber es wollte sich auch hier nichts Passendes finden. Auch der Buchhändler Johann Naumann nahm sich seiner an; N. übergab ihm sein Schäferspiel „Belliflora“, das er in Hamburg ausgearbeitet hatte und das dann von Naumann in Verlag genommen ward. Als sich bis in die vierte Woche in Hamburg nichts für ihn finden wollte, zog er nach Kiel, wo sich Pastor Nic. Becker, ein Thüringer, und der Physikus Paul Moth seiner annahmen. Diesen gelang es, ihm nach einigen Wochen eine Hauslehrerstelle beim Amtmann Stephan Hennings daselbst zu verschaffen, und dieses unverhoffte Glück war es, was nach seinem eigenen Zeugnisse N. veranlaßte, in seinem Liede „Wer nur den lieben Gott läßt walten“ „der göttlichen Barmherzigkeit für solche Gnade zu danken“. Im December 1640 oder im Januar 1641 erhielt er diese Stellung, die er sogleich antrat; und in dieser Zeit ist demnach auch dieses sein Hauptlied

gedichtet. Er blieb hier bis ins dritte Jahr, und trat dann im Frühjahr 1643 mit Vorräthen und Geld genügend ausgestattet, die so unfreiwillig unterbrochene Reise nach Königsberg wieder an. Am 12. April 1643 begab er sich in Lübeck zu Schiff; am 21. Juni 1643 ward er in Königsberg inscribirt. Ueber seinen Aufenthalt hier, der ungefähr sechs Jahre dauerte, wissen wir wenig; daß er außer seinem Fachstudium der Dichtkunst und der Musik fleißig obgelegen und es in ihnen und namentlich in der letzteren zu großer Fertigkeit gebracht, ist fast Alles, was wir sagen können. Daß er mit Dach, aber auch wohl mit Heinrich Alberti (s. A. D. B. I, 210), Robert Roberthin († 1648) und anderen minder berühmten Genossen der „Ostpreußischen Dichter- und Tonschule“ in Verbindung gestanden, ist mehr als wahrscheinlich; mehrere seiner gedruckten Gelegenheitsgedichte sind an preußische Freunde gerichtet. Seine Fertigkeit im Spiel, namentlich der Viola di Gamba, schaffte ihm auch Zutritt zu Familienfesten in adeligen Familien; er trug dann wohl von ihm selbst gedichtete und componirte Lieder vor. Aus einem „Trostliede“, das er für sich selbst dichtete, erfahren wir, daß er im J. 1646 in Königsberg bei einer Feuersbrunst bis auf den letzten Heller um das Seinige kam. Als im J. 1649 die Pest in Königsberg heftig wüthete, begab er sich nach Thorn; hier gab er seine „Poetischen Tafeln oder gründliche Unterrichtung zur Vers- und Redekunst“ heraus (2. Aufl. Jena 1667). In Thorn war er noch im Juli 1650; von hier ging er nach Danzig, wo er mit Johann Peter Titz und Jeremias Gerlach, den bekannten Opitzianern, verkehrte. Auch in Danzig gab er einige Dichtungen heraus, u. a. mit einer Widmung vom 3. Mai 1651 die „Verhochdeutschte Kleopatra“. Er unterschrieb sich um diese Zeit „der Rechten Beflissener“; eine feste Anstellung scheint er aber noch nicht erlangt zu haben. Vielmehr wird es das Verlangen nach einer solchen gewesen sein, was ihn, den nun Dreißigjährigen, in die Heimath zurücktrieb. Er reiste wieder über Hamburg, wo er in der letzten Hälfte des Jahres 1651 und in den ersten Monaten des Jahres 1652 sich aufhielt. Er soll hier in großer Noth gelebt haben; unter Denen, die sich seiner annahmen, ist wohl vor allem der pommersche Staatspräsident und Geheimrath Alexander Erskein zu nennen, dem N. sein „Poetisches musikalisches Lustwäldchen“, das im J. 1652 in Hamburg erschien, widmete; die Widmung ist vom 14. December 1651. (In zweiter vermehrter Auflage wurde dieses Buch unter dem Titel „Fortgepflanzter musikalisch-poetischer Lustwald“, Jena 1657, von N. herausgegeben; in dieser zweiten Auflage befindet sich S. 26—30 sein Lied „Wer nur den lieben Gott läßt walten“ mit der Melodie und zwar, so weit bis jetzt bekannt ist, zum ersten Mal gedruckt.) Im Anfang des Jahres 1652 besuchte N. von Hamburg aus noch Johann Rist in dem benachbarten Wedel und reiste dann nach Weimar. Hier lebte ein Bruder seiner Mutter, der Consistorialrath Günther Heinrich Plattner; durch die Vermittlung dieses Onkels wird es geschehen sein, daß N. vom Herzog Wilhelm III. nunmehr in Weimar als fürstlicher Bibliothekarius und Registrator angestellt ward, eine Stellung, aus der er später in die eines herzoglichen Archivsecretärs vorrückte, falls dieses nicht etwa nur ein anderer Titel war. In Weimar blieb N. nun bis zu seinem Tode. Er verheirathete sich hier bald nach seiner Anstellung und hat, wie es scheint, fortan in glücklichen äußeren Umständen gelebt. Sein Amt ließ ihm für dichterische Beschäftigungen die nöthige Zeit; er hat denn auch eine große Anzahl für uns meistentheils ungenießbarer Dichtungen nach dem spielenden und im Grunde geistlosen Geschmacke jener Zeit verfaßt; ja, er „erfand einen neuen poetischen Stil, den architektonisch-lapidarischen, in welchem er Triumphbogen und Pyramiden in Reimen erbaute“, wie Barthold (vgl. unten, S. 280) sich ausdrückt und erlangte dadurch denn auch, daß der Herzog Wilhelm, wenn

auch nach einigem Zögern, ihn im J. 1653 in die „Fruchtbringende Gesellschaft“ aufnahm; in dem von ihm in der sogleich zu nennenden Geschichte dieser Gesellschaft herausgegebenen Mitgliederverzeichniß derselben konnte er sich selbst unter Nr. 605 mit dem Beinamen „Der Sprossende“ aufführen. Drei Jahre nach seinem Eintritt ward er „Erzschreinhalter“ (Secretär) der Gesellschaft; und nun widmete er „die ganze Kraft seiner Muse dem edlen Berufe“ und dichtete zur „Verherrlichung des ernestinischen Hauses bei allen erfreulichen und trüben Vorkommnissen“ (Barthold a. a. O.). In seiner Eigenschaft als Secretär der Gesellschaft gab er später eine Geschichte derselben unter dem Titel „Der Neu-Sprossende teutsche Palmbaum“ heraus; die Vorrede ist vom 13. August 1668; das Werk erschien jedoch erst mehrere Jahre hernach. Gegen das Ende seines Lebens (1679) ward er dann noch in den „Pegnesischen Blumenorden“ aufgenommen, freilich sechs Jahre später, als er es gewünscht hatte. Er starb, auch mit der Würde eines kaiserlichen Pfalzgrafen geziert, am 8. Juli 1681. Von seinen vielen Dichtungen, die jetzt recht selten geworden sind, haben ihn, wie so manchen Poeten jener Zeit, nur seine geistlichen Lieder überlebt; in diesen ist er einfach und wahr; namentlich den Ton kindlichen Gottvertrauens weiß er meisterhaft zu treffen. Außer seinem erwähnten Hauptliede und dem auch schon genannten Morgenliede hat er noch 32 geistliche Lieder drucken lassen; unter ihnen sind hervorzuheben: „Ermuntre dich, o frommer Christ“, „Ich bin müde mehr zu leben“, „Ich lasse Gott in allem walten“, „Wie mein gerechter Gott nur will“ u. a. — Auch Neumark's Schicksale sind wie diejenigen Paulus Gerhardt's und Joachim Neander's, seiner Zeitgenossen, später durch die dichtende Sage entstellt worden. Dreiundsechzig Jahre nach seinem Tode erzählt Joh. Herdegen (Amarantes) in der Geschichte des Blumenordens an der Pegnitz (Nürnberg 1744), N. habe im J. 1653 (sic!) in Hamburg in solcher Armuth gelebt, daß er seine Viola di Gamba habe versetzen müssen; in dieser äußersten Noth habe sich ein schwedischer Resident in Hamburg, welcher von Rosenkrantz geheißen haben soll (der Name ist demjenigen des schwedischen Reichsraths Schering von Rosenhan, den N. einmal in seinen Gedichten begrüßt, wenigstens ähnlich), seiner angenommen, und nach Auslösung seiner Geige habe N. nun sein „Wer nur den lieben Gott läßt walten“ gedichtet. Diese Erzählung, die schon dadurch höchst zweifelhaft wird, daß N. sicher im J. 1653 nicht in Hamburg war, wird durch den oben mitgetheilten, von N. selbst herrührenden Bericht über die Entstehung dieses Liedes als ungeschichtlich dargethan; sie ist aber durch mehrere neuere Bearbeitungen, vor allem durch das bekannte Lied Friedrich Kind's „Georg Neumark und die Gambe“ und durch ihre Bearbeitung für die Jugend von Gustav Nieritz sehr populär geworden und findet sich auch in neueren Darstellungen seines Lebens, wie z. B. noch im Hamburgischen Schriftstellerlexikon (1870).

Weimarisches Jahrbuch, 3. Band. Hannover 1855, S. 176 ff. — Monatsschrift für die evang. luth. Kirche im Hamb. Staate, 1. Jahrgang, 1881, S. 405 ff. (vom Verf. dieses Artikels). — Franz Knauth, Georg Neumark nach Leben und Dichten, Langensalza 1881. — F. W. Barthold, Geschichte der Fruchtbringenden Gesellschaft. Berlin 1848, S. 277 ff. — Koch, Geschichte des Kirchenliedes u. s. f., 3. Aufl., III, S. 410 ff. — Bode, Quellennachweis, S. 119 f. — Lexikon der hamburgischen Schriftsteller, V, S. 493. — Goedeke, Grundriß, 1. Aufl., II, S. 452. — Jöcher III, Sp. 885. — Rotermund zum Jöcher V, Sp. 582 f.

l. u.

Neumayr: Franz N., geb. 1697 zu München, seit 1712 dem Jesuitenorden angehörig, bekleidete in den Schulen des Ordens zuerst das Lehramt der Humaniora und der Philosophie, widmete sich sodann der Mission, und

endlich dem Predigtamte in der Stadt Augsburg, woselbst er auch 1775 verstarb. Er behandelte in seinen Kanzelvorträgen vorzüglich theologische Controversthemata, durch welche sein Name in weiten Kreisen bekannt wurde; eine homiletische Apologie des Probabilismus, welche er 1759 in's Lateinische übersetzt erscheinen ließ, wurde sofort nach ihrem Erscheinen in den Index librorum prohibitorum gesetzt. Außer seinen Controverspredigten ist noch eine von ihm veröffentlichte Sammlung von Schuldramen zu erwähnen, unter dem Titel: „Theatrum politicum, seu Tragoediae ad commendationem virtutis et vitiorum detestationem olim ludis autumnalibus nunc typo datae“ (Augsburg und Ingolstadt, 1760). Wir lassen hier die Titel der einzelnen Dramen folgen: „Titus Imperator“; „Eutropius infelix Politicus“; „Papinianus Juris consultus“; „Anastasius Diaconus“; „Jerobeam“; „Constantia orthodoxa ab Imperatore Constantio sapienter honorata“; „Sepulchrum concupiscentiae“; „Servus duorum dominorum“; „Processus judicialis contra fures temporis“; „Tobias et Sara“.

Vgl. Backer, Ecrivains, Tom. I. Werner.

Neumayr: Johann Wilhelm N. v. Ramsla (schreibt sich auch Neumair), ein gelehrter sächsischer Edelmann, geb. 1570, welcher 1597 Spanien und Frankreich bereiste, 1613—1614 den Herzog Johann Ernst von Sachsen-Weimar auf einer Reise durch Frankreich, England und die Niederlande begleitete und eine Beschreibung derselben 1620 herausgab. Die Beschreibung früherer Reisen Neumayr's durch Italien und Spanien gab 1622 dessen Vetter Hans Kilian heraus. Wenn auch einen großen Raum in der ersten Beschreibung die Erzählung der fürstlichen Empfänge, Besuche und Gastereien und in der zweiten das Touristische einnimmt, so hat doch auch manche werthvolle Notiz darin Platz gefunden und Beckmann's abfälliges Urtheil über diese Schriften Neumayr's ist nicht gerechtfertigt. Jedenfalls hat N. ein sorgsames Tagebuch geführt und besaß genug Bildung, um das Wissenswerthe, das die Reise bot, mit Verständniß, wenn auch nicht immer mit der größten Genauigkeit, aufzuzeichnen. Das Werk ist schon wegen seiner vollständigen Routen- und Städtebeschreibungen eine willkommene Ergänzung der „Itinera“ jener Zeit. Außerdem sind die Bauwerke und Kunstsammlungen von Venedig, Florenz, Rom und anderen Städten ziemlich eingehend beschrieben, merkwürdige Inschriften und historische Notizen, letztere theilweise aus der der Reise nächst vorangehenden Zeit, wie z. B. über die Wahl des Marino Grimani zum Dogen, mitgetheilt. Selbst von deutschen Städten, wie Augsburg, ist einiges Wissenswerthe gesagt. Ohne Werth sind einige beigegebene Kupfertafeln und Kärtchen. Eine zweite Ausgabe der Beschreibung der Reise des weimarischen Prinzen hat Mag. J. G. Pagendarm aus Lübeck 1734 zu Jena veranstaltet. Dieselbe ist an wenigen Stellen verbessert, an mehreren verstümmelt. N. veröffentlichte auch mehrere Schriften staatswissenschaftlichen und politischen Inhaltes, die seiner Gelehrsamkeit und seinem Urtheile ein gutes Zeugniß ausstellen. Meistentheils legte er dabei italienische Vorbilder zu Grunde, denen vorzüglich sein „Bellum Cypricum“ (1621) und „Erinnerungen und Regeln vom Kriegswesen“ (1630) entnommen sind. In einem späteren Werke nennt er selbst Cinuzzi's „La vera militar disciplina“ und Rocia's „Discorsi di Guerra“ als Werke, die er für besonders löblich halte. Brancatiis Discorsi über Jul. Cäsars „De bello gallico“ legte er einem Werke „Militärische Regeln und Erinnerungen“ zu Grunde, welches er 1637 seinem oben genannten Vetter Hans Kilian N. widmete, der damals, nachdem er in französischen und braunschweigischen Diensten gestanden, zusammen mit zwei Brüdern, Jobst und Marx, unter Herzog Bernhard im Felde stand. Letzteren beiden hatte er 1630 jenes oben genannte kriegswissenschaftliche Werkchen gewidmet. Ein vierter Bruder war 1628 im französischen Kriegsdienste vor

La Rochelle geblieben. Der dreißigjährige Krieg gab N. auch die Anregung zu einigen staatswissenschaftlichen Schriften. Dem Fürsten Ludwig zu Anhalt eignete er „Verbündnisse und Ligen in Kriegszeit“ (1624) zu. „Vom Aufstand der Unteren wider ihre Regenten“ (1633) zeigt den Antheil, den N. auf protestantischer Seite an den Zeitereignissen genommen und ist der Königin Christine sowie ihren Räthen zugeeignet. Dieser Krieg suchte ihn selber schwer heim. In beweglicher Weise erzählt er, wie er im December 1640 zum zehnten Mal ausgeplündert worden, „daß ich, leider, bei meinem Leben mich nicht wiederum erholen kann und nunmehr in meinem 70jährigen Alter Armuth und Mangel leide“. Diese Erzählung folgt als Anhang dem Werke „Vom Krieg. Sonderbarer Tractat oder Handlung“ (1641). N. scheint nach 1644 gestorben zu sein, denn in diesem Jahre erschien eine zweite (Titel-?) Ausgabe des eben genannten Buches und nach dieser Zeit sind keine Schriften mehr von ihm verzeichnet. N. war ein gelehrter Mann von geradem, unabhängigem Sinn und aufgeklärtem Geist. Er besaß eine besondere Vorliebe für die italienische Litteratur und zählt zu den hervorragenden Dolmetschern der kriegs- und staatswissenschaftlichen Leistungen derselben auf der Wende des 16. und 17. Jahrhunderts. Nicht alle seine Schriften wurden gedruckt, wie man aus einer Bemerkung seines Vetters Johann Kilian N. ersieht, daß die welschländische Reise Theil eines „Iter Europaeum“ sei. Im Vergleich mit der von N. beschriebenen Prinzenreise zeigt jene ein tieferes Interesse für Länder und Völker, welches N. auf seinen Reisen leitete.

Quellen: Spärliche Notizen in Jöcher. — Einige autobiographische Angaben in den verschiedenen Werken. Ratzel.

Neumeister: Erdmann N., hervorragender lutherisch-orthodoxer Theologe und Kirchenliederdichter, wurde als das vierte Kind seiner Eltern am 12. Mai 1671 zu Uechtritz, einem Dorfe bei Weißenfels, geboren. Sein Vater Johann N. war daselbst Ludimagister, Custos und Organist, später auch Wirthschaftsschreiber und Verwalter auf den ausgedehnten v. Pöllnitz'schen Gütern. N. genoß bis zu seinem vierzehnten Lebensjahre, wegen der großen Bedürftigkeit seiner Familie nur einen kümmerlichen Unterricht. Erst 1685 schickte ihn sein Vater zur Landesschule nach Pforta, von wo er nach erfolgreicher vierjähriger Vorbildung die Hochschule in Leipzig bezog. Er studirte daselbst Theologie und habilitirte sich 1695 als Magister legens an der Universität, nebenbei sein theologisches Studium fortsetzend. Seine Magisterarbeit: „Specimen dissertationis historico-criticae de poetis germanicis hujus saeculi praecipuis“, 1695, ist ein alphabetisch angeordnetes kritisches Verzeichniß der hervorragendsten Dichter des siebzehnten Jahrhunderts, das aber nicht nach der akademischen Sitte jener Zeit mit erborgtem Wissen prunkt, sondern eine reiche Belesenheit in der schöngeistigen Litteratur jenes Jahrhunderts zeigt. Sein Urtheil ist sehr scharf, in der Form oft allzuderb, aber zumeist gerecht und häufig mit feinem poetischem Verständniß geäußert. Die Schrift erregte ein außerordentliches Aufsehen, das sich nicht nur in der Nothwendigkeit neuer Auflagen und im Erscheinen eines unberechtigten Wittenberger Nachdruckes, sondern namentlich in zahlreichen polemischen Gegenäußerungen bemerkbar machte. Besonders empfindlich zeigten sich die älteren poetisch dilettirenden Geistlichen, die es nicht vertragen konnten, daß ein junger Theologiebeflissener sie durch „frühzeitige und hochmüthige Censure aufs neue meistern wolle“. Sehr scharf gestaltete sich der litterarische Streit mit dem auf S. 4 der Diss. strenge beurtheilten J. G. Albini dem Jüngeren, der in einer in Erfurt gehaltenen „Disputatio pro licentia“ derb replicirte und N. zu einer „Defensionsschrift wider J. G. Albini dem Jüngeren“, 1695, reizte. Dieses Gezänke nahm einen derartigen Umfang

an, daß endlich die akademischen Behörden in Leipzig eingreifen mußten. Ebenso wetterte M. D. Omeis in seiner „Gründlichen Anleitung zur deutschen acuraten Reim- und Dichtkunst“ (1712) S. 55 gegen Neumeister's Urtheil über M. Kempe und die Pegnitzschäfer.

Die Frucht von Neumeister's Vorlesungen an der Leipziger Universität war die „Allerneueste Art zur reinen und galanten Poesie zu gelangen“, 1707, die ohne sein Wissen und wider seinen Willen von Menantes d. i. Ch. F. Hunold (s. A. D. B. XIII, 419) der Oeffentlichkeit übergeben wurde. Die Autorschaft dieses Buches ist von N. befreundeter Seite, wegen des häufig lasciven Inhaltes für ihn geleugnet worden, aber nicht nur die zahlreichen zeitgenössischen Aeußerungen, die bestimmt lautenden Erklärungen Hunold's und die Mittheilungen in den Geheimen Nachrichten und Briefen von Herrn Menantes Leben und Schrifften, Cöln 1731, S. 100 ff., sondern vor allem die dort enthaltenen Gedichte, deren Verfasser N. notorisch ist, sprechen dafür, daß kein anderer als er selbst der Urheber dieses Buches sei, und Hunold höchstens Einzelnes umredigirt haben mag. Die Schrift (sie erlebte 6 Auflagen) ist eine Poetik, die mit den zahlreichen gleichartigen Werken jener Zeit viele Geschmacklosigkeiten, Rohheiten und Erotika gemein hat, aber alle durch flotte humoristische Darstellungsweise übertrifft. Die Allerneueste Art ꝛc. umfaßt aber nicht nur, wie der Titel vermuthen läßt, die zur sogenannten galanten Poesie gehörenden Formen der Dichtkunst, sondern bietet auch Belehrung über die Technik der Oper und der geistlichen Lyrik. Die zahlreichen Belege und praktischen Beispiele für die theoretischen Auseinandersetzungen sind von N. selbst gedichtet worden. Er zeigt in ihnen eine selbst für jene Epoche der Formgewandtheit, seltene Virtuosität in der Behandlung der Reime und Verse. Seine Dichtung ist trotz seiner Vorliebe für lehrhafte Wendungen und gnomische Pointen, von einer, bei einem so kirchlich gesinnten Manne überraschenden Weltfreudigkeit und Genußsucht. Seine leichten Lieder und Gedichte gehören der vom Hôtel de Rambouillet beeinflußten galanten Richtung in der Lyrik des ausgehenden 17. und beginnenden 18. Jahrhunderts an, und halten in ihrem Ausdruck die glückliche Mitte zwischen dem schweren marinistischen Metapherpomp, den Antithesen und der Concettiwuth der sogenannten zweiten schlesischen Schule und der derb volksthümlichen an die Tradition des Gesellschaftsliedes anknüpfenden Richtung eines Christian Weise. Das Versmaß und die Behandlung der Reime sind von einer seltenen Genauigkeit, unter der manchmal der Inhalt leidet, die Rede glattfließend, immer zum Schlusse — nach der Theorie der wesentlichste Bestandtheil des Gedichtes — hinstrebend. Er weiß geschickt mit dem Refrain zu spielen und verwendet oft dazu inhaltlich nichtssagende Sprüche, die sich manchmal kaum von den, musikalischen Zwecken dienenden Kehrreimfüllsilben unterscheiden. — Neumeister's Gedichte sind in den bedeutenderen Anthologien jener Zeit zu finden. Die hervorragendsten und charakteristischsten sind in der von B. Neukirch herausgegebenen Sammlung „Des Herrn von Hoffmannswaldau und anderer Deutschen auserlesene und bisher ungedruckte Gedichte“, 1695 ff., in den verschiedenen Gedichtsammlungen des Menantes und in Erdmann Uhseu's Musen-Cabinet, 1715, enthalten. Er selbst hat in den späteren Jahren diese poetischen Erzeugnisse, die meistens seine Initialen E. N. tragen, nicht erwähnt, und sich öffentlich nur zu einem den Gedichten Philanders v. d. Linde (J. B. Mencke) vorgedruckten Poem bekannt. Zwei größerere quodlibetartige Dichtungen stammen aus früher Zeit, das „Lobgedicht des sogenannten Bauernhundes . . . . zu Weißenfels“ o. O. u. J. (wo der Hans von Rippach zuerst litterarisch belegt ist) und der „Schöne Raritätenkasten“ ꝛc., beide ziemlich unbedeutender poetischer Mischmasch.

Verschiedene Anträge die Theologie zu verlassen, schlug N. entschieden aus und nahm 1697 eine Stelle als Hilfsprediger zu Bibra in Thüringen, 1698 eine als Pastor und Superintendenturadjunct in Eckartsburg und 1714 als Hofdiakon, später Hofprediger des Herzogs Johann Georg von Weißenfels, an. Er ertheilte auch bei Hofe Religionsunterricht und als die Schwester des Herzogs sich mit dem Grafen Erdmann von Promnitz vermählte, berief ihn dieser als Consistorialrath und Superintendenten nach Sorau, wo er am Neujahrstage 1706 sein neues Amt antrat. Hier wirkte N. unter den schwierigsten Verhältnissen und seine noch ungedruckten Briefe an Valentin Ernst Löscher (s. A. D. B. XIX, 209) — die den Zeitraum vom 1. Mai 1708 bis 3. September 1747 umfassen, — enthalten eine wahre Leidensgeschichte seiner dortigen geistlichen Thätigkeit. Die mächtige geistige reformatorische Bewegung, die man mit dem Namen Pietismus bezeichnet, und die weit über das Gebiet der theoretisch theologischen Discussionen hinaus ins gesellschaftliche Leben eingriff, hatte an den Höfen der kleineren deutschen Grafengeschlechter, besonders in der Niederlausitz einen fruchtbaren Boden gefunden und namentlich in Sorau, wo Graf Erdmann derselben zuneigte, viel Unruhe und Erregung angerichtet. N., der starr auf dem Boden der Rechtgläubigkeit stand, kämpfte mit jugendlicher oft unkluger Heftigkeit, poetisch, homiletisch, und durch Flugschriften, gegen die pietistischen Schwärmereien, namentlich gegen die in Schlesien so verbreitet gewesenen Kinderbetstunden, gegen die collegia pietatis, und die „Pietistenintriguen der Schwärmer und des Patriarchen der Enthusiasten D. Petersen“. Letzterer hatte sich als M. Wilhelmi, Prediger aus dem Magdeburgischen, bei ihm eingeschlichen und eine resultatlos verlaufene Disputation über die Anwesenheit und Betheiligung von Judas bei der institutio s. coenae abgehalten, woran sich eine überaus heftige litterarische Polemik anschloß. Petersen gewann aber in Sorau immer mehr an Einfluß, und N., der nach erfolgreicher in Freistadt vor 12,000 Zuhörern abgehaltenen Predigt einen glänzenden Ruf dahin erhielt, entschloß sich nur mit schwerem Herzen „aus Furcht vor einem verdächtigen Successor“ im Kampfe gegen die „fanatischen Schwärmer“ auszuhalten.

Doch die fortwährenden Kränkungen, die immer mehr um sich greifende Macht der „Erweckten“, die unaufhörlichen Kämpfe, die selbst zu mehrfachen Amtssuspendirungen führten, zwangen ihn das Feld zu räumen und 1715 eine Berufung nach Hamburg als Pastor primarius und Scholarch als Nachfolger Johannes Riemer's anzunehmen. Es lebt noch heute in Sorau die Sage, daß N. beim Weggehen haßerfüllt eine Verwünschung des gräflichen Schlosses ausgesprochen habe, die auch später wörtlich eingetroffen sein soll. In seinem neuen Wirkungskreise war der Boden günstiger für die Orthodoxie als in Sorau. Er begann außerordentlich zu wirken und neben einer ausgedehnten homiletischen Production, neben der Veröffentlichung zahlreicher Kirchenlieder und einem anstrengenden seelsorgerischen Dienste fand er Muße sich fast mit jeder wichtigeren theologischen Streitfrage jener Zeit zu beschäftigen und eine lebhafte polemisch litterarische Wirksamkeit zu entfalten.

N., der in seinen Studienjahren nicht frei von pietistischen Anfechtungen war, begann hier, unterstützt von gleichgesinnten Freunden, insbesondere v. Seb. Edzardi (A. D. B. V, 652), einen ebenso erbitterten als ausdauernden Kampf gegen den Pietismus und dessen Lehrmeinungen. Während sein Freund Löscher „an Eifer für die Orthodoxie ein Elias, an Liebe und Sanftmuth ein Johannes“ maßvoll den rechtgläubigen Standpunkt vertheidigte, nicht blind gegen die Einseitigkeiten seiner Richtung war, sich hauptsächlich gegen die Auswüchse der Spener'schen Lehre wandte und in den letzten Jahren Spener und Francke gar

nicht angriff, hatte N. in seinem blinden Hasse gegen diese religiöse Strömung mit einem fast maßlosen Zorne und unbarmherziger Rücksichtslosigkeit gegen alle mit ihr in Verbindung stehenden geeifert und weder Ansehen noch Person geschont. In einer großen Reihe von Kampfschriften, die er unter eigenem Namen, anonym, unter Pseudonymen, wie Adam Francke, Meuerstein, J. G. Adami, Martini, L. Ch. Sturm u. a. veröffentlichte, in zahlreichen Vorreden zu den Werken seiner getreuen Mitstreiter, J. F. Meyer, Edzardi, Gerhard Meyer, Ch. Crusius u. a. hatte er mit einem von Leidenschaft getragenen Pathos, unterstützt durch gründliches theologisches Wissen, die wichtigsten Streitpunkte behandelt. Gegen die Lehre von der Hoffnung besserer Zeiten, dem daran geknüpften Chiliasmus und dem Terminismus wurde mit Eifer gekämpft. Am heftigsten wendete er sich gegen die calvinistischen Glaubenslehren und sein „Kurzer Beweis, daß das jetzige Vereinigungswesen der sogenannten Calvinisten dem ganzen Katechismo schnurstracks zuwiderlaufe“, kam 1721 nicht nur mit Genehmigung des Hamburger Ministeriums heraus, sondern wurde auch in fremde Sprachen, z. B. ins Holländische, übertragen. Den preußischen, von Friedrich I. geförderten Unionsbestrebungen zwischen der lutherischen und reformirten Kirche stand er selbstverständlich sehr feindlich gegenüber. Am hervorragendsten unter seinen polemischen Broschüren war der „Kurze Auszug Spenerischer Irrthümer“, die durch die Schärfe des Tones, glücklich gewählten Ausdruck und feste Ueberzeugungstreue allgemeines Aufsehen erregte, in Sachsen verboten wurde und den Kampf, der etwas nachgelassen hatte, wieder entfachte. Ueberhaupt wurde N. eine immer mehr in den Vordergrund gedrängte Persönlichkeit in den theologischen Wirren jener Zeit. Seine Schriften haben aber mehr durch die kühne Polemik angeregt als sachlich die Discussion der Streitfragen gefördert, und das einzig bleibende seiner theologisch litterarischen Thätigkeit ist, wenn wir vom Kirchenliede absehen, der große Katechismus, den der 71jährige Mann auf vielseitige Anregung herausgab, um die zweifellosen Verdienste, die sich Spener mit seinen „tabulae catecheticae“ um den katechetischen Unterricht erworben hat, wett zu machen. Wo die Milde wie im Timotheus Verinus von Löscher nicht wirken konnte, da ging auch die Heftigkeit, mit der N. die symbolischen Bücher vertheidigte oder die sogenannte „schriftmäßige Betrachtung des Lehr-Elenchus“ des Dresdner Oberhofpredigers Dr. Bernhard Marperger als nicht schriftmäßig angriff (1728), ohne nachhaltigen Eindruck vorüber und viel mehr als Aufsehen erregenden Theologenhader oder vorübergehende Sensation war er zu erreichen nicht im Stande. —

Er war als kampfbereiter Streiter so bekannt, daß ihm auch häufig Schriften, denen er vollkommen fernstand, zugeschrieben wurden. So die von der Gottschedin nach Bougeant's „La femme docteur“ bearbeitete „Pietisterey im Fischbeinrocke“, oder die Oper „Adelheid“. Gegen den letzteren Vorwurf, den Dippel zuerst aussprach, vertheidigte ihn 1733 Mattheson. Bei dem vorhergegangenen berüchtigten Hamburger Opernstreite zwischen dem Pastor Reiser und dem Schauspieler Rauch und dem zwischen den Pastoren Winkler und Mayer, bei dem sogenannten Präcisismus der Pietisten, welche die adiaphora, d. i. die Mitteldinge, nicht anerkennen wollten, waren solche Anschuldigungen nicht ohne Tendenz, aber N. wußte seine Gegner meist durch energische Gegenangriffe zu übertrumpfen. Er wurde auch als Verfasser eines damals sehr verbreiteten holländischen Pasquills gegen Thomasius genannt, was jedoch in der 1724 herausgekommenen „Abfertigung einiger wider den hochberühmten Theologen zu Hamburg E. N. hochverdienten Pastoren zu St. Jacob herausgekommenen Lästerschriften“ zurückgewiesen wurde. —

Zahlreiche Pasquille in deutscher, französischer, holländischer, ja englischer Sprache wurden von pietistischer Seite gegen ihn verbreitet, deren Wirkung N.

nur durch eine noch größere litterarische Thätigkeit überbieten konnte. Er hat, wenn man seine Gedichte, Kirchenliedersammlungen und Predigten dazurechnet, weit über 200 Schriften veröffentlicht und dabei läßt sich sein Antheil an den drei theologischen Zeitschriften Löscher's gar nicht bis ins Einzelne feststellen. Bei seiner ausgedehnten polemisch-litterarischen Thätigkeit versäumte er jedoch nicht die Pflichten seines Amtes und die zahlreichen Predigtsammlungen geben Zeugniß von seiner unermüdlichen Wirksamkeit nach dieser Richtung hin. Merkwürdigerweise haben seine Predigten bei den Zeitgenossen die wenigste Anerkennung gefunden. Sie mögen allerdings durch ihren pedantischen Aufbau in der Lectüre ermüden, werden aber gesprochen nicht ohne Wirkung gewesen sein. N. erinnert in ihnen durch trefflich gewählte kleine Erzählungen aus dem Leben und der Geschichte mitunter an die Lehrprosa eines seiner Amtsvorgänger in Hamburg, J. B. Schupp. Am frischesten zeigt er sich in den in Sorau gehaltenen, von Wernsdorff eingeleiteten und seinen Eltern gewidmeten „Priesterlichen Lippen, d. i. Sonntag und Festpredigten durchs ganze Jahr" (1714). Hier entwickelt er im Gegensatze zu Spener, der von der Predigt die „artem oratoriam" entfernt wissen wollte, eine mitunter künstlerische Kanzelberedsamkeit. Auf gleicher Höhe erhalten sich nur noch die „Heilige Sonntagsarbeit" (1716) betitelten gleichfalls aus Sorau stammenden Predigten, wo der sonst etwas eintönige erbauliche Ton häufig durch populäre Bilder, derbhumoristische Darstellungen (z. B. S. 1186) zu lebendigerer Wirksamkeit erhoben wird, und wo er in einzelnen Predigten, z. B. in der für den Sonntag Reminiscere nach dem Evangelium Matthäi XV, 21—28 verfaßten, geradezu erschütternd und ergreifend werden kann. Die späteren in Hamburg gehaltenen liturgischen Predigten sind dagegen etwas matter mit allzuviel litterarischem Beiwerk überladen und durch stetes polemisieren gegen den „Pietistischen Unfug Thomasischen und Spinosischen Gifts", sowie durch exegetische Excurse etwas ermüdend. Nur seine öfter gedruckten Casualpredigten können noch heute als anerkennenswerthe Proben geistlicher Gelegenheitsrethorik bezeichnet werden. Fast alle seine Predigten wurden mit „poetischen Gedenksprüchen" geschlossen, die später (1755) R. Beneke in zwei Bänden herausgegeben hat.

Neumeister's unbestrittene historische Bedeutung liegt jedoch hauptsächlich auf dem Gebiete des Kirchenliedes und der geistlichen Lyrik. Einzelne Sammlungen seiner geistlichen Dichtungen waren sehr verbreitet und sein vielgerühmtes Communionbuch „Der Zugang zum Gnadenstuhle Jesu Christi", 1705, erlebte noch bei Neumeister's Lebzeiten 20 Auflagen, wurde oft nachgedruckt und in fremde Sprachen übertragen, ja noch 1772 erschien in Jena eine neue Ausgabe.

Schon bei seinen Lebzeiten wurde ihm von befreundeter Seite der Vorwurf nicht erspart, daß er sogar in seinen geistlichen Liedern die Angriffe gegen die Pietisten nicht lassen könne, dagegen ist es zumeist unbeachtet geblieben, daß er selbst mit dem Apparate der pietistischen Liederdichter arbeite und daß er sich öfter durch mystisch angehauchte Bilder und Vergleiche, durch die Innigkeit der Empfindung, süßliche Sentimentalität und eine stark entwickelte Subjectivität dem mystischen Andachtsliede der Spenerischen Richtung nähere. Ja in einzelnen seiner Lieder hat er durch Verse, wie z. B. „Andreas hat gefehlet, Philippus falsch gezählet, Sie rechnen wie ein Kind, Mein Jesus kann addieren, Und kann multiplicieren, Auch da, wo lauter Nullen sind" (Evangelischer Nachklang 1718), der familiär-vertraulichen Art der Zinzendorfischen Lieder vorgearbeitet. In der Mehrzahl seiner Lieder hat er aber „den Kern und das Mark der Evangelien" und das Bibelwort verwendet, und durch einfache, natürliche, oft weltlich klingende Sprache ihnen die weitesten Kreise gewonnen. Sie sind leicht sangbar, werden meist mit gnomischen Pointen geschlossen. Die hervorragendsten Gesang-

bücher jener Zeit haben Neumeister's Dichtungen als wahre evangelische Kernlieder aufgenommen und manche von ihnen sind trotz häufigen Revisionen bis heute erhalten. Im sogenannten alten weißenfelsischen Gesangbuch, welches in der Parochie Weißenfels und an vielen anderen Orten noch heute im Gebrauche ist, finden sich 47 Lieder von N. — Ihren Werth erhöht aber neben dem der Melodie sich anschmiegenden Bau die auffallende Bevorzugung des volksthümlichen Tones, und manche Lieder, z. B. „Schwing dich auf mein ganz Gemüthe“ oder „Hinweg mit allen schnöden Sorgen“ (Evang. Nachklang) erinnern sehr namentlich in den Einleitungsversen an das Volks- und Gesellschaftslied des 17. Jahrhunderts. N. bearbeitete mit Vorliebe bereits bekannte und beliebte Lieder, so z. B. „Wer nur den lieben Gott läßt walten“ (G. Neumark), „O Ewigkeit, o Donnerwort“ (Rist), „Wie schön leuchtet der Morgenstern“ (Nicolai) ꝛc. Eines seiner berühmtesten Lieder „So ist die Woche nun beschlossen“ wurde merkwürdigerweise wenig gesungen. In seinen „fünffachen Kirchenandachten“, Leipzig 1716, wird von dem Herausgeber G. Tilgner in der Vorrede mit ganz interessanten Argumenten gegen diejenigen polemisirt, die die weltlich klingende Musik vom Gottesdienst ausschließen wollen. Er legt eine Lanze für die neuen originellen Formen des Kirchenliedes ein und preist zugleich N. als den „Ersten unter uns Teutschen, der die Kirchenmusik durch die Einführung geistlicher Cantaten in besseren Stand gebracht und in den jetzigen Flor versetzt hat“. Es ist auch eines der größten Verdienste, die sich an Neumeister's Namen knüpfen, daß er — wol beeinflußt vom Weißenfelser Hofkapellmeister Philipp Krieger (s. A. D. B. XVII, 458) — vorurtheilsfrei und kühn durch Anlehnung an die damalige Oper für die einförmige Kirchenmusik neue fruchtbare Formen geschaffen und durch die von ihm erfundene Cantate der gottesdienstlichen Tonkunst neue vielversprechende Bahnen eröffnet hat. Diese Form, ursprünglich aus abwechselnden kurzen madrigalartigen Arien (auch diese führte N. zum ersten Male ein) und jambischen Recitativen bestehend — N. selbst nennt sie „ein Stück von einer Opera vom stylo recitativo und Arien zusammengesetzt“ — wurde von ihm, den sich steigernden musikalisch-künstlerischen Anforderungen entsprechend, immer mehr vervollkommt und durch den Eisenacher Kapellmeister Teleman trotz der sehr verbreiteten Gegnerschaft engherziger Geistlichen und Musiker, trotz dem Gezetter über Verweltlichung der Kirchenmusik, dieser dienstbar gemacht. Die drei Jahrgänge seiner fünffachen Kirchenandachten wurden von Teleman durchcomponirt, J. S. Bach hatte sich aus allen Cantaten sieben für die Composition ausgewählt. — Sie wurden vielfach nachgeahmt und namentlich vom berühmten Hamburger Musikgelehrten Mattheson auf das eifrigste für den Kirchendienst propagirt.

In den letzten Jahren seines Lebens führte N., trotzdem er fast erblindet war, im Kreise seiner zahlreichen Familie — er konnte 1747 sein 50jähriges Amtsjubiläum, umgeben von 13 Kindern und 50 Enkeln, feiern — ein rühriges Dasein, mit Eifer seinen Amtspflichten nachkommend. Am 28. August 1756 starb er als 86jähriger Greis unter allgemeiner Theilnahme seiner Gemeinde und der theologischen Welt. In zahlreichen Leichenschriften, in Poesie und Prosa wurden seine Verdienste gepriesen und sein Tod betrauert, und in der „Deutschen Gesellschaft“ in Leipzig wurde unter Gottsched's Vorsitz eine Trauerfeier abgehalten, bei der ein Hamburger die Gedächtnißrede hielt über das Thema: „Der Ruhm eines echten Gottesgelehrten bleibt nach seinem Tode in stetem Andenken“.

Briefe an V. E. Löscher, auf der Hamburger Stadtbibliothek. — Göttens Gelehrtes Europa, I u. III. — Wetzel's Hymnopoeographie, II. — Schröder's Lexikon der Hamburgischen Schriftsteller, fortgesetzt von Klose, V. — Spitta, J. S. Bach.

Max v. Waldberg.

Neumeister: Johann N. s. u. **Numeister.**

Neune. Unter dem Namen Her Niuniu gibt die Pariser Minnesingerhandschrift hinter bairisch-österreichischen Sängern und noch von der ersten Hand einen Leich und ein fünfstrophiges Lied, die sie beide vorher schon unter Rudolf v. Rotenburg überliefert, ferner ein anderes lockeres Liedchen von zwei Strophen etwa im Ton der leichtfertigen deutschen Erotika in den Carmina Burana, mit alterthümlichem Strophenbau und einem unreinen Reim, das dann unter der Ueberschrift Der Kol von Niussen von der fünften Hand der Sammlung wiederholt wird und dort unter Zotenliedern gröbsten Kalibers steht. Diese drei Gedichte enthält auch die Heidelberger Handschrift Nr. 357, die älteste deutsche Liedersammlung, unter der einfachen Ueberschrift Niune, außerdem aber noch 53 Strophen, von denen 44 durch die Pariser Handschrift für 12 verschiedene andere Dichter bezeugt sind. Es bleiben nur neun Strophen, die allein von der Heidelberger Handschrift erhalten sind: ein zweistrophiges Minnelied, das die Walther'sche Lyrik voraussetzt, eine lange Frauenstrophe von künstlichem Bau und vielleicht nur Fragment eines mehrstrophigen Liedes, im Uebrigen lauter selbständige Gedichte aus je einer Strophe bestehend, schon dadurch, aber auch durch Vers- und Strophenart sich als viel älter erweisend; einige gehören sicher noch dem 12. Jahrhundert an, vor allem eine kurze Frauenstrophe mit consonantisch unreinem Reim, welche zwischen 1160 und 1170 gedichtet sein mag. An eine einheitliche Verfasserschaft des unter Neune Ueberlieferten ist daher nicht zu denken und wir haben überhaupt kaum das Recht, einen Minnesänger dieses Namens anzunehmen, vielmehr wird ein Spielmann so geheißen haben, dessen Liederbuch, welches sein buntes Repertoire von Erzeugnissen berühmter und unberühmter Dichter, höfischer und spielmännischer, älterer und jüngerer Poesie enthielt, Aufnahme gefunden hat in der Heidelberger Handschrift, die auch sonst in Bezug auf die Autorbezeichnung ganz unzuverlässig ist. Dieser Spielmann ist vielleicht ein Oesterreicher gewesen: dafür spricht seine Umgebung in der Pariser Handschrift, die innerhalb der einzelnen Stände die Dichter landschaftlich ordnet, und die Verwechslung mit dem Kol von Neussen, dessen Name nach Oesterreich weist.

Abgedruckt sind die fraglichen Strophen von Fr. Pfeiffer in seiner Ausgabe der Heidelberger Liederhandschrift, Stuttgart 1844 (Publication des Litterar. Vereins, Nr. IX), S. 118—136, dazu vgl. v. d. Hagen, Minnesinger, Bd. I S. 79[b] ff. (Nr. IV). 89[b] (Nr. XVI); Bd. II S. 171[a]—172[b]; Bd. III S. 331—332. 684[a]. 713[a]; Bd. IV S. 484—485. 646[a] und Apfelstedt, Zur Pariser Liederhandschrift, Germania Bd. 26 (1881) S. 225. 226. 227 f. Burdach.

Neunherz: Johannes N. wurde am 16. August 1653 zu Waltersdorf bei Kupferberg in Schlesien geboren, wo sein Vater Weber und Handelsmann war. Dieser siedelte, als die Glaubensbedrückung der Evangelischen immer unerträglicher wurde, 1666 nach Lauban in der Oberlausitz über, wo der Sohn, der bis dahin seine Schulbildung in Schmiedeberg genossen, drei Jahre lang das Lyceum besuchte. Nachdem er dann noch seit 1670 drei Jahre auf dem Magdalenengymnasium in Breslau zugebracht hatte, bezog er im Juni 1673 die Universität Leipzig, wo er unter Olearius und Carpzov Theologie studirte. Hier wurde er am 21. November 1674 Baccalaureus und am 27. Januar 1676 Magister. Nach Beendigung seiner Studien berief ihn gegen Ende des Jahres 1678 der Rath von Lauban als Hilfsprediger für den dortigen kranken Pfarrer M. Hansdorf und im Februar 1681 erhielt er von den Herren v. Tschirnhausen die Pfarrstelle zu Kieslingswalde. Von hier kam er 1696 als Pfarrer nach Geibsdorf, nahe bei Lauban, 1706 als zweiter Diakonus an die Pfarr- und

Hauptkirche zu Lauban und 1709 als Oberpfarrer nach Hirschberg in Schlesien, wo er im Juni d. J. den Grundstein für die neu zu erbauende evangelische Gnadenkirche zum Kreuz Christi legen durfte. Hier feierte er 1731 sein 50jähriges Amtsjubiläum und starb am 26. November 1737. — N. war ein fruchtbarer Dichter geistlicher Lieder, der in Weise's Manier schon während seiner Studienzeit zu dichten angefangen und deshalb in Leipzig um 1675 von Dr. Scherzer den Auftrag bekommen hatte, statt seiner, wie es der Kurfürst Johann Georg II. von Sachsen wünschte, die ganze Bibel in Lieder zu setzen und dabei in jeden Gesang ein ganzes Buch zu bringen; er lieferte davon acht Probelieder. Auch in mancherlei Gelegenheitsgedichten und Oden bei frohen und traurigen Veranlassungen versuchte er sich. Von seinen zahlreichen Gedichten beförderte N. selber folgende Sammlungen zum Druck: „Evangelische Hertz-Ermunterung oder Musicalische Texte auf die Sonn- und Festtage" (1698); „Evangelische Sabbathfreude" (1690); „Tröstliche und zur Uebung der Gottseligkeit dienliche Andachten über alle Sonn- und Festtäglichen Evangelien" (1709); „Andachts-Flammen über alle Sonn- und Festtäglichen Evangelien" (1717). Obwol seinen Gedichten die edlere Würde des Ausdrucks fehlt, ja in ihnen häufig Redewendungen und Ausdrücke des gemeinen Lebens und überhaupt unschickliche Bilder mit unterlaufen, so sind doch viele derselben in schlesische Gesangbücher aufgenommen worden.

Koch, Geschichte des Kirchenlieds und Kirchengesangs, 5. Bd., S. 450 (Stuttg. 1868). Franz Brümmer.

Neupauer: Franz Xaver Edler v. N., kirchenpolitischer und staatsrechtlicher Schriftsteller, geb. am 20. November 1753 zu Marburg in Steiermark, erhielt seine Ausbildung in den Schulen seiner Vaterstadt und sodann auf dem Lyceum zu Graz, woselbst er die philosophischen Studien und Rechtswissenschaft betrieb. Nachdem er den Doctorgrad der Rechte erlangt, wurde er, da er sich dem Lehrfache widmete, bald zum Professor des Kirchenrechtes und der Landesgesetze am Lyceum zu Graz ernannt. Die Freimüthigkeit, welche er in der Auffassung seines Gegenstandes und in seinen Vorträgen bekundete, wandte bald die Aufmerksamkeit der Regierung auf ihn und N. wurde als Professor derselben Fächer von Joseph II. im J. 1789 an die Universität Wien berufen. Nach des Kaisers Tode brachte man den freisinnigen Schriften des Gelehrten jedoch nicht mehr die gleichen Sympathien entgegen, vielmehr zog er sich Anfeindungen zu und kehrte daher im J. 1810 nach Graz zurück. Von Kaiser Leopold II. war er inzwischen seiner wissenschaftlichen Verdienste wegen in den Adelsstand erhoben worden, auch waren ihm anderweitige Auszeichnungen zu Theil geworden. Noch im J. 1833 finden wir N. als Rector der neu wiederhergestellten Grazer Universität. Bald darauf, am 24. Februar 1835, starb er. — N. gehört mit zu jenen Schriftstellern, welche der „Josephinischen Aufklärungszeit" in Oesterreich ihr charakteristisches Gepräge verliehen haben. Nach seiner ersten kleineren Arbeit „Exercitatio academica de simonia" (1779) veröffentlichte er eine Reihe von Schriften, die meist polemisch gehalten waren und aus deren Zahl hier angeführt seien: „Frage: Ob der Kaiser das Recht habe, in seinen Erbländern aus eigener Macht eine neue Diözesan-Eintheilung vorzunehmen" (1784); „Vom Mißbrauche der geistlichen Gewalt" (1784); „Versuche über die Frage: ob ein katholischer Landesfürst das Recht habe giltig geschlossene und vollbrachte Ehen seiner katholischen Unterthanen in gewissen Umständen auch in Ansehung des Bandes zu trennen" (1785); „Ueber die Nichtigkeit der sogenannten feierlichen Klostergelübde" (1786); „Abhandlung von der Verbindlichkeit zu fasten" (1787); „Die Klerisei hat vermöge ihrer Einsetzung kein Recht Gesetze zu geben" (1788); „Vorzüge der monarchischen vor den übrigen Regierungsformen" (1792); „Gedanken über die Einfuhr fremder Fabrikate" (1793).

Winklern, Biogr. u. lit. Nachrichten von den Schriftstellern . . in dem Herzogthum Steyermark, Grätz 1810. — Steiermärk. Zeitschrift, N. F., VI, 2. Heft, S. 66. — Schlossar, Inneröstterr. Stadtleben, Wien 1877, S. 218. — Auch Wurzbach, Biogr. Lex. XX. Schlossar.

Neurath: Johann Friedrich Albrecht Constantin v. N., wurde als Sohn eines gräflich Leiningischen Rathes am 17. Mai 1739 zu Alsfeld in Oberhessen geboren, studirte zu Gießen und Göttingen die Rechte und lernte während fünf Jahren die Kammergerichtspraxis in Wetzlar kennen, woselbst er auch, wie später seinen Sohn, junge Leute in praxi unterrichtete. Er wurde fürstlich Isenburgischer Sollicitant daselbst, später an der Justizkanzlei dieses Fürsten während zwei Jahren und bei der Kanzlei in Büdingen während sieben Jahren als dirigirender Rath thätig, in welcher Stellung er die Feder in den reichsgerichtlichen Processen sowol für die büdingische wie andere Linien führte. 1766 wurde er Oberappellationsgerichtsrath zu Darmstadt. In einem Zeugniß vom 17. October 1780 rühmt man Neurath's nicht gemeine Rechtskenntniß, scharfe Urtheilskraft, unermüdeten Fleiß und unwandelbare exemplarische Rechtschaffenheit. Durch Friedrich den Großen wurde N. für den niederrheinisch-westphälischen Kreis ans Reichskammergericht zu den gesetzmäßigen Prüfungen und Probearbeiten „seiner angepriesenen Fähigkeiten und guten Eigenschaften halber“ in sehr energischer Erklärung präsentirt. Es war dies nämlich seit dem westphälischen Frieden seitens Preußens (als Vorsitzenden des evangelisch-clevischen Kreisdirectoriums) die erste Präsentation und sie betraf einen Anhänger der Augsburgischen Confession. Mit Murren fügte sich das Reichsgericht und gab N. eine sehr schwierige Probearbeit. Eine schwere Krankheit, in welche N. im Winter 1780 verfiel, unterbrach seine Arbeit, sodaß erst im Mai 1781 die übliche Censur derselben erfolgen konnte. Zwar wurden dem Präsentaten viele Fehler vorgeworfen, aber auch „viele Fähigkeit“ desselben anerkannt und einstimmig seine „Receptabilität“ beschlossen. Diese Arbeit (aufbewahrt im königlichen Staatsarchiv in Wetzlar) betraf einen sehr verworrenen Erbschaftsproceß. Am 1. Juni 1782 leistete N. den vorgeschriebenen Eid und scheint einige Jahre darauf (von Preußen) geadelt worden zu sein, indem der Cameralkalender von 1791 ihn als „v. Neurath“ aufführt. In der auch heute noch oft benutzten Schrift über die Regredienterbschaft (Gießen 1807) gibt N. (der sich darin „der ältere“ nennt, wol zum Unterschiede von seinem auch in das Collegium eingetretenen Sohne) einige ganz interessante Notizen über die vielen Mängel des Verfahrens und vielfache Beweise seines edlen, lauteren Charakters. Nach Auflösung des Reichsgerichts scheint N. nach Rastatt gegangen zu sein, wo er als großherzoglich badischer Geheimrath und Hofgerichtspräsident am 30. October 1816 verstarb.

Einige biographische Angaben in der genannten Schrift über die Regredienterbschaft. — Gef. Mittheilungen des Herrn Staatsarchivars Dr. Göcke in Wetzlar. — Kneschke, Neues allg. deutsches Adelslexikon, Bd. VI S. 497. — Pütter III, 246. — Strieder, Hess. Gelehrtengesch. X, S. 65 ff. — Scriba, Hess. Schriftstellerlex., II. Abtheil. (1843), S. 527 ff.

Teichmann.

Neuräutter: Augustin N., Kupferstecher, geboren 1685 zu Prag, ebendort † am 31. August 1749. Er zählt unter die vielen volksthümlichen Stecher des 17. Jahrhunderts, von welchen nicht leicht anzugeben ist, wo sie ihre Schulung erhielten, die aber vermöge ihres reichlichen Schaffens feste Spuren hinterließen, welche vom culturgeschichtlich vorgehenden Kupferstichsammler nicht übersehen werden können. — Zwar schon bedeutend beeinflußt von der zur Herrschaft gelangten Barocke, besonders dem sogenannten „Jesuitenstil“, zeigt sich in allen seinen Leistungen nebst gewandter Stichelführung, doch immer noch originelle

Auffassung, sowohl in Bildnissen, wie im Stiche nach Statuen, Altargemälden und Scenerien. — Der erste bekannte Stich von N. mit der „Heimsuchung Mariä", als „Thesis Theologica", anläßlich einer Disputation in Umlauf gesetzt, datirt aus 1704. — Als eine der vorzüglichsten Leistungen gilt der Stich des zu Ehren des Grafen Herrm. Jakob Czernin, 1710, in der Prager Domkirche errichteten Grabmonuments. Der Aufzeichnung und Sammlung seiner Werke in der Strahöver Bibliothek (zu Prag) ist auch zu entnehmen, daß N. sich als Verleger bethätigte. Der nächste Beleg dafür ist das Sammelwerk: „Statuae pontis Pragensis, das ist: die weit und breit berühmte Prager Brücke von verschiedenen Wohlthätern und Verehrern des lieben heiligen Gottes herrlich angegeben und von trefflichen Bildhauern kunstmäßig aufgeführte Säulenbilder mit sondern Fleiß entworfen, und in Kupferstichen herausgegeben von Augustin Neuräutter, Bürger und Kupferstecher der königl. alten Hauptstadt Prag. Anno MDCCXIV" in Fol. — Den Inhalt bilden also sämmtliche 28 Säulenbilder der Brücke mit Angabe ihrer Stifter. — Ein anderes geschlossenes Werk, auf welchem N. als „Sculptor et Bibliopola" angeführt erscheint, hat den Titel: „Inclytae societatis Jesu honori ac venerationi has Praepositorum Generalium Coelo suo ad Romanum Exemplar conformatas Effigies." Prag 1730. Dem Titelbilde mit der Devise „Ad majorem Dei gloriam" folgen die in Quart ausgeführten Bildnisse von: Ignaz v. Loyola, Jacobus Lainez, Franc. Borgia, Everardus Mercurianus, Claudius Aquaviva, Mutius Vitellescus, Vincentius Carafa, Franciscus Piccolomineus, Alexander Gottifredus, Goswins Nickel, Joh. Paulus Oliva, Carolus de Noyelle, Thyrsus Gonzales, Michael Tamburinus und Franciscus Retz. Jedem abgebildeten ist nebst dem Namen, der Tag seiner Wahl, seines Alters und Ablebens beigesetzt. — Aus der übrigen, umfangreichen Zahl seiner Stiche seien blos noch hervorgehoben: drei Blätter, die Universitätsfeierlichkeiten vorstellend, eine Gesammtansicht der Prager Brücke mit beiden Thürmen und den Statuen, die Capelle des hl. Johann v. Nep. zu Saaz, „Die armen Seelen" nach einem Altarbilde in der Pfarrkirche zu St. Peter in Prag.

Dlabacz, Allg. histor. Künstl. Lex. f. Böhmen ꝛc. — Nagler, N. allg. Künstl. Lex. — Tschischka, Kunst u. Alterth. im österr. Kaiserstaate. — Oesterr. National-Encyklopädie v. Gräffer u. Czikann. Rudolf Müller.

Neureuther: Eugen Napoleon N., Historienmaler und berühmter Illustrator, geb. in München am 13. Januar 1806, † ebendaselbst am 23. März 1882. — Der Vater dieses vielfach interessanten Künstlers war ebenfalls ein begabter Maler, der im Gefolge des Königs Max Joseph nach München gekommen war und später als Zeichnungslehrer nach Bamberg versetzt ward. Dort erhielt Eugen, der seinen Namen von Eugen Beauharnais, seinem Pathen trug, den ersten Zeichnungsunterricht vom Vater, den er 1823 mit dem der Münchener Akademie vertauschte. Er wollte erst Landschafter werden, als aber Cornelius 1825 die Direction der Anstalt übernahm, so schloß sich der junge Künstler mit allem Enthusiasmus ihm an. Sein verzierendes Talent bald erkennend übertrug der Meister ihm die Freskoausführung der Arabesken des trojanischen Saales in der Glyptothek, ebenso die von Trophäen in den Hofgartenarkaden. Dadurch und durch das Studium der Dürer'schen Randzeichnungen zum Gebetbuch Kaiser Maximilians, gerieth er auf den Gedanken, die Goethe'schen Romanzen und Balladen mit Randzeichnungen in diesem Geschmack zu versehen. Von Cornelius mit gutem Rathe unterstützt, begann er die Arbeit und sandte sie 1828 Goethe, der ihn lebhaft aufmunterte, sie mit der Feder auf Stein zu zeichnen und herauszugeben. — Dies geschah nun und die Publication in dieser für Deutschland völlig neuen Form erntete einen un-

ermeßlichen Beifall. — Man kann das Werk auch heute noch mit Vergnügen betrachten ob des Reichthums der liebenswürdig spielenden Phantasie, der darin entfaltet ist. Zwischen strenger Dürer'scher Stilisirung und keckem Naturalismus eine nicht ungefährliche aber angenehme Mitte haltend, die fortan alle die zahlreichen Schöpfungen des außerordentlich fruchtbaren Künstlers charakterisirte, hatte es besonders das Verdienst die Cornelianische Schule auf den Weg hinzuweisen, auf welchem sie fortan sich das größte Verdienst erwerben sollte: Die volksthümliche Kunstform der Illustration, wie ihn Cornelius zwanzig Jahre früher mit dem Faust und den Nibelungen wol betreten aber nicht weiter verfolgt hatte. — Aufgemuntert durch den allgemeinen Beifall ließ N. den Goethe'schen Gedichten 1834 die „Schnaderhüpfeln“, eine Sammlung der beliebtesten Volkslieder aus dem baierischen Gebirge folgen, wo er in seinen Arabeskeneinrahmungen noch realistischer vorgehend recht eigentlich zum erstenmal das deutsche Volk auf die Poesie dieses Gebirgslebens aufmerksam machte. Er gab damit eine wahrhaft unermeßliche Anregung und die neue Kunstform ward fortan überall, ganz besonders glücklich aber in Dresden von Ludwig Richter auf ganz neue Gebiete übertragen. — Auch mit dauernderem Erfolg, da Richter viel individuellere und der Natur abgestohlene Gestalten brachte als N. Dieser publicirte nun noch (1832) „Randzeichnungen zu deutschen Dichtern“ u. a. m. — Dann aber versuchte er sich schon 1835 in der Radirung, in welcher er nunmehr seine werthvollsten und reizendsten Märchencompositionen, so 1839 das große Blatt des Dornröschens publicirte, wol das beste was er in dieser Art geliefert hat, da er bei den späteren, wie dem übrigens auch sehr originellen „Waldfräulein“ u. A. doch etwas zu naturalistisch ward und dadurch dem märchenhaften Charakter derselben einigen Eintrag that. Der unbestreitbare Reiz all dieser Compositionen liegt weniger in der Schärfe ihrer Charakteristik, als in der überaus anmuthigen Verbindung des landschaftlichen und ornamentalen mit dem figürlichen Theil. Inzwischen hatte er auch schon 1835 die Illustration des Cid begonnen, die in Paris in Holzschnitt ausgeführt, die erste Veranlassung zur Einführung dieser Technik in München durch Kaspar Braun gab. Die sehr geringe damalige Ausbildung derselben bringt freilich Neureuther's Zeichnungen fast um allen Werth, abgesehen davon, daß er von den baierischen Jägern und Bauern gewiß eine sehr viel richtigere Anschauung hatte, als vom spanischen Nationalcharakter. Hatte er sich schon bei den Originalen zu den Goethe'schen Balladen eine in der Hauptsache den alten Miniaturisten entlehnte Art der Colorirung solcher arabeskenartigen Zeichnungen geschaffen, wo er sich denn auch freilich die Vorliebe derselben für die sogenannten süßen Farben aneignete, so ward er jetzt durch den Auftrag, in dem Salon der Königin in der neuerbauten Münchener Residenz einen Fries mit Darstellungen aus dem Oberon zu verzieren, wieder zur Malerei zurückgeführt. Hier ist er indeß der Buntheit nicht entgangen und vermochte auch nicht seinen Gestalten tieferen Reiz zu geben. Dann ging er nach Rom, wo ihn begreiflich das Studium der Loggia des Vaticans besonders beschäftigte und ihn jedenfalls zur strengeren Stilisirung der Form trieb. Die außerordentliche coloristische Meisterschaft der Rafael'schen Arbeit hat er indeß kaum viel besser als die übrigen Zeitgenossen verstanden, wenigstens läßt sich irgend ein Einfluß Italiens in seinen später erschienenen Arbeiten kaum nachweisen. — Mit einem reichen Studienschatz zurückgekehrt, verwerthete er nun denselben auf mancherlei Art, so einiges davon zu einer Art Apotheose des Cornelius mit seinen Kunstgenossen in der Schack'schen Galerie, dann eine Erinnerung an die Villa Mills und die Villa Malta u. a. m. Auch illustrirte er die Nibelungen, den Götz von Berlichingen u. a. m., ohne indeß die naive Frische der ersten Arbeiten

jemals wieder zu erreichen, sondern allmählich etwas zu einförmig sich in seinen Gestalten und Empfindungen wiederholend.

Er hatte schon immer Zeichnungen für gewerbliche Zwecke gemacht, Tafelaufsätze, Pokale, Diplome u. dgl. componirt, wo seine Art allerdings strengere stilistische Anforderungen nicht befriedigt, aber doch immer gefällig und originell bleibt. Dies gab Veranlassung, ihm 1848 die artistische Direction der Nymphenburger Porzellanfabrik zu übertragen, einer arg in Verfall gekommenen Staatsanstalt. Indeß ist es ihm nicht gelungen, die Hindernisse, welche der todte bureaukratische Formalismus und das Protectionssystem dem Gedeihen der Fabrik in den Weg legten, zu überwinden, obwohl er manches Treffliche da hervorgerufen hat. Er wurde daher 1856 pensionirt und benutzte nun seine Muße, sich wieder der Oelmalerei zuzuwenden und da eine Anzahl romantischer Stimmungsbilder nach Uhland und anderen Dichtern zu malen, von denen die meisten in der Schack'schen Galerie zu finden sind. Das beste derselben ist die sterbende Nonne nach Uhland. Als 1858 die Schule des Vereins zur Ausbildung der Gewerke als „Münchener Kunstgewerbeschule" zur Staatsanstalt umgeformt wurde, erhielt er bald eine Professur an derselben, die er aber 1877 im Hinblick auf sein hohes Alter wieder niederlegte. Während dieser Zeit verzierte er auch das Vestibul des von seinem jüngeren Bruder Gottfried, dem berühmten Architekten, erbauten Polytechnikums mit allegorischen Oelbildern, die Bezug auf die Bestimmung des Gebäudes haben, wie er denn auch die Nordseite desselben mit Sgraffito-Compositionen schmückte. Hier war er unerschöpflich in sinnvollen Erfindungen, deren Hauptcharakterzug aber doch immer eine weniger in die Tiefe gehende oder scharf charakterisirende, als gefällige Auffassung ist. Ernst, Größe oder Macht sind dieser durchaus heiteren und liebenswürdigen Natur versagt, deren Biederkeit und Freundlichkeit im Leben sie allgemein beliebt machten. Bis zum letzten Augenblick thätig, erregte auch der Hingang dieses frühesten Romantikers in München warme Theilnahme, obwohl die jüngere Generation kaum mehr wußte, wie vieles an der heutigen Blüthe unserer Illustrationskunst auf ihn zurückzuführen ist. Hätte er dem dilettantischen Zug in seiner Natur besser widerstehend, sich in seinen Illustrationen ebenso fest an das baierische Volksleben und die Gebirgsnatur gehalten wie Ludwig Richter an das des sächsischen Kleinbürgerstandes, so würde er ohne Zweifel weniger rasch vergessen worden sein als jetzt, wo die unendliche Harmlosigkeit seines liebenswürdig spielenden Wesens auch die beste künstlerische Eigenschaft dieser ebenso phantasievollen als auch sonst reich begabten Natur ausmacht. F. Pecht.

Neusidler: Hans N. (Newsidler), ein Lautenist aus dem 16. Jahrhundert, der zu Nürnberg lebte und mehrere Lautenbücher mit Anweisung und Arrangements von Liedern, Chansons, Motetten und eigenen Compositionen von Preambels und Tänzen herausgegeben, von denen sich drei Bücher noch bis heute erhalten haben. Er starb im Januar 1563. In meiner Sammlung „Taenze des 15. bis 17. Jahrhunderts" (Monatshefte für Musikgeschichte, Bd. 7, Leipzig bei Breitkopf & Haertel) theile ich der Curiosität halber drei Tänze für Laute mit (S. 100). Es kann wohl in der Kunst nichts Simpleres und Mangelhafteres geben als diese Tonsätze. Ebenso waren die Arrangements der Lieder beschaffen, und doch sind sie für den Historiker eine werthvolle Quelle, da die alten Lautenisten sehr oft Lieder aus dem Volksmunde bearbeiteten, die sonst nicht mehr bekannt wären. In alter Zeit scheint man anderer Ansicht gewesen zu sein: das Lautenspiel war damals noch verbreiteter als heute das Clavierspielen, denn Alles schlug sie, vom Handwerksburschen bis hinauf zur Prinzessin. Die Laute hat fast dieselben Wandlungen durchgemacht wie das Clavier. Vom kleinsten Umfange von 4 Saiten, wurde ihre Saitenzahl bis zu

24 vermehrt. Die tiefsten lagen neben dem Griffbrett und mußten je nach der betreffenden Tonart umgestimmt werden. Zur Zeit Neusidler's waren sechs Saiten in Gebrauch. Die Notirung war eine sehr merkwürdige. Die leeren Saiten wurden mit 0 bis 5 bezeichnet und die Griffe mit Buchstaben. Die unterste, tiefste Saite wurde mit großen Buchstaben: A B C D E F und die übrigen mit kleinen a b c d e f ꝛc. bis zur Doppelbezeichnung der Buchstaben gebraucht. Man schrieb Zahlen und Buchstaben gewöhnlich auf sechs Linien und darüber die Zeichen des Werthes der betreffenden Note. Ihre Stimmung war G c f a d g. Soweit ließe sich die Notirung recht gut lesen, aber nun hatte fast jedes Land, ja fast jede Stadt ihre eigene Notirung, die manchmal in Kleinigkeiten abwich, oft aber auch eine durchweg andere war. Es giebt in ganz Deutschland heute nur einen Mann, der sich Zeit seines Lebens mit dem Studium der Tabulaturen befaßt hat, nämlich Wilhelm Tappert in Berlin, und ehe nicht dessen Werk der Oeffentlichkeit übergeben ist, werden wir vor mancher Notirung wie vor einem Räthsel stehen. Obige drei Lautenbücher von N. erschienen 1536 und 1544 und sind nebst Inhaltsangabe in den Monatsheften für Musikgeschichte, Bd. 3, beschrieben. Rob. Eitner.

Neusidler: Melchior N. (eigentlich Neysidler), ein Lautenist des 16. Jahrhunderts. Fétis u. a. glauben in ihm einen Sohn des Hans zu finden, ich möchte dies bezweifeln und zwar auf Grund seines in Italien erschienenen Lautenbuchs. Hier nennt er sich „Melchior Neysidler Alemano, sonatore di Liuto in Augusta“, das ist Augsburg. Wäre er ein Nürnberger Kind, so würde er dies gewiß nicht verschweigen, denn Nürnberg war damals eine weltberühmte Stadt. Das Lautenbuch, in zwei Theilen, erschien 1566 in Venedig bei Antonio Gardano und ist den Augsburger Patriciern Joh. Langnaver und Melchior Linck gewidmet. Es enthält Madrigale, Canzonen, Passemezzi, Saltarelli, Ricercari, Motetten und Canzoni francesi ohne Nennung eines Componisten, obgleich Neusidler nur der Arrangeur war. Fétis läßt ihn nach Gerber's Angabe 1566 nach Augsburg gehen und daselbst 1590 sterben. Die erste Angabe ist auf alle Fälle irrthümlich, denn ein gewisser Benedict von Drusina gab im Jahre 1573 obiges Lautenbuch in deutscher Lautentabulatur heraus (Frankfurt a. O. bei Eichorn) und bezeichnet Neusidler als einen in Italien lebenden Lautenisten. Die letztere Angabe müssen wir dahingestellt sein lassen, da wir nichts Besseres dafür geben können. Ferner führen beide Lexikographen noch ein „Teutsch Lautenbuch“ von 1574 und 1596 an. Dem Inhalte nach kann es nur das erst genannte italienische Lautenbuch in deutscher Lautentabulatur sein. Es soll in Straßburg bei Jobin erschienen sein und dessen Porträt enthalten. Peter Phalese und Jean Bellere in Antwerpen gaben obiges Lautenbuch im J. 1571 noch einmal heraus, doch sind hierin auch die Lautenbücher von Julio Caesare Paduano und Sixt Kargl aufgenommen. Der Name Neusidler ist auf dem Titel in einer Weise verdruckt, daß man ihn darunter nur vermuthen kann, es heißt dort „Melchior Nenslyder Germanus“. Die königliche Bibliothek zu Berlin besitzt die Originalausgabe von 1566 und die letzterwähnte von 1571. Die Ausgabe von 1573 befindet sich in der königlichen Bibliothek in Brüssel, „fonds Fétis“ Nr. 2902. — Ich erwähnte vorhin, daß Neusidler's Buch von Drusina in die deutsche Tabulatur übersetzt sei; die Italiener bedienten sich nämlich einer von der vorigen sehr abweichenden Notirung. Sie gebrauchten zwar auch sechs Linien, welche die sechs Saiten repräsentirten, ebenfalls die darüber gesetzten Werthzeichen, doch statt der Buchstaben wandten sie nur Zahlen an und die leeren Saiten bezeichneten sie mit 0. In Ambros' „Geschichte der Musik“ sind im 2. Bd., 1. Ausg., S. 493 und 495 Beispiele abgedruckt.

Andere Tabulaturen, auch die deutsche, findet man in der „Allgemeinen musikalischen Zeitung“, Leipzig, bei Breitkopf & Härtel 1831, Bd. 33, S. 135 ff., von Kiesewetter mitgetheilt. Rob. Eitner.

Neuß: Heinrich Georg N. wurde am 11. März 1654 zu Elbingerode im Harzgebirge im Herzogthum Braunschweig geboren, wo sein Vater Wundarzt war. Dieser siedelte bald darauf nach Wernigerode über, starb aber kurze Zeit danach, und die Mutter, die nun sich und zwei Waisen kümmerlich durch Nähen ernähren mußte, konnte nicht daran denken, den Sohn studiren zu lassen, so sehr dieser auch schon frühe Begabung und inneren Trieb dazu zeigte. Da indessen dem Knaben 1664 ein gräfliches Stipendium in Aussicht gestellt wurde, so setzte er seine Studien unverdrossen fort und entschloß sich in seinem 14. Jahre in das Hospitium zu Blankenburg einzutreten, wo er sich durch die Musik, für welche er große Lust und Begabung offenbarte, weiter fortzuhelfen gedachte. Später besuchte er die höheren Schulen zu Osterwiek, Quedlinburg und Halberstadt, war dann drei Jahre lang Informator der Kinder des Canzleidirectors Dr. Reccius in Wernigerode und bezog 1677, wo er endlich in den Genuß des lange ersehnten Stipendiums treten konnte, die Universität Erfurt. Hier studirte er drei Jahre lang Theologie, war daneben Informator bei Professor Soden und kehrte dann als Hauslehrer nach Wernigerode zurück. 1683 wurde er Conrector in Blankenburg, 1684 Rector daselbst, 1690 Adjunct des Diakonus Christian Schmidt in Wolfenbüttel und bald darauf Diakonus an der dortigen Heinrichsstädtischen Kirche. Hier schloß er sich an den Generalsuperintendenten Barth. Maier und den Hofprediger Justus Lüders an, und diese drei veranstalteten mit Bewilligung des Fürsten sogenannte Privaterbauungszusammenkünfte, um durch dieselben bei ihren Zuhörern auf einen thätigen Glauben zu wirken. Bald aber erhob sich Widerspruch gegen solch’ pietistisches Gebahren, besonders auch aus der Mitte des geistlichen Standes, und schließlich wurde diese Sectirerei durch ein fürstliches Edict verboten. Die drei Geistlichen, welche nicht wider ihr Gewissen handeln wollten und sich demnach diesem Edict nicht fügen konnten, verließen nach einander die Stadt. N. kam 1692 als Prediger nach Hedwigsburg, wurde noch in demselben Jahre vom Herzoge Rudolf August zu seinem Reiseprediger und 1695 zum Superintendenten der Asseburgischen Inspection in Remmlingen ernannt. Schon im folgenden Jahre, nachdem er zu Gießen die theologische Doctorwürde erhalten, berief ihn der Reichsgraf Ernst v. Stolberg nach Wernigerode als Hauptpastor zu St. Sylvester und Georgen, Superintendent und Consistorialrath. Hier starb er am 30. September 1716. — N. war als Dichter und Sänger gleich beachtenswerth. Seine geistlichen Lieder, die in pietistischen Kreisen sehr beliebt waren, gab er unter dem Titel „Hebopfer zum Bau der Hütten Gottes“ (1692) heraus. Eine zweite vermehrte Auflage erschien 1703, und diese enthält 134 Lieder mit 86 eigenen Melodien. Die letzteren waren größtentheils Singweisen weltlichen Ursprungs und N. entlehnte sie nicht sowohl aus dem Gebiete des weltlichen Volksgesanges, sondern auch aus deutschen und französischen Opern. Der Satz der Melodien beruht meist auf dissonirenden Accorden, und jegliche Spur eines rhythmischen Wechsels ist von ihnen fern gehalten. Noch besitzen wir von N. eine Sammlung „Brunnenlieder, den Brunnengästen zu Pyrmont mitgetheilet“ (1706).

Koch, Geschichte des Kirchenliedes und Kirchengesangs, 4. Bd., S. 425 und 5. Bd., S. 573 (Stuttgart 1868). Brümmer.

Neuß: Heribert N. (auch von N. genannt), ein Kölner Bildhauer des 17. Jahrhunderts, wurde 1663 bei der Steinmetzenzunft als Meister aufgenommen. Kurfürst Max Heinrich ließ, auf Beförderung des Domherrn Heinrich v. Mering, an die Stelle der bis dahin auf dem Hochaltar des Domes zu Köln gestandenen

beiden Holzsculpturen: Maria und Petrus, durch ihn zwei neue Statuen aus Alabaster ausführen. Für die Hinterseite desselben Altars fertigte er das Bild des heiligen Engelbertus, Erzbischofs von Köln, dem zwei Engel beigegeben sind. Der Heilige ist liegend dargestellt, der Dreikönigencapelle zugekehrt. Das schöne Kunstwerk befindet sich in einer hinter dem Hochaltar angebrachten Höhlung. Die beiden erstgenannten Statuen wurden in jüngerer Zeit an den Seiteneingängen des Chores aufgestellt. Merlo.

Neustetter: Erasmus N. (Neustätter), gen. Stürmer. Geb. am 7. November 1522 zu Schönfeld im Hochstift Bamberg aus einem der oberfränkischen Ritterschaft zugehörigen Geschlechte, erhielt N. im Hause des ihm nahe verwandten Würzburger Domherrn Daniel Stieber v. Rabeneck, eines ausgezeichneten und humanistisch hochgebildeten Mannes, seine grundlegende Erziehung. Stieber stand mit den hervorragendsten Gelehrten der Zeit, wie z. B. mit Erasmus v. R. und Joachim Camerarius, in engen Beziehungen, die sich zugleich mit der Vorliebe für die humanistischen Studien auf seinen Zögling übertragen haben. Der junge N. war für die kirchliche Laufbahn bestimmt und wurde nach der Sitte der Zeit früh als Capitular in das Ritterstift von St. Burkard zu Würzburg aufgenommen. Auf seine geistige Entwickelung haben dann längere Reisen durch Italien, die Niederlande und Frankreich den günstigsten Einfluß ausgeübt und seine Neigung für die gelehrten Bestrebungen erhöht und gekräftigt. Nach Würzburg zurückgekehrt, wurde N. im April 1545 als Domicellar des Domstiftes aufgeschworen und 1552 trat er förmlich in das Domcapitel ein, nachdem er vorher die Pfründe zu St. Burkard vorschriftsmäßig resignirt hatte. Ganz von selbst verstand es sich, daß er seit seiner Heimkehr als Mittelpunkt aller gelehrten humanistischen Interessen und Beziehungen in der Hauptstadt des Hochstiftes betrachtet und, wo es nöthig war, als Autorität und Patron angerufen wurde. Unter seinen jüngeren humanistischen Freunden, die sich seiner Gönnerschaft erfreuten, seien Petrus Lotichius Secundus, der classisch gebildete Arzt Johann Posthius und der Niederländer Franciscus Modius ausdrücklich hervorgehoben. Ihre Gedichte bezeugen das schöne und gemüthliche Verhältniß, in welches er sich zu ihnen setzte, in deutlichster Weise. Einer so bedeutenden Persönlichkeit, wie die Neustetter's war, konnte überdies eine Steigerung seiner kirchlichen Stellung nicht entgehen. Er wurde im J. 1561 Domherr in Bamberg und weiterhin Propst des Collegiatstiftes in St. Gangolph in einer Vorstadt von Bamberg, gleich darauf zuerst Dechant und dann Propst des Stiftes Comburg bei Schwäbischhall und erhielt im J. 1569 die Würde des Propstes des Stiftes Haug bei Würzburg. Wichtiger war es, daß das Domcapitel ihn im J. 1564, in einer höchst kritischen Zeit des Hochstifts, zum Decan erwählte. Kurz zuvor (1563) war der berühmte Ueberfall der Hauptstadt durch Wilhelm von Grumbach erfolgt und hatte das Hochstift in gefährliche Verlegenheiten versetzt. Der zeitweilige Fürstbischof, Friedrich von Wirsberg, befolgte überdies ein System, das sich der Zustimmung Neustetter's nicht erfreute. Der Fürstbischof war ein Freund der Jesuiten und wollte dieselben nach Würzburg berufen sehen, N. hielt an den humanistischen Eindrücken seiner Jugend fest und eine Kräftigung des Katholicismus auch ohne die Mitwirkung jenes Ordens für möglich. Der Fürstbischof war zugleich ein schlechter Haushalter und wollte sich durch das Capitel, dessen Seele N. war, in seinen Neigungen keinen Zwang auferlegen lassen. Aus diesen Gründen dachte N. bald daran, sein dornenvolles Amt niederzulegen und führte im J. 1570 den wiederholt verschobenen Entschluß wirklich aus, nachdem vorher die Jesuiten wirklich in Würzburg eingezogen waren. Im J. 1573 starb Friedrich von Wirsberg und eine Frage der präjudicirlichsten Bedeutung war es, wer sein

Nachfolger auf dem Stuhl des heiligen Burkard werden solle? Es war in den liberalen Kreisen in der That auch von Neustetter's Candidatur die Rede, aber die erneuten Anstrengungen der Restaurationspartei in Deutschland und Italien setzten in verhältnißmäßig kurzer Zeit die Wahl des jungen Julius Echter durch, den N. vordem in das Capitel eingeführt hatte und der bereits sein Nachfolger in dem Amte des Domdecans geworden war. N. zog sich seit dieser Zeit gegenüber dem bekannten Systeme der Ausschließlichkeit, das Julius Echter mit unverkennbarer Gewandtheit zur Herrschaft führte, immer mehr von der Theilnahme an den öffentlichen Dingen, die er doch nicht ändern konnte, zurück und lebte meist auf seinem Tusculum zu Comburg, das er sich nach seinem Geschmacke eingerichtet hatte und wo er gern seine humanistischen Freunde, wie namentlich Franz Modius, auf längere Zeit gastlich aufnahm. Nur gelegentliche Badereisen, wie nach Karlsbad oder Schwalbach, einmal auch ein Ausflug nach Baiern, unterbrachen diese Zurückgezogenheit. Von selbst verstand es sich, daß er von Zeit zu Zeit in Würzburg erschien, wie er denn auch mit Fürstbischof Julius das äußere gute Einvernehmen festhielt; der Letztere ist auch einmal in Comburg auf der Durchreise sein Gast gewesen. Unter den Opponenten innerhalb des Domcapitels gegen das gewaltthätige Vorgehen des Fürstbischofs bei der Gründung der Universität wird N. allerdings nicht ausdrücklich genannt, aber seine Vergangenheit legt den Schluß nahe, daß er die Stimmung der Opposition in diesem Falle getheilt hat. Wenn dem so war, so ist nicht minder gewiß, daß der Erfolg jener Gründung Julius Echters N. auf andere Gedanken in dieser Beziehung brachte. Er hat im J. 1589—90 das Rectorat der Universität übernommen und in seinem Testamente u. a. ein Stipendium für vier Studirende der Theologie gestiftet. Am 23. November 1594 ist er zu Würzburg als Senior des Capitels und Jubilar gestorben.

Vgl. Melchior Adam, Vitae Germanorum Jureconsultorum et Politicorum. Francof. ad M. 1706, p. 147—148. — M. Feder, Vita Erasmi Neustetter dicti Sturmer. Wirceb. 1799. — Stumpf, Denkwürdigkeiten der fränkischen Geschichte, S. 108 ff. — Aem. Ussermann, Epicopatus Wirceburg. et Babenberg., passim. — A. Ruland, Erasmus Neustetter, der Maecenas des Franciscus Modius nach des letzteren Tagebuch (Archiv d. hist. Ver. f. Unterfr., 12. Bd., 2. und 3. Heft), endlich des Unterzeichneten Geschichte der Universität Wirzburg, Bd. 1 stellenweise und Bd. 2, S. 217. Wegele.

Neuwied: s. auch Wied.

Neuwied: Franz Karl Ludwig, Graf v. Wied zu N., preußischer Generallieutenant, ward am 19. October 1710 zu Neuwied als der jüngste Sohn des regierenden Fürsten von Wied geboren. In der Kriegsgeschichte erscheint er immer als Graf v. N., daher ist er auch an dieser Stelle unter solchem Namen aufgeführt. Sein Großvater mütterlicherseits war der Feldmarschall Graf Alexander Dohna, durch ihn kam er 1728 zu Berlin in den preußischen Kriegsdienst, daneben bekleidete er mit des Königs Zustimmung eine Stellung beim Westerwalder Kreisregiment. 1739 verließ er den preußischen Dienst ganz, um unter Oesterreichs Fahnen gegen die Türken zu kämpfen. Als Oberstlieutenant bei Savoyen-Dragonern in der Schlacht bei Grodzka am 23. Juli 1739 übel zugerichtet, kehrte er nach Neuwied zurück, wo sein Vater am 17. September 1737 gestorben war, und führte an Stelle seines in Paris sich aufhaltenden Bruders, wie schon vor dem Kriege, die Regierung, nahm aber 1742 zum zweiten Male preußische Dienste. Von seiner Garnison Wesel aus führte er 1742 als Oberst das Dohna'sche Regiment zur Armee; Ende Mai 1744 ward er, ebenfalls von Wesel aus, mit 400 Mann nach Ostfriesland gesandt, um nach des letzten Fürsten Karl Edzard Tode der Besitzergreifung des Landes durch den preußischen Commissarius Nachdruck zu geben. Der Auftrag verlief unblutig. Am siebenjährigen

Kriege nahm er von Anfang bis zu Ende Theil. Seit 1749 General, rückte er 1756 mit seinem Regiment aus Minden nach Sachsen, bei Pirna befehligte er eine Brigade, 1757 focht er in Böhmen und dann in Schlesien, wo er während der Schlacht an der Lohe Brieg in Vertheidigungszustand setzte und dann bei der Belagerung von Breslau mitwirkte, er nahm eine Vorstadt und schlug in der Nacht vom 17./18. December einen Ausfall zurück, worauf die Besatzung am 20. capitulirte; 1758 war er bei der Belagerung von Olmütz, wo er vielfach den erkrankten Feldmarschall Keith vertrat, besonders thätig, zeichnete sich gelegentlich der Räumung Mährens in einem Nachhutgefechte aus und focht dann bei Zorndorf, 1759 bei Kunersdorf, 1760 bei Liegnitz und Torgau, für den Tag von Liegnitz erhielt er den Schwarzen Adlerorden. In größeren Verhältnissen als selbständiger Truppenführer ist er aber erst in des Königs letztem Feldzuge hervorgetreten; die Art und Weise, wie er sich hier der ihm ertheilten Aufträge erledigte, würden ihm bei längerer Dauer des Krieges vermuthlich eine glänzendere Laufbahn eröffnet haben als diejenige war, auf welche er zurückblickte. Als der König im Sommer 1762 zur Belagerung von Schweidnitz schritt, mußte er, um zum Ziele zu gelangen, sich zunächst Daun's entledigen, welcher in gefahrdrohender Nähe im Eulengebirge stand. Er versuchte seinen Zweck dadurch zu erreichen, daß er jenem für seinen Rückzug und für den Besitz Böhmens Besorgnisse einflößte. Er entsandte daher N. mit 25 Bataillonen und 26 Schwadronen in den Rücken und die linke Flanke der Oesterreicher gegen Braunau; Neuwied's Kosaken streiften bis Prag, die einzige unmittelbare Hilfe, welche das russische Bündniß damals geleistet hat, aber der Plan mißlang, Daun ließ sich nicht irre machen und N. ward zur Armee wieder herangezogen, um an dem Kampfe theilzunehmen, zu welchem der König sich entschließen mußte. Es war die Schlacht von Burkersdorf, auch bei Reichenbach genannt, am 21. Juli 1762; N. und Möllendorf war die glückliche Entscheidung zu danken. Schweidnitz capitulirte am 9. October und N. ward nun am 16. mit 20 Bataillonen und 55 Schwadronen zum Prinzen Heinrich nach Sachsen gesandt, wo er am 7. November im Plauen'schen Grunde ein Gefecht gegen Haddik's Truppen bestand. Nach Friedensschluß lebte er in Neuwied, seine Gesundheit war zerrüttet. Am 8. October 1765 ging er zur Jagd aus und kehrte nicht zurück. Ein Schuß hatte seinem Leben ein Ende gemacht, die näheren Umstände sind nicht bekannt, Frau und Kind waren vor ihm gestorben.

Biographisches Lexikon aller Helden &c., 4. Bd., Berlin 1790. — Wirtgen, Neuwied, 1871. — v. Stramberg, Rheinischer Antiquarius, III, 3, S. 424—430. — Militär-Wochenblatt 1876, Nr. 93. — Lebensbeschreibung und Geschichtserzählung &c., entworfen und gedruckt zu Neuwied bey Fr. Ch. Hempt, Hof-Buchdrucker, o. J., Folio (gibt nur die äußeren Lebensumstände im Stile der damaligen Zeit). B. Poten.

Neuwied: Max Prinz von Wied-N.*), Reisender, Naturforscher und Ethnograph, geb. am 23. September 1782 zu Neuwied als achtes Kind der mit zehn Sprößlingen gesegneten Ehe des Fürsten Friedrich Karl. Prinz Max zeigte schon als Knabe eine ausgesprochene Vorliebe für Naturgeschichte, die der Einfluß seines Erziehers Hofmann, vor allem aber später seines Universitätslehrers Blumenbach, kräftig nährte. Einige Bestandtheile seiner reichen Sammlungen führen auf die Knabenzeit zurück. An Blumenbach erinnerte sich der Prinz zeitlebens mit warmer Dankbarkeit und schöpfte aus seinem Unterrichte besonders die Vorliebe für das Studium der Menschheit, welche das erste Motiv seiner Forschungsreisen wurde. 1802 trat er in preußische Kriegsdienste, machte die

*) Da der Name Neuwied in der wissenschaftlichen Litteratur üblich geworden ist, führen auch wir den Prinzen unter diesem Namen hier auf. D. R.

Schlacht bei Jena mit und wurde am 28. Oct. 1806 bei Prenzlau gefangen. Aus der Gefangenschaft zurückgekehrt, widmete er sich in der Zurückgezogenheit Neuwieds dem Studium der Geographie, Naturgeschichte und Völkerkunde, immer die brasilianische Reise im Auge haltend, welche seit Jahren geplant war. Das Sturmjahr 1813 unterbrach diese Vorbereitungen, der Prinz trat wieder in die preußische Armee, focht als Major im brandenburgischen Husarenregiment bei Châlons, Chateau Thierry, wo er das eiserne Kreuz empfing, La Fère, endlich bei St. Martin und zog mit den Monarchen in Paris ein. Kaum war der Pariser Friede geschlossen, so trieb es den Prinzen, seine Reisevorbereitungen zu vollenden und er verließ, begleitet von dem Jäger Dreikoppel und dem Gärtner Simonis, früh im J. 1815 die Heimath, um über London nach Brasilien zu gehen. Am 16. Juli traf er nach 72tägiger Reise dort ein und war durch das Entgegenkommen des für die wissenschaftliche Erforschung Brasiliens eingenommenen Ministers Conde da Barca schon am 4. August im Stande, den Weg über die Bucht von Rio nach C. Frio und weiterhin an der Ostküste aufwärts anzutreten. Zwei deutsche Forscher, Freyreiß und Sellow, die schon in Brasilien gereist waren, letzterer ein kenntnißreicher Botaniker, hatten sich dem Prinzen angeschlossen, der 10 Treiber und Träger mit 16 Maulthieren gemiethet hatte. Der Weg ging ohne besondere Fährlichkeiten nach C. Frio, dann nordwärts zum Paraiba und über diesen Strom weg in die Urwälder, wo die Stämme der Puris, Coroados und Coropos hausten. Ein junger Mann des letzteren Stammes erwies sich als Jäger und Dolmetsch brauchbar. In der Villa San Salvador erhielten die Reisenden die erste Nachricht von der Schlacht bei Belle-Alliance. Der Paraiba wurde dann bis zur Mündung verfolgt und darauf in das Botocudenland am Rio Doce vorgedrungen. Im Januar 1816 wurden die Flüsse St. Mateo und Mucuri erreicht, im Juni Caravelas, dann wurde die Reise, nachdem die meisten Sammlungen nach Rio gesandt worden waren, zu den Patachos und Machacaris fortgesetzt. 3½ Monate gegen Ende dieses Jahres wurden neuerdings dem Studium der Botokuden am Rio Grande de Belmonte gewidmet. Der Anfang des Jahres 1817 sah den Prinzen an den Grenzen von Minas Geraes bei den Camacons und im April in Bahia, von wo aus er über Lissabon und London nach der Heimath zurückkehrte, welche ihn anfangs August 1817 empfing. Seine Neuwieder Begleiter, ferner einen Neger und einen Botokuden hatte er heil mit nach Hause gebracht. Alsbald machte sich der Prinz an die Ordnung der ungemein reichen Sammlungen, die besonders viel Neues aus der höheren Thierwelt Brasiliens und aus dem merkwürdigen, wenn auch armen Culturbesitz der dortigen Völker umschlossen und er war in der Lage, noch im Jahre seiner Rückkehr in der Isis (Nr. 190 und 191) einen Bericht über die eben abgeschlossene Reise zu veröffentlichen, dem Oken die anerkennenden Worte beifügte, daß „so etwas nur ins Werk zu setzen war durch den festen Willen des Prinzen, durch seine Einsicht in den Werth der Naturgeschichte, durch die großen Aufopferungen, die er demgemäß nicht gescheut hat“. Ohne lange Rast, noch unter den frischen Eindrücken der Reise wurden die theils vom Prinzen selbst, theils von seinem Begleiter Sellow entworfenen Skizzen mit Hilfe seiner kunstgeübten Geschwister Karl und Luise für den Kupferstich fertig gemacht und die Tagebücher zu der großen „Reise nach Brasilien in den Jahren 1815 bis 1817“ umgegossen, welche 1820 und 1821 in zwei Foliobänden erschien. In dieser Reiseschilderung tritt uns der Prinz als einfacher, schmuckloser Erzähler gegenüber. Aber wenn er den damals bei den Classikern der Reisebeschreibung üblichen Redepomp vermeidet, wirkt seine Erzählung um so mehr durch den Reichthum an Thatsachen, die er mitzutheilen hat, durch das ruhige klare Urtheil und das wohlthuende Gefühl, einem gründlichen Forscher gegenüberzustehen, das besonders

bei allen naturgeschichtlichen und ethnographischen Erörterungen uns umfängt. Als durch die Angriffe eines französischen Kritikers, A. de St. Hilaire, veranlaßt, der eine schlechte französische Ausgabe dieser „Reise“ vor sich hatte, der Prinz 1850 „Brasilien, Nachträge, Berichtigungen, Zusätze“ herausgab, zeigte es sich, wie wenig wirkliche Fehler die sorgfältige Berichtigung auf Grund der neueren Litteratur ergab, zugleich aber auch, wie offen der Prinz im Stande war Versehen einzugestehen und selbst hervorzuheben, wo er welche gemacht hatte. Die monographischen Abhandlungen, die dem zweiten Bande eingefügt sind („Einige Worte über die Botokuden“, „Proben brasilianischer Indianersprachen“ und „Ueber die Art in Brasilien naturhistorische Reisen zu unternehmen“) zeigen uns die Gabe, einen Gegenstand eingehend und zugleich umfassend, im höchsten wissenschaftlichen Sinne des Wortes Monographie, zu behandeln, welche dann im Text zu den „Abbildungen zur Naturgeschichte Brasiliens“ (1823—1831, 15 Hefte) und den „Beiträgen zur Naturgeschichte Brasiliens“ (4 Bde., 1824—1833) sich auf größerem Felde bewährt. Wenn hier in der Einleitung zum Bande der Säugethiere der Prinz seine Arbeit als einen Nachtrag zu Azara's Werk über die Vierfüßer von Paraguay bezeichnet, so zeigt dieses, wie bescheiden er von seinen Beiträgen dachte, aber in Wirklichkeit liegt die Sache so, daß beide Werke, einander ergänzend, die Grundsäulen der heutigen Kenntniß der höheren Thierwelt Südamerikas zwischen 23 und 15° südlicher Breite bilden und daß des Prinzen Arbeiten durch die nothwendigen Beschränkungen, die der reisende Beobachter sich auferlegt sieht, öfters fragmentarischer, nirgends aber weniger genau, und an vielen Stellen eindringender, lebensvoller sind als die seines großen, von ihm bei jeder Gelegenheit lebhaft anerkannten Vorgängers in der Erforschung Südamerikas, A. v. Humboldt's. Die Einleitungen in die Bände der Säugethiere, Vögel und Reptilien (mit Amphibien) sind gedankenreiche und litteraturkundige Uebersichten, die man noch heute mit Gewinn liest. Alles zusammengenommen sind des Prinzen brasilianische Studien das bedeutendste, was zwischen Marcgraf und Martius über Brasilien geleistet worden war.

Das Manuscript zu den „Beiträgen“ war eben vollendet, als der Prinz eine neue Reise antrat. Am 17. Mai 1832 schiffte er sich mit dem Zeichner Bodmer und dem Jäger Dreidoppel zu Helvoetfluys nach Nordamerika ein und landete am 4. Juli in Boston. Ueber New-York und Philadelphia reiste er nach den Niederlassungen der mährischen Brüder in den pennsylvanischen Alleghanies und verbrachte den Herbst mit Jagen und Botanisieren hauptsächlich in der Umgebung von Bethlehem. Ueber Pittsburg ging er dann nach Neu-Harmony am Wabashflusse (Indiana), wo er bis Mitte März 1833 Winterquartier nahm. Diese Rapp'sche Gründung umschloß damals einige der hervorragendsten Naturforscher Amerikas, wie Lesueur, Say, die Söhne Owens, dazu die Maclure'sche Bibliothek naturgeschichtlicher Werke, welche in den Vereinigten Staaten jener Tage wenige ihres Gleichen zählte. Hier legte der Prinz den Grund zu der hervorragenden Kenntniß der nordamerikanischen Fauna, sowie der Ethnographie der Indianer Nordamerikas, welche in seiner Reisebeschreibung und mehr noch in späteren monographischen Arbeiten hervortritt. Auch machte er eingehendere Studien über die Flora als auf der früheren Reise, wo dieser Zweig Sellow überlassen gewesen war. Mitte März wurde die Reise über St. Louis und von da auf dem Mississippi und Missouri nach Fort Leavenworth (22. April), Fort Pierre (30. Mai), Fort Clarke (16. Juni), Fort Union (24. Juni) und Fort Mackenzie (19. August) fortgesetzt, wo er bei den Schwarzfußindianern fast einen Monat verweilte. Diese Reise wurde auf einem Dampfer der amerikanischen Pelzgesellschaft gemacht, der die Aufgabe hatte, außer dem Tauschhandel mit den Indianern auch den Verkehr mit den Forts und den durch Verträge mit den Vereinigten Staaten verbundenen

Indianern und ihren Regierungsagenten zu vermitteln. Der Prinz gewann dadurch Gelegenheit mit fast allen Stämmen, welche damals am Missouri und Yellowstone wohnten, einen näheren Verkehr zu pflegen, von welchem seine eingehenden ethnographischen Schilderungen und die vortrefflichen Zeichnungen seines Begleiters Bodmer Zeugniß ablegen. Am 28. August hatte er im Fort Mackenzie sogar das seltene Schauspiel eines Angriffes von ca. 600 Assiniboins und Krihs, der mit Hilfe eines Trupps der Schwarzfüße abgeschlagen ward. Leider war dieses aber nur der Anfang weiterer kriegerischer Verwickelungen, welche den Lieblingsplan des Prinzen durchkreuzten, den Winter zu einem Zuge durch die Felsengebirge zu benutzen. Er mußte auf einem unzureichenden, in der Eile gebauten Boote die Rückreise nach Fort Clarke antreten, wo er nun vom 8. November 1833 bis 14. April 1834 sein Winterquartier aufschlug. Hier wurden vor allem die früher vielfach unterbrochenen Studien über die Stämme der Mandanen, Mönnitaries und Arrikaris wieder aufgenommen, deren Ergebnisse in den Capiteln XXV bis XXVII des 2. Bandes und in der demselben angehängten Sammlung von Sprachproben, in der Abhandlung über die Zeichensprache der Indianer u. a. niedergelegt sind, die heute zu den werthvolleren Quellen für die Ethnographie der nordamerikanischen Indianer gerechnet werden. Nach schwerer scorbutartiger Krankheit, die ihn am Schlusse dieses entbehrungsreichen Winteraufenthalts befallen, wurde im Frühling die Rückreise auf dem Missouri und Ohio über St. Louis (27. Mai) und Cincinnati (16. Juni) angetreten. Auf dem Ohiokanal wurde der Eriesee erreicht, dann die Niagarafälle besichtigt. In New-York traf der Prinz am 16. Juli ein, besuchte noch einmal Philadelphia, wo besonders einige wissenschaftlich thätige Männer, wie Lea, Harlan, Duponceau und die Museen ihn anzogen, und schiffte sich am 16. Juli in New-York nach Havre ein, welches er am 8. August erreichte. Einen Schatten warf über diese erfolgreiche Reise nur der Umstand, daß ein Schiff der amerikanischen Pelzcompagnie, dem der Prinz den größten Theil seiner im fernen Westen zusammengebrachten naturwissenschaftlichen Schätze anvertraut hatte, auf dem Missouri verbrannte, so daß viele der wichtigsten Ergebnisse dieser Reise nicht nach Europa gelangten. Um so bedauerlicher war dieser Verlust, als der Prinz nach seiner Rückkehr einen großen Theil seiner Thätigkeit der Aufstellung und Vervollständigung der Sammlungen zuwandte, welche er auf seinen Reisen gemacht und sehr ausgiebig durch Tausch und Kauf erweitert hatte.

Von 1838—1841 erschien die „Reise durch Nordamerika“ in zwei Ausgaben, deren feinere ein Prachtwerk, wie es bis dahin in Deutschland kaum je ans Licht getreten war. Die Darstellung nimmt hier seltener den warmen Charakter an, welcher in der brasilianischen Reise das Glück der ersten großen Forschungsreise wiederspiegelt. Der Ton neigt eher dazu, trocken zu sein, wird oft wissenschaftlich-geschäftsmäßig und zahlreiche rein wissenschaftliche Erörterungen sind jedem Abschnitte angeschlossen. Der Prinz verschloß sich indessen auch hier nicht den großen Zügen der kolumbischen Natur und des nordamerikanischen Lebens und daß er auch für andere Naturerscheinungen als die in Thierarten sich ausprägenden einen regen Sinn besaß, beweisen neben manchen in wenigen kräftigen Worten gezeichneten Stimmungsbildern u. a. die anregende Besprechung, welche er später der nordamerikanischen Herbstfärbung (in Wiegmann's Archiv) angedeihen ließ. Aber man merkt, daß Sammeln und Beobachten auf den bestimmten Lieblingsgebieten dieses Mal als Hauptaufgabe galten und so sind denn auch die Ergebnisse dieser Reise am eingehendsten wissenschaftlich bearbeitet worden und am liebevollsten offenbar wieder die zoologischen. Es waren Säugethiere, Vögel, Reptilien und Amphibien, in den späteren Jahren auch Fische, welche ihn am meisten beschäftigten. In den von ihm begründeten Neuwieder Sammlungen hat er 400 Arten von Säugethieren, 1600 Vögel, 400

Reptilien und Amphibien und 500 Fische aufgestellt. Seine rein wissenschaftlichen Arbeiten gehören fast alle diesem Felde an, auf welchem er eifrig sammelnd und die neueste Litteratur verfolgend, bis zum Ende seines Lebens gearbeitet hat. Außer den früher genannten „Beiträgen“ sind von seinen zoologischen Arbeiten besonders zahlreiche kleinere Mittheilungen, meist Beschreibungen neuerer Arten enthaltend, in Oken's Isis, deren Mitarbeiter er von 1817—1842 war, dann mehr monographische Arbeiten, öfters mit Zeichnungen von der Meisterhand Bodmer's in den von Cabanis und Wiegmann herausgegebenen ornithologischen und allgemein naturwissenschaftlichen Zeitschriften, endlich größere Arbeiten in den Acta der Leopoldinisch-Karolinischen Akademie zu nennen. Als selbständige Werke sind von diesen ausführliche Verzeichnisse der auf der nordamerikanischen Reise beobachteten Säugethiere und Reptilien erschienen. Das letztere, als Separatabdruck aus den „Acta“ 1865 veröffentlicht, stellt überhaupt die letzte größere Arbeit des Prinzen dar. Die in derselben hervortretende Betonung des biologischen Elementes, sowie die Hervorhebung der feineren Eigenthümlichkeiten, der Färbung u. dgl. der lebenden Thiere gegenüber der von dem Prinzen zeitlebens bestrittenen Museumszoologie und ihrer Speciesmacherei lassen doppelt bedauern, daß ein so erfahrener, gründlicher und klardenkender Forscher sein Wort in dem zu dieser Zeit erst recht entbrennenden Artstreit nicht mehr in die Wage werfen konnte. Aus der Stille seines Forscherlebens, dessen liebste Erholung die Jagd bildete, trat der Prinz in diesen äußerlich einförmig dahinfließenden Jahren selten hervor. Kleine Reisen, meist Badereisen, bildeten unbedeutende Unterbrechungen. Als im J. 1863 der Naturhistorische Verein für Rheinland und Westfalen seine Generalversammlung in Neuwied abhielt, die sich zu einer herzlichen Huldigung für den Prinzen gestaltete, ergriff der rüstige, fast noch jugendlich lebhafte Greis das Wort und sprach über „Die amerikanischen Urnationen“ in einer Weise, welche zeigte, wie er, den Ausspruch seines verehrten Lehrers Blumenbach beherzigend, daß es für den denkenden Menschen kein anziehenderes Studium als das der Urvölker geben könne, den Fortschritten der Ethnographie gefolgt war. Indem er besonders gegen d'Orbigny's Zerlegung der amerikanischen Rasse Front machte, wahrte er, ebenso wie in vielen seiner zoologischen Arbeiten, der unbefangenen Beobachtung ihr Recht, sich nicht von den Versuchen der hypothetischen Construction übervortheilen zu lassen. Der Forscher im Fürstenhut beschloß sein thätiges Leben am 3. Februar 1867 zu Neuwied.

Prinz N. nimmt unter den deutschen wissenschaftlichen Reisenden seiner Zeit eine der ersten Stellen ein. Wenige haben ihre Reisen mit einer gleich trefflichen Vorbereitung und mit so gereiftem Urtheil angetreten. An vielen Stellen gibt der Prinz Beweise von der vortrefflichen Vorbereitung, mit welcher er die Reise gemacht hatte. Die Litteratur war ihm geläufig. Keiner seiner Nachfolger hat dieselbe, von Hans Staden und Marcgraf bis auf Langsdorff und Mawe, gleich eingehend berücksichtigt. Die vergleichenden Betrachtungen, besonders über ethnographische Erscheinungen, beweisen indessen, daß auch weit entlegene Gebiete berücksichtigt wurden. Der Prinz war schon dadurch im Stande, den Thatsachen, die seiner Beobachtung sich darboten, gründlicher gerecht zu werden als fast alle Vorgänger. Wir nennen hier nur die den Begriffen seiner Zeitgenossen weit vorauseilenden Anschauungen über die Religion der brasilianischen Eingebornen (Reise nach Brasilien I, S. 147); die zahlreichen Richtigstellungen ungenauer Nachrichten selbst so hervorragender Naturforscher wie A. v. Humboldt und Spix, und überhaupt naturgeschichtlicher Fabeln, über welche der Prinz eine eigene kleine Arbeit veröffentlicht hat; die selbst heute noch so selten zu findende eingehende und kritische Betrachtung der Namen, welche die Eingebornen den Thieren

und Pflanzen beilegen, sowie der geographischen Ortsnamen, für deren Kenntniß besonders im Missourigebiet er zahlreiche Beiträge von höherem Werth als die Angaben aller Vorgänger geliefert hat. Die oben erwähnten Nachträge zu seinen eigenen Arbeiten geben eine ebenso hohe Vorstellung von seiner Gründlichkeit wie das über 1000 Nummern umfassende Verzeichniß der Druckfehler in der ohne seine Mithilfe veranstalteten französischen Ausgabe der nordamerikanischen Reise, das er ohne weitere kritische Bemerkungen, so nahe dieselben auch lagen, s. l. et a. erscheinen ließ. In den Gebieten der Zoologie und Ethnographie, denen er seine Kräfte hauptsächlich widmete, war sein sorgsames Bestreben, die besten Abbildungen schaffen zu lassen, keineswegs nur äußerlich. Mit Energie hat er noch in seiner letzten Veröffentlichung auf den Werth guter Abbildungen als Ergänzung der verblaßten Spiritus- und Trockenexemplare der Museen hingewiesen. Außerdem halfen seine prachtvoll ausgestatteten Werke die deutsche Reiselitteratur in den Augen des Auslandes heben, dem endlich zugleich die Theilnahme eines Fürsten an der bescheidensten wissenschaftlichen Mitarbeit einen lange vermißten Begriff von der weiten Verbreitung wissenschaftlicher Interessen in unserem Lande verschafften.

Dr. Ph. Wirtgen, Zum Andenken an Prinz Maximilian zu Wied, sein Leben und wissenschaftliche Thätigkeit. 1867. F. Ratzel.

Never: Heinrich N., auch Niver, Nivert genannt, geb. zu Wismar, Franziskaner daselbst, vermuthlich aus dem Geschlechte des 1486 genannten Zimmermanns und Thurmbauers gleiches Namens, wurde um 1523 „Inspector aller Klöster dieses Ordens im ganzen Lande", was, wenn richtig, nur bedeuten kann, daß er die Custodie dieser Klöster in der „Provinz Sachsen" verwaltete. Er ist einer der zahlreichen Franziscaner, welche, wie Korte (Curtius), Kempe 2c. in Norddeutschland als Reformatoren auftreten. Nach Luthers Zeugniß hat er einmal in Jena noch als Franziscaner eine Disputation über die fünf Wunden Christi verloren. Er war Magister und wahrscheinlich Baccalarius formatus in theologia. Er trat früh zur Reformation über, die in Wismar, wo seit langer Zeit Wiclefitische Lehren nachgewiesen sind, starken Anklang fand. 1425 ernannte ihn der Rath zum Guardian seines Klosters, was den Uebergang in weltliche Verwaltung anzeigt, und hier legte er das noch vorhandene „Kercken-Böck thom Grauennkloster" an, aus dem Schröder und Crain die Nachrichten von der Reformation in Wismar schöpften. Von dieser Zeit an ist er, getragen von der Volksgunst, als der erste und nachhaltigste Reformator dieser Hansastadt zu bezeichnen. Es scheint der Einfluß Heinrich Möllen's, den die Gemahlin Herzog Albrechts, Anna, die Tochter Kurfürst Joachims I., als Hofprediger von Berlin mitbrachte, bei ihm bestimmend gewesen zu sein, gleichzeitig wirkten aber mehr als Luther's Lehre die Grundsätze Zwingli's auf ihn, deren Durchdringen in den Ostseestädten vielfach bezeugt wird. Die zum Lutherthum sich haltenden Dominicaner in Wismar sagen 1533, daß die Zwingli'sche Lehre dort seit neun Jahren laufe, und Bugenhagen erklärt 1531 Never's Lehre für Zwinglisch. Schon 1528 oder 1529 hatte er nach Wismar deshalb sich gewandt, und 1530 verboten die Herzoge Albrecht und Heinrich dem Rostocker Drucker Ludwig Dietz, der schon ein Werk Never's gedruckt habe, fernere von N. fertig gestellte Werke anzunehmen. Mit großer Wahrscheinlichkeit ist jenes den Unwillen Bugenhagen's und der Herzoge erregende Werk die niederdeutsche Uebersetzung eines Theils von Zwingli's „Ußlegen und gründ der Schlußreden", die 1526 bei Dietz erschien. Nach dem Urtheil seiner lutherischen Gegner hielt N. nichts von der Taufe, verwarf die Einzelbeichte und erklärte: Wein und Brot im Abendmahl sei „das Sacrament des Blutes und Leibes", nicht Leib und Blut selbst. Er ließ sich weder überzeugen noch zum Schweigen bringen. Seine Ueberzeugung vom Abendmahl sprach er dann noch 1528 in zwei kleinen, nur handschriftlich bekannten

Schriften aus: „Vorklaringe und entlik beschet der wordt des Heren Diskes, nach gründinge und verforschinge der schrifft“ und „Van beyden naturen in Christo und wo se jegen enander to holden syndt“. Er fand einen eifrigen Unterstützer am Vicar zu St. Nicolai, Heinrich Timmermann, und hatte auf Begehren der Herzoge sein Glaubensbekenntniß diesen eingereicht; der Rath wollte nichts gegen ihn unternehmen oder wagte es nicht. Da in Rostock, Wismar und Stralsund sich die Taufgesinnten gleichzeitig großes Anhanges, selbst hoch hinauf, zu erfreuen hatten und geheime Gemeinden hielten und dadurch die hansischen Räthe seit Wullenweber's Sturz besonders argwöhnisch machten, so wurde von diesen der Zwinglianismus mit der Wiedertäuferei ohne weiteres zusammengeworfen und namentlich wegen N. in Wismar 1535 ein Hansetag zu Hamburg gehalten, dem auch Prädicanten beiwohnten. Wullenweber hatte auf der Folter N. als Wiedertäufer genannt, aber nachher widerrufen. Die drei wendischen Städte wurden stark gedrängt, die Sacramentirerei abzuschaffen, gegen welche das „Hamburger Mandat“ erlassen ward; aber Räthe und Geistlichkeit sträubten sich in Rostock wie in Wismar gegen die Ausführung, und N. blieb unbehelligt, da er die Erklärung abgab, mit der Secte nichts zu thun zu haben, obwol die Herzoge sein Glaubensbekenntniß 1536 an Luther gesandt, und dieser wie der Kurfürst Johann Friedrich daraufhin energisch gerathen hatten, ihm das Predigen zu untersagen. Als aber 1541 nach der Kirchenvisitation der Parchim'sche Superintendent Johann Riebling die Zwingli'sche Lehre Never's abermals klagend hervorhob, wurde 1542 auf Befehl beider Herzoge N. und Timmermann die Predigt untersagt und ihnen Stillschweigen geboten. Damit war das Zwinglithum in den Ostseestädten beseitigt. N. blieb ruhig in Wismar und starb dort 1553.

Schröder, Evangel. Mecklenb. I, S. 329 ff. Deff. Wismarsche Prediger-Historie. — v. Rudloff, Meckl. Gesch. III, 1. — Krey, Beitr. zur Meckl. Kirchen- und Gel.-Gesch. II, 26 ff. — J. Wiggers, Meckl. Kirchengesch. — Waitz, Lübeck unter Jürgen Wullenweber, III, 8—13, 51, 362 f., 436 und 493. — Crain, Die Reform. ꝛc. in Wismar, 1841. — Wiechmann-Kadow, Meckl. Altniedersächs. Lit. I, S. 104. — Lisch, Jahrb. VI, 99 ff.; VIII, 50 f.; XXIV, 152; XLVII, 77. (Ludwig Keller, Gesch. der Wiedertäufer u. ihres Reichs zu Münster.) Krause.

Nevermann: Johann Friedrich Wilhelm N. wurde am 5. Juni 1803 in Scharpzow bei Stavenhagen geboren, promovirte 1831 in Rostock zum Dr. med. und wurde dann Arzt zu Plau in Mecklenburg, wo er am 17. September 1850 starb. Als Arzt geachtet, beschäftigte er in der Einsamkeit des Landstädtchens sich eifrigst mit dem Studium neuer medicinischer Schriften, übersetzte aus dem Französischen und Dänischen und schrieb selber unermüdlich, ohne sich auf ein Specialfach zu beschränken. Einen Kugelzieher für Schußwunden hatte er sich erfunden. Seine zahlreichen Abhandlungen, welche Blanck aufzählt, sind zerstreut in Hufeland's Journal, Fricke's Zeitschrift für die gesammte Medicin, Pabst's medicinische Zeitschrift, Graefe's und Walther's Journal der Chirurgie, Rust's Magazin, Horn's Archiv, Wildberg's Jahrbuch der gesammten Staatsarzneikunde, Annalen der Staatsarzneikunde, Vereinte deutsche Zeitschrift für Staatsarzneikunde, Blasius' klinische Zeitschrift, v. Siebold's Journal für Geburtshülfe, Zeitschrift für Geburtskunde, Hannoversche Annalen ꝛc., Janus, v. Ammon's Monatsschrift, desselben Zeitschrift für Ophthalmologie, Journal für Kinderkrankheiten.

Blanck, Die Mecklenburgischen Aerzte, S. 166 ff. Krause.

Newen: Johann Karl N., Reichsritter v. Newenstein, geb. im J. 1683, † zu Wien am 3. September 1767, lebte nachweisbar in Wien seit dem Jahre 1710 und war Buchhändler und der Verfasser zahlreicher Gelegenheitsdichtungen,

Epitaphien und Inschriften, wozu derselbe meist vom kaiserlichen Hofe beauftragt wurde. Im J. 1727 gab er „Das merkwürdige Wienn oder monatliche Unterredungen von verschiedenen daselbst befindlichen Merkwürdigkeiten der Natur und Kunst“ mit Kupferstichen von Sedelmayer, Schmutzer, Kleiner und Stampart heraus und wurde damit der Herausgeber des ältesten deutschen Kunstjournals. Von dieser Monatschrift erschienen nur drei Hefte; das Weitererscheinen unterblieb wahrscheinlich wegen Mangels an Theilnahme von Seiten des Publikums.

Oesterreichische Kunstchronik, Jahrg. 1879, S. 2—6. K. W.

Neyron: Peter Joseph N., Staatsrechtslehrer, geb. 1740 in Altbrandenburg, † am 13. Februar 1810 in Braunschweig. Schon frühzeitig der väterlichen Stütze beraubt, kam N. zu seiner Erziehung nach Berlin, studirte anfänglich Theologie, gab jedoch wegen Augenschwäche (?) dieses Studium auf und wandte sich dann der Rechtswissenschaft zu. 1761 erhielt er bei den Söhnen des herzoglich sächsischen Geheimrathes v. Uechtritz in Gotha die Stelle eines Hofmeisters, welche er volle 14 Jahre — sieben zu Gotha und weitere sieben zu Göttingen — bekleidete. Den Aufenthalt in Göttingen benutzte er zum fleißigen Besuche philosophischer und juristischer Vorträge; unter letzteren folgte er namentlich jenen über öffentliches Recht mit besonderem Interesse. 1775 bestand er dortselbst die juristische Schlußprüfung und erhielt von der hannoveranischen Regierung die Erlaubniß zu geschichtlichen und rechtswissenschaftlichen Vorträgen. Drei Jahre später erwarb er unter dem Vorsitze des gefeierten Rechtslehrers Christian Friedrich Georg Meister an genannter Hochschule durch Vertheidigung der Dissertation „De vi foederum inter gentes etc.“ (Göttingen 1778, 4°) den Grad eines Doctors beider Rechte und hielt, da sich die Unterhandlungen wegen eines akademischen Rufes nach Halle zerschlugen, in Göttingen Vorlesungen in deutscher und französischer Sprache über europäisches Staatsrecht, verbunden mit praktischen Uebungen. 1781 reiste er mit dem Erbprinzen von Braunschweig-Lüneburg, den er zugleich im Staats- und Völkerrechte unterrichtete, nach England und wurde nach seiner Rückkunft (1782) an dem einige Jahre vorher gegründeten Collegium Carolinum in Braunschweig ordentlicher Professor des Privat- und Staatsrechts und zugleich Syndikus dieser Anstalt, welche Aemter er bis zu seinem Tode (1810) führte. N. war auch litterarisch thätig, ohne jedoch auf die Fortbildung des Völkerrechtes merklich einzuwirken. 1774 lieferte er eine französische Uebersetzung von Pütter's Abhandlung über Büchernachdruck. Später veröffentlichte er (außer einem kleinen Leitfaden über Natur- und Völkerrecht): „Essay historique et politique sur les gens et en général sur les differentes manières d'assurer les traites des ancients et des nations actuelles de l'Europe“ (1777), worin die Lehre von den Garantien der Völkerverträge eingehend behandelt wird. 1783 erschien zu Braunschweig sein Hauptwerk: „Principes du droit des gens Européen conventionnel et coutumier etc. etc.“ Dasselbe gibt jedoch nicht, wie nach dem Titel zu vermuthen, eine systematische Behandlung des Gegenstandes (einer solchen begegnen wir erst später in der Litteratur des Völkerrechtes), sondern staatsrechtliche und statistische Erörterungen, dann Uebersichten der politischen, Handels- und Verkehrsbeziehungen der vorzüglichsten Staaten Europas untereinander, wobei in zahlreich aufgeführten Staatsverträgen sehr instructiv juristische und praktisch-völkerrechtliche Grundsätze nachgewiesen werden. N. steht in diesem Werke noch auf dem nun veralteten Standpunkte der Eintheilung des Völkerrechts im Frieden und im Kriege. Der vorliegende Band hat das Völkerrecht im Frieden zum Gegenstande, der in der Vorrede versprochene zweite Theil (das Kriegsrecht) ist nie erschienen. In den letzten Jahren lieferte N. über wichtigere Tagesfragen in Braunschweiger Zeitungen bisweilen größere Leitartikel.

Weidlich, Biogr. Nachrichten II. 150, IV. 181, V. 210. — Ompteda, Liter. des Völkerrechts I. 361, II. 595. — v. Kaltenborn, Kritik des Völkerrechts, S. 96. Eisenhart.

Neyts: Aegidius (Gillis) N. (seltener Nyts), Landschaftsmaler und Radirer, verheirathete sich am 27. Juni 1643 zu Antwerpen mit Clara de la Port, wurde im Winter 1647 daselbst in der St. Lucasgilde als Meister aufgenommen und starb, wie es scheint, im April 1687. Im Museum zu Stockholm ist von ihm eine Flußlandschaft (von 1641), in der Dresdener Galerie zeigt man zwei andere Landschaften, eine von 1681. Diese Bilder sind mit sehr sorglichem Pinsel ausgeführt. Bekannter ist er als Radirer von Landschaften, als welcher er die van Uden'sche Richtung fortsetzt, vermischt mit Callot'schen Einflüssen; Bartsch und Weigel beschreiben diese Blätter. Auch sein, aber gleich seinen Gemälden und Radierungen etwas conventionell behandelte Zeichnungen kommen von ihm öfter vor. W. Schmidt.

Niavis: Paul N. (Schneevogel) nimmt in der Zahl der deutschen Humanisten des ausgehenden 15. Jahrhunderts eine nicht unwichtige Stellung ein. Die besten Nachrichten über sein Leben und seine Schriften sind in dem unten anzuführenden Auszuge aus dem Inhalte eines mündlichen Vortrags von Wilhelm Loose zu finden. Danach wurde N. nicht in Plauen, sondern in Eger geboren: in welchem Jahre, ist unbekannt, doch dient zu annähernder Bestimmung der Zeit seiner Geburt die Thatsache, daß er am 19. April 1475 als Student in Ingolstadt inscribirt wurde. 1479 findet man ihn in Leipzig als baccalaureus studii Ingelstamensis immatriculirt, ebenda wurde er 1482 unter dem Decanate des Johannes von Allerstein zum Magister promovirt. Später war er kurze Zeit in Halle a. d. S. Rector einer Schule. Im J. 1485, wenn nicht erst 1486, wurde er Magister an der Schule zu Chemnitz i. S., aber auch hier war sein Aufenthalt nicht von langer Dauer, da ihn der Rath nach Ablauf seiner Amtszeit nicht wieder wählte. Schon 1488 hatte er seinen Wohnsitz wieder in Leipzig und noch am 28. April 1490 wird er dort als Vertreter der bairischen Nation erwähnt. Er beabsichtigte sich der akademischen Laufbahn zu widmen, diese Absicht kam jedoch nicht zur Ausführung, sondern er beschloß sein Leben als städtischer Verwaltungsbeamter, indem er 1490—1497 das Amt eines Stadtschreibers in Zittau versah, dann Oberstadtschreiber in Bautzen wurde. In Beziehung auf die Zeit seines Todes läßt sich nur angeben, daß sein Name in den Bautzener Rathsverzeichnissen zum letzten Male 1514 erscheint. — Die Zahl der Schriften, welche N. mit Sicherheit beigelegt werden können, beträgt 22. Es sind großentheils Uebungsbücher für den mündlichen und schriftlichen Gebrauch der lateinischen Sprache, aber gerade diese besitzen für uns deshalb hohen Werth, weil sie ihren Stoff mit Witz und Laune der Wirklichkeit entnehmen und die Umgebung der Personen und Zustände, in welcher sich ihr Verfasser befand, in ebenso anziehender als mannigfach lehrreicher Weise abspiegeln. Seine drei lateinischen Briefsteller z. B. bestehen ausschließlich aus Briefen, welche wirklich zwischen ihm und seinen Freunden gewechselt worden sind, und überdies erhöht sich für uns der historische Werth seiner Schriften auch dadurch, daß man von manchen derselben weiß, daß sie eine ungewöhnlich starke Verbreitung gefunden haben, wie sich beispielsweise von dem Dialogus pro parvulis nachweisen läßt, daß er an 20 verschiedenen Orten im Druck erschien.

Joh. Trithemius, Catalogus illustrium virorum Germaniam exornantium; Derselbe, De scriptoribus ecclesiasticis; Dan. Traug. Müller, De P. Niave Progr. I (und II?), Schneebergae 1756 (und?); Adam Dan. Richter, Programmata (de P. Niave) I—III, Zittav. 1760, 1761; (Joh. Gottfr. Weller), Altes aus allen Theilen der Geschichte, Stück 5, Chemnitz 1761, S. 684—688;

(J. F. Klotzsch und G. J. Grundig), Sammlung vermischter Nachrichten zur sächsischen Geschichte, Bd. I, Chemnitz 1767, S. 31—96; G. F. Otto, Lexikon der Oberlausizischen Schriftsteller, II, 2 S. 715 ff., Supplem. S. 304 f.; Hutten edid. Böcking Supplem. Tom. II, S. 429 f.; Auszug aus einem Vortrage von Loose in den Mittheilungen des Vereins für Chemnitzer Geschichte I, Chemnitz 1876, S. 9—11. —d.

Nicasius von Voerda, geb. um das Jahr 1440 in dem Dorfe Heyst op den Berg bei Mecheln, wird von seinen Zeitgenossen als Wunder an Gedächtniß, Gelehrsamkeit und Scharfsinn gepriesen. Schon im vierten Jahre erblindete er, was ihn nicht hinderte, sich den gelehrten Studien zu widmen. In Löwen studirte er zuerst die Artes, dann Theologie und wurde Licentiat, ging dann nach Köln, wo sein Bruder Universitätspedell war, trat 1486 in die Artistenfacultät, wendete sich aber später der Jurisprudenz zu, promovirte zum Doctor Decretorum und hielt als Professor vor zahlreichem Auditorium Vorlesungen. Als Priester predigte er, hörte Beichte und ministrirte am Altar. Er starb 1492. Bald nach seinem Tode erschien sein ziemlich umfangreiches Werk „Enarrationes Nicasii de Voerda in quatuor libros Institutionum“, Colon. 1493, dann Lugd. 1550. Daraus entnommen ist eine 1505 und 1506 in vier Auflagen verbreitete „Arborum trium consanguinitatis affinitatis cognationis spiritualis lectura“, welche Sebastian Brant herausgab. Zu dem Arbor actionum des Joh. Bassianus (Cremonensis) hatte N. einen Commentar geschrieben. Diese Schriften bilden einen Anhang des genannten Institutionenwerkes.

Stintzing, Gesch. d. populären Literatur d. römisch-kanonischen Rechts in Deutschland, Leipz. 1867, S. 182 ff., 460. — Stintzing, Gesch. d. deutschen Rechtswissenschaft, 1880, S. 30. — Koelhof'sche Chronik (Deutsche Städtechroniken XIV, S. 875, 881, 886). Teichmann.

Nicephorus: Hermann N. aus Westfalen, Schulmann und Dramatiker zu Ende des 16. Jahrhunderts. Da er seinem eigenen Zeugniß zufolge vor seiner Anstellung in Braunschweig zehn Jahre als Cantor und Conrector und zehn weitere Jahre in zwei verschiedenen Orten, Minden (?) und Lemgo, als Rector thätig war, muß er um 1555 geboren sein. In Braunschweig, wohin er 1595 als Leiter des Martineums berufen worden war, gerieth er bei dem Versuche, die Gelehrtenschule etwas von dem Einflusse der Geistlichkeit zu lösen, in Conflict mit dem schroffen Coadjutor Kaufmann und mußte 1604 nach Soest entweichen. Dort wirkte er bis zu seinem Tode (1625) in gleicher Stellung. — Im Anschluß an Petrus Ramus bemühte er sich vielfach, die aristotelisch-scholastische Lehrmethode der Logik und Rhetorik zu vereinfachen, wozu ihm öffentliche Disputationen das geeignetste Mittel schienen, obwol er mit diesen Bestrebungen wie bei den Aufführungen von Schulkomödien auf Widerstand stieß. Seine Uebersetzung von Buchanan's 50 Jahre zuvor erschienener lateinischer Tragödie „Jephtes“ (Braunschweig 1604) zeigt größere Formgewandtheit als die seines Vorgängers Bitner vom Jahre 1569. Verständig kürzt er gelehrte Anspielungen und rhetorische Stellen seiner Vorlage, indem er auf wörtliche, zu Weitschweifigkeit führende Wiedergabe verzichtet. Die Chorlieder läßt er von verschiedenen Choristen declamiren.

Rehtmeyer, Braunschweigische Kirchenhistorie 4, 212 (1712). — Rotermund's Forts. zu Jöcher's Gel. Lex. 5, 615 (1816). — H. Dürre, H. Nicephorus, Rector des Martineums zu Braunschweig 1595—1604. Progr. Braunschweig 1869. — Vogeler, Geschichte des Soester Archigymnasiums II. Progr. 1885, S. 16 f. — Mehrere Schriften des N. führt Draudius, Bibliotheca classica 1625, p. 155, 1338, 1344, 1446 an. — Goedeke, Grundriß [2], § 152, Nr. 357. J. Bolte.

Nicetius: der heilige N., Bischof von Trier (c. 527, bez. 534—566), der erste bedeutende Vorsteher dieser Kirche nach der Völkerwanderung, über den wir durch zeitgenössische Berichte zuverlässige und eingehende Nachrichten besitzen. Wir schöpfen dieselben theils aus seinem eigenen Briefwechsel (Hontheim, Hist. dipl. I, 35 ff.), theils aus Gregors von Tours Leben des Heiligen, das dieser nach den Mittheilungen des Abts Aredius von Limoges, eines Lieblingsschülers des N., zusammenstellte (Gregor. Tur. De vitis patr. c. 17, Surius V, 523. Mabillon, Act. SS. ord. Bened. Saec. I, 191. Bibl. max. XI, 953), theils aus den zwei Gedichten des Venantius Fortunatus (ad Nicetium episcopum Treverensem, ed. Leo, MG. 1881 libr. III, n⁰ 11. p. 63 und ib. n⁰ 12 de castello eiusdem super Mosella, p. 64 ff.), endlich aus conciliarischen Verhandlungen und andern Urkunden, welche Ad. Goerz (Mittelrh. Regesten, Cobl. 1876, I, S. 5 bis 10) vereinigt hat. Heimath, Abstammung und Jugendgeschichte des N. sind unbekannt, doch vermuthet Brower (zu Venant. Fortun. p. 74) nicht ohne Grund, daß er ein Verwandter des von Sidonius Apollinaris (Ep. VIII, 6) genannten Nicetius, eines Auvergnaten, war, da N. von König Theoderich aus der Auvergne nach Trier gesandt wurde. Dieser hatte ihn als Abt eines Klosters (zu Limoges?) kennen gelernt und ernannte ihn nach dem Ableben des Aprunculus zum Bischof von Trier, wo indessen das Volk den hl. Gallus gewünscht hatte. Mit königlichem Geleite, dessen Ausschreitungen der Bischof noch auf der Reise zügelte, gelangte er nach Trier, das damals, nach den mehrfachen Zerstörungen des 5. Jahrhunderts, halb in Trümmern gelegen haben muß (527 nach Hontheims' nicht unwahrscheinlicher Annahme, s. Goertz a. a. O. S. 5). Seine erste Sorge dürfte die Wiederherstellung des Trierer Doms gewesen sein (Venant. Fort.: templa vetusta Dei renovasti in culmine prisco, et floret senior te reparante Domus u. s. f.); die in unserer Zeit von v. Wilmowsky (Dom von Trier. Tr. 1874) angestellten Untersuchungen haben eine umfangreiche fränkische Restauration bez. einen Umbau erwiesen, der nur auf N. zurückzuführen ist. Interessant ist, daß N. ohne Zweifel zu diesem Geschäft sich italienische Künstler kommen ließ, wie aus einem von Verehrung für ihn glühenden Schreiben eines Bischofs Rufus (von Octudurum = Martigny im Wallis, Honth. I, 37 zum J. 549. Bouquet IV, 75 u. s. f.) hervorgeht. Einen anderen bedeutenden Bau des Bischofs beschreibt Venantius in dem zweiten der angeführten Gedichte: es war ein Castell, das in herrlicher Lage, nahe bei einem Orte Namens Mediolanum auf einem von dem winzigen Rhodanus umflossenen Berge, mit weiten Mauern und dreißig Thürmen geschützt, angelegt war. Die Burg war dreistöckig; zu ihren Befestigungen gehörte ein auf einer Ballista angebrachter Thurm, im Innern der Umwallung sah man Canäle, Weinberge und Obstgärten, selbst eine Mühle und eine Bauernwohnung (casa). Der Thurm mit der Ballista diente zugleich als Capelle — sanctorum locus est — eine der classischen Belegstellen für die Fortification kirchlicher Denkmäler im frühen Mittelalter. Die Ansicht Brower's, welcher dieses Castell in der Ruine Bischofstein an der Untermosel suchte, ist jetzt aufgegeben; mit mehr Recht sucht Schmitt (Kirche des h. Paulin 398) es auf dem von der Dhron umspülten Bergvorsprung bei Emmel, nicht weit von Neumagen, dessen großartige römische Reste in den letzten Jahren durch Dr. Hettner aufgelegt wurden. Als Bischof zeigte sich N. streng in der Aufrechthaltung der Zucht, selbst den Königen Theodebert und Chlotar I. gegenüber, sodaß es den Ränken seiner Gegner gelang, ihn ins Exil zu treiben, aus dem ihn K. Sigebert I. 561 zurückrief (Greg. Tur.). Nicetius' Thätigkeit war natürlich nicht auf seinen Sprengel beschränkt: wir treffen ihn als Theilnehmer der Synoden zu Clermont am 8. Novbr. 535 (Mansi, Conc. VIII, 863), zu Orléans am 28. Octbr. 549 (ebd. IX, 127), wiederum

zu Clermont 549 (ebd. IX, 142), zu Toul am 1. Juni 550, wo er den Vorsitz führte (Hartzheim I, 13) und wo nicht anwesend gewesen zu sein der Bischof Mappinius von Rheims in einem uns aufbewahrten Schreiben ad Nicetium Trevirensem (Bouquet, Recueil IV, 68. Mansi IX, 147. Hontheim I, 38) bedauert; ferner auf der 2. Synode zu Paris, welche König Childebert berufen (Mansi IX, 739). Von seiner Theilnahme an den dogmatischen Streitigkeiten der Zeit zeugen dann ein undatirter Brief des N. an den oströmischen Kaiser Justinian, in welchem er dessen Stellung zu den monophysitischen Händeln bedauert (Bouquet IV, 78. Hontheim V, 47) und ein Schreiben desselben an Clodoswinda, die Gemahlin des Longobardenkönigs Alboin, Tochter Chlotars I., in welchem sie aufgefordert wird, sich zu bemühen, daß ihr Gemahl sich vom Arianismus zur orthodoxen Lehre bekehre (Mansi IX, 769. Bouquet IV, 76. Honth. I, 49). Von anderen Beziehungen melden uns die beiden Briefe des Abts Florian von Romain-Moutier im Waadtland, in deren erstem Nicetius' Fürsprache bei König Theodebald für das Kloster Lerina am Mittelmeer (insula Lariensis quae Christopolis dicitur) erfleht wird (Bouquet IV, 67. Honth. I, XLI), während der zweite den Schreiber und dessen Bischof Datius von Mailand dem Gebete unsers Heiligen empfiehlt (Bouquet IV, 66. Honth. I, 35). Beide Briefe mögen zwischen 550—561 fallen; der erstere nennt N. zuerst archiepiscopus. Aus Nicetius' letzten Lebensjahren erfahren wir durch Gregor von Tours, daß die Stadt seinem Gebete die Abwendung einer schrecklichen, in den Trierschen Landen hausenden Pest (pestis inguinaria) zuschrieb (560—565). Endlich erkrankte er an einem leichten Fieber und starb nach dem Trierschen Kalender am 1. October, nach der auch von Hontheim (Prodrom. I, 369) adoptirten Annahme des Martyrol. Roman. am 5. December. Als Todesjahr nehmen Mabillon (Ann. Ben. I, 594) und Hontheim 566 an, während Brower und Masen 563 setzen. Er fand sein Grab in S. Maximin und hatte den hl. Magnerich zum Nachfolger.

Vgl. Clouet, Prov. de Trév. I, 414—451. — Marx, Gesch. des Erzstifts Tr. I, 82--85. II, 377 f. — Rettberg I, 462. — Friedrich II, 181—191. — Steininger, Gesch. d. Trevirer unter d. Herrsch. d. Franken, Trier 1850, S. 13 ff. — Martini im Kirchl. Amtsanzeiger für die Diöcese Trier, 1855, S. 71—74. — Mandernach, Die Schriften des hl. Nicetius, Bischofs v. Tr., Mainz 1850. — F. Kayser, Leben und Schriften des h. N., Tr. 1873. Kraus.

Nichthonius: Petrus N. aus Weinsberg, Dramatiker, schrieb 1614 ein Schauspiel „Weinspergische Belägerung vor etlich hundert Jahrn, von ehelicher Weiber Trew" (gedruckt zu Nürnberg), um seine Landsleute mit der bisher nur litterarisch fortgepflanzten Sage von den Weibern zu Weinsberg bekannt zu machen. Die Quelle der ziemlich dürren chronikartigen Reimerei war Tritheims Chronicon Hirsaugiense (ad a. 1140) durch die Vermittlung einer unbekannten Bearbeitung von Hauder. Jeder der gegebenen drei Hauptpersonen, Kaiser Konrad III., Herzog Welf und seiner Gemahlin, hat N. eine schablonenhafte Nebenfigur zur Seite gestellt, sonst aber nur einige Gespräche der Soldaten vor und in der Burg zu der einfachen Handlung hinzugethan; wegen der großen militärischen Aufzüge verlangt er jedoch ein Personal von 378 Mann.

Goedeke, Grundriß [2], § 149, Nr. 303. — Ein Stück der gereimten Vorrede ist abgedruckt bei K. Jäger, Die Burg Weinsberg, 1825, S. 24—40 und Dillenius, Weinsberg 1860, S. 14. 262—266. J. Bolte.

Nichelmann: Christoph N., geb. zu Treuenbriezen am 13. Aug. 1717, † in ärmlichen Verhältnissen zu Berlin am 20. Juli 1762, königlich preußischer Kammermusikus und zweiter Cembalist der königl. Operncapelle, hatte seinen

ersten Clavierunterricht von den beiden im Amte sich folgenden Stadtorganisten seiner Vaterstadt, Andreas Schweinitz und Christoph Lippe, im Gesange vom Cantor Joh. Pet. Bübel erhalten. Schon im jugendlichen Alter Neigung und Talent zur Musik bemerkenswerth bethätigend, ward er dann von seinem Vater 1730 nach Leipzig gebracht und genoß nun hier als Thomasschüler die Unterweisung Joh. Seb. Bach's, während zugleich dessen ältester Sohn, Wilhelm Friedemann, seine Fortbildung im Clavierspiele unternahm und seine ersten Compositionsversuche überwachte. Drei Jahre lang war es ihm vergönnt der Schüler so bedeutender Meister zu sein. Aber seine Neigung war nicht darauf gerichtet, sich als Kirchencomponist und Orgelspieler zu perfectioniren; ihn zog zumeist die Oper an. Damit war es jedoch zu damaliger Zeit in Leipzig schlecht bestellt. Obwol die seit 1678 in Hamburg bestehende ständige deutsche Oper längst nicht mehr auf der Höhe ihres einstigen Ruhmes stand und von ihrem seinerzeitigen Glanze viel verloren hatte, besaß sie dennoch durch ganz Deutschland noch immer ein großes Renommée und übte auf Musiker und Publicum bedeutende Anziehungskraft. Berühmte Tonsetzer und Capellmeister, wie Reinhard Keiser (1673—1739), Georg Ph. Telemann (1681—1767), Joh. Mattheson (1681—1764) wirkten noch in der reichen Handelsstadt und zogen stets, wie schon zu Anfang des Jahrhunderts, strebsame junge Männer nach der norddeutschen Kunst- und Handelsmetropole. N., nachdem er über die wichtigste seine Zukunft betreffende Frage mit sich einig geworden war, entschloß sich rasch zur Wanderschaft und bald sehen wir ihn in Gesellschaft eines Schulkameraden, Joh. Gottfr. Böhm, der alten Hansestadt, zusteuern. Er machte hier die Bekanntschaft der drei oben genannten Männer und lernte von ihnen, was jeden in seinem Fache besonders auszeichnete, von Keiser das Natürliche und Anmuthige der theatralischen Musik, Telemann machte ihm den Unterschied zwischen italienischer und französischer Musik anschaulich, Mattheson führte ihn in die Geheimnisse des Recitativstils ein. Mit Eifer setzte er seine Studien mehrere Jahre hindurch fort, ward hierauf kurze Zeit Musiklehrer im Hause des Grafen Rantzau, der im Oldenburgischen ein Gut besaß und wandte sich dann (1738) nach einem kurzen Besuch seiner Heimath, nach Berlin. Da war für den Moment für einen strebsamen Musiker allerdings nur wenig zu suchen, denn noch herrschte dort der Corporalsstock des strengen Soldatenkönigs Friedrich Wilhelm I. N. trat zuerst als Secretär in die Dienste des Grafen Barfuß, folgte ihm jedoch nicht, als derselbe sich 1739 auf seine Güter in Ostpreußen begab. Bald brach auch für die preußische Residenz und die Musikpflege in ihr eine neue, lange erhoffte Blütheperiode an. 1740 bestieg der junge König Friedrich II., dem die Nachwelt den wohlverdienten Beinamen des Großen gab, den Thron. Vom ersten Augenblick seiner Regierung an war er bemüht, den Musen eine Stätte in seinem Lande zu bereiten. Eine seiner frühesten Maßnahmen betraf die Gründung der königlichen Capelle und Oper und N., dessen Aufenthalt sich in diese kunstbelebte Zeit ausdehnte, fand jetzt reichliche Gelegenheit, sich in seinem Berufe zu vervollkommnen. Joh. Joach. Quanz, der Flötenmeister und Liebling des Königs, nahm mit ihm den Gradus ad Parnassum von Joh. Fux, das damals berühmteste Lehrbuch der Composition, durch; C. H. Graun, der k. Capellmeister und von Friedrich II. so hochgeschätzte Tonsetzer unterrichtete ihn in der Gesangscomposition. Er versuchte sich von jetzt ab in Vocalsätzen und schrieb zwei Theile mit je 12 Claviersonaten, die später in Nürnberg gedruckt wurden. Um diese Zeit starb sein Vater, der ihn bisher unterstützt und dadurch die Fortsetzung seiner Studien ermöglicht hatte. Er sah sich nun auf eigene Füße gestellt und in der Lage, auf ein Unterkommen bedacht zu sein. Obwol ihm seine so einflußreichen Lehrer gewiß wohlwollten, war nun eben doch in der königlichen Capelle keine Stelle

frei und so entschloß er sich, eine Reise nach England und Frankreich zu unternehmen, um in diesen Ländern sein Glück zu versuchen. Er verließ Ende August 1744 Berlin und verweilte zunächst wieder in Hamburg. Im Begriffe, von dort die beabsichtigte Ueberfahrt nach London anzutreten, sah er sich durch einen königlichen Befehl zurückgerufen. Nachdem er am 16. März 1746 in Berlin wieder eingetroffen war, erhielt er Anstellung als zweiter Cembalist. In dieser Stellung verblieb er 12 Jahre; seit 1756 privatisirte er. N., obwol kein besonders fruchtbarer Componist, zählt doch zu den angesehensten Tonsetzern der Berliner Schule. Er schrieb zu des Königs Zufriedenheit die Oper: „Il sogno di Scipione“ von Metastasio, die am 27. März 1746 im Schloßtheater zu Berlin aufgeführt wurde, und 1747 ein von Nicolai gedichtetes Schäferspiel: „Galatea“, wozu Friedrich II. selbst die Sinfonie und zwei Arien, Quanz ebenfalls einige Arien componirten. Sechs deutsche Lieder finden sich in den bei Birnstil, Voß und Lange in Berlin zwischen 1756 und 1760 erschienenen Sammlungen („Neue Lieder zum Singen am Clavier“, „Geistliche Oden, in Melodien gesetzt von einigen Tonkünstlern Berlins“, „Geistliche, moralische und weltliche Oden von verschiedenen Componisten“, „Clavierstücke nebst einigen Oden“). Außer den schon oben genannten Sonatenlieferungen wurden Nichelmannsche Claviersätze in die seit 1760 von Birnstil herausgegebenen vielfachen Sammlungen aufgenommen. In den „Clavierstücken“ begegnen wir einem Rondo seiner Composition, im „Musikalischen Allerlei“ zwei hübschen Piecen: „La gaillarde“ und „La tendre“ (1761). 3 Sonaten erschienen nach seinem Tode in den von A. Weyer 1774 (2. Aufl.) publicirten Sonaten und Fugen von K. Ph. E. Bach, G. Fr. Händel und Chr. N. Der zweite Cembalist der königlichen Capelle zeichnete sich jedoch nicht allein als geschickter Virtuose und gründlicher Tonsetzer aus; auch als Schriftsteller bewährte er sich. 1755 erschien bei J. Christian Schuster in Danzig in einem dem Könige dedicirten Quartband: „Die Melodie nach ihrem Wesen sowol als nach ihren Eigenschaften“, mit dem Ciceronischen Motto: Ars cum a natura profecta sit, nisi natura moveat ac delectet, nihil sane egisse videtur. Das mit 82 Kupfertafeln ausgestattete Werk behandelt in 63 Kapiteln eingehend alles auf die Melodie bezügliche, und sucht schließlich zu beweisen, daß nur diejenigen Gesangstücke vollkommen zu gefallen vermögen, in denen die Singweise durch die Harmonie entsprechend unterstützt und dadurch die Absicht des Componisten ausgedrückt und empfunden wird. Gegen diese vortreffliche Schrift erfolgte von einem Anonymus (Casp. Dünkelfeind) ein Angriff: „Gedanken eines Liebhabers der Tonkunst über Hrn. Nichelmann's Tractat von der Melodie“, Nordhausen 1755. Dieses Elaborat rief eine Entgegnung, ob von N. selbst oder einem seiner Freunde geschrieben, ist zweifelhaft, hervor: „Die Vortrefflichkeit des Hrn. C. Dünkelfeind über die Abhandlung von der Melodie, ins Licht gesetzt von einem Musikfreunde“. Schletterer.

Nickel: Markus Adam N., Dr. der Theologie und Domcapitular in Mainz, geb. daselbst am 9. Juni 1800 und † ebenda am 31. Octbr. 1869, ein äußerst fruchtbarer theologischer Schriftsteller. Er studirte in Mainz, wurde dort 1823 zum Priester geweiht und 1830 zum Professor der Theologie und Spiritualdirector am Mainzer Seminar ernannt, 1833 zum Dompfarrer, 1835 zum Seminarregens und geistlichen Rath, 1851 zum Domcapitular befördert und lehrte noch als solcher fast bis zu seinem Lebensende die Homiletik und Liturgik am Seminar. Seine Hauptwerke sind: „Die hl. Zeiten und Feste nach ihrer Geschichte und Feier in der Kirche“, 1836. Neue Ausgabe 1863. 6 Bde.; „Das neue Testament. Zweck, Plan und Zergliederung aller einzelnen Bücher“, 1846. 4 Bde.; „Die evangelischen Perikopen, exegetisch-homiletisch bearbeitet“, 1847—54. 18 Bde. Im Vereine mit Jos. Kehrein gab er heraus: „Bered-

samkeit der Kirchenväter nach Jos. Weissenbach", 1844. 4 Bde. Ein ziemlich vollständiges Verzeichniß seiner Werke steht im Lit. Handweiser für das kath. Deutschland, 1868, Nr. 67 und eine Biographie in den Rheinischen Blättern vom 6. Novbr. 1869.
P. Ant. Weis.

Nickes: Johann Peter Anselm N., Benedictiner im Kloster St. Paul zu Rom — geb. zu Forst bei Aachen am 5. Septbr. 1825, † zu Rom am 5. Febr. 1866 — studirte zu Bonn die Philosophie und Theologie, in welchen beiden Wissenschaften er sich auch die Doctorwürde erwarb, wirkte nach seiner Priesterweihe in der Seelsorge in seiner Mutterdiöcese Köln, trat aber schon 1854 in das Benedictinerkloster St. Paul zu Rom, wo er am 4. Febr. 1855 die feierlichen Gelübde ablegte und dann zum Lector ernannt die Moraltheologie und griechische Sprache docirte. Ein musterhafter Ordensmann, der nur seinen religiösen Verpflichtungen und seinen angestrengten Studien lebte, errang er sich die Achtung und Liebe seiner Ordensgenossen und einen guten Ruf in der gelehrten Welt. Er schrieb: „De Aristotelis politicorum libris", 1851; „De veteris testamenti codd. græcorum familiis", 1853; „De libro Judithae", 1854; „De Estherae libro et ad eum quae pertinent vaticiniis et psalmis ll. tres", Romæ 1856—58. 2 Vol.; „Sanctum Florentinum universæ ecclesiae concilium (Græce et lat.)", Romæ 1865. Auch betheiligte er sich an dem Werke: „Stimmen aus Rom. Von den Benedictinern in St. Paul", Schaffhausen 1860.

Vgl. Album Benedictinum. S. Vincentii in Pennsylvania 1869. p. 200.
P. Ant. Weis.

Niclaes: Heinrich N., religiöser Schwärmer im 16. Jahrhunderte, dem früherer Verkennung entgegen sein Recht erst geworden ist durch Nippold's Abhandlung „Heinrich Niclaes und das Haus der Liebe" (Zeitschr. f. histor. Theol. 1862, Heft III). 1501 oder 1502 zu Münster in niedrigem Stande geboren, erhielt er von einem Pater Cornelius den ersten Unterricht. Schon als Kind offenbarte er eine besondere Hinneigung zum Mysticismus, hatte Visionen und war außerordentlich exaltirt. Wiewol ihm Luther's Schriften wenig gefielen, pflegte er doch Umgang mit mehreren Lutheranern, und lernte auch die Bibel kennen. Daher der Ketzerei verdächtig, wurde er verhaftet, aber wieder entlassen. Um 1530 wanderte er mit Frau und Kind aus seinem damaligen (nicht bekannten) Wohnort nach Amsterdam, wo er auch mit den Anhängern der Reformation in Berührung kam und daher verhaftet aber nach einem Verhör vor dem hohen Rathe von Holland wieder freigelassen wurde. Bis etwa 1540 lebte er nun dort ruhig, ohne sich um die Religionsstreitigkeiten zu kümmern. Um so mehr vertiefte er sich in schwärmerische Phantasien und kam durch allerlei Visionen zur Ueberzeugung von einer gewissen geistlichen Incarnation. Er glaubte nämlich, Gott habe sich mit ihm vereinigt und der hl. Geist in ihm Wohnung gemacht; der Geist befahl ihm zur Verkündigung seiner Ansichten nach Emden zu gehen. Dort hielt er sich zwanzig Jahre auf, betrieb fleißig seine Kaufmannsgeschäfte und entwickelte in mehreren Schriften seine schwärmerischen Ansichten, für welche er auch auf jährlichen Reisen nach Holland Propaganda zu machen suchte. Manchmal verweilte er auch bei dem bekannten Coornhert zu Harlem, ohne ihn doch für sich gewinnen zu können, wie ihm dies zu Emden mit Dietrich von Borne de Bohmberger, Christophel Plantyn und Augustin von Hasselt, Hubert zu Rotterdam und Heinrich Jansen aus Barneveld gelungen war. Die drei erstgenannten druckten seine Schriften, der letztere verbreitete seine Ansichten in Friesland, Overyssel, Brabant und Holland. Wie N. völlig fest glaubte, war ihm selbst von Gott offenbart, er solle eine neue Secte stiften, deren oberster Grundzug das feine Gefühl für die göttliche Liebe sein müsse. In der

Religion habe nur diese Liebe Bedeutung, indem Glaubensartikel, wie auch die verschiedenen Cultusformen gleichgültig seien. Nicht Kenntniß sondern das heilige Feuer der Gottesliebe im inneren Herzen sei das eigentliche Wesen der wahren Religion. Daher sollten die Glieder des „Hauses der Liebe“, wie er seine Secte nannte, vollkommene und von der göttlichen Liebe ganz erfüllte Menschen sein, welche erst im dreißigsten Jahre die Taufe empfangen dürften, wie einst Jesus von Nazareth. Einigkeit und Liebe sollten Alle verbinden und Streitigkeiten über Religionsfragen waren ihnen ausdrücklich untersagt. Unter diesen Familiaristen, wie sie genannt wurden, vertrat N. selbst als Prophet oder als eine Art von Paraklet die erste Stelle; ihm zur Seite standen 24 Aelteste, die Nazarener und vier Seraphine. Wiewol es ihm mit seinem Glauben und dem Verlangen nach innerer Gottesgemeinschaft unzweifelhaft Ernst war, rief doch der Wahn, Gott habe sich mit ihm vereinigt, allmählich einen schwärmerischen Hochmuth bei ihm hervor, welcher sich auch bei mehreren seiner Anhänger offenbarte. Seine Ansichten und sein Treiben fand heftigen Widerspruch bei Coornhert (Wederlegging van den Spiegel der gerechtigheid) und Grevinckhoven (Outdekking van Hendrik Niclaes). Auch der Anabaptist Heinrich Antonides van der Goes und selbst David Joris, obwol dieser vielfach mit N. verwandt war, hielten ihren Widerspruch nicht zurück und der Magistrat zu Emden beschloß endlich 1560 seine Verhaftung. Deshalb entfloh er nach Kampen und nachmals nach Köln und wanderte um 1565 nach England aus, wo er sich nur einen beschränkten Anhang erwarb, welcher bis ins 17. Jahrhundert, aber nicht unangefochten, fortbauerte. Die Königin Elisabeth befahl die Verbrennung der englischen Uebersetzung seiner Schriften und Henricus Morus trat wider ihn auf in der Abhandlung: Grand explanation of the Mystery of godliness. Auch die ersten Anhänger seiner Ansichten, Plantyn, Heinrich Jansen und Hubert von Rotterdam kehrten sich von ihm ab und während er sich bemühte, sie wieder zu gewinnen, starb er, man weiß nicht genau wo und wann. Die bedeutendsten seiner Schriften sind: „De spiegel der gerechtigheid“, „Revelatio Dei of God in zyn groote Voorzeyging“, „Een blyde boedschap van het ryk van God en Christus“, „Een afbeelding van den Naam-en geestelyken tabernakel“, „Eerste Vermaning aan zyn kinderen en de familie der liefde“ und „Geloofsbelydenis van de ware en Christelyke religie“, zuerst 1575 erschienen und 1604 dem Könige Jacob I. gewidmet. Noch mehrere Schriften sind in van der Aa's Biogr. Woordenb. erwähnt, welcher auch die Litteratur über ihn anführt. Besonders aber ist die obengenannte Abhandlung von Dr. Nippold zu vergleichen, wie auch J. H. Hessels, Henrick Niclaes, the family of love, 1869; P. A. Tiele, Christophe Plantin et le sectaire mystique Henrik Niclaes, 1868. Mehrere seiner Schriften wie auch eine „Chronica van het Huis der Liefde“, Haarl. 1716 befinden sich in der Bibliothek der Taufgesinnten zu Amsterdam. Vgl. den Katalog S. 195/196. van Slee.

Niclas: Johann Nicolaus N., geb. am 5. April 1733 zu Gräfenwarth bei Schleiz, besuchte die Schulen zu Schleiz und Gera und seit 1753 die Universität Göttingen, wo er von Geßner liebgewonnen und gefördert wurde. 1760 wurde er Collaborator am Pädagogium zu Ilfeld, 1770 dann Rector der Michaelisschule zu Lüneburg, d. h. des vom Kloster St. Michaelis oder der Lüneburger Ritterschaft neben der Ritterakademie unterhaltenen bürgerlichen Gymnasii, das in einem gewissen Gegensatze zum städtischen Johanneum stand. Er war wol der gelehrteste aller Vorsteher dieser Anstalt, ein eifriger Büchersammler und Besitzer einer werthvollen Bibliothek von 9—10 000 Bänden, welche 1790 für die Ritterakademie für 2000 Thlr. Cassenmünze (Speciesthaler) angekauft wurde. 1806 wurde er schwachsinnig und kam unter Curatel, am

22. August 1808 starb er. Von seinen Arbeiten (bei Rotermund V, 625) war seine Ausgabe der „Geoponicorum sive de re rustica libri XX" in 4 Bänden (1781) noch bis auf die neueste Zeit unentbehrlich.

Ueber seine Bibl. vergl.: Ad. Martini, Beitr. z. Kenntniß der Bibl. des Kl. St. Michaelis in Lüneburg (1827), S. 18 ff. — W. Pökel, Philol. Schriftst.-Lex. S. 190. Krause.

Niclot: Fürst der Obotriten, kein Deutscher, ja ein grimmiger Feind unseres Volkes, gehört dennoch in die Allg. D. Biographie als der Stammherr sämmtlicher Linien des mecklenburgischen Fürstenhauses. Alles, war wir von ihm wissen, stammt deutscher Seits aus Helmold, — dänischer aus Saxo Grammaticus, slavische Quellen sind nicht überliefert. Nach des dänischen Obotritenkönigs Kanut Hlaward's Ermordung finden wir 1130 das Obotritenreich getheilt in Lübeck-Wagrien unter einem Seitenverwandten der alten Wendenkönige, Pribislav I., und das eigentliche Obotritien nebst den Liutizenländern Kissin (Kessin) und Circipanien unter N.; dessen Zusammenhang mit der alten Königsfamilie nicht erwiesen ist, der aber nach dem Siegel seiner Nachkommen schon des nächsten Jahrhunderts, dem Greifen, obwol „major Abotritorum" genannt, zum Hause der rügischen oder Pommern-Fürsten gehört zu haben scheint. Wigger möchte in ihm den Sohn von Lothars Gegner Dumar sehen. N. hatte, obwol Heide, sich in ein enges Freundschaftsbündniß mit dem Schauenburger Grafen Adolf II. von Holstein zu setzen verstanden und dadurch seine Herrschaft befestigt. Aber der Slavenkreuzzug von 1147, dem jener sich nicht entziehen konnte, brach dies Verhältnis gegen beider Willen. N. überfiel und verwüstete Lübeck und die Lande Adolfs, verbrannte dann vor dem heranziehenden Heinrich dem Löwen seine näherliegenden, ziemlich armseligen Sumpfburgen und schloß sich in dem unzugänglichen Dubin oder Dobin, dem Burgwall auf der moorigen Landenge zwischen dem Schweriner See und der „Döpe" ein, die nun von Süden her durch die Sachsen, von Norden durch die in der Gegend von Wismar gelandeten Dänen berannt wurde. Nach dem durch die Ranen erzwungenen Abzuge der letzteren, unterwarf sich N. dem Sachsenherzoge und wurde mit seinem Volke zur Taufe gezwungen. Die Freundschaft mit Adolf von Holstein wurde erneuert, 1150 leistete derselbe mit 2000 Mann Hülfe gegen die aufgestandenen Kissiner (zwischen Warnow und Recknitz) und Circipaner (zwischen Recknitz, Peene und Trebel). 1154 gründete Herzog Heinrich auf Obotritenboden das Bisthum Ratzeburg und forderte 1155 in einer Fürstenversammlung zu Ertheneburg (Artlenburg) ernstlichst das Festhalten am Christenthum, worauf N. ihm anbot, mit seinen Slaven ihn selber als Gott zu verehren. 1157 unterstützte N. mit seiner Piratenflotte auf Befehl des Herzogs mit Vergnügen den Dänenkönig Swen gegen den aufständischen Waldemar (den Großen); konnte er doch dabei Raubzüge gegen die verhaßten Gegner machen. Ja als 1157 Swen umgekommen war, setzte er mit Nachdruck den Plünderungskrieg mit der Flotte fort, selbst dann noch, als Heinrich gegen eine Zahlung Waldemars von 1000 Mark Frieden geboten hatte. 1160 wurden daher die Slaven vom Herzoge zur Landesversammlung nach Barförde (nicht Bremervörde) zur Rechtfertigung vorgeladen, und da sie nicht erschienen, in die Acht erklärt. Sofort versuchte N. wieder Lübeck zu überfallen, aber vergeblich, und nun fielen Heinrich und Waldemar gemeinsam ins Obotritenland ein. Vor der Uebermacht Heinrichs verbrannte N. seine Burgen Mecklenburg, Schwerin, Ilow und Dobin und zog sich, Obotritien preisgebend, über die Warnow ins Kissinerland nach Werle zurück. Auf Streifzügen von hier aus verloren seine Söhne Pribislav II. und Wratislav seine besten Leute, und dann fiel er selbst in einem Hinterhalte tapfer kämpfend 1160, der letzte energische Vorkämpfer des Slaventhums. Sein

Haupt wurde im Triumph durchs Sachsenlager getragen. Da nun auch die Dänen mit ihrer Flotte die Warnow heraufkamen und das alte slavische Rostock (rechts des Flusses im Kissinerlande) und die Burg Kessin (Guderak) verbrannten, zündeten Pribislav und Wratislav auch Werle an und flohen in den Sumpfwald. Sie behaupteten dann nur Kessin und Circipanien, der Sachsenherzog aber occupirte alles Land östlich bis zur sumpfigen Flußlinie der Warnow und der Nebel und setzte darüber sächsische Burgvögte, die dem Edlen Gunzel von Hagen in Burg Schwerin, dem Stammherrn der Schweriner Grafen, als herzoglichem Burggrafen unterstellt wurden. Auch das bald darauf nach Schwerin verlegte mecklenburger Bisthum erhielt seine Dotation im neugewonnenen Lande, namentlich an dem Grenzpunkte, wo die Nebel in die Warnow fällt, den Obotritenburgplatz Bützow mit Zubehör. Ein dritter Sohn Niclot's, Prizlav, war schon vorher zu den Dänen übergegangen, war Christ und hatte mit seiner Gemahlin Katharina, der Tochter Waldemars, die Herrschaft der Insel Laaland erhalten; 1164 übertrug sein Schwiegervater ihm auch 1/3 von Wolgast; seine Nachkommen starben 1184 aus. Auch ein Bruder Niclot's, Lubimar, wird 1163 auf herzoglicher Seite erwähnt. Von Pribislav II. stammen die heutigen Großherzöge beider Mecklenburg.

L. Giesebrecht, Wendische Gesch. — Rudloff, Pragm. Handb. d. meckl. Gesch. I.; auch v. Lützow I, und Boll I. — Joh. Niemeyer, Das Slavenland unter Herzog Heinrich dem Löwen (Meldorfer Gymn.-Progr. 1881. 82). — E. v. Sieniawski, Ueber den Obotritenfürsten Niklot (Düsseldorfer-Gymn.-Progr. 1881; vom poln. Standpunkt. Vergl. Jahresber. der Gesch.-Wiss. Jahrg. 3, II, S. 152). — Wigger, Stammtafeln des großh. Hauses von Mecklenburg (Festschrift 1885), S. 24 ff. — Ders. in Lisch' Jahrb. 28.

Krause.

Nicol: Karl Wilhelm Günther N., geb. am 14. Juli 1806 zu Göttingen, war der Sohn eines Beamten beim königlichen Amte daselbst, der bald darauf an das Amt Osterode, später in der westfälischen Zeit als Tribunalrichter nach Hersfeld, von hier nach Nienburg und nach Wiederherstellung der rechtmäßigen Herrschaft nach Aerzen (Arzen) bei Hameln versetzt wurde. An die letzteren Orte knüpften sich die ersten Jugenderinnerungen unseres Dichters. Ein äußerst heftiges Nervenfieber, das ihn befiel, ließ eine bleibende Körperschwäche zurück; dagegen entfalteten sich unter Leitung seiner hochgebildeten Eltern seine geistigen Anlagen zu schönster Blüthe. Er las viel, und außer geschichtlichen und schönwissenschaftlichen Werken gehörte seit seinem 16. Jahre die Zeitung zu seiner Lectüre, die er seitdem niemals aufgab. Im J. 1824 kam N. in das Haus des Justizbürgermeisters von Dassel nach Lüneburg und besuchte hier drei Jahre lang das Gymnasium. In diese Zeit fallen auch seine ersten dichterischen Versuche, welche anonym in einer Hallenser belletristischen Zeitschrift erschienen. Inzwischen war sein Vater gestorben; doch bezog N. 1827 die Universität Göttingen, wo er, unterstützt von seinem Gönner in Lüneburg, sich dem Studium der Rechte widmete. Ostern 1830 verließ er die Hochschule, bestand in Celle die Prüfung für Advocaten und ließ sich dann auf kurze Zeit in Hameln, später dauernd in Aerzen, wo seine Mutter mit den jüngeren Geschwistern den Wohnsitz beibehalten hatte, als Advocat nieder. Die politischen Ereignisse der Jahre 1830 und 1831 ergriffen ihn mächtig und begeisterten ihn zu seinen „Polenliedern“, denen sich die patriotisch-herzhaften „Freiheitslieder“ anschlossen, die in Herloßsohn's „Kometen“, in Th. Hell's „Abendzeitung“ u. a. Blättern veröffentlicht wurden. Nachdem er sich einmal dem Zauber des Dichtens und Schaffens hingegeben, sagten ihm die trockenen Geschäfte des Anwaltes nicht mehr zu, auch war Aerzen nicht der Ort, einen Advocaten genügend zu beschäftigen;

N. lebte daher mehr der Familie, der Politik und Poesie. Im J. 1846 veröffentlichte er eine Sammlung seiner „Gedichte“, die ein edles Gemüth, einen ehrenfesten nationalen Sinn wiederspiegeln, obschon ihnen häufig das individuelle Gepräge, die Ursprünglichkeit der Ideen und Bilder fehlt. Im J. 1848 siedelte N. mit seiner Schwester und einem alten Onkel nach Hannover über, um dort mit seinem Bruder Karl gemeinschaftlich die Advocatur zu betreiben. Während letzterer als Mitglied der deutschen Nationalversammlung in Frankfurt weilte, führte N. dessen Praxis fort, und es gehörte seine ganze, oft im Leben bewährte Gewissenhaftigkeit dazu, daß er sich dieser Aufgabe inmitten der politischen Aufregung mit aller Treue und allem Fleiße unterzog. Infolge der neuen Gerichtsorganisation wurde N. 1852 zum Obergerichtsanwalt in Hannover ernannt, und als solcher starb er am 15. Januar 1858. Nach seinem Tode erschienen seine im Genre der Dorfgeschichten gehaltenen „Erzählungen aus Niedersachsen“ (II, 1858), die nicht sowol wegen ihrer Form als wegen ihrer culturgeschichtlichen Bedeutung von Werth sind.

Ignaz Hub, Deutschlands Balladen- und Romanzen-Dichter, 4. Aufl., Karlsruhe 1864 ff., Bd. II, S. 402. Brümmer.

Nicolai: Adolf N., Dichter geistlicher Lieder, wurde geboren am 26. März 1805 zu Radeberg bei Dresden, wo sein Vater Prediger war. Der Vater ward im J. 1808 an die Kreuzkirche in Dresden und im J. 1816 als Consistorialrath und Diakonus zu St. Nicolai nach Berlin versetzt. Hier besuchte N. bis zu seinem 16. Jahre das Gymnasium zum grauen Kloster und trat dann, weil er wegen seines Leichtsinns zum Studiren nicht taugte, in ein kaufmännisches Geschäft. Während einer schweren Krankheit brachte ihn die leibliche und geistliche Pflege seiner frommen Mutter auf ernstere Gedanken. Ein Tapisseriegeschäft, das er im J. 1830 mit einem Freunde errichtete und das er nach dem Tode des letzteren allein fortsetzte, hatte einen außerordentlichen Erfolg. Kränklichkeit, eine Geschäftskrise und, wie es scheint, nicht zum mindesten der Wunsch, den Gefahren des Reichthums zu entgehen, veranlaßten ihn im J. 1838 sich von dem Geschäfte zurückzuziehen und unweit Grimma an der Mulde eine Villa zu beziehen; hier widmete er sich außer der Erziehung seiner Kinder einem eingehenden Studium der heiligen Schrift; hier in der Einsamkeit arbeitete er sich zu einer entschiedenen christlichen Lebensanschauung hindurch. Vermögensverluste ließen ihn dann im J. 1845 eine Ziegelei in Stahmeln bei Leipzig anlegen; brachten die Revolutionsjahre ihm hier Zeiten schwerer Noth, so erholte sich der Betrieb doch hernach wieder und im J. 1865 konnte er die Ziegelei verkaufen und sich zur Ruhe setzen. Er lebte nun erst in Leipzig und dann in Dresden. Vier seiner Söhne zogen mit in den französischen Krieg und kehrten auch wieder zu ihm zurück. Er erkrankte bald danach an den von französischen Kriegsgefangenen eingebrachten Pocken und starb am 21. Januar 1872. Im J. 1855 hatte er seine „Lebensklänge aus Gottes Wort“ (Berlin bei W. Schultze) erscheinen lassen; 76 geistliche Lieder, die zum größten Theil in den schwersten Zeiten seines Lebens entstanden sind, und von denen einige nach Form und Inhalt zu den besten unserer Zeit gehören.

Otto Kraus, Geistliche Lieder im neunzehnten Jahrhundert, 2. Aufl., Gütersloh 1879, S. 368 ff. Hier sind auch sieben seiner Lieder abgedruckt. — Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., VII, S. 315 ff. l. u.

Nicolai: Daniel N., preußischer Rechtsgelehrter, geb. am 4. April 1683 in Königsberg, † am 1. August 1750 daselbst. N., ein Sohn des preußischen Archiv- und Jagdsecretärs Georg N., wurde nach kaum zurückgelegtem 16. Lebens-

jahre, am 17. April 1699, als Rechtscandidat an der Hochschule seiner Vaterstadt immatriculirt. Die hervorragenden Kräfte, welche damals in Halle wirkten, und die rasch aufblühende junge Universität zu einer der angesehensten Deutschlands erhoben, machten in dem strebsamen jungen Mann den Wunsch rege, dort seine Studien zu vollenden. Er ging deshalb am 17. März 1706 über Frankfurt a. O., wo er wegen Feier der zweihundertjährigen Gründung der Universität bis zum 8. Mai blieb, nach Halle. Hier bildete neben Thomasius der ältere Stryck die Hauptzierde der Hochschule, welcher trotz seiner vorgerückten Jahre täglich 4—5 Stunden las. N. hörte nicht blos bei diesem sondern auch bei dessen Sohne, dem jungen Stryck; dann bei Thomasius und dem Kanzler v. Ludewig Staatsrecht; bei Böhmer Kirchenrecht; bei seinem Hauswirth Hofrath Sparlette Geographie. Mit einer ungewöhnlichen Summe von Kenntnissen ausgerüstet wurde er auf Vorschlag der preußischen Stände am 3. Januar 1708 von König Friedrich I. zum außerordentlichen Professor der Rechte an der Universität Königsberg ernannt. Am 13. April desselben Jahres erwarb er nach vorgängiger Inauguraldisputation: „De obligationibus filiifamilias“ (28. März) unter dem Vorsitze seines gefeierten Lehrers Stryck den Doctorhut, besuchte unmittelbar darauf, zur Anknüpfung persönlicher Beziehungen die Universitäten Leipzig, Erfurt, Marburg, Leyden, Franeker, Gröningen und betrat Anfangs des Jahres 1709 den Katheder. Am 5. Febr. 1722 wurde er zum Rath beim preuß. Oberappellationsgerichte befördert, und da er ablehnte, in das königliche Commerciencollegium sowie in das Criminal- und Hof-Hals-Gericht, 1724 in den Magistrat als Stadtrichter und Präsident des städtischen Handelsgerichtes aufgenommen. Einer zweiten Berufung in das Oberappellationsgericht leistete er am 2. Juli 1726 Folge. 1733 kam er als vierter in die Reihe der ordentlichen Professoren der Juristenfacultät, rückte 1736 an die Stelle des zweiten vor, trat zugleich in den akademischen Senat und übernahm am 28. April 1737 zum erstenmale das Rectorat. Trotz dieser vielfachen Geschäfte wurde er 1741 auch noch zum Bürgermeister seiner Vaterstadt erwählt, welch' wichtigem Amte er bis zu seinem Tode (1750) vorstand. Die Hauptverdienste Nicolai's liegen in seiner langjährigen Wirksamkeit als öffentlicher Lehrer und praktischer Jurist. Außer einigen in Weidlich's Gel.-Geschichte Th. 2, S. 190 aufgeführten Dissertationen, welche Nicolai's früherer Lebensperiode angehören, besitzen wir von demselben keine schriftstellerischen Arbeiten, da ihm später wegen seiner mannigfachen Amtsgeschäfte die nöthige Zeit mangelte.

Zedler's Univers.-Lexikon XXIV, 333 ff. enthält muthmaßlich eine Selbstbiographie Nicolai's; nach dieser Weidlich, Geschichte der jetztlebenden Rechtsgelehrten, Thl. 2, S. 184—190. — Arnold, Gesch. d. Univ. Königsberg, Thl. 2, S. 254. 257. 275. Eisenhart.

Nicolai: Ernst Anton N., Arzt, geb. am 7. Septbr. 1722 in Sondershausen. Mit einer ausgezeichneten classischen Bildung ausgestattet, bezog er im J. 1740 die Universität zu Halle, um sich dem Studium der Medicin zu widmen; hier schloß er sich vorzugsweise an Schultze und Hoffmann an, zu welchen er in ein sehr inniges Verhältniß trat und an deren wissenschaftlichen und gelehrten Arbeiten er sich aufs lebhafteste betheiligte. Im J. 1745 erlangte er die medicinische Doctorwürde und habilitirte sich in Halle als praktischer Arzt und Docent für Medicin, drei Jahre später wurde er in Anerkennung seiner Bemühungen um den medicinischen Unterricht zum Prof. extraord. ernannt, 1758 erhielt er einen Ruf als Prof. ord. für das Gebiet der theoretischen Medicin nach Jena, schon ein Jahr darauf wurde ihm, nach Stock's Tode auch die Professur für Chemie und klinische Medicin übertragen und in dieser Stellung ist er bis zu seinem am 28. Aug. 1802 erfolgten Tode verblieben. — N. hatte sich eine sehr umfassende wissen-

schaftliche und philosophische Bildung zu eigen gemacht; anfangs ein getreuer Anhänger der medicinischen Schule seines großen Lehrers Hoffmann, war er ein eifriger Vertreter der iatromathematischen Richtung in der Medicin und als solcher vorzugsweise bestrebt, medicinische Probleme vom Standpunkte der Leibnitz-Wolff'schen philosophischen Anschauungen zu lösen; später, so schon in dem „Versuch eines Lehrgebäudes von den Fiebern überhaupt", 1752, trug er auch chemiatrischen Grundsätzen Rechnung und in einem noch höheren Grade spricht sich dieser Eklekticismus in seinem Hauptwerke „Pathologie oder Wissenschaft von den Krankheiten", 9 Bde., 1769—1784 aus, in welchem Abweichungen in dem chemischen Verhalten der Flüssigkeiten, wie besonders bei den fieberhaften Krankheiten als primäre Krankheitszustände eine hervorragende Rolle spielen. — Die litterarische Thätigkeit Nicolai's ist eine ungemein große und fast über alle Gebiete der Heilkunde sich erstreckende gewesen. Außer sehr zahlreichen Programmen und anderen Gelegenheitsschriften (vgl. das Verzeichniß derselben in Diction. histor. de la médecine III, 636—638) und vielen monographischen Arbeiten über verschiedene physiologische, anatomische, theoretisch- und praktisch-medicinische Gegenstände hat er ein „Systema materiae medicae ad praxin applicatae", II Voll. 1750. 52, ferner 5 Bände „Recepte und Kurarten, nebst theoretischen und praktischen Anmerkungen", 1780—1794, sodann „Theoretische und praktische Abhandlung über die Entzündung und Eiterung, den Brand, Scirrhus und Krebs und über die Kurarten dieser Krankheiten", 2 Bde., 1786 veröffentlicht und die Schriften von Schaarschmidt über Physiologie und Geburtshülfe, die erste in 2 Bänden 1751, die zweite 1762 mit Zusätzen versehen herausgegeben.

Ueber sein Leben vgl. Börner, Nachrichten von den Lebensumständen jetzt lebender berühmter Aerzte, II, 372, III, 742. A. Hirsch.

Nicolai: Ferdinand Friedrich v. N., würtembergischer Generalmajor, Militärschriftsteller, am 20. Octbr. 1730 zu Canstatt als der Sohn des dortigen Bürgermeisters geboren, studirte zuerst in Tübingen die Rechte. Schon damals schrieb er auf eine Fensterscheibe des väterlichen Hauses: F. F. Nicolai, J. U. Lic. 1751, Forsan incognito sors mea floret agro". Was seinem Geiste vorschwebte, sollte sich verwirklichen. Er kam nach Preußen, später nach Wien, faßte Neigung für den Soldatenstand, trat am 31. Januar 1756 als Fähnrich in die würtembergische Artillerie, ward am 27. März 1757 Lieutenant im Leibregiment zu Fuß und machte, meist im Generalstabe, in welchen er am 2. Januar 1759 als Hauptmann und Flügeladjutant versetzt war, den siebenjährigen Krieg mit. Die Artillerie und der Generalstab blieben auch später diejenigen Gebiete militärischen Wirkens, auf denen er dienstlich thätig war, meist gehörte er gleichzeitig beiden an, am 1. Octbr. 1774 ward er Commandeur des neuerrichteten Artillerieregiments. Daß er die Mängel klar erkannte, welche letzterer Waffe damals anklebten, bezeichnen seine Klagen über ihre mangelnde Manövrirfähigkeit und über das Fehlen einer bleibenden Bespannung; sie finden in seinen Schriften Ausdruck. Seine litterarische Thätigkeit begründet seine Bedeutung. Die wichtigste seiner Schriften ist die „Anordnung einer allgemeinen Kriegsschule für alle Waffen", Stuttgart 1781. Er stellte in derselben Betrachtungen über die Bildung des Officierstandes an und forderte auf Grund davon die Errichtung von Kriegsschulen für den Unterricht der Officiere aller Waffen, nicht allein für die Artilleristen und Ingenieure, auf welche sich derselbe in jener Zeit zu beschränken pflegte; seine Grundgedanken sind richtig, bei weiterem Verfolge derselben kommt er indessen zu Ansprüchen, welche viel zu weit gehen und in der Wirklichkeit unerfüllbar sind; er verlangt Schulen und Prüfungen für alle Rangclassen bis zu den höchsten Graden hinauf. Demnächst verdient sein wenig gekannter „Ver-

such eines Grundrisses zur Bildung des Officiers", Ulm 1775, Erwähnung, es ist eine tüchtige Arbeit über die Litteratur der Kriegswissenschaften. Schon 1751 hatte er zu Tübingen „De munere et immunitate metatorum militarium electa quaedam“ veröffentlicht; 1753 folgten „Grundsätze der Befestigungskunst", Leipzig; 1755 ein „Essay sur l'architecture militaire“, Berlin; 1765 „Nachrichten und Beurtheilungen von alten und neuen Kriegsbüchern, die den Feld- und Festungskrieg abhandeln oder erläutern", Stuttgart; 1765 erschien ferner zu Stuttgart ohne Nennung seines Namens eine Uebersetzung aus dem Französischen von Jeney's Parteigänger. Jedenfalls war N. ein vielseitig gebildeter Mann. Nachdem das Artillerieregiment 1790 aufgelöst worden war, wurde N., der seit 1786 General war, am 3. Febr. 1794 das Präsidium des Kriegsrathscollegiums übertragen, von 1801 bis 1803 fungirte er als Gesandter am Petersburger Hofe, am 7. Mai 1803 ward er zum Staats- und Kriegsminister mit dem Range eines Generalfeldzeugmeisters ernannt. Als Würtemberg dem Rheinbunde beigetreten war und das Heerwesen eine vollständige Umgestaltung erfuhr, trat N. am 12. Febr. 1806 in den Ruhestand. Er starb am 14. Mai 1814 zu Ludwigsburg.

Meusel, Lexikon. — J. v. H., Vorlesungen über Kriegsgeschichte, 2. Thl. S. 448, Darmstadt und Leipzig 1868 (enthält manches Unrichtige). — Friedländer, Allgemeine Kriegsschule, Berlin 1854. — Strack v. Weißenbach, Geschichte der württembergischen Artillerie, Stuttgart 1882.

B. Poten.

Nicolai: Christoph Friedrich N., der jüngste Sohn des Buchhändlers Christoph Gottlieb N. († 1752), wurde zu Berlin am 18. März 1733 geboren. Schon 1738 verlor er seine Mutter; seine erste Erziehung leitete somit fast ausschließlich der Vater, ein rechtlicher, strenger, religiöser Mann der alten Zeit, still, sparsam und in der Durchführung seiner Grundsätze oft pedantisch, aber angesehen als strebsamer Geschäftsmann und geachtet als Verleger hervorragender germanistischer Werke und gesuchter Schulbücher. Am Joachimsthal'schen Gymnasium zu Berlin und an der Schule des Waisenhauses zu Halle erhielt N. seinen ersten gelehrten, ganz unmethodischen, nur auf geistlose Sprachkenntniß und äußerlichen Gedächtnißkram abzielenden Unterricht; aber bald ekelte ihn dieser ebenso an, wie die pietistischen Religionsübungen in Halle schon jetzt in ihm den Widerwillen gegen jegliche fromme Schwärmerei erregten, den er zeitlebens durch Wort und That bewies. Privatstudien in lateinischen Schriftstellern, die er aus Mangel an den nöthigen Büchern nicht weit ausdehnen konnte, und die heimliche, bald jedoch verrathene und verhinderte Lectüre der „Bremer Beiträge", durch die er auf den Rath seines älteren Bruders seinen Geschmack für das Verständniß Homer's vorbilden wollte, gaben ihm in seiner geistigen Einöde nur wenig Trost; er bequemte sich daher gern dem Willen des Vaters, der ihn zur Erlernung des Buchhandels bestimmte und 1748 nach Hause zurückrief, damit er zunächst ein Jahr lang die neugegründete Berliner Realschule besuche. Die Naturwissenschaften sowie die technischen und praktischen Studien, die hier getrieben wurden, zogen N. auf das lebhafteste an; er dünkte sich in eine neue Welt versetzt. Sein Beobachtungstrieb und seine Aufmerksamkeit auf menschliche Beschäftigungen aller Art wurden geweckt, sein Denken durch einen gründlicheren Unterricht in der Mathematik geordnet und geklärt, aber auch durch den von ihm bis ins höchste Alter ungemein verehrten Lehrer Berthold seine litterarische Bildung erweitert und vertieft, sein deutscher Stil gebessert, sein religiöses Gefühl, welches die hallische Pietisterei erstickt oder erkältet hatte, an der Betrachtung der Natur neu entfacht.

Jetzt empfand er es doppelt schmerzlich, als er 1749 die Schule und den

geliebten Lehrer verlassen und in eine Buchhandlung zu Frankfurt a. O. als Lehrling eintreten mußte. Doch gestaltete sich sein Loos besser, als er erwartet hatte. Die trockenen, mitunter auch beschwerlichen Geschäftsarbeiten nahmen kaum die Hälfte des Tages in Anspruch; die andere Hälfte konnte er den Wissenschaften widmen. Mit eiserner Beharrlichkeit, die keine Mühe oder Entbehrung scheute, gab er sich den mannigfachsten, intensiv, aber ziemlich regellos und unsystematisch betriebenen Studien hin. Er setzte sich mit Zuhörern Baumgarten's, der an der Frankfurter Hochschule lehrte (unter ihnen besonders mit Johann Samuel Patzke), ins Benehmen und gelangte so zur Kenntniß der Wolffischen Philosophie, deren „ungemeine Ordnung, Deutlichkeit und Bestimmtheit“ ihn dauernd fesselte; er ließ sich von dem Epigrammatiker Johann Joachim Ewald, der damals als Hofmeister in Frankfurt weilte, in die englische und neuerdings in die von ihm früher vernachlässigte griechische Sprache und Litteratur einführen; er durchstöberte den Laden seines Lehrherrn und die Bibliotheken einzelner Professoren und erwarb sich dabei ein namhaftes bibliographisches Wissen; er betrieb fleißig für sich die politische und die gelehrte Geschichte. Er las mit Entzücken Homer und Milton, schrieb Gedichte von Pope, Thomson und anderen englischen Autoren ab, machte sich durch die Lectüre aller möglichen Zeitschriften mit den neuesten Werken der deutschen Litteratur bekannt und knüpfte durch Ewald's Vermittlung mit Kleist, dessen „Frühling“ er zu seiner Uebung ins Englische übersetzte, einen Briefwechsel an.

Allein durch seine Rückkehr in das väterliche Geschäft (1752) wurde seine Muße außerordentlich beschränkt: nur die Morgen- und Abendstunden behielt N. von nun an für das Studium frei. Gleichwol arbeitete er jetzt sein erstes (anonymes) Werkchen aus, die „Untersuchung, ob Milton sein verlornes Paradies aus neuern lateinischen Schriftstellern ausgeschrieben habe“ (1753), eine warme, ausführliche, auf Douglas' Schrift gestützte Vertheidigung Milton's und seiner deutschen Nacheiferer, voll Bitterkeit gegen die unehrlichen Verleumdungen Lauder's und Gottsched's. Wenn sich N. hier noch unbedingt zur litterarischen Partei der Schweizer stellte, so erhob er sich gleich darauf selbständig über beide streitende Parteien in den „Briefen über den itzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland“ (1755). Lessing's Kritik und Lessing's Stil war jetzt das Muster, welches er mit Glück und Geschick nachbildete. Auf Lessing's Bahnen wandelnd, sprach er über Gottsched und seine Schildknappen das heftigste Verdammungsurtheil aus und legte die Mängel der Form und des Inhalts in den schweizerischen Dichtungen bloß, erkannte Klopstock's unbestreitbare Größe an, wies aber seine geistlosen Nachahmer ebenso wie seine und Bodmer's einseitigen Bewunderer entschieden ab und erkannte richtig Wieland's wahre Natur unter der Maske frommer Schwärmerei, in welcher der Schüler Bodmer's damals noch stak. Wie Lessing empfahl er gegenüber der Tyrannei des französischen Geschmacks eine sorgfältigere Pflege des englischen Dramas. Vor allem aber forderte er eine gründliche, scharfe und unabhängige, von allem Parteiwesen freie Kritik in der schönen Litteratur Deutschlands.

Während des Drucks dieser „Briefe“ wurde N. noch 1754 mit Lessing, der vielen als der Verfasser derselben galt, und durch ihn bald darauf (1755) mit Moses Mendelssohn bekannt. Mit dem letzteren verband ihn zunächst der gleiche Eifer für speculative Bestrebungen, mit Lessing der Sinn für Gelehrtengeschichte und das Interesse an der englischen Litteratur. Gemeinschaftlich mit ihm plante er ein burleskes Heldengedicht nach dem Vorbilde des „Hudibras“ zur Verspottung Gottsched's und Schönaich's. Für Lessing's „Theatralische Bibliothek“ stellte er ziemlich unselbständig eine Reihe äußerlicher Daten zu einer „Geschichte der englischen Schaubühne“ zusammen. Durch Lessing's Abreise nach Leipzig (im Herbst

1755) wurde das Verhältniß zwischen ihm und N. nicht gelockert, wol aber das Band zwischen diesem und Mendelssohn fester geknüpft. Dazu trug auch die Herausgabe einer neuen Zeitschrift durch N. bei, für die sich Mendelssohn als fleißigster, ja beinahe einziger Mitarbeiter bemühte, während Lessing einen Leipziger Verleger dafür gewann und als Censor und Corrector thätig war, aber nur gelegentlich eine Kleinigkeit beisteuerte, der „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste“ (seit 1757). Was N. in den „Briefen“ von der Kritik gefordert hatte, Gründlichkeit, Schärfe und Unparteilichkeit, suchte er hier mit seinen Freunden zu leisten. Er zog aber neben der Poesie auch die übrigen Künste und die gesammte ästhetische Wissenschaft in den Bereich seiner Betrachtung, ließ den Blick wiederholt auf die französische, englische und italienische Litteratur abschweifen und nahm neben ausführlichen Recensionen auch selbständige kritisch-ästhetische Aufsätze auf. Sein eigner bedeutendster Beitrag war die „Abhandlung vom Trauerspiel“, mit welcher er die Zeitschrift eröffnete. Lessingischen Winken verdankte er auch hier manche Anregung; so versuchte er über die herkömmlichen Ansichten von dem Wesen und Zweck der Tragödie nach verschiednen Seiten hinauszuschreiten. Aber dazu nicht kühn und stark genug, blieb er auf halbem Wege zwischen dem Alten und dem Neuen stehen, knüpfte unselbständig ohne einen festen philosophischen Grund und Halt an die französischen Theoretiker (du Bos, Brumoy) und ihre deutschen Nachfolger (besonders Johann Elias Schlegel) sowie an die praktischen Muster der französischen oder französirten deutschen Bühne an und überließ es wieder Lessingen, seine Behauptungen, die sich alle aus dem Grundsatze herleiteten, daß das Trauerspiel heftige Leidenschaften erregen, nicht aber reinigen solle, zu berichtigen und in veränderter Weise fortzubilden und so von ihnen zu den neuen Ideen zu gelangen, welche er damals schon im Briefwechsel mit den Freunden andeutete und nach zehn Jahren in der „Hamburgischen Dramaturgie“ öffentlich verkündigte.

Im März 1757 konnte sich N. aus der seiner Familie gehörigen Buchhandlung zurückziehen, da sein ältester Bruder dieselbe ganz übernahm, und sich völlig seinen Studien widmen; aber schon bald (im Herbst 1758) zwang ihn der Tod dieses Bruders, in das Geschäft wieder ein- und zwar an die Spitze desselben zu treten. Nun ging es nicht mehr an, daß er die Redaction der „Bibliothek“ weiter führte; er vermochte Christian Felix Weiße dazu, dieselbe vom fünften Band an zu übernehmen. In seinem eignen Verlag aber ließ er seit dem 4. Januar 1759 allwöchentlich die „Briefe die neueste Litteratur betreffend“ erscheinen, welche in frischerer, schneidigerer und freierer Weise die „Bibliothek“ fortsetzten, sich aber auf die Kritik der jüngsten litterarischen Arbeiten in Deutschland beschränkten. Lessing, seit 1758 wieder in Berlin, und Mendelssohn waren die hauptsächlichen Verfasser, denen sich später Abbt, Resewitz, Grillo, Sulzer anschlossen; N. trat anfangs nur gelegentlich als Lückenbüßer ein und wurde erst nach Lessing's Abgang 1760 zu rühriger Mitarbeit veranlaßt. Er besprach Schriften zur Aesthetik, zur Kunst- und Gelehrtengeschichte, später vorwiegend auch Werke der schönen Litteratur. Aber nur selten hatte er es mit bedeutenden Autoren zu thun, meist mit unreifen Anfängern, geistlosen Nachahmern, unfreien Uebersetzern. Im Stil und Ton seiner Recensionen zeigte er sich abhängig von Lessing; auch in der Sache wiederholte er öfters nur breiter und plumper, was dieser schärfer schon zuvor gesagt hatte. Durch Tiefe der Auffassung zeichneten sich seine Kritiken selten aus; ein geistiger Fortschritt über den Standpunkt der „Briefe“ von 1755 und der „Bibliothek“ war darin kaum wahrzunehmen.

Nach dem Schluß der „Litteraturbriefe“ begründete N. 1765 auf ähnlichen Principien ein neues kritisches Organ, das aber die gesammte schönwissenschaft-

liche und gelehrte Litteratur Deutschlands umfassen sollte, die „Allgemeine deutsche Bibliothek". Trotz den zahlreichen, untereinander so verschiednen Mitarbeitern, deren Zahl von 40 allmählich bis auf 154 stieg, wußte N. als Redacteur überall geschickt zu vermitteln, stets die Einheit des Tones und der Tendenz stramm durchzuführen und so das ungeheure, bis 1806 fortgesetzte und auf mehr als 250 Bände anwachsende Werk zum Producte seines Kopfes zu machen, zu dem maßgebenden Organe deutscher Aufklärung, das allen feindlichen Zeitströmungen, auch den Bedrückungen durch die Censur unter Friedrich Wilhelm II., Widerstand leistete. Bei der grundsätzlich festgehaltenen Anonymität aller Recensionen mußte er als Herausgeber fast immer allein die Verantwortung tragen und die Angriffe der Gegner aushalten. Während des ersten Jahrzehntes, als Heyne und Kästner lebhaften Antheil an der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" nahmen und Herder und Merck als Kritiker schönwissenschaftlicher Werke für sie in hervorragender Weise thätig waren, galt ihr Ansehen ziemlich allgemein unangetastet. Dann aber, als N. sich mißbilligend gegen alle neueren Bestrebungen in unserer schönen Litteratur wie in der Philosophie wandte, betrachtete man seine Zeitschrift, deren Verfasser er beinahe nur aus älteren, durch amtliche Würde oder litterarische Autorität ausgezeichneten Männern bereits überholter Perioden wählte, hauptsächlich als Organ des Rückschritts und der parteiischen Opposition. Die schöne Litteratur wurde jetzt meist kürzer abgethan, dem ganzen Werke dagegen mehr ein gelehrtes Gepräge aufgedrückt. Den breitesten Raum nahmen die theologischen und philosophischen Artikel ein. Namentlich von den ersteren, aber auch von den schönwissenschaftlichen und sonstigen Recensionen hat N. selbst eine ansehnliche Anzahl verfaßt, alle Beiträge der übrigen Mitarbeiter aber als Redacteur geprüft und — oft sehr bedeutsam in Bezug auf den Stil oder den Inhalt — corrigirt.

Sein Buchhändlergeschäft, anfangs mit Schulden belastet, blühte bei diesen großen Unternehmungen erfolgreich auf, so daß sich bei seiner eignen Mäßigkeit bald sein Vermögen beträchtlich vermehrte. Schon am 12. December 1760 hatte er sich einen Hausstand gründen können: er heirathete Elisabeth Makaria, die hübsche, sorgsam erzogene Tochter des ehemaligen königlichen Leibarztes und Professors Dr. Samuel Schaarschmidt. In glücklicher Ehe gebar sie ihm acht Kinder, deren keines, ebenso wenig wie sie selbst († 1793), ihn überlebte. Zahlreiche Freunde und Freundinnen verkehrten gern in seinem gastlichen Hause. Er verstand es, Geselligkeit im schönsten Sinne zu pflegen und bei seiner Liebe zur Musik und bildenden Kunst wie zur Poesie Anregung aller Art zu gewähren. Die schönen Seiten seines Charakters traten bei näherem Umgang mit ihm hell hervor, seine Heiterkeit, sein zwangloser Anstand, sein Freimuth und seine Offenheit gegen Freunde, seine Verträglichkeit und bescheidene Einfachheit im Leben, während seine Schriften von diesen Eigenschaften wenig verriethen, seine Dienstfertigkeit und wohlthätige Milde. Bisweilen brauchte er diese letzteren Tugenden freilich auch als Lockmittel für seine litterarischen Zwecke. Denn er benutzte jede Gelegenheit, seinen Einfluß immer weiter auf die ganze litterarische Welt auszudehnen, als Buchhändler und Verleger, als Gesellschafter, der auch am Tisch hochstehender Staatsmänner gern gesehen wurde, als Schriftsteller. Seit 1755 hatte er der von dem Professor Müchler gestifteten gelehrten Gesellschaft einige Jahre lang angehört, bis sie sich auflöste; von 1756 an bis zu seinem Tode war er eines der thätigsten Mitglieder, zuletzt (seit 1797) Senior des von dem Schweizer Johann Georg Schultheiß 1749 gegründeten Berliner Montagsclubs; Jahre lang (von 1783 bis kurz vor 1799) nahm er regelmäßigen Antheil an den Zusammenkünften der geheimen Mittwochgesellschaft, deren Mitglieder, stets

auf zwölf beschränkt, sich meistens aus den höchsten Beamtenkreisen zusammenfanden.

Auch durch diese Vereine wurde N. auf schriftstellerische Arbeiten der verschiedensten Art und Form hingelenkt. Mehrere Entwürfe zu biographischen und litterar- oder kunstgeschichtlichen sowie zu natur- und moralphilosophischen Werken, zu Trauerspielen, Operetten, Romanen ließ er unvollendet. Dafür gab er fremde Schriften mit Anmerkungen oder Widerlegungen heraus, schrieb Vorreden dazu oder brachte Zusätze und Einschiebsel darin an; zu verschiednen gesinnungsverwandten Zeitschriften steuerte er wissenschaftliche Aufsätze, Anekdoten, Notizen bei; geschäftig nahm er überallher Anlaß, Bücher und Büchlein auf den Markt zu bringen. Von 1759 bis 1763 gab er in sechs Bänden eine „Sammlung vermischter Schriften zur Beförderung der schönen Wissenschaften und der freien Künste“ heraus, lauter Uebersetzungen ästhetischer Aufsätze von größerem oder kleinerem Umfang aus antiken und modernen Sprachen, meistens aus dem Englischen und aus dem Französischen, ein sehr verdienstliches, wenn auch keinen Aufwand von selbständiger Geisteskraft erforderndes Unternehmen. Seinen früh verstorbenen Freunden Kleist und Abbt errichtete er 1760 und 1767 biographisch werthvolle, durch die Wärme des Tons und die Billigkeit des Urtheils ansprechende „Ehrengedächtnisse“. 1797 folgte sein „Leben Justus Mösers“, aus gründlicher Kenntniß der Quellen geschöpft, liebevoll und sorgfältig dargestellt, zugleich mit einer sehr schätzenswerthen Ausgabe von Möser's vermischten Schriften; daran schlossen sich 1806, 1807 und 1810 Gedächtnißschriften auf Johann Jakob Engel, Wilhelm Abraham Teller und Johann August Eberhard, ursprünglich zum Vorlesen in der Berliner Akademie der Wissenschaften bestimmt, in welche N. 1798 aufgenommen worden war (1781 schon in die Münchener, 1804 auch in die Petersburger Akademie). Die Topographie und Geschichte seiner Vaterstadt und ihrer Umgebung zog ihn in immer stärkerem Maße an. Seine in sechs Jahren mit Hilfe mehrerer Mitarbeiter vollendete „Beschreibung der königlichen Residenzstädte Berlin und Potsdam“ (1769) schwoll in der zweiten Auflage (1779) zu zwei, in der dritten (1786) zu drei Bänden an. Halb Reisehandbuch, halb Adreßkalender, brachte das Werk ausführliche Mittheilungen von allem, was man über die beiden Städte zu wissen brauchte, von ihrer Geschichte, ihren Straßen, Plätzen und Gebäuden, ihren Einwohnern, den staatlichen Anstalten und Stiftungen, den Religionsparteien, Gelehrten, Künstlern, Handwerkern und Handeltreibenden daselbst, von den ankommenden und abgehenden Posten, von der Taxe für Miethskutschen und Wirthshäuser. Dazu gesellte sich 1778 ein kleineres Schriftchen ähnlicher Art über Stadt, Schloß und Umgegend von Reinsberg. Nach dem Tode Friedrichs II. gab N. sechs Hefte Anekdoten von ihm und einigen Personen seiner Umgebung heraus (1788—1792), meistens sicher verbürgte Einzelgeschichten aus dem Leben des großen Königs, welche, so unbedeutend auch vieles darin war, doch unser Bild von Friedrichs persönlichem Charakter vielfach vervollständigen. Namentlich ließ es sich N. angelegen sein, irrige oder unwahre Ueberlieferungen über den verstorbenen König zu berichtigen, und zu diesem Zwecke veröffentlichte er 1791 und 1792 sogar zwei Bände „Freimüthige Anmerkungen über des Herrn Ritters v. Zimmermann Fragmente über Friedrich den Großen“. Ueberhaupt zog ihn die brandenburgische Geschichte mächtig an: er stellte mannigfache Studien darüber an, verschaffte sich durch befreundete hohe Staatsbeamte Zutritt zu den königlichen Archiven und legte die Ergebnisse seines Forschens in kleineren Aufsätzen für Zeitschriften und in selbständig gedruckten Abhandlungen nieder („Nachricht von den Baumeistern, Bildhauern, Kupferstechern, Malern, Stuccaturern und andern Künstlern, welche vom 13. Jahrhunderte bis jetzt in und um Berlin sich aufgehalten haben“, 1786,

durch Erweiterung des Anhangs zur „Beschreibung von Berlin“ entstanden). Auch sonst erregten allerhand culturhistorische Fragen seine Wißbegierde oder vielmehr seine Neugier. Er untersuchte die Geschichte der falschen Haare und Perrücken (1801) wie der Pumphosen und Reifröcke (1807), grübelte über den Ursprung der Gewohnheit, jemand in den April zu schicken (1803), kümmerte sich um Etymologie, Sprachen- und ältere Litteraturgeschichte (Forschungen über das Keltische). 1782 schrieb er einen „Versuch über die Beschuldigungen, welche dem Tempelherrenorden gemacht worden, und über dessen Geheimniß, nebst einem Anhange über das Entstehen der Freimaurergesellschaft“. Herder's übereilte und stellenweise beleidigende Zweifel an der Stichhaltigkeit seiner wissenschaftlich begründeten und vielfach zutreffenden Vermuthungen (im „Deutschen Mercur“) bestimmten N., sogleich einen zweiten Theil des Buches in einem flegelhaften und anmaßenden Tone gegen den ungenannten Kritiker folgen zu lassen. Etwas gelinder verfuhr er mit seinen Gegnern 1787 in seinen Anmerkungen zu Lavaters „Rechenschaft an seine Freunde“ und zu P. J. M. Sailer's „Märchen“, wieder gröber 1788 mit Lavater und namentlich mit dem Oberhofprediger Johann August Stark in seiner „Oeffentlichen Erklärung über seine geheime Verbindung mit den Illuminatenorden“, welcher sich in den beiden folgenden Jahren noch zwei stattliche Broschüren von ähnlichem Inhalte anschlossen, und endlich 1806 mit dem russischen Hofrath Johann Gottlieb Gerhard Buhle, an dessen historisch-kritische Untersuchung er einen dicken Band von „Bemerkungen über den Ursprung und die Geschichte der Rosenkreuzer und Freimaurer“ anknüpfte.

Aufklärung, Kampf gegen Aberglauben und Schwärmerei war der Zweck aller dieser Schriften und Schriftchen. Am schärfsten trat diese Tendenz in den theologischen Artikeln der „Allgemeinen deutschen Bibliothek“ hervor. In ihnen wurde das neumodische, aus Philosophie und Religion äußerlich zusammengeleimte Christenthum gepredigt, von dem Lessing nichts wissen wollte, der rationalistische Protestantismus, der in Berlin seinen Hauptsitz und seine bedeutendsten Verfechter hatte. Denselben Bestrebungen diente Nicolai's erster, litterarisch wichtigster Roman, „Das Leben und die Meinungen des Herrn Magister Sebaldus Nothanker“ in drei Bänden (1773—1776). Ursprünglich als eine Satire auf Klotz und seine Genossen entworfen, wurde er in der Ausführung zu einem breit umfassenden Gemälde des kirchlichen Lebens in Deutschland. Die einzelnen Züge des Bildes waren getreu nach der Natur gezeichnet; nur die Häufung so vieler Züge that der Realistik des Ganzen Eintrag. Alle Spielarten von Priestern führte N. in seinem Werke vor, herrschsüchtige und unduldsame Orthodoxe, scheinheilige Pietisten, Schwärmer und Heuchler aus verschiednen protestantischen Secten und Religionsparteien. Aber seine Absicht ging viel weiter. Er zog das gesammte gesellschaftliche und litterarische Treiben Deutschlands in den Bereich seiner Darstellung. Er kämpfte gegen die Gleichgültigkeit und Herrschsucht der Großen, gegen dummen Ahnenstolz und die Nachäffung französischer Unsitte beim deutschen Adel, gegen hartherzige Reiche und indolente Genußmenschen, aber auch gegen niederträchtige Hofmeister und engsinnig beschränkte Zunftbürger; er eiferte gegen die Schäden des deutschen Buchhändlerwesens und Schriftstellerthums, gegen die handwerksmäßigen Büchermacher und Uebersetzungsmanufacturen; er spottete über Schwärmereien jeder Art, patriotisch-nationale sowol wie litterarische und künstlerische, und versetzte so der Physiognomik Lavater's, der volksthümlichen Sprache der Kraftgenies, den unwahrscheinlichen Erfindungen und Motiven in den herkömmlichen Romanen, den Trugschlüssen einer hochmüthigen, aber nicht sicher begründeten Wissenschaft gelegentliche Seitenhiebe. Es fehlte in diesem etwas düster schattirten und leise carikirten Bilde nicht an lichten Stellen: arme Bauern, schlecht bezahlte Schullehrer und selbstdarbende Druckereiarbeiter wurden

als mildherzig, dürftige Landpfarrer als duldsam, bieder-derbe Officiere als edelmüthige Schützer und Rächer der bedrängten Unschuld gepriesen. Dem mittleren, wohlhabenderen Bürgerstand hingegen scheint N. derartig menschenfreundlichen Sinn weniger zugetraut zu haben. Wie er die einzelnen Vorgänge und Situationen in seinem Romane genau nach dem Leben abschilderte, so bildete er auch die zahlreichen Personen, die er auftreten ließ, meistens nach lebenden Modellen. So übertrug er Charakterzüge von Lessing und Goeze, von Johann Georg Jacobi und Riedel und mehreren andern auf seine Romanfiguren; öfters freilich nur Ansichten und Aeußerungen von ihnen. Auf die Meinungen seiner Personen kam es ihm mehr an als auf ihr Leben und Thun; darum gelang es ihm trotz seinem Streben nach Realistik nur selten, wahre, lebendige Menschen von Fleisch und Blut zu gestalten. Was er zeichnet, sind oft mehr Typen als Charaktere, bald zu farblos, bald sachte an die Caricatur streifend. Das culturgeschichtliche Interesse des Werkes ist überhaupt größer als sein künstlerischer Werth. Sein dichterischer Gehalt ist verschwindend gering. Im Aufbau erinnert es vielfach an die abenteuerlichen Reiseromane aus dem Ende des 17. Jahrhunderts. N. wirthschaftet mit den Motiven, die schon in diesen historisch-moralischen Sammelwerken regelmäßig begegnen, mit Entführungen, Raubangriffen, Duellen, Verwundungen, Schiffbrüchen, Unglücksfällen, Verfolgungen und Nachstellungen aller Art; ein Lotteriegewinnst, damals schon durchaus nicht mehr ein neuer Kunstgriff, führt die glückliche Lösung herbei. Bei der Verbindung dieser Motive war N. um die Wahrscheinlichkeit lange nicht so ängstlich besorgt wie bei der Ausmalung der einzelnen Scenen. Aeußerlich knüpfte er den Roman an Thümmel's „Wilhelmine“ an. Von englischen Mustern schwebte ihm besonders Sterne's „Tristram Shandy“ und Goldsmith's „Vicar of Wakefield“ vor; aber auch Fielding's Einfluß ließ er auf sich wirken, und einzelne Stellen arbeitete er geradezu als parodierende Nachahmungen Richardson's aus. Die Leser nahmen das tendenziös lehrhafte Werk mit dem größten Beifall auf; Kaiserin Katharina II. von Rußland bewies dem Verfasser dafür durch außerordentliche Ehrenzeichen und mannigfache bibliographische Aufträge unverhohlen ihre Bewunderung.

Aber gerade während der Roman erschien, verfeindete sich N. rasch hintereinander mit den bedeutendsten Führern der jüngeren Litteratur in Deutschland, 1773 mit Hamann, 1774 mit Herder, 1775 mit Goethe durch seine eilfertig niedergeschriebene, nüchterne und matte, aber im Grunde harmlose Parodie „Freuden des jungen Werthers. Leiden und Freuden Werthers des Mannes“. In demselben Jahre gab es Reibereien mit Wieland, bis es endlich 1779, als N. den von Pistorius übersetzten Roman „Memoirs of John Buncle“ gegen Wieland's Spöttereien (im „Deutschen Mercur“ 1778 und 1779) grob vertheidigte, zum öffentlichen Bruch zwischen beiden kam. Herder und Bürger empörte N. durch seinen „feinen kleinen Almanach voll schöner, echter, lieblicher Volkslieder, lustiger Reihen und kläglicher Mordgeschichten“, von welchem er zwei Jahrgänge 1777 und 1778 herausgab. Indem er aus alten Liederdrucken, namentlich aus den „Bergreihen“ (Nürnberg 1547), schöne Volkslieder und plumpe Pöbellieder zusammenstellte, die alterthümliche Sprache und Rechtschreibung derselben übertreibend nachäffte, sowie in das begeisterte Lob, das ihnen ihre neuesten Verehrer spendeten, mit vollen Backen einstimmte, wollte er diejenigen verspotten oder bekehren, welche in den Volksliedern die höchste und echteste Poesie erblickten; aber auch hier machte seine unverständige Parodie nicht blos das falsche Uebermaß, sondern auch das unleugbare Verdienst jener litterarischen Richtung lächerlich. 1779 zerwarf er sich mit Voß, bald darauf auch mit Jung-Stilling, Lavater und Friedrich Heinrich Jacobi.

Widerspruch von allen Seiten (am gröbsten von Aloys Blumauer), aber nicht minder dankbare Zustimmung erntete N. ein, als er eine Reise durch Deutschland und die Schweiz, die er 1781 mit seinem ältesten Sohn unternommen hatte, seit 1783 in zwölf dicken Bänden, deren vier letzte erst 1795 und 1796 erschienen, weitschweifig beschrieb. Und doch schilderte er darin nur den ersten Theil seiner Reise, die Fahrt von Berlin durch Thüringen und Franken nach Wien und von da durch Baiern und Schwaben bis an die Grenze der Schweiz. Nicht über seine eignen Erlebnisse unterwegs, wol aber über die Städte, welche er besuchte, ihre Einwohner und Einrichtungen (namentlich über Wien) berichtete er so ziemlich in derselben, alles Wissenswerthe erschöpfenden Weise wie einst bei seinem Buch über Berlin und Potsdam, nur nicht mit derselben leidenschaftslosen Objectivität. Während er mit seiner ungemein scharfen und raschen Beobachtungsgabe zahllose, werthvolle und werthlose, topographische, culturhistorische, litterarische, sprachliche, statistische Bemerkungen in seinem Reisewerk anhäufte und dasselbe so zu einem Compendium seines gesammten Wissens und Denkens erweiterte, verfolgte er zugleich immer noch den besonderen Zweck, „hierarchische Unterdrückung, Bigotterie und Aberglauben unverrückt zu bestreiten und die Rechte der Vernunft und der Freiheit zu denken aufs freimüthigste zu vertheidigen“. Ueberall kämpfte er gegen die Anschauungen des Katholicismus, gegen das Treiben der Mönchsorden, namentlich der Jesuiten an; sein Eifer gegen alle Zeichen von Unduldsamkeit sprach sich selbst oft recht unduldsam aus. Aber er machte zuerst wieder auf die Bedeutung der beiden christlichen Secten aufmerksam, welche sich gegenseitig zu unterschätzen angefangen hatten; er wies besonders wieder auf die Gefahren hin, welche dem Protestantismus von Seiten der römischen, speciell der jesuitischen Mission drohten.

In den letzten, unverhältnißmäßig breit gedehnten Bänden dieses Reisewerks suchte N. jeden Anlaß hervor, um seine Polemik gegen Kant's Philosophie und deren Anhänger unterzubringen. Ohne den Scharfsinn Kant's und sein Verdienst um die Aufweckung der „in ihrer vermeinten allgemein geltenden Weisheit sicher schlummernden“ Speculation zu leugnen war er, dem die bloße Erfahrung als Grund alles Wissens und Denkens erschien, von vornherein ein Gegner der Transcendentalphilosophie und wollte namentlich zu dem freilich oft thörichten Gebahren der vorlauten Schüler Kant's, welche seine Theorie praktisch im Leben zu verwirklichen suchten, nicht stille schweigen. Im Eifer der Polemik schoß er jedoch auch hier bald neben dem Ziele vorbei, bald über dasselbe hinaus. In seinem künstlerisch unbedeutenden zweibändigen Roman „Geschichte eines dicken Mannes, worin drei Heirathen und drei Körbe nebst viel Liebe“ (1794), den er auf eine Wette mit Bode hin rasch entwarf und nach dem Muster der humoristischen biographischen Romane in der englischen Litteratur bildete, stellte er die dummen Streiche und mißlichen Zufälle eines leichtsinnigen, unthätigen und geistig beschränkten Gesellen als Folgen seiner Pflege der kritischen Philosophie hin und glaubte damit Kant's System, das in Wirklichkeit an jenen Albernheiten und Trivialitäten völlig unschuldig war, auf praktische Weise so gründlich widerlegt zu haben, daß er es theoretisch hier nicht noch umständlich zu bestreiten brauchte. Erst vier Jahre später suchte N. sowol theoretisch als praktisch die Lehre Kant's und seiner Schüler, unter denen er vor allem Fichte auf das schärfste angriff, zu widerlegen, wieder in einem biographischen Reiseroman nach Art des „Nothanker“ ohne dichterischen Werth, in dem „Leben und Meinungen Sempronius Gundiberts, eines deutschen Philosophen“ (1798). Er ging diesmal näher auf die Streitfrage ein und machte die kritische Philosophie wenigstens nicht für Dinge verantwortlich, die in gar keinem Bezug zu ihr standen; aber die Waffen, mit denen er für die gesunde Vernunft und die Erfahrung gegen

die reine „vonvornige" Philosophie kämpfte, waren ebenso plump und stumpf wie vorher. Er riß einzelne Sätze und Schlagwörter der neuen Schule aus dem Zusammenhang heraus, travestirte sie oder machte sie durch falsche Anwendung lächerlich, tüftelte innere Widersprüche aus dem Kantischen System heraus, wollte gewisse Wahrheiten desselben schon in den Schriften älterer Denker klarer ausgedrückt wissen und verwarf alle systematische Schulphilosophie gegenüber praktischer Weltweisheit und Moral, glaubte aber dumm-stolz mit derartigem Nörgeln oder principiellen Verneinen die befehdeten Lehren selbst zu nichte zu machen.

Seine geistlose Polemik brachte ihm Spott und Schmach von allen Seiten. Für die Angriffe auf die „Horen" in den Schlußbänden seiner Reisebeschreibung rächte sich Schiller durch satirische Anmerkungen, Fabeln und die bissigsten Xenien des Musenalmanachs auf 1797. Goethe stand dem Freunde einmüthig zur Seite und dichtete damals die Spottverse im „Faust" auf Nicolai's Bericht über ein neues Heilmittel für Gespensterseherei und auf seine Jesuitenriecherei. Der grausam Gezüchtigte antwortete sogleich herzlich schwach in seinem „Anhang zu Friedrich Schiller's Musenalmanach für das Jahr 1797" mit dem Vorwurf der Ungerechtigkeit und Pöbelhaftigkeit. Auf sein eigenes, von vielen Gelehrten anerkanntes Verdienst pochend, bekrittelte er kindisch-unverständig die Werke seiner Gegner, die er gleichwol auf der nächsten Seite wieder als Früchte des echten Genies unterwürfig lobte, suchte die Leser plump gegen ihre Kritik überhaupt aufzureizen, haschte klatschsüchtig nach Anekdoten, welche den Charakter Goethe's erniedrigten und ersetzte durch Grobheit und hämische Malice den Mangel an triftigen und stichhaltigen Vertheidigungsgründen.

Auch Kant schwieg nicht länger zu seinen Angriffen. Zuerst fertigte er N. in der Vorrede zu den „Metaphysischen Anfangsgründen der Rechtslehre" (1797) nur mit einer kurzen, kräftigen Bemerkung ab. Als dieser aber 1798 die ihm zum Verlag übersandten, von mehreren Verfassern herrührenden „Neun Gespräche zwischen Christian Wolff und einem Kantianer" mit einer umfangreichen Vorrede begleitete, worin er neuerdings seine Zweifel über Kant's Lehrsätze auskramte und eine Reihe von Widersprüchen in seinem System sowie von sinnlosen Thorheiten bei seinen Anhängern aufwies, behandelte ihn Kant in zwei öffentlichen Briefen „Ueber die Buchmacherei" (1798) verächtlich als völlig unwissenden, zu philosophischen Urtheilen unfähigen Bücherfabrikanten, der nur auf den größten und schnellsten Absatz seiner Verlagsartikel hinarbeite und nach gleichen Grundsätzen seine litterarischen Gehilfen arbeiten lasse. Darauf verfaßte N. die Vertheidigungsschrift „Ueber meine gelehrte Bildung, über meine Kenntniß der kritischen Philosophie und meine Schriften dieselbe betreffend, und über die Herren Kant, J. B. Erhard und Fichte" (1799), eine unausstehlich weitschweifige, vielfach schönfärbende Geschichte seines Geistesgangs, die gleichwol den unparteiischen Leser von seinem genügenden Verständniß für speculative Dinge nicht überzeugt, zugleich eine neue, aber herbere und dünkelhafte Verurtheilung der kritischen Philosophie, deren Begründer er einer groben Inconsequenz zwischen seiner Lehre und seinem Leben anklagte. Noch viel rücksichtsloser verfuhr N. in dem Schlußabschnitt des Buches gegen Fichte, in dessen „Ichphilosophie" er nur ein leeres Spiel mit Begriffen und neuen, unbestimmten Terminologien, nur tiefsinnige Seichtigkeit, Leidenschaft und Rechthaberei, Dünkel und Unduldsamkeit wahrnahm. Aus dem Vertheidiger ward er hier zum Angreifer, der zwar die Härte nicht billigte, mit welcher der Staat gerade damals den des Atheismus beschuldigten Denker verfolgte und seine Schriften verbot, der sich nichtsdestoweniger aber keinen Augenblick bedachte, die beißendste Lauge seines Spottes über die Spitzfindigkeiten und Schwärmereien, über die Mönchsmoral und das praktische Unwissen jenes absurden „Tropfes" auszugießen.

Zunächst würdigte Fichte den schimpfenden Gegner keiner Antwort. Dagegen fielen eben jetzt die Romantiker über N. her, längst gereizt durch seine wiederholten Sticheleien auf August Wilhelm und Friedrich Schlegel, namentlich durch den in Titel und Form an Schleiermacher's „Vertraute Briefe über die Lucinde“ erinnernden Roman „Vertraute Briefe von Adelheid B** an ihre Freundin Julie S**“ (1799). Nach der alten Schablone und aus denselben Motiven, die er früher schon mehrfach verwendet hatte, stellte N. hier eine schlecht gebaute Geschichte in Briefen zusammen, welche die praktische Untauglichkeit und Gefährlichkeit der freien Moral der Romantiker nachweisen, zugleich aber ihre Verehrung der Kantischen Philosophie, der Böhmischen Theosophie und der Goethe-schen Dichtung rügen sollte. Dafür verfolgten die beiden Brüder Schlegel und mit ihnen nun auch Tieck, der sein Talent eine Zeit lang in Nicolai's Diensten geübt hatte, den unverbesserlichen Tadler bei jeder Gelegenheit mit bitterem Hohn. Durch erneute, mitunter wohlgezielte Angriffe auf Fichte und die Romantiker, mit denen jetzt auch Schelling getroffen wurde, zog sich N. die sackgroben Erwiderungen des letzteren und nun auch Fichte's zu, welcher 1801 in seiner von A. W. Schlegel zum Druck vermittelten Schrift „Friedrich Nicolai's Leben und sonderbare Meinungen. Ein Beitrag zur Litterargeschichte des vergangenen und zur Pädagogik des angehenden Jahrhunderts“ den Gegner als „das vollendetste Beispiel einer radicalen Geisteszerrüttung und Verrückung“ ohne Rücksicht auf seine Person zum bloßen Gegenstand einer historisch-philosophischen Untersuchung machte, gleich als ob derselbe längst todt sei und es sich nur darum handle, diesen in seiner Eigenart einzigen und merkwürdigen Narren aus Principien zu construiren. Natürlich setzte N. auch dieser ausgezeichneten, obgleich absichtlich einseitigen Charakteristik, die in ihrer vernichtenden Derbheit ohne Gleichen in unserer gesammten Litteratur ist, eine nachdrückliche Selbstvertheidigung entgegen, die zwar im einzelnen manchen Vorwurf Fichte's richtig abwehrte, im ganzen aber unwirksam bleiben mußte. Solange die „Allgemeine deutsche Bibliothek“ bestand (bis 1806), ließ er durch kein Mittel in der Welt sich mundtodt machen, sondern setzte den Kampf gegen die romantische Schule unbeirrt mit seinen Parteigenossen bald heftig schmähend, bald in würdigerem Tone fort. Den Groll auf Fichte bewahrte er lange unvermindert; als dieser 1805 zum Mitgliede der Berliner Akademie der Wissenschaften vorgeschlagen war, hintertrieb er seine Aufnahme durch eine ausführliche, schriftliche, mit aller Ruhe, aber entschieden abwehrende Erklärung. Auch noch in der Vorrede zu seinen gesammelten „Philosophischen Abhandlungen“ (2 Bde., 1808) sowie in den meisten dieser großentheils zuerst in der Berliner Akademie vorgelesenen Aufsätze holte er bei jedem Anlaß zu feindlichen Streichen auf die Transcendentalphilosophie und ihre Vertreter aus.

Seine geistige Bestimmtheit und Rührigkeit ließ nicht nach, obwol die bis dahin fast ungeschwächten, durch regelmäßige Lebensweise und ständige Badereisen nach Pyrmont frisch erhaltenen Kräfte seines Körpers jetzt allmählich abnahmen. 1805 verlor er infolge eines heftigen Katarrhalfiebers das rechte Auge. Die nächsten Jahre brachten über seine Vaterstadt schweres Kriegsunglück. Obgleich N. persönlich viel darunter litt, unterstützte er doch in hochherziger Weise die städtische Kasse durch ein beträchtliches freiwilliges Darlehen. Dafür begleitete ihn die Theilnahme und Achtung seiner Mitbürger bis an seinen Tod, der trotz seines hohen Alters unvermuthet am 6. Januar 1811 erfolgte. Ansehnliche Vermächtnisse an städtische und staatliche Anstalten sicherten ihm auch im Grabe noch ein ehrenvolles Andenken bei allen, die er sich in Freundschaft verbunden oder zu Dank verpflichtet hatte; für seinen litterarischen Ruhm war er mindestens um zwei Jahrzehnte zu spät gestorben.

Jördens, Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten, IV, 32—64. Leipzig 1809. — Friedrich Nicolai's Leben und litterarischer Nachlaß, herausgegeben von L. F. G. v. Göckingk. Berlin 1820. — Die größeren Werke über Lessing. — Gustav Rümelin, Reden und Aufsätze, neue Folge, Freiburg i. Br. und Tübingen 1881, S. 407—442. — Jakob Minor, Lessing's Jugendfreunde (Kürschner's „Deutsche Nationallitteratur", Bd. 72), S. 275—323, der erste vortreffliche Versuch einer litterarhistorischen Darstellung von Nicolai's gesammtem Leben und Wirken. Franz Muncker.

Nicolai: Friedrich Bernhard Gottfried N., Astronom, geb. am 25. October 1793 zu Braunschweig, † am 4. Juli 1846 zu Mannheim. Ueber das sehr gleichmäßig verlaufene Leben Nicolai's ist wenig zu berichten; er studierte in Göttingen und übernahm dann 1813 eine Adjunctenstelle an der Sternwarte auf dem Seeberg, die er drei Jahre lang bekleidete, ging aber dann als Director an die großherzoglich badische Sternwarte in Mannheim über und verwaltete dieses Amt durch volle dreißig Jahre bis zu seinem Tode. Er war als Beobachter und Rechner unter seinen Zeitgenossen sehr geschätzt, selbst sein strenger Lehrer Gauß, dessen Unnahbarkeit viel beklagt ward, bewahrte seinem ehemaligen Schüler eine aufrichtige Zuneigung. Zeuge deß ist eine interessante Serie von Briefen, die Gauß an N. gerichtet und die unlängst ein Nachfolger des letzteren mit Zustimmung seiner beiden noch lebenden Söhne herausgegeben hat. Leider ist der Briefwechsel kein vollständiger, auch hält er sich an ein sehr enge begrenztes Gebiet, indem darin fast nur von jenen Mondbeobachtungen die Rede ist, die seit 1819 auf Nicolai's Anregung hin auf vielen deutschen Observatorien planmäßig angestellt wurden. Allein Jedermann wird einräumen, daß die Sprache, welche Gauß in diesen Briefen führt, eine ganz andere ist als diejenige, welche wir aus seiner Correspondenz mit Schumacher kennen. Was Nicolai's selbständige Arbeiten anlangt, so sind dieselben zum kleineren Theile in der von Bohnenberger und v. Lindenau herausgegebenen Zeitschrift, zum weitaus größeren aber in Schumachers „Astronomischen Nachrichten" zu finden. Zumal deren 3., 4., 5., 10. und 12. Band kommen in Betracht. Großentheils sind es Planeten- und Kometenbeobachtungen, von welchen die Rede ist, doch findet sich auch manches in theoretischer Hinsicht Bedeutsame vor. N. beschäftigte sich mit Vorliebe mit der Berechnung der Bedeckungen, welche ein Stern durch den vor ihm vorüberziehenden Mond erleidet, und wies wohl als der Erste auf die Fehler hin, welche für den bezüglichen Calcul aus dem Umstande sich ergeben, daß der Rand des Mondes keine glatte, sondern eine vielfach ausgezackte Linie ist. Er entwickelte auch eine Formel zu dem Zwecke, um aus correspondirenden Beobachtungen des Mondes an zwei verschiedenen Punkten der Erdoberfläche die Längendifferenz dieser Orte zu erhalten, und wies nach, daß diese seine eigene Formel mit einer bereits bekannten aber weit verwickelteren von Baily dem Sinne nach identisch sei. Hatte sich N. schon bei dieser Gelegenheit als einen sehr gewandten und scharfsinnigen Rechner bethätigt, so legte er auch noch sonst mehrfach sein Interesse für Untersuchungen auf dem Gebiete der reinen Mathematik an den Tag. Er schrieb über Reihenentwicklungen, lehrte mit Hülfe derselben die Auswerthung gewisser sehr complicirter rational-gebrochener Integralfunctionen, und bemühte sich darum, dem sogenannten Integrallogarithmus durch Berechnung von Tafeln u. s. w. zur Anerkennung als selbständige analytische Transcendente zu verhelfen. Obwohl mit dieser Function und insbesondere mit der Ermittelung der sogenannten „Konstante des Integrallogarithmus" bereits mehrere hervorragende Mathematiker, wie L. Euler, Mascheroni, Soldner u. a. sich beschäftigt hatten, so erhielt deren Theorie doch eben erst durch die Arbeiten unseres N. den richtigen Abschluß.

Neuer Nekrolog der Deutschen, 24. Jahrgang, 1. Theil. — Astronomische Nachrichten, 25. Band. — Valentiner, Briefe von C. F. Gauß an B. N., Karlsruhe 1877.

Günther.

Nicolai: Heinrich N., seiner Zeit Vertreter des Synkretismus in dem Preußen „Königl. Antheils“, ist den 7. Mai 1605 zu Danzig geboren, wo sein Vater Heinrich N. die damals sehr angesehene Stellung eines Stadtsecretärs bekleidete. Schon früh wegen seiner großen Gaben bewundert und unterstützt absolvirte N. mit 16 Jahren den Gymnasialcursus und besuchte dann nach und nach eine Reihe von Universitäten. Auf einer jeden wurde er wegen seines Fleißes und Wissens gefeiert sowie von den bedeutendsten der Universitätslehrer, z. B. von Johann Gerhard in Jena, mit besonderer Gunst bedacht. Nachdem er 1626 in Marburg den Magistergrad der Philosophie erlangt hatte, machte er nach der Sitte jener Zeit noch eine große Reisetour durch das westliche Europa. Er schloß sie in Rostock ab. Hier blieb er nun drei Jahre bis 1631, wo er der von dem Danziger Rathe an ihn ergangenen Berufung zur Professur der Logik und Metaphysik an dem dortigen Gymnasium Folge gab. Mit großem Fleiße erfüllte er die Aufgaben seines Amtes; 13 philosophische Schriften gab er bis zum Jahre 1645 heraus. Sein Ruf verbreitete sich mehr und mehr; zwei Fürsten erboten sich ihm den Doctorgrad kostenfrei zu verschaffen, welches Anerbieten N. freilich in Bescheidenheit nicht annahm. Vielleicht lag diesem Abweis auch noch ein anderes Motiv zu Grunde, die Besorgniß bei Gelegenheit der Doctorpromotion in theologische Streitigkeiten verwickelt zu werden. Schon stand er seit seiner Ankunft bei den Danziger Theologen in Verdacht nicht ganz orthodox zu sein, so daß der Rath ihn nicht auf die Predigerstelle berief, zu der er anfangs designirt gewesen. Doch im J. 1645, da das Thorner Religionsgespräch introducirt und abgehalten wurde, trat er durch allzu sanguinische Hoffnungen auf den Ausgang dieses Gespräches verleitet, offen mit seinen Ansichten in einer Schrift hervor, die den Titel führt „Irenicum s. de differentiis religionum conciliandis commentatio“ (Gedani, 4°). Mit dieser Veröffentlichung reihte er sich den Vertretern der „Synkretismus“ genannten Richtung an und hatte nun gleich ihnen heftige Angriffe und Widerwärtigkeiten von den strenglutherischen Geistlichen Danzigs, unter denen sich damals Abraham Calov befand, Jahre lang zu erdulden. Streitschriften werden gewechselt, Disputationen gehalten, aber in allen blieb N. in Folge seiner unklaren Ansichten im Nachtheil. Nach einer im Mai bis Juli 1650 zwischen ihm und den Danziger Geistlichen gehaltenen Conferenz, in der er so manche seiner Aussprüche hatte zurücknehmen oder anders deuten müssen, suchte er des Kampfes müde und auch kränklich seine Pensionirung nach, allein ein von Elbing an ihn ergangener Ruf die Professur der Theologie und Philosophie am dortigen Gymnasium zu übernehmen änderte seinen Entschluß, er übernahm 1651 jene Professur, wohl in der Hoffnung dort weniger angefochten zu sein. Allein er selbst that dazu nichts, vielmehr in Elbing durch das persönliche Zusammentreffen mit den Gegnern weniger bedrückt, setzte er durch Herausgabe weiterer Schriften die Streitigkeiten fort. Antworten blieben nicht aus, wie z. B. eine von Calov erschien, und das Mißtrauen in seine eigentlichen Absichten wuchs, zumal N. von dem damaligen Kurfürsten von Brandenburg, also einem reformirten Fürsten, zum „Geistlichen Rath“ ernannt worden war und er diese Ernennung angenommen hatte. Unter diesem oft herbe geführten Streite und einem besonders harten Schicksalsschlag, dem plötzlichen Tod seiner Braut, eine Stunde vor der Trauung, hatte seine Kränklichkeit wie Lebensmüde zugenommen. Voll Sehnsucht nach Ruhe legte er 1660 seine Elbinger Professur nieder und kehrte nach Danzig zurück. Es war nur um zu sterben. Mehr und mehr schwanden seine Kräfte, und am 29. December 1665

ist er, nachdem er noch kurz vor seinem Tode durch zwei Danziger Geistliche bei Gelegenheit des Abendmahls einem harten Beichtexamen unterworfen alle seine Ansichten zurückgenommen hatte, aus der Welt geschieden.

Die Zahl der von ihm edirten Schriften ist groß; andere befinden sich noch handschriftlich auf der Danziger Stadtbibliothek. Ebendort wie auf dem Danziger Stadtarchiv werden Handschriftenbände aufbewahrt, die über Nicolai's Leben wie seine Ansichten und seinen Streit Aufschluß geben. Sonst sind zu vergleichen: Hartknoch, Preuß. Kirchenhistorie (Frankfurt a. M. und Leipzig 1686 f. 4⁰) S. 835—846. — Ephr. Prätorius, Athenae Gedanenses (Lips. 1713. 8⁰) p. 80—83. — Andr. Charitii commentatio de viris eruditis Gedani ortis (Lips. 1715. 4⁰) p. 111—114. — Arnold, Ketzer-Historie, P. III. c. 12. p. 120. — Wittius, Memoriae philosop. Dec. 7. p. 379. — Christ. Frid. Charitius, spicilegii ad D. Andreae Charitii . . . commentationem de viris G. ortis pars prior (Ged. 1729. 4⁰) p. 36—39. — Ed. Schnaase, Gesch. der ev. Kirche Danzigs (Danzig 1863. 8⁰) S. 293—306.

A. Bertling.

Nicolai: Jeremias N., Bruder von Philipp N., wurde am 18. Juli 1558 in Mengeringhausen im Waldeck'schen geboren und starb ebenda als Pastor und Superintendent im J. 1632. Seit 1586 stand er in Mengeringhausen als Diakonus und seit 1590 als Nachfolger seines Vaters. Er war ein gelehrter und angesehener Theologe und hat mehrere Schriften drucken lassen. Unter den verschiedenen geistlichen Liedern, die ihm zugeschrieben wurden, ist wenigstens eins sicher von ihm. Es ist dies das Lied „Herr Christ thu mir verleihen zu singen deinen Geist", das im J. 1597 gedichtet und in dem „Freudenspiegel" seines Bruders mit abgedruckt ist. Weiteres über ihn siehe in dem Artikel über Philipp Nicolai.

Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., II, S. 341 ff. — Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied V, S. 260 f. (hier wird Jeremias irrthümlich ein Sohn Philipps genannt).

Bertheau.

Nicolai: Johann Friedrich N., 1639 zu Querfurt geboren, studirte in Leipzig, war eine Zeit lang Docent der orientalischen Sprachen zu Jena, ward 1671 Prediger in Lüneburg, 1682 Generalsuperintendent zu Lauenburg, starb 1683. (Hezel, Geschichte der hebräischen Sprache S. 241.) Von ihm ist ein „hodegeticum orientale . . . harmonicum" (s. den vollständigen Titel in Meyer's Geschichte der Schrifterklärung, Bd. 3, S. 77 Anm. 5) 1670 bekannt, in welchem er im ersten Theile mit Benutzung der lexikalischen Arbeiten von Buxtorf, Golius, Ludolf u. a., zu denen noch kurz vor dem Abschluß dieses Werkes Castellus hinzutrat, eine Art vergleichendes Wörterbuch der semitischen Sprachen herzustellen versuchte. Verfehlt war hiebei jedenfalls, daß er auch das Persische mit in diese Darstellung hineinbezog; im Uebrigen konnte die Gruppirung des im Hebräischen, Chaldäischen, Syrischen, Arabischen und Aethiopischen übereinstimmenden Wortschatzes wegen der knappen Zusammenfassung des Wichtigsten dem damaligen Anfänger in diesen Studien manchen Nutzen bringen. Im zweiten Theile dieses Werkes ist dann ebenso im Texte ein Entwurf einer allgemeinen Grammatik der genannten 6 Sprachen gegeben, und während man hier das denselben Gemeinsame angegeben findet, bringen die Noten das bei jedem Dialekte etwa Abweichende zu Darstellung. Ueber die gleichzeitigen Versuche einer semitischen Sprachvergleichung s. Meyer a. a. O. Bd. 3, S. 57—61. Jetzt ist diese Arbeit veraltet. — Andere kleine Schriften s. bei Jöcher Thl. 3, S. 908.

C. Siegfried.

Nicolai: Johann N., Antiquar, 1665—1708, war in Stadt-Ilm in der Grafschaft Schwarzburg-Rudolstadt geboren, erhielt seine Bildung auf den Universitäten Jena, Helmstädt, Leipzig, Marburg und Gießen, scheint sodann an den beiden letztgenannten Orten Vorlesungen gehalten zu haben, wurde 1702 außerordentlicher Professor der Alterthumskunde in Tübingen und starb daselbst — unverheirathet — am 12. August 1708. — Von seinen überaus zahlreichen Schriften sind die bedeutenderen: „de Mercurio et Hermis“ 1687; „de ritu antiquo et hodierno Bacchanaliorum“ 1696; „de triumphis Romanorum“ 1696; „de luctu Graecorum“ 1696; „de Phyllobolia“ 1698; „de nimbis deorum“ 1699; „de iuramentis Ebraeorum, Graecorum, Romanorum“ 1700; „Antiquitates ecclesiasticae“ 1705; „de sepulcris Ebraeorum“ 4 Bde., 1706. Aus seinem Nachlasse gab Haverkamp noch verschiedene Schriften heraus, so namentlich „de luctu Christianorum“ 1739.

Jöcher's Gel.-Lexikon. R. Hoche.

Nicolai: Johann Georg N. wurde im J. 1720 zu Lichtenhain, einem schwarzburg-rudolstädtischen Dorfe geboren und auch dort erzogen. Schon in seiner frühesten Jugend zeigte er viele Anlage zur Musik und bildete sich durch vorzüglichen Eifer, den er auf diese Kunst verwendete, zu einem tüchtigen Orgelspieler aus. Dies gab Gelegenheit, daß er in der Folge als Organist und Stadtkirchner nach Rudolstadt berufen wurde. Beide Stellen versah er fast 40 Jahre bis 24. December 1788, an welchem Tage er nach langwieriger Krankheit im 68. Lebensjahre starb. — In dem Rudolstädter Wochenblatt steht folgendes Urtheil über sein schönes, gründliches Orgelspiel. „Dieser Mann scheint für die Orgel und die Orgel für ihn geschaffen; er hatte den wahren Orgelvortrag und Alles, was dazu gehört, völlig in seiner Gewalt; er hat manches edle Herz durch sein Meisterspiel erfreut.“ Von seinen Arbeiten erschienen gedruckt: „Vollständiges Choralbuch über die Fürstlich Schwarzburg-Rudolstädtischen Kirchengesänge“, Leipzig 1765, Breitkopf; 218 Choräle; „Choralvorspiele für die Jugend“, Leipzig 1770; „Kurze und leichte Choralvorspiele nebst beigefügten vierstimmigen Choralgesängen für die Jugend“; „Divertimento per Dame su'l Cembalo, consistente in XII Arie affettuose, Trio, Andante, Menuetti, e Polonaise“ (in Kupfer gestochen); „Six Parties sur le Clavecin“. Leips. 1760.

Vergl. Hesse, Verzeichniß Schwarzb. Gelehrten und Künstler Nr. 203 und Rotermund Bd. V. Fürstenau.

Nicolai: Johann David N., Doctor der Theologie und Prediger an der lutherischen Domgemeinde zu Bremen. Geboren am 25. Februar 1742 zu Hamburg in einfachen Verhältnissen (sein Vater war ein unbemittelter Mehlhändler), entschloß er sich zum theologischen Studium, und es gelang ihm, die Schulen seiner Vaterstadt und die Universität Göttingen besuchen zu können, wobei er sich ein vielseitiges Wissen aneignete. Nach Vollendung dieser Lehrzeit (1767) ließ er sich nicht nur zu Hamburg, sondern auch durch ein besonderes Examen zu Stade im Hannoverschen unter die Predigtamtscandidaten aufnehmen. In Folge davon konnte ihm, nach zweijährigem Wirken als Hauslehrer zu Bremervörde, die Stelle eines Subrectors an der zu Hannover gehörigen lateinischen Domschule in der Stadt Bremen verliehen werden, welche er am 25. April 1771 antrat. In der freien Reichsstadt Bremen nämlich war die früher erzbischöfliche Domkirche nebst Schule und anderen dazu gehörigen Gebäuden nach der Reformation nicht an die Stadt gefallen, sondern davon getrennt geblieben, im Westfälischen Frieden dann mit dem übrigen erzbischöflichen Gebiet an Schweden und hernach an Braunschweig-Lüneburg oder Hannover gekommen. Die Folge

davon war gewesen, daß diese Kirche auch den zweiten Glaubenswechsel in Bremen, nämlich den zum Calvinismus (seit 1562), nicht mitgemacht, sondern lutherisch geblieben war. Da nun die lutherische Bewohnerschaft Bremens sich durch Zuzug aus der Umgegend fortwährend vermehrte und um die Zeit von Nicolai's Antritt ca. 18,000 betrug (neben 14,000 Reformirten), so gewann auch die Domkirche immer größere Bedeutung in der Stadt; sie hatte mehrere Volks- und eine lateinische Schule mit höherer akademischer Abtheilung („Athenäum"), sowie ein eigenes Waisenhaus. Unter ihren vier Pastoren führte der erste den Titel eines Superintendenten und Consistorialrathes. N. bewährte sich an der Schule als tüchtiger Lehrer, sodaß er 1778 zur Rectorstelle hinaufrückte. Er verfaßte in dieser Zeit auch eine größere, mehr praktisch und erbaulich gehaltene Erklärung des Neuen Testamentes in vier Abtheilungen, welche in jener Zeit mehrfach erwähnt und benutzt wurde (1775 und 1776). 1781 aber trat er als vierter Prediger am Dom in den eigentlichen geistlichen Beruf ein. Bei seinen großen Rednergaben, seinem unermüdlichen Fleiße, seiner hingebenden Treue und persönlichen Liebenswürdigkeit gelang es ihm bald, die Liebe der Gemeinde und die Achtung Anderer zu erwerben. Ein ernster Kampf aber wurde ihm zu Theil, als in Folge der durch den Reichsdeputationshauptschluß zu Regensburg (1802 und 1803) in Deutschland herbeigeführten Territorialveränderungen das erwähnte politische Mißverhältniß in Bremen zu einer Aenderung gelangte. Die Stadt erhielt nämlich damals nicht nur viele ihr früher gehörende, aber an mächtige Nachbarn verlorene Gebietstheile zurück, sondern zugleich bekam sie die sämmtlichen, in ihren Mauern gelegenen, ehemals erzbischöflichen Gebäude (im Ganzen 154 meistens recht ansehnliche Häuser) mit allem Zubehör (26. October 1802). Damit ergab sich die wichtige Folgerung, daß auch die große lutherische Domkirche und Gemeinde unter reformirte Leitung gerieth. Zwar konnte das jetzt nicht mehr bedenklich erscheinen. Hatten sich doch die confessionellen Gegensätze bereits bedeutend abgeschwächt und weitherziger Duldung Platz gemacht. Auch erließ der Bremer Rath, welcher die kirchliche mit der bürgerlichen Herrschaft in sich vereinigte, bald ein Proclam, welches den neuen Unterthanen völlige Glaubensfreiheit zusicherte (12. Februar 1803), gleichwie er auch, was bisher nie geschehen, einen Lutheraner unter seine eigenen Mitglieder aufnahm. Allein mit solch gutgemeinten Absichten und Ansätzen ließen sich die in der neugeschaffenen Situation liegenden Schwierigkeiten noch nicht lösen. Fragte es sich doch, in welches rechtliche Verhältniß nun diese Domgemeinde mit ihren Predigern zum Rath und anderen Stadtgemeinden zu treten, und wer die Verwaltung ihrer Schulen, ihres Waisenhauses und ihrer ansehnlichen Güter (der sogen. Structurgüter) zu übernehmen habe. Und während man von Seiten des Domes möglichste Selbständigkeit unter dem jus circa sacra des Rathes, zugleich aber auch endliche Gewährleistung aller den Lutheranern in Bremen bisher noch vorenthaltenen Rechte (für die Prediger: Gebührenempfang für kirchliche Handlungen sowie Proclamations- und Copulationsrecht, für die Gemeindeglieder: Berechtigung zu allen bürgerlichen Aemtern) beanspruchte, glaubte man rathsseitig der Domgemeinde als solcher gar keine rechtliche Stellung zuerkennen zu können, sondern Alles der freien Verfügung der Stadtobrigkeit anheimgegeben zu sehen, wie denn auch der Rath ohne Weiteres die Inspection von Schulen und Waisenhaus, sowie die Verwaltung der Structurgüter an sich nahm. Auch die Erwählung eines lutherischen Predigers an der reformirten St. Ansgariikirche (1804) begünstigte die neue Obrigkeit zur allmähligen Vertheilung der großen Domgemeinde. Hieraus erwuchs nun eine heftige Zwietracht, die sich, nach vielen erfolglosen Petitionen seitens der Domgemeinde, zu einem Rechtsstreite beim

Reichskammergerichte in Wetzlar gestaltete, neben welchem auch ein erbitterter Federkrieg innerhalb und außerhalb Bremens geführt wurde. An der Spitze der für den Dom Streitenden stand N., welcher in verschiedenen Schriften mit großer Ausführlichkeit und hohem Pathos seine Sache führte, auch als geistiger Urheber aller auf jener Seite geschehenen Schritte galt, weßhalb man den Streit auch wohl als den „Nicolai'schen Kirchenstreit" bezeichnet hat. Zur Entscheidung kam die Sache zunächst noch nicht, indem 1806 das Deutsche Reich und mit ihm das Reichskammergericht zu Ende ging. Die Hauptfragen blieben damit ungelöst, und bei vielen Veranlassungen trat stets auf's Neue der Widerspruch der sich unterdrückt glaubenden Domgemeinde hervor. Endlich gelang es, unter dem Drucke der schweren Zeitereignisse, zu einem Ausgleich zu kommen, indem man vor der Einverleibung Bremens in das französische Kaiserreich (December 1810) schnell eine beiderseits befriedigende Einigung schloß. N. hatte sich durch diese Begebenheiten in besonders hohem Grade das Vertrauen seiner Gemeinde erworben, war auch während der Zeit erster Geistlicher (Pastor primarius) an seiner Kirche geworden. Unter der französischen Fremdherrschaft gehörte er zu den 30 angesehenen Bürgern, welche mit ihrem Kopfe für das Leben des ersten städtischen Präfecten einstehen mußten und war bei der eintretenden Gährung längere Zeit in Gefahr, nach Wesel transportirt zu werden. Die Befreiung feierte er durch verschiedene, zum Theil in den Druck gegebene Predigten. Auch die 300jährige Erinnerung der Reformation (October 1817) begeisterte ihn zu schwungvollen Reden. Doch sollte dies hochgefeierte Ereigniß für ihn wieder von unerwünschter Folge werden. Von dem Zuge zur Union nämlich, welcher damals durch das protestantische Deutschland ging, wurden auch in Bremen Viele erfaßt, und es ging namentlich von dem bekannten Pastor Dräseke an St. Ansgariikirche ein Versuch aus, dieselbe in der Weise durchzuführen, daß die vielen in der Stadt wohnenden Lutheraner den verschiedenen städtischen Gemeinden zugewiesen würden. So wenig der keineswegs confessionell lutherische, sondern mild rationalistische N. den anderen Evangelischen abgeneigt war, so sehr fürchtete er auch diesmal eine Zerstückelung der großen Domgemeinde und widerstand darum diesem Ansinnen in kräftigster und erfolgreichster Weise mit Wort und Schrift (1823). Andererseits hatte er sich gern mit den Reformirten den ersten Anfängen der Norddeutschen Mission angeschlossen und gehörte zu deren Bremer Deputation (1819). Im Uebrigen war es ihm vergönnt, bis in sein hohes Alter in der Gemeinde wirksam zu sein. Dieselbe zeichnete ihn schon bei seiner 25. Amtsfeier (1806) aus, indem sie für ihn den theologischen Doctortitel von Göttingen erbat. 1821 aber, bei der 50jährigen Feier seiner Thätigkeit an der Domkirche, wurde dem Greise ein großartiges Jubelfest zu Theil. Nicht minder tiefempfunden erschien dann 1826 die allgemeine Trauer um ihn, als der 84jährige, nachdem er ein Jahr vorher sein Amt niedergelegt (9. Januar 1825), am 3. April d. J. heimgegangen war. Eine über seine locale und zeitgeschichtliche Stellung hinausreichende Bedeutung hat N. gerade nicht erlangt, doch ist er durch die erwähnten Ereignisse, durch viele bei den verschiedensten Gelegenheiten gehaltenen Predigten, Brochüren und andere, mehr der Erbauung oder dem Augenblick dienende, Schriften, im Zusammenhang mit seinen hervorragenden Gaben zu seiner Zeit eine in weiten Kreisen mit Achtung genannte Persönlichkeit gewesen.

Rotermund, Bremisches Gelehrtenlexikon, und Geschichte der Bremer Domkirche. Die meisten der von N. herausgegebenen Schriften finden sich in der Bremer Stadtbibliothek, woselbst die bei Gelegenheit des Streites zwischen Dom und Stadt von verschiedenen Seiten erschienenen Schriften in

7 Bänden zusammengefaßt sind. Ueber diesen Streit insbesondere s. den Aufsatz von Dr. A. Kühtmann: Der Nicolai'sche Kirchenstreit, in dem Brem. Jahrb. XI. Bd. S. 58 ff.

Iken.

Nicolai: Johann Christian Wilhelm N. wurde geboren am 17. Januar 1757 zu Arnstadt. Obgleich durch den frühen Tod seines Vaters und die im J. 1770—72 herrschende Theuerung in den drückendsten Verhältnissen lebend, machte er es unter den größten Entbehrungen möglich das Lyceum seiner Vaterstadt zu besuchen und 1780 die Universität Halle zu beziehen, wo er sich dem Studium der Naturwissenschaften widmete. In Folge seines angestrengten Fleißes wurde er schon 1782 als Lehrer am dortigen Waisenhause und im folgenden Jahre an dem mit demselben verbundenen Pädagogium angestellt. Später wurde ihm speciell der botanische Unterricht und die Aufsicht des botanischen Gartens übertragen. Im J. 1790 folgte er einem Rufe als Conrector an das Lyceum zu Arnstadt und ertheilte dort namentlich den physikalischen Unterricht. In dieser Stellung veröffentlichte er mehrere Lehrbücher, welche viel Anerkennung fanden. Namentlich sind zu erwähnen: „Anfangsgründe der experimentellen Naturlehre für Gymnasien und höhere Erziehungsanstalten" 1797, und eine Umarbeitung des damals sehr geschätzten Werkes von J. G. Hoffmann „Unterricht von natürlichen Dingen" unter dem Titel: „Unterweisung in gemeinnützigen Kenntnissen der Naturkunde" 1790; 14. Auflage 1826. Im J. 1803 wurde er zum Rector, 1819 zum Director des Lyceums ernannt und zeigte sich in dieser Stellung als tüchtiger Pädagoge. Er starb 1827.

W. Heß.

Nicolai: Karl Heinrich N., geboren zu Berlin am 27. November 1739, erhielt seinen ersten Unterricht in der Schule seines Vaters, welche letzterer, obwohl er eigentlich Schuhmacher war, 1747 eröffnete. Von seinem dreizehnten Jahre an mußte er seinem Vater beim Unterrichten helfen. Nach seiner Confirmation brachte ihn sein Vater ganz gegen seine Neigung in die Lehre, um ein Handwerk zu erlernen. Zuerst kam er zu einem Büchsenschäfter, dann zu einem Tischler und schließlich zu einem Schuster. Als sein Vater einsah, daß er zum Handwerker nicht taugte, erfüllte er seinen Wunsch und erlaubte ihm 1758 die Realschule und das Seminar zu Berlin zu besuchen. Im J. 1759 erhielt er eine Schullehrerstelle in Döbenitz. Nachdem er dieselbe zwei Jahre bekleidet, wurde er von seinem Vater, der sehr kränklich geworden war, nach Berlin zurückberufen, um ihm in seiner Schule zu helfen. Nach dem Tode seines Vaters gab er die Stelle auf und kehrte, nachdem er kurze Zeit eine Lehrerstelle an der Realschule in Berlin bekleidet hatte, 1762 in seine frühere Stellung nach Döbenitz zurück. Hier fand er Zeit sich noch weiter auszubilden und erlernte namentlich die lateinische und griechische Sprache. Im J. 1764 gab er seine Stellung jedoch wieder auf, um eine Privatschule in Berlin zu errichten, welche bald einen bedeutenden Aufschwung nahm. Jetzt widmete er sich hauptsächlich naturwissenschaftlichen Studien und begann 1780 Vorlesungen über Naturkunde zu halten, später bereitete er sich auf die theologische Staatsprüfung vor, welche er 1788 bestand. Im folgenden Jahre wurde ihm zunächst die Inspection und dann das Directorium des Seminars in Berlin übertragen. Als er jedoch im J. 1797 zum Pastor in Lohmen gewählt wurde, nahm er diese Wahl an. In dieser Stellung wurde er auch schriftstellerisch thätig. Außer einer Sammlung von Predigten veröffentlichte er mit dem Commissionsrath Johann Riem zusammen eine Schrift „Ueber die Seidenraupe" 1801 und eine zweite „Ueber die Hunde" 1805; dann folgte sein „Wegweiser durch den Sternenhimmel" 1811,

der zweite Band unter dem Titel „Umsicht im Sternenhimmel“ 1812. Nachdem N. 1812 in Folge einer Augenkrankheit in den Ruhestand getreten war, starb er am 18. September 1823. W. Heß.

Nicolai: Melchior N., angesehener Theologe, geb. zu Schorndorf (Würtemberg) am 14. (4?) Dezember 1578, † als Consistorialrath und Propst zu Stuttgart am 13. August 1659, war der Sohn von Melcher N., Gerichtsverwandter in Schorndorf, und Ursula Sattler. Nach dem frühen Tode seiner Mutter wurde er von einer treuen Stiefmutter sorgsam erzogen und wegen trefflicher Begabung zum Studium der Theologie bestimmt. Wegen seiner schwächlichen Gesundheit und aus anderen nicht mehr zu erhebenden Ursachen gaben ihn seine Eltern einem verwandten Bäcker zu Herrenberg in die Lehre, bald kehrte er indessen zu der früher in Aussicht genommenen Laufbahn zurück, zu welcher er sich auch vorzüglich eignete. Am 15. Februar 1598 magistrirte er in Tübingen, wo er studirte, als Erster unter 50 Altersgenossen, er war im Lateinischen und Griechischen sehr gut bewandert, auch mit den Naturwissenschaften, besonders mit Astronomie vertraut und mit großem Disputirtalent begabt. Nach beendeter Studienzeit wurde er würtembergischer Sitte entsprechend, Vicar und zwar in Adelberg bei Lukas Osiander II., später Diakonus in Waiblingen, nach 5 Jahren Pfarrer in Stetten (im Remsthal), wo er mit wiedertäuferischen Secten viel zu kämpfen hatte, dann (nach 10 Jahren) Decan in Marbach, 2 Jahre später 1619 wurde er als außerordentlicher Professor der Theologie an Hiemers Stelle nach Tübingen berufen. Anfangs wußte er sich mit den übrigen Gliedern der Facultät, welche in dem heftigsten Streit mit der Gießener theologischen Facultät über die Lehre von der Person Christi begriffen war, nicht besonders gut zu stellen; seine untergeordnete Stellung schien ihm nicht seiner würdig zu sein, auch fand er sich in Predigten angegriffen. Die Facultät ihrerseits, welche ihre besondere würtembergische Orthodoxie als Ehrensache behandelte, warf ihm Neigung zu Mentzerischen Ansichten vor, ja sie beschuldigte ihn geradezu „grober Calvinianischer und Nestorianischer Irrthumben“. In wiederholten Conferenzen erklärte N. zwar seine Ansichten für sich behalten zu wollen, aber die Zwistigkeiten, welche auch zu Ohren des streng orthodoxen Herzogs Johann Friedrich kamen, hatten zur Folge, daß N. auf die Prälatur Anhausen versetzt werden sollte (1621). Auf Fürbitte des Senates für den schwer betroffenen Collegen nahm der Herzog seine Resolution zurück, N. gab jeden Widerstand auf und wurde ein tapferer Mitstreiter seiner Facultätsgenossen. Doch wurde er schon 1625 als Prälat nach Lorch, 1628 nach Adelberg befördert, 1629 mußte er nach dem Restitutionsedict das Kloster räumen, 1631 wurde er an Thumms Stelle als ordentlicher Professor nach Tübingen berufen. Seine ganze Mannhaftigkeit zeigte er während der furchtbaren Drangsale, welchen Stadt und Universität während des 30jährigen Krieges, besonders nach der Nördlinger Schlacht ausgesetzt waren. Gegen die Jesuiten, mit welchen er oft eine Kanzel zu theilen hatte, vertheidigte er unerschrocken und gewandt die evangelische Lehre, selbst persönliche Mißhandlungen, die er darob zu erdulden („eine gottlose Kriegsgurgel tractirte ihn übel mit Faust und gezogenem Degen“) entmuthigten ihn nicht, und der Ruhm, daß ohne ihn das theologische Seminar (Stift), dessen Superattendent er war, wohl zerfallen wäre, bleibt ihm. 1632 war er Rector, 1639 Vicekanzler geworden, 1649 wurde er als Consistorialrath und Propst nach Stuttgart berufen; neun Jahre bekleidete er hoch angesehen dies kirchliche Amt, nach kurzer Krankheit starb er am 13. August 1659 und wurde am 16. in der Stiftskirche begraben. — 1603 hatte er sich mit Katharina Detz genannt Nutzbeck verheirathet, 1631 verlor er sie durch den Tod, 1632 heirathete er Margarethe, die Wittwe seines ehemaligen Collegen Thumm. Ein vielgeltender

Mann innerhalb seines engeren Vaterlandes ist er auch wegen seiner theologischen Schriften nicht ohne litterarische Bedeutung; der Zeitrichtung und seiner eigenen Begabung nach waren dieselben meist polemischer Art; „wider alle Schwetzer und Ketzer gegen Papisten, Calvinisten und Wiedertäuffer", sagt sein Biograph, „vertheidigte er die wahre Religion". Große dialektische Gewandtheit, im Studium des Aristoteles erworben, zeichnet seine Schriften aus. Gegen die Gießener gerichtet ist seine dogmatische Hauptschrift: „Consideratio quatuor quaestionum controversiarum de profundissima κενώσει Dom. Jesu Christi." Tübingen 1622. II. Aufl. 1676. Gegen die jesuitischen Angriffe auf die Reformation und auf Luther schrieb er: „Symbolum Lutheranum" ib. 1624. „Jubar coelestis veritatis in medio papisticarum tenebrarum rutilans praelatum Laurent. Forero." ib. 1648. „Reformator Germaniae M. Lutherus a septem characteribus Laur. Foreri vindicatus." ib. 1668. „Gründliche Antwort auf die 12 Propositiones Jodoci Kedden", Stuttgart 1653. „Bedencken über die Newe-Jahrs-Gab. Jod. Kedden"; „Ohnverschämte Schuldforderung J. Kedden". „Gründliche Ablehnung des Wirbelgeistes J. Kedden". „Vertheidigung der Beantwortung der 12 Propositionen Kedds." ib. 1653. — Weitere Schriften: „Beantwortung zweyer Schriften, welche unter dem Namen des Herrn Christian Wilhelm zu Brandenburg in Druck gegeben." Tübingen 1643. „Rettung evangelischer Lehr- und Kirchendiener". Stuttgart 1653. „Orthodoxia de sola fide justificante." ib. 1664. „Babylonische Verwirrung, daß die Jesuiten die ganze Christenheit grund- und bodenlos stellen". ib. 1655.

Leichenrede von J. Knoll gehalten. Stuttg. 1660. — F. Wagner, vita M. N., in Witten, Memoria theologorum nostri seculi. 1685. — C. v. Weizsäcker, Lehrer und Unterricht an der evang.-theol. Facultät zu Tübingen. Tüb. 1877. Theodor Schott.

Nicolai: Karl Otto Ehrenfried N. (geb. am 9. Juni 1810 zu Königsberg, † am 11. Mai 1849 zu Berlin) gehört, wie sein späterer College Neithardt, jener Ehrfurcht erweckenden Reihe bedeutender Tonmeister an, welche sich unter einem fast vernichtenden Druck äußerer Verhältnisse und widerlicher Constellationen, im nie ermüdenden, rastlosen Kampfe mit sich ihnen entgegenstellenden Hindernissen, endlich zu den ersten und wichtigsten Bedienstungen emporgerungen haben. Die Zustände, unter denen der Knabe aufwuchs, waren in der That die denkbar trostlosesten. Ein von seiner Frau, der Mutter Nicolai's, geschiedener Musiker, C. E. D. N., ein tyrannischer, gefühlloser, bis zur Grausamkeit harter Mann, war sein Vater und erster Lehrer. Durch seinen Beruf während des größten Theils des Tages vom Hause ferngehalten, konnte er für die moralische und künstlerische Erziehung seines Sohnes, dem gegenüber er zudem stets sichtbare Abneigung bekundete, so viel wie nichts thun. Die ungerechte Strenge unter der der arme Knabe fortwährend zu leiden hatte, mußte bei diesem vom übelsten Einflusse auf körperliche und geistige Entwicklung und Charaktereigenschaften sein. Kein freundliches Mutterwort tröstete den Vereinsamten, keine zärtliche Sorge behütete ihn vor Irrwegen und pflanzte Keime edler Tugenden in sein Herz, kein entschlossenes Dazwischentreten schützte ihn vor unbilligen Züchtigungen. Ganz sich selbst überlassen, bildete sich sein Wesen eigenartig und der Ernst, der schon frühe auf dem blassen Gesichte des verwahrlosten Kindes lagerte, ließ Entschlossenheit, Trotz, Widerstandsfähigkeit, die in seinem Innern wohnten und ihn gegen äußere Unbilden stählten, ahnen. Seine Reizbarkeit beschleunigte denn auch den Bruch zwischen Vater und Sohn, der nach vielen Kämpfen endlich plötzlich und völlig erfolgte. In der Nothlage, in der er sich bisher befunden, boten ihm nur seine musikalischen Studien Trost und Beruhigung. Sein Talent offenbarte sich

schon sehr bald; ein feines Gehör, eine geschickte Hand, eine glückliche Fassungsgabe, ein merkwürdiges musikalisches Gedächtniß erregten allmählich die Aufmerksamkeit und die Speculationsideen seines habgierigen Papas, der in der Absicht, mit seinem Wunderkinde einst Geld und Ruhm zu verdienen, den sonst von ihm gar nicht Beachteten, nun mit unbarmherziger Strenge zu weiteren, allerdings reißend zu nennenden Fortschritten drängte. Dieser in seiner Niedergeschlagenheit und Abspannung suchte sich für diese Behandlung, so oft er seinen Peiniger ferne wußte, dadurch zu entschädigen, daß er weite einsame Spaziergänge unternahm, die ihn stunden- und halbe Tage lang seinen Studien entzogen. Wenn ihn für solche Versäumnisse der harte Vater dann grausam züchtigte, scheute er sich nicht mehrere Tage und Nächte hindurch dem elterlichen Hause ferne zu bleiben. Unter solchen Verhältnissen mußte sein Schulbesuch ein sehr mangelhafter, konnte sein Wissen nur ein sehr beschränktes bleiben. Doch holte er später mit eisernem Fleiße und überraschender Schnelligkeit alles Versäumte nach, so daß er in kurzer Zeit einen respectablen Grad von humanistischer Bildung und wissenschaftlicher Intelligenz sich aneignete.

Die Sehnsucht, die ihn die freie Natur aufsuchen ließ, gründete nicht auf der Lust an einem vagen, gedankenlosen Herumtreiben. Draußen in Wald und Feld schärfte sich die Beobachtungsgabe des Einsamen, entwickelte sich sein Sinn zur Beschaulichkeit, ward er dahin geführt, frühe ein Urtheil über sich selbst zu gewinnen. Die so empfangenen Eindrücke wirkten in seinen musikalischen Studien fort. Es war seine Lieblingsbeschäftigung, sinnend und träumerisch die Finger über die Tastatur seines Claviers gleiten zu lassen und für die Tonwelt, die in seinem Innern wach wurde, entsprechenden Ausdruck zu suchen. Als ihn an einem Winterabende der Vater über dieser Beschäftigung eingeschlummert fand, während die Hände noch mechanisch fortspielten, sperrte er, nach vorheriger empfindlicher Züchtigung, ungerührt durch die flehentlichsten Bitten des Knaben, den vor Furcht Zitternden in eine Bodenkammer, wo man ihn am nächsten Morgen halberstarrt vorfand. Von nun an begannen oft auf Wochen ausgedehnte Fluchtversuche des Armen; aber Noth und Entbehrung oder fremde Leute lieferten ihn immer wieder in die Gewalt seines Quälers zurück.

So hart ihn der Vater, der übrigens ein sehr guter Clavierlehrer gewesen zu sein scheint, auch behandelte, unter seiner, wenn auch unregelmäßigen Anleitung entwickelten sich des Knaben Talente in überraschender Weise. Der 12jährige Otto beherrschte bereits sein Instrument mit großer Sicherheit und war namentlich ein vortrefflicher prima-vista-Spieler. Künstlerischen Ausdruck und durchdachte Nüancirung konnte allerdings erst eine spätere Zeit seinem Vortrage geben. Die Unerträglichkeit seiner Lage kam ihm aber nun, je mehr er sich musikalisch entwickelte, täglich lebhafter zum Bewußtsein. Tiefen Eindruck auf das verzweifelnde Kind übte der leider auch unregelmäßig besuchte Confirmandenunterricht. Er litt schwer unter Gewissensbissen; der sonst im Leben und Wandel Tadellose fühlte sich tief gebeugt unter einer vermeintlichen Sündenlast und glaubte sich wirklich so verworfen, als man ihn zu Hause immer schalt. Ward aber dann jede demüthige Zuneigung, mit der er sich dem Vater stets wieder zu nähern versuchte, von diesem mit gehässiger Strenge und verächtlichem Hohne zurückgewiesen, dann bäumte sich sein Herz in krampfhaftem Stolze und er dachte nur daran, sich Freiheit und Selbständigkeit zu gewinnen. Anfangs Juni 1826, nach einem Act furchtbarster Mißhandlung, entfloh er, ohne Legitimationspapiere, ohne Geld, Nahrungsmittel und andere Bekleidung, als die er gerade auf dem Leibe trug, für immer dem elterlichen Hause. Er lenkte zunächst seine Schritte nach dem westpreußischen Städtchen, in dem seine Mutter momentan wohnte. Bis zum Tode erschöpft, hungernd, unterwegs das Mitleid der Cantoren und

Pfarrer beanspruchend, manche Nacht im Waldesdunkel oder auf üppigem Wiesengrunde zubringend, feierte er, einsam und mit seinen Empfindungen allein, von keiner Seite beglückwünscht, auf dieser Fahrt seinen 16. Geburtstag. Die erschreckte Mutter empfing den bei ihr unverhofft Eintretenden mit Herzlichkeit; aber sie war zu arm, um ihn bei sich behalten zu können. Hatte sie doch noch eine Tochter und eine dritte Person zu ernähren. Der Plan, auf den Otto so fest gebaut, hier ein Concert geben zu können, erwies sich als ganz aussichtslos. So mußte er denn seine Wanderung fortsetzen. In einem Zustand äußerster Ermüdung langte er endlich eines Abends in einem Dorfe bei Stargard an. Der Ortspfarrer nahm sich des Niedergesunkenen an, brachte ihn durch Erquickungen zum Leben zurück, hörte theilnehmend seine Erzählung und beförderte ihn, mit Empfehlungen an den Auditeur Adler in Stargard, auf einem gerade des Weges kommenden Wagen nach der Stadt.

Adler hatte sich durch thatwillige und uneigennützige Kunstliebe einen hochgeachteten Namen in der ganzen Gegend erworben. Da ihn der junge Virtuose nicht daheim traf, suchte er ihn in der Ressource auf und trug ihm hier seine Bitte, ihm beim Arrangement eines Concerts behilflich zu sein, vor. Der ernste Mann musterte erstaunt die bleichen, aber kecken Züge und den dürftigen Anzug des Supplicanten und lud ihn dann zum Abend zu sich. N. sollte nun etwas vorspielen; er hatte aber keine Noten bei sich (und auswendig konnte er nichts) und keine Papiere und keine Effecten, las aber mit bewundernswürdiger Technik ein Hummel'sches Concert vom Blatte. Adler, der von nun an sein Schutzgeist, sein Förderer, sein zweiter Vater wurde, improvisirte auf diese Leistung hin eine Abendunterhaltung, die einen nicht unbedeutenden Gewinn ergab, miethete für seinen Schützling bei einer benachbarten Wittwe eine kleine Stube, führte ihn in das angesehene Haus des Regierungsrathes Kretzschmer ein, dessen Sohn, der nachmalige berühmte Maler, nun sein Freund und Genosse wurde, und bot fortan alles auf, um die in der Erziehung des Knaben allenthalben gebliebenen Lücken auszufüllen. Im eigenen Wagen und mit den gewichtigsten Empfehlungen versehen, schickte er ihn in umliegende Städte, um in den Cirkeln kunstsinniger Freunde zu spielen und so kleine Einnahmen zu erzielen. N. war noch nicht confirmirt; er nahm daher jetzt an dem betreffenden Unterrichte Theil. Seine Moral gewann dadurch festen Anhalt, sein Sinn für edle Geselligkeit und seine Sitten erhielt im Umgange mit den besten Familien der Stadt treffliche Ausbildung. Mit größtem Eifer betrieb er seine wissenschaftlichen und musikalischen Studien. Mittlerweile waren auch von Königsberg die Legitimationspapiere und der völlige Verzicht des Vaters auf seinen Sohn eingetroffen.

Nach Jahresfrist sandte Adler seinen Pflegling, dessen Ersparnisse er auf 200 Thaler gebracht, zu weiterer Vervollkommnung nach Berlin, das damals im musikalischen Leben hohen Rufes genoß. Spontini dirigirte die Oper, Zelter die Singakademie, Möser die Sinfonieconcerte. B. Klein, F. Mendelssohn-Bartholdy, G. Meyerbeer, L. Berger, A. B. Marx und viele andere bildeten die künstlerischen Zierden der Residenz. An einem heitern Octobertage des Jahres 1827 fuhr N. klopfenden Herzens durch das Königsthor dort ein. Mit den schönsten Hoffnungen durfte er der Zukunft entgegensehen; alle edlen Anlagen und Triebe sollten hier zur völligen Entfaltung gelangen. Die Empfehlungen Adler's öffneten ihm die besten Häuser; Klein, Berger und Zelter wurden seine Lehrer. Es begann sich nun auch seine Stimme zu entwickeln und bald erwarb er sich durch den Vortrag der für Baß geschriebenen Zelter'schen Balladen, sowie der Solopartieen in den Aufführungen der Singakademie Ruf und Beliebtheit. Er ward als Clavier- und Gesanglehrer gesucht und gewann sich auch als Componist rasche Anerkennung. Clavierstücke, Lieder, Duette und Vocalquartette

Nicolai's erschienen seit 1830 in schneller Aufeinanderfolge. Aber nicht allein Werke leichterer Gattung, auch solche ernsterer Richtung (Psalmen, Messen u. dgl.) beschäftigten ihn. Vor die Oeffentlichkeit trat er als Componist, Sänger und Clavierspieler in einem eigenen, im Saale des Englischen Hauses gegebenen Concerte erstmalig im April 1833. Der Erfolg war so ermuthigend, daß er im folgenden Monat schon eine größere Aufführung in der Garnisonskirche wagen durfte, die ebenfalls für sein Geschick glänzendes Zeugniß gab.

Neben seinen in diesen Zeitraum fallenden Gesangscompositionen: op. 2—6, 9—11, 13—19 schrieb er eine Hymne zum Dürerfeste, ein Te Deum „Dankmusik beim Erlöschen der Cholera"; eine viersätzige Sinfonie (D-dur) und eine Weihnachtsouverture über den Choral: Vom Himmel hoch, da komm ich her. Diese Arbeiten, welche seinen Ruf begründeten, zogen sogar die Aufmerksamkeit des Königs auf sich, der ihm als Zeichen seiner Huld und Anerkennung einen Brillantring verehrte. Doch nicht ungetrübt sollten ihm die schönen in Berlin verlebten Tage dahinschwinden. Die rasch auf einander folgenden Todesfälle seines väterlichen Freundes Zelter (15. Mai 1832) und seines treuen Lehrers B. Klein (9. September 1832) schlugen seinem Herzen tiefe Wunden.

Wiederum drängt seine Lebensbahn zu einem Wendepunkte. Im Hause Schleiermacher's, in dem er als Musiklehrer thätig war, lernte N. den hochgebildeten und begeisterten Beförderer protestantischen Kirchenthums, Ritter Karl v. Bunsen, kennen, damals preußischer Gesandter und Ministerresident am päpstlichen Hofe. Dieser würdigte sofort das bedeutende Talent des jungen Künstlers und beschloß es für seine kirchenmusikalischen Pläne zu benutzen. N. war leicht zu überreden, die Stelle als Organist bei der Gesandtschaftscapelle in Rom anzunehmen. Begleitet von den Segenswünschen zahlreicher Freunde und einem ehrenvollen Nachrufe Rellstab's trat er seine Reise dahin, 8. September 1833, an. Was ihm persönlich den Abschied von Berlin noch erleichtert haben mochte, mag in der Ursache zu suchen sein, daß ein mit seinen dortigen Erfolgen und seiner zunehmenden Thätigkeit sich progressiv steigerndes Selbstbewußtsein und krankhafte leicht zu leidenschaftlichen Ausbrüchen führende Empfindlichkeit den sonst herzensguten Menschen in vielfache Collisionen mit seinen Collegen gebracht hatten.

Man kann denken, welche reichen Eindrücke dem empfänglichen, phantasievollen Künstler schon die Reise nach Rom und dann der längere Aufenthalt in der ewigen Stadt brachten; wie die Aufwallungen seines Gefühls der Masse des Großen und Herrlichen gegenüber, das sich dem Beneidenswerthen hier bot, sich bis zum Enthusiasmus steigern mußten. Vor allem interessirten ihn die Aufführungen bei St. Peter und in der Sixtina, die unschätzbaren Manuscripte aus der Glanzzeit strengen Stiles, welche diese Kirchen bewahrten, und der berühmte Abbate Giuseppe Baini, Director der päpstlichen Capelle, der ihn mit Wohlwollen aufnahm und seinen Genius auf die erhabensten Bahnen zu lenken strebte. Leider aber besaß der junge N. noch nicht die nöthige Energie, um seine künstlerischen Grundsätze und seine Eigenthümlichkeit den auf ihn eindringenden fremden Einflüssen gegenüber behaupten zu können. Der am 10. Mai 1844 verstorbene Baini mußte noch den ihn tiefschmerzenden Umschwung im Entwickelungsgange seines hoffnungsvollen Schülers erleben. — Die mit einem Monatsgehalte von 13 Scudi verbundene Organistenstelle ließ ihrem Inhaber viele freie Zeit. Bunsen, unermüdlich für seine auf eine Verbesserung der preußischen Liturgie und Agende abzielenden Pläne thätig, fand in N. den erwünschten Mitarbeiter, der bald eine fruchtbare Wirksamkeit auf kirchenmusikalischem Gebiete entfaltete, Motetten und Psalmen componirte, die Liturgie feststellen half und sich nach jeder Richtung hin einsichtsvoll und anstellig erwies. In seinen späteren Stellungen in Wien und

Berlin hat er meist aus dem Borne dieser Periode geschöpft und sich fast nur auf Umarbeitung älterer Werke beschränkt.

Der strebsame, durch höchste Protection unterstützte, in seinem Aeußeren wie in seiner ganzen Haltung stets die peinlichste Sorgfalt bethätigende Deutsche, fand allmählich Eingang in die besten Kreise. Obwol scheinbar der strengsten Richtung zugethan, vermochte er die allgemeine Musikströmung, die gerade jetzt durch Rossini, Bellini und Donizetti in Italien ihren Höhepunkt erreicht hatte, doch nicht zu ignoriren; möglich, daß auch der hier in einem viel intensiveren Blau glänzende Himmel und das rascher pulsirende Leben Einfluß auf sein Naturell und seine Kunstüberzeugungen gewann. Der bisher nur für Mozart begeisterte, das italienische Opernwesen geringschätzend beurtheilende Künstler, wendete sich plötzlich, das Vorbild welscher Meister adoptirend, vollständig der modernen welschen Opernbühne zu.

Man hat für diese überraschende Wandlung, für dies Umschlagen von einem Extrem ins andere, für diesen plötzlichen Uebergang von Palestrina zu Bellini lange nach Entschuldigungsgründen gesucht. Die Zeitgenossen waren durch dieses Vorkommniß im höchsten Grade frappirt. Die Erklärung dürfte jedoch nahe liegen. N. war ebenso eitel als ehrgeizig. Sein Verstand und seine Erfahrung mußten ihm sagen, daß er auf dem Gebiete kirchlicher Tonkunst besondere Erfolge, namentlich lohnende, nicht zu erwarten habe. Ja selbst dann, wenn er mehr religiöse Vertiefung besessen, wenn seine geistlichen Compositionen überwiegenderen religiösen Inhalt gehabt hätten, würde ihm die von seinem Ehrgeiz erstrebte äußere Genugthuung kaum je geworden sein. Der Componist von Motetten und Psalmen macht nur in den seltensten Fällen Carriere. Andererseits besaß N. das, was den meisten Tonsetzern abgeht, in seltenem Grade: melodisches Talent. Seine Lieder und Duette, wenn auch nicht gerade besonders gehaltvoll, stehen doch hoch über seinen Kirchensachen. In Italien, in einer Atmosphäre süßen und bezaubernden Gesanges, mußte gerade diese ihm besonders eigene Begabung Anregung und Belebung finden; Ruhm, Ehren, Vergötterung, Geld wird dort nur dem Operncomponisten zu Theil. N. besann sich nicht lange. Ueber alle engherzigen Vorurtheile sich ohne Gewissensscrupel rasch hinwegsetzend, schlug er den Weg ein, der ihm den meisten Succeß versprach, und es ihm, wie den italienischen Maestri, gestattete, auf leichte Weise Lorbeeren und Bewunderung zu ernten. Seine ersten italienischen Arietten und Canzonetten fanden aufmunternden Beifall. Damit war die Lebensfrage, vor der er stand, entschieden. Ebensowenig wie der ehrwürdige Baini war sein Chef Bunsen mit seiner Wandlung einverstanden. Sein Amt und sein Verhältniß zu diesem erschienen ihm nun als Hemmniß; er erwirkte am 1. April 1837 seinen Abschied. Nun ganz frei, reiste er, überall ehrenvoll aufgenommen, über Bologna, wo er die persönliche Bekanntschaft Rossini's machte, und Mailand nach Wien, um sich hier als Gesanglehrer niederzulassen; er erhielt auch den Titel eines Gesangsprofessors am k. k. Hoftheater, ja er wurde sogar unmittelbar darauf neben C. Kreutzer und Reuling als Capellmeister angestellt. Doch behagte ihm dieser Wirkungskreis nicht. Schon im October 1838 finden wir ihn wieder in Rom. Unterwegs hatte er mit den Theaterdirectoren in Triest, Mailand und Turin erfolgreiche Unterhandlungen bezüglich zu liefernder Opern angeknüpft. In Rom traf er mit Liszt, mit dem Grafen M. Wielhorsky und mit seinem Stargarder Jugendfreunde H. Kretzschmer zusammen; er verkehrte außerdem viel in den Häusern des Malers Catel (Sohn des französischen Operncomponisten), und der Signora Caggiotti (Mutter der späteren Hofmalerin Emma Caggiotti-Richards in Berlin) und anderer angesehener Familien.

Bereits in Wien hatte er die Arbeit an seiner ersten Oper „Enrico secondo“ begonnen. Er vollendete sie jetzt und schrieb zugleich eine zweite: „Rosmonda d'Inghilterra“. Beide Werke wurden 1839 in Triest mit nur theilweisem Erfolge aufgeführt. Glücklicher war er mit einer dritten Oper, dem Lieblingsstück des Carnevals von 1840: „Il Templario“ (Libretto von Marini), welche im Teatro Regio in Turin aufgeführt, unbeschreiblichen Enthusiasmus hervorrief und plötzlich des Tonsetzers Namen zu den Sternen hob. N. konnte nun in vollen Zügen aus dem Becher des Ruhmes sich berauschen. Die genannte Oper zeichnete sich durch eine gutgearbeitete Ouvertüre, geschickte Instrumentation, manche wohlgelungene, stark mit Blech versetzte Effecte und eine fließende, wenn auch oft banale Melodik aus. Die Handlung ist dem W. Scott'schen Romane „Ivanhoe“ entnommen und ziemlich dieselbe, wie die der Marschner'schen Oper: „Templer und Jüdin“. Alle bedeutenden Bühnen Italiens traten nun mit N. in Verbindung, zunächst Mailand, das noch im gleichen Jahre im Scalatheater den „Templario“ brachte und in Ausbrüchen der Beistimmung über dieses Werk Turin noch überbot. Mit gleichem Erfolge ward dann die Novität im St. Carlotheater in Neapel aufgeführt. Nicolai's italienisch klingender Name ward, eine seltene Ehre, als neunter der Reihe der acht größten italienischen Operncomponisten hinzugefügt: Rossini, Bellini, Donizetti, Mercadante, Ricci, Pacini, Coccia und Coppolo.

Ein folgendes Drama: „Odoardo e Gildippe“, 1840 in Genua gegeben, fand wiederum nur getheilten Beifall. Höher an innerm Werthe und vielleicht deshalb nur die Anerkennung des gebildeten Publicums gewinnend, stand die für Mailand geschriebene Oper: „Il Proscritto“. Man wollte erkennen, daß der jugendlich frische und edle Genius des Tonsetzers hier die tiefste poetische Auffassung mit reichem Talent und gediegener Bildung vereinte und dadurch in den Stand gesetzt war, der Begründer einer schöneren Musikaera zu werden. Die Massen wandten sich kalt von dem Werke, das durch Einheit des Stils, zartinnige und großartige Auffassung der Dichtung und treffende Charakteristik der Personen fast mustergiltig unter den Werken gleicher Gattung dasteht. „Il Proscritto“ erschien nach einer durchgreifenden Ueberarbeitung (die Uebersetzung von Kapper) unter dem Titel: „Die Rückkehr des Verbannten“, später auch auf der deutschen Bühne.

N. hatte soeben die Arbeit an einer neuen Oper: „Proserpina“, begonnen, als er einen Ruf nach Wien an die Stelle des abgegangenen C. Kreutzer als erster Capellmeister der k. k. Hofoper erhielt. Dieses Amt, eines der wichtigsten in Deutschland, erforderte einen gewiegten Dirigenten und Kenner der Vocal- und Instrumentalmusik und einen Musiker, der das Gute und Schöne der deutschen, wie der italienischen Musik ohne Parteilichkeit zu würdigen wußte. Im April 1841 in Wien eingetroffen, setzte er zunächst seinen „Templario“ in Scene, sogleich durch diese Meisteraufführung verdienten stürmischen Beifall erntend. — Auf einer Reise nach Krakau und Warschau sah er dann seine, von ihm von jetzt ab durch eine monatliche Pension unterstützte Mutter wieder.

Sein begeisterter und begeisternder Eifer und rastloser Fleiß, seine Pünktlichkeit, Gewissenhaftigkeit und Geduld erzielten in Wien staunenswerthe Erfolge. Die Aufführungen der Hofoper erreichten einen ungeahnten Grad der Vollkommenheit. N. dirigirte zuerst den „Don Juan“, dann den „Fidelio“ und Donizetti's „Märtyrer“ und „Favoritin“. Leider stammt von ihm die unglückselige, die Wirkung des zweiten Actes aufs schwerste schädigende, allerwärts gedankenlos nachgeäffte Einrichtung her, als Zwischenactsmusik im „Fidelio“ die große Leonorenouvertüre einzufügen.

Unvergängliches ehrendes Andenken hat sich N. in Wien durch die Gründung

der philharmonischen Concerte errungen. Das erste derselben fand am Osterfesttage 1842 statt. Sein seltenes Directionstalent trat hier in eclatantester Weise hervor und ermöglichte künstlerische Leistungen von einer Vollkommenheit, wie man sie selbst in dem musikalischen Wien bisher nicht gekannt und geahnt hatte.

N. schrieb in dieser Zeit einige Clavierstücke, darunter die große Sonate in d-moll, op. 27, zahlreiche Lieder, von denen viele rasch populär wurden, ein achtstimmiges Paternoster für Solostimmen und Chor op. 33, ein Offertorium, op. 38, ein Salve Regina op. 39, eine Sinfonie (c-moll) u. a. Aber diese Arbeiten gingen eigentlich nur nebenher. Sein ganzes Sinnen und Denken war auf eine neue Oper gerichtet. Er scheute weder Mühe noch Kosten ein geeignetes Textbuch zu erhalten und brachte auch wirklich eine ganze Sammlung solcher zusammen, ohne jedoch das Gewünschte zu finden. Endlich brachte ihn sein Freund S. Kapper auf die Idee, einen Shakespeare'schen Stoff zu wählen. Er entschied sich nach langer Ueberlegung für „Die lustigen Weiber von Windsor", dessen Text nach dem sorgfältig vom Componisten entworfenen Scenarium H. S. Mosenthal zu seiner Befriedigung fertig stellte.

Während dieser Zeit wurden dem Componisten N. mancherlei Ehren zutheil. König Friedrich Wilhelm IV. sandte ihm für die Dedication einer in Italien componirten, jetzt neu überarbeiteten Missa, op. 40 (D-dur), die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft mit schmeichelhaftem Handschreiben. Seine Geburtsstadt Königsberg, welche vom 27.—31. August 1844 das 300jährige Bestehen ihrer Universität feierte, lud ihren verdienstvollen Sohn als Ehrengast. Er schrieb für diese Gelegenheit seine große Ouverture über den Choral: „Ein' feste Burg ist unser Gott" im breitest, pomphaft-feierlichen Stile für Orchester, Orgel und Chor, op. 32.

Die Reise nach Königsberg gestaltete sich zu einer sehr genuß- und ehrenreichen. Sie ging zunächst über Prag und Breslau nach Berlin. Kaum hatte König Friedrich Wilhelm IV. von der Anwesenheit Nicolai's Kunde erhalten, als er die Veranstaltung eines Hofconcertes geistlichen Charakters befahl und ihm die Direction übertrug. N. führte daraufhin mit dem Domchor am 25. Juli zu des Königs vollkommenster Zufriedenheit u. a. auch einige seiner eigenen Compositionen auf; zuletzt bot ihm derselbe, nachdem er ihn mit Complimenten überhäuft und ein langes Gespräch über altitalienische Kirchenmusik und die Sixtinische Capelle, aus dem er Nicolai's gründliche Kenntnisse in diesem Fache erkannte, mit ihm beendet, die Stellung eines Dirigenten des Domchors an. Vorläufig wußte N. den Monarchen zu überzeugen, daß dies momentan doch nicht mehr das Feld sei, das er ausschließlich bebauen wolle; aber jener beschloß die erste Gelegenheit zu ergreifen, den talentvollen Mann seinem Vaterlande zurückzugewinnen. Nach Stargard, wo ihm die Freude wurde, seinen edlen Beschützer, den Justizrath Adler, wiederzusehen, sandte ihm der gütige Fürst die Insignien und die Ernennung zum Ritter des rothen Adlerordens nach. In Danzig besuchte er seine Schwester, in Marienwerder seinen Vater; am 20. August traf er mit dem Dampfboote in Königsberg ein, wo man sich überbot, ihn mit Gunstbezeugungen und Ehren zu überhäufen. Welcher Contrast zwischen dem armen Knaben, der hilflos seinem Vaterhause entlief und dem gefeierten Meister, welchen Deputationen der angesehensten Corporationen bei seiner Rückkehr begrüßten! Seine am 28. August in dem von Ehrengästen und dicht geschaarten Volksmassen überfüllten Dome aufgeführte Ouverture fand so allgemeinen Beifall, daß der König, der wegen Unwohlseins dem Acte im Dome nicht hatte beiwohnen können, sich dieselbe am nächsten Tage in der Schloßcapelle wiederholen ließ. Seine Vaterstadt ließ ihm als Erinnerung an das schöne Fest im Juni 1845 nebst einem ehrenvollen Schreiben einen prächtigen silbernen Tactstock überreichen; die

Universität, nach seiner Rückkehr nach Wien, eine goldene Dose und zwei Denkmünzen. Dagegen zog ihm der Theaterpächter wegen verspäteten Eintreffens 60 fl. von seiner Monatsgage ab. — Schon in Italien hatte N. angefangen zu kränkeln; jetzt verhinderte hartnäckiges Unwohlsein die Fortsetzung seiner Arbeit an der neuen Oper; seine rastlose Thätigkeit verschlimmerte sein Befinden, das auch ein Besuch der Bäder von Mehadia, 1845, nicht zu bessern vermochte. Trotz angestrengter Mühen, welche er auf die Hebung der musikalischen Verhältnisse der Kaiserstadt, namentlich auf dem Gebiete des Theaters, verwandte, blieb er von Mißhelligkeiten und kränkenden Anfeindungen nicht verschont, vermochte er den Verfall der Oper nicht aufzuhalten. Schon 1845 wollte er seine Stelle niederlegen, ward aber von seinen Freunden wieder umgestimmt. Jetzt aber, auf seinen leidenden Zustand fußend, reichte er Ende 1846 sein Abschiedsgesuch ein. An seiner Statt wurde am 1. Juli 1847 H. Esser Hofcapellmeister.

N. glaubte durch die ungestörte Ruhe eines Landaufenthaltes seine Gesundheit wieder kräftigen zu können. Leider sah er sich in seinen Hoffnungen getäuscht. Nach vorübergehendem Aufenthalte im Salzkammergut, in Salzburg, Baden bei Wien und Raab riethen ihm die Aerzte, die Kaltwasserheilanstalt in Gräfenberg zu benutzen. Er verließ zu diesem Zwecke im September 1847 Wien, um es nie wieder zu sehen. Gräfenberg entsprach seinen Erwartungen nicht. Im October reiste er über Breslau nach Berlin. Wiederum bot ihm der König die nach Mendelssohn's Tode erledigte Stelle des Dirigenten des Domchors an, mit der Aussicht auf die Capellmeisterstelle an der königlichen Oper. Diesmal ließ sich N. zur Annahme bewegen. Er trat sein neues Amt mit der Direction einer gelegentlich der neuerbauten Friedenskirche bei Sanssouci veranstalteten Aufführung an, welche seinen königlichen Gönner wieder so sehr befriedigte, daß er ihn zur Tafel zog und ihm in den schmeichelhaftesten Worten seine Anerkennung ausdrückte. Schon im December 1847 übernahm er die Leitung der Oper. Seine ersten Capellmeisterfunctionen waren die Direction einer Hofsoiree, am 27. Januar 1848, und die Aufführung von Spontini's Vestalin, am 12. März. Wie in Wien errang er sich auch jetzt in Berlin vollste Anerkennung durch seine Dirigentenleistungen; wie dort, durch die von ihm ins Leben gerufenen philharmonischen Concerte, gewann er auch hier wichtigen Einfluß durch seine Wirksamkeit im Tonkünstlerverein. Ein von ihm am 14. December 1848 geleitetes, höchst gelungenes Festconcert warf einen letzten verklärenden Schimmer auf die nun schon gezählten Tage des Componisten; dieser Erfolg wurde jedoch weit überboten durch den jubelnden Beifall, mit welchem sein letztes und wol auch bestes Werk, „Die lustigen Weiber“, am 9. März 1849, bei der ersten Darstellung aufgenommen wurde. Der Enthusiasmus dafür steigerte sich von Aufführung zu Aufführung. (9., 11., 20. und 25. März). Die letzte derselben dirigirte der, den Todeskeim bereits im Herzen tragende persönlich. Am 11. Mai abends 5 Uhr machte ein Schlaganfall seinem kurzen, aber thatenreichen Leben ein plötzliches Ende. Sein stilles Grab auf dem Dorotheenstädtischen Kirchhofe schmückt seit dem 11. Mai 1851 ein vom Tonkünstlerverein errichtetes Denkmal. Zu seinen Nachfolgern in der Operndirection wurde Dorn, am Domchor Neithardt ernannt.

Das bedeutendste Werk Nicolai's ist seine letzte Oper; überhaupt zählen „Die lustigen Weiber“ zu den besten komischen Opern, welche wir besitzen. Obwol ihre Melodien nicht durchweg edel und gewählt erscheinen, ja vielfach bedenklich ans Triviale streifen, bietet sie doch eine ungeahnte Fülle frischer und liebenswürdiger Tonweisen, glänzender und pikanter Effecte, eine reizvolle Instrumentation und auch in ihrer Handlung ungewöhnliches Interesse. Seine Lieder und Duette, worunter des Trefflichen sehr vieles ist, sind sehr mit Unrecht vergessen. Als Instrumentalcomponist für Orchester und Clavier leistete er nicht gerade Hervor-

ragendes. Seine geistlichen Compositionen, mehr durch Klangreiz als inneren Gehalt und religiöse Begeisterung wirkend, entsprechen der ernsten Richtung, welche sich heute gerade auf diesem Gebiete geltend macht, nicht mehr. Die beiden besten unter seinen früheren Opern, „Der Tempelritter“ und „Der Verbannte“, sind gänzlich vom Repertoire verschwunden. Gewiß würde N. noch sehr viel Schönes und Bedeutendes, vielleicht auch lange Fortwirkendes geschaffen haben, wäre ihm längeres Leben beschieden gewesen. Er starb im Alter von 39 Jahren, gerade im Moment, da er seine dritte Compositionsperiode begonnen hatte, da sich ihm Aussicht bot, Position zu gewinnen, und zu hoffen war, daß er sich aus dem Zwitterthum, in das er durch seinen italienischen Aufenthalt verfallen war, lösen würde. Dagegen hatten allerdings Pergolese mit 26 Jahren, Mozart mit 35, Mendelssohn mit 38, C. M. v. Weber mit 40 Jahren u. a. den Gipfel der Unsterblichkeit bereits erklommen und alle ihre herrlichen und unsterblichen Werke geschrieben.

Wie seine Mutter, hatte N. in den letzten Jahren auch seinen ganz herabgekommenen Vater durch eine Monatspension namhaft unterstützt. Letzterer wurde der Erbe eines nachgelassenen Vermögens von 1800 Thalern und des sonstigen Eigenthums des Componisten. Die Baarsumme hatte er nach einem Jahre bereits durchgebracht, den bedeutenden Manuscriptennachlaß veräußerte er an die Bote & Bock'sche Musikalienhandlung, alle vom früheren Besitzer so hochgehaltenen Andenken und sonstigen Gegenstände suchte er so rasch wie möglich in Geld umzusetzen. Der Elende wurde, nachdem er alles verschwendet hatte, von der königlichen Capelle unterstützt, dann mit einem jährlichen königlichen Gnadengehalte von 100 Thalern bedacht; er starb in äußerster Dürftigkeit, 1857, in der Charité. Es muß sehr überraschen, daß die genannte Verlagshandlung den Nachlaß Nicolai's fast gar nicht verwerthete, obwol sich darunter sehr bedeutende Werke aller Gattungen finden, Opernpartituren, Messen, Psalmen, Cantaten, ein- und mehrstimmige Gesänge, Orchesterwerke, ein Streichquartett und zahlreiche Claviercompositionen. Da alle diese mannigfachen Aeußerungen eines sonst glänzenden Talentes der Welt entzogen blieben, muß man fragen, ob sich darunter denn gar nichts der Veröffentlichung würdiges fand, oder ob der glückliche Käufer eines so wichtigen Nachlasses, auf den die Allgemeinheit doch Anspruch hat, überhaupt das Recht besitzt, ihn auf immer unter Verschluß zu halten.

Nicolai's sehr werthvolle und mühsam gesammelte musikalische Bibliothek gelangte durch Vermächtniß in den Besitz der königlichen Bibliothek in Berlin.

Nicolai's äußere Erscheinung war eine freundlich-angenehme, weniger interessant und imponirend, als nach und nach für sich gewinnend. Er war, wenn auch gutem Verhältniß entsprechend, nur mittelgroß, von nicht sehr starkem Bau, in seinen Bewegungen leicht und lebhaft. Sein blasses Gesicht hatte einen stets heiteren, durch hellblaue, in Momenten innerer Erregung funkelnde Augen gehobenen Ausdruck; immer liebenswürdig und zuvorkommend, schien er zu Scherz und Frohsinn stets aufgelegt. Sein von einem blonden Schnurrbart überschatteter Mund zeigte gewöhnlich einen zu Herzen sprechenden Zug wohlwollender Freundlichkeit. Sein Organ, etwas hochliegend und unter Umständen schrill, war dennoch klangvoll, stark und biegsam, und ganz zum Commandoruf des Dirigenten geeignet. In seiner amtlichen Thätigkeit wurde er durch ein außerordentlich feines Gehör und einen gewählten Geschmack unterstützt. Obwol ihm Eigensinn und Launenhaftigkeit nicht fremd waren, erschien er doch im Freundeskreise stets herzlich, gutmüthig und anregend. Er lebte genügsam, bescheiden und einfach; sein einziger Luxus war Feinheit und Tadellosigkeit des Anzugs, sein Stolz seine kostbare Bibliothek und die in seinem Besitze befindlichen Kunstgegenstände. Trotz seines scharfen, oft verletzenden Urtheils über Kunstgenossen waren ihm doch Kunstneid

und Kunstdünkel fremd. Seine glücklichsten Stunden verlebte er vor den Partituren großer Meister oder im Genusse der freien Natur. Eingehende biographische Arbeiten über ihn boten Siegfried Kapper im ersten Bande der Westermann'schen Monatshefte (1857, Märzheft) und Hermann Mendel in einer vom Tonkünstlerverein in Berlin 1868 herausgegebenen Broschüre.

Schletterer.

Nicolai: Philipp N., bekannter lutherischer Theologe und Dichter geistlicher Lieder, wurde am 10. August 1556 zu Mengeringhausen im Waldeck'schen geboren. Sein Vater, Dietrich (Theodorich) Rafflenbeul, der sich nach dem Vornamen seines Vaters, Nicolaus Rafflenbeul, auch Dietrich Nicolai nannte, welchen Namen dann später seine Söhne als Familiennamen annahmen, war im J. 1505 in der Grafschaft Mark geboren; er wurde von seiner Pfarre zu Herdecke, wo er die Reformation eingeführt hatte, vertrieben, weil er das Interim nicht annehmen wollte und war sodann im J. 1552 vom Grafen Johann zu Waldeck und dessen Mutter Anna zum Pastor in Mengeringhausen berufen; hier verheirathete er sich am 4. December 1552 und starb im J. 1590. Unser Philipp N. war sein dritter Sohn; der vierte war Jeremias (vgl. oben S. 592); auf diesen folgten außer einem fünften früh verstorbenen Sohne noch drei Töchter. N. zeigte von früh an hervorragende Geistesgaben und eine entschiedene Neigung für den geistlichen Beruf, für den er wie seine Brüder von den Eltern bestimmt war. Gerade wie den beiden ältesten Söhnen, Johannes und Jonas, ließen die Eltern auch den beiden jüngeren unter eignen Entbehrungen einen vortrefflichen Unterricht zu theil werden. Wohl vorbereitet wurden sie im J. 1567 nach Rhoden gegeben, wahrscheinlich um von dem dortigen Pfarrer Matthäus Taschen weiter unterrichtet zu werden. Von hier kam N. im J. 1568 auf die Schule in Kassel, auf welcher damals auch seine beiden älteren Brüder waren. Hier wurde neben der Religion und den classischen Sprachen namentlich eifrig Musik getrieben. Im J. 1570 kam N. auf die Schule nach Hildesheim, 1571 nach Dortmund. Am letzteren Orte war er mit seinen Brüdern Jonas und Jeremias zusammen; alle drei mußten, wie es scheint unfreiwillig, im Herbst 1572 dieses Gymnasium verlassen. Darauf waren alle vier Brüder eine kurze Zeit zusammen in Mühlhausen auf der Schule; doch wurden unser Philipp und Jeremias im Frühling 1573 wieder in Dortmund aufgenommen. Hier arbeitete N. im Herbst 1573 ein lateinisches Gedicht in 174 Hexametern aus, dessen sämmtliche Wörter mit einem C anfangen; es behandelt „Certamen corvorum cohabitum columbis" und bezieht sich auf die kirchlichen Streitigkeiten jener Zeit. Damals unterschrieb er sich noch: Philippus Rafflenbolius Mengerchusanus. Den Sommer 1574 scheint er in Wittenberg verbracht zu haben; wenigstens erschien mit der Angabe „Ex Wittenberga, in festo Michaelis a. 1574" ein lateinisches Gedicht von ihm „Pacis pietatisque periclitatio" in 241 Hexametern, dessen sämmtliche Wörter mit einem P beginnen; auf dem Titel nennt er sich hier: Philippus Nicolai Mengeringhusanus. Auch dieses Gedicht hat einen theologischen Inhalt und läßt schon seinen Eifer für die reine Lehre erkennen. Vom Herbst 1574 an besuchten darauf Jonas, Philipp und Jeremias noch eine kurze Zeit die Schule in Corbach, welcher damals Rudolph Gockel (Goclenius, später in Kassel) vorstand. N. hat dann, und zwar wahrscheinlich im Herbst 1575, seine Universitätsstudien in Erfurt begonnen. Durch lateinische Gedichte hat er sich dort seinen Unterhalt zu erleichtern gesucht. Nachdem sein Bruder Jonas am 10. April 1576 zu Hause bei den Eltern gestorben war, erkrankte bald auch die Mutter bedenklich. Als sie am 27. Mai 1576 starb, umstanden die drei noch lebenden Söhne ihr Sterbebett. N. bezog sodann im Herbst 1576 die Universität Wittenberg und ist hier wol bis zum Frühjahr 1579 geblieben. Sicher ist, daß er vom

Herbste 1579 bis zum October 1580 mit seinem Bruder Jeremias im Kloster Volkhardinghausen (in der Nähe von Mengeringhausen) mit Studien beschäftigt verweilte; von hier aus unterstützten sie des Sonntags mitunter ihren Vater im Predigen. Eine Frucht dieser Studien sind seine „Commentariorum de rebus antiquis Germanicarum gentium libri sex“, ein Werk, das für seine Zeit wegen des Umfanges der Quellenforschungen und wegen der patriotischen Gesinnung seines Verfassers von Interesse ist. Im October 1580 siedelten die Brüder nach Mengeringhausen über; N. zog dann jedoch wieder nach Volkhardinghausen, als die Pest (1581—1582) in Mengeringhausen wüthete. Im August 1583 erhielt er seine erste Anstellung als Pfarrer in Herdecke, von wo sein Vater früher vertrieben war. Auch er hatte hier mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen; der katholische Magistrat widersetzte sich seiner Wirksamkeit, und als die Spanier von Belgien aus in Westfalen einfielen, mußte er auf einige Wochen nach Wetter fliehen (März 1584). In Herdecke arbeitete N. seine erste Streitschrift gegen die Reformirten aus: „Fundamentorum Calvinianae sectae cum veteribus Arianis et Nestorianis communium detectio“, welche zu Tübingen mit einer Vorrede der dortigen theologischen Facultät 1586 erschien (2. Aufl., Hamburg 1609). Im J. 1586 mußte er Herdecke verlassen; sei es nun, daß er von den „heillosen Papisten“, wie Dedeken (s. u.) sagt, vertrieben ward, oder daß er, wie andere angeben, freiwillig der Uebermacht wich. Er soll darauf (auch im J. 1586) eine Zeitlang heimlich Prediger bei den Evangelischen in Köln gewesen sein. Im Januar 1587 trat N. darauf die Stelle des Diakonus in Nieder-Wildungen an, wohin er auf Verwendung des Grafen Franz und der verwittweten Gräfin Margaretha von Waldeck berufen war; im November 1588 berief ihn die Gräfin Margarethe zum Pfarrer nach Alt-Wildungen; er wurde hier zugleich Hofprediger und Informator des jungen Grafen Wilhelm Ernst. Es ist dies die Zeit der heftigsten Streitigkeiten innerhalb der lutherischen Kirche und mit den Reformirten über die Lehre vom Abendmahl und im Zusammenhange damit über die Lehre von der Ubiquität. Schon ehe N. nach Nieder-Wildungen kam, war zwischen den dortigen Predigern Pusche und Reinemann ein heftiger Streit über die Ubiquität ausgebrochen, und N. wurde nun auch alsbald selbst in diese Streitigkeiten verwickelt. Er stand entschieden auf der Seite der lutherischen Orthodoxie; doch nahm er eine selbständige Stellung ein in der Art, wie er die Lehre von der Ubiquität auffaßte und begründete (vgl. namentlich Dorner in dem hernach zu nennenden Werke); seine Gegner waren im Waldeckischen hauptsächlich die Prediger Justus Crane und dessen Sohn Heinrich Crane, ferner der Kanzleirath Johannes Backbier; doch fand Nicolai's Auftreten bald in weiteren Kreisen Beachtung und Anerkennung. Die Einzelheiten des Streites erzählt besonders ausführlich Curtze (im Leben Nicolai's, s. u.). Als Aegidius Hunnius (vgl. A. D. B. XIII, 415), eine der Hauptstützen der lutherischen Theologie, damals Professor in Marburg, N., der sich nun schon eines theologischen Rufes erfreute, zum Doctor der Theologie machen wollte, verbot der Landgraf Wilhelm von Hessen, von den calvinischen Gegnern Nicolai's dazu veranlaßt, der theologischen Facultät die Promotion; obgleich N. schon in Marburg sein Examen bestanden und seine Disputation „De duobus antichristis primariis Mahumete et Romano pontifice“ (gedruckt mit Vorwort von Hunnius) am 15. August 1690 gehalten hatte, mußte er doch, ohne promovirt zu sein, wieder abziehen. Als jedoch Hunnius nach Wittenberg versetzt war, lud er N. dorthin ein und hier wurde N. dann am 4. Juli 1594 Doctor der Theologie. Das Ergebniß seiner damaligen Studien legte er dann vorzüglich nieder in seinem größeren Werke „Nothwendiger und ganz vollkommener Bericht von der ganzen calvinischen Religion, ... sammt derselben aus heiliger Schrift Widerlegung“, Frankfurt

1596, 2. Ausgabe 1597 (vgl. einen Auszug aus diesem Werke bei Curtze a. a. O., S. 57 ff.). In demselben Jahre erschien dann auch die Schrift „Methodus controversiae de omnipraesentia Christi“ (Francof. 1596, Curtze S. 71 ff.). Heftigere polemische Schriften sind nicht viele erschienen; aber so sehr wir uns auch durch die Art dieser Polemik abgestoßen fühlen und so wenig die Beweisführung derselben uns auch genügt, daß es ihm ein heiliger Ernst war, daß es ihm den Bestand der christlichen Wahrheit galt, und auch daß er nicht um des Streites, sondern um des Friedens willen gekämpft hat, kann Niemand leugnen. Curtze sucht nachzuweisen, daß N. auch noch in Wildungen die vier geistlichen Lieder gedichtet hat, die wir von ihm haben. Durch sie und namentlich durch die zwei bedeutendsten unter ihnen: „Wie schön leuchtet der Morgenstern“ und „Wachet auf, ruft uns die Stimme“, hat er sich ein bleibendes Gedächtniß in der deutschen evangelischen Kirche gestiftet; sie gehören mit Recht zu den bekanntesten und beliebtesten Kirchenliedern und haben in der Geschichte des Kirchenliedes dadurch, daß sie den Uebergang von den Liedern der Reformationszeit zu den mehr subjectiven Glaubensliedern bilden, eine ganz besondere Bedeutung; ihre Innigkeit und ihr wol kaum sonst in gleicher Weise erreichter musikalischer Schwung zeigen, daß N. ein Dichter von Gottes Gnaden war. Daß das erstere dieser beiden einem weltlichen Liede „Wie schön leuchten die Aeugelein der Schönen und der Zarten mein“ nachgedichtet sei, ist eine namentlich durch v. Winterfeldt aufgebrachte Meinung, die, obschon sie durch innere und äußere Gründe (vgl. vor allem Curtze S. 84 ff.) längst widerlegt ist, sich noch immer wieder ausgesprochen findet; vielmehr ist das weltliche Lied für eine Parodie des geistlichen zu halten. Im October 1596 zog N. von Wildungen nach Unna; er hatte den Ruf in das dortige Pfarramt erst angenommen, als er zum dritten Mal an ihn gelangt war; man begehrte dort seiner als eines erprobten Vertheidigers der lutherischen Lehre gegen die Angriffe der Reformirten, und so wurde ihm auch sein Aufenthalt hier, der fünf Jahre dauerte, zu einer Zeit schwerer kirchlicher Kämpfe. Dazu kam viel häusliches Leid — im J. 1597 starben ihm zwei Schwestern — und eine furchtbare Pestepidemie. Während der Pest, in der er furchtlos seiner Gemeinde beistand, war seine Erquickung anhaltendes Nachdenken über das ewige Leben und den Zustand der Seelen nach dem Tode; so entstand sein berühmtestes ascetisches Werk „Freudenspiegel des ewigen Lebens“, zuerst erschienen Frankfurt a. M. 1599 und dann oft wieder gedruckt; im Anhange zu diesem Werke finden sich drei seiner Lieder abgedruckt, unter ihnen auch die beiden obengenannten, die aber wahrscheinlich vorher schon als Einzeldrucke erschienen sind. Als die Spanier Ende 1598 nach Unna kamen, mußte N. auf Wunsch des Senates aus der Stadt fliehen; man befürchtete, daß sie ihm, der in seinen Schriften das Papstthum so oft angegriffen habe, etwas zu Leide thun möchten; er hielt sich zuerst bei seinem Bruder in Mengeringhausen und dann in Alt-Wildungen auf; Ende April 1599 kehrte er nach Unna zurück. Aber er sollte noch nicht zur Ruhe kommen. Die Reformirten waren besonders gegen ihn aufgebracht durch seine neue, mehr populäre Streitschrift gegen sie: „Kurzer Bericht von der Calvinisten Gott und ihrer Religion“, zuerst 1598 erschienen (Curtze S. 188 ff.), die allerdings auch nach dem damals geltenden Maße in der Polemik die Grenzen des Erlaubten überschreitet; sie ist „eines der berüchtigtsten Producte der interconfessionellen Streitlitteratur des 16. Jahrhunderts“ (Wagenmann, vgl. unten) und wird von den Gegnern nicht ohne Grund ein „Schmachbuch“ genannt; aber man bekämpfte sie abseitens der Gegner nicht nur mit Schriften, die ihre Derbheit noch überboten, sondern rächte sich auch dadurch, daß man ehrenrührige Gerüchte über Nicolai's sittlichen Lebenswandel ausbrachte

(Curtze S. 159 f.). Das waren Waffen, mit denen man zwar dem in weiten Kreisen verehrten Manne bei denen, die ihn kannten, nicht schaden konnte, die aber ihn selbst doch schmerzten. In dieser Zeit der Bedrängniß verlobte sich N. mit der Wittwe des Pastor Petrus Dornberger zu Dortmund; die Hochzeit fand am 8. Januar 1600 zu Unna statt. Nicht lange darnach sollte er in ein Pfarramt oder eine akademische Stellung nach Rostock berufen werden; aber die Sache zerschlug sich. Hingegen wurde er am 14. April 1601 zum Hauptpastor zu St. Katharinen in Hamburg erwählt; er nahm diesen damals für höchst ehrenvoll geltenden Ruf an und ward am 6. August desselben Jahres in sein neues Amt eingeführt. Er konnte sich bald erfreut darüber äußern, daß er mit seinen sämmtlichen Collegen in Hamburg in schönster Eintracht lebe. Besonders durch seine Predigten fand er hier eine große Wirksamkeit. Auch hier erlebte er im J. 1604 eine Zeit der Heimsuchung seiner Gemeinde durch die Pest; während derselben schrieb er seine „Theoria vitae aeternae oder historische Beschreibung des ganzen Geheimnisses vom ewigen Leben", Lübeck und Hamburg 1606, eine Schrift, in welcher er einige Gedanken seines „Freudenspiegels" weiter ausführt. Noch einmal sollte er in einen Streit verwickelt werden. Infolge einer Aeußerung, die N. einmal über Tisch in Gegenwart eines Katholiken Alexander Rocha über den Papst gethan hatte, erhielt er ein Schreiben von dem in Altona, das damals noch ein Dorf war, bei der kleinen katholischen Gemeinde daselbst als Priester angestellten Jesuiten Henricus Neverus vom 14. October 1607, das er um so weniger unbeantwortet lassen konnte, als er zu öffentlicher Erklärung in der Sache aufgefordert war. Er verfaßte eine Schrift „De Antichristo Romano", deren Veröffentlichung er jedoch nicht mehr erlebte; sein Bruder Jeremias gab sie nach seinem Tode heraus (Rostock 1609 und öfter gedruckt). Im J. 1608 erkrankte er an rheumatischen Kopfschmerzen; das Uebel verschlimmerte sich immer mehr, da er sich nicht schonte; am 23. October ergriff ihn ein heftiges Fieber, an welchem er am 26. October 1608 starb, erst 52 Jahre alt. — N. war einer der bedeutendsten Theologen seiner Zeit. Seinem persönlichen Charakter wird von den Zeitgenossen nicht nur Geradheit und fester Muth, sondern auch Friedfertigkeit und Sanftmuth nachgerühmt. Sein College Georg Dedeken, der ihm die Leichenrede hielt, sagt, N. habe außer seinem Amte nicht einen Menschen in Hamburg erzürnt oder persönliche Feindschaft mit dem allergeringsten Menschen gehabt, ein Lob, dem nach der Anschauung der damaligen Zeit der maßlose Eifer, mit dem er in seiner Polemik verfuhr, nicht widerspricht; dieser Eifer galt als die Pflicht eines echten Theologen und schloß gewinnende Freundlichkeit und Milde im persönlichen Verkehr, wie sie N. nach unverwerflichen Zeugnissen eigen gewesen sind, nicht aus. Von seinen wissenschaftlichen und populären Werken sind oben nur die wichtigsten genannt. Nach einer verbreiteten Angabe, die sich auch bei Curtze (S. 262) findet, soll er die Ausgaben des griechischen und lateinischen neuen Testamentes, welche Leipzig 1578 und 1594 erschienen, besorgt haben; doch weist in diesen Ausgaben selbst (wenigstens in den dem Unterzeichneten bekannten Exemplaren derselben) nichts auf eine Mitwirkung Nicolai's bei ihrer Entstehung hin, und die Sache ist um so unwahrscheinlicher, als diese Ausgaben fast völlig unveränderte Abdrucke früherer bis ins Jahr 1563 zurückgehender Ausgaben sind. Vielleicht ist die Angabe darauf zurückzuführen, daß N. als Student in Wittenberg bei der Correctur der Ausgabe von 1578 behülflich war (?).

Moller, Cimbria literata III, 507 ff. — Wilckens Hamburgischer Ehrentempel, S. 389 ff. — Lexikon der hamburgischen Schriftsteller V, S. 526 ff.; hier das ausführlichste Verzeichniß seiner Schriften. — L. Curtze, Philipp Nicolai's Leben und Lieder, Halle 1859. — Hans Hinrich Wendt, Philipp

Nicolai, Hamburg 1859. — Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., II, S. 324 ff. — Wagenmann in Herzog's theologischer Realencyklopädie, 2. Aufl., X, S. 551 ff. — Dorner, Entwicklungsgeschichte der Lehre von der Person Christi, 2. Thl. (Berlin 1853), S. 779 ff. — Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied V, S. 256 ff. — Die sämmtlichen Werke Nicolai's hat Dedeken, die lateinischen in zwei, die deutschen in vier Folianten, Hamburg 1617, herausgegeben. — Ein Sohn Nicolai's, Theodor, war zu Hamburg geboren, studirte zu Greifswald Jurisprudenz und lebte dann als Advocat in Hamburg. Bertheau.

Nicolaus, Patriarch von Aquileja (Aglai), natürlicher Sohn König Johanns von Böhmen, aus dem Hause Luxemburg (Lützelburg), † am 29. Juli 1358. Er wird urkundlich als von dem Bisthum Naumburg (ursprünglich Zeitz) auf den Patriarchenstuhl übersetzt bezeichnet, doch fehlt er in der Reihe der Naumburger Bischöfe und dürfte also das genannte Bisthum gar nicht angetreten haben, für dasselbe blos „postulirt" oder „denominirt" worden sein. Der Avignoneser Papst Clemens V., ein Gönner der Luxemburger, ernannte am 22. October 1350 den natürlichen Bruder K. Karls IV. zum Patriarchen, und fortan besaß N. auch eine verläßliche Stütze an dem Reichsoberhaupte, dem er hinwieder in treuer Ergebenheit verbunden blieb. N. selbst kündigte den Vororten und Ständeherrn Friaul's seinen Herrschaftsantritt in verschiedenen Erlässen (31. October bis Ende December 1350) an und bestellte Ende November den Pieter Malapensa von Lucca zu seinem Vertreter oder Luogotenente. Er selbst begab sich vorerst zu seinem königlichen Bruder, um sich mit Karl IV. über seine schwierige Aufgabe zu verständigen, die ersten und dringlichsten Maßregeln zu berathen und das Ansehen des Reichsoberhauptes für sich als Landesherr Friaul's zu verwerthen. Karl IV. erließ auch im December 1350 Sendschreiben an die Friauler Stände und mahnte sie zum Gehorsam gegen den neuen Patriarchen. Die Sachlage im Ostlande Oberitaliens war verworren genug: der Vorgänger Nicolaus' im Patriarchate, Bertrand (von S. Ginnes aus Languedoc), 1334—1350, einer weitverzweigten Verschwörung des immerdar unbotmäßigen Friauler Lehensadels zum Opfer gefallen, auf dem „Reicher Felde" (Richenvelde) bei Spilimbergo von einem Villalta mit dem Schwerte durchbohrt worden, Parteihader überall, und die mächtigen Nachbarn, die Habsburger, Lehensträger des Patriarchates in Krain und Kärnthen, gleichwie die Grafen von Görz solche in Friaul und Istrien säumten nicht, die anarchischen Zustände Friaul's zu Gunsten ihres Ansehens und Besitzes auszunutzen. Nach der Ermordung des letzten Patriarchen hatten die Friauler Landstände, Hochklerus, Adel und Stadtgemeinden den Herzog Albrecht II. von Oesterreich zum Generalcapitän erwählt, als welcher er auch am 15. August 1350 zu Venzone seines Amtes handelte. Ober-Wippach, die Klause oder Chiusa ob Venzone, mit der wichtigen Mauth der bedeutendsten nordwelsch-innerösterreichischen Handels-, insbesondere Eisenstraße, Venzone selbst als Knotenpunkt dieser Verkehrslinie und St. Michelsberg bildeten die Hauptpunkte der ostfriaulischen Occupationspolitik Herzog Albrechts II.

Der neue Patriarch wollte und konnte den mächtigen Nachbar nicht herausfordern, und ebenso war dessen königlicher Halbbruder bemüht, die guten Beziehungen zu den Habsburgern aufrecht zu erhalten. So kam es den 30. April und 1. Mai 1351 zu der Ausfertigung der beiden Urkunden des Patriarchen und des Bestätigungsbriefes König Karls IV. N. erklärt in dem einen Diplom, daß er Chiusa und die Mauth dem Herzog Albrecht II. auf 12 Jahre überlasse; in dem anderen, daß er den genannten Herzog und dessen Erstgebornen, Rudolf, mit Venzone (Peuschelsdorf), O. Wippach und St. Michelsberg (San. Michele) in Gewärtigung des aquilejischen Capitelconsenses belehne. Im J. 1351, 18. Mai, betrat der

Patriarch zum ersten Male die Friauler Landschaft und hielt am 21. d. M. seinen Einzug in Aquileja, welchem drei Tage später die Huldigung der Udineser folgte. Er war fest entschlossen, seine landesherrlichen Rechte mit aller Entschiedenheit zu wahren und die am Aufstande gegen seinen Vorgänger betheiligten Adelsherrn als Landfriedensbrecher und Hochverräther strengstens zu bestrafen. Dies bezeugen die Enthauptungen des Gino Francesco di Porpetto, des Ricardo di Varmo, Armano di Carnia, Simone di Castellerio, die Hängung Enrico's di Soffumbergo (Ende 1351—1352) und die furchtbare Marter und Hinrichtung des Filippo de Portis, andererseits das Niederbrechen der Burgen: Porpetto, Tercento, Welso (Wels) u. a., so daß sich angesichts dieser Entblößung der Provinz Karnien von solchen Landburgen der Patriarch zur starken Befestigung Tolmezzo's veranlaßt fand. Bezeichnend ist es, daß bisher die Villalta, welche sich in erster Linie gegen den Patriarchen Bertrand erhoben hatten und die Burgherren von Spilimbergo (Spengenberg) diesen scharfen Maßregeln entgingen, und die Letztgenannten überhaupt auf äußerlich gutem Fuße mit N. blieben. Dieser erkannte sehr wohl die Gefährlichkeit, auch mit ihnen anzubinden. Hatte doch König Karl IV. selbst in einem vom 9. December 1351 aus Prag datirten Schreiben den neuen Patriarchen der Lehenstreue der Gebrüder Walther-Berthold und Heinrich von Spilimbergo empfohlen. Anders erging es den Villalta's. Wol schloß der Patriarch mit ihnen am 1. September 1352 eine Uebereinkunft, aber das Udineser Parlament beschloß am 30. Juni 1353 die Zerstörung des Castells Villalta. N. hatte 1351 den Leichnam seines Vorgängers ausgraben und unter großen Feierlichkeiten neu beisetzen lassen (6. Juni 1353). Das Schwert, womit derselbe erstochen worden war und das aus dem Besitze des Grafen Meinhard VII. von Görz an den Propst von Aquileja gelangte, wurde der Leiche beigegeben und dieselbe als die eines Märtyrers und Heiligen zum Gegenstande eines förmlichen Cultus gemacht. Eine wichtige Rolle war dem Patriarchen N. anläßlich und in Folge des ersten Römerzuges König Karls IV. (1354) beschieden. Derselbe hatte seinen Halbbruder bereits am 26. Mai 1352 von Köln aus zu sich entboten, um mit ihm die Regelung der Verhältnisse Friaul's zu besprechen. Am 1. August 1353 gewährte er dem Patriarchen die Errichtung einer Hochschule in Cividale, am 27. Februar 1354 ertheilte er zu Augsburg die königliche Bestätigung aller Privilegien seiner Hochkirche. Um diese Zeit war N. in drohende Verwicklungen mit den Görzern und Habsburgern gerathen, am 27. Juni 1354 richtet er an Karl IV. von Udine aus ein Schreiben, worin er darüber Klage führt, der Gefahren trotz der Waffenruhe mit den Görzern gedenkt und den König um rasche Hilfeleistung bittet. Seine Besorgnisse schwanden jedoch wieder. — Im Spätherbste traf König Karl IV. in Friaul ein, am 14. October 1354 finden wir ihn zu Udine, wo ihn der Patriarch Jacopino von Carrara und Feltrino von Gonzaga erwarteten. Im Geleite seines Halbbruders schlug Karl IV. den Weg über Sacile und Belluno nach Feltre, nach Padua und Mantua ein. Im Januar 1355 folgte ihm seine Gattin, Königin Anna, die am 20. Januar zu Spilimbergo beherbergt wurde. N. wohnte der Kaiserkrönung (5. April 1355) bei. Zu Siena (19. April) wurde ihm als „Vicar des Reiches in Tuscien" von dem königlichen Halbbruder die Herrschaft Siena's und dessen Gebietes übertragen. Doch konnte sich N. hier nur wenige Wochen behaupten. Bevor N. wieder als Landesherr die Angelegenheiten Friaul's in die Hände nahm, hatten hier bedenkliche Volksaufstände in den beiden Vororten Cividale und Udine wider seine Gewaltträger stattgefunden. Am 18. August 1355 wurde der Vicar Pietro Malapensa (Malpensa) in Cividale überfallen und am 26. d. M. enthauptet. Vier Tage zuvor fand ein Volksaufstand in Udine statt, welchem Jacopo Marcello zum Opfer fiel. Dazu kamen die fortdauernden Zerwürfnisse mit den Görzern wegen des Vicariates von Bel-

luno und Feltre, das König Karl IV. dem Patriarchen übergeben hatte. N. ließ sich herbei, den von Francesco Carrara vermittelten Frieden anzunehmen, sagte die Bestätigung der aquilejischen Lehen der Görzer zu und verlieh ihnen die Burgherrschaft Unter-Wippach. Desgleichen vermied er es, dem Herzoge von Oesterreich irgendwelchen Anlaß zu Beschwerden über Verkehrshindernisse zu geben, wie dies die Urkunde vom 28. November 1355 besagt; er ließ es geschehen, daß Heinrich Raspe als österreichischer Generalcapitän am 11. November vom Stadtgebiete Venzone's förmlich Besitz ergriff. — Mit den Udinesen gleichwie mit den Bürgern von Cividale verglich sich der Patriarch und wurde im März 1356 in Udine auf das festlichste begrüßt. — Es war dies bereits an der Schwelle der großen Fehde zwischen Venedig und König Ludwig von Ungarn, in welcher N. mit den Görzern die Partei des Letzteren nahm. Am 1. October 1356 verglich sich der Patriarch mit Herzog Albrecht II. von Oesterreich über dessen aquilejische Lehen: Pfarre Laibach, St. Veit in Unterkrain, Krainburg und Mannsberg, Windischgraz und über die Zölle von Ospedaletto bei Gemona und zu Venzone. Im April 1357 hielt er eine Synode ab. Interessant ist die aus jener Zeit stammende Urkunde, welche besagt, er habe eine Zahl von Quaternionen aus der „Handschrift des Marcus-Evangeliums" auf Bitten König Karls IV. zur Zeit der Romfahrt demselben überlassen. Am 18. Februar 1358 kam es zum Frieden zwischen Venedig und Ungarn. Zwei Monate später begnadigte der Patriarch den Francesco Savorgnano und konnte sich ruhigerer Tage erfreuen. Aber er kränkelte bereits und begab sich von Soffumbergo nach Belluno, um in der reineren Gebirgsluft zu gesunden, doch waren seine Tage gezählt. Er starb am 29. Juli 1358 und hinterließ den Ruf eines der tüchtigsten Inhaber der Patriarchengewalt, der den unbotmäßigen Lehensadel zu bändigen und den Frieden des Landes zu sichern bestrebt war, wie kurz auch sein Walten dauerte.

Pelzel, Gesch. K. Karls IV., K. in Böhmen, 2 Thle., Dresden 1783. — A. Huber, Die Regesten des Kaiserreiches u. K. Karl IV. (1877). — Conte Fr. Manzano, Annali del Friuli, 5. Bd. (Udine 1865). — Czörnig, Frh. v., Das Land Görz u. Gradiska (Görz 1873). — Cipolla, Storia delle signorie italiane (Milano 1881), s. d. J. v. 1313—1530. — J. v. Zahn, Austro-Friulana (Urk.), Fontes rer. Austriac. II. A. 40. Bd. u. s. Monographie: Die deutschen Burgen in Friaul (Graz 1883). Krones.

Nicolaus, genannt von Frauenfeld, Bischof von Constanz, erwählt am 15. April 1334, † am 25. Juli 1344. — Als am 27. März 1334 Bischof Rudolf von Constanz aus dem Grafenhause von Montfort in Arbon starb, wohin er sich, in den letzten Jahren ein Anhänger Kaiser Ludwigs, zurückgezogen hatte und das Domcapitel am 15. April darauf zur neuen Wahl eines Nachfolgers schritt, fiel diese zwiespältig aus. Die Mehrheit der Stimmen erwählte den Stiftsdecan, zugleich Pfarrherrn der Kirchen Windisch im Aargau und Kenzingen im Breisgau, N., Sohn des Ritters Jacob des Hofmeisters (oder Vogtes) von Frauenfeld, eines österreichischen Dienstmannes und Vogtes in Kiburg. Eine Minderheit erklärte sich für Graf Albrecht von Hohenberg, den Sohn des kaiserlichen Landvogtes Graf Rudolf im Elsaß, Domherr in Constanz und Straßburg und nachmals Kanzler des Kaisers und Bischof in Freising. Beide Bewerber zogen nach Rom, um sich Bestätigung von Papst Johann XXII. in dem ihnen zugedachten Amte zu erbitten. Der Papst, den Hohenberg als Anhängern des Kaisers nicht günstig, bestätigte den Erwählten der Mehrheit Nicolaus („den Hofmeister" oder „den von Kenzingen", wie man ihn zu nennen pflegte), der zugleich Spenden am richtigen Orte zu verwenden gewußt hatte. Bischof N. kam zurück, versicherte sich der Burgen des Bisthums und legte insbesonders eine starke Besatzung in das wichtige Mersburg. Vierzehn Wochen lang, von Mitte Mai bis Ende August 1334, versuchte Graf Rudolf von Hohenberg ihm dieses

zu entreißen, unterstützt vom Kaiser, der mit eigener Mannschaft und einem Aufgebote aus den benachbarten Reichsstädten im Lager Rudolfs erschien. Allein die Besatzung der Feste, mit Constanz stets in Verbindung durch den See, behauptete sich tapfer, ohne viel Schaden zu leiden, und Herzog Otto von Oesterreich, der im Juli 1334 aus Wien in die oberen Lande heraufkam, gelang es, den Kaiser von dem Unternehmen abzuziehen. Mersburg und das Bisthum blieben in Bischof Nicolaus' Händen, den Oesterreich unterstützte. Sein förmlicher Regierungsantritt lief freilich nicht ohne eine unerwartete Kränkung ab, wenn Vitoduran Wahres berichtet. Zur Feier seiner ersten Bischofsmesse entbot N. Vertreter aller Klöster seiner Diöcese nach Constanz, mit der Insinuation, ihm Geschenke, sei es an Vieh, sei es an anderen Gegenständen mitzubringen. Die Landherren aber, die Truchsessen von Diessenhofen, von Waldburg, der Graf von Wirtemberg u. a. m., verhinderten die Ausführung dieser Vorschrift, indem sie die nach Constanz Wandernden mit ihren Geschenken heimzukehren anwiesen, was die Feier — nicht zum Mißvergnügen der Angehörigen der Diöcese — schmälerte. Ehrenvoller für den Bischof war, daß er durch die Herzoge von Oesterreich, als Otto im Frühjahr 1335 nach Oesterreich zurückging, als ihr „Hauptmann in ihren Landen zu Schwaben und im Elsaß" mit der obersten Verwaltung dieser Lande betraut wurde und daß es ihm gelang, in dieser Eigenschaft der kurz nach Herzog Otto's Abreise wieder ausgebrochenen heftigen Fehde Luzerns und der Waldstätte gegen die Herzoge durch einen am 16. Mai 1336 in Rotenburg bei Luzern unter seiner persönlichen Leitung geschlossenen Compromiß ein vorläufiges Ziel zu setzen, dem die darauf folgenden Schiedssprüche längere Dauer verliehen. Um diese Zeit sandte der Bischof auch in Verbindung mit den österreichischen Beamten Herzog Otto Kriegsmannschaft nach Oesterreich zur Vertheidigung wider Ungarn und Böhmen. Im J. 1337 erlitt der Bischof von den Freiherrn v. Tengen eine schmähliche Mißhandlung. Sich von ihm gekränkt behauptend, ließen sie ihn am 5. Mai 1337 im Dorfe Glattfelden aufgreifen und nach der Feste Höwen bringen, wo er eine fünfzehnwöchige Haft in Fesseln zu ertragen hatte, bis seine Feinde ihn am 21. August endlich losgaben. Dann beschäftigten ihn die kirchlichen Verhältnisse seiner Bischofsstadt, wo die Welt- und Klostergeistlichkeit Mitte Januar 1339 infolge der Beschlüsse des Kaisers und der Kurfürsten vom August 1338 zu Rense den seit drei Jahren nicht mehr geübten öffentlichen Gottesdienst wieder aufnahm, entgegen den vom Papst Benedict XII. festgehaltenen Verboten seines Vorgängers. Es geschah ohne des Bischofs Willen, der vielmehr denjenigen Geistlichen günstig gesinnt war, die sich aus Constanz entfernten, um nicht an der Uebertretung des päpstlichen Gebotes theilnehmen zu müssen. Bei den heftigen bürgerlichen Streitigkeiten, die am 22. December 1342 in Constanz ausbrachen und mit Errichtung einer Zunftverfassung, Einsetzung eines neuen und großen Rathes schlossen, wurden diejenigen Domherren, die das päpstliche Interdict beobachten und öffentlichen Gottesdienst nicht halten wollten, aus der Stadt vertrieben und blieben bis zum 5. August 1343 von derselben ausgeschlossen (auch nach ihrer Rückkehr beharrlich bei ihrem Entschlusse verbleibend). Bischof N. theilte ihre Ueberzeugung und ihr Verhalten; niemals wollte er die Regalien von Kaiser Ludwig empfangen. Doch scheint er persönlich nicht in Conflicte mit den seinem Hirtenstabe Untergebenen gekommen zu sein. Mit großem Lobe gedenken vielmehr Vitoduran und Diessenhofen der reichen Spenden, durch die er — „angeborne Sparsamkeit und Geldliebe gänzlich von sich abschüttelnd", sagt ersterer — während der Theuerung der Jahre 1343 und 1344 der armen Bevölkerung aus seinen Vorräthen zu Hülfe kam. Mindestens dreimal wöchentlich speiste er während dieser zwei Jahre, nach Angabe des Vitoduran, 2—3000, zuweilen bis auf 3500 Arme mit Brot und Suppe. Auf 1757 Scheffel Roggen und 40 Pfund Constanzer Währung berechnet Diessen-

hofen die wohlthätigen Ausgaben des Bischofs von Weihnacht 1343 bis zum Jacobitage, 25. Juli 1344. An diesem Tage, nach zehn Jahren und drei Monaten der Amtsführung, starb Bischof N. in seinem Schlosse Castel bei Constanz. Nach seiner Verordnung durften seinem Sarge außer dem Gesinde nur die von ihm gespeisten Armen folgen. Im Kloster St. Paul in Constanz empfingen sie nach vollbrachtem Geleite eine reiche letzte Gabe; in der Domkirche im Grabe seines einstmaligen Amtsvorgängers Heinrich von Klingenberg wurde N. bestattet.

Joh. Vitodurani Chronicon. — Heinrici de Diessenhofen, Chron. — Stälin, Wirtemb. Gesch. III, 190. — Anzeiger für schweiz. Geschichte, Jahrg. 1881, Nr. 2, S. 377, wo Prof. Brandstetter aus nachgelassenen Aufzeichnungen von Lütolf den Todestag Bischof Rudolfs und den Tag der Bischofswahl von Nicolaus mit Gewißheit nachweist. G. v. Wyß.

Nicolaus II., Herzog von Oppeln, † 1497, denkwürdig vornehmlich durch seinen unter sehr eigenthümlichen Umständen erfolgten gewaltsamen Tod. Nach dem Tode seines Vaters Nicolaus I. 1476 herrschte er neben seinem älteren Bruder Johann, mit dem dann 1532 die schlesischen Piasten von Oppeln ausstarben, über das unter seinem Vater nach dem Ausgang der Nebenlinien wieder vereinigte Herzogthum Oppeln, also einen sehr ansehnlichen Besitz, zu dem noch als Pfandbesitz (bis 1488) die Gebiete von Brieg, Kreuzburg und Pitschen kamen. Mit dem damaligen Oberlandesherrn König Matthias Corvinus von Ungarn, der allerdings sichtlich darauf ausging, von den schlesischen, namentlich den oberschlesischen Fürsten einen nach dem anderen zu vertreiben, um ihre Lande der Krone unmittelbar zu unterwerfen, geriethen auch die beiden in Streit, und von des Königs Hauptmann Jan Bielik gefangen genommen, vermochten sie Freiheit und Thron nur mit großen Geldopfern sich zurückzukaufen. Infolge davon betheiligten sich dieselben auch 1487 und 1488 an der gegen den König gerichteten Fürstenverschwörung, deren Haupt der unternehmungslustige Herzog Johann II. von Sagan war, und für welche auch Georg Podiebrad's Sohn, Heinrich, Herzog von Münsterberg, sammt seinen Söhnen gewonnen war. Doch die gewaltige Energie, mit welcher Matthias gegen Johann von Sagan vorging, schüchterte die Oppelner Herzöge ein; sie waren bald sehr froh die Versöhnung mit dem mächtigen Könige durch eine Geldsumme erkaufen zu können und verleugneten, als Hans v. Sagan, flüchtig geworden, bei ihnen Aufnahme suchte, jede Verbindung mit demselben. N. wird uns von Zeitgenossen als ein ausschweifender, gewaltthätiger, jähzorniger Mann geschildert, doch ist es wol möglich, daß hierbei eine immer zunehmende Geistesstörung die Hauptschuld getragen hat. Wenigstens sehen wir uns gedrängt, eine Geistesstörung, einen Anfall von Verfolgungswahnsinn bei dem Auftritte vorauszusetzen, der dann des Herzogs jähen Tod herbeiführte. Als nämlich am 26. Juni 1497 die schlesischen Fürsten in der Residenz des Breslauer Bischofs Johann IV. zu Neiße über die wichtige Frage berathschlagten, ob sie dem König Wladyslaw als Herrscher von Böhmen oder Ungarn huldigen sollten, wähnte Herzog N., angeblich durch die Warnungen eines seiner Ritter noch besonders aufgeregt, ohne jeden thatsächlichen Anlaß, man beabsichtige ihn gefangen zu setzen und erblickte in einem zufälligen Zwiegespräche des Herzogs von Münsterberg mit einem seiner Vertrauten schon die Vorbereitungen dazu. Als ihn dann der Vorsitzende der Versammlung, der Oberlandeshauptmann Herzog Kasimir von Teschen, aufforderte, er möge sich geben, d. h. er möge seinen Widerspruch in einem gerade vorliegenden Punkte der Verhandlungen aufgeben, hielt er in seinem Wahne auch dies wieder für eine Aufforderung, sich gefangen zu geben, zog seinen Dolch und zückte denselben wider den Landeshauptmann, den er leicht an der Stirn verwundete, dann aber warf er sich auf den Bischof, dem er gleichfalls eine etwas schwerere Wunde beibrachte.

Noch Schlimmerem konnte nur dadurch vorgebeugt werden, daß Ritter aus dem Gefolge der Fürsten ihm in den Arm fielen und ihn entwaffneten. Dann zogen ihn die Seinen fort und veranlaßten ihn sich nach der Jakobskirche zu flüchten und an deren Hochaltar das Asylrecht des heiligen Ortes in Anspruch zu nehmen. Doch die Kunde des Geschehenen hatte sich schnell verbreitet, es entstand ein Volksauflauf, man läutete Sturm und die Menge, entrüstet über das an dem beliebten Kirchenfürsten verübte Attentat, erbrach die verschlossene Kirche und würde den Herzog, dem bereits die Kleider vom Leibe gerissen waren, umgebracht haben, wenn nicht die Aufopferung seines Getreuen Johann Stosch ihn geschützt hätte, bis bewaffnete Mannschaften zur Stelle waren, welche dann N. ins Gefängniß führten. Als er, vor die Fürsten gefordert, dabei bleibt, auch Herzog Heinrich von Münsterberg habe eigentlich den Tod von seiner Hand verdient, da auch dieser ihm nachgestellt habe, und seine Absicht, den Fürsten ans Leben gewollt zu haben, eingesteht, finden diese, ohne seiner Geistesstörung Rechnung zu tragen, ihn des Todes schuldig. Am 27. Juni wird er vor die Stadtschöffen zu Neiße gestellt, die ihm sein Todesurtheil verkünden, wovon er, der deutschen Sprache nur unvollkommen mächtig, wenig versteht, aber doch sich dagegen verwahrt, daß die Neißer Schöffen über ihn als einen Fürsten richten sollten. Trotz dessen wird er noch selbigen Tages auf dem Markte zu Neiße enthauptet. Der damalige Oberlandesherr, Wladyslaw König von Ungarn und Böhmen rügt zwar die tumultuarische Justiz, die hier geübt worden, läßt sich jedoch bei seiner schwachen Art leicht wieder beruhigen, auch von Nicolaus' Bruder Johann erfahren wir nicht, daß er besondere Genugthuung für das Vorgefallene gefordert habe.

Zwei Berichte über N.'s Tod in Bd. XII der Scr. rer. Siles. ed. Wachter S. 135 u. 138 u. dazu Klose „von Breslau" III², 449 ff. — Ein Gedicht über denselben Gegenstand ed. Dziatzko in der Zeitschrift des Vereins f. Gesch. u. Alterthum Schlesiens, Bd. XX S. 255. Eine deutsche Uebersetzung seines Testamentes in Pol's Bresl. Zeitbüchern II, 167. Grünhagen.

Nicolaus das Kind, Edler Herr von Rostock: N., der Sohn Woldemars, der Enkel des 1278 verstorbenen Heinrich oder Borwin III., † am 25. November 1314, war der letzte selbständige Herr des Landes Rostock, und mit ihm starb diese Linie des Hauses Mecklenburg aus. Für die Geschichte hat er die Bedeutung, daß er den letzten Versuch der Dänen veranlaßte, sich an der mecklenburgischen Küste vereint mit den askanischen Markgrafen von Brandenburg festzusetzen. Unmündig bei dem Tode seines Vaters 1282 erhielt er den Beinamen puer, „das Kind", der ihm später wegen kindischer Schwäche und Wandelbarkeit verblieb. Sein erstes Verlöbniß mit einer Gräfin von Lindow hinderte die Kirche wegen verbotenen Verwandtschaftsgrades. Seiner zweiten Braut, Margarete, der Tochter des Markgrafen Albrecht und Schwester Woldemars von Brandenburg, Wittwe des 1296, wie man meinte nicht ohne ihre Zuthat, erschlagenen Herzogs Przemislav von Gnesen, brach er das Wort, um sich mit einer Tochter Herzogs Boguslav von Wolgast zu vermählen, und reizte dadurch die Brandenburger zum Kriege, denen sich Fürst Heinrich II. von Mecklenburg (der Löwe) als Bundesgenosse anschloß. Der Rath von Rostock erkaufte 1299 durch schwere Zahlung den Frieden, rief dadurch nach dem Abzug der Brandenburger aber einen Aufstand der Zünfte wach, und N. nahm 1300 König Erich von Dänemark „als Vormünder", d. h. als eine Art Lehnsherr für sein Land an. Die Folge war ein heftiger Krieg der verwandten Häuser Mecklenburg und Werle gegen Rostock, worin jene gegen Erich unterlagen, letzterer aber, wie es scheint, den Rostocker Herrn direct zum Vasallen Dänemarks machte, und das Land als das seinige ansah. 1310 hatte er eine Zusammenkunft mit Markgraf Woldemar zu Ribnitz und verabredete dort das berühmte große Turnier für Pfingsten 1311 zu Rostock. Die Seestadt aber verschloß dem Könige die Thore,

so daß er den glänzenden „Hof", von dem alle Chronisten erzählen, auf freiem Felde am rechten Ufer der Warnow halten mußte. Das führte zu den wüthenden Fehden von 1311—1314, welche Heinrich II. von Mecklenburg als „Capitaneus" des Königs gegen Rostock führte. Die Stadt erhob in einem Zunftaufstande, der mehreren friedesuchenden Rathsherren den Tod brachte, 1312 N. wieder zu ihrem unabhängigen Fürsten, aber schon am 6. December desselben Jahres mußte sie sich im Vertrage zu Polchow bei Laage dem Fürsten Heinrich als des Königs Hauptmann unterwerfen. Einen neuen Aufstand dämpfte Heinrich durch die vom Rath herbeigeführte Ueberrumpelung vom 12. Januar 1314 und erhielt nun die Herrschaft Rostock bis auf zwei kleine von der Küste abgelegene Ländchen, die N. blieben, zu Lehen, während in der Feste zu Warnemünde dänische und brandenburgische Besatzung blieb. Als N. starb, blieb die Herrschaft Rostock dänisch, aber unter Heinrichs Verwaltung. Dieser entledigte sich 1319 der Warnemünder Besatzungen, mußte aber am 21. Mai 1323 doch die Lande Rostock, Schwaan (Sivan) und Gnoien vom Könige Christoph als erbliches Lehen sich verleihen lassen. N. wurde im Chor der Kirche des Dominikanerklosters zu St. Johannis in Rostock begraben, der Leichenstein beim Abbruch der Kirche noch in unserem Jahrhundert verkauft! — Die Herrschaft Rostock war selbständig, aber als dänisches Lehen seit 1184 unter Nicolaus I. (Niclot) († am 25. Mai 1201 bei Waschow), dem Sohne Wartislav's, den der Sachsenherzog Heinrich der Löwe 1164 vor Malchow erhängen ließ. Nachher hatte Heinrich Borwin II. († 1226) noch zu Lebzeiten seines Vaters Heinrich Borwin I. das halbe damalige Slavien oder Wenden unter dem Namen Herrschaft Rostock; seine vier unmündigen Söhne nannten sich auch als Inhaber ganz Slaviens „Herrn von Rostock", bis sie 1229 das Ganze so theilten, daß unter dem Namen Rostock ein Viertel des Landes an Heinrich oder Borwin III. kam. „Borwin" heißt „der Kriegerische", der Name galt als dem deutschen „Heinrich" gleichbedeutend; Heinrich II. († am 21. Januar 1229), der den slavischen Beinamen nicht mehr führen mochte, nannte sich statt dessen „Leo". Das Siegel der Herrn von Rostock und früher des ganzen Fürstenhauses war der Greif.

Vgl. die Meckl. Historiker v. Rudloff, v. Lützow und E. Boll, wo auch der Umfang der Herrschaft Rostock (aber irrig reducirt auf die alten slavischen Stammnamen). — Chronik von Rostock in Schröter's Beitr., Heft I (einz.) und dazu Krause im Rostocker Gymn.-Progr. 1873. — Lisch, Jahrb., besonders X. Vgl. Register zu 1—30. — Wigger, Stammtafeln (Festschrift 1885). S. 157 f. = Jahrb. L, S. 157 f. Krause.

Nicolaus I., Bischof von Schwerin: N. I., Böddeker, † am 3. September 1459, saß auf dem Bischofsstuhle vom 17. März 1444 bis 1457 und ist für die Kirchengeschichte Norddeutschlands wichtig wegen der zwei in Bützow gehaltenen Diöcesansynoden von 1444 und 1452, deren Statuten eine große Reformbedürftigkeit des Clerus beweisen. Er war ein sehr reicher Herr, stand durch Opferwilligkeit mit allen Domcapiteln, mit denen er zu thun hatte, im besten Verhältnisse, ebenso mit den Fürsten, und brachte die Vermögensverhältnisse seines Stiftes sehr in die Höhe, ohne sich dabei zu schaden. Die Statuten von 1444 ließ er vom Cardinallegaten Nicolaus von Cusa am 26. September 1451 bestätigen, was des letzteren Ansehen auch in Norddeutschland bezeugt. N. stammte aus einer Bürgerfamilie Wismars, aus welcher mehrere Geistliche entsprossen; schon 1423 kommt er dort als Pleban zu St. Marien vor, zuletzt 1440, nachher war er Kirchherr zu St. Peter in Lübeck, darauf dort, schon 1440, Domdechant, ebenso (wol gleichzeitig) Domherr und Scholasticus zu Hamburg, also nach Hermann Dücker, während gleichzeitig sein Bruder Konrad Böddeker Domscholasticus in Schwerin war. Auffällig ist, daß er schon am 3. Januar 1449 vom Domcapitel sich die Erlaubniß geben ließ, sein Bisthum zu resigniren

und für seinen Nachfolger zu sorgen, während er bis 1456 ruhig im Amte blieb. Da erst scheint er einen solventen Abnehmer in dem Lüneburger Bürgermeistersohne Dr. theol. Gottfried Lange, Domherrn zu Lübeck, gefunden zu haben, der am 26. Mai 1457 in Rom consecrirt wurde. N. erhielt eine Rente von 200 fl. aus den Bisthumsintraden und die Domherrnstelle Gottfrieds in Lübeck. Dorthin zog er sich 1457 zurück und starb daselbst. Ueber seinen Nachlaß und sein Testament entbrannte ein langer Streit. Die verlorene „Herrliche Chronik“, welche N. hatte schreiben lassen und die der Rath von Wismar an Reimar Kock lieh, möchte den Angaben Boll's in Lisch, Jahrb. XIII, 240 f. (nicht im Register), gegenüber wol die Chronica Novella des Hermann Korner sein.

Vgl. Crull in Lisch, Jahrb. XXIV und XL, wo die Quellennachweise. — Grautoff, Die Lübeck. Chron. I, S. 458. Krause.

Nicolaus, Bischof von Verden, † am 11. Februar 1331. N. stammte aus dem alten in Meißen, Thüringen, Mansfeld, Mecklenburg, Pommern und Dänemark verbreiteten Geschlechte der Ketelhot (de pileis), das drei Kesselhüte im Wappen führt; sein Vater Mathias war Besitzer auf Radun und Ritter. 1301 kommt N. als Scholasticus des Domstifts zu Güstrow vor, sein Mutterbruder (avunculus), Bischof Friederich von Verden, nach gewöhnlicher Angabe ein v. Hohnstedt, richtiger aber Mann oder v. Boyzenburg, verschaffte ihm dazu ein Canonicat am Dom zu Verden; schon 1305 war er Propst zu St. Andreä daselbst und nach Friedrichs Tode am 9. Januar 1312 wurde er zum Bischof gewählt. Seine reichen Mittel verwandte er zur Zahlung von Stiftsschulden und hielt sein Bisthum 20 Jahre lang in segensreichem Frieden. 1313 weihte er einen Theil des mächtigen Doms zum Gottesdienst ein. 1315 belehnte er bei der Doppelvermählungsfeier der Schwester Ottos des Strengen, Elisabeth von Lüneburg, mit einem Grafen von Wernigerode und der Tochter jenes mit Nicolaus von Werle zu Uelzen unter großem Pomp den Grafen von Lüchow mit seiner Grafschaft. Nach dessen Tode nahm Markgraf Waldemar diese in Besitz und N. rettete dann wenigstens die Oberlehensherrschaft, indem er nach dem Aussterben der Askanier Otto den Strengen, 1330 auch dessen Söhne Otto und Wilhelm, damit belehnte. Die historische Bedeutung Nicolaus' beruht darauf, daß der Erzbischof Johannes (Grant) von Bremen ihn 1324 zu seinem Administrator und Vicarius ernannte. Als solcher machte er zunächst durch einen Vertrag mit dem Bremer Domcapitel, der Stadt Bremen und den Grafen von Hoya, Diepholz, Oldenburg und Delmenhorst den langen Unruhen und Fehden am 25. Mai 1325 im Erzstifte ein Ende. Schon 1324 hatte er der Stadt Bremen ihre Rechte und Privilegien zugesichert. Von seinen vier jüngeren Brüdern war der älteste, Vredeber, Vicarius zu St. Nicolai in Bardewiek, der dritte, Hinrich, zunächst Ritter, dann Propst zu St. Andreä in Verden (1333. 1349), Dietrich wird 1301 als Ritter genannt; von Gerhart stammen fast alle Ketelhot der späteren Zeit. Ein von N. im Verdener Dome gestiftetes Fenster mit seinem Wappen hat Anlaß zu der Sage gegeben, Störtebeker habe in Verden als dortiger Ritter gehaust und dieses Fenster gestiftet; man hatte die Kesselhüte für umgestülpte Becher gehalten. Der Name Ketelhot kommt übrigens mehrfach, selbst bei Leibeigenen (Lübeck. Urk.-B. VI, Nr. 776) vor. Ein Konrad Kesselhut ist 1331—34 Großcomthur des deutschen Ordens in Preußen.

(Pratje,) Altes und Neues 3, 183 ff. — Pfannkuche, Die ältere Gesch. des vorm. Bisth. Verden, S. 168 ff. und II, S. 311. — v. Hodenberg, Verden. Gesch.-Quellen II. — Jahresber. d. Gesch.-Wiss. 2, II, 171[13]. — Wedekind, Noten I, S. 121. — Ueber die Familie vgl. Ed. v. Ketelhodt, Urkunden und hist. Nachrichten der freiherrl. v. Ketelhodt'schen Familie, 3 Thle. in 1 Bd., Schwerin 1855, 4° (unzuverlässig, er nennt den Bischof Dietrich). — Lisch, Gesch. d. Urk. des Geschlechts Hahn. — v. Mülverstedt in

Ztschr. des Harzvereins f. Gesch. ꝛc., 1875, VIII, S. 451. Er möchte die Familie aus dem Mansfeldischen herleiten. In Stade kommen Ketelhot's vor 1297—1312, die auch den Namen de Verdha führen. Krause, Beitr. zur Gesch. Stade's, S. 62. — Geschichtsqu. der Prov. Sachsen, XXI, S. 260, Nr. 456. Krause.

Nicolaus II., Fürst zu Wenden, ist einer der bedeutendsten aus diesem Zweige des mecklenburgischen Hauses, der nach der Theilung unter den vier Söhnen Heinrich Borwin's II. 1229 von dem zweiten, Nicolaus I. oder Niclot († 1277), seinen Ursprung nahm. Lateinisch nannte sich dieser Fürstenstamm de Slavia, de Sclavia, hieß auch nach der bei Schwaan an der Warnow belegenen alten Burg, deren mächtige Aufschüttung im Sumpfe noch vorhanden, Herrn von Werle, nach der späteren Hauptstadt auch: von Werle-Güstrow, ein fast durchweg fehdelustiges, viel in Geldnoth schwebendes Geschlecht, dessen Land Schwaan 1301 mit unter Dänemark gerieth und mit dem Erlöschen des Hauses Rostock zugleich an den mecklenburgischen Zweig fiel. Dagegen hatte schon Nicolaus I. die Städte Goldberg und Plau hinzu erworben, später gewann das Haus noch Parchim. Noch heute bilden in der mecklenburgischen Verfassung diese Lande den „Wendischen Kreis". N. war der Enkel des Nicolaus I. Sein Vater Johann und sein Oheim Heinrich hatten sich in die Werle'schen Lande getheilt, er war Herr von Werle-Parchim. Heinrich von Werle-Güstrow wurde wegen einer zweiten Heirath von seinen Söhnen erster Ehe Heinrich und Nicolaus am 21. August 1292 auf der Jagd im Saalen, beim Saaler Bodden in Pommern, erschlagen. N. vertrieb daher die Brüder und behauptete ihr Land im Kriege gegen Heinrich II. von Mecklenburg, der ihm heimzuzahlen suchte, daß die Werle'schen Brüder 1287 unternommen hatten nach der Gefangennahme Heinrichs I., des Pilgers, sich in seine Vormundschaft einzudrängen. Trotzdem schloß N. 1302 mit ihm eine Erbverbrüderung. Mit seinem Bruder Johann II. († 1337) blieb er in Regierungsgemeinschaft. Zuletzt befiel ihn der Aussatz, den die Aerzte von Montpellier nicht heilen, nur lindern konnten. Er zog sich daher in die Wildniß des Gestüts zu Pustekow (beim Forsthofe Kluß an der Nebel) zurück und hielt sich von der Regierung fern, † am 12. October 1316. Im Sundischen Kriege von 1315 war daher nicht mehr er, sondern sein Sohn Johann III. (Henning) und sein Bruder Johann II. auf Seiten des Markgrafen betheiligt. Mit 300 Gerüsteten fiel Johann II. in die Gewalt Heinrichs II. von Mecklenburg, worauf die Werler am 23. März 1316 von ihm den Frieden erkaufen und ihm Heerfolge gegen Brandenburg versprechen mußten, auch den glänzenden Sieg von Gransee mit erfochten. Nach Nicolaus' Tode theilten sich Johann II. und Johann III. in das Land Werle und ihre Nachkommen wiederholten das noch mehr. Das Haus Werle erlosch am 7. September 1436 vollständig. Als Siegel hatte Nicolaus I. einen Stierkopf (mit Hauern) angenommen, den auch die Mecklenburger Linie nachher, freilich verändert, führte.

Quellen wie bei Nicolaus von Rostock ob. S. 616. Im Register bei Lisch steht irrig XXV, 63 statt XXVI, 63. — Wigger, Stammtafeln (Festschrift 1885), S. 112 ff. = Jahrb. L, S. 112 ff. Krause.

Nicolaus Alemannus, dies ist der Name, mit welchem ein deutscher Buchdrucker in Florenz, der im 15. Jahrhundert lebte, sich gewöhnlich bezeichnet. Er heißt sich in seinen Drucken übrigens öfters auch nur Nicolaus, wenn nicht gar nur N., dann aber auch wieder genauer Nicolaus Laurentii, Nicolo di Lorenzo della Magna und Nicolaus diocesis uratislaviensis. Aus diesen Bezeichnungen ersieht man, daß sein Vater Laurentius (seine Familie Laurentii?) hieß und daß er aus der Diöcese Breslau stammte. Räthselhaft ist aber der Beisatz della Magna. Auf die Straße, in welcher der Drucker wohnte, kann man ihn ja nicht wol beziehen, auch nicht auf den speciellen Ort seiner Herkunft. Vermuthlich ist

er durch eine eigenthümliche Metathesis aus d'Allemagna entstanden. Was nun die Drucke des N. A. betrifft, so sind 15 mit seinem Namen versehene bekannt, von welchen der früheste in das Jahr 1477 fällt, während der späteste die Jahrzahl 1486 trägt. Zu ihnen kommen drei bis vier andere, die zwar völlig undatirt sind, deren Typen aber auf unseren Buchdrucker hinweisen. Die Gesammtzahl dieser Drucke kann für jene Zeit nicht gerade als klein bezeichnet werden; aber wichtiger sind dieselben in qualitativer Hinsicht, wie schon daraus zu ersehen, daß manche derselben heute noch sehr geschätzt, ja einzelne schon mit 1000 und mehr Francs bezahlt worden sind. Nicht blos hat der Meister von verschiedenen der bei ihm erschienenen Werke Pergamentausgaben veranstaltet, er hat auch durch künstlerischen Schmuck ihren Werth zu erhöhen verstanden. Kommt ihm doch der Ruhm zu, das erste Buch mit Kupferstichen ausgegeben zu haben. Es ist dies der Libro del Monte Sancto di Dio des Antonio da Siena von 1477. Für den Zeichner dieser Kupferstiche hält man Sandro Boticello, für den Stecher Baccio Baldini (s. Brunet, Manuel du libraire 5. éd. I, 334). Neben dem genannten Werke verdienen aber noch hervorgehoben zu werden die Editio princeps von des Celsus acht Büchern de medicina von 1478, eine Dante-Ausgabe von 1481, wieder mit Kupfern, in einzelnen Exemplaren bis zu 21, und endlich des Fr. Berlinghieri Geographia (in italienischer Sprache, wie manche andere Drucke dieser Officin), die mit 31 Karten in Metallschnitt ausgestattet ist. Ob auch die letzteren die allerersten ihrer Art sind oder vielmehr diejenigen der römischen Ausgabe des Ptolemäus von 1478, ist nicht auszumachen, da der Florentiner Druck ohne Jahrzahl erschienen ist (s. Brunet a. a. O. I, 791).

Die Drucke des Nicolaus Alemannus findet man bei Panzer, Annales typogr. I, p. 405—413, 431, 432; IV, p. 301, 302, 315; XI, p. 321, wozu noch Hain, Repert. bibliogr. 7773 u. 9851 als Ergänzung kommt.

Steiff.

Nicolaus von Basel, ketzerischer Begharde. Wir besitzen über ihn zwei Zeugnisse, einmal eine Stelle im Formicarius des Johann Nider (seit 1428 Dominicanerprior zu Nürnberg, seit 1431 auf dem Basler Concil anwesend, s. K. Schieler, Magister Joh. Nider, Mainz 1885), sodann ein im J. 1393 gegen den Benedictiner Martin von Mainz (s. A. D. B. XX, 482), der sich dem N. und seinen Lehren „zu Grunde gelassen" hatte, von der Kölner Inquisition gefälltes Urtheil. Nach Nider wurde N., ein Laie, kurz vor dem Pisaner Concil (1409), nachdem er in der Rheingegend um Basel die ketzerischen Lehren der Begharden mit großem Geschick und Erfolg verbreitet und lange und oft den Händen der Inquisition sich zu entziehen gewußt hatte, zu Wien zusammen mit zweien seiner Schüler, Jacobus und Johannes, verbrannt. Seine Visionen und Offenbarungen hielt er für untrüglich, also göttlichen Ursprungs. Er hatte die Gabe seine Irrlehren in schöne Worte einzukleiden (verbis errores coloratissime velare novit). Von letzteren wird besonders die kühne Behauptung hervorgehoben, er sei sich bewußt, daß Christus wirklich in ihm wäre und er in Christo. Aus der Sentenz gegen Martin von Mainz erfahren wir weiteres und es ergibt sich, daß des Nicolaus' Lehren im engsten Zusammenhang mit denen der ketzerischen Begharden stehen und wie diese den nacktesten Quietismus predigen. N. will das Evangelium klarer und vollkommener verstanden haben als einst die Apostel und selbst Paulus, er will sich allein die Entscheidung über die Befähigung zur Ausübung des priesterlichen Amtes vorbehalten wissen, infolge der Unterwerfung könne man ihm auch gegen die Befehle irgend eines Oberen, und wäre es der Papst selber, gehorchen, ja auf sein Geheiß dürfe man sogar Jemanden tödten oder sich mit einem Weibe vergehen, ohne zu sündigen. Die Unterwerfung unter seinen Willen ist die nothwendige Voraussetzung zur Erreichung der Vollkommen-

heit: es wäre ihm besser, sagt Martin von Mainz von sich, in fornicationem cadere und darnach in Unterwürfigkeit unter N. zu verbleiben als von ihm abzulassen und sich von Sünde frei zu halten. Kurz, die Unterwerfung entbindet vom Gehorsam gegen die Kirche, sie hebt die Fähigkeit zu sündigen auf und führt den Menschen in den Stand der ersten Unschuld. Die angeführten Sätze werden in der Sentenz gegen Martin von Mainz ausdrücklich als Lehren des N. bezeichnet, aber auch für die anderen dem Martin von Mainz vorgeworfenen Lehrsätze ist N., sein geistiger Vater, verantwortlich zu machen. Zu den obigen beiden Zeugnissen gesellt sich nun noch ein drittes, enthalten in der Handschrift 247 der Mainzer Stadtbibliothek. Hier findet sich gleichfalls die bisher nur aus einer verbrannten Straßburger Handschrift bekannte Sentenz gegen Martin von Mainz, jedoch mit einem Zusatz, dem zufolge N. mit seinen beiden Schülern in Wien durch Heinrich von Langenstein (s. A. D. B. XVII, 672) vir devotus et literatus, mit der Kirche versöhnt, dann aber doch verbrannt wurde, nachdem sie sich abermals zu ihren ketzerischen Ansichten bekannt hatten. Die Zeit der Verbrennung des N. und seiner beiden Genossen läßt sich darnach durch die Jahre 1393 und 1397 genauer abgrenzen. Wahrscheinlich sind jene Notiz und J. Nider's Bericht aus derselben Quelle (den Proceßacten über N.?) geflossen. — Die von Karl Schmidt aufgestellte Hypothese von der Identität des Gottesfreundes im Oberland mit N. ist jetzt allgemein aufgegeben, s. A. D. B. XXI, 459 ff.

Schmidt, Nicolaus von Basel, S. 66—69. — Denifle, Historisch-politische Blätter 75, 17 ff., 93 ff., 245 ff., 340 ff., auch separat München 1875. — H. Haupt in Brieger's Zeitschr. f. Kirchengesch. 7, 508. Kommt für N. von Basel etwa auch Bach, Meister Eckhart, S. 23 Anm. 21 in Betracht?

Philipp Strauch.

Nicolaus v. Biberach: s. Bd. II S. 613.

Nicolaus de Blonie, de Plowe. Unter diesem Namen tritt der Verfasser einer Schrift „Tractatus de sacramentis“ auf, welche viel gebraucht wurde, da sie bis 1499 schon zehnmal gedruckt, auch in verschiedenen Handschriften überliefert ist; einzelne Theile derselben sind separat gedruckt im Tract. universi juris Bd. 14 und 15 und in Handschriften vorhanden. Sie enthält eine praktische Anleitung über die Sacramente, die Censuren, Irregularitäten ꝛc., bietet ein besonderes Interesse dadurch, daß sie aus Auftrag des Bischofs Stanislaus I. von Posen (1427—1438) gemacht, vom Capitel approbirt und dem Clerus zum Gebrauche vorgeschrieben wurde, mithin wol eins der ältesten officiellen Handbücher ist. Ueber den Verfasser selbst geht aus seinen Schriften und den Handschriften nur hervor, daß er decretorum Doctor, Prediger in Plock, darauf Kaplan des Bischofs von Posen war. Letzteres und der Name N. de Blonie ist durch eine am 20. October 1438 von Johannes de Gluszyno vollendete Handschrift der Zaluski'schen Bibliothek (Estreicher, Bibl. polska XV. i XVI. stol.) festgestellt; de Plowe kommt in Ausgaben und Handschriften vor. Ob ein Ortsname oder Familienname vorliegt, ist nicht zu entscheiden; in der Provinz Posen, auch im übrigen Preußen gibt es keinen Ort dieses Namens. Außer dem genannten Werke hinterließ er „Sermones“, die ebenfalls schon im 15. Jahrhundert wiederholt gedruckt worden sind.

Meine Gesch. d. Quellen u. Lit. des can. Rechts, III. 1, S. 443 ff.

v. Schulte.

Nicolaus von Kosel (von Kosla) lebte am Anfang des 15. Jahrhunderts. Er hat deutsche Kirchenlieder, wie z. B. eine Nachbildung des Apostolicum „Wir glauben in einen Gott“ und Uebersetzungen lateinischer Hymnen verfertigt und ist außerdem als Verfasser eines Vocabulariums bekannt, war aber auch sonst als Dichter und Gelehrter thätig. Ueber seine Person scheint nichts ermittelt zu sein.

Vgl. Hoffmann v. Fallersleben, Geschichte des deutschen Kirchenliedes, 2. Ausg., S. 259, und W. Wackernagel, Geschichte der deutschen Litteratur, 2. Aufl., I, S. 151, 164 u. 342 in den Anmerkungen, und die hier citirten Schriften. — Koch, Geschichte des Kirchenlieds, 3. Aufl., I, S. 225 f.

l. u.

Nicolaus Cusanus s. Bd. IV S. 655.

Nicolaus von Dinkelsbühl, katholischer Theologe, erhielt seinen Beinamen von seiner schwäbischen Heimath, wo er um das Jahr 1360 geboren wurde. Er war durch eine Reihe von Jahren die bedeutendste Persönlichkeit unter den Professoren der Wiener Universität, wie unmittelbar vor ihm Heinrich von Langenstein (A. D. B. XVII, 672) und nach ihm Thomas Ebendorfer (A. D. B. V, 526). Im Verzeichniß der artistischen Baccalarien erscheint sein Name zuerst im J. 1385. Vier Jahre später war er schon als Magister in die artistische Facultät aufgenommen. Hier hielt er von 1390—1405 (mit Ausschluß der Jahre 1398—1402, in denen er zuerst über biblische Gegenstände, dann über die Sentenzen des Petrus Lombardus las, um sich auf den Uebertritt an die theologische Facultät vorzubereiten) mathematische, physikalische und philosophische Vorlesungen und bekleidete öfter die Facultätsämter. Als er vom October 1405 bis zum April 1406 das Rectorat führte, war er bereits Baccalarius in Theologia formatus und Canonicus bei St. Stephan. Förmlich trat er in die theologische Facultät im J. 1409 als Doctor ein, nachdem er im Jahre vorher Licentiat geworden war. 1410, 1425 und 1427 war er Decan der theologischen Facultät. Dagegen lehnte er 1409 die neuerdings auf ihn gefallene Wahl zum Rector ab und mußte die Strafsumme von 10 Gulden bezahlen. Da Nicolaus mit seiner Gelehrsamkeit eine nicht gewöhnliche Beredsamkeit und Geschäftstüchtigkeit verband, wurden ihm theils von der Universität, theils vom Landesfürsten verschiedene wichtige Gesandtschaften übertragen. An den Verhandlungen zur Beilegung des päpstlichen Schisma nahm er hervorragenden Antheil, insbesondere als Abgesandter des Herzogs Albrecht V. bei der Constanzer Kirchenversammlung. Hier verhalf er auch der Wiener Universität in einem Rechtsstreite gegen den Passauer Domdechanten Thiem zum Siege. Als Kaiser Sigismund nach Constanz kam, hielt er an ihn im Namen der versammelten Väter die Anrede, worin er ihm die Sache der Kirchenunion warm an's Herz legte. Als nach Beseitigung des Schisma ein neuer Papst gewählt werden und außer den Cardinälen auch je sechs Abgeordnete der fünf am Concil vertretenen Nationen theilnehmen sollten, befand sich auch Nicolaus unter diesen Wählern. An den neugewählten Papst Martin V. hielt Nicolaus eine Anrede als Abgeordneter des österreichischen Herzogs Albrecht V. Nach seiner Rückkehr von Constanz widmete er sich ganz dem Lehrfache und den Universitätsangelegenheiten und war thätig bei den kirchlichen Reformen, welche der Salzburger Erzbischof in seiner Diöcese einführte. Als das Baseler Concil einberufen und auf Wunsch des Passauer Bischofs von der Universität ein Ausschuß von elf Mitgliedern eingesetzt wurde, um über die dem Concil vorzulegenden Reformvorschläge zu berathen (Ende 1431), war es wieder N., der im Vereine mit Thomas Ebendorfer von Haselbach mit der Abfassung des Gutachtens betraut wurde. Nach diesem Jahre wird er jedoch in den Universitätsacten nicht mehr erwähnt. Er starb im Kloster von Mariazell am 17. März 1433. Seit Possevin haben ihn mehrere Litterarhistoriker, insbesondere die Nomenclatoren des Augustinerordens, auf Grund von zwei Handschriften für einen Augustinereremiten gehalten. Allein in der großen Menge anderer Handschriften seiner Werke fehlt jede derartige Angabe, so daß Ossinger gerade aus diesem Grunde seine Zugehörigkeit zum Orden bestritt. Entscheidend aber ist der Umstand, daß nach den mittelalter-

lichen Universitätsstatuten kein Ordensgeistlicher zum Rector gewählt werden konnte. — N. gehörte zu den fruchtbarsten Schriftstellern der alten Wiener Universität. Außer einem „Commentarius in libros physicorum Aristotelis“ gehören seine Werke sämmtlich der Theologie an. Nur wenige davon sind im Drucke erschienen, nämlich „Postilla cum sermonibus evangeliorum dominicalium.“ Straßburg 1496. „Collecta et praedicata de passione Christi“, sine l. a. et t. (Speier), „Concordantia in passionem Dominicam, s. l. a. et t.“ (Ulm). Alle drei bei Hain Nr. 11760—62. Ferner ein Folioband zu Straßburg 1516 mit folgenden acht Tractaten: „De dilectione Dei et proximi sermones XI“; „De praeceptis decalogi“; „De oratione Dominica“; „De tribus partibus poenitentiae“; „De octo beatitudinibus“; „De 7 peccatis mortalibus et virtutibus oppositis“; „Confessionale“; „De 5 sensibus“. Endlich findet sich bei de Hardt, Concil. Constantiense, II, 182: „Oratio Nicolai de D. ad Sigismundum imperatorem in concilii exordio habita“. Ungedruckt blieben: „Commentationes in psalmos Davidicos, in Isaiam“; „Lectura super Matthaeum, in s. Pauli epistolas canonicas, in epistolam secundam ad Corinthios, in epist. ad Galatas, ad Ephesios“; „Quaestiones in epistolas ad Corinthios“; „Quaestiones motae contra diversos passus epistolae ad Galatas“. — „Commentarii in 4 libros sententiarum“ und „Quaestiones in 4 ll. sent.“; „Brevis expositio 7 sacramentorum“; „Quaestio de haeresibus et haereticis ac de veritatibus catholicis“; „Quaestiones variae theologicae“; „De 7 donis Spiritus s.“; „De communione sacramentali“; „Responsio contra communionem sub utraque“; „Sigillum poenitentiae“; „De indulgentiis“; „De veneratione imaginum“; „De lectione s. Scripturae in lingua vulgari“; „Avisamentum super articulis Joannis de Falkenberg“; „De superstitionibus“; „De gratitudine et ingratitudine“; „De eleemosyna“; „De oblationibus“; „De 7 instrumentis musicis diaboli“; „Speculum amatorum huius mundi“; „Quinque genera speculorum ad faciem hominis considerandam“; „Speculum praelatorum“; „De peccatis linguae“; „De operibus faciendis die dominica“; „De salutatione angelica“; „De chorea“; „De mendacio“; „De ieiunio“; „De vita et morte“; „De arte moriendi“; „Lavacrum conscientiae sacerdotis secularis etc.“. Der eine oder andere dieser Tractate, die sich meist in mehreren Abschriften in den Hofbibliotheken von Wien und München, aber auch in anderen deutschen und selbst ausländischen Büchersammlungen befinden, dürfte nur einen Bestandtheil seiner Erklärung der Sentenzen des Petrus Lombardus bilden, wie dieses bezüglich des Tract. de indulgentiis in einer Münchener Handschrift angemerkt ist. Sehr viele andere sind jedoch aus Canzelreden entstanden, so daß in manchen Handschriften ein Werk als Tractatus bezeichnet ist, welches in anderen als Sermo betitelt sich findet. Einzelne Bände finden sich auch in deutscher Uebersetzung. Hiezu kommen die größeren Sammlungen seiner Predigten: „Sermones de tempore sive dominicales“; „Sermones de Sanctis“; „Sermones morales“.

Vgl. Dom. Ant. Gandolfus Genuensis, Dissertatio hist. de 200 celeb. Augustinianis scriptoribus, 272 ff. — Oudin, Comment. de scriptor. eccles. III, 2301. — Kink, Gesch. d. kais. Univers. Wien, I, II, 17, 19, 21 f. 53, 57. — Wappler, Gesch. d. theol. Facult. d. Univ. Wien. S. 10, 22, 24, 36, 387, 365. — Cruel, Gesch. d. Predigt im M. A., 498 ff. und besonders genau und reichhaltig: Aschbach, Gesch. d. Wiener Univers. I, 430 ff. — Vgl. dazu Halm, Laubmann und Wilh. Meyer, Catalogus codd. lat. biblioth. reg. Monacens. I, II, 245. I, III, 231. II, III, 316. — Schmeller, Deutsche Hdschr., S. 590. — Tabulae codd. mss. in biblioth. palatina Vindobon. asservat. I, 353. II, 368. III, 533 f. Stanonik.

Nicolaus von Frankfurt heißt ein Buchdrucker, Buchhändler und Verleger in Venedig im 15. Jahrhundert. Noch immer nicht hat der venetianische Buchdruck des genannten Jahrhunderts, ob er gleich viel bedeutender war als der aller anderen Städte, seinen Geschichtsschreiber gefunden und so weiß man auch über N., wie über so manchen Buchdrucker der Lagunenstadt, weiter nichts, als was seine Drucke an die Hand geben. Nur das wird man hinsichtlich seiner Herkunft sagen können, daß bei dem Frankfurt, nach dem er ohne nähere Bezeichnung desselben sich nennt, an Frankfurt am Main, als das im Ausland bekanntere zu denken ist. Auch inbetreff seiner Drucke ist man auf die allgemeinen Bibliographien angewiesen. Darnach hat er zuerst und zwar von 1473 bis 1476 einschließlich in Gemeinschaft mit Franz Renner von Heilbronn gedruckt, der schon einige Jahre früher sich mit einer Presse in Venedig niedergelassen hatte. 14 Drucke sind aus der gemeinschaftlichen Officin der beiden Meister hervorgegangen. Des weiteren kennen wir aus den Jahren 1482—1489 zehn Drucke, deren Schlußschrift N. allein als Drucker und zugleich als Verleger nennt. Und endlich erscheint er in den Jahren 1492—1500 als reiner Verleger, der in fremden Pressen, bei Bonetus Locatellus sowie bei seinen Landsleuten Johann Hertzog von Landau und Johann Emerici von Speier die Werke seines Verlages — acht an der Zahl — drucken läßt, nachdem er schon früher, 1478 und 1480, bei Leonh. Wild von Regensburg zwei Werke auf seine Kosten hatte erscheinen lassen. Vom Jahre 1500 ab verschwindet seine Spur. Die dargelegte Entwickelung vom Theilhaber an einer Presse bis zum selbständigen Buchdrucker und von diesem zum reinen Verleger darf vielleicht als ein Zeugniß von dem zunehmenden Wohlstand des Mannes betrachtet werden. Damit würde auch stimmen, daß ihm gerade in der dritten Periode seiner Thätigkeit ehrenvolle Prädicate wie: probatissimus, spectatissimus vir, famosus dominus et mercator (hier wohl = Buchhändler) gegeben werden. Und vermuthlich hat er eben durch seine Thätigkeit als Buchdrucker u. s. w. sich emporgebracht. Denn überblicken wir die Erzeugnisse seiner Presse und die Werke seines Verlags, so finden wir darunter eine philosophische Schrift, die Quaestiones über Aristoteles de anima von Joh. de Gandavo, sonst aber lauter theologische Sachen: die lateinische Bibel in drei Ausgaben, verschiedene Missale, Breviere, Predigtbücher u. dgl. — alles Schriften, die guten Absatz hatten und Geld einbrachten. Man sieht, N. ließ sich in seiner Thätigkeit vom praktischen Gesichtspunkt leiten; wissenschaftliche Werke, auch nur ähnlich denjenigen, welche sein großer Berufsgenosse Aldus Manutius geliefert hat, würde man bei ihm vergebens suchen.

Vgl. die Drucke des Nicolaus von Frankfurt, wie sie bei Panzer, Annales typogr. III, p. 96, 102, 110, 116, 117, 139, 154, 176, 187, 188, 204, 238, 239, 264, 316, 340, 395, 448, 455, 470, 479, 486. IV, 429, 449 und außerdem bei Hain, Repert. bibliogr. 11291 verzeichnet sind.

Steiff.

Nicolaus von Friesland, Handschriftenhändler zu Oxford in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Der mittelalterliche Handschriftenhandel hatte sich am frühesten in Italien, besonders in Bologna entwickelt, dann aber auch in Frankreich, zumal in Paris, und in Deutschland festen Fuß gefaßt und breitete sich in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts auch nach England wie nach Spanien aus. Das Hauptgeschäft dabei war das Verleihen der Handschriften zum Behufe des Abschreibens von seiten der Studirenden; bei dem großen Bücherbedarf aber, wie er namentlich in den Universitätsstädten sich geltend machte, konnte die Entwickelung eines eigentlichen Handels mit Handschriften nicht ausbleiben. Diese Händler hießen librarii, venditores librorum und von

ihrem Local (statio) stationarii. Sie bildeten mit den Abschreibern, Rubricanten und Buchbindern eine eigene Corporation, die unter der eximirten Gerichtsbarkeit der Universität stand. Zu ihnen gehörte nun auch N. Sein Geburtsort war die Stadt Bolsward in der holländischen Provinz Friesland, in der Nähe der Zuider-See. Seine äußeren Lebensverhältnisse sind gänzlich unbekannt, doch scheinen sie nicht glänzend gewesen zu sein, da er schon als Student zu Oxford, um 1425, sich mit Bücherabschreiben beschäftigte. Diese Thätigkeit vertauschte er aber später eben mit der eines Handschriftenhändlers. Zum ersten Mal erscheint sein Name in einer Handschrift, welche des Petrus Thomas „quaestiones de distinctione formalitatum“ und des Franciscus de Maronis „conflatus super primum librum sententiarum“ enthält und an deren Schluß es heißt: „Explicit conflatus Francisci de Maronis finitus per manus Nicolai de Bodelswerdia anno Domini 1427 . . . tunc temporis studentis.“ Dann begegnet uns sein Name noch einmal in einer Handschrift von „Suetonius de vitis duodecim Caesarum“, deren Schlußschrift lautet: „Nicolaus de Frisia alias de Bolsvardia librarius transscripsit“.

Vgl. Serapeum XIII, 1852, S. 318. J. Franck.

Nicolaus v. Grave, s. A. D. B. IX, 612.

Nicolaus v. Haerlem, s. **Petri**, Nicolaus.

Nicolaus, ein deutscher Cistercienser-Mönch aus dem Kloster Heiligenkreuz bei Baden in Niederösterreich, wird zuerst erwähnt vom Abte J. Trithemius und zwar sowohl im „Catalogus illustrium virorum“, als auch im „Liber de ecclesiasticis scriptoribus“ als um 1420 lebender Verfasser eines ascetischen Werkes: „Imago sanctae Mariae“ und von Sermonen und Briefen. Fabricius (Bibl. lat. unter Nicolaus, Vischel und Paltramus), Hieronymus Pez (Script. rerum Austr. t. I, p. 706) und Jöcher IV, S. 1646 (unter Vischel, Nicol.) confundiren ihn mit dem Fortsetzer von Vatze's „Chronicon Austriacum“, der jedoch augenscheinlich ein Jahrhundert früher gelebt haben muß. Viel wahrscheinlicher ist unser N. identisch mit dem Abte Nicolaus I. von Heiligenkreuz, welcher 1384 von der Klosterpfarre Aland abtrat, 1393 zur äbtlichen Würde gelangte und im J. 1402 dieselbe wieder resignirte, um ungestörter seine Muße der litterarischen Verherrlichung Mariens widmen zu können. Sein Werk „de laudibus B. V. Mariae“ wird noch handschriftlich in der Bibliothek zu Heiligenkreuz aufbewahrt. Die übrigen unserm N. bei Pez (loc. cit.) zugeschriebenen Werke dürften kaum ihm, sondern zumeist dem Exegeten Nicolaus von Lyra angehören.

Vgl. Joann. Trithemii opera historica. Francof. 1601. fol. P. I. p. 153 et 338. — Car. de Visch, Bibliotheca scriptorum s. ord. Cisterciensis. Colon. 1656. 4to. p. 250. — Malach. Koll, Chronicon breve monast. ord. Cist. ad s. crucem in Austr. et ad s. Gotthard in Ung. 1834. p. 12 ad a. 1402 und von demselben: Das Stift Heiligenkreuz in Oest. Wien 1834. S. 101. P. Ant. Weis.

Nicolaus v. Hofe: s. **Decius**, A. D. B. IV, 791.

Nicolaus v. Jeroschin: s. **Jeroschin**, A. D. B. XIV, 779.

Nicolaus v. Landau: s. **Landau**, A. D. B. XVII, 587.

Nicolaus (von Posen), geistlicher Politiker und Lehrer der Ars dictandi, † als Archidiakon von Breslau etwa um 1393. Er begegnet uns zuerst als Notar, zuletzt sogar als Protonotar des Breslauer Bischofs Preczlaw v. Pogarell in der Zeit von 1360—1366, in welcher Zeit er auch einen uns noch erhaltenen Auszug aus der alten Hedwigslegende in Briefform für Herzog Ludwig I. von

Brieg verfaßte. Von 1367—1378 war er als Notar in der Reichscanzlei Kaiser Karl's IV. thätig, während er zugleich zuerst die Pfarrei von Protzan bei Frankenstein und nachmals eine Domherrnpfründe in Breslau besitzt. Nach dem Tode Bischof Preczlaw's, 1376, sehen wir ihn in der Sedisvacanz als Archidiakon von Breslau an der Administration des Bisthums theilnehmen, und hier ist es wesentlich sein Einfluß, welcher das Domcapitel bestimmt, in einem 1380 mit der Stadt Breslau ausgebrochenen Streite, bei welchem es sich um das Recht, fremde Biere einzuführen für die Geistlichkeit handelte, sehr schroff aufzutreten. Nachdem der Rath von Breslau ein zu Weihnachten 1380 an den Domdechanten Herzog Heinrich von Liegnitz gesandtes Fäßchen Schweidnitzer Bieres mit Beschlag belegt hatte, verhängte das Capitel das Interdict über die Stadt und weigerte sich, dasselbe aufzuheben, auch als König Wenzel von Böhmen bei seinem ersten Besuche in Breslau im Sommer 1381 dies verlangte. Hierüber sehr aufgebracht, gab Wenzel die Residenzen und Güter der Breslauer Domherren der Plünderung seiner ihn begleitenden böhmischen Krieger preis, während die Domherren selbst vor dem Zorne des Königs die Flucht ergreifen mußten. Auch N. hatte den Schmerz gehabt, seine Wohnung, deren behagliche Einrichtung er rühmt, verwüstet zu sehen und selbst geflüchtet eine Zuflucht in Preußen bei dem ihm befreundeten Bischof von Ermeland gefunden. Hier versammelte er dann eine Anzahl jüngerer Leute um sich, die er, obwohl selbst schwer augenleidend, in der Stilistik, der Ars dictandi unterwies. Zahlreiche Musterbeispiele aus seiner Feder sind uns neben Briefen von ihm noch erhalten (mitgetheilt von Wattenbach im cod. dipl. Siles. V). Nachdem jene Streitigkeiten in Breslau, der sogenannte Pfaffenkrieg, beigelegt waren, kehrte er 1383 dorthin zurück und wirkte als Archidiakon weiter bis 1393, wo wir ihn zum letzten Male genannt finden. Im J. 1389 hat er noch einmal seinen Freund und Gönner, den Bischof Heinrich von Ermeland, besucht. In Urkunden desselben aus dem Jahre 1389 und 1390 erscheint er mehrfach als Zeuge erwähnt.

Wattenbach's Einleitung zu cod. dipl. Siles. V. — Grünhagen, König Wenzel und der Pfaffenkrieg zu Breslau. Archiv f. Kunde österreich. Gesch.-Quellen, Bd. 37. — Zeitschrift des Vereins f. Gesch. u. Alterth. Schlesiens. VIII. 472.

Grünhagen.

Nicolaus von Sachsen (N. de Saxonia) gehört zu denjenigen Pioniren der Buchdruckerkunst im 15. Jahrhundert, welche verhältnißmäßig am weitesten vorgedrungen sind. An der westlichen Küste der pyrenäischen Halbinsel, in Lissabon, hat er, übrigens nicht als der Erste, seine Officin errichtet. Seinen frühesten Druck, das große Leben Jesu des Ludolphus de Saxonia vom Jahre 1495 (Hain 10301) hat er in Gemeinschaft mit Valentin de Moravia (s. A. D. B. XXII, 214) ausgehen lassen. An dieses Werk reihen sich zwei von ihm allein gedruckte Ausgaben des „Missale Bracarense“ von 1496 und 1498 (Hain 11270, 11271). Damit ist aber die Zahl der bis jetzt bekannten Erzeugnisse seiner Presse, ja überhaupt unsere Kenntniß von diesem deutschen Buchdrucker erschöpft. Anders wäre es, wenn er mit Nicolaus Spindeler, der erst in Barcelona und dann in Valencia druckte, identisch wäre, wie dies von manchen behauptet wird. Dies ist aber eben nicht der Fall. Denn da wir von Spindeler aus den Jahren 1494, 1496, 1499 Drucke aus Valencia kennen, so kann derselbe unmöglich in den oben angeführten Jahren in Lissabon sich aufgehalten haben. Auch daran darf man nicht denken, ihn mit jenem Nicolaus Alemannus zusammenzunehmen, der in dem siebenten und achten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts in Florenz als Buchdrucker thätig war. Ist es schon unwahrscheinlich, daß dieser den günstigen Platz, wo er erfolgreich wirkte, sollte verlassen haben und in das ferne Portugal gezogen sein, so kommt als entscheidend dazu, daß

die Bezeichnungen, welche sich die beiden geben, der eine de Saxonia, der andere diocesis Vratislaviensis sich nicht vereinigen lassen. Der sächsische Drucker am Tajo bleibt für uns nach wie vor in Dunkel gehüllt. Steiff.

Nicolaus von Siegen, Geschichtschreiber. N. war wahrscheinlich nicht lange vor dem Jahre 1450 in Siegen in der Provinz Westfalen geboren und soll der Ueberlieferung zufolge sein Familienname „Hottenbach“ oder „Hortenbach“ gelautet haben. Im J. 1466 trat N. laut seiner eigenen Angabe in das altberühmte Benedictinerstift St. Peter zu Erfurt als Novize ein, legte das Jahr darauf in die Hände des von ihm hoch gefeierten Abtes Günther Profeß ab und wurde drei Jahre später zum Priester geweiht. Die beiden nächsten Jahrzehnte hat er in diesem Stifte zugebracht und in dieser Zeit das Amt des Custos und Vestiarius im Kloster bekleidet. In diese Epoche fallen die vom Kloster Bursfeld ausgegangenen Versuche der Reformation des Benedictinerordens in Deutschland und der damit verbundene Aufschwung des Stiftes St. Peter in Erfurt. N. hat sich dieser Erhebung mit warmer Begeisterung hingegeben, aber, als er zuletzt außerhalb Erfurts für dieselbe praktisch wirken sollte, zeigte und fühlte er sich dieser Aufgabe nicht gewachsen. Er wurde im J. 1492 zuerst als Prior für das Kloster Homburg bei Langensalza bestimmt, scheint aber dieses Amt gar nicht angetreten zu haben; weiterhin wurde er als Prior und Reformator in das Kloster Reinsdorf an der Unstrut — eine Stiftung des Grafen Wiprecht von Groitsch — entsandt, jedoch auch in dieser Stellung gefiel er sich den entgegentretenden Schwierigkeiten so wenig, daß er sich nach neun Monaten nach Erfurt zurückrufen ließ, wo er sich allein heimisch und in seinem Elemente fühlte. Indeß war sein Eifer für die Ordensreformation zu lauter und zu innig mit seiner ganzen Entwickelung und seinen Ueberzeugungen verwachsen, als daß die schlimmen Erfahrungen, die er in der praktischen Durchführung derselben auswärts gemacht hatte, denselben zu erkalten vermocht hätten. Er blieb vielmehr seinem Ideale nach wie vor treu und versuchte auf anderem Wege dafür zu wirken. Aus dieser seiner Stimmung und Gesinnung heraus erwuchs nämlich die Chronik — „Chronicon ecclesiasticum“, wie er es selbst nannte — an welche das Gedächtniß seines Namens geknüpft ist und die der ursprünglichen Anlage zufolge nichts anderes als eine Geschichte des Benedictinerordens vom Standpunkte der Bursfelder Reformation aus werden sollte. In ihr legte N. seinen Schmerz über den Verfall, seine Genugthuung über die Erhebung, seine Hoffnungen und Wünsche für die Zukunft seines Ordens nieder, und alles dieses mit einer Innigkeit, Offenheit und oft sogar einer Rücksichtslosigkeit, die uns für seinen Charakter die höchste Achtung einflößen. Die Vorarbeiten für dieses Werk haben ihn wohl bereits seit längerer Zeit beschäftigt; an die eigentliche Ausarbeitung der Redaction ist er aber schwerlich vor dem Jahre 1494 gegangen, so daß das umfangreiche Werk im Verlauf von kaum zwei Jahren seine gegenwärtige Gestalt erhalten haben muß, denn im J. 1495 ist N. zu Erfurt an der Pest gestorben. N. war zugleich ein beliebter Prediger; daß er auch an der Erfurter Universität irgendwie thätig war, erscheint mehr als zweifelhaft, wenn auch sein Name in den späteren Schriften über dieselbe mit aufgeführt zu werden pflegt. Seine Chronik ist eine echte Mönchschronik und es war sicher seine leitende Absicht nicht, für die thüringische Geschichte in erster Linie eine Quelle zu werden, obwohl das Neue und Selbständige, was sie enthält, überwiegend gerade dieser zu Gute kommt. Das Thüringerland ist freilich auch nicht der geringste der Schauplätze der Thätigkeit seines Ordens, bis herab zu der erwähnten Reformationsepoche desselben gewesen; aber auch davon abgesehen, der Boden und die landsmannschaftliche Umgebung, die Vergangenheit wie die Gegenwart seiner neuen Heimath übten auf den Geschichtschreiber eine so unwiderstehliche und zu-

gleich in der Natur der Dinge liegende Macht aus, daß er nicht nur der Wirksamkeit und dem Schicksale seines Ordens in Thüringen eine bevorzugte Berücksichtigung zugewendet, sondern im Verlaufe zugleich häufig seinem Plane untreu wird und zu unserer Genugthuung auch die Profangeschichte Thüringens zu Worte kommen läßt. Der wirkliche, materielle Werth der Chronik liegt in der That in den Mittheilungen über die Geschichte seines Ordens in Thüringen, namentlich des St. Peterstiftes in Erfurt, zumal seit der Mitte des 15. Jahrhunderts, wo er als Zeitgenosse berichtet. Aehnlich verhält es sich mit seinen Aufzeichnungen über die thüringische Geschichte in diesem Zeitraume, die mit den kostbarsten und ergiebigsten Theil des umfangreichen Buches bilden. Der Stil und die Composition der Chronik sind einfach gehalten und wollen keine höheren Ansprüche befriedigen, doch entschädigt uns der Verfasser durch eine der vornehmsten Eigenschaften eines Geschichtschreibers, nämlich durch augenfällige Unbefangenheit und Wahrheitsliebe. Sein Gesichtskreis ist allerdings beschränkt, wenn man so will, er betrachtet die Welt durch die Brille seines ehrlichen mönchischen Standpunktes, aber er hat zugleich auch ein Auge für anderes, was um ihn her vorgeht, und es bleibt lebhaft zu bedauern, daß der Faden seiner Erzählung so plötzlich abbricht. N. hatte in der That die Anlage, uns Denkwürdigkeiten aus jener Zeit nach seines Geistes Art zu überliefern. Ob auch noch andere historische Zusammenstellungen wie der sogenannte „Variloquus Erfurtensis“, was man wohl vermuthet hat, auf N. zurückzuführen sind, kann an dieser Stelle nicht weiter untersucht werden.

Vgl. Thüringische Geschichtsquellen, 2. Bd. (Jena 1855). — Ottokar Lorenz, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter, 2. Bd., S. 112 ff.

Wegele.

Nicolaus von Straßburg, angesehener Dominicaner des 14. Jahrhunderts. Die Litteratur- und Kirchengeschichte stellt ihn wegen seiner Parteinahme für Meister Eckhart zu den deutschen Mystikern, mit denen er hinsichtlich seiner Lehre freilich nur die gleiche Grundlage gemein hat. Mystiker im strengen Sinne des Wortes ist er nicht. Ueber sein Leben wissen wir nicht viel und auch das, was von seiner schriftstellerischen Thätigkeit in deutscher Sprache auf uns gekommen — es sind 13 (vorwiegend Fasten-) Predigten, von seinen Zuhörern und Zuhörerinnen aufgezeichnet — ist nur mangelhaft überliefert. Durch Eckhart und seine Schule verdunkelt, verhallte sein Wort früher als es sonst vielleicht der Fall gewesen sein würde. N. stammt wohl aus Straßburg, er predigte am Oberrhein, bei den Dominicanern und Dominicanerinnen zu St. Agnes in Freiburg (Predigten I, V, VI, VII, IX), sowie bei den Dominicanerinnen zu Adelhausen nahe bei Freiburg (VIII) und bekleidete das Lectoramt im Cölner Dominicanerkloster. Wann er letzteres angetreten, ist unbestimmt, jedenfalls aber war N. aus nächster Nähe Zeuge jenes Glanzes, der, von Eckhart's Persönlichkeit ausgehend, seit dem Anfange der zwanziger Jahre des 14. Jahrhunderts den Ruhm der Cölner Dominicanerschule erneute. 1325/26 wurde N. vom Papste Johann XXII. zum Specialinquisitor (specialis vicarius) für die deutsche Provinz des Predigerordens bestellt und als solcher im Proceß gegen den der Ketzerei beschuldigten Eckhart (s. A. D. B. V, 620) mit dem Amte der Untersuchung betraut. Es erfolgte die Freisprechung Eckhart's (1326), ohne daß sich damit der Cölner Erzbischof Heinrich von Virneburg, der eigentliche Anstifter des Processes, zufrieden gegeben hätte. Vielmehr wurde von seiner Seite der Proceß am 14. Januar 1327 wieder aufgenommen und zuerst N. — fautor et defensor maximus fratris Aycardi et haeresium suarum nennt ihn ein gleichzeitiges Actenstück — vorgeladen, um ihn wegen der von ihm geführten Untersuchung zu vernehmen. N. legte jedoch Verwahrung ein, erklärte für diesen einzelnen Fall das bischöfliche Inquisitions-

gericht für incompetent und appellirte an die päpstliche Curie. Als nun auch gegen ihn selbst gerichtlich vorgeschritten werden sollte, wiederholte N. schon am folgenden Tage (15. Januar) seinen Protest vor den erzbischöflichen Inquisitoren und forderte jetzt, um was er vorher gebeten: die Appellation. Es ist nicht unwahrscheinlich, wenn auch nicht sicher zu belegen, daß sich N. wirklich zum festgesetzten Termine (4. Mai) nach Avignon begab. Um dieselbe Zeit hatte ein verläumderischer Religiose, Hermann de Summo, der in zwei Acten des Eckhartprocesses als Zeuge begegnet, aus Rache für eine ihm vom vicarius Teutoniae N. zuertheilte wohl verdiente Strafe diesen denuncirt und seine Excommunication bewirkt; doch wurde N. bald darauf von Johann XXII. de facto dispensirt, damit er auf dem am 31. Mai 1327 zu eröffnenden Generalcapitel zu Perpignan als Definitor erscheinen könne. Damit sind die Lebensdaten über N. erschöpft und wir wissen nicht, ob und in welcher Art N. von der im März 1329 gegen Eckhart und die Anhänger und Vertheidiger seiner Lehre erlassenen Bulle betroffen worden ist. — Trotz mangelhafter Ueberlieferung sind wir doch im Stande, uns ein Bild von Nicolaus' Predigtweise zu entwerfen. N. ist weniger speculativ als Eckhart. Von des letzteren gewagten Aussprüchen und kühnen Folgerungen hält er sich frei: am stärksten ist noch die auch bei Eckhart und Tauler wiederholt zu findende Behauptung, gotes friunt der twinget in (Gott) wol (276, 31). Seine Lehre ist thomistisch, gelegentlich eckhardisch, ohne daß N. deshalb nun selbständiger Auffassung, abweichender Ansicht entsagte. Citirt wird nur Augustin. Wenn N. neben den kirchlichen Bußen und guten Werken zur Abtragung eigener Schuld und um sich Verdienste zu erwerben, des öfteren die Aneignung des Verdienstes Christi im Glauben empfiehlt, so liegt ihm doch jede reformatorische Tendenz fern. Seine Predigt will dem Menschen im Dienste reiner Gottesliebe zur Seligkeit verhelfen. Der Besitz des ewigen Lebens beruht auf der Vereinigung Gottes mit uns und der menschlichen Seele mit Gott und hierdurch bekundet er seine Vertrautheit mit mystischer Lehre. Im Allgemeinen wird N. nur selten durch den biblischen Text zur Beantwortung speculativer Fragen angeregt, er ist vorwiegend Praktiker. Er will, daß man Christo nachlebe, von Christus zu lehren und sei es auch mit größtem Wissensaufwand, das mache es noch nicht: die menschliche Seligkeit beruhe auf Liebe und Demuth, sie gehen vor aller Welt Weisheit (273, 7 ff.). Die Form der Predigten ist eine wenig geschlossene, ihr Aufbau durchaus nicht regelmäßig zu nennen, die Gedanken sind oft nur lose unter einander verbunden, zum Theil eine Folge der auch bei N. herrschenden Neigung zu allegorisiren. Solche Mängel werden nun aber durch Vorzüge der Sprache und des Stiles ausgeglichen. N. redet faßlich, natürlich, anschaulich und darin liegt seine litterarhistorische Bedeutung. Er ist ein volksthümlicher Prediger, ein Volkslehrer, der neben den mystischen und scholastischen Predigern des 14. Jahrhunderts seinen besonderen Platz verdient. Es ist etwas von der Natur eines Berthold von Regensburg in ihm und wenn eine Handschrift seiner Predigten ihn stets unter dem Kosenamen Cleusli aufführt, so verdankt N. diesen Beweis seiner Popularität einzig und allein seiner Redeweise, die zu Herzen geht, weil sie aus dem Herzen kommt. Er redet eindringlich und wiederholt deshalb gern denselben Gedanken; dabei schlägt er einen volksthümlichen, heiter-naiven, ja kindlichen Ton an, dem Bilder und Vergleiche, dem täglichen Leben entnommen, in reichem Maße zu Gebote stehen. Lehrend, aber nicht doctrinär, versteht er sein Publicum zu unterhalten durch eingefügte Gleichnisse, Beispiele, Fabeln und erbauliche Erzählungen, ohne daß nun diese wie die Predigtmärlein späterer Zeit sich über Gebühr vordrängen. An Berthold erinnert die dramatische Bewegtheit des Stiles, das Einmischen seiner Persönlich-

keit (288, 7. 265, 25. 277, 13), die mit Vorliebe gebrauchte dialogische Form, die Belebung der Darstellung durch ein die Aufmerksamkeit neu anfachendes nû hoere, durch Frage und Antwort, sei es, daß der Prediger selbst die Frage stellt, sei es, daß er sie vom Publicum ausgehen läßt, oder endlich durch Einwürfe des letzteren, denen N. dann mit einem „nein, geselle, nein“ begegnet. Seinem Streben nach Anschaulichkeit verdankt auch der deutsche Wortschatz mancherlei Bereicherung durch Neubildungen; die philosophischen Kunstausdrücke, die die Sprache der deutschen Mystik verwendet, sind zum Theil bereits N. geläufig. — N. ist auch der Verfasser einer lateinischen Schrift: „De adventu Christi“, die er als nuncius und minister des Papstes in der deutschen Ordensprovinz im J. 1326 Johann XXII. widmete. Nach Denifle, der neuerdings in der Berliner königlichen Bibliothek eine Handschrift jenes Werkes fand, wodurch der Verlust einer 1870 verbrannten Straßburger ersetzt wird (Deutsche Litteraturzeitung 1882, Sp. 202), soll dieselbe Copie der dem Johannes Parisiensis II. († 1306, über ihn vgl. Denifle in seinem Archiv f. Litt.- und Kirchengesch. 2, 205. 226) gehörigen, im J. 1300 verfaßten Schrift gleichen Namens (gedruckt zu Venedig 1516) sein. Eine nähere Untersuchung hierüber fehlt noch. Ein anderer Nicolaus von Straßburg ist Nicolaus Kemp de Argentina, 1440 Karthäuser zu Chemnitz, † 1497 (Pez, Bibl. ascetica Bd. IV).

Die Predigten sind abgedruckt von F. Pfeiffer, Deutsche Mystiker 1, 261—305, vgl. S. XXII—XXV der Einleitung. Eine weitere Predigt des N. ist möglicherweise die von J. König, Die Chronik der Anna von Munzingen S. 64 f. mitgetheilte. — Schmidt, Johannes Tauler, S. 5, 6 und in Herzog und Plitt's Real-Encyclopädie, 2. Aufl., 10, 576. — Wackernagel, Altdeutsche Predigten, S. 393—397, 412, 421. — Cruel, Geschichte der deutschen Predigt, S. 441 ff. — Preger, Geschichte der deutschen Mystik 2, 67—79. — Derselbe, Meister Eckhart und die Inquisition in den Abhandlungen der hist. Classe der k. bairischen Akademie der Wissenschaften, Bd. XI, Abth. 2, auch separat, München 1869. — Denifle in der Zeitschrift f. deutsches Alterthum 29, 259 ff. Philipp Strauch.

Nicolaus v. Wyle: s. Wyle.

Nicolaus II., Abt des Cistercienserklosters Zinna zu Ende des 15. Jahrhunderts und Freund und Förderer der Buchdruckerkunst. Das Kloster Zinna lag ganz in der Nähe des jetzigen, erst von Friedrich II. 1774—1777 erbauten Städtchens dieses Namens im jetzigen Kreis Jüterbogk-Luckenwalde. Da die Geschichte dieses Klosters nur sehr lückenhaft auf uns gekommen ist, so finden sich auch über den Abt N. nur sehr dürftige Aufzeichnungen. Nicht einmal der Familienname des Mannes ist bekannt. Man weiß nur, das er sich viel am Hofe des Kurfürsten Joachim von Brandenburg aufgehalten hat und im Jahr 1499 gestorben ist. Gleich andern seiner Standesgenossen hat er sich durch die Anlegung einer Buchdruckerpresse in seinem Kloster ein wesentliches Verdienst erworben. Aus dieser ging das älteste bis jetzt bekannte Denkmal märkischer Typographie hervor, ein „Psalterium Mariae“ (Hain 11891), von welchem zum ersten Mal Friedländer a. u. a. O. eine ausführliche Beschreibung auf Grund des Augenscheins gegeben hat. Die Schlußschrift lautet: . . . in Tzenna Cisterciensis ordinis deuoto claustro sub principatu domini . . . Nicolai abbatis . . . ad . . Maximiliani . . regis nostri et nunc inuictissimi Imperatoris . . honorem . . impressum“. Das Werk ist mit nicht weniger als 163 Holzschnitten geschmückt, welche sich auf die Geschichte der Maria, Jesu rc. beziehen. Der Umstand, daß es „in honorem Maximiliani“, dieses großen Beförderers der Holzschneidekunst gedruckt worden ist, erklärt wohl die reiche Holzschnittverzierung. Zweifelhaft ist, ob die betreffenden Stöcke ebenfalls in Zinna angefertigt worden sind. Ihr Ursprung ist wohl mit Friedländer in Frankfurt a. O. zu suchen, wo man

um diese Zeit „für unsere solchen Künsten abholde Gegenden“ ganz gute Holzschnitte findet. Was das Entstehungsjahr des fraglichen Druckes betrifft, so muß dasselbe nach der mitgetheilten Schlußschrift in das letzte Decennium des 15. Jahrhunderts und zwar in die Mitte desselben fallen. Wer aber der Drucker gewesen ist, welchem die Presse zugehört hat, ist unbekannt. Es war vermuthlich einer der wandernden Buchdrucker, deren die Wiegenzeit der Kunst so manche aufzuweisen hat.

Vgl Friedländer in Ledebur's Allgem. Archiv für die Geschichtskunde des Preußischen Staats, IX, S. 193—211. J. Franck.

Nicolay: Ludwig Heinrich (v.) N., Dichter, stammt aus einer protestantischen Patricierfamilie Straßburgs. Am 27. Decbr. 1737 geboren, bezog er schon 1752 die Universität seiner Vaterstadt, um auf Wunsch seiner Verwandten, aber ohne eigene Neigung die Rechte zu studiren. 1760 erwarb er mit der Dissertation „De Argentinensium in Rheno navigatione“ den Licentiatengrad und reiste mit seinem Freunde Lafermière nach Paris, wo er sich ganz seinen schöngeistigen Interessen und dem Verkehr mit Diderot und anderen Encyklopädisten widmen konnte. Paris verließ er wieder im Mai 1761 als Privatsecretär des Fürsten D. M. Galitzin, welcher zum russischen Gesandten in Wien ernannt war. Von 1763 bis 65 lebte N. in Straßburg, auf der königlichen Präfectur beschäftigt; in den Jahren 1768 bis 70 kündigte er als Universitätsprofessor für drei Semester Vorlesungen an: „Institutiones sive Logicas sive Metaphysicas, item Juris Naturae et Gentium“. Er kann aber nie gelesen haben, da er während dieser Zeit in Italien, Frankreich und England reiste, als Hofmeister des nachmaligen russischen Ministers der Volksaufklärung Alexei Rasumowski. Auf Empfehlung des alten Rasumowski und des Grafen Schuwaloff ward er 1769 zum Lehrer des fünfzehnjährigen Großfürsten Paul ernannt. Bald gewann er dessen Gunst, und als Paul sich 1773 verheirathete, blieb N. als Cabinetssecretär und Bibliothekar in seiner Umgebung. 1776 begleitete er den früh zum Wittwer gewordenen nach Berlin zur Zusammenkunft mit seiner späteren Gemahlin Maria Feodorowna, und fünf Jahre später nahm er Theil an der vielbesprochenen Reise des großfürstlichen Paares durch Oesterreich, Italien, Frankreich und Süddeutschland. Er besaß das wohlverdiente Vertrauen seiner Gebieter, und als diese 1796 den Thron bestiegen, wurden seine Dienste reich belohnt. Geadelt war er schon 1782 von Joseph II.; jetzt wurde ihm der Baronstitel gesichert, er erhielt ein Dorf mit 1500 Bauern im Gouvernement Tambow, wurde Mitglied des Cabinetsraths, Ritter des St. Annenordens, Verwalter des Cabinets der geschliffenen Steine, Staatsrath, und blieb Secretär der Kaiserin. 1798 ward ihm das Präsidium der Akademie der Wissenschaften übertragen. Trotz all dieser Ehren fühlte er sich nicht recht wohl am Hofe; daß auch ihn das krankhafte Mißtrauen Pauls nicht verschonte, schmerzte ihn. Sein Mißbehagen nahm noch zu nach der Ermordung Pauls und 1803 zog er sich zurück auf sein Landgut Monrepos in Finnland, das früher ein öder, felsiger Küstenstrich, durch ihn in einen herrlichen, weitberühmten Park verwandelt worden war. Hier lebte er ganz seiner Familie — er war mit Johanna Poggenpohl, einer Bankierstochter aus Petersburg verheirathet und hatte einen Sohn, Paul, der von Voß in Eutin erzogen worden war — sich erfreuend an seinen Büchern, seiner Kupferstichsammlung, seinen Gärten und den Briefen der Kaiserinwittwe und weniger überlebender Freunde. Er starb am 28. Novbr. 1820.

N. war von kleinem Wuchse und zartem, schmächtigem Körperbau, aber flink und gesund; gewandt in der Unterhaltung, im Verkehr liebenswürdig, geduldig, bescheiden und höflich, am Hofe äußerst vorsichtig, deutschgesinnt, aber mit Sympathien für die alte französische Art. Die schönen Wissenschaften und

Künste liebte er sein ganzes Leben, nur daß er im Alter etwas hinter seiner Zeit zurückblieb. Seine eigenen poetischen und prosaischen Werke erschienen in folgenden Ausgaben: „Elegien und Briefe“, 1760; „Verse und Prose“, 2 Thle. 1773; „Galwine“, 1773; „Vermischte Gedichte“, 9 Thle., 1778—86; „Vermischte Gedichte und prosaische Schriften“, 7 Thle., 1792—94; „Idäa“, 1792; „Das Landgut Monrepos“, 1804; „Balladen“, 1810; „Theatralische Werke“, 2 Bde., 1811; „Athalie v. Racine“, 1816; „Molière's Gelehrte Weiber“; „Poetische Werke“, 4 Bde., 1817; „Muffel“ (nach dem Tartuffe), Wiborg 1819; „Der Arme und der Reiche“, 1820; „Die Todtenwache“; „Die Reliquie“.

Was der poetischen Thätigkeit Nicolay's für seine Zeit Werth verlieh, war sein gewandter, nie um den richtigen Ausdruck verlegener Stil, seine leichten, wohlklingenden Verse, sein Geschick fesselnde Stoffe der ausländischen Dichtung in die deutsche überzuführen. Darin schließt er sich Wieland an; auch mit Ramler und dem Berliner Nicolai war er befreundet, ebenso mit Metastasio und Gluck in Wien. Er nahm entschieden Partei für den französischen Classicismus gegen die „Englisch-Teutschen“, die Klopstockianer, die Barden, die Anhänger Shakespeare's und Rousseau's. Echte, aus dem Herzen kommende Poesie, Begeisterung, Eigenart, darf man freilich bei ihm nicht erwarten. Seine „Oden“, „Elegien“ und „Briefe“ sind lyrisch-didaktische Zwittergeschöpfe ohne tiefere Empfindung und kühnere Phantasie; besser paßt des Dichters lehrhafte Geschwätzigkeit für seine Fabeln und kürzeren Erzählungen in der Weise Lafontaine's; am tüchtigsten ist er in 9 längeren romantischen Erzählungen, von denen zwei Bojardo's Verliebtem Roland, die übrigen Ariost's Rasendem Roland entnommen sind. Auch zwei Erzählungen in Prosa haben ihren Werth; die eine, „Das Schöne“ betitelt, legte Hertzberg Friedrich dem Großen vor, um ihn zu günstigeren Ansichten über die deutsche Litteratur zu bekehren. Leider hat N. auch Dramen geschrieben. Zwei Lustspiele nach Goldoni gehen noch an; dagegen sind die beiden Tragödien überaus langweilig und steif; daß die Einheitsregeln peinlich beobachtet sind, ist ein schwacher Trost.

Aus dem Leben des Freiherrn H. L. v. N. . . . von P. v. Gerschau, hgg. von A. v. Binzer, Hamburg 1834. — Archiv Knäsja Woronzowa XXII. Brumagi grafow A. R. i S. R. Woronzowich. Perepiska s baronami A. L. i P. A. Nicolai. Moskwa 1881. Wilhelm Bode.

Nicolini: In der Theatergeschichte des 18. Jahrhunderts begegnet uns nicht selten der Name eines Impresario N., über dessen Persönlichkeit und Wirken keines der einschlägigen Werke eine befriedigende Auskunft gewährt. Woher dieser N. stammte, wann er geboren wurde, welches seine Anfänge waren, läßt sich trotz der ausgedehntesten Nachforschung immer noch nicht angeben. Aber bleibt auch die Herkunft des Mannes zunächst noch in Dunkel gehüllt, so fehlt es doch nicht an eingehenderen Nachrichten über seine Thätigkeit als Theaterdirector, aus denen wir auf seine Bedeutung schließen können. Die erste derselben führt uns nach Frankfurt a. M. Bei der Kaiserkrönung Franz' I. im Herbste des Jahres 1745 wurde N. auf allerhöchste Fürbitte vom Rath dieser Stadt die Erlaubniß zur Aufführung von Pantomimen ertheilt (vgl. Elise Menzel, Geschichte der Schauspielkunst in Frankfurt a. M., Archiv für Frankfurt's Geschichte und Kunst, N. F. Bd. 9. Frankfurt 1882. S. 197). Friedrich Melchior Grimm, welcher als Secretär des sächsischen Reichstagsgesandten, des Grafen von Schönberg, den Krönungsfeierlichkeiten beiwohnte, meldet am 11. Octbr. 1745 an Gottsched, daß dem Unternehmen der Neuberin durch die Darstellung von Pantomimen Gefahr drohe. Alles, was vornehm sei, besuche dieselben. „Diese wird“, fährt er fort, „von lauter Kindern von

12—16 Jahren aufgeführt und ist sehr artig, die Verzierungen aber vom Theater prächtig und vielfältig. Diese Leute ziehen auch den größten Gewinnst" (vgl. Th. W. Danzel, Gottsched und seine Zeit, Leipzig 1848. S. 169 ff.). Es ist kein Zweifel, daß der Leiter dieser Pantomimen kein anderer war als N. Wie dieselben beschaffen waren, darüber gibt uns der Bericht eines Augenzeugen, auf den Danzel zuerst aufmerksam gemacht hat (Lessing, Leipzig 1850. Bd. 1. S. 175 ff.), genügenden Aufschluß. In dem Buche: „Literarischer Briefwechsel oder: Aufgefangene curieuse Briefe", Frankfurt a. M. 1746, handelt der unbekannte Verfasser im 18 Schreiben S. 247—270: „von Pantomimen", worunter nur diejenigen Nicolini's verstanden werden können. Nach seinen Schilderungen scheinen die Darbietungen Nicolini's weiter nichts gewesen zu sein, als gewöhnliche, mit einer dürftigen Handlung ausgestattete Ballets, welche von Kindern getanzt wurden, ausgezeichnet allein durch eine bis dahin in Deutschland unbekannte Pracht der Decorationen und Costüme. Gleichwol meinten die Zeitgenossen in ihnen die Wiederbelebung der antiken Pantomime begrüßen zu dürfen und feierten N. als den Wiederhersteller dieser dramatischen Gattung (vgl. die Vorrede zu der Abhandlung von den Pantomimen, Hamburg 1749). Die gewöhnliche Ansicht über die Herkunft der von N. geleiteten Kinder war die, daß sie Holländer seien. Der Verfasser des litterarischen Briefwechsels bezweifelt jedoch die Richtigkeit dieser Annahme, da sich das „schwere Naturell" der Holländer nicht „zu einer solchen fertigen Behändigkeit schicke"; „ich halte vielmehr", sagt er, „wenigstens die jungen für Frantzösische Landes-Kinder". Von N. selbst meldet er, er werde als ein Müller von Beruf angesehen und die kleineren Kinder seien größten Theils seine eigenen. Von Frankfurt wandte sich N. nach Wien; im J. 1747 war er in Prag, wo seine Gesellschaft unter der Bezeichnung einer „compagnia dei piccoli Hollandesi" erscheint. Eine Reihe von Textbüchern, welche im böhmischen Museum aufbewahrt werden, geben einen Anhalt für Nicolini's Prager Aufführungen. Er gab kleine italienische Stücke, für wenig Personen berechnet, komischen Inhalts und musikalisch illustrirt. Im März 1748 verließ N. Prag wieder (vgl. Oscar Teubner, Geschichte des Prager Theaters, Prag 1883, Th. 1. S. 191—193). Zur Ostermesse 1748 tauchte N. in Leipzig auf (vgl. Blümner, Theatergeschichte von Leipzig, S. 77). Hier sah Lessing seine Aufführungen, über die er sich in dem 12. seiner „Briefe" (Werke, Hempel, Bd. 8. S. 197 ff.), der allerdings aus dem Jahre 1747 datirt ist, höchst ungünstig aussprach. Er verwirft in demselben jeden Vergleich mit den Pantomimen der Alten, die etwas ganz anderes gewesen seien, und nennt N. spöttisch einen „sinnreichen Mann" und seine Kinder „kleine Affen". Immerhin aber fühlte er sich seit dem Besuche von Nicolini's Vorstellungen angetrieben, eingehendere Studien über die Pantomine anzustellen, deren Resultat wir allerdings nur aus einem Entwurfe seines Nachlasses kennen (Werke 11, 2. S. 839—850). Der Beifall der Menge stand jedoch zu dem verwerfenden Urtheile Lessings im directen Widerspruch. Das zeigte sich auch in Hamburg, wo N. auf dem Neumarkte in einer großen Bretterbude seine „Opera Pantomima di Piccoli Hollandesi" im November 1748 eröffnete. Ungeachtet der von ihm geforderten hohen Eintrittspreise war der Zulauf ein ungewöhnlich großer. Nicolini's Aufenthalt in Hamburg währte bis zum 5. Juni 1749. Von hier aus verbreitete sich der Ruf von der Pracht und Herrlichkeit seiner Pantomime recht eigentlich erst über ganz Deutschland (vgl. Joh. Friedr. Schütze, Hamburgische Theatergeschichte, Hamburg 1794. S. 73—83). Am 3. Juli desselben Jahres wurde am Hofe zu Dresden auf dem königlichen Theater zum erstenmale eine italienische Comödie: „Le trenza tre disgrazie ridocolo d'Arleqvino" gegeben. Aehnliche Vorstellungen folgten bis Ende August. Als Veranstalter derselben

müssen wir N. annehmen, welcher für seine Leistungen vom Könige die Summe von 1100 Thlrn. erhielt (s. Auserlesener historischer Kern Dreßdnischer Merkwürdigkeiten vom J. 1749. S. 51 ff. und Fürstenau, Zur Geschichte der Musik und des Theaters am Hofe zu Dresden, 1862. II, S. 260). Die eigentliche Stätte von Nicolini's Wirksamkeit sollte jedoch Braunschweig werden. Wann er in diese Stadt gekommen, steht nicht fest. Jedesfalls aber irrt Adolf Glaser (Geschichte des Theaters zu Braunschweig, Braunschweig 1861. S. 53 ff.), wenn er berichtet, daß Herzog Karl bereits im J. 1745 N. berufen habe. Wahrscheinlich siedelte N. von Dresden nach Braunschweig über, also im Herbst 1749, wo er sich bald so in der Gunst des Herzogs festzusetzen wußte, daß ihm der Titel eines „Directeur des spectacles“ verliehen und das neuerbaute Pantomimenhaus in der Burg eingeräumt wurde. Im J. 1753 warb er eine italienische Sängergesellschaft an und führte dadurch die erste glänzende Periode der Braunschweiger Oper herbei. Unerhörte Summen wurden nun für die Zwecke der Bühne flüssig gemacht. Vehse (Geschichte der Höfe des Hauses Braunschweig. Bd. 5, Hamburg 1853. S. 229) erzählt, daß das Theater einen Jahreszuschuß von 70 000 Thlrn. erhalten und N. allein 30 000 Thlr. Jahresgehalt bezogen habe. Sein Hauptaugenmerk richtete N. auch in Braunschweig auf die Ausführung von Pantomimen. Die Textbücher zu seinen Stücken führen auf dem Titel häufig den Zusatz: „auf dem neuen Theater in der Panthomimischen Oper des Herrn Nicolini dargestellt“. Daß jedoch N. den deutschen Truppen nicht abhold war, beweist seine Berufung der Ackermann'schen Gesellschaft, welche im J. 1763 erfolgte. Bis zum Jahre 1770 kehrte sie seitdem regelmäßig zur Zeit der Messe in Braunschweig ein. Bei der Gesellschaft befand sich auch der berühmte Friedrich Ludwig Schröder, der einige Jahre später in nähere Verbindung mit N. treten sollte. Mit dem Jahre 1771 ging nämlich die Herrlichkeit Nicolini's in Braunschweig zu Ende. Er war so unvorsichtig gewesen, den Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand zu beleidigen, und konnte es nicht mehr verhindern, daß ihm bei der nothwendig gewordenen Wiederherstellung der unter Herzog Karl gänzlich zerrütteten Finanzen die herzogliche Unterstützung entzogen wurde. Die Gläubiger der herzoglichen Chatulle hielten sich daher an seine Person, wodurch N. in Concurs gerieth und sein Vermögen einbüßte. Unter diesen Umständen erschien es noch als eine besondere Begünstigung, daß ihm gegen Ende des genannten Jahres die Erlaubniß ertheilt wurde, Braunschweig zu verlassen und die Decorationen zum kleinen Theater, die er zur Aufführung seiner Pantomimen brauchte, mit sich fort zu nehmen. Seine Frau, Namens Magdalene N., blieb in Braunschweig, wo sie seit 1774 ein herrschaftliches Haus bewohnte. Ende 1775 ist sie bereits daselbst gestorben. N. suchte Zuflucht in Hamburg; es gelang ihm, Madame Ackermann, die Mutter Schröder's, zum Abschluß eines Vertrages zu bewegen, welcher es ihm ermöglichte, noch einmal auf ihrer Bühne seine alten Künste dem Publicum vorzuführen. Der Erfolg entsprach jedoch nicht den gehegten Erwartungen; der Geschmack der Hamburger war im Laufe der Jahre ein anderer geworden. Die Einnahmen deckten nicht einmal die für die Vorstellungen nöthigen Auslagen. Auch der Versuch, N. eine Zeit lang allein in Hamburg zu lassen und ihn von der Concurrenz des Schauspiels zu befreien, mißlang. Endlich wurden die Verlegenheiten so groß, daß N. im März 1773 es für gerathen hielt, sich seinen Gläubigern durch die Flucht zu entziehen. Wohin er sich gewandt, blieb ein unaufgehelltes Geheimniß. Erst ein späteres Gerücht meldete, daß er in einem Kloster unweit Goslar gestorben sei. Bei der Beurtheilung von Nicolini's Leistungen darf man sich nicht durch das Ansehen Lessing's irre machen lassen. Der große Schröder, der günstig über ihn dachte, verdient hier mehr Glauben, da er N. aus einem langjährigen Zusammenwirken

kannte. Nicolini's „Kunstgeschicklichkeit, unerschöpfliche Einbildungskraft, wohlberechnete Anordnung, sichere Ausführung, Faßlichkeit des Unterrichts, unermüdeter Fleiß und Anstrengung" waren nach Schröder's Meinung unübertrefflich. N. scheiterte mit seinen Bestrebungen an dem Mangel an Mitteln, welche er allerdings ins Ungemessene in Anspruch nahm. Ein besonderes Verdienst Nicolini's, das ihm auch diejenigen nicht streitig machen, welche seine Pantomimen verwerfen, war die durch ihn herbeigeführte Hebung der Decorationsmalerei, welche bis zu seiner Zeit in Deutschland sehr im Argen gelegen hatte. Unter den Mitgliedern seiner Truppe zeichnete sich z. B. der Harlekin Quartal als Landschaftsmaler rühmlich aus. Die Arbeiten der Theatermaler Colombo, Amando und Zimmermann galten den Zeitgenossen als vorzügliche Leistungen. Die Erfindung der verschiedenen Maschinen dagegen, welche N. für seine Vorstellungen brauchte, war in der Regel sein eigenstes Werk (F. L. W. Meyer, Fr. Ludw. Schröder, Hamburg 1823. Th. 1. S. 115 ff., 198 ff., 226 ff., 235 ff., 238 ff., 245 ff.).

Nicolini's Tochter Anna erwarb sich den Ruf einer vorzüglichen Sängerin. Einst viel vermögend und gefeiert soll sie in tiefstem Elend in Braunschweig gestorben sein. Sie ist vermuthlich dieselbe kleine N., von der Lessing sagt: „Sie hat ihren Mund in den Augen". Eine Tochter der Frau N. wird im April 1776 als Ehefrau Michael Rossi's in München genannt, als ihre Söhne 1790 Giacomo d'Oploo und Charles Nicolini in London (Mittheilung des Herrn Dr. Paul Zimmermann aus den Acten des herzoglich braunschweigischen Landesarchivs zu Wolfenbüttel). H. A. Lier.

Nicolovius: Georg Heinrich Ludwig N. ist zu Königsberg i. Pr. am 13. Januar 1767 geboren. Sein Vater war Hofrath und Obersecretär bei der Regierung, dem nachherigen Etatsministerium, ein namhafter Mann, dem später in den „Beiträgen zur Kunde Preußens" durch Baczko ein biographisches Denkmal gesetzt wurde, seine Mutter hieß Elisabeth Eleonore Bartsch. Beide Eltern starben früh, die Mutter am 5. Januar 1778, der Vater in demselben Jahre am 4. Decbr. Der früh Verwaiste blieb mit seinen Geschwistern unter der Aufsicht einer Verwandten und besuchte bis zum Jahre 1782 das Collegium Fridericianum seiner Vaterstadt, welches er, reich ausgestattet mit Kenntnissen, im Herbste desselben Jahres mit der Königsberger Hochschule vertauschte. Mit besonderem Interesse wohnte er den Vorträgen Kant's bei, studirte Jurisprudenz, trieb fleißig Sprachstudien und erwählte erst im dritten Studienjahre die Theologie als Lebensberuf, aus reiner Herzensneigung; er war kindlich fromm und voll zarten Sinnes für echte Menschenliebe, „seine Religion war durchaus Liebe und Freude". In dieser Zeit wurde er von heftiger Sehnsucht erfaßt, Joh. Georg Hamann kennen zu lernen, und nachdem ihm dieses ohne jede Vermittelung durch directes Aufsuchen des Gelehrten gelungen war, bildete sich alsbald zwischen ihnen ein bis zum Tode Hamann's währendes ungemein inniges Verhältniß. Am 5. Febr. 1789 wurde N. Candidat der Theologie und unternahm gleich darauf zu seiner Belehrung eine größere Reise, welche ihn nach London und Holland führte und ihm die für sein ganzes Leben bedeutende Bekanntschaft mit Friedr. Heinr. Jacobi brachte, den er in Pempelfort bei Düsseldorf aufsuchte. In Münster lernte er die Fürstin Galitzin, Fürstenberg und Overberg kennen, besuchte in Osnabrück Möser und kam in Berlin auf Jacobi's Veranlassung in Berührung mit dem Grafen Friedrich Leopold von Stolberg-Stolberg, der damals dänischer Gesandter in Berlin war, eine der folgenreichsten Bekanntschaften seines Lebens. Nach Königsberg zurückgekehrt (Sommer 1790), blieb er nur ein halbes Jahr in seiner Vaterstadt und begab sich im Januar 1791 zum Grafen Stolberg nach Holstein, um mit diesem eine große Reise durch Deutschland, die Schweiz, Italien und Sicilien zu machen. Er suchte in Hamburg Klopstock und Claudius auf

und trat im Juli mit dem Grafen die beabsichtigte Reise an, welche zuerst Osnabrück, Münster und Pempelfort zum Ziele hatte. In Zürich lernte er Lavater und Pestalozzi kennen, besuchte Necker in Coppet und traf am Weihnachtsabend 1791 in Rom ein, wo er am folgenden Tage den Papst Pius VI. in der Peterskirche ein Hochamt halten sah. Ueber die weiteren Reisen, namentlich über den Aufenthalt auf der Insel Ischia ist eine Anzahl Briefe erhalten, welche, vorzüglich geschrieben, großes Aufsehen machten, so daß die herrliche Schilderung von Ischia sogar zu Nicolovius' größtem Erstaunen in den Archives littéraires de l'Europe im J. 1804 in einer Uebersetzung erschien. Im Frühjahr 1793 zurückgekehrt, verblieb N. bis zum Herbst in der Familie Stolberg's in Holstein und trat in diesen Monaten in regen Briefwechsel mit Jacobi und Pestalozzi; Lavater und die Fürstin Galitzin besuchten ihn in Eutin. Auf einem Ausfluge zu Jacobi lernte er Schlosser und dessen Familie kennen, wobei Luise Schlosser sogleich tiefen Eindruck auf ihn machte. Bald darauf fand die Verlobung mit ihr statt, welche Schlosser mit schönen Worten segnete und Goethe's Mutter in einem Briefe an die Braut, ihre Enkelin, freudig begrüßte. Am 14. November kehrte er in seine Vaterstadt zurück. Wenige Wochen später hatte N. Aussichten auf eine Professur in Duisburg und auf eine Predigerstelle in Marienburg, doch blieben sie ohne Verwirklichung. Stolberg wünschte N. dauernd in seiner Nähe zu haben und da auch Schlosser nach Holstein zu ziehen beabsichtigte, wurde es N. nicht schwer, einem Rufe in ein dortiges Amt zu folgen und sein Vaterland zu verlassen. Er wurde, zur Zeit da Graf Stolberg die Präsidentenstelle in Eutin übernahm, als erster Secretär der bischöflichen Kammer daselbst angestellt: das Patent des Herzogs von Oldenburg und Bischofs von Lübeck, Peter Friedrich, ist vom 21. Febr. 1795. Am 5. Juni deff. J. fand seine Vermählung mit Luise Schlosser statt und es folgte eine Zeit des reinsten Glückes und größter innerer Befriedigung, noch erhöht durch die Geburt eines Sohnes im April 1796. Im folgenden Jahre begleitete N. den mit einer diplomatischen Mission betrauten Grafen Stolberg auf dessen Wunsch auf einer Reise nach Rußland, die ihm viel Freude brachte. Nicht lange darauf siedelte Schlosser nach Frankfurt über, woselbst er am 18. Octbr. 1799 starb; N. besuchte die Familie auf einer mehrmonatlichen Reise im Frühjahr 1800 und wurde bald nach seiner Rückkehr durch die Nachricht von Stolberg's Uebertritt zur katholischen Kirche tief erschüttert, besonders tief, da der Schritt heimlich geschehen war und er sich nun von dem hochverehrten, edlen Manne, der von so großem Einflusse auf ihn gewesen war, gänzlich getrennt sah. Inzwischen war ihm die Rückkehr ins Vaterland einige Male, bei Gelegenheit freigewordener Stellen in der Vaterstadt, nahe gelegt worden, und N. hatte mit dem dirigirenden Minister, Grafen Holmer und dieser mit dem Fürstbischof darüber gesprochen; alles schien jedoch dauernd beim Alten zu bleiben, als der Moment, den Kirchen- und Schulsachen in Preußen eine neue geschäftliche Gestalt zu geben — die Consistorien wurden aufgelöst und deren Geschäftskreis ward den Kriegs- und Domänenkammern überwiesen — den Plan seiner Freunde, ihn bei diesem Departement angestellt zu sehen, wiederum förderte. Der Consistorialdirector Röckner empfahl ihn dem Chef der ostpreußischen Kriegs- und Domänenkammer Frhrn. v. Schrötter, und dieser war dem Gedanken günstig. N. reiste in die Heimath, informirte sich über die in Aussicht genommene Ressortveränderung und die ihm dabei zugedachte Stellung und war hinfort geneigt, einem Rufe in die Heimath zu folgen. Doch kehrte er ohne bestimmte Aussichten im August nach Eutin zurück, wo er nach zehnjährigen Diensten im November zum Assessor befördert wurde. Zwei Tage vorher jedoch, am 23. November, war das Rescript unterzeichnet worden, durch welches das königlich preußische Generaldirectorium

die Anstellung Nicolovius' als Mitglied des Consistoriums mit dem Prädicat eines Kammerassessors dem Kammerpräsidenten von Auerswald mittheilte. Sowol dieser als auch der ostpreußische Departementsminister Frhr. v. Schrötter, die mit Nicolovius' Bildungsgange, seinen Familienverhältnissen und seiner Person bekannt waren, hatten die Ernennung bewirkt. N. sollte die Schulsachen bearbeiten, wozu er durch seine langjährige intime Verbindung mit Pestalozzi vorzugsweise befähigt erschien. Erst nach langem Zaudern, am 6. April 1805, erfolgte das Dimissoriale des Herzogs von Oldenburg, der N. ungern scheiden sah, dem er aber ein sehr freundliches Andenken bewahrte, und am 25. April verließ N. das Land, wo er gesegnete Jahre amtlicher Thätigkeit und ungetrübten Familienglückes verlebt hatte. Seine Vereidigung und Einführung beim Consistorium fand am 16. Mai statt und stellte ihn nun in einen großen, verantwortlichen Wirkungskreis, dem er sich alsbald mit voller Kraft und glücklichstem Gelingen hingab, so daß er volle Befriedigung empfand. Seine erste große Arbeit war die Prüfung des vom früheren Chef des geistlichen Departements Staatsminister v. Massow entworfenen Generalschulplanes. Sehr bald ward die hervorragende Brauchbarkeit Nicolovius' anerkannt, schon am 31. August dess. J. wurde er weltlicher Consistorialrath und Mitglied des ostpreußischen Consistorii, er hatte die Generalsachen des gesammten Schulwesens, die gelehrten Schulen, die Königsberger Schulanstalten und die katholischen Angelegenheiten der Provinz zu bearbeiten. Im Januar 1806 ward er Curator der Universität und vortragender Rath in Universitätssachen. Die für das Vaterland und den Einzelnen trüben Jahre, die nun folgten, wurden N. erhellt durch die persönliche Bekanntschaft vieler ausgezeichneter Männer, welche die Kriegsstürme nach Königsberg verschlagen hatten, Schrötter, Auerswald, Stein, Dohna, Schön, W. v. Humboldt, Gneisenau, Scharnhorst, Altenstein, Niebuhr, Schleiermacher, denen von Königsbergern namentlich Scheffner und Kraus hinzutraten. Im Herbste 1807 übernahm N. das Amt eines Oberbibliothekars und im Juli 1808 wurde er Mitglied des zur interimistischen obersten Staatsverwaltung constituirten Departements für das geistliche Schul- und Armenwesen; und immer bedeutender und wichtiger wurde sein Wirkungskreis, als er noch im December dess. J. Staatsrath beim Ministerium des Innern und zwar Leiter der Section des Cultus und öffentlichen Unterrichtes wurde, wo er nun zuerst unter Dohna und dann vornehmlich unter Humboldt, mit dem er in innige Beziehungen trat, schlicht, bescheiden und fromm, wie es seine Natur war, eine reiche Thätigkeit entfalten konnte. Dabei stand er mit Jacobi und Pestalozzi in regem brieflichen Verkehr. Nach erfolgter Uebersiedelung der obersten Behörden nach Berlin, fanden zwar kleine Ressortverschiebungen statt, doch behielt N. im allgemeinen seinen ausgedehnten Wirkungskreis, die Leitung der Kirchen- und Schulsachen beider Confessionen, bei; die Erlasse der Cultusabtheilung zeichnete er allein. Er sorgte für die Ergänzung der theologischen Facultäten, für die gute Vorbereitung der Candidaten, für Verbesserung der äußeren Lage der Geistlichen und für Abschaffung eingerissener Mißbräuche. Als nach Humboldt's Rücktritt in die diplomatische Laufbahn Schuckmann die Oberleitung des Departements erhielt und N. sich aus mehreren Gründen bewogen sah um seine Entlassung zu bitten, wurden die Dienstverhältnisse auf Anordnung des Königs ganz nach seinen Wünschen geregelt, da der König unter keiner Bedingung in die Verabschiedung eines seiner ausgezeichnetsten Beamten willigen wollte. — Im September dieses Jahres ward ihm die schwere Prüfung auferlegt, die Gattin heimgehen zu sehen, doch gab fromme Ergebung in Gottes Willen ihm die Kraft nicht zu erliegen, im Stillen zu leiden und weiter rüstig zu schaffen. — Im Mai 1813 mußte N. sich zeitweilig nach Königsberg begeben und von dort aus die Ange-

legenheiten des Departements besorgen, um den Wechselfällen des beginnenden Krieges nicht ausgesetzt zu sein. Mit Begeisterung verfaßte er einen Aufruf an die Geistlichkeit des preußischen Staates, welche „das zu neuem Leben erwachte Volk mit allen Mitteln zu erheben trachten sollte zum Siege über jede Schmach des auswärtigen Druckes und des niederen inneren Sinnes“. Zurückgekehrt, hatte N. die große Freude, den Herzog von Oldenburg mehrere Monate hindurch in Berlin zu sehen und viel mit ihm zu verkehren, und die andere, das alte innige Verhältniß mit dem Grafen Stolberg zu erneuern, welcher seinen Sohn zu N. schickte, um von diesem zu einer Stellung im Heere empfohlen zu werden. Ein lebhafter Briefwechsel, hauptsächlich über die Ereignisse der Zeit wurde mit dem alten Freunde wieder angeknüpft. Am 3. Juni 1814 setzte eine allgemeine Cabinetsordre die Geschäftsthätigkeit der zweiten Abtheilung des Ministeriums des Innern in folgender Weise fest; sie sollte umfassen: alle Gegenstände des Cultus der im Staate anerkannten Confessionen, die rechtlichen Verhältnisse der Kirche, namentlich der katholischen, zum Staat, die Aufsicht auf die Verwaltung des Kirchenvermögens und der frommen Stiftungen, alle Gegenstände des Unterrichts und der wissenschaftlichen Anstalten, der Akademie der Wissenschaften und Künste, der Universitäten, der höheren, Bürger- und Elementarschulen und die Aufsicht über das Vermögen aller dieser Anstalten. Erst im Frühjahr 1816 trat dieser Geschäftsumfang in Wirksamkeit. Während dieser Zeit war N. auch in Anspruch genommen durch das Amt eines Vicepräsidenten der preußischen Hauptbibelgesellschaft und durch eingehende Studien und Gutachten über liturgische Verbesserungen im Staate und die Synodalordnung. Am 28. März 1817 wurde er aus besonderem Vertrauen des Königs Mitglied des Staatsrathes, der damals neu begründet war, und Wirklicher Geheimer Oberregierungsrath. Im Herbste deſſ. J. hörte das geistliche Departement auf eine Abtheilung des Ministeriums des Innern zu sein und wurde zu einem eigenen Ministerium, dem des Cultus und öffentlichen Unterrichtes, erhoben, welchem nun sämmtliche Religions- und Unterrichtsangelegenheiten unterstellt wurden. Der erste Minister war Altenstein, zu dem N. alsbald in ein bis zum Ende währendes freundschaftliches Verhältniß trat, was beiden gleich viel Befriedigung gewährte und Ehre machte. Die Ernennung eines Mitdirectors trübte jedoch gleich darauf N. vorübergehend die Freude am Berufe und veranlaßte ihn sogar, um den Abschied zu bitten. Doch verweigerte der König auch dieses Mal die erbetene Entlassung und drückte N. vielmehr seine dauernde Zufriedenheit durch Verleihung des Rothen Adlerordens 2. Classe mit Eichenlaub aus. Unbeirrt von Gerüchten, die damals vom Rheine her verbreitet wurden, daß N. der katholischen Kirche mehr als billig und erlaubt zuneige, hielt er vielmehr den Standpunkt, von welchem aus er nun schon viele Jahre hindurch die Religionsangelegenheiten leitete, fest. Bei Stellung der Frage nämlich: Muß der König seine katholischen Unterthanen in ihrem kirchlichen Besitz, ihrem Glauben und allen Gewissensansprüchen beschützen gleich einem katholischen Fürsten und ihnen Fürsorge für ihre Ausbildung und geistigen Bedürfnisse angedeihen lassen oder liegt ihm als Protestanten ob, sie so viel als möglich zu beschränken und sie so nach protestantischen Begriffen zu beurtheilen, war N. gewohnt, ohne weiteres auf die erste Frage mit ja zu antworten, während er die zweite verneinte. Und hiernach handelte er unentwegt, der katholische Standpunkt war ihm fremd, Niemand konnte protestantischer gesinnt sein als er. Es folgten nun Jahre, in denen es N. schwer wurde, jene heitere, gottergebene Ruhe zu bewahren, welche seinem Wesen so eigenthümlich war, die Commissionen gegen vermeintliche Demagogen aller Art begannen ihr Wesen zu treiben und erfüllten ihn mit Sorgen, dazu kam, daß ihm die Leitung der Unterrichtsabtheilung entzogen wurde und an Kamptz überging, was ihm zwar Er-

leichterung von den Geschäften aber keine Freude brachte, denn er sah mit Betrübniß, wie die wissenschaftlichen Anstalten immer mehr durch Mißtrauen beeinträchtigt wurden und stellte sie zu hoch, um nicht über den Geist, in welchem die wichtigen Geschäfte geführt wurden, Schmerz zu empfinden. Auch der Agendestreit verbitterte ihm viele Stunden, doch verlor er nie die Hoffnung auf einen befriedigenden Ausgang und daß die gute Absicht des Königs, der evangelischen Kirche aufzuhelfen, erreicht werde. — Die angestrengte Thätigkeit unterbrach N. gern durch kleine Reisen, auf welchen er die Verbindung mit geistesverwandten Freunden aufrecht erhielt und durch regen Briefwechsel, in dem jetzt auch Goethe öfters erscheint. Im Frühjahr 1825 reiste er zum letzten Male in seine Heimath. „Stets werde ich Sie sehr vermissen", schrieb ihm sein Chef, „wenn Sie abwesend sind und es kann sich leicht fügen, daß ich Sie und Ihren geprüften Rath sehr schmerzlich entbehre; allein dieses wird immer der Fall sein, zu welcher Zeit Sie auch reisen". Diese Worte geben Zeugniß von den nahen Beziehungen, in denen N. zu Altenstein stand, dem es ein höchst wohlthuendes Gefühl war, daß er sich in dem langen Zeitraum ihres gemeinsamen Wirkens keines einzigen Falles entsinnen konnte, in dem ihre Ansichten sich nicht begegnet hätten. Bald darauf (1827) hatte N. den großen Schmerz, daß ihm von hochstehender Seite aus, von einem Manne, mit dem er früher nahe befreundet gewesen, vom Oberpräsidenten v. Schön, der Vorwurf gemacht wurde, er sei heimlicher Katholik. N. brachte diese ehrenrührige Verunglimpfung amtlich zur Sprache und hatte die Genugthuung, daß der König ihn glänzend rechtfertigte. — Im J. 1830, bei der Feier des Säcularfestes der Augsburgischen Confession ernannte die theologische Facultät zu Halle N. zum Doctor der heiligen Schrift, eine Auszeichnung, die ihn sehr erfreute. Beim Ordensfeste 1831 erhielt N. als letztes Anerkenntniß seiner Verdienste den Stern zum Rothen Adlerorden 2. Classe. Im Februar 1832 übernahm er wieder die Unterrichtsabtheilung, da Kamptz zum Justizminister ernannt wurde; schon seit 14 Monaten hatte er die Abtheilung stellvertretend verwaltet, so daß er nun wieder an der Spitze beider Abtheilungen stand. Heftige Gemüthsbewegungen, veranlaßt durch den Tod eines Bruders und seiner ältesten Tochter, erschütterten seine Gesundheit, auch der Tod lieber Freunde, Niebuhr's, Dohna's, Schleiermacher's war ihm nah gegangen, doch stellte ein Badeaufenthalt in Salzbrunn (1834) sein Wohlbefinden wieder her. Weitere Todesfälle Nahestehender, eines anderen Bruders, Bernstorff's, Humboldt's wirkten wiederum nachtheilig auf den fast Siebenzigjährigen ein, er suchte (1836) Stärkung in Alexisbad. Aber seine Kraft war gebrochen, und dazu kam ein Ereigniß, welches von großer Bedeutung für N. war: Die Entfernung des Erzbischofs Frhrn. v. Droste-Vischering aus Köln (November 1837). N. hatte die Wahl des ihm von Jugend an bekannten Prälaten erfolglos widerrathen und erlebte nun die gegen denselben nothwendig gewordenen Maßregeln, mit denen er sich nicht einverstanden erklären konnte. Eine Reise nach Holstein erfrischte ihn zwar, aber ein neuer Angriff gegen das Ministerium Altenstein schlug dem Siebenzigjährigen eine tiefe Wunde, von der er sich nicht völlig wieder erholte. Er faßte den Entschluß, aus dem Staatsdienst zu treten, und so tief schmerzlich Altenstein es empfand, „sich in geschäftlicher Beziehung von einem Manne getrennt zu sehen, mit dem diese Verbindung eine in langen Jahren nie getrübte Quelle der innigsten Freude und mit dessen treuer und wirksamer Hilfe er seit 22 Jahren die so wichtigen Interessen zu fördern bemüht gewesen war, welche dem Ministerium anvertraut sind", so durfte er doch nicht widersprechen, da N. nicht aus Kleinmuth oder ängstlicher Schonung seiner Kräfte handelte, sondern weil seine geschwächte Gesundheit ihm in der That das umfassende Werk nicht länger mit gutem Gewissen fortzuführen gestattete. Der

König genehmigte das Entlassungsgesuch am 22. Mai 1839 unter Anerkennung der langjährigen treuen Dienste. Nur noch wenige Monate war es ihm vergönnt, sich der Ruhe zu freuen: am 24. Octbr. traf ihn ein Schlagfluß, der ihm die Besinnung raubte, nur seltene Augenblicke war er klar, die Sprache war sehr unverständlich geworden, die wenigen Worte die man vernahm, zeugten von seinem Frieden, von seinem Triumphe: „Schön“, rief er aus, „herrlich, alles ganz herrlich! Nun ist alles Ueble vorbei; nun kommt das Gute! Nun ist alles schön! Ewige Seligkeit!“ Am 2. November Abends entschlief er. — Ein edler Mann von in so reichem Maße selten vorkommender Harmonie der Bildung war heimgegangen, ein ausgezeichneter Beamter, ein frommer Christ; reichbegabt hatte er seine Fähigkeiten nach allen Seiten hin ausgebildet, der umfassende Briefwechsel mit den bedeutendsten Männern seiner Zeit giebt davon Zeugniß; kindlich frommen Gemüthes, war er von reiner Liebe zur Menschheit erfüllt, voll strengsten Rechts- und Gerechtigkeitsgefühls, voll glühenden Hasses gegen das Schlechte, reich an Selbstüberwindung, voll unerschöpflichen Gottvertrauens, peinlich gewissenhaft in seinem ihm „heiligen Wirkungskreise“, einem Berufe, der wie wenige bedeutungsvoll war, da ihm die Pflege der größten Interessen oblag, hat er ein langes Leben hindurch „mit ernstem treuem Sinn und mit Aufopferung bis zum Hinsinken der Kraft“ segensreich gewirkt.

Dr. Alfred Nicolovius, Denkschrift auf Georg Heinrich Ludwig Nicolovius, Bonn 1841, hierauf beruht größtentheils die vorstehende Darstellung. — Neuer Nekrolog der Deutschen, 1839. II, S. 874. — Otto Mejer, Zur Geschichte der römisch-deutschen Frage, Freiburg 1885. II, S. 40 ff. — Joh. Georg Scheffner, Mein Leben, 1823. — Perthes, Friedrich Perthes' Leben 1857, III, S. 291. Ernst Friedlaender.

Nidda: Otto Ludwig Krug v. N., wirkl. Geh. Rath, zuletzt Oberberghauptmann a. D. in Berlin, entstammte einer Bergmannsfamilie, welche bereits einen höheren Beamten des Bergfachs zu den Ihrigen zählte. Geboren am 16. Decbr. 1810 zu Sangerhausen in der Provinz Sachsen, erhielt N. seine Gymnasialbildung zu Schulpforta bei Naumburg und wendete sich in der Absicht, die bergmännische Laufbahn zu ergreifen, dann seit 1828, wie es damals üblich war, zunächst der Praxis des Bergbaues auf den Kupferschiefergruben bei Eisleben zu und besuchte zugleich auch die Bergschule daselbst bis 1830, von welcher Zeit an N. dann auf der Mansfeldischen Kupferhütte, bei den Steinkohlenbergwerken von Wettin und Löbejün sich mit den verschiedenen Zweigen des Berg- und Hüttenwesens praktisch vertraut zu machen eifrigst bestrebt war. So durch diese Vorlehre in den montanistischen Fächern wohl vorbereitet, bezog N. 1831 die Universität Berlin, um sich nun weiter in den vorschriftsmäßigen Studien für das Montanfach auch die erforderlichen theoretischen Kenntnisse anzueignen. Schon 1833 wurde dem hoffnungsvollen jungen Bergmann der ehrende Auftrag ertheilt, die Schwefellagerstätten auf Island einer wissenschaftlichen und praktischen Untersuchung zu unterziehen. Bei dieser Veranlassung machte sich N. auf einer ausgedehnten Reise in Island mit den geognostischen Verhältnissen dieser Insel genau bekannt. Es diente ihm dies als Material, um mehrere darauf bezügliche Abhandlungen in Karsten's Archiv f. Min. rc. (Bd. VII u. IX) zu veröffentlichen. In seinem Hauptberichte über die geognostischen Verhältnisse Islands, welcher lange Zeit hindurch die Hauptquelle unserer geognostischen Kenntniß von dieser Insel ausmachte, unterschied N. als Grundlage die Trappformation und die Trachytbildungen mit ihren mächtigen Anhäufungen von Tuff, Breccie und Lavaströmen. Letztere betrachtete er als Herd der so ausgedehnten vulkanischen Thätigkeit auf Island, während sich bei dem Trapp die merkwürdige Eigenthümlichkeit bemerkbar machte, daß derselbe, obgleich vulkanischen Ursprungs, dennoch eine schichtenartige Ausbildung erkennen lasse. Eine nur stellenweise

vorkommende, eingelagerte Thonbildung mit Braunkohlen und Lignit, den sogenannten Suturbrand, wurde ganz besonders ausführlich geschildert. Mit diesen sorgfältigen Arbeiten glückte es N., die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Nach seiner Rückkehr von Island widmete N. 1834 sich als Bergeleve dem Staatsdienste, unternahm eine bergmännische Reise in das sächsische Erzgebirge und nach Schlesien, um dann 1835 bei dem Bergamte Suhl in den praktischen Dienst einzutreten. Nach wohlbestandener Staatsprüfung erhielt N. mit dem 1. Febr. 1837 eine erste Anstellung als Einfahrer zu Waldenburg in Niederschlesien, wo er dann weiter erst zum Obereinfahrer und endlich zum Mitglied des dortigen Bergamtes befördert wurde. Aus dieser Zeit stammt eine kleine Abhandlung über Anthracit auf einem Gange im Granit (Karsten's Arch. VIII, 497). 1841 nach Tarnowitz in Oberschlesien versetzt und 1843 zum Bergmeister daselbst ernannt, hatte N. dort zuerst die Steinkohlenbergwerke und später den Metallbergbau als Betriebsleiter zu verwalten. In diesen Stellungen erwarb er sich als praktischer Bergmann um die Hebung der Montanindustrie große Verdienste. Schon 1850 erhielt er die hohe Stellung eines Bergamtsdirectors und Bergraths in Halberstadt und 1853 in Siegen, dann die eines Oberbergrathes in Breslau und endlich mit dem 1. August 1854 eine Verwendung in der Bergwerksabtheilung des Handelsministeriums in Berlin, wo er seit September 1854 als Geheimer Bergrath, dann als Geheimer Oberbergrath Dienste leistete und seit dem 23. Mai 1860 als wirkl. Geh. Oberbergrath und Ministerialdirector an die Spitze des preußischen Montanwesens gestellt wurde. Während 20 Jahren widmete N. seine unermüdliche Thätigkeit der Hebung des preußischen Montanwesens zum größten Segen des unter seiner Leitung großartig aufblühenden Bergbaues. Seinem richtigen Verständniß und warmen Interessen für diesen Zweig ist es zu verdanken, daß dasselbe von den bis dahin hemmenden Fesseln staatlicher Bevormundung durch eine weise Gesetzgebung befreit und ihm eine selbständige freie Entwicklung ermöglicht wurde. N. vereinigte in seltener Weise die Vorzüge eines einsichtsvollen umsichtigen Verwaltungsbeamten mit jenen eines erfahrungsreichen und geübten Praktikers. Dabei hatte er ein liebevolles Interesse für das Wohl der Arbeiter und Beamten, deren pecuniäre Verhältnisse er durch vielfache Einrichtungen aufzubessern bemüht war. Diese seine umfassende Thätigkeit als Beamter gestattete ihm nur wenig Muße, um aus dem reichen Schatz seiner Erfahrungen weitere Mittheilungen an die Oeffentlichkeit zu bringen. Es beschränkt sich diese seine schriftstellerische Thätigkeit fast ausschließlich auf die Zeit seiner ersten praktischen Beschäftigung. Dahin gehören die Abhandlungen: „Geognostische Beschreibung des Thüringer Waldes und der Grafschaft Henneberg" (Karsten's Arch. IX, 3), Erzlager erbohrt am Gritzberg in Oberschlesien, Horn- und Weißbleierz in Form des ersteren, Erzlagerstätte im Muschelkalk Schlesiens, das Oberschlesische Steinkohlenbecken, Graptolithenschiefer und Grauwacke Schlesiens, Octaëdrische Steinsalzkrystalle u. A. Nach nahezu 50jähriger Dienstzeit trat N. 1878 in den Ruhestand und wurde bei dieser Gelegenheit mit der Verleihung des rothen Adlerordens I. Classe mit Eichenlaub geehrt, nachdem ihm schon 1863 der Titel eines Oberberghauptmanns und 1873 der eines Wirklichen Geheimen Rathes verliehen worden war. Viele in- und ausländische Orden bezeugten überdies die Anerkennung, welche man dem verdienstvollen Manne gern zollte. Am 8. Febr. 1885 erlag N. einem wiederholten Schlaganfalle in Berlin.

Zeitschrift f. d. Berg-, Hütten- und Salinenwesen in Preußen, Bd. XXV, III. Beilage. v. Gümbel.

Nider: Johannes N. (auch, aber in unrichtiger Schreibweise, Nieder, Nyder &c.), hervorragender Theologe und Predigermönch, geb. zwischen 1380

bis 1390 in dem ehemaligen Reichs-, jetzt württembergischen Landstädtchen Isny i. A., aus welchem schon einmal früher, im 13. Jahrhundert, ein Paar berühmte Kirchenlichter, so der Mainzer Erzbischof und Kurfürst „Heinrich“ (Göckhelmann) „v. Isny“ (s. A. D. B. XI, 539) hervorgegangen, † am 13. August 1438 zu Nürnberg, erhielt den ersten wissenschaftlichen Unterricht in dem Benedictinerstifte seiner Heimath, trat um das Jahr 1400 zu Colmar i. E. in den damals gerade im ersten Stadium einer Reform begriffenen Dominicanerorden ein, dessen dortiges Kloster in jener Zeit unter dem Prior, Ordensgeneralvicar und Reformator für Deutschland, Konrad v. Prussia (s. A. D. B. XVI, 640), hinsichtlich des klösterlichen Lebens und strenger Observanz der Ordensregeln als ein Musterconvent galt, wurde nach Vollendung seines Noviciates zum Studium der Theologie und Philosophie an die Hochschule nach Wien (u. a. bei dem Professor und Dominicaner Franz v. Retz) und von da aus noch nach Köln, dem damaligen „deutschen Rom“, gesandt, woselbst er auch die Priesterweihe empfing. Von dort aus führte ihn noch sehr jung und ohne besondere Mission sein Weg nach dem Constanzer Concil, auf welchem er sich über die großen, die damalige Zeit bewegenden Fragen, namentlich über den Hussitismus, orientiren konnte und überhaupt vieles für das praktische Leben lernte. Hierauf unternahm er eine Reise nach Oberitalien, um auch hier das Ordensleben kennen zu lernen. Auf Geheiß seiner Ordensoberen, welche sich mittlerweile von seiner eminenten geistigen Befähigung hinlänglich überzeugt hatten, begab er sich dann wieder nach Wien, um sich auf die Uebernahme des öffentlichen theologischen Lehramtes an der Universität zunächst durch Erwerbung der akademischen Grade eines Baccalaureus und Licentiaten vorzubereiten. Nach mehreren so, theils als noch Lernender, theils als Lehrender (Repetitor ꝛc.) zugebrachten Jahren erlangte er im J. 1425 den obersten Grad der wissenschaftlichen Auszeichnung, das Magisterium oder die Doctorwürde. Nunmehr hielt er als bestellter Magister an der Wiener Universität und Conventsschule sehr besuchte Vorlesungen über theologische Disciplinen, bei welchen er, wie in seinen Schriften, vollständig auf dem Standpunkte des thomistischen Systems fußte, übrigens im Gegensatze zu den meisten Theologen jener Zeit das „praktische Element“ schon sehr berücksichtigte. Auch zeigt sich bei N., der sich von früher Jugend an mit Vorliebe zur Betrachtung der Natur hingezogen fühlte, wie schon im 13. Jahrhundert bei Vincenz von Beauvais oder bei Nider's Zeitgenossen Peter v. Ailly im Imago mundi und bei Konrad v. Megenberg (s. A. D. B. XVI, 648) u. a., das Bestreben, die — freilich damals noch in den Windeln schlummernden — Naturwissenschaften mit den theologischen Studien zu verknüpfen, wenn er auch damit nicht weit und nicht über die ersten Anfänge hinausgekommen ist, wie dies am besten seine im fünften, vollinhaltlich sogar in den „Hexenhammer“ übergegangenen Buche des Formicarius entwickelten noch ganz krassen Anschauungen von dem Hexen- und Zauberwesen beweisen. — Nicht lange konnte er in Wien das theologische Lehramt verwalten; der Nürnberger Predigerconvent, einer der bedeutendsten in der deutschen Ordensprovinz, hatte ihn nämlich um das Jahr 1427 zum Prior ausersehen und N. folgte dem Rufe. In seiner neuen Stellung widmete er sich aufs angelegentlichste der Seelsorge, insbesondere dem Predigtamte, welches er als mächtiger Meister der Rede für alle Stände und Altersclassen ausübte; mit seinen Kanzelreden griff er tief in das praktische Leben ein; so behandelte er u. a. Vielem das Erziehungsthema, das christliche Familienleben in einer vortrefflichen, heute noch brauchbaren Weise. Nicht minder wurde er in Gewissensangelegenheiten als Seelen-Arzt und Führer viel und weithin zu Rathe gezogen. Daneben war sein Hauptaugenmerk auf die Verbreitung und Beförderung der Reform seines Ordens gerichtet, welche nicht ohne viele Schwierigkeiten und Kämpfe abging und überhaupt erst mit dem

Ausgange des 15. Jahrhunderts abschloß. Auch der Reform der ziemlich in Verfall gerathenen Weltgeistlichkeit nahm er sich an, soweit es seine Kräfte und Berufsstellung ihm ermöglichten. Als schönstes Muster leuchtete er selbst dem Clerus durch priesterliche Tugenden und eifriges Wirken voran. — War bis dahin sein Lebensweg im Ganzen normal verlaufen, so sollten seiner nun andere ihn mehr in die Welt hinausführende Aufgaben harren. Im J. 1431 wurde er nämlich von Nürnberg nach Basel hauptsächlich wegen des dahin zusammenberufenen Concils abberufen und zugleich zum Prior und Reformator der dortigen Predigerbrüder bestellt. Doch concentrirte sich alsbald seine Hauptthätigkeit auf das Concil, zu dessen Deputirten und überhaupt hervorragendsten Mitgliedern er gehörte; auch fungirte er auf demselben mit dem bekannten Johann (Stoici) v. Ragusa, Ordensprocurator bei dem päpstlichen Stuhle, u. a. als einer der Generalbevollmächtigten seines Ordens. Bald nach der Eröffnung der Synode, bei welcher er die Predigt in deutscher Sprache hielt und die aus diesem Anlasse bewilligten Abläße verkündigte, wurde er von derselben zu einem der Visitatoren des Basler Clerus bestimmt und ihm weiter der Auftrag ertheilt, das Kreuz gegen die Hussiten zu predigen. Nach der unglücklichen Schlacht bei Tauß gelangte indeß das Concil wie die Reichsstände zu der Ueberzeugung, daß die Böhmen nicht so leicht mit Waffengewalt zu bezwingen seien und wollte einen Versuch machen, dieselben auf dem Weg der Güte zum Gehorsam gegen die Kirche und ihren rechtmäßigen König zurückzuführen. Zu diesem Zwecke, zugleich auch um deren Vorwurf, die Synode wolle sie gar nicht hören, gründlichst zu widerlegen, lud dieselbe die Hussiten am 15. October 1431 freundlichst zur Absendung von Abgeordneten nach Basel ein, und betraute N. als hierzu durch seine hauptsächlich während seines Nürnberger Aufenthaltes erworbene genaue Kenntniß der böhmischen Verhältnisse, nicht minder durch seine Erfahrung und sein Unterhandlungsgeschick ganz besonders geeignete Persönlichkeit unter Beigabe des Maulbronner Cisterciensers Johann v. Gelnhausen, eines ebenfalls sehr einsichtsvollen, unterrichteten Mannes, mit der schwierigen und wichtigen Aufgabe, einerseits darüber mit den Hussiten selbst, andererseits wegen derselben mit den an Böhmen grenzenden Fürsten Unterhandlungen zu pflegen, welch' letztere schon an ihrer Sache verzweifeln wollten und sich mit dem Gedanken an Separatfriedensabschlüsse trugen. Beide Legaten machten sich auf den Weg, bevor noch die Kunde von der Auflösung des Concils durch Papst Eugen IV. nach Basel gedrungen war, begaben sich über München ꝛc., überall ihre Sache empfehlend und für dieselbe thätig, zunächst nach Nürnberg, von wo aus N. am 5. Januar 1432 ein interessantes noch erhaltenes Sendschreiben an die Böhmen durch Vermittlung der Stadt Eger ergehen ließ. Bald darauf erhielt N. die Nachricht von der inzwischen erfolgten Concilsaufhebung, welche ihn und seinen Gefährten in eine peinliche Lage brachte. Lange wollten sie nicht recht daran glauben und wandten sich um Auskunft nach Basel, indem sie zugleich ihre Bereitwilligkeit erklärten, den Auftrag in die Hände der Synode zurückzugeben. Da aber letztere auf der Sendung bestand und nach einigem Verlaufe für die Delegaten einen eigenen officiellen Berichterstatter in der Person des Johann v. Ragusa aufstellte, so glaubten sie, zugleich in Anbetracht ihrer eigenthümlichen Lage, die einmal begonnene Mission weiterführen zu sollen, zumal auf Grund zweier Decrete des Constanzer Concils damals vielfach noch die Ansicht vorherrschte, eine Versammlung kirchlicher Personen könne trotz der Auflösung durch den Papst noch rechtlich als ein allgemeines, die ganze Kirche repräsentirendes Concil betrachtet werden und sie immer noch einen Erfolg der vielfachen auf die Rückgängigmachung der Auflösungsbulle gerichteten Bemühungen in Aussicht nahmen. Die heftigen Dissidien, die nun zwischen der Curie und der Synode entstanden, brachten eine nicht

geringe Verwirrung unter Geistlich und Weltlich hervor und in die kaum begonnenen Unterhandlungen mit den Hussiten einigen Stillstand; letztere, unter sich lange nicht einig und dann immer voll Mißtrauen, pflegten dieselben solange wie möglich hinauszuziehen. Endlich kamen nach langwierigen, schier endlosen Hin- und Herverhandlungen am 18. Mai 1432 wenigstens die auf eine Beschickung der Synode durch die Böhmen abzielenden Vereinbarungen zu Eger zu Stande, welche in erster Linie von N., seitens der Hussiten von Procop unterzeichnet wurden. Mit dem Erscheinen derselben in Basel stand es indeß noch geraume Zeit an. Ob N. dann bei den 50tägigen Disputationen der Synode über die bekannten „vier Artikel“ persönlich in die Debatte eingegriffen hat, läßt sich, wenn es auch wahrscheinlich, aus den Concilsacten nicht erheben. Er wird von Zeit der Egerer Verhandlungen an weniger mehr genannt und taucht in der schwebenden Frage erst wieder im J. 1434 auf dem Reichstage zu Regensburg als einer der 12 Concilslegaten auf; vielleicht wird die fortschreitende historische Forschung noch nähere Aufschlüsse über diesen mit anderen noch nicht ganz aufgehellten Zeitabschnitt im Leben Nider's sowie über das Wirken desselben überhaupt bringen. Jedenfalls gebührt N. das große Verdienst, durch seine umsichtigen, unaufhörlichen Bemühungen, wahre Geduldproben die Böhmen nach Basel gebracht und damit sehr viel, wenn nicht das meiste, zum endlichen Erfolge, zu der Union der Böhmen mit der Kirche, wie sie am 5. Juli 1436 durch Vollziehung der „Prager Compactaten“ zu Stande kam, beigetragen und so von Deutschland eine Fortsetzung der furchtbaren Leiden und Bedrängnisse durch die Hussiten abgewendet zu haben. Noch vor der Besiegelung des Versöhnungswerkes hatte sich N. vom Concil förmlich losgesagt, als dasselbe nämlich unter Hervorhebung seiner Superiorität trotz der versöhnlichen entgegenkommenden Haltung des Papstes in ausgesprochen schismatische Bahnen einlenkte; und ließ demselben, um keinen Zweifel an seiner wahren Gesinnung aufkommen zu lassen, sogar die Pforte seines Conventes, in welchem dasselbe bis dahin während der nicht feierlichen Sitzungen getagt hatte, verschließen. Unter solchen Umständen war seines Bleibens in Basel auch nicht mehr und begab er sich im Laufe des Jahres 1435 oder anfangs 1436 gern auf Wunsch seiner Oberen nach Wien, um daselbst wieder den Lehrstuhl der Gottesgelahrtheit an der Hochschule einzunehmen. Auch diesmal sollte seine Lehrthätigkeit nicht von langer Dauer sein, indem ihn schon wenige Jahre darauf auf der Durchreise von oder nach Colmar, der Stätte seines Noviciates, zu Nürnberg der Tod ereilte, woselbst er vor dem Hochaltare der Dominicanerkirche an der Seite seines ehemaligen berühmten Generalmagisters Raimund v. Capua beigesetzt wurde. So schloß er also seine öffentliche Thätigkeit als (mittlerweile zum Facultätsdecan vorgerückter) Lehrer der göttlichen Wissenschaften an demselben Orte ab, an welchem er sie begonnen. — Gewiß war der von seinen Zeitgenossen und auch nach seinem Hingange noch bis ins 17. Jahrhundert so hochgehaltene N., welcher aber seitdem fast ganz unverdienter Vergessenheit anheimgefallen, einer der bedeutendsten Männer seines Zeitalters, welcher nicht nur eine ausschließlich theologische, sondern für seine Zeit eine wahrhaft universelle Bildung besaß. Bei der Vielseitigkeit seines Wirkens hält es schwer zu sagen, auf welchem Gebiete ihm der Vorzug gebührt. Die einen rühmen ihn für seine Zeit als Leuchte der Wissenschaft, als großen Gelehrten, tüchtigen fruchtbaren Schriftsteller; die anderen preisen ihn als gewandten diplomatischen Unterhändler, als Staatsmann, wieder andere als Ordensreformer; viele feiern ihn als ausgezeichneten Prediger, Seelsorger und Gewissensrath; in der Anerkennung seiner hohen Tugenden als Mensch, Priester und Ordensmann gehen alle einig. Im großen Ganzen wird man nicht fehlgehen, wenn man seine praktische Thätigkeit als Seelsorger, vor allem als Kanzelredner über seine

(in der Hauptsache längst überholten) wissenschaftlichen Leistungen als Theologe stellt und ihn zu den Theologen zweiten Ranges rechnet; und für die Nachwelt hat er am meisten durch sein Hervortreten auf dem Basler Concil, vornehmlich durch seine böhmische Mission Bedeutung erhalten. Lange lebte er in seinen zahlreichen Schriften und Werken fort, von welchen die meisten — aber nicht alle — mit Hülfe der bald nach seinem Tode aufgekommenen Buchdruckerkunst eine Verbreitung fanden, wie sie nicht leicht einem Schriftsteller seiner Zeit zu Theil geworden ist. Dieselben, theils rein theologischen, theils moralischen, ascetischen, theils vermischten Inhalts, sind mit Ausnahme von zwei in der Muttersprache geschriebenen in dem damaligen harten Latein abgefaßt. Unter denselben nimmt weitaus den ersten Rang sein „Formicarius“ (Ameisenbuch) ein, ein in der Form des Dialogs zwischen einem Theologen (welcher N. sein soll) und dem Piger (dem Faulen) gehaltenes, dem Apiarius seines Ordensbruders Thomas Brabantinus nachgebildetes Buch, welches viel Zeitgeschichtliches und zugleich mit seinen vielen, auch aus früheren Jahrhunderten eingeflochtenen Geschichten, Curiositäten, Anekdoten ꝛc. der Nachwelt ein treues interessantes Sittenbild von der damaligen und zum Theil auch von der vorausgegangenen Zeit gibt. Seinen bezeichnenden Namen führt es davon, weil die darin enthaltenen Abhandlungen, Lehren und Erzählungen zunächst an das Wesen und die Emsigkeit der Ameise angeknüpft und dieselben dann auf die moralischen Eigenschaften und Thätigkeiten der Menschen angewandt werden. Die Dialogfigur des Piger ist dem bekannten Spruch Salomons (Sprüchw. 6) entnommen, wo es heißt: „Gehe hin zur Ameise, du Fauler, und betrachte ihre Wege und lerne Weisheit ꝛc.!“ Unter den sechs bekannten Ausgaben des Formicarius sind die beiden ersten Incunabeln, wovon die eine bei Ant. Sorg in Augsburg (ohne Jahr) gedruckt wurde. Die dritte (zu Straßburg im J. 1517 bei Joh. Scotus in 4° herausgekommene) Ausgabe wurde von dem bekannten Humanisten Jak. Wimpheling, eine weitere mit werthvollen Noten im J. 1602 von dem Theologieprofessor Georg Colvenerius zu Douay und die letzte, mit einer sehr schätzbaren Einleitung versehene, vom Jahre 1692 durch den Helmstädter Professor Hermann v. d. Hardt besorgt. Man muß sich billig wundern, daß ein so merkwürdiges Buch, eine der interessantesten litterarischen Erscheinungen des Mittelalters, welche auch lange Zeit von den Protestanten sehr werth gehalten wurde, so ganz in Vergessenheit verfallen und nicht längst neu aufgelegt worden ist. Seine eigentlichen theologischen und philosophischen Kenntnisse hat N. in dem — bis jetzt, wie noch einige andere Nider’sche Handschriften, nicht wieder aufgefundenen und wol irgendwo in einer Bibliothek vergraben liegenden — Commentare zu den vier Büchern der Sentenzen, einem von seinen Zeitgenossen hochgestellten Hauptwerke, sowie in dem (wol über 20 mal aufgelegten) „Praeceptorium divinae legis oder Abhandlung über die zehn Gebote“ niedergelegt. In letzterer, mehr moralisch gehaltener und deutsch verfaßter Schrift kommt N. auch wieder auf das Hexen- und Zauberthema in mehreren Capiteln (9—11) des ersten Gebotes zu sprechen, welche z. B. von den Arten des Aberglaubens und der Schwere dieser Sünde, über die falsche Translation der Menschen, Träume, Lose ꝛc., die Verwandlung von Menschen in Thiere, speciell in Wölfe durch Dämonen ꝛc. handeln. Der in diesem traurigen Capitel der Geschichte der Menschheit von N. als Kind seiner Zeit eingenommene primitive Standpunkt mit großentheils noch ganz schauerlichen Vorstellungen bildet eine Schattenseite in seinem Gelehrtenleben und ist nicht geeignet, seinen wissenschaftlichen Ruf zu heben und hat sogar da und dort zu der — übrigens in nichts bestätigten — Meinung Veranlassung gegeben, N. habe auch das Amt eines Inquisitors bekleidet. — Ascetischen Inhalts sind die ebenfalls deutsch geschriebenen „24 goldenen Harfen“, eine ganz freie Bearbeitung der

Collationen Cassian's und mit dem praeceptorium ein interessantes Sprachdenkmal; sodann ein in der Art des „speculum artis bene moriendi“ oder der „Ars moriendi“ gehaltenes dispositorium bene moriendi, von welchem eine Ausgabe von 28 Blättern in 4⁰ den Charakteren der Typen nach um das Jahr 1466 durch Ulrich Zell in Köln gedruckt ist. Ebenso soll die einige Zeit keinem geringeren wie dem heiligen Bernhard, aber nicht mit Grund zugeschriebene Schrift „De modo bene vivendi“ von N. herrühren. Von den vielen weiteren Geisteserzeugnissen Nider's wäre das seine Specialität behandelnde Ordenswerk „De reformatione religiosorum“ und noch eine äußerst merkwürdige (u. a. auch aus der Konr. Fyner'schen Officin zu Eßlingen a. N. im J. 1474 hervorgegangene) Schrift „Tractatus de contractibus mercatorum“ hervorzuheben, ein — schon bei Thomas v. Aquin sich findende Ideen praktisch verwerthender — Excurs aus dem siebenten Gebote über eine auch durch Gerson und nach ihm durch andere wie Langenstein, Tritheim &c. behandelte Materie, welche einen Einblick in das Handeln und Werken damaliger Kaufmannschaft thun läßt und daher auch von einem gewissen zeitgeschichtlichen und volkswirthschaftlichen Interesse ist. Außerdem hat N. eine Anzahl Predigten und aus seiner reichen Correspondenz eine Reihe von Briefen hinterlassen; viele wichtige die Hussitenfrage betreffenden Schreiben sind erst in den im J. 1857 zu Wien erschienenen „Monumenta conciliorum general. saec. XV“ veröffentlicht worden. Eine Gesammtausgabe der Nider'schen Werke, soweit sie bis jetzt zum Druck befördert worden sind, oder auch nur eine Auswahl existirt nicht; seit der letzten Formicariusausgabe vom Jahre 1692 ist überhaupt, von einzelnen, so durch V. Hasak gegebenen Auszügen abgesehen, nichts mehr von N. gedruckt worden.

Quétif et Echard, Scriptores Ord. Praedicatorum (Paris 1719), I, S. 792 bis 794. — Apfalterer, Scriptores etc. universitatis Viennensis (Wien 1740), I, S. 112—124 &c. — Die erst kürzlich durch K. Schieler (in Mainz bei Franz Kirchheim 1885) herausgegebene (erste umfassendere) Biographie von N., in welcher auch sämmtliche Schriften von N. u. eine Reihe von Quellen aufgeführt sind. — Eigene Nachforschungen u. Notizen des Verf.

P. Beck.

Niebuhr: Barthold Georg N., ausgezeichneter Staatsmann, Geschichtschreiber und Alterthumsforscher, Begründer der kritischen Methode der neueren Geschichtschreibung, durch seine Römische Geschichte den Gang der Alterthumsforschung, mittelbar die historische Wissenschaft überhaupt bestimmend. Er ward am 27. August 1776 zu Kopenhagen geboren, wo sein Vater der berühmte Reisende Carsten N. nach der Rückkehr aus dem Orient als Ingenieurhauptmann mit der Bearbeitung seiner Arabischen Reise beschäftigt lebte. Die Mutter, eine Tochter des verstorbenen Leibmedicus Blumenberg aus Thüringen, war zwar deutscher Abkunft aber in Kopenhagen erzogen. Außer dem Sohn entsproß der Ehe noch eine zwei Jahr ältere Tochter. Nach dem Vater, der „sein ganzes Lebelang ein ächter Bauer blieb“, war Barthold nicht geartet, vielmehr ein Ebenbild der zarten reizbaren Mutter; wie er selbst sagt: „ich habe die ganze Heftigkeit und Reizbarkeit meines Naturells mit den Gesichtszügen von meiner Mutter geerbt“. Im Sommer 1778, nachdem Carsten aus dem Militärdienst ausgeschieden und zum Landschreiber (oberster königl. Hebungsbeamter) der Landschaft Süderditmarschen ernannt worden war, siedelte die Familie nach Meldorf über. In reizloser Gegend an der Grenze von Geest und Marsch gelegen, war die alte Hauptstadt der freiheitsliebenden Ditmarsen damals ganz herunter gekommen, ein stiller, vom Weltverkehr abgeschiedener, zur Winterzeit schwer zugänglicher Ackerbauflecken. Der Vater fühlte sich in der seiner hadelnschen Heimath entsprechenden Natur unter den friesischen Stammesgenossen wohl; Mutter

und Sohn hatten viel vom Marschfieber zu leiden. Die Aengstlichkeit der Mutter verzärtelte den Sohn und verhinderte, daß seiner geistigen Frühreife durch Ausbildung des Körpers das nöthige Gegengewicht geboten worden wäre. Selbst Autodidakt, nahm der Vater den Unterricht in die Hand, lehrte ihn Geographie, Geschichte, Englisch, Französisch, Latein, Mathematik, fing auch mit Arabisch an. Dann wurde hauptsächlich für die alten Sprachen ein Lehrer der dortigen Gelehrten Schule zu Privatstunden herangezogen, aber leider eilte der neunjährige Knabe dem Lehrer an Fähigkeiten und Kenntnissen voraus. Ostern 1789 wurde er in die Prima des Gymnasiums aufgenommen, die er 1½ Jahr besuchte. Die nächsten 3½ Jahre gab ihm der wackere Rector Jäger täglich eine Stunde griechischen und lateinischen Unterricht allein. So blieb der Knabe wesentlich auf sich selbst angewiesen und man ließ ihn ruhig gewähren. Wie er in der Widmung des Fronto (1816) ausspricht, verdankte er Jäger seine philologische Schulung. Auch J. H. Voß, der jeden Sommer seinen Schwager Boie zu besuchen pflegte, hat die Richtung Niebuhr's zum Alterthum mächtig gefördert. Boie, seit 1781 Landvogt (Landrath) in Meldorf und den vertrautesten Verkehr mit dem Niebuhr'schen Hause unterhaltend, hat den Sinn des Knaben für Litteratur geweckt; der Genosse des Hainbundes und Herausgeber des Deutschen Museums trug den Hauch des Schönen in die schlichte Prosa dieser einförmigen Welt hinein. Aber wahrer Lehrmeister blieb doch der Vater. Zwar nicht den Gleichmuth, doch das Beste was er geben konnte, die unbestechliche Wahrhaftigkeit und Rechtschaffenheit seines Wesens hat er dem Sohn eingeimpft. Er macht den Knaben zum Vertrauten seiner orientalischen Studien, zum Gehilfen seiner amtlichen Geschäfte, nimmt ihn mit auf seinen Besuchen bei den Verwandten in Hadeln, öffnet ihm das Auge für die wirkliche Welt. In jenen Marschbauern ist der alte Friesenstolz und Freiheitsdrang lebendig, in ihrer Selbstverwaltung haben sich noch zahlreiche Ueberreste der alten republikanischen Verfassung erhalten. Die Schemen römischer Vorzeit, welche Barthold späterhin von den Todten auferweckte, hat er mit dem Blut seiner Heimath genährt. Mit dem Vater theilt er die eifrige Beschäftigung mit Geographie und Statistik, das rege Interesse an den politischen Tagesereignissen, die conservative Gesinnung, die Vorliebe für das stammverwandte England, die Abneigung gegen Frankreich, den Abscheu gegen die Revolution. Aber wo jener breit und fest auf dem Boden der Wirklichkeit stehen bleibt, flüchtet die unersättliche Phantasie des Knaben in eine selbstgeschaffene Traumwelt, saugt aus einer maß- und ziellosen Lectüre immer neuen Stoff und auch das Alterthum das er mit Leidenschaft studiert, dient ihm jene Traumwelt reicher zu bevölkern und glänzender zu beleben. „Ein kleines Wunder von Kenntnissen und an Reife des Verstandes" nennt Boie den sechzehnjährigen N. Er besaß ein staunenswerthes Gedächtniß, das was er einmal gesehen, gehört, gelesen, fürs Leben festhielt. Zu seiner außergewöhnlichen Kenntniß von Sprachen, deren er nach und nach an zwanzig beherrschen lernte, war schon damals der Grund gelegt. N. hat später mit Wehmuth auf seine Kindheit zurück geblickt. Eine Kindheit in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes hat er allerdings nicht gehabt; dafür bewahrte er bis ins Alter kindliche Sinnesart.

Barthold wollte Philolog werden. Carsten erblickte in dem Sohn anfänglich den berufenen Fortsetzer seines Lebenswerkes, einen Reisenden und Entdecker im Orient: der Mutter Zärtlichkeit hintertrieb den Plan. Mit größerer Zähigkeit hielt er an der diplomatischen Laufbahn für den Sohn fest, als der geeignetsten, um Europa nach allen Seiten hin kennen zu lernen. Der erste Schritt in dieser Richtung schlug freilich alsbald fehl. Er schickte (Juni 1793) Barthold zu dem befreundeten Professor Büsch in Hamburg (Bd. III S. 642), dessen Haus eine von Fremden viel besuchte Handelsakademie enthielt und zugleich den geistigen Mittelpunkt

der Stadt abgab. Im Verkehr mit munteren Altersgenossen, im gesellschaftlichen Treiben wurde der einsiedlerische Jüngling von heftigem Heimweh befallen und fand allein bei dem ehrwürdigen Klopstock Trost und Erbauung: ungern gab der Vater seinem ungestümen Drängen nach und holte ihn (September 1793) wieder heim. — Besser ging es, als Barthold Ostern 1794 die Universität Kiel bezog. In dem Hause des alten Hensler, Professors der Medicin (Bd. XII S. 8), fand er den Anhalt, den seine weiche liebebedürftige Seele brauchte. Mit der früh verwittweten Schwiegertochter Dora Hensler geb. Behrens (geb. 1770) bahnte er den sein ganzes Leben dauernden Seelenbund an, dem eine ununterbrochene Reihe von Briefen, die wichtigste Quelle für Niebuhr's Lebensgeschichte entsprang. Auch zu dem Historiker Hegewisch, dem Philosophen Reinhold, dem Juristen Cramer trat er in anregende Beziehungen. Das Vorrecht akademischer Freiheit, die überschäumende Jugendfreude war für ihn nicht vorhanden. Er suchte und fand den Umgang ernst strebender Genossen wie z. B. Thibaut, die trotz höheren Alters seine Ueberlegenheit willig anerkannten. Mit dem Eutiner Kreis (Voß, Stolberg, Fr. H. Jacobi) unterhielt er regen Verkehr, hegte namentlich für Jacobi schwärmerische Verehrung, für Voß tiefgefühlte Dankbarkeit. Mit dem elf Jahr älteren Grafen Adam Moltke (Bd. XXII S. 156) verband ihn innige Freundschaft. Allen hat er Zeitlebens Treue bewahrt. Die Vorlesungen aus den verschiedensten Gebieten (Jurisprudenz, Naturwissenschaft, Philosophie, Geschichte) übten geringen Einfluß, den stärksten die philosophischen, welche N. zum eindringenden Studium Kant's führten. Indessen hat ihn die Philosophie stets mehr nach ihrer praktischen Bedeutung für die Sittlichkeit als nach ihrer speculativen Seite hin angezogen. Seine geistige Selbständigkeit machte Fortschritte; er schreibt am 16. Novbr. 1794 „wenn mein Name genannt werden sollte, wird man mich als Geschichtschreiber und politischen Schriftsteller, als Alterthumsforscher und Philologen kennen“. Zwei glückliche Jahre verflossen in Kiel, als (Januar 1796) vom dänischen Finanzminister Grafen Schimmelmann der Antrag in dessen Dienste als Privatsecretär zu treten, einlief. Der Wunsch des Vaters entschied die Annahme.

Hauptstadt der ungetheilten dänischen Monarchie und Welthafen stand Kopenhagen damals in voller Blüthe. Das Haus, in welches N. aufgenommen wurde, bildete den Sammelplatz aller geistigen Interessen. Er wurde rasch des hochsinnigen Grafen erklärter Liebling und unbedingten Vertrauens gewürdigt. Aber den Anforderungen einer zerstreuenden Geselligkeit wußte der seine geistige und sittliche Förderung mit Selbstquälerei verfolgende Jüngling nicht gerecht zu werden. Nach reichlich einem Jahr (März 1796 bis Mai 1797) schied er aus dieser Stellung und versah vorläufig an der königlichen Bibliothek Secretärdienste. Die verschiedensten Zukunftspläne tauchten auf: Schimmelmann, dessen Wohlwollen ungemindert bleibt, will ihn im diplomatischen Dienst in Paris oder Konstantinopel, als Leiter eines philologischen Seminars in Kopenhagen, als Professor in Kiel unterbringen. Der Unsicherheit wurde durch Niebuhr's Verlobung in Kiel (30. Septbr. 1797) mit Amalie Behrens (geb. am 20. Juni 1773) der Schwester seiner Freundin Dora, ein Ende gemacht: er hatte sie schon früher im Hause ihres Vaters, des inzwischen verstorbenen Landvogts von Norderditmarschen, zu Heide kennen gelernt. Die Gründung eines eigenen Herdes war nun als nächstes erstrebenswerthes Ziel gesteckt, und da sein Gönner ihm die Aemter eines Assessors im Ostindischen Bureau des Commerzcollegiums sowie eines beständigen Secretärs für die Barbareskenangelegenheiten in Aussicht stellte, entschloß sich N. schweren Herzens, auf die gelehrte Laufbahn zu verzichten. Zuvor jedoch sollte nach dem Wunsch des Vaters zur weiteren Ausbildung ein längerer Aufenthalt in England genommen werden. So verließ er

vorläufig Kopenhagen (April 1798) und schiffte sich nach zweimonatlicher Rast bei den Seinen in Cuxhaven ein (27. Juni), wohin der Vater das Geleit gegeben hatte. Die Reise übte auf die Festigung von Niebuhr's Charakter und die Entwickelung seiner Fähigkeiten den heilsamsten Einfluß aus. Aus der empfindsamen Gefühlsschwärmerei in der er bisher geschwelgt, sah sich der verzogene Jüngling auf eigene Füße gestellt, von der gesunden Luft eines praktisch denkenden und handelnden Volkes umweht. Das hohe Ansehen, dessen der Vater in England genoß, öffnete ihm den gastlichen Zutritt zu einer Menge hervorragender Männer. Er verweilte drei Monate (12. Juli bis 22. October) in London, wo er mit dem dänischen Geschäftsträger Schönborn, einem älteren und bedeutenden Mann, Freundschaft schloß, in Edinburg ein ganzes Jahr (27. Octbr. 1798 bis 7. Octbr. 1799). Hier hörte er Vorlesungen über Chemie, Physik, Mathematik, Agricultur, und erwarb jene tiefe umfassende Kenntniß der englischen Volkswirthschaft, welche in späteren Jahren englische Besucher seines Hauses geradezu verblüffte. Und wenn er auch für Gefühlsergüsse weder Ohr noch Verständniß fand, lernte er doch die nüchternen Menschen Schottlands achten und lieben. — Den Winter nach der Rückkehr (Anfang November 1799) verlebte N. in Holstein, da die ungewöhnliche Kälte die Verbindung mit Kopenhagen unterbrach. Seine Anstellung hing von seiner persönlichen Anwesenheit ab und verzögerte sich deshalb bis Ende April 1800. Nunmehr konnte N. seine Braut heimführen (22. Mai) und die oben bezeichneten Aemter am 1. Juli antreten.

Die Erwartungen, welche man in seine Tüchtigkeit gesetzt hatte, wurden glänzend gerechtfertigt. Mit spielender Leichtigkeit arbeitete er sich in die Geschäfte ein. Nach einer im Sommer 1803 nach Hamburg, Leipzig, Frankfurt in Finanzangelegenheiten unternommenen Reise wurde er (Jan. 1804) erster Director der Bank, zugleich Director des Ostindischen Bureaus und Mitglied der permanenten Commission für die Barbareskenangelegenheiten. Die Einsicht und Rechtlichkeit seiner Geschäftsleitung hat ihm bei seinen Beamten wie bei der Kaufmannschaft ein gutes Andenken hinterlassen. „Rechnungen sind meine Beschäftigung — schreibt er an Moltke — Kaufleute, Juden, Mäkler mein Umgang. Alcibiades hatte nicht Unrecht, daß man auch unter Thraciern und Persern in ihrer Art sich hervorthun müsse (wenn man unter ihnen leben will oder muß, setze ich hinzu, denn freilich ist es besser wegzubleiben) und so ist es mein Ehrgeiz, mit den Juden in die Wette Vortheile und Pfiffe zu berechnen, und unseren Kaufleuten voraus. Du solltest nicht glauben, mit welcher Achtung die Juden mich betrachten und es nur nicht begreifen können, daß mir am Geld für mich nichts liegt. Ich bin aber dies Leben herzlich satt.“ Im stillen Zusammenleben mit der geliebten Frau fand er den Lohn für sein Mühen und die innere Befriedigung, welche der Beruf versagte. — Aller Arbeitslast ungeachtet huldigte er nach wie vor weit ausgedehnten historischen Studien. Zuerst dachte er an eine Darstellung der griechischen Verfassungen: ein bereits auf der Universität gefaßter Plan. Dann trieb er eifrig Arabisch und drängte den Vater, ihm die Bearbeitung des unveröffentlichten Schlußbandes der Arabischen Reise in englischer Sprache zu gestatten. Als Probe dieser Studien liegt die (1846 gedruckte) theilweise Uebersetzung von El Wakedi's Geschichte der Eroberung Asiens unter den ersten Kalifen nach einer Kopenhagener Handschrift vor. Aber da der Vater zauderte, wandte er sich der römischen Geschichte zu und begann eine Abhandlung über das römische Eigenthumsrecht und die Ackergesetze: ein Gegenstand, der schon in Kiel seine Aufmerksamkeit angelockt hatte und in der That den Schlüssel zum Verständniß der ganzen Entwickelung der Republik gibt. Eine Reihe anderer Abhandlungen aus dem nämlichen Gebiet sollte nachfolgen. — Allein der

Ruf des jungen Bankdirectors war inzwischen zum Freiherrn v. Stein gedrungen, der als preußischer Finanzminister im September 1805 mit der Oberleitung der Bank und Seehandlung betraut, nach einer kräftigen Hülfe aussah, um die eingerissenen Mißbräuche abzustellen. N. hatte damals Grund über dienstliche Zurücksetzung und drückende Belastung mit untergeordneten Arbeiten zu klagen, seine Regierung konnte mit den preußischen Anträgen nicht wetteifern. Nach schweren Kämpfen nahm er unter der Bedingung, zu keinem Geschäft berufen zu werden, welches Dänemark schädlich oder feindlich wäre, die Stelle als Mitdirector der Bank und bei der Seehandlung an, verließ im September Kopenhagen und langte am 8. October 1806 in Berlin an.

Zu den vielen ausgezeichneten Deutschen, welche an der Erhebung Preußens mitgewirkt haben, trat ein Holsteiner hinzu, dem die Weihe großer Zeiten seinen wahren Beruf künden sollte. Deutsch hatte N. seit je gefühlt und in glühendem Haß gegen den französischen Umsturz kurz vor der Schlacht bei Austerlitz die erste Philippische Rede des Demosthenes übersetzt, um alle Mächte Europa's zum gemeinsamen Widerstand gegen den Erbfeind zu entflammen. Der 1807 erfolgende Anschluß Dänemarks an Napoleon würde seine Ueberzeugung auf eine harte Probe gestellt haben. N. hatte den preußischen Dienst nicht gesucht: eine schöne Fügung entriß ihn dem Sonderleben seiner Landsleute und brachte ihn in dasjenige Lager, welches die Zukunft der Nation umschloß. In Kopenhagen schrieb er dänisch, französisch, englisch, sein Stil trägt die Spuren davon — ein großer deutscher Schriftsteller konnte er nur in Deutschland werden. Beide Ehegatten waren schwacher Natur, hatten aber bereits bei der Beschießung Kopenhagens durch die englische Flotte (2. April 1801) bewiesen, daß ihre reizbaren Nerven wol durch das Nahen der Gefahr, nicht durch die Gefahr selbst erregt wurden. Jetzt wartete ihrer eine schwerere Prüfung. — Die Schlacht bei Jena fiel sechs Tage nach ihrer Ankunft in Berlin. Alsbald hatten sie mit den Kassen zu flüchten über Stettin, Danzig nach Königsberg und Memel. Das Unglück Preußens öffnete N. Herz und Auge für Preußens Größe. „Wenn Du dieses Volk kenntest, Du würdest es Deiner Liebe werth finden. Ich habe in unseren Tagen nirgends mehr so viel Kraft, Ernst, Treue und Gutmüthigkeit vereinigt zu finden erwartet. Mit einem großen Sinne geleitet, wäre dies Volk immer der ganzen Welt unbezwingbar geblieben: und wie sturmschnell auch die Fluth unser Land überschwemmt, noch jetzt drängte ein solcher Geist sie wieder zurück" schreibt er am 22. October. Die Anstrengungen und Entbehrungen dieser Jahre haben N. und seine Frau wiederholt aufs Krankenlager geworfen, die Gesundheit der letzteren für immer untergraben. Was N. abhielt aus dem Schiffbruch mit so vielen anderen sich zu retten, nach der Heimath zurückzukehren, oder irgend einen der verschiedenen von auswärts ihm gemachten Anträge anzunehmen, war nicht der Kopf, sondern das Herz. Freiherr v. Stein besaß sein unbegrenztes Vertrauen, mit Schön und Nicolovius schloß er herzliche Freundschaft. Um so weniger konnte er den Freiherrn v. Hardenberg, seinen Chef seit April 1807, unbefangen würdigen. Für eine collegiale Behandlung der Geschäfte, wie Hardenberg, der ihn im Mai ins Hauptquartier nach Bartenstein berief, sie einführte, war Niebuhr's Empfindlichkeit nicht geeignet und gegen die Eigenart des Chefs sträubte sich seine strenge Sittlichkeit. Als daher nach dem Rückzug der Russen über die Memel die ganze Verwaltung sich auflöste, reichte N. seine Entlassung ein, zog sie aber auf Hardenberg's dringende Vorstellungen wieder zurück und begleitete denselben mit der geflüchteten Kasse nach Riga (19. Juni). Während des Kriegslärms hatte er Zeit gefunden, die slavischen Sprachen sich anzueignen. Wie unschätzbar seine Kenntnisse den leitenden Männern erschienen, lehren die Worte, mit denen Hardenberg bei seinem Rücktritt ihn dem König in einem Privat-

schreiben (7. September 1807) empfahl: „Der Geheime Rath Niebuhr, den ich näher kennen lernte, ist ein Mann von der seltensten und ausgebreitetsten Gelehrsamkeit, von sehr gründlicher und praktischer Kenntniß des Handels und der großen Geldparthien. Er gehört zu den reinsten und edelsten Menschen in jeder Beziehung. Schade, daß seine Gesundheit so schwach ist. Was er übernimmt, kann ihm mit vollem Vertrauen übergeben, Belohnungen müssen ihm aufgedrungen werden.“ Der Friede von Tilsit (9. Juli) veranlaßte N. von neuem um seine Entlassung zu bitten; dem Wunsch des Königs, er möge seine Dienste dem Staate vorläufig nicht entziehen und nach Memel kommen, gab er jedoch nach. Die Uebernahme der Geschäfte durch Stein (30. September) entschied sein Bleiben. Von diesem ward ihm der Auftrag überwiesen, eine Anleihe in Holland aufzunehmen. — Die Reise von Memel bis Berlin (23. November bis 17. Decbr.) mit einer leidenden Frau, auf schlechtesten Straßen, oft aus Quartiermangel die Nächte hindurch fahrend, sah N. als eine der sorgen- und kummervollsten Zeiten seines bisherigen Lebens an. In Berlin erfuhr er den Tod seiner Mutter. Ein längerer durch Geschäfte bedingter Aufenthalt in Hamburg (13. Januar bis 26. Februar 1808) gab Gelegenheit den Vater und die holsteinischen Freunde wieder zu sehen. Die Anleihe, deren Abschluß die französische Politik verzögerte, hielt N. über ein Jahr (März 1808 bis April 1809) in Amsterdam fest. Daß sie zuletzt gelang, ist ein rühmliches Zeugniß für das Geschick des Unterhändlers; denn trotz vielfacher Bemühungen hat Preußen in diesen Unglücksjahren keine zweite auswärtige Anleihe ins Werk setzen können. Die unfreiwillige Muße wurde zu gründlichem Studium des Landes verwandt: die Früchte desselben sind in den an den Vater und die Angehörigen gerichteten Circularbriefen (Nachgelassene Schriften S. 1—312) niedergelegt. — In völliger Ungewißheit über seine weitere Verwendung verbrachte er den Sommer in Holstein, wurde alsdann nach Königsberg beschieden und erhielt endlich (11. December) seine Ernennung zum Geheimen Staatsrath und Sectionschef für das Staatsschuldenwesen und die Geldinstitute. Am Weihnachtsabend kamen die beiden Ehegatten in Berlin an und nach viertehalbjähriger Irrfahrt zur vorläufigen Ruhe. N. meint (30. März 1808), sie hätten in der schweren Zeit viel Gunst vom Schicksal genossen: „in dem allen schöpfe ich Beruhigung für die Zukunft und Dank gegen Gott für meinen Lebensweg, welcher mich überhaupt vielleicht mehr erzogen hat als ich es ahne.“

Die preußischen Finanzen befanden sich in trostloser Lage, die Verwaltung in völliger Verwirrung, der Staat andauernd in höchster Gefahr. Stein wurde am 24. November 1808 entlassen, das Ministerium Altenstein folgte, am 4. Juni 1810 übernahm Hardenberg als Staatskanzler die Oberleitung der Geschäfte, die ihm bis zum Tode (26. November 1822) verblieb. Die erbitterten Kämpfe, welche seinem Eintritt vorausgingen, fanden an N. zunächst einen unbetheiligten Zuschauer. Hardenberg suchte ihn zu gewinnen und stellte ihm das Finanzministerium in Aussicht. So bereitwillig ein derartiges Anerbieten angenommen worden wäre, hätte Stein dasselbe gemacht, so wirkungslos blieb es gegenüber dem Mißtrauen, das N. gegen Hardenberg's Charakter und der Mißachtung, die er gegen Hardenberg's Umgebung hegte. In der Uebergangszeit, bis die Erlaubniß Napoleons zur Berufung des letzteren eintraf, kam es zum ersten Zusammenstoß. Ein ordnungswidriges Ansinnen um Mittheilung von Actenstücken wies N. schroff zurück und reichte dem König sein Entlassungsgesuch mit der Bitte ein, ihm die Professur der Geschichte an der neu gegründeten Universität Berlin zu übertragen (23. Mai). Hardenberg war ihn zu halten bemüht. Schließlich wurde N. von den übrigen Geschäften entbunden, dagegen mit einigen wichtigen Finanzsachen unter alleiniger Oberaufsicht des Staatskanzlers betraut

und zugleich zum königlichen Historiographen (an Joh. v. Müller's Stelle) ernannt. Zu einem Gutachten über Hardenberg's Finanzplan aufgefordert, unterwarf er denselben einer vernichtenden und durchaus gerechtfertigten Kritik (23. Juni), richtete aber seine Denkschrift nicht an den Vorgesetzten, sondern unmittelbar an den König. Dieser verwies ihn auf die Dienstordnung und versagte die nachgesuchte Audienz (15. Juli). Hardenberg wandte sich nunmehr an Schön und erfuhr die gleiche Zurückweisung. Gewiß war Hardenberg im Finanzfach reiner Dilettant und hat hier keine Lorbeeren geerntet, aber seine bezüglichen Entwürfe dienten ihm lediglich als Mittel, eine Stellung zu gewinnen. Der König bewährte seine oft erprobte Verständigkeit in dem Vertrauen, das er dem genialen Leichtsinn des Staatskanzlers schenkte. Daß N. dasselbe nicht theilte, läßt sich andererseits wohl begreifen. Um nach bestem Wissen und Gewissen die preußischen Finanzen zu ordnen, brauchte N. volle Unabhängigkeit, der Staatskanzler wollte und konnte auf die Gesammtleitung aller Staatsangelegenheiten nicht verzichten. Der Bruch war unheilbar. Indem also das Schicksal N. die Gelegenheit, seine praktischen Talente an einer Aufgabe großen Stils zu bethätigen, vorenthielt, gewährte es zum Ersatz seinen Jugendträumen die Erfüllung. — Die Akademie der Wissenschaften hatte ihn zum Mitglied erwählt (25. Januar 1810). Auf Spalding's Anregung entschloß er sich bei Eröffnung der Universität zu Vorlesungen, als deren Gegenstand zuletzt römische Geschichte bestimmt wurde. Sie begannen am 26. October 1810 und wurden im Winter 1811—12 fortgesetzt. Mit gutem Grund hat die philosophische Facultät N. zu ihrem ersten Doctor creirt (2. Februar 1811); denn eine bedeutendere That ist von der jungen Hochschule überhaupt nicht ausgegangen. Für N. bezeichnet der Winter 1810—11 den Beginn eines neuen Lebens. Die Vorlesungen hatten unerwarteten Erfolg. Savigny, der ihnen beiwohnte, fühlte sich in die Zeiten des Alterthums versetzt, wo die Vorlesung neuer Werke die Stelle unserer gedruckten Bücher vertreten mußte, mit geringerem Umfang der Verbreitung aber mit einem wärmeren persönlichen Eindruck. Der freundschaftliche Umgang mit Spalding, Heindorf, Buttmann, Schleiermacher, Nicolovius und namentlich Savigny versetzte N. in eine ideale Welt. Wie er von den Genossen beurtheilt wurde, lehrt eine Aeußerung Schleiermacher's (4. Juli 1812, Leben IV, 187): „der hiesige wissenschaftliche Kreis hat bedeutenden Zuwachs erhalten durch die Universität, aber den bedeutendsten durch einen Mann, der der Universität nicht angehört, sondern ursprünglich für Staatsgeschäfte berufen war, Niebuhr. Ich habe nie eine so bewundernswerthe Gelehrsamkeit gesehen und ein so vielseitiges und tiefes kritisches Talent und selten ein so schönes Gemüth. Ich würde auch hinzufügen: einen so großen Charakter, wenn er nicht unter den Einwirkungen eines schwächlichen Körpers stände." N. selbst schrieb 1826: „es war eine sehr schöne Zeit, die Zeit der Eröffnung der Universität Berlin — und die Begeisterung und Seligkeit, worin die Monden verflossen, da als Vorlesungen und Ausarbeitung entstand, was die ersten Bände dieser Geschichte umfassen — diese genossen und 1813 erlebt zu haben, das allein schon macht das Leben eines Mannes bei manchen trüben Erfahrungen zu einem glücklichen." Unter solchen Umständen entstand der großartige Plan, die römische Geschichte bis zum Anschluß an Gibbon zu schreiben. Der erste Band, die Königszeit enthaltend, erschien 1811, der zweite die ältere Republik bis zu den Licinischen Gesetzen 1812. Dann hat der Plan über ein Jahrzehnt geruht und ist erst in Bonn wieder aufgenommen worden.

Niebuhr's römische Geschichte ist das wichtigste litterarische Denkmal, welches die Epoche der Freiheitskriege hervorgebracht hat. Sie leitet jene gewaltige historische Strömung ein, die das 19. Jahrhundert kennzeichnet im ausgesprochenen

Gegensatz zum Rationalismus des achtzehnten. Im regsten Gedankenaustausch mit N. stand Savigny, der Begründer der historischen Rechtsschule. Wahlverwandt sind die Forschungen J. Grimm's auf dem Gebiet des deutschen Alterthums und Fr. Bopp's auf dem Gebiet der vergleichenden Sprachforschung. In allen Fällen gilt es das Werden durch die mannichfachen Phasen der Umbildung hindurch zu verfolgen, wird das Volksleben in die Mitte der Betrachtung gerückt, welche bis dahin nur einzelne Individuen gekannt hatte. Von entscheidender Wichtigkeit war es, daß N. den Reichthum seines Geistes dem Römervolk zuwandte. Nach F. A. Wolf gab dasselbe keinen geeigneten Stoff philologischer Betrachtung ab; ihm galt die Geschichte lediglich als Dienstmagd für die Erklärung der Schriftsteller, die hiefür passenden Handbücher lieferte England. Der politische Verfall unserer Nation spiegelt sich in unserer damaligen Geschichtschreibung wieder: man nahm die Erzählungen der Vorgänger ganz einfach herüber, um daran philosophische Betrachtungen im Sinne der herrschenden Aufklärung anzuknüpfen. N. setzte das Thatsächliche in sein Recht ein, rückte den Staat in die Mitte der Darstellung, wählte hiefür ein Volk, dessen geistige Fähigkeiten in Politik aufgingen, dessen Bürger in Wissenschaft und Kunst keine originalen Schöpfungen erzeugten, aber den vollkommensten Staat und die größte Geschichte von der die Ueberlieferung meldet, ein Muster und Vorbild, an dem das staatlose Deutschland, das gleich dem alten Hellas sich in Litteratur und Philosophie verlor, die ersten Pflichten des Bürgerthums, gleichsam das politische A B C lernen konnte. Seit der Wiedergeburt des Alterthums war durch den Fleiß und Scharfsinn großer Gelehrter eine unschätzbare Masse von Wissen aufgehäuft worden, aber das geistige Band fehlte. N. schuf dies Band. Er lehrte die Vergangenheit von der Auffassung zufällig erhaltener Schriftwerke loslösen, mit dem Geist unserer Zeit durchdringen, sie anschaulich und klar machen als handle es sich um Begebenheiten der Gegenwart. Das Leben des Volkes ist ihm eine Einheit und entwickelt sich organisch nach bestimmten Gesetzen, welche die Vergleichung mit anderen Völkern an die Hand gibt. Dies neue Ideal der Geschichtschreibung hätte nun und nimmer dem Staub der Schule und Gelehrtenstube entwachsen können. Wenn N. oftmals über den Zwiespalt seines Lebens, die vereitelten Jugendwünsche klagt, so vergißt er, daß sein praktischer Beruf ihn zum Geschichtschreiber erzogen, seine Kenntniß der englischen und deutschen Verfassung ihm das Verständniß der römischen erschlossen hat. In dieser Hinsicht ist die ditmarsische Heimath sowie die Schriftstellerei J. Möser's von besonderem Einfluß gewesen. Zur Erfahrung und zum Wissen kam bei N. eine schöpferische Phantasie hinzu. Er besaß nicht nur einen seltenen Scharfsinn unter der Hülle des Falschen das Wahre zu entdecken, sondern dazu die prophetische Gabe, verborgene Dinge zu errathen. Schon als Knabe hatte er seine Umgebung durch die richtige Voraussage kommender Tagesereignisse in Erstaunen gesetzt. Auch der heutige Leser der z. B. auf die 1815 über Italien gethane Aeußerung stößt „auf eine oder die andere Art wird doch dieses Land im Laufe eines oder einiger Menschenalter zu einem Reich verbunden", auf die Bemerkung 1829 „Ninive wird das Pompeji Mittelasiens werden, eine unermeßliche und noch unberührte Fundgrube für unsere Nachkommen, denen ein Champollion für die assyrische Schrift nicht fehlen wird, hoffentlich schon für unsere Kinder" wird von seinem Seherblick nicht gering denken. Diese mächtige Divination, der so lange mühsam gezügelte Schaffenstrieb warf sich nunmehr auf die Vorzeit Roms und zauberte ein Bild mit ganz anderen Zügen hervor als die Welt seit 2000 Jahren geschaut hatte. N. nennt 1826 die Ausführung eine übereilte: „ich hatte das Ziel erreicht wie ein Nachtwandler der auf der Zinne schreitet." Und doch war der Wurf gelungen. Der historische Charakter der Alterthumswissenschaft

stand seitdem unerschütterlich fest; 1817 widmete Böckh seine Staatshaushaltung der Athener „dem scharfsinnigen und großherzigen Kenner des Alterthums B. G. N. zum Zeichen inniger Verehrung“, das bedeutendste Werk, welches die Forschung des 19. Jahrhunderts zum Verständniß des hellenischen Staatswesens hervorgebracht hat. Goethe war über die Tragweite von Niebuhr's Verfahren sofort im Klaren: „möchten doch — schreibt er am 17. Dec. 1811 — alle ähnlichen Erscheinungen der Weltbegebenheiten auf diese Weise behandelt werden“, und am 17. Januar 1831 nach Niebuhr's Tod: „so eines Mannes tiefer Sinn und emsige Weise ist eigentlich das was uns auferbaut. Die sämmtlichen Ackergesetze gehen mich eigentlich gar nichts an, aber die Art wie er sie aufklärt, wie er mir die complicirten Verhältnisse deutlich macht, das ist's was mich fördert, was mir die Pflicht auferlegt in den Geschäften die ich übernehme auf gleiche gewissenhafte Weise zu verfahren.“ Die Zeitereignisse thaten im Uebrigen der augenblicklichen Wirkung der römischen Geschichte Eintrag, wie sie auch deren Fortsetzung unterbrachen.

Im Winter 1812—1813 las N. über römische Alterthümer. Schon vor dem Abzug der Franzosen aus Berlin fing er das Exerciren heimlich an, nach dem Abzug trieb er es in Gesellschaft von einigen zwanzig Männern in einem Garten: am 22. März hofft er in vier Wochen so gut eingeübt zu sein als irgend ein ausexercirter Rekrut. Er meldete sich zur Landwehr, richtete jedoch an den König ein Gesuch um die Erlaubniß in ein Linienregiment eintreten zu dürfen (9. April). Die holsteinischen Angehörigen trauten ihren Augen kaum, als sie lasen, mit welcher Begeisterung Mann und Frau in diesen Gedanken eingingen. Der König schlug die Bitte mit der Bemerkung ab, er werde ihm seinen Talenten angemessenere Aufträge geben. Inzwischen hatte N. mit höherer Genehmigung eine Zeitung den „Preußischen Correspondenten“ gegründet, von deren Redaction er indeß noch im April nach Dresden ins Hauptquartier abberufen wurde. — Der Auftrag mit England einen Allianz- und Subsidienvertrag, später einen Handelsvertrag zu vereinbaren wartete seiner. Inbetreff der Subsidien kam man am 14. Juni ins Reine, die ferneren Verhandlungen hielten N. den ganzen Sommer im Hauptquartier fest. Die Schlacht bei Bautzen erlebte er in nächster Nähe. Er bethätigte seine Theilnahme für die preußische Armee durch ansehnliche Geldopfer, trat auch zu mehreren der hervorragendsten Officiere z. B. Grolmann, Röder, späterhin Gneisenau in nähere Beziehung. „Es ist als ob Alles was unserer Armee angehörte während des Krieges, mir nahe verwandt wäre“ äußert er 1824. Nach Erledigung der übertragenen Geschäfte kehrte er im Spätherbst von Prag nach Berlin zurück. — Am 21. Februar 1814 bei hartem Frostwetter ging es nach Holland, um hier mit dem englischen Commissar über weitere Subsidien zu unterhandeln. Schwere Arbeitslast, Verdruß an dem hinterhaltigen Gebahren des Unterhändlers, zunehmende Kränklichkeit seiner Frau machten den Aufenthalt in Amsterdam sehr unerquicklich. Erst im Juni fand er Zeit zu einem Ausflug nach Brüssel und Antwerpen und konnte endlich Ausgang Juli nach Pyrmont aufbrechen, um einige Wochen der Erholung zu pflegen. Sodann besuchte N. zum letzten Mal seinen alten gelähmten und erblindeten Vater, der nach Erfüllung aller Lebenswünsche heiteren Sinnes auf den Tod wartete, und war am 31. October wieder in Berlin. — Diesen Winter begann er den Unterricht des Kronprinzen in Finanzkunde, der den Grund inniger Zuneigung zwischen beiden legte. Im Januar 1815 erschien die Flugschrift „Preußens Recht wider den sächsischen Hof“, nach Treitschke (D. G. I. 642) „wol überhaupt die vornehmste Leistung der deutschen Publicistik aus jenem Zeitraum, denn sie vereinigt Arndts edle Leidenschaft und rhetorischen Schwung mit dem Gedankenreichthum und der politischen Sachkenntniß von Friedrich Gentz. Wie

frei und kühn entwickelt der große Historiker zwei Kerngedanken unserer nationalen Politik, welche noch niemals früher mit solcher Klarheit ausgesprochen, seitdem allen edleren Deutschen in Fleisch und Blut gedrungen sind. Er zeigt, daß ein großes seiner Einheit bewußtes Volk den Abfall von der Sache der Nation auch dann als Felonie bestrafen darf, wenn der Verräther kein geschriebenes Recht verletzt hat. Alsdann sagt er mit der Sicherheit des Sehers voraus, daß die Tage der deutschen Kleinstaaterei gezählt sind: schwache Gemeinwesen die sich nicht durch eigene Kraft behaupten können, hören auf Staaten zu sein.“ — Am 26. April starb der Vater, am 20. Juni die Gattin. Sie war die unzertrennliche Genossin seiner Gedanken und Beschäftigungen gewesen, da die Kinderlosigkeit ihrer Ehe diese beiden Menschen ganz auf einander anwies. Die Mühsal der letzten neun Jahre hatte die Auflösung der zarten zur Schwindsucht veranlagten Frau beschleunigt. Sie trug ihm als letzten Herzenswunsch die Vollendung der römischen Geschichte auf. Mit ihrem Scheiden, äußert er 1824, „ging das bis dahin eine und zusammenhängende Leben meiner Jugend unter, und die Wurzeln womit es Nahrung gesogen hatte, wurden abgeschnitten.“ Bald nachher erhielt er den Auftrag als außerordentlicher Gesandter nach Rom zu gehen, um das Verhältniß der neu erworbenen katholischen Landestheile mit der Curie zu regeln. Seine Absendung verzögerte sich indeß fast ein Jahr lang. In der Zwischenzeit gab er die kürzlich gefundenen Fragmente des Fronto heraus und verfaßte mehrere politische und gelehrte Abhandlungen. Unter den ersteren verdient die ernste Zurückweisung der von Prof. Schmalz gegen die preußischen Patrioten erhobenen Verdächtigungen besonders erwähnt zu werden. — Die Ankunft seiner alten Freundin Dora Hensler, die sich zu dem Opfer verstanden hatte ihm nach Rom zu folgen, im April 1816 gab N. den Muth das Leben seines Vaters zu schreiben: ein an schlichter Einfalt und Größe in deutscher Sprache unübertroffenes Lebensbild. Die Hensler war von ihrer anmuthigen Nichte, der sie seit dem achten Lebensjahr Mutterstelle vertreten hatte, begleitet. Mit dieser verheirathete sich N. im Juni, worauf die Freundin nach Kiel zurückkehrte. Margarethe Lucie, Tochter des Professors der Theologie Hensler (geb. 7. Juli 1787) hat ihrem von jung auf gekannten und verehrten Gatten ein neues durch vier Kinder verschöntes Lebensglück erschlossen. Die fromme gebildete Frau brachte in die Ehe die gläubige Stimmung, die in Niebuhr’s Elternhaus gefehlt hatte.

Am 22. Juli 1816 reiste das neuvermählte Paar ab, in Gesellschaft von Brandis (Bd. III S. 245) als Legationssecretär (anfänglich war Dahlmann für diesen Posten ausersehen). In der Kindheit hatte N. von codices rescripti geträumt: zu Verona in der Bibliothek des Domcapitels entdeckte er in einem solchen die Institutionen des Gaius, für die historische Rechtswissenschaft ein köstlicher Fund. In der Vaticana zu Rom gelang es ihm bald nach seiner Ankunft, noch einige Blätter von Cicero und Sallust aufzufinden; aber die Hoffnung, eine Periode der Entdeckung verlorner alter Schriftwerke möge sich erneuern wie einst in der Renaissance, wurde nicht erfüllt. Von Verona reiste er über Venedig, Bologna, Florenz, Perugia, Terni und langte am 7. October in Rom an. — Abgesehen von Meldorf seiner Heimath, hatte er bisher an keinem Orte so lange Zeit zugebracht. Mehr als sechs Jahre blieb er auf Rom und ein paar in der Nähe gelegene Herbstfrischen (Frascati, Genzano, Tivoli) beschränkt. Die Unsicherheit der Straßen, mehr noch Niebuhr’s Abneigung sich von den Seinen zu trennen verwehrte eine gründliche Durchforschung des Landes. Auch würde er das was er suchte, die Erinnerungen der alten Republik vergebens gesucht haben. Die Kaiserzeit der die meisten Ruinen angehören, stieß ihn ab. So freundlich er auch den jungen Nibby aufnahm, so redlich er sich für die Hinterlassenschaft Marini’s bemühte, gewann er doch zu den in Italien mit glänzendem Erfolg

betriebenen monumentalen Studien Epigraphik, Numismatik, Topographie kein persönliches Verhältniß. Am Meisten zur Topographie: die große von Bunsen und Platner ausgeführte Beschreibung Roms wurde von ihm durch Rathschläge und Beiträge unterstützt. — Jedes ernste Streben war seiner Hülfe und Zuneigung sicher: mit der ganzen Leidenschaft seines Herzens verwandte er sich für den genialen Leopardi, verehrte er den Papst Pius VII., den Staatssecretär Consalvi und würdige Geistliche jedes Rangs. Aber es wurde ihm unendlich sauer, sich den südlichen Lebensformen anzugewöhnen. Klima, Natur, Menschen, alles meint er sei schlechter geworden seit jenen Tagen der Fabier und Scipionen die seine Seele erfüllten. Von dem künstlerischen Entzücken das Goethe auf Schritt und Tritt begleitete, wußte N. nichts. So sehr er die Kunst schätzte, genügte sie ihm zum täglichen Unterhalt so wenig wie Confect den Hungrigen sättigt. Land und Leute als bloße Staffage für ästhetischen Genuß zu betrachten widersprach seinem tiefernsten Sinn. Das ganze Elend des öffentlichen Lebens trat ihm grell vor die Augen. Der gewaltsame Umsturz, der allein Besserung schaffen konnte, war ihm ein Greuel: als die Oesterreicher 1821 gegen den neapolitanischen Aufstand zogen und die Erschöpfung ihrer Kriegscasse den Angriff zu verzögern drohte, trug N. kein Bedenken, seinen persönlichen Credit und auf eigene Verantwortung den Credit seines Staates einzusetzen, um die sofortige Aufnahme der Operationen zu ermöglichen. Er sah für die unglückliche Nation, über deren Zukunft er in Deutschland viel unbefangener geurtheilt, keine Rettung. Unter solchen Umständen blieb die römische Geschichte liegen: „kein Mensch — schreibt er an Jacobi — ist weniger ein sich aus sich selbst spinnendes Wesen wie ich, ohne Sonnenschein und milden Regen kommt aus mir nichts.“ Ja er denkt im Frühjahr 1818 daran „die eigentliche moralische und intellectuelle Geschichte der Deutschen seit dem 30jährigen Kriege darzustellen, das Räthselwort des Chaos worin wir jetzt versunken sind.“ — Seit dem Juni 1817 bewohnte N. den Palazzo Savelli, der in das Theater des Marcellus hineingebaut, auf den Schuttmassen hoch über dem Getümmel der Stadt emporragt. Hier lebte er am liebsten im Kreise der aufblühenden Kinder und weniger gleichgesinnter Freunde. Das inhaltsleere Treiben der großen Gesellschaft der er angehörte, wurde mit keiner besseren Laune ertragen als einstens im Schimmelmann'schen Hause. Den Namen Diplomat pflegte er scherzend a non legendo diplomata abzuleiten. Ein glänzendes Fest, das er zu Ehren der Anwesenheit Hardenbergs veranstaltete, ließ er durch die feierlichen Gesänge der sixtinischen Capelle verherrlichen. Die zur Verzweiflung bringende Dauer römischer Besuche entlockte ihm den Witz: „man sagt mit Unrecht von den Römern, es ginge ihnen kein wahres Wort aus dem Munde; sie sagen bei jedem Besuche immer wenigstens Eine Wahrheit, ihre Abschiedsformel adesso Le leverò l'incommodo.“ Es ist nicht zu verwundern, wenn die Standesgenossen über den Emporkömmling, die auf Unterhaltung bedachten Touristen über die Knauserei des Gesandten die Nase rümpften. Sie ahnten nicht wie offen diese Hand, wie mild und zart sie verschämter Not ihre Wohlthaten spendete: einen in Geldsachen feiner fühlenden Mann hat es nicht leicht gegeben. Der Ernst und die Sorgfalt mit der er die Geschäfte betrieb, nöthigten Achtung ab und flößten Vertrauen ein. Der alte Papst bezeugte ihm beim Abschied, nie ein unwahres Wort aus seinem Munde vernommen zu haben. In dieser Wahrhaftigkeit ruhte das Geheimniß seiner Erfolge. Der Proselytenmacherei unter den in Rom weilenden deutschen Protestanten wirkte er aus allen Kräften entgegen: ihm wird die Berufung eines deutschen Gesandtschaftspredigers und die Errichtung einer evangelischen Seelsorge (1818), ihm die Erhaltung des protestantischen Friedhofs an der Cestiuspyramide (1822) verdankt. In großem Sinne hat er den deutschen Künstlern seine Unterstützung zugewandt: Cornelius

dem er die erste Stelle unter ihnen anwies, bewahrte ihm Zeitlebens die innigste Dankbarkeit, der er durch die Widmung seiner Zeichnungen zu den Nibelungen öffentlichen Ausdruck lieh. — Die wichtigste Leistung der römischen Jahre betraf die Ordnung der kirchlichen Verhältnisse. N., durch seine persönlichen Eindrücke getäuscht, unterschätzte die Stärke der Curie und drängte zum Abschluß. Die Regierung wollte den Ausgang der mit anderen Staaten schwebenden Verhandlungen abwarten, Hardenberg hielt die im Mai 1818 ausgearbeiteten Instructionen noch volle zwei Jahre zurück. Der lange Aufschub gereichte dem Gesandten zum Verdruß, der Sache zum Vortheil. Als die Instructionen endlich eintrafen, hat N. die Verhandlungen mit unübertrefflicher Festigkeit und Geschick geführt. Die Bulle de salute animarum (16. Juli 1821), welche den Umfang der preußischen Bisthümer und ihre Besetzung regelt, gab einer äußerst schwierigen Frage eine würdige, Staat und Kirche befriedigende Lösung. Dies ist wesentlich Niebuhr's Verdienst. Der Staatskanzler ließ es sich freilich nicht nehmen, von Laibach aus unerwartet nach Rom zu reisen, um die Uebereinkunft formell abschließen (25. März) und den Ruhm des gelungenen Werkes allein in Anspruch nehmen zu können.

Im Lauf der Jahre hatte sich N. mit dem Aufenthalt in Rom ausgesöhnt. Der Verkehr mit seinen gelehrten Secretären, zuerst Brandis, später Bunsen, die Besuche von Reisenden wie Stein, dem er sehr nahe trat (1821), von Forschern wie J. Bekker, Pertz, Bluhme boten vielerlei Anregung. Der französische Gesandte in Neapel und frühere Minister Graf de Serre kam 1822 und beide Männer schlossen einen Freundschaftsbund, dessen Wärme an Jugendzeiten gemahnt. Nach de Serre's Tode (1824) hegte N. die unerfüllt gebliebene Absicht, ihm ein litterarisches Denkmal zu stiften. Bei seiner Entfremdung von den deutschen Verhältnissen war N. geneigt nach Abschluß der Verhandlung auf dem römischen Posten zu verbleiben. Aber das Heimweh der Frau und die Rücksicht auf die Erziehung der Kinder bestimmten ihn, zunächst einen längeren Urlaub einzuholen. Nach einem einmonatlichen Besuch in Neapel bei de Serre wurde Mitte Mai 1823 bewegter Abschied von Rom genommen. Auf der Rückreise durchstöberte N. wiederum Bibliotheken und fand in St. Gallen acht rescribirte Blätter mit Fragmenten des Merobaudes, die er sofort drucken ließ. Dann ging es über Heidelberg, wo Voß und Thibaut besucht wurden, und Frankfurt nach Bonn, das wegen der neu gegründeten Universität, an der Brandis angestellt war, als vorläufiger Ruhesitz passend schien. — Der Rücktritt von den Geschäften ist N. recht schwer gefallen. Die innerhalb der Gelehrtenrepublik herrschende Gleichheit bereitete seinem empfindlichen Gemüth Kränkungen, die ein anderer nicht beachtet hätte. Aber Widerspruch gegen seine Sätze konnte er nicht vertragen und verwickelte sich dadurch in unnöthige litterarische Fehden. Erst im Juni 1824 erwirkte er persönlich in Berlin seine Enthebung von der römischen Gesandtschaft. Den Winter 1824—25 verbrachte er als Mitglied des Staatsrathes abermals dort. Vor allem bemühte sich der Kronprinz, ihn dauernd in der Hauptstadt oder Potsdam zu fesseln. Jedoch N. entschied sich für Bonn: die kleine Stadt und die Anmuth rheinischen Lebens hatten es ihm rasch angethan. — Im Sommer 1825 begann er in freier Verbindung mit der Universität — als Privatdocent wie er sich gelegentlich nannte — Vorlesungen, die von Studirenden aller Facultäten starken Zuspruch fanden. Wie Niebuhr's Geist und sittlicher Ernst die Eröffnung der Universität Berlin geadelt, so hat derselbe auf die rheinische Gründung Friedrich Wilhelm's III. noch nachhaltiger eingewirkt. Die Vorlesungen betrafen griechische Geschichte seit der Schlacht bei Chaeronea, römische Alterthümer, alte Geschichte, römische Geschichte, alte Länder- und Völkerkunde, Geschichte der Revolutionszeit. Der völlig freie Vortrag zog die

Jugend durch seine Unmittelbarkeit an, manche Zuhörer denken in hohem Alter dankerfüllt an die sittliche Kraft und Hoheit, die demselben entströmte, zurück. N. stiftete mit Brandis zusammen das „Rheinische Museum" (1827), eine noch blühende philologische Zeitschrift; stiftete ferner die große Sammlung der Byzantinischen Geschichtschreiber, welche er selbst mit der Ausgabe des Agathias (1828) eröffnete. Seine Hauptthätigkeit war der Umarbeitung der römischen Geschichte zugewandt, von der kurz nacheinander zwei neue Auflagen sowie englische und französische Uebersetzungen erschienen. — N. stand auf der Höhe europäischen Ruhms. Schon die Zeitgenossen erkannten deutlich, daß mit ihm eine neue Epoche der Geschichtschreibung anhebe. Die von ihm mit genialer Sicherheit geübte Kritik der Ueberlieferung wurde alsbald für Mittelalter und Neuzeit fruchtbar gemacht. Die reiche Forschung, welche an die von Stein begründete Sammlung von Deutschlands Geschichtsquellen anschließt, bewegt sich in der Ausführung Niebuhr'scher Ideen. Das Haupt dieser Schule, Ranke, bekannte als Greis, neben Thucydides und Fichte habe N. seine Bildung am stärksten beeinflußt. Lord Macaulay nennt in der Einleitung zu den altrömischen Balladen N. a man who would have been the first writer of his time, if his talent for communicating truths had borne any proportion to his talent for investigating them. Die Einschränkung, welche der unübertroffene Meister historischer Darstellung beifügt, ist wol begründet. Niebuhr's Sprache ist wuchtig, auf nachdenkende Leser berechnet, von der spiegelhellen Klarheit englischer und französischer Muster entfernt. Erzählung und Forschung sind nicht geschieden, jene wird vielfach von dieser überwuchert. Es hat eben lange gedauert, bis die deutschen Gelehrten lernten die Ergebnisse ihrer Forschung in gemeinverständlicher geschmackvoller Form vorzutragen. Immerhin möchte man die Eigenart und den Adel von Niebuhr's Stil mit moderner Glätte nicht vertauschen. — Seine Römische Geschichte rief auf dem Gebiet der Alterthumsforschung eine noch immer nachwirkende Bewegung hervor. Früher hatte man die Ueberlieferung der älteren Zeit, die Livius wiedergibt, im Wesentlichen als glaubwürdig angenommen. Dann war die Skepsis des 18. Jahrhunderts gekommen und hatte den Glauben zerstört. Die positive Ergänzung dieser Richtung wurde durch N. gegeben, der die Kritik an die Stelle der Skepsis setzte: er wollte nicht zerstören, sondern die Tünche, mit welcher ein altes Bild verdeckt war, sorgsam abheben, damit von neuem Herz und Sinn an seiner Schönheit sich erfreuen möchte. N. war von der Wahrhaftigkeit seiner Darstellung aufs Innerste überzeugt: er wollte sein Leben darauf verwetten und meint, wenn die alten Römer aus ihren Gräbern auferstehen könnten, würden sie als seine Eideshelfer Zeugniß ablegen, daß er ihre Geschichte wahr aufgefaßt, richtiger als Livius und Cicero. Die verschiedensten Angriffe sind gegen diese neue Autorität gerichtet worden: von Seiten der Buchstabengläubigen, welche in N. einen Unheilstifter erblickten, von Seiten der Skepsis im Sinne des vorigen Jahrhunderts, endlich die erfolgreichsten auf dem Felde der Verfassungsgeschichte. Jedoch ist seine Lehre ein Menschenalter hindurch in allgemein anerkannter Geltung geblieben: das vortreffliche 1853 erschienene Geschichtswerk von Schwegler schließt sich ihr in allen Hauptpunkten an. In den nachfolgenden Jahrzehnten wandte sich die Forschung vorzugsweise den von N. vernachlässigten späteren Epochen Roms zu. Der nationale Charakter der Freiheitskriege findet in Niebuhr's Abneigung gegen Alexander und die Cäsaren seinen Ausdruck. Während N. genetisch die Institutionen Roms von Anfang an zu entwickeln sucht, führt der sichere Weg umgekehrt von den beglaubigten Zeiten zu der Vorzeit hinauf. Durch rastlose Arbeit und glückliche Entdeckungen hat sich seitdem der Bestand des Materials vermehrt. Im Großen und Ganzen ist Niebuhr's Darstellung heutigen Tages überholt, in vielen Einzelheiten, namentlich in der Geschichte der älteren Republik, noch immer mustergültig. Der innere

Werth des Buches hängt nicht von der Richtigkeit seiner einzelnen Sätze ab: als Denkmal einer großen Zeit und eines großen Mannes zählt es zu den classischen Werken unserer Litteratur.

In Bonn verlebte N. glückliche Jahre: unter den Professoren der Universität stand er mit Brandis, Näke, Hollweg, Nitzsch, Bleek, Arndt, Welcker in anregendem Verkehr; Freunde wie Stein, Twesten, Pertz, Dahlmann kamen zum Besuch; kleinere Reisen erfrischten ihn. Im Sommer 1828 sah er die Stätten seiner Jugendjahre Kiel und Kopenhagen wieder. Er kaufte Garten und Weinberg sowie ein stattliches Haus am Kölnthor. Freilich war seine Natur zum Genuß des Augenblicks, zur heiteren Muße nicht veranlagt. Der geistreiche Kronprinz, der von Niebuhr's Gedanken- und Wissensfülle bezaubert war, drängte zur Uebersiedlung nach Berlin: noch 1830 wurden langwierige Verhandlungen hierüber gepflogen. Sein rücksichtsloser Freimuth, sein offenes Eintreten für Arndt und andere Patrioten hatten ihm viele Widersacher verschafft. Die reactionäre Partei sah in ihm einen Jacobiner, den Liberalen galt er als Reactionär. „Der Gegenstand seiner unwandelbaren Treue — schrieb Dahlmann in einem schönen Nachruf der Hannoverschen Zeitung 1832 — war das Vaterland seiner Wahl, aber er litt mehr mit ihm, als daß er seiner Rettung und der Vorboten seiner Größe sich freute. Er dachte groß von der Menschheit, aber er glaubte nicht, daß die bessere Zeit darum komme, weil wir sie herbei wünschen; er sah die Menschen an und fand sie mittleren Maßes, die besten ermüdet, sehr geneigt sich zur Ruhe zu setzen, ohne Sorge dafür, woher denn die keuchende Zeit einen Ruheplatz nähme; er hörte näher und näher die gemeine Stimme des Tages, verglich die Idole des Tages mit den Götterbildern, die er in den Staub tritt. Darum graute ihn vor der nachbarlichen Umwälzung, weil er auf Umbildung unter uns nicht hoffte." N. hatte 1829 in seinen Vorlesungen über neueste Geschichte die Wiederkehr einer ähnlichen Bewegung auf absehbare Zeit für undenkbar erklärt. Die Julirevolution strafte ihn Lügen. Der Abfall von Belgien und Polen, die Bewegung in Deutschland versetzten ihn in eine fieberhafte Aufregung, sein vorahnender Geist erblickte den socialen Umsturz vor der Thür. Daß dem zärtlichen Familienvater, der die Jahre 1789—1815 denkend und handelnd durchlebt hatte, die Gefahr am Rhein riesengroß entgegentrat, ist verständlich genug. Aehnliche Kämpfe zu durchleben fühlte er nicht mehr die Kraft in sich. Sie ging auf die Neige: er litt in Bonn an einem Flechtenübel und der Brand seines Hauses in der Nacht des 6. Februar 1830 hatte den überarbeiteten Mann mit der Last, das zerstörte Manuscript der neuen Bearbeitung des zweiten Bandes wieder herzustellen, überbürdet. Den dritten Band der Römischen Geschichte zu vollenden war ihm nicht beschieden: die Herausgabe wird der Pietät Classen's (vier Jahre hindurch Niebuhr's Hausgenosse und Lehrer des Sohnes Marcus N.) verdankt. N. starb an einer Lungenentzündung am 2. Januar 1831, seine Frau gebrochenen Herzens neun Tage darauf. — Ein römisches Grabrelief im Vatican, das Mann und Frau Hand in Hand darstellt, hatte N. einstens durch seine einfache, menschlich rührende Sprache vor anderen berühmten Bildwerken angezogen. Der Kronprinz ließ das Bildniß mit den Zügen Niebuhr's und seiner Gattin durch Rauch's Hand an dem Denkmal wiederholen, das er auf dem Kirchhof zu Bonn dem Andenken des Lehrers und Freundes stiftete. An dem großen Denkmal zu Köln, welches die Rheinlande zur Erinnerung ihrer fünfzigjährigen Vereinigung mit Preußen Friedrich Wilhelm III. errichteten, sind am Sockel die Männer dargestellt, welche um die Erhebung Preußens und die Gewinnung der Rheinlande besondere Verdienste erworben haben. Die Mitte der einen Langseite nimmt Gneisenau ein, ihm zur Linken Arndt und Motz, zur Rechten Niebuhr und A. v. Humboldt. In diese Umgebung gehört N., ein Polyhistor auf

dem Gebiet der historischen Wissenschaften, an Reinheit der Gesinnung ein leuchtendes Vorbild. Er war von kleiner Gestalt, mager, mit scharfen Gesichtszügen, durchdringenden Augen, feiner Stimme.

Seine wichtigsten Schriften sind:

A. „Römische Geschichte". 1. Bd. Königszeit, Berlin 1811, 26^2 (Friedrich Wilhelm III. gewidmet), 28^3. 2. Bd. bis zu den Licinischen Gesetzen 1812, 30^2. 3. Bd. bis 241 v. Chr., 1832. — Berichtigte Ausgabe in einem Bande (I^5, II^4, III^3), 1853. Neue Ausgabe von Isler, 3 Bde., Berlin 1873/74. Französische Uebersetzung von P. de Golbéry, englische von Hare und Thirlwall. Die zahlreiche durch sie hervorgerufene Litteratur führt Schwegler, Römische Geschichte I. 150 ff. auf; vgl. Nitzsch, Annalistik 1 ff.; Treitschke, Deutsche Geschichte II. 63 ff. — „The history of Rome from the first Punic war to the death of Constantine by B. G. N. In a series of lectures including an introductory course of the sources and study of Roman history edited by Leonhard Schmitz", 2 vol., London 1844. Ins Deutsche zurück übersetzt von Gustav Zeiß, Jena 1844/45. „Vorträge über Römische Geschichte, an der Universität Bonn gehalten", herausgegeben von M. Isler, 3 Bde, Berlin 1846—1848. „Vorträge über Römische Alterthümer", herausgegeben von Isler, Berlin 1858.

B. Alte Geschichte. Abhandlungen in den Schriften der Berliner Akademie: „Ueber das Alter des Küstenbeschreibers Skylax", 1810; „Die Geographie Herodot's", 1812; „Der historische Gewinn aus der armenischen Uebersetzung der Chronik des Eusebius", 1819 u. a., wieder abgedruckt in „Kleine historische und philologische Schriften", erste Sammlung, Bonn 1828, zweite Sammlung 1843. „Vorträge über Alte Geschichte", herausgegeben von M. Niebuhr, 3 Bde., Berlin 1847—51. „Vorträge über Alte Länder- und Völkerkunde", herausgegeben von Isler, Berlin 1851.

C. Philologie. „M. Cornelii Frontonis reliquiae", Berol. 1816 (Jäger gewidmet). „Ciceronis orationum pro Fonteio et pro Rabirio fragmenta", Rom 1820 (Pius VII. gewidmet). „Lettre au rédacteur de la biblioteca Italiana", Rom 1820. „Inscriptiones Nubienses", Rom 1820. „Merobaudes", St. Gallen 1823, Bonn 1824. „Ueber die Nachricht von den Comitien der Centurien im 2. Buch Cicero's de rep.", Bonn 1823. „Duplik gegen Herrn Steinacker", Bonn 1823. „Rheinisches Museum für Philologie, Geschichte und griechische Philosophie", 1827 ff. „Corpus scriptorum historiae byzantinae, editio consilio Niebuhrii instituta: Agathias", Bonn 1828. „Dexippi Eunapii etc. frgm." (mit J. Bekker), 1829. „Beschreibung der Stadt Rom von Platner, Bunsen, Gerhard und Röstell; mit Beiträgen von Niebuhr", Stuttgart 1830. „Niebuhr's Brief an einen jungen Philologen, mit einer Abhandlung über Niebuhr's philologische Wirksamkeit von Jacob", Leipzig 1839.

D. Neueste Geschichte. „Nachgelassene Schriften nicht philologischen Inhalts", Hamburg 1842, darin Circularbriefe aus Holland, 1808, Aufsätze aus dem Preußischen Correspondenten (Nachträge gibt Franz Eyssenhardt, B. G. N., ein biographischer Versuch, Gotha 1886) und vermischte Aufsätze. — „Demosthenis' erste Philippische Rede", Hamburg 1805 (im November geschrieben und Kaiser Alexander gewidmet), neuer Abdruck 1831. „Grundzüge für eine Verfassung Niederlands", 1813 geschrieben, Berlin 1852. „Preußens Recht gegen den Sächsischen Hof", Berlin 1814, 2. Aufl. mit Zusätzen 1815. „Ueber geheime Verbindungen im Preußischen Staat und deren Denunciation", Berlin 1815. „Geschichte des Zeitalters der Revolution, Vorlesungen an der Universität Bonn im Sommer 1829 gehalten", 2 Bde., Hamburg 1845.

E. Vermischtes. „Carsten Niebuhr's Leben", Kiel 1817, wiederholt Kl. Schr. I. „Griechische Heroengeschichten, an seinen Sohn erzählt", Hamburg

1842. „El Wakedi's Geschichte", übersetzt von N., herausgegeben von Mordtmann, Hamburg 1846.

Lebensnachrichten über B. G. N. aus Briefen desselben und aus Erinnerungen einiger seiner nächsten Freunde, 3 Bde., Hamburg 1838/39 (Verfasserin Dora Hensler, dazu Mittheilungen von Classen, Bunsen, Brandis, Savigny). — Golbéry, Notice historique sur la vie et les ouvrages de B. G. N., Strasbourg 1831 (Nekrolog in Nouvelle Revue germanique t. VII, Febr. 1831). — Francis Lieber, Reminiscences of an intercourse with N., London 1835 (deutsch übersetzt von Thibaut, Heidelberg 1837). — Münch, Erinnerungen an N. in Bülau's Jahrb. d. Gesch. u. Politik, Januar 1839. — Thibaut, Archiv f. civilist. Praxis XXI, 404. — Classen, B. G. N., eine Gedächtnißschrift zu seinem hundertjährigen Geburtstage, Gotha 1876. — O. Mejer, Eine Erinnerung an B. G. N., Rostock 1867. — E. Nasse, Die preuß. Finanz- und Ministerkrisis 1810 und Hardenberg's Finanzplan, Sybel's Histor. Zeitschr. 1871, XXVI, 282 ff. — O. Mejer, Schön und N., Preuß. Jahrb. 1873, XXXI, 503 ff. Dazu: Aus den Papieren des Ministers v. Schön, Hardenberg's Denkwürdigkeiten und sehr reichhaltig Pertz, Leben Stein's. — O. Mejer, Zur Geschichte der römisch-deutschen Frage, Rostock 1871—74. — R. Schöne, N. über Cornelius, im Neuen Reich 1872, S. 513 ff. — Cornelius, Briefe an N., Lützow's Zeitschr. f. bildende Kunst 1875, S. 337 ff. — Springer, Leben Dahlmann's für die letzten Jahre. — Außerdem Herbst, J. H. Voß; Weinhold, Boie; Perthes' Leben; Denkschrift auf Nicolovius; Erinnerungen des General v. Röder; Arndt, Erinnerungen sowie Wanderungen und Wandlungen mit Frh. v. Stein; Uhde, Erinnerungen aus dem Leben der Malerin Louise Seidler u. a.

Heinrich Nissen.

Niebuhr: Carsten N., berühmter Reisender. Er war geboren zu Lüdingworth im Lande Hadeln, Hannover, am 17. März 1733, ging nach Dänemark und ward in Kopenhagen 1760 Ingenieurlieutenant. Auf Antrieb des Professors J. D. Michaelis in Göttingen entschloß sich zu der Zeit der König Friedrich V., auf seine Kosten eine Reisegesellschaft nach Arabien auszurüsten, um Nachrichten über dieses, damals vielfach noch unbekannte Land zu sammeln. Als Geograph an dieser Reisegesellschaft theilzunehmen ward N. bestimmt. Dieselbe verließ im J. 1761 Kopenhagen und reiste über Konstantinopel, durch Aegypten nach Yemen. Es begab sich indeß, daß sämmtliche Reisegefährten (Cramer, Forskal, Bauernfeind, v. Hagen) außer N. den Beschwerden der Reise erlagen und innerhalb eines Jahres dahinstarben. Der Zweck der Reise wäre verfehlt gewesen, wenn nicht N. die Kühnheit gehabt, die Reise allein fortzusetzen und sämmtliche Arbeiten auf sich zu nehmen. Er kehrte 1767 zurück mit reichem Material versehen und verarbeitete nun dieses in ausgezeichneter Weise. So erschien von ihm seine berühmt gewordene „Beschreibung von Arabien", Kopenhagen 1772, und darauf „Reisebeschreibung nach Arabien und den angrenzenden Ländern", 1774/78, 2 Bde., die ins Dänische, Französische, Englische und Holländische übersetzt worden sind. Es sind Werke, die noch immer einen Werth haben. Ein dritter Band der Reisebeschreibung, enthaltend seine Reise durch Syrien und Palästina, Cypern, Kleinasien und die Türkei ist nach seinem Tode noch von Gloyer und Professor J. Olshausen edirt worden, 1838. Außerdem gab auch N. seines Mitreisenden Forskal Arbeiten heraus: „Descriptiones animalium, quae in itinere orientali observavit", 1775; „Flora Aegyptiaco-Arabica", 1776; „Icones rerum naturalium etc.", 1776. Dazu lieferte er später noch im Deutschen Museum nachträglich eine Reihe von Aufsätzen aus seinen Reisebeobachtungen. — 1768 avancirte er zum Capitän, 1778 trat er in den

Civildienst und ward zum königlichen Justizrath und Landschreiber zu Meldorf in Süder-Ditmarschen ernannt, wo er dann bis an sein Lebensende verblieben. Hier lebte damals der bekannte Boie (A. D. B. III S. 85) und sammelte um sich einen Kreis Gelehrter in lebhaftem Verkehr. N. ward 1808 königlicher Etatsrath, 1809 Ritter vom Danebrog. Das französische Nationalinstitut ernannte ihn 1802 zu seinem Mitglied. Er starb am 26. April 1815. Sein Sohn ist der berühmte B. G. Niebuhr, der auch seines Vaters Leben beschrieben in Kieler Blättern 1816 und separat. Eine classische Biographie.

Kordes u. Lübker-Schröder, Schlesw.-Holst. Schriftstellerlex. s. v.

Carstens.

Niebuhr: Marcus Carsten Nicolaus v. N., preußischer Staatsmann, geb. am 1. April 1817 in Rom, † am 1. August 1860 in Oberweiler. Sohn des Geschichtsforschers Barthold Georg N., seit 1816 preußischen Gesandten beim päpstlichen Stuhle, verlebte er die Kindheit in Rom und seit 1823, nach des Vaters Uebersiedelung, in Bonn. Er besuchte das Gymnasium in Lübeck, studirte in Kiel, Bonn, Halle und Berlin die Rechte sowie die Staatswissenschaften und bestand mit Auszeichnung die ersten Staatsprüfungen. Nach längeren Reisen in England, Belgien und Frankreich wurde er als Hülfsarbeiter im preußischen Ministerium der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten angestellt. Seine ersten Schriften bestanden in einem „Beitrag zur Feststellung der Urtheile über die heutige Gestalt des Bankwesens“ (Heidelberg 1846); „Bankreform und Bankrevolution“ (Berlin 1846) und einer Reihe von Aufsätzen über preußische Finanzverhältnisse in Rau's und Hanssen's „Archiv der politischen Oekonomie“. Auch gab er aus dem Nachlasse seines Vaters heraus „Heroengeschichten“ (Hamburg 1842), „Vorlesungen über Geschichte des Zeitalters der Revolution“ (Hamburg 1845) und die die alte Geschichte umfassende Abtheilung der „Historischen und philologischen Vorträge“ (3 Bde., Berlin 1847—51), später auch die „Grundzüge für die Verfassung Niederlands“ (Berlin 1852). Nach den Märztagen von 1848 schloß er sich eng an die conservative Partei in Preußen und förderte eifrig deren Presse, namentlich als Mitarbeiter der Kreuzzeitung in Berlin und (1848 und 1849) als Redacteur des „Magdeburger Correspondenten“. In dieser Stellung gerieth er in einen nicht zu seinen Gunsten endenden Streit mit v. Unruh, früherem Präsidenten der preußischen Nationalversammlung. 1850 zum Regierungsrath ernannt, wurde er vom Könige, dessen Gunst er sich schon von Jugend an zu erfreuen hatte, mit einer diplomatischen Sendung betraut. Es handelte sich darum, in letzter Stunde den Krieg mit Oesterreich zu vermeiden, ohne die Forderung erfüllen zu brauchen, schleunigst die Etappenstraße in Kurhessen zu räumen. Zu dem Zweck sollte hier rasch eine solche Wendung bewirkt werden, daß die Hülfe des im Wiedererstehen begriffenen Bundestags unnöthig erschien. Als einziges Mittel hierzu hatte Fürst Schwarzenberg in Berlin den Fall bezeichnet, daß der in Wilhelmsbad bei Hanau residirende Kurfürst mit eigenen Truppen seine Autorität in Kassel herstelle, und hinzugefügt, derselbe habe sich Oesterreich verpflichtet, nicht eher dorthin zurückzukehren, bis das Volk oder die Stadt Kassel ihn bedingungslos darum werde gebeten haben. Als die dortigen Stadtbehörden sich hierzu nicht abgeneigt zeigten, verschärfte Hassenpflug aus Besorgniß vor einem fortan glatten Verlauf der Dinge die Bedingung dahin, daß mit jener Bitte die Zusage der Befolgung der Septemberverordnungen verbunden werde. Der Stadtrath lehnte dies dem vom Ministerium Manteuffel gesandten Geheimen Regierungsrath Delbrück gegenüber ab, weil er damit seine Ueberzeugung, sein und des Landes bisheriges Verhalten zu desavouiren glaubte. Gleichwol stellte N., der vom König zunächst zum Kurfürsten gesandt war, am 28. November dem Stadtrathe von Kassel dasselbe Verlangen mit dem Bemerken,

ohne die verschärfte Bedingung könne der Kurfürst wegen seiner Verpflichtung gegen den Bundestag nicht zurückkehren, im Falle der Ablehnung aber werde folgenden Tags der Krieg ausbrechen und Hessen der Schauplatz werden. Dieses Verhalten Niebuhr's widersprach dem Manteuffel's, der am 27. November obige einfache Bedingung für genügend erklärt hatte. Der Stadtrath ließ sich nicht wankend machen, worauf N. eine von demselben an den Kurfürsten beschlossene Vorstellung als ungenügend bezeichnete, seine Sendung aber war mißglückt. 1851 wurde N. Cabinetssecretär des Königs mit dem Titel eines Geheimen Regierungsraths. In dieser Stellung ist er bis 1857 von bedeutendem Einflusse auf die Gestaltung der staatlichen und kirchlichen Verhältnisse Preußens gewesen. Er suchte, unabhängig vom Ministerium Manteuffel, die conservativen Interessen im Sinne der Rückschrittspartei zu fördern und glaubte, daß Preußen in einer Anlehnung an Rußland eine Stütze gegen revolutionäre Bestrebungen in der deutschen Frage sowie gegen den Liberalismus im Innern finde. Als der Wunsch seiner Partei nach Umgestaltung der Verfassung von 1850 im Sinne ständischer Grundsätze und Formen 1851 in bestimmten, dem Könige unterbreiteten Vorschlägen Gestalt gewonnen hatte, sandte dieser im Februar 1852 N. nach London, um dieselben Bunsen zur Begutachtung vorzulegen. Diesem gegenüber hatte N. schon zuvor brieflich sich dahin ausgesprochen, Hauptziel der Regierung sei die Rettung der neben der geschriebenen Verfassung bestehenden ungeschriebenen Verfassung; die corporativen Freiheiten der Provinzen, Kreise, Städte, Landgemeinden sowie „Beseitigung aller Bestimmungen, welche ein festes und fertiges Regiment unmöglich machen und den Kammern das Streben nach Omnipotenz einpflanzen“. Aber auch diese Sendung Niebuhr's mißglückte, nachdem Bunsen sich in scharfem Gegensatze zu jenen Vorschlägen und dahin ausgesprochen hatte, daß Niebuhr's Sendung ihn „einen schreckhaften Blick“ in die Pläne habe thun lassen, in welche die nächste Umgebung den edlen Monarchen zu ziehen suche. Zurückgekehrt erhielt N. den rothen Adler- und den Hohenzollern-Hausorden. Auch zahlreiche außerpreußische Orden wurden ihm mit Rücksicht auf seine Stellung zutheil. 1854 erfolgte seine Ernennung zum Cabinetsrath und zum Mitgliede des Staatsraths. Daran schloß sich auf seinen Wunsch die Erhebung in den Adelstand. Nach Reumont hat N. „durch sein hitziges Wesen der Erregung des Königs bedenklichen Vorschub geleistet und zum Befestigen gewisser Tendenzen in dessen späteren Regierungsjahren beigetragen“. Derselben Meinung war Minister Manteuffel, als er 1856 den Wunsch aussprach, N. möge den König nach Marienbad nicht begleiten, da er aufregend auf denselben wirke. In den Abendgesellschaften des Königs soll N., wie dessen Vorleser Schneider und A. v. Reumont berichten, A. v. Humboldt rücksichtslos zu widersprechen geliebt haben. Als Vertreter für Westhavelland gehörte er dem Abgeordnetenhause der dritten Legislaturperiode während der ersten Session (November 1852 bis Mai 1853) an. Hier trat er hauptsächlich (10. Februar 1853) für den Gesetzentwurf über eine zweijährige Berufung der Kammern mit der Behauptung auf, im Osten der Monarchie sei die Abneigung gegen das parlamentarische Wesen allgemein, weil man den Ursprung der Verfassung von der Märzbewegung von 1848 nicht trennen könne. Am 4. November 1853 legte er das Mandat nieder. 1855 übernahm er mit General v. Wedell eine diplomatische Sendung nach Paris. Es war ein schwerer Schlag für ihn, daß 1855 diplomatische Actenstücke, welche ihm und dem General v. Gerlach anvertraut waren, durch den früheren Polizeibeamten Techen entwendet wurden. Dieser gab in der gerichtlichen Untersuchung am 30. Januar 1856 zu, längere Zeit als geheimer Agent des Ministers v. Manteuffel N. und die Gebrüder v. Gerlach in Potsdam überwacht zu haben und durch deren Bediente wichtige Papiere haben entwenden oder abschreiben lassen, welche er dann an

Manteuffel abgeliefert habe. Die Sache wurde um so peinlicher, als am 17. März 1856 in einem Flugblatte diese Angaben unter schweren Beschuldigungen gegen N. und v. Gerlach veröffentlicht und der frühere Chef der geheimen Polizei, Seiffart, wegen der Verbindung mit Techen gerechtfertigt wurde (Weserzeitung Nr. 3821). Es folgte eine Erklärung der Kreuzzeitung zum Schutze Manteuffel's, welche vom „Preußischen Wochenblatte“ (1856, S. 156) als unpassend bezeichnet wurde. Einige der entwendeten Briefe waren bei der französischen Gesandtschaft in Berlin verwerthet. Die Aufregung über diese auch im Abgeordnetenhause zur Sprache gebrachten Vorgänge und der Schmerz über die schwere Erkrankung des Königs zogen N. im Herbst 1857 ein den Geist umnachtendes Gehirnleiden zu. Bald darauf erschien sein Werk „Assur und Babel“ (Berlin 1858), in welchem er die Uebereinstimmung der bezüglichen neueren Forschungen mit der Bibel nachzuweisen suchte. — N. war vermählt mit einer Tochter des Generals v. Wolzogen auf Kalbsrieth.

Nekrolog in A. Allg. Ztg. 1853 Nr. 294, 299; 1855 Nr. 39 B.; 1856 Nr. 89 B.; 1860 Nr. 224 Beil. — Briefe von A. v. Humboldt an Varnhagen a. d. J. 1827—58 (Leipz. 1860). — Chr. K. J. v. Bunsen's Briefe, her. v. Nippold, Bd. III (Leipz. 1871), S. 245—252. — Schneider, Aus meinem Leben, Bd. II (Berl. 1879), S. 245, 251. — v. Unruh, Erinn. a. m. Leben in Deutsche Revue (Leipz. 1881, 4. Q.). — Memoiren Stieber's, her. v. Auerbach (Berl. 1883). — Wagener, Erlebtes, Abth. 1 (Berl. 1884), S. 66. — Reumont, Aus K. Fr. W.'s ges. u. krank. Tagen (Leipz. 1884), S. 147 u. 373. Wippermann.

Niederhofer: Andreas N., Kupferstecher, von welchem blos bekannt blieb, daß er um Mitte des 18. Jahrhunderts zu Prag lebte, viel beschäftigt war und namentlich bis 1782 zum vierten Bande der „Böhmisch und mährischen Gelehrten und Künstler“ 26 Stiche lieferte. Ihre Reihenfolge ist: „Das Monument des berühmten k. k. Astronoms Tycho Brahe“ in der Prager Teinkirche — als Titelblatt — die Bildnisse des „Johann v. Holleschau“, des „Ritters Joh. v. Hodiegowa“, des „Erzbischofs Ant. Brussius v. Müglitz“, des „Sixtus v. Ottersdorf“, des „Bautzner Domdechants Joh. Leisentritt“; weiter folgen „Tycho Brahe“, der Paulaner „Joh. Lalemandet““, die Prämonstratenser „Alois Hackenschmied“ und „Andreas Fromm“, der Augustiner Chorherr „Ant. Lublinsky“, „Christian Aug. Pfalz v. Ostritz“, der Jesuit „Jakob Kresa“, „Alexander Schamsky“, die Prämonstratenser „Thaddäus Schwaiger“ und „Chrysostom Taborsky“, die Benedictiner „Magdonaldus Ziegelbauer“ und „Oliverus Legipontius“, Domherr „Joh. Thom. Berghauer“, Jesuit „Joh. Klein“, „Bonaventura Pitter, Abt von Raygern“, „Med. Dr. Jos. Thaddäus Klinkosch“, der Mathematiker „Jos. Stepling“, der Dominicaner „Joh. Qualbert Reidlinger“, der Prämonstratenserchorherr „Evermod Ruschitschka“, schließlich der berühmte Tonkünstler „Jos. Mysliwecek“. — Diese Stiche, im Werthe nicht durchweg gleich, zeigen weniger Schulung wie talentvolle Autopsie, darum auch den sichtlichen Kampf mit der Technik. Wohlgelungene Bildnisse in sorgfältiger Ausführung wechseln sonach mit minder gelungenen. Jedenfalls aber zählt N. unter die beachtenswerthen Vertreter der graphischen Kunst in jener, an wahrer Kunst armen Zeitperiode Böhmens.

Dlabacz, Allg. histor. Künstl.-Lex. f. Böhmen. — Nagler, N. allg. Künstl.-Lex. — Tschischka, Kunst u. Alterth. im österreichischen Kaiserstaate. Rud. Müller.

Niedermayer: Andreas N., Kunsthistoriker, stammte, geb. am 11. October 1835 zu Niederviehbach in Altbaiern, aus einer einfachen Bauerfamilie, studirte in Metten und Regensburg, wurde Priester 1858, erweiterte seine kunsthistorischen

Kenntnisse an den Universitäten zu München und Würzburg und ging dann 1860 nach Frankfurt, um sich unter Joh. Fr. Böhmer's Leitung der historischen Forschung zuzuwenden. Schon 1856 erschien sein kleines, durchweg neues Material aus bisher unbeachteten Quellen bietendes Buch „Zur Kunstgeschichte der Diöcese Regensburg", welchem die Beschreibung der Dominicanerkirche in Regensburg und die schöne Arbeit über „Künstler und Kunstwerke der Stadt Regensburg" (1857) folgten. Als Frucht seines Münchener Aufenthaltes entstand die Monographie über „Das Mönchthum in Bajuwarien in den römischen, agilolfingischen und karolingischen Zeiten" (1859); in Würzburg verfaßte er die „Kunstgeschichte der Stadt Wirzburg", 1860 (2. Ausgabe 1864, Freiburg). Die Lust, die Welt zu sehen und sein scharf beobachtendes Auge an allen Verhältnissen zu üben, trieb ihn 1861 zu einer längeren Reise nach England, Holland, Belgien, Frankreich und Italien. Nach seiner Rückkehr im September 1862 wurde N. Caplan an der Deutschordens-Commende zu Sachsenhausen und 1867 Administrator. In dieser behaglichen Ruhe wendete er sich der Publicistik zu und veröffentlichte auf Grund seiner Erfahrungen viele kleine Schriften über die wichtigsten Tagesfragen und Angelegenheiten des Lebens in Kirche, Staat und Gesellschaft. Er hatte das Talent, einen Gedanken oder eine Reihe von Ideen, welche ihn heute lebhaft ergriffen, augenblicklich in Brochürenform mit einer den Leser fesselnden Darstellungsgabe breitzuschlagen, so z. B. über die Deutschen in Paris (1862) über Pauperismus und die Mittel demselben zu steuern, über „das Concilium in Baltimore" (1867); dazu gehört auch das anmuthende Lebensbild der edlen „Frau Schöff Brentano" (1869). Schließlich neigte er wieder zu archivalen Forschungen und beschloß, auf Anregung des Deutschordensmeisters Erzherzog Wilhelm, eine urkundliche Geschichte der Frankfurter Commende abzufassen, starb aber schon am 17. Januar 1872, vor Vollendung seines Manuscripts. Sein von Eduard v. Steinle gezeichnetes Porträt wurde photographisch vervielfältigt.

Vgl. Nekrolog im 20. Bande der Verhandlungen des Histor. Vereins von Oberpfalz u. Regensburg, 1872, S. 446 ff. u. Hülskamp in Nr. 112 d. Literar. Handweisers, 1872, S. 33 ff. — Kehrein 1868, I, 306 ff.

Hyac. Holland.

Niedlich: Johann Gottfried N., Zeichner und Maler, geb. den 5. September 1766 zu Berlin, † daselbst den 12. August 1837. Er besuchte als Schüler Rode's und des Hofmalers Frisch die Akademie seiner Vaterstadt und wurde im J. 1789 als Lehrer an der dortigen Zeichenschule angestellt. Zu seiner weiteren Ausbildung begab er sich nach Italien, von wo er nach fünfjähriger Studienzeit (1795—1800) in die Heimath zurückkehrte. 1801 zum Professor und Mitglied des Senats der Akademie der Künste ernannt, übernahm er seit 1821 die Leitung des Zeichenunterrichtes an derselben mit besonderer Rücksicht auf die Ausbildung seiner Schüler im Ornamentzeichnen. Er malte in den Jahren 1800—1824 eine Reihe von Oelbildern, meist Darstellungen aus der griechischen Mythologie, ferner im Concertsaale des von C. H. Langhans 1800 bis 1802 erbauten und im J. 1818 durch Brand zerstörten Nationaltheaters schwebende Musen, Bacchanten und Tänzerinnen, lebensgroße Figuren in Leimfarben ausgeführt, sowie mehrere Plafondmalereien im königlichen Schlosse zu Potsdam (1802). Sein Hauptverdienst beruht in der Lehrthätigkeit und in seinen erfolgreichen Bestrebungen zur Hebung der Zeichenkunst.

Vgl. Museum, Blätter für bildende Kunst. Herausgegeben von Dr. F. Kugler. 5. Jahrg., Berlin 1837, S. 277. (Nekrolog von C. Fr. Hampe.)

v. Donop.

Niedling: Johannes N., geb. im J. 1602 zu Sangerhausen, ward im J. 1626 Lehrer am Gymnasium in Altenburg und starb hier am 14. Februar

1668. Er hat unter anderen Werken ein „Lutherisches Handbüchlein, das ist Morgen- und Abendsegen u. s. f.", in Altenburg erschienen, deshalb gewöhnlich „Altenburger Handbüchlein" genannt (4. Ausgabe 1655, 5. Ausgabe 1662), herausgegeben, in welchem sich auch geistliche Lieder von ihm selbst befinden, welche theilweise eine weitere Verbreitung gefunden haben.

Wetzel, Hymnopoeographia II, S. 245 f. — Rotermund zum Jöcher V, Sp. 702 f. — Ueber Lieder von ihm vgl. Fischer, Kirchenliederlexikon, 2. Hälfte, S. 461[a]. l. u.

Niedner: Christian Wilhelm N., hervorragender Kirchenhistoriker des 19. Jahrhunderts. N., Sohn eines sächsischen Pfarrers, geb. am 9. August 1797 zu Oberwinkel bei Waldenburg, in frühester Jugend nach Hartenstein im sächsischen Erzgebirge, wohin der Vater versetzt war, verpflanzt. Nachdem er in Altenburg (?) das Gymnasium absolvirt, bezog er die Universität Leipzig, um Theologie zu studiren. 1826 habilitirte er sich in Leipzig zunächst in der philosophischen Facultät, 1828 wurde er Baccalaureus der Theologie. Auf der Schulbank, als Student und Docent der ältere Studienfreund von Karl Hase (Jena). Nach dem Tode seines Lehrers H. G. Tzschirner gab N. den ersten Band des von demselben hinterlassenen Werkes „Der Fall des Heidenthums", Leipzig 1829, heraus. Den zweiten Band, der unvollendet geblieben war, mochte N. selbständig nicht vollenden. Nachdem N. 1829 Professor extraordinarius geworden, trat er 1838 als ordentlicher Professor in die theologische Facultät in Leipzig ein. Dasselbe Jahr wurde er Doctor der Theologie. Gleichzeitig erschien: „Philosophiae Hermesii Bonnensis nov. rerum in Theologia exordii explicatio et existimatio" (Leipzig 1838/39). Außer den Vorlesungen über Kirchengeschichte, welche bald wegen ihrer fast unglaublichen Gelehrsamkeit die akademische Jugend anzogen, las N. Dogmengeschichte, als Geschichte der Philosophie und Theologie christlicher Zeit. Auch über Geschichte der alten Philosophie und Geschichte der neueren Philosophie seit Kant hielt er Vorlesungen. Seinen Zuhörern händigte er für jede Vorlesung sorgfältig durchgearbeitete Compendien ein, welche er als Manuscript auf eigene Kosten hatte drucken lassen. Dieselben haben einen bleibenden Werth. Auch leitete er das historisch-theologische Seminar und hielt Examinatorien über Kirchengeschichte. Außer dieser speciellen Universitätswirksamkeit übernahm N. nach Professor Illgen's Tode (1844) das Präsidium der von Illgen gegründeten historisch-theologischen Gesellschaft und die Herausgabe der Zeitschrift für historische Theologie. Die Jahrgänge 1845—65, Heft 1 sind von N. redigirt. 1846 entschloß sich N. nach längerem Zögern, sein Lehrbuch „Geschichte der christlichen Kirche" herauszugeben. In diesem Buch tritt einem das immense Wissen Niedner's zunächst entgegen. Aus den Quellen hat er die minutiösesten Specialstudien gemacht und diese in selbständiger und scharfsinniger Weise zu einem Ganzen verbunden. N. beherrscht nicht nur die gesammte theologische Litteratur der Kirchenväter, des Mittelalters und der Neuzeit, sondern ist gleicher Weise mit staunenswerther Akribie in allen philosophischen Systemen des Alterthums wie der Neuzeit zu Haus. Mit strengster Objectivität sucht er das innerste Wesen jeder Persönlichkeit darzulegen. Ueber der Menge der Einzelforschung ist der Faden des Ganzen niemals außer Acht gelassen. Freilich muß Niedner's Sprache erst gelernt werden. Er schreibt meist in Abstracten. Die Terminologie ist eine ganz eigenartige, oft schwer verständliche. Mit Recht hat man N. einen Geschichtsforscher, aber keinen Geschichtsschreiber genannt. Seiner theologischen Ueberzeugung hat N. einen prägnanten Ausdruck in der Rede gegeben, welche er am 17. Februar 1846 bei der akademischen Gedächtnißfeier von Luther's 300jährigem Todestage gehalten. In dieser spricht er sich sehr bestimmt über die beiden Principien des Protestantismus aus. Im entschiedenen Gegensatz zu David Strauß und Baur stehend, ist er

nicht minder der confessionell-lutherischen Partei abgeneigt. N. will der zu seiner Zeit herrschenden Vermittlungstheologie (Nitzsch, Dorner, Liebner) zugerechnet werden. In kirchenpolitische Kämpfe einzutreten war nicht seine Art. Er blieb der stillen gelehrten Forschung ergeben. Dieser entstammt die Monographie: „De subsistentia τῷ θείῳ Λόγῳ apud Philonem tributa", Leipzig 1848. Aufs mächtigste ergriff den seinen Studien und Schülern allein lebenden Gelehrten die Revolution von 1848. Gefahr besorgend für seine die seltensten Quellenwerke enthaltende Bibliothek schloß er sich einem ultra-demokratischen Club, von dem er Schutz begehrte, an; vertauschte seine an einem freien Platz gelegene Wohnung mit einem Hoflogis, in welchem er sich sicherer fühlte und schloß sich, eine Ferienreise fingirend, in seinem Zimmer ein, einmal um trotz der Zeitstürme seinen Studien ungestört leben zu können, dann aber um der immerfort wachsenden Schaar von Bettlern zu entgehen, deren er sich in seiner Gutmüthigkeit nicht mehr erwehren konnte. Als dann 1850/51 der Universität Leipzig infolge ihrer theilweisen Opposition seitens der königlich sächsischen Staatsregierung eine scharfe Zurechtweisung zu theil wurde, fühlte sich N. verstimmt. Freiwillig legte er seine Professur nieder und siedelte nach Wittenberg über. Anfänglich leistete er sogar auf irgendwelche Pension Verzicht; diese wurde ihm dann durch Minister v. Falkenstein förmlich aufgenöthigt. In Wittenberg lebte er ganz zurückgezogen unter seinen Büchern, allein die Herausgabe der Zeitschrift für historische Theologie beibehaltend. Schon nach Neander's Tode 1850 war an N. für den Berliner Lehrstuhl für Kirchengeschichte gedacht worden, aber erst 1859, nachdem Lehnert als Generalsuperintendent nach Magdeburg gegangen war, wurde N. als ordentlicher Professor und Consistorialrath nach Berlin berufen. Hier sammelte er einen großen Hörerkreis um sich, darunter eine Anzahl solcher, die ernste historische Studien beginnen wollten. Nur sechs Jahre durfte N. vollkommen befriedigt, mit altem Eifer und neuem Erfolg hier wirksam sein. Einem Fußleiden, welches er anfänglich unbeachtet gelassen, erlag er am 13. August 1865. Ueber seinem Grabe auf dem Dorotheenstädtischen Kirchhof in Berlin haben dankbare Schüler ihm einen Denkstein errichten lassen. Nach seinem Tode ist sein Lehrbuch der Kirchengeschichte in zweiter Auflage 1866 erschienen. N. war ein Mann von kindlicher Frömmigkeit, von großem Wohlwollen gegen Jedermann, vor allem gegen seine Studenten, von unbeugsamem Fleiß. Man behauptet, er habe zeitweise immer nur die zweite Nacht geschlafen, einen Spaziergang gönnte er sich nicht, „auch Zeit zum heirathen habe er nicht gehabt". Bei der umfassendsten Büchergelehrsamkeit kannte N. die wirkliche Welt doch wenig. Ist August Neander der Kirchenvater des 19. Jahrhunderts genannt worden, so könnte man N. als Scholastiker unserer Zeit bezeichnen. O. v. Ranke.

Niedt: Friedrich Erhardt N., ein bedeutender Musiktheoretiker des 17. bis 18. Jahrhunderts, soll nach Walther's Musiklexikon in Thüringen geboren sein. Um 1700 lebt er als Notarius in Jena, geht bald darauf nach Kopenhagen und tritt dort als Componist und Theoretiker auf, hatte aber durch seine freigeistigen Ideen viele Verfolgungen zu erleiden, bis er im J. 1717 starb. Mattheson in Hamburg interessirte sich für den Schriftsteller lebhaft und gab auch seine nachgelassenen sowie die früheren Werke in zweiter Auflage heraus, doch hat er uns trotz seiner sonstigen Schreibseligkeit nichts von Niedt's Leben mitgetheilt. Die damalige Musiklehre hatte mit den Fortschritten in der Composition nicht Schritt gehalten. Die Theoretiker beharrten eigensinnig auf den Lehren früherer Jahrhunderte, und wenn sie etwas über die Behandlung des Generalbasses sagten, so waren dies so geringe Anweisungen, daß die praktische Uebung das beste thun mußte. Die alten Tonarten hatten in der Praxis der Dur- und Molltonleiter weichen müssen, die einstigen strengen Gesetze über die

Stimmenführung waren durch die Erkenntniß des Dreiklanges und Septimenaccordes nebst ihren Umkehrungen verwischt, die reine Gesangsmusik hatte ihre Alleinherrschaft eingebüßt und der Sologesang mit Begleitung, sowie die reine Instrumentalmusik wurden mit Vorliebe betrieben. Man suchte nach Formen und Vorbildern und die Theoretiker gaben darauf stets nur mit ihren alten, nicht mehr zupassenden Lehren Antwort. Mattheson, der hauptsächlichste Verfechter der Neuerungen, der zeitlebens ein scharfes Gemetzel gegen die Anhänger des Alten führte, fand in N. einen Gleichgesinnten und trotz seiner Eitelkeit, die schwer jemanden neben sich aufkommen ließ, war er doch klug genug den Verbündeten in jeglicher Weise zu unterstützen. Daher die für Mattheson so merkwürdige Erscheinung, daß er Werke eines anderen für werth hielt, sie selbst von neuem herauszugeben. N. hat vom musikalischen A B C-Buch ab bis zur Composition seine Lehren in Büchern niedergelegt, die alle in Hamburg erschienen. Sein erstes Werk kam 1700 heraus und behandelt die Lehre vom Generalbaß; diesem folgte 1706 der zweite Theil, der von der Composition von Instrumentalwerken handelt, während der dritte, erst nach seinem Tode 1717 erschienene sich mit der Composition von Gesangswerken beschäftigt. Jedem der Theile sind zahlreiche Musikbeispiele beigegeben, die zwar sowenig wie Mattheson's Compositionen einen hohen musikalischen Werth haben, doch als Anleitung für Schüler vollständig ihren Zweck erfüllen. 1708 sollen in Kopenhagen auch sechs Suiten für Oboen und Violinen, „Deutscher Franzos" betitelt, herausgekommen sein, doch hat sich bis jetzt noch kein Exemplar gefunden, während die theoretischen Werke vielfach auf unseren öffentlichen Bibliotheken vorkommen, wie in Berlin, Wien &c. Der Kampf zwischen den Verfechtern der alten Lehre und denen, die der Zeitströmung Rechnung trugen, dauerte noch bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts und legte sich dann hauptsächlich durch die Entwickelung der Harmonielehre. Dies war ein Feld, durch die Franzosen angeregt, welches bald alle tüchtigen Köpfe in einem Maße beschäftigte, daß der alte Streit darüber vergessen wurde, freilich nur um modernen Streitigkeiten das Feld zu räumen.

Rob. Eitner.

Niehenck: Georg (Vitus Heinrich) N., geb. zu Rostock als Sohn eines Kaufmanns am 14. December 1714, studirte seit 1733 daselbst, wurde Haus- und Privatlehrer, promovirte 1747 zum Magister artium und war seit 1752 Prediger und Diaconus zu St. Nicolai, † am 8. März 1795. Er schrieb eine Reihe Aufsätze zur Geschichte der Rostocker Reformation, der Kirchen, Prediger und Gelehrten, die zum Theil der durch sie erhaltenen Nachrichten wegen Werth haben. Nach E. J. F. Mantzel's Tode setzte er dessen „Etwas von gelehrten Rostock'schen Sachen" mit zwei Stücken 1746 und 1747 fort. Seine Schriften s. bei Meusel und vollständig in Krey's „Andenken" V, S. 63. Ein Verwandter war der am 23. Mai 1680 in Rostock geborne Diakonus (N.) der dortigen Marienkirche, † am 16. Februar 1738. Krause.

Niehoff: Nicolaus N., ein Kölner Orgelbauer, der 1572 eine neue Orgel für den dortigen Dom anfertigte. Im J. 1600 ist dieselbe bei einer Ueberfluthung des Rheines durch Eindringen des Wassers stark beschädigt worden, so daß der Meister eine „Renovation" vornehmen mußte. Ein Sohn desselben war wol „Jacob Nyhoff", der einen weitverbreiteten Ruf in seinem Kunstfache besaß. 1616 begab er sich nach Würzburg, wo ihm das Domcapitel eine neue Orgel in Auftrag gegeben hatte. Vor der Abreise reichte er am 19. März des genannten Jahres beim Kölner Rath eine Bittschrift ein, daß ihm sein Bürgerrecht bewahrt bleibe, wenn er auch erst nach Jahr und Tag zurückkehren würde.

Merlo, Nachr. v. Köln. Künstl. — Rathsverhandlungen.

J. J. Merlo.

Niëllius: Karl N., dessen Vater im 16. Jahrhundert zu Antwerpen mit großer Kühnheit als Prediger der Reformation auftrat, gehört zu den bedeutendsten Predigern des Remonstrantismus. 1604 kam er aus Köln, wo er bei der Kreuzgemeinde gestanden hatte, nach Utrecht und trat dort die Predigerstelle bei der wallonischen Gemeinde an, in welcher er, von Allen, besonders auch vom Magistrate hochgeachtet, mehrere Jahre rühmlich wirkte. Bald nahm er auch Antheil an den remonstrantischen Streitigkeiten und trat 1615 als Vertheidiger Simon Goularts beim Consistorium der wallonischen Gemeinde zu Amsterdam auf, als dieser Prediger sich öffentlich zur Lehre von der allgemeinen Gnade bekannt hatte und daher suspendirt war. Seine Fürsprache war aber umsonst. Als zwei Jahre später den Remonstranten von Goulart's Nachfolger, Fabricius de la Bassecour, der Vorwurf des Landesverrathes und des Jesuitismus gemacht ward, trat N. ihm kräftig entgegen mit einer derben Streitschrift „Vérification contre Bassecour", 1618. Vor die Dordrechter Synode zur Verantwortung citirt, vertheidigte er die remonstrantische Sache kräftig und furchtlos, und nachdem er schon im Februar 1619 vom Utrechter Magistrate seiner Stelle entsetzt war, erfolgte am 6. Juli seine Verbannung nach Waalwyk. Dort nahm er an den Zusammenkünften zum Schutze der remonstrantischen Angelegenheiten bald als Assessor, bald als Präses Theil, blieb auch ferner dort, den Wünschen seiner Parteigenossen gemäß, um nebst den drei ernannten Directoren im Auslande die Ordnung der Gemeindeangelegenheiten zu besorgen und erhielt 1620 nebst Lomannus den Auftrag, die in Holstein angebotene Gelegenheit zur Stiftung einer remonstrantischen Gemeinde zu prüfen. Seit 1621 Director für die inneren Angelegenheiten, fand er auf einer Rundreise an Johann Foklet, welcher sich für einen eifrigen Remonstranten ausgab, seinen Judas, auf dessen Anzeige er mit Poppius im Januar 1623 zu Harlem verhaftet und im Mai zu lebenslänglichem Gefängnisse nach Loevesteyn geführt ward. Poppius starb dort schon im folgenden Jahre. N. aber und fünf andere Prediger brachten daselbst acht bange Jahre unter strenger Bewachung zu. Aus Gewissenhaftigkeit schlug er mehrere Vorschläge zur Flucht aus. Als seine Mitgefangenen ihn aber überzeugt hatten, er habe nur versprochen, keinen Versuch dazu bei den täglichen Spaziergängen, welche ihnen erlaubt waren zu machen, nicht aber überhaupt keine, gelang es ihnen am 19. Juli 1631 zu entfliehen. Sogleich trat er wieder im Dienste der Remonstranten auf und war seit den 1. März 1632 an der Gemeinde zu Amsterdam angestellt. Dort erwarb er sich hohe Achtung. Bald war ihm die Visitation der Kirchen, bald die Aufsicht und Unterweisung der remonstrantischen Studenten anvertraut. Noch 1652 finden wir ihn auf der großen remonstrantischen Versammlung. Nach diesem Jahre erscheint er nicht weiter; er muß aber vor 1659 gestorben sein, da seine Wittwe in diesem Jahre ein Jahrgeld von 200 Gulden erhielt. Ist er auch als Schriftsteller nicht aufgetreten, so hat die remonstrantische Sache umsomehr seiner praktischen Wirksamkeit zu danken.

J. Tideman, De remonstr. broederschap. — Wagenaar, Vaderl. hist. d. X, und Glasius, Godgel. Nederl. J. C. van Slee.

Nielsen: Nicolaus Johann Ernst N. war geboren am 19. April 1806 in der holsteinischen Stadt Rendsburg. Er besuchte das vaterstädtische Gymnasium unter dem Rector Cramer, der sich zu den Herrnhutern hielt, wie auch die Eltern Nielsen's. Von Kindheit an war nur der Gedanke sich dem geistlichen Stande zu widmen, wie auch der ältere Bruder dazu bestimmt worden. Er studirte demnach Theologie seit 1826 in Kiel und später in Berlin unter Schleiermacher und Neander. Im J. 1830 bestand er mit rühmlicher Auszeichnung das theologische Amtsexamen und kam in das Haus des Dr. Klaus

Harms in Kiel, als Hauslehrer für dessen jüngsten Sohn. 1832 ward er gewählt zum Pastor im Dorfe Sarau in Holstein und hat hier eine reich gesegnete pastorale Wirksamkeit gehabt. Während seines dortigen Amtes gab er die Predigtsammlungen: „Die Seligpreisungen des Herrn in neun Predigten" 1838 und „Die sieben Sendschreiben der Offenbarung Johannes in acht Predigten" 1840 heraus, welche die Aufmerksamkeit auf den reichbegabten Prediger lenkte. In der Vorrede zu der letzteren sagt der Verfasser, daß er durch diese Predigten vorzüglich zur Erweiterung des Gemeindebewußtseins habe mithelfen wollen. Es heißt dort: das ist es wovon ich erst das Heil der evangelischen Kirche erwarte, daß das christliche Leben zugleich ein kirchliches werde und wir Alle im vollsten Sinn erkennen, daß wir Gemeindeglieder sind. Kein Kirchenthum ohne Christenthum, aber auch wenige lebendige Einzelne ohne lebendige Gemeinschaft. Dazu suchte er auch beizutragen durch seine Adventsbriefe, die er alljährlich am Anfang des Kirchenjahres an seine Gemeindeglieder aussandte. 1840 ward er nach der Stadt Schleswig berufen, als Pastor an der Friedrichsberger Kirche daselbst und zugleich zum Propst der Kirchenpropstei Hütten und zweites geistliches Mitglied der schleswig-holsteinischen Regierung und des Oberconsistoriums auf Gottorff. 1841 erhielt er das Ritterkreuz des Danebrogordens und 1847 den Titel Oberconsistorialrath. Er übte auch hier eine reich gesegnete pastorale Wirksamkeit und predigte namentlich stets vor überfüllter Kirche. Bei der Erhebung der Herzogthümer Schleswig-Holstein betheiligte er sich mit ganzer Seele. Er ließ in diesem Jahre eine Ansprache drucken: „An die Schleswig-Holsteinischen Krieger, welche früher Mitglieder der Friedrichsgemeinde, zugleich an Alle, welche sonst an dem Dargebotenen Theil nehmen wollen, ein brüderlicher Gruß" und ferner: „Die Gottesdienste in der Friedrichsberger Kirche vom 26. März bis 30. April 1848." Als der Generalsuperintendent Dr. Callisen sein Amt niederlegte, wurde N. die Generalsuperintendentur für die deutschredenden Gemeinden Schleswigs, und gleichzeitig dem Dr. Rehhoff die für die dänischredenden, übertragen. 1849 ernannte ihn die theologische Facultät der Universität Kiel h. c. zum Dr. theol. Die Berufung zum Nachfolger von Dr. Harms in Kiel lehnte er ab. Er nahm in dieser Zeit an der schleswig-holsteinischen Landesversammlung als Abgeordneter Theil und gab heraus „Materialien zur Appellation für Schleswig-Holstein und dessen Geistlichkeit unter Mittheilung von Acten, an Alle, in Dänemark nicht weniger als in Deutschland, die Gott fürchten und Recht thun" 1849. Der bekannte von Scheele antwortete hierauf mit einem Zeugniß und es knüpfte sich hieran eine langwierige Polemik von beiden Seiten. Bei Herstellung des Friedens ward N. am 8. April 1850 seiner Aemter enthoben. Er siedelte zunächst nach Kiel über. Hier hielt er freie Betstunden in der Klosterkirche, die nachher im Druck erschienen sind mit dem Zusatz: „Vorträge in Beziehung auf die schleswig-holsteinische Landessache" 1851. 1851 ward er vom Großherzog von Oldenburg berufen zum Pastor in Eutin und Superintendent dieses Fürstenthums. Hier fühlte er sich wohl in neuer geistlicher Wirksamkeit. Aber dieser District war umgrenzt von holsteinischem Gebiet und die dänische Regierung drohte mit Gefangennehmung, wenn er dieses betrete. Daher kam ihm die Berufung nach Oldenburg selbst 1853 willkommen als Oberhofprediger und Kirchenrath. Hier hat er dann sein Amt fortgeführt bis er 1879 als Geheimer Oberkirchenrath emeritirt ward. Er starb hier am 26. Januar 1883. 1842 veröffentlichte er „Liturgische Studien und Stimmen über eine Kirchenagende", davon jedoch nur das 1. Heft erschien. Zu den Altargebeten (von Jeß und Versmann) lieferte er viele Beiträge. In Eutin gab er heraus: „Wortsinn und Bau des kleinen lutherischen Katechismus" 1851, 2. Aufl. 1856. Hier gab er auch mit Pastor Müller ein Sonntagsblatt heraus. In

Oldenburg erschien seine „Konfirmandenbereitung“ 1860. Außerdem sind eine Reihe von Casualpredigten und Reden erschienen, sowie er fleißiger Mitarbeiter des schleswig-holstein-lauenburgischen Kirchen- und Schulblatts und der Theologischen Mitarbeiten von Professor Pelt gewesen. Er war auch ein eifriges Mitglied des Gustav-Adolph-Vereins, für den er viel gewirkt, wie er denn auch Mitglied des Provincial- und Centralvorstands gewesen. Sein Charisma war aber vor Allen die Verkündigung des Wortes, seine Beredsamkeit eine hinreißende.

Alberti, S.-H. Schriftstellerlexikon II, 114. — S.-H.-L. Kirchen- und Schulblatt 1883, Nr. 6, 10 u. 11. Carstens.

Niem: Dietrich oder Theoderich v. N. (Nieheim), bedeutender Geschichtsschreiber, † am 22. März 1418, wurde zwischen 1340 und 1350 in dem Paderborn'schen Städtchen Nieheim geboren. Wo er seine wissenschaftliche Ausbildung erhielt, läßt sich nicht sicher nachweisen; unter Urban V. oder wahrscheinlicher erst unter Gregor XI. wurde er Notar der päpstlichen Rota in Avignon und übersiedelte im J. 1376 mit der Curie nach Rom. Urban VI., der ihn in seine nähere Umgebung zog, ernannte ihn zum Abbreviator in der Kanzlei. N. verfaßte damals eine kleine Schrift: „De stilo“, welche das Verfahren und den Rechtsgang der Rota behandelte und stellte einen „liber cancellariae“ her, ein Handbuch der päpstlichen Kanzlei, in welchem die giltigen Kanzleiordnungen gesammelt und redigirt sind. Als Urban im Herbst 1383 nach Neapel zog, um den König Karl von Durazzo zur Erfüllung seiner Versprechungen zu bewegen, erlebte N. in seinem Gefolge manche Abenteuer, bis es ihm Anfang 1385 gelang, sich von der Curie zu trennen. Indessen finden wir ihn 1387 wieder in seiner früheren Stellung, bis er 1395 von Bonifacius IX. zum Bischof von Verden befördert wurde. Er trat zwar seine Würde an, vermochte sich aber gegen mancherlei Widerstand nicht zu behaupten und kehrte nach Rom zurück. Seine weiteren Bemühungen waren vergeblich; nachdem der Papst selbst ihn fallen gelassen hatte, mußte er auf seinen Titel verzichten und in seine Kanzleithätigkeit zurücktreten, in welcher er 1403 wieder erscheint. In die Zwischenzeit fällt die Gründung eines deutschen Nationalhospizes in Rom, welchem N. eifrige Fürsorge und später reichliche Schenkungen zugewendet hat; es ist dies das heutige Institut dell' Anima. Auch zur Feder hat er damals gegriffen und eine Chronik zu schreiben begonnen, von welcher uns jedoch nur Bruchstücke erhalten sind. Die nächsten Jahre vergingen, ohne daß er einen über seine amtliche Thätigkeit hinausreichenden Einfluß ausübte.

Schon seit langer Zeit hatte die traurige Lage der Kirche, welche theils durch das Schisma, theils durch die Maßlosigkeit Urban's VI. und die Geldgier Bonifacius IX. veranlaßt wurde, N. mit schmerzlichem Zorne erfüllt. Erst die Wahl Gregor's XII. erweckte Hoffnungen, welche aber nur zu bald vereitelt wurden. N. war in der Begleitung des Papstes, als dieser im Mai 1408 zu Lucca durch sein Verhalten den Bruch mit dem größten Theile der Cardinäle herbeiführte, welche ihn verließen, um sich in Pisa mit den avignonesischen Collegen zu vereinigen und mit ihnen weitere Schritte zu beschließen. N., welcher sich vergeblich bemühte, Gregor zur Nachgiebigkeit zu bewegen, blieb, als dieser Lucca verließ, dort zurück, beschäftigt, ein großes Werk zu vollenden. Er stellte die Actenstücke verschiedener Art zusammen, welche ihm über die Unionsverhandlungen bekannt geworden waren, die päpstlichen Erlasse, Gutachten, Flug- und Privatschriften, dann die Briefe, welche er selbst geschrieben und erhalten hatte, und fügte mancherlei hinzu, was ihm sonst nützlich schien. Dem Ganzen gab er den Titel: „Nemus unionis“. Obgleich er im Herzen mit dem Gange der Dinge nicht einverstanden war, schloß er sich doch den Pisanern an. Ein während der ersten Tage des September in Pisa selbst entstandenes Pamphlet gegen Gregor XII. und seine Anhänger ist wohl auch aus seiner Feder geflossen.

In der Meinung, daß ein Ende des Schisma, eine Reform der Kirche nur von Deutschland aus bewirkt werden könne, ging er bald darauf dorthin, wenn er auch auf die Persönlichkeit Ruprechts von vornherein und, wie sich bald zeigte, mit Recht geringe Hoffnungen setzte. Dem Kölner Erzbischofe Friedrich, mit dem er schon seit längerer Zeit in Verbindung stand, hat er damals das Nemus unionis überreicht. Obgleich das Pisaner Concil durch die Erhebung des Papstes Alexanders V. die Verwirrung nur noch steigerte, hielt sich N. doch zu diesem und trat wieder in seine ehemalige Curialstellung ein. An demselben Tage, an welchem dessen Nachfolger Johann XXIII. in Bologna die Krönung erhielt, am 24. Mai 1410, schloß er ein neues litterarisches Werk ab, seine drei Bücher „De schismate“, deren Niederschrift er Ende 1409 begonnen hatte.

Sie sind die bedeutendste Schrift Niem's, auf welche sich sein Ruhm als Schriftsteller hauptsächlich begründet. Man kann sie als Memoiren bezeichnen und sie zeigen die Licht- und Schattenseiten dieser Gattung der Geschichtsschreibung. Mit feuriger Lebendigkeit schildert N. die Ereignisse seit dem Jahre 1376, wie er sie selbst erlebt und in seinem Gedächtnisse bewahrt hatte, in schnellem Flusse der Darstellung, ohne die Einzelheiten noch einmal ängstlich zu prüfen. Er ist ganz Parteimann und schreibt als solcher, aber er enthüllt uns seine Zeit in ihrem vollen und warmen Pulsschlag. Dem neu antretenden Papste widmete er alsbald wohlgemeinte Rathschläge: „De bono regimine Romani pontificis“. Bald zeigte sich, wie wenig sie fruchteten und allgemein kam die Concilsidee zu neuer Kraft. Auch N. war von ihr erfüllt und wir besitzen schon aus dem Sommer und Anfang Herbst 1410 Aufzeichnungen von ihm, in denen er seine Ansichten entwickelt hat. Doch bieten sie in der Gestalt, in welcher sie vorliegen, der Kritik manche schwierige Frage. Es sind die Abhandlungen: „De modis uniendi ac reformandi ecclesiam“ und: „De difficultate reformationis in concilio universali“. Ihr Grundgedanke ist, daß weder der Papst noch die Cardinäle das Concil berufen dürften und dieses über dem Papste stehen müsse. Auch gegen die Hussiten, contra dampnatos Wiclivitas Pragae, hat er damals eine kleine Abhandlung verfaßt.

Endlich mußte sich Johann XXIII. entschließen, das Concil nach Konstanz zu berufen. So trat Deutschland an die Spitze der kirchlichen Bewegung und Niem's lange gehegtes Ideal war damit erfüllt. Sofort suchte er der Welt in der flüchtig hingeworfenen Flugschrift: „Jura ac privilegia imperii“ die Macht und Herrlichkeit der kaiserlichen Würde aus der Geschichte nachzuweisen. Bedeutender und zu dem besten, was er verfaßt hat, zählend, sind die bald darauf entstandenen: „Avisamenta pulcherrima de unione et reformatione membrorum et capitis fienda“, ein Programm über die Gesichtspunkte, von denen die Kirchenreform auszugehen habe, der Niederschlag der Erfahrungen eines langen, vielbewegten Lebens, die Schäden des päpstlichen Systems klar enthüllend. Als das Concil eröffnet war, begann N. sofort ein Tagebuch zu führen, welches uns leider nicht erhalten ist. Es liegt aber theilweise zu Grunde der „Vita Johannis XXIII. papae“, welche N. nach dessen Absetzung niederschrieb. An diese schließen sich wieder inhaltsreiche tagebücherartige Aufzeichnungen, welche bis in den Juni 1416 fortgeführt sind.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß N. bei den Verhandlungen des Concils eine nicht unwichtige Rolle gespielt hat. Freilich konnte das nur unter der Hand geschehen, aber er wird als Rathgeber an dem Vorgehen der deutschen Nation einen bedeutenden Antheil gehabt haben. Wir wissen auch, daß er im August 1415 zu den Geschäftsführern derselben gehörte. Daß die Reform der Kirche das dringendste Werk sei und vor der Neuwahl eines Papstes erledigt werden müsse, war ganz seine Ueberzeugung. — Am 22. März 1418 ist er in Mastricht

gestorben und in der dortigen Servatiuskirche bestattet worden. Vermuthlich hat er diese Pfründe erst in den letzten Jahren erhalten und sich dorthin zurückgezogen, um als hochbetagter Greis sein Leben in Ruhe zu beschließen.

Es ist nicht nur die große Zahl und der Umfang seiner Schriften, welche Niem's Bedeutung als Geschichtsschreiber begründen. Sie sind eine der wichtigsten und interessantesten Quellen für die Geschichte jener Zeiten wegen der lebhaften und anschaulichen Schilderung der Ereignisse und Persönlichkeiten, wegen der genauen Kunde, welche er von den Dingen und namentlich von denen am römischen Hofe besaß, und wegen des warmen und verständnißvollen Antheils, welchen er an den großen Zeitfragen nahm. Stil und Auffassung sind freilich noch rein mittelalterlich und mit dem Humanismus, dessen erste Vertreter Petrarca und Boccaccio ihm bekannt waren, hat er nichts gemeinsam. Die historischen und juristischen Kenntnisse sind recht umfassend, aber erstere entbehren der Klarheit und kritischen Sichtung. N. besaß einen weiten Blick; auch die Naturwissenschaften zogen ihn an und er beobachtete mit Verstand und Urtheil die natürlichen und geographischen Verhältnisse der Länder und Völker, welche er auf seinen weitausgedehnten Reisen kennen lernte. Aber am hellsten leuchtet hervor der Eifer für die Kirche und die Liebe zum deutschen Volke. Die große Vergangenheit desselben ist ihm die Quelle, an der er sich immer wieder in trüben Tagen erfrischt, und auf welche sich seine Hoffnungen für die Zukunft aufbauen. Vor allem liebt er seinen eigenen Stamm, die „hochragenden, kühnen und feurigen Sachsen". So bildet er in jener denkwürdigen Epoche, in welcher die mittelalterliche Welt überlebt und entartet in sich selbst zerfiel, eine eigenartige und fesselnde Erscheinung.

Die ältere Litteratur über ihn bei Sauerland, Das Leben des D. v. N. nebst einer Uebersicht über dessen Schriften. Göttingen 1875, und bei Lorenz, Deutschlands Geschichtsquellen II. — Die seitdem erschienenen Abhandlungen hat Sauerland im „Historischen Jahrbuch" 1886, S. 59 ff. zusammengestellt. Eine allgemeine Darstellung von Dietrich's Leben und Bedeutung gab Lindner in der Zeitschrift für Allgemeine Geschichte &c. 1885. Die von ihm benutzten Quellen behandelt Alf. Fritz in den Münsterischen Beiträgen &c. Herausgeg. von Lindner, X. Heft. — Eine neue Ausgabe seiner Werke wird von Sauerland und Erler vorbereitet.

Theodor Lindner.

Niemann: August Christian Heinrich N., staats- und forstwissenschaftlicher Gelehrter. Er war am 30. Januar 1761 in Altona geboren, als Sohn des Advokaten H. F. N. († 1806), unter fünf Kindern das zweite. Nachdem er das vaterstädtische Gymnasium absolvirt, dessen Director Henrici war, bezog er 1780 die Universität Jena, woher die Mutter stammte, zum Studium der Rechtswissenschaft. 1½ Jahr verweilte er hier und ging dann nach Kiel. 1782 übernahm er den Posten als Hofmeister eines jungen Grafen Ahlfeld von Langeland und begleitete denselben auf die Universität Göttingen, wo er dann zugleich in drei Semestern die eignen Studien fortsetzte und dann nach Kiel zurückkehrte. Indem sein Zögling vorzugsweise zum Staatsmann ausgebildet werden sollte, fühlte unser N. sich veranlaßt, sich insbesondere mit dem Studium der Staatswissenschaften zu beschäftigen. Nachdem ihm von Jena der Magistergrad ertheilt war, promovirte er nun in Kiel ordnungsmäßig zum Dr. phil. und habilitirte sich dann an der Universität daselbst als Privatdocent 1785. Er las zunächst Statistik und Polizeiwissenschaft. Nachdem er noch als Student ein akademisches Liederbuch 1782 herausgegeben, zu dem von ihm 1795 ein zweites Bändchen zugefügt worden, worin auch einige von ihm selbst verfaßte Lieder enthalten sind, veröffentlichte er nun eine kleine Schrift: „Von der Industrie, ihren Hindernissen

und Beförderungsmitteln" 1784, und begann die Herausgabe der schleswig-holsteinischen Provinzialberichte. 1787 ward er zum prof. extraord. der philosophischen Facultät ernannt. Als hierauf der königl. dänische Oberst v. Binzer eine Forstlehranstalt in Kiel begründete, ward N. zugleich Lehrer an derselben und arbeitete sich bald in diese, ihm bisher fremde Wissenschaft hinein. Diese seine Thätigkeit hat großen Erfolg gehabt und hat er eine lange Reihe von Jahren hindurch eine ausgezeichnete Wirksamkeit in Ausbildung der jungen Forstmänner der Provinz geübt. 1794 ward er ordentlicher Professor, 1811 ward er Ritter vom Danebrog und 1817 Etatsrath. Er war auch Archivar des Geheimen ehemal. Großfürstl. Conseil-Archivs. Mehrere Rufe an andere Universitäten hatte er abgelehnt. Er starb am 21. Mai 1832. Nichts war ihm fremd geblieben, was das Interesse der Menschheit betraf, er nahm den wärmsten Antheil an den großen welthistorischen Begebenheiten und hoffte fest auf die allmähliche Verbesserung der gesellschaftlichen Zustände der Menschheit. Eine große Thätigkeit entwickelte er für die Verbesserung des Armenwesens in der Stadt Kiel, er war Mitstifter und eifriges Mitglied der dortigen Gesellschaft freiwilliger Armenfreunde. Bei der Eröffnung hielt er eine Rede „Ueber die Hoffnung besserer Zeiten" 1793, „Ueber Armenpflege" 1794, „Uebersicht über die neue Armenpflege in der Stadt Kiel" 1798. Für die specielle Vaterlandskunde verfaßte er zunächst schon 1786 Vorschläge, Hoffnungen und Wünsche zur Beförderung der Landeskunde. Durch die Herausgabe der schleswig-holstein'schen Provinzialberichte von 1786—1798, 12 Jahrgänge, dann fortgesetzt als „Schleswig-Holstein'sche Blätter für Polizei und Kultur" 1799—1800 und „Blätter für Polizei und Kultur" 1801—1803, sowie „Miscellaneen historisch-statistischen und ökonomischen Inhalts" 1798, 2 Bde., „Schleswig-Holstein'sche Vaterlandskunde" 1802, 3 Bde., desgleichen durch seine Mitarbeiten an den Kieler Blättern und Kieler Beiträgen und dem staatsbürgerlichen Magazin von Falk, endlich durch sein „Handbuch der schleswig-holstein'schen Landeskunde" 1799, davon leider nur der erste Band erschienen, hat er außerordentlich viel zur Beförderung der Landeskunde im engeren Vaterland beigetragen. Außerdem erschienen von ihm zur Staatswissenschaft überhaupt: „Erste Grundsätze der Staatswirthschaft" 1790. „Abriß der sog. Cameralstudien" 1792. „Abriß der Statistik- und Staatenkunde" 1807. „Nebenstunden für die innere Staatenkunde" 1823. Zur Forstwissenschaft lieferte er: „Sammlungen zur Forstgeographie" 1791. „Allgemeine Forststatistik" 1808. „Forststatistik der dänischen Staaten" 1809. „Inbegriff der Forstwissenschaft" 1814. „Vaterländische Waldberichte" 1820, 2 Bde. „Wald und Wild. Allgemeines deutsches Forst- und Jagd-Liederbuch" 1827. Akademische Reden sind von ihm gedruckt 1823 bei der Feier der 50 jährigen Wiedervereinigung Holsteins: 1828 „Der Vaterlandsliebe Wesen und Wirken". — Noch 1826 begründete er die Universitätschronik, die er bis an seinen Tod jährlich fortführte und deren Herausgabe seitdem bis auf die Gegenwart fortgesetzt worden ist. Die Schüler der Forstanstalt haben ihm auf dem Kieler Friedhofe ein Denkmal gesetzt, das die Inschrift trägt: „Der bessern Zukunft weihte er seine Tage".

Falk's Neues staatsbürgerl. Magazin (1834) II S. 722 III, 1. — S.-H. Provinzialberichte 1833, 1. — Rüder III, 324. — Steffens, Was ich erlebte III, 295 und die Schriftstellerlexica v. Kordes, Lübker-Schröder und Alberti s. v. — R. Heß, Lebensbilder hervorrag. Forstmänner. Berl. 1885, S. 253. Carstens.

Niemann: Eduard N., lutherischer Theolog, Prediger und Kirchenmann des 19. Jahrhunderts, geb. am 20. Februar 1804 zu Neuenkirchen bei Melle im Fürstenthum Osnabrück, † am 12. August 1884 im Bad Wildungen, Fürstenthum Waldeck. — Er war der Sohn eines hannoverschen Amtsvogts, zeigte

früh hervorragende Gaben und einen eisernen Fleiß, widmete sich dem Studium der Theologie in Göttingen und Halle und trat schon im 21. Lebensjahr 1825 ins Pfarramt als Rector und Diakonus in seinem Geburtsort Neuenkirchen, wo er im Feuer der ersten Liebe predigend und wirkend unvergessen geblieben ist. 1829 wurde er auf Grund einer begeisterten und mit Begeisterung aufgenommenen Wahlpredigt als zweiter Prediger an die Aegidienkirche zu Hannover berufen, wo er mit wachsendem Beifall unter allen Classen der städtischen Bevölkerung wirkte, obgleich Anfangs bei der damals noch vorherrschenden rationalistischen Strömung von vielen als Mystiker oder Pietist halb verachtet halb gefürchtet und durch allerlei wunderliche Nachreden verdächtigt, die er aber durch sein ebenso achtunggebietendes als feines und liebenswürdiges Auftreten bald zu überwinden wußte. Größer noch wurde seine Wirksamkeit, als er 1832 von dem damaligen Generalgouverneur, späteren Vicekönig von Hannover, dem Herzog Adolf von Cambridge zum dritten Hof- und Schloßprediger berufen wurde und zugleich als Assessor in das hannover'sche Consistorium eintrat. Bald war er der gesuchteste und gefeiertste Prediger der Stadt Hannover, eine der einflußreichsten Persönlichkeiten im hannoverschen Kirchenregiment. Von König Ernst August wurde er bald nach dessen Regierungsantritt 1838 zum zweiten Hofprediger, 1841 zum Consistorialrath ernannt; von der Göttinger theologischen Facultät erhielt er honoris causa die theologische Doctorwürde (März 1845). Als er aber zu Pfingsten 1844 es gewagt hatte, in öffentlicher Predigt einen freimüthigen Tadel gegen die hannoversche Regierung auszusprechen, weil diese einen kirchlichen Festtag zur Eröffnung der hannover-braunschweigischen Eisenbahn gewählt hatte, fiel er bei dem König, der in seinem selbstherrlichen Gefühl die Stellung eines Hofpredigers von derjenigen eines Hofdieners nicht zu unterscheiden wußte, in Ungnade. Doch behielt er nicht nur seine kirchliche Stellung, sondern wurde auch 1850 zum Oberconsistorialrath, 1854 von König Georg V. zum Generalsuperintendenten von Kalenberg, 1866 zum außerordentlichen Mitglied des neuerrichteten evangelisch-lutherischen Landesconsistoriums ernannt. Lutherisch-orthodox, aber mit pietistischer Färbung, in seinen dogmatischen Ansichten besonders an Nitzsch und Martensen, später wohl mehr noch an Thomasius und Philippi sich anschließend, hat N. durch seine Predigten und Schriften wie durch seine seelsorgerliche und kirchenregimentliche Thätigkeit, durch seine lebhafte und belebende Theilnahme an Prüfungen und Visitationen, an Pastoralconferenzen und Synoden, an Conventen und frommen Vereinen, besonders auch Vereinen für innere und äußere Mission 2c. zum Wiedererwachen des geistlichen Lebens und zur Wiederbelebung kirchlicher Ordnungen und Einrichtungen in der lutherischen Landeskirche Hannovers wesentlich beigetragen, hat aber auch in den kirchlichen Kämpfen zwischen einer neu-orthodoxen, hochkirchlichen und einer liberalen theils altrationalistischen, theils modern-kritischen Richtung, von denen jene Kirche in den letzten Decennien bewegt war, activ und passiv eine hervorragende Rolle gespielt — so bei den liturgischen Reformen, wie sie theils für die hannoversche Landeskirche theils für die evangelische Kirche Deutschlands angestrebt wurden (liturgische Conferenzen in Hannover, Eisenacher Conferenzen 2c.), so bei dem hannoverschen Katechismusstreit 1862, wo N. als Vorsitzender der Katechismuscommission und Verfasser des betr. Consistorialausschreibens schwere Angriffe und sogar persönliche Gefahren zu bestehen hatte, ferner in den Verhandlungen über Neugestaltung der hannoverschen Gemeinde- und Kirchenverfassung 1862 ff., über ein neues Kirchengesangbuch und Lectionar, über die Hermannsburger Mission und ihre Stellung zur lutherischen Landeskirche, bei den Verhandlungen der hannoverschen Landessynode und Pastoralconferenz über die Ritschl'sche Theologie 1882 2c. Nachdem N. bis in sein hohes Lebensalter trotz mancher Krankheitsfälle und manchen häus-

lichen Kreuzes doch im Ganzen eine jugendliche Geistesfrische sich bewahrt und schon 1875 sein 50jähriges Amtsjubiläum, 1882 seine goldene Hochzeit gefeiert hatte, starb er unerwartet schnell während eines Badaufenthaltes in Wildungen im 81. Lebensjahre am 12. August 1884 und wurde am 15. August unter großer Theilnahme in Hannover beerdigt. Die lutherische Geistlichkeit Hannovers beklagte in ihm „einen langjährigen treuen Arbeiter und Kämpfer für das Wohl der Kirche, einen der ersten und begabtesten Zeugen von Christo nach dem Neuerwachen des christlichen Lebens, einen Mann der theologischen Speculation, eine anerkannte Autorität auf liturgischem und katechetischem Gebiet, den geistlichen Vater seiner Pastoren und Superintendenten, einen christlichen Lebenszeugen des 19. Jahrhunderts." Von seinen Schriften sind zu nennen mehrere gedruckte Predigten und Predigtsammlungen z. B. über das Vaterunser, die zehn Gebote, die Auferweckung des Lazarus; Grabrede für König Ernst August, „Zeitpredigten vom Jahre 1848 rc.", „Reden aus dem geistlichen Amt" 1873, „Grundriß der christlichen Lehre" 1847, vermischte Aufsätze und Vorträge z. B. über die Unsündlichkeit Christi, über die Kirchengeschichte des 17. Jahrhunderts, „Humanität und Christenthum" 1878, „Altes und Neues in Vorträgen und Abhandlungen" 1878.

Vgl. den Nekrolog in der hannov. Pastoral-Correspondenz 1884, Nr. 18. — Zur Erinnerung an OCR. D. Niemann ebendas. Nr. 19—22. — Neue Ev. Kirchenzeitung 1884 S. 579. — Allg. Ev. luth. Kirchenzeitung 1884, S. 800 ff. Wagenmann.

Niemann: Johann Friedrich N., Arzt, im Jahre 1764 in Hadmersleben geboren, hatte in Halle Medicin studirt, daselbst im Jahre 1787 den Doctorgrad erlangt und sich demnach in Halberstadt als Arzt habilitirt. Im Jahre 1800 wurde er zum Medicinal- und Sanitätsrath in Merseburg ernannt, 1840 erhielt er den Titel eines Geheimen Medicinalrathes, trat im Jahre darauf in den Ruhestand und ist im September 1846 in Merseburg gestorben. — N. erfreute sich als Arzt und als Medicinalbeamter eines wohlverdienten Rufes; nicht weniger anerkennenswerth sind seine litterarischen Arbeiten, mit welchen er sich vorzugsweise auf dem Gebiete der Medicina forensis und der öffentlichen Gesundheitspflege bewegt hat und von welchen namentlich „Anleitung zur Visitation der Apotheken", 1807 (1809, 1811, 1831); „Handbuch der Staatsarzeneiwissenschaft und staatsärztlichen Veterinärkunde in alphabetischer Ordnung", 2 Bde. 1813; und „Taschenbuch der Staatsarzeneiwissenschaft". 2 Bde. in 3 Theilen. 1827—1829, (bildet einen Theil der von Consbruch herausgegebenen allgemeinen Encyklopädie für praktische Aerzte) genannt zu werden verdienen. Im Jahre 1837 wurde ihm bei Gelegenheit seines 50jährigen Doctorjubiläums seitens der Universität Halle, eine Urkunde betreffs einer unter dem Titel „Niemann's Stiftung" niedergelegten Summe zur jährlichen Anschaffung von Büchern für fleißige Mediciner aus dem Regierungsbezirke Merseburg überreicht.

Ein Verzeichniß seiner übrigen monographischen Arbeiten und zahlreichen Journal-Artikel findet sich in Callisen, Med. Schriftsteller-Lexicon Bd. XIV, 7 und XXXI, 46. Ueber sein Leben vergl. Andreae, Chronik der Aerzte des Regierungsbezirkes Magdeburg II 118. A. Hirsch.

Niembsch: s. Lenau Bd. XVIII S. 242.

Niemeier: Johann Barthold N., lutherischer Theologe, geboren am 24. Juni 1644 zu Andreasberg im Fürstenthum Grubenhagen, † am 8. Mai 1708, bezog 1658 die Schule zu Walkenried, 1665 die Universität Helmstädt, wurde daselbst 1671 Magister, 1675 Professor der Metaphysik, 1690 der Logik, 1698 der Theologie, jedoch mit Beibehaltung der beiden philosophischen Lehr-

ämter, 1703 Professor controversiarum. Er hat eine Reihe dogmatischer und moralischer Dissertationen verfaßt, aus deren Zusammenfügung eine „Theologia moralis“ (1696, 2. vermehrte Aufl. 1704) und „Theologia dogmatum fidei“ (1702) hervorging. Der „Beweis, daß lutherische Eltern ihre theologiam studirenden Söhne ohne Beleidigung des Gewissens nach Helmstädt nicht schicken können“ (1725) ist wie aus des Joh. Fabricius, J. A. Schmid’s und v. d. Hardt’s so auch aus seinen Schriften gezogen. Vgl. die auf ihn von F. Weise gehaltene Leichenpredigt Helmst. 1708 und Rotermund V, 712. G. Frank.

Niemeyer: August Hermann N., evangelischer Theolog und Pädagog, geb. zu Halle am 1. September 1754, † am 7. Juli 1828, von mütterlicher Seite ein Urenkel August Hermann Francke’s. Nachdem er 1764 seine Mutter und 1767 seinen Vater, der Prediger an der Marienkirche zu Halle war, verloren hatte, sorgte die Wittwe eines zu Halle verstorbenen Leibarztes Lysthenius für dessen Erziehung. Nach Absolvirung der urgroßväterlichen Anstalten, des Pädagogiums seiner Vaterstadt, widmete er sich 1771 daselbst den theologischen Studien. 1777 begann N. seine akademische Thätigkeit zu Halle mit verschiedenen Vorlesungen, besonders auch mit Erklärungen alter Classiker, von denen er zugleich zweckmäßige Schulausgaben besorgte. In Anerkennung seiner Leistungen wurde er 1784 zum ordentlichen Professor der Theologie sowie zum Inspector des königlichen Pädagogiums und 1785 zum Mitdirector der gesammten Francke’schen Stiftungen ernannt; diese waren damals in Rückgang gekommen, und N. erwarb sich durch deren Hebung, vornehmlich durch sorgfältige Wahl geschickter Lehrer um dieselben große Verdienste. 1787 wurde zu Halle ein pädagogisches Seminar gegründet, dessen Leitung N. übertragen wurde zugleich mit dem Auftrage über Theorie des Unterrichts und der Erziehung Vorlesungen zu halten, die dann auch ein zahlreiches Auditorium fanden. Als 1806 Halle von den Franzosen besetzt und die Universität wegen politischer Demonstrationen der Studenten von Napoleon aufgehoben wurde, wurde damit auch Niemeyer’s akademische Thätigkeit unterbrochen und seine Wirksamkeit war zunächst nur auf die Leitung der Francke’schen Stiftungen und seine wissenschaftlichen Arbeiten beschränkt. Im Mai 1807 wurde N. nebst vier anderen der geachtetsten Einwohner von Halle auf Befehl Napoleons als Geisel nach Frankreich geschickt; seine hier erlebten Reiseeindrücke hat er nachher in den zwei Bänden seiner „Beobachtungen auf einer Deportationsreise“ niedergelegt. Unmittelbar nach seiner Rückkehr nach Deutschland wurde ihm seitens des Königs von Preußen eine Professur an der zu Berlin zu errichtenden Universität angetragen; aus Liebe zu seiner Vaterstadt, um sein Verbleiben daselbst zu ermöglichen, entschied er sich jedoch zum Eintritt in den westfälischen Staatsdienst und er wurde 1808 von dem Könige Jérôme zum Kanzler der in diesem Jahre wiederhergestellten Universität Halle und zum beständigen Rector derselben ernannt. 1813 fiel N. infolge seiner Flucht nach Leipzig und verleumderischer Denunciationen, wornach er mit der preußischen Regierung politische Beziehungen unterhalten sollte, bei Jérôme in Ungnade, ebenso erschien die Stadt und Universität Halle der französischen Regierung verdächtig, infolge dessen durch Decret Napoleons vom 15. Juli 1813 die Universität zum zweiten Male aufgehoben wurde und N. seine Aemter und Würden verlor. Nach der Schlacht bei Leipzig wurde die Universität Halle wieder eröffnet und N. trat wiederum in seine amtliche Stellung daselbst ein. 1816 empfing er einen Beweis des königlichen Wohlwollens durch die erneute Ernennung zum Oberconsistorialrath bei dem Consistorium der Provinz Sachsen. Das fünfzigjährige Jubiläum der Doctorwürde und der akademischen Wirksamkeit Niemeyer’s wurde von der Universität Halle am 18. April 1827 in ehrendster Weise begangen, dessen Feier noch erhöht wurde durch ein Glückwunschschreiben

an den Jubilar und durch ein Geschenk von 40,000 Thalern zum Zwecke der Errichtung eines Universitätsgebäudes als eines Lieblingswunsches Niemeyer's. Er starb im folgenden Jahre infolge eines Schlaganfalles.

Niemeyer's Wirksamkeit auf pädagogischem Gebiet läßt sich am deutlichsten aus seinen während seiner ganzen amtlichen Thätigkeit zeitweise erschienenen Schriften ersehen, die er den Bedürfnissen des Unterrichts entsprechend zu dessen Förderung und zur Hebung der religiös-sittlichen Erkenntniß schrieb. Seine erste von ihm noch als Lehrer der Francke'schen Stiftungen 1775 veröffentlichte Schrift: „Charakteristik der Bibel" war übrigens theologischer Natur, lenkte aber das öffentliche Interesse auf ihn; 1831 erschien von dem Sohne des Verfassers eine neue Ausgabe derselben. Nachdem N. 1784 zum Inspector des königlichen Pädagogiums und 1785 zum Mitdirector der gesammten Francke'schen Stiftungen ernannt worden war, führte ihn die Leitung dieses Schulwesens auf das Feld der Pädagogik; er besprach nun in Schulprogrammen das Schulwesen betreffende Gegenstände, so veröffentlichte er 1787 ein Programm „Ueber den Geist des Zeitalters in pädagogischer Rücksicht", 1. und 2. Heft, zur Klärung und Vermittlung damals herrschender extremer pädagogischer Ansichten. 1790 erschien sein „Pädagogisches Handbuch für Schulmänner und Privaterzieher", dessen erster Theil jedoch keine Fortsetzung erfuhr. 1796 schrieb N. seine „Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts für Eltern, Hauslehrer und Schulmänner", das noch zu Lebzeiten des Verfassers acht Auflagen in drei Theilen erfuhr; eine neunte Auflage des heute noch in Fachkreisen geschätzten Werkes besorgte von 1834—39 sein Sohn Dr. H. A. N.; gleichzeitig ließ N. zum Gebrauche bei seinen pädagogischen Vorträgen im Seminar eine Uebersicht der in der zuletzt genannten Schrift ausgeführten Theorie der Erziehung und 1803 einen „Leitfaden der Pädagogik und Didaktik" erscheinen, der 1804 eine zweite verbesserte Auflage erhielt. Gleichfalls für das Seminar berechnet, doch auch als Beilage zum geschichtlichen Theil seiner „Grundsätze" sind die 1813 herausgegebenen „Originalstellen griechischer und römischer Classiker über die Theorie der Erziehung und des Unterrichts" zu betrachten, die in ihrer Zusammenstellung einen sechshundertjährigen Zeitraum der Geschichte der Erziehung und des Unterrichts umfassen. Als christlicher Pädagog schrieb er ferner das „Handbuch für christliche Religionslehrer", dessen zweiter Theil vor dem ersten Theil 1790 unter dem Titel „Homiletik, Pastoralanweisung und Liturgik" erschien; der 1792 erschienene zweite Theil war betitelt: „Populäre und praktische Theologie oder Methodik und Materialien des christlichen Volksunterrichts". Der erste Theil erfuhr 1823 und der zweite Theil 1827 die sechste Auflage. Mit diesem Handbuch hingen zusammen Niemeyer's „Briefe an christliche Religionslehrer", 1. und 2. Sammlung 1796—97. Zum Zwecke des Religionsunterrichts an höheren Schulen verfaßte N. 1801 ein „Lehrbuch für die oberen Religionsclassen in Gelehrtenschulen", das 1843 die 18. Auflage erhielt. Diese auf dem Gebiete der Religionslehre sich bewegenden Schriften wurden von protestantischer Seite vielfach scharf angefochten und das oben erwähnte Handbuch für christliche Religionslehrer sogar von der Regierung für den Gebrauch verboten und der Verfasser selbst mit Absetzung bedroht, welche nur der Wille des Königs verhinderte. Zugleich mit dem erwähnten Lehrbuch für die oberen Religionsclassen erschienen die bis 1822 viermal aufgelegten „Erläuterungen, Anmerkungen und Zusätze zum Gebrauche der Lehrer". Von Niemeyer's Interesse für die Hebung des damals vielfach in unfruchtbarer Weise ertheilten Religionsunterrichts zeugt auch das 1798 herausgegebene Programm: „Ideen über den Plan eines Lehrbuchs für die oberen Religionsklassen". Auch als Dichter, besonders auf dem Felde der religiösen Dichtung, hat sich N. versucht und zwar in Liedern, Hymnen und Oratorien;

außer mehreren früh verfaßten religiösen Dramen ließ er 1778 Gedichte und Oden, 1785 ein Gesangbuch für höhere Schulen und Erziehungsanstalten erscheinen, dann schrieb er auch einige Erbauungsschriften, wie „Philotas" 1779 bis 1808, 3 Theile, „Timotheus" 1784–90, 3 Abtheilungen, sowie „Feierstunden während des Kriegs". — Ein vollständiges Verzeichniß von Niemeyer's Schriften und sonstigen litterarischen Arbeiten in chronologischer Ordnung findet sich in seinem von Jacobs und Gruber verfaßten Nekrolog S. 432 ff. Seine pädagogischen Bestrebungen gaben N. auch Anlaß zum Studium der Philosophie, wo er jedoch keinem bestimmten System anhing, sowie zur Beschäftigung mit Psychologie und Geschichte; auf letzterem Gebiete zogen ihn besonders Biographien, Selbstgeständnisse und unbefangen geschriebene Briefe als treues Abbild des menschlichen Gemüthes an. N. verfaßte selbst verschiedene Lebens- und Charakterschilderungen; schon 1792 hatte er eine solche Arbeit dem Andenken seines Vaters gewidmet, sodann ist die Persönlichkeit Francke's, Wesley's und Nösselt's von ihm biographisch behandelt worden; auch seine „Beobachtungen auf Reisen in und außer Deutschland", 4 Bde., 1826, 2. Auflage, seinerzeit ein Lieblingsbuch der gebildeten Welt, enthalten eine Menge biographischer Notizen von bedeutenden Menschen, mit denen N. hier in Berührung kam; Jacobs hat in seinem „Leben und Wirken Niemeyer's" eine interessante Uebersicht der Niemeyer'schen Reisen gegeben. — N. besaß bei vielseitiger Gelehrsamkeit ein tiefreligiöses Gemüth, eine feine Beobachtungsgabe und genaue Vertrautheit mit der Natur des menschlichen Herzens, welche Eigenschaften ihn ganz besonders zum Erzieher befähigten; außerdem stand ihm zur unbefangenen Würdigung fremder Meinungen und Bestrebungen eine natürliche Ruhe und Besonnenheit zu Gebot, die ihn inmitten ganz widerstrebender Bewegung eine unparteiische Stellung nehmen ließ. Durch die Vertrautheit mit den alten Classikern war ihm eine großartige und doch zugleich heitere Lebensansicht eigen geworden, die ihn als Theologen und Pädagogen vor extremen Ansichten bewahrte. In seinem Wirken als Schulmann zeigte N. neben außerordentlicher Thätigkeit und Pünktlichkeit eine seltene mündliche wie schriftliche Darstellungsgabe. Erfinder neuer bahnbrechender pädagogischer Systeme war er nicht, aber durch verständige Prüfung, gründliche Erörterung und vorsichtige Benützung des Vorhandenen hat N. sich große Verdienste auf diesem Gebiet erworben. Auf seinen häufigen Reisen suchte er durch Berührung mit ausgezeichneten Männern des In- und Auslands Erfahrung zu sammeln, wobei ihn ein gewisses Talent für fremde Sprachen sehr unterstützte. Zu dem ihn umgebenden Lehrpersonal stand er im Verhältniß eines älteren erfahrenen Freundes; in den Conferenzen zeigte er milde Ruhe und Besonnenheit; Widerspruch ertrug er nicht gern; kaltsinnige oder zur Ironie neigende Naturen waren seinem warmen Gemüthe nicht zusagend.

Heindl, Biographien d. ber. u. verdienstv. Pädagogen u. Schulmänner. — Jacobs u. Gruber, A. H. Niemeyer, Halle 1831. — A. H. Rein, Erinnerungen an A. H. N., Crefeld 1841. — Föhlisch, Erinnerungen an Dr. A. H. N. ꝛc. als Pädagog in Allg. Litteraturzeit. 1835, Nr. 82. Binder.

Niemeyer: David Gottlieb N., geb. am 1. November 1745 in Halle, † daselbst in der Vorstadt Glaucha am 6. Februar 1788. Er war der älteste Sohn des Archidiakonus an der Marktkirche, Joh. Conrad Phil. N., und durch seine Mutter Aug. Sophie, eine Tochter des Joh. Anast. Freilinghausen, der Urenkel A. H. Francke's. Mit dem achten Jahre ward er als Scholar in das Pädagogium aufgenommen, wo er den Unterricht seines Oheims Joh. Anton N., des damaligen Inspectors der Anstalt, genoß. Als er Ostern 1764 die Universität bezog, stellte ihm derselbe im Schulprogramm ein lobendes Zeugniß aus. Er hörte bei dem älteren Knapp, Meyer, Stiebritz, vorzugsweise indessen bei

Semler und Nösselt, und dem Einflusse des letzteren besonders verdankte er seinen rationalistischen Standpunkt. Schon als Student ertheilte er Unterricht an verschiedenen Schulen des Waisenhauses und bewährte sich als Lehrer so gut, daß er 1768 zum Inspector der lateinischen Hauptschule ernannt wurde. Als das Diakonat in der Vorstadt Glaucha erledigt ward, berief man ihn; am Sonntag Judica 1774 erfolgte die Einführung. In das Pastorat rückte er jedoch erst 1783 ein, in welchem Jahre er am 20. Sonntage nach Trinitatis gemeinschaftlich mit seinem Neffen Gotthilf Anton N., der das Diakonat übernahm, eingewiesen wurde. Von seiner Wirksamkeit in der Gemeinde wird mehrfach bezeugt, daß er sich der Seelsorge eifrig annahm und überaus wohlthätig war; dessenungeachtet gerieth er wegen Ankaufs eines besonderen Schulhauses, den er 1786 durchsetzte, mit drei Hausvätern in Zwistigkeiten. Sonst wird berichtet, daß er einige liturgische Neuerungen einführte, bei den Predigtwiederholungen den Vortrag durch Gesang von Liederversen unterbrach, die Privatbeichte abschaffte, auch in das Taufformular „mehr Verständlichkeit, Zweckmäßigkeit und Würde" zu bringen suchte und den Exorcismus gänzlich beseitigte. Der größere Theil der Pfarrkinder scheint mit ihm gleicher Ansicht und Richtung gewesen zu sein, doch weist das Pfarrarchiv nach, daß die Zahl der Communicanten während seiner Amtsführung nicht unbeträchtlich abnahm. Seine schriftstellerische Thätigkeit war eine ziemlich ausgedehnte. Er gab heraus eine „Predigerbibliothek", 3 Bde., 1784; „Trostschriften zur Aufrichtung für Leidende", 1783; „Nachrichten von der Amtsführung rechtschaffener Prediger und Seelsorger", 1770, außerdem manche kleinere Gelegenheitsschriften; das Journal für Prediger hat er vom 9. bis 20. Bande redigirt. Seine Arbeiten gewannen ihm viele Freunde, selbst in weiter Ferne, und veranlaßten u. a. die Asketische Gesellschaft in Zürich ihn 1776 zum Mitgliede zu ernennen. Daheim scheint er wegen seiner Kränklichkeit ziemlich eingezogen gelebt zu haben. Zu Neujahr 1788 hielt er seine letzte Predigt, die gedruckt ist und ihn als einen Mann von gebildetem Geschmack und bemerkenswerther Beherrschung des Ausdrucks kennen lehrt. Am 6. Februar starb er ruhig und gefaßt.

Akten, Urkunden und Nachrichten zur neuesten Kirchengeschichte, Weimar 1791, II, 557 ff. — Hallisches Adreßverzeichnis auf das Jahr 1804. — Pfarrarchiv zu St. Georg in Glaucha. Nasemann.

Niemeyer: Felix v. N., Arzt, Enkel des berühmten Theologen und Kanzlers der Universität Halle, ist am 31. December 1820 in Magdeburg geboren, wo sein Vater als hochgeschätzter Arzt lebte. Im J. 1839 bezog er die Universität Halle, um sich dem Studium der Medicin zu widmen, bekleidete eine Zeit lang die Stelle eines Assistenten in der Krukenberg'schen Klinik, ging, nachdem er im J. 1843 die Doctorwürde erlangt hatte, zu seiner weiteren wissenschaftlichen Ausbildung nach Prag und Wien, wo er sich besonders eingehend unter Rokitansky mit dem Studium der pathologischen Anatomie beschäftigte und habilitirte sich im J. 1844 in seiner Vaterstadt als Arzt. — Mit einer gründlichen praktischen Ausbildung ausgestattet gewann er hier schnell das Vertrauen des Publicums und einen großen Wirkungskreis. Die in der Choleraepidemie des Jahres 1848 gemachten Erfahrungen boten ihm die Gelegenheit, durch Veröffentlichung derselben — zuerst in der von Virchow und Leubuscher redigirten „Medicinischen Reform", darnach in einer kleinen Monographie „Die symptomatische Behandlung der Cholera mit besonderer Rücksicht auf die Bedeutung des Darmleidens", 1849 — sich auch litterarisch in günstiger Weise bekannt zu machen; noch mehr aber geschah dies durch seine im J. 1855 erschienenen „Klinischen Mittheilungen", in welchen er die Erfahrungen niederlegte, welche er an der medicinischen Abtheilung des Magdeburger städtischen Krankenhauses, deren Lei-

tung ihm seit 1853 übertragen war, gemacht hatte, und so sah sich die preußische höchste Unterrichtsbehörde, deren Aufmerksamkeit schon früher auf die Leistungen Niemeyer's hingelenkt worden war, veranlaßt, ihn auf den durch den Tod Berndt's erledigten Lehrstuhl der speciellen Pathologie und Therapie nach Greifswald zu berufen und ihm die Leitung der medicinischen Klinik und der Provinzial-Irrenheilanstalt zu übertragen. — Von einem wahren Feuereifer erfüllt gelang es N. bald, die Schwierigkeiten, welche diese neue Stellung für ihn mit sich führte, in der glücklichsten Weise zu überwinden. Rastlos arbeitete er an seiner eigenen wissenschaftlichen Ausbildung, mit Geschick verstand er es bei den überaus ärmlichen klinischen Einrichtungen des ihm für den Unterricht überwiesenen Krankenhauses unter Zuhülfenahme einer umfangreichen Poliklinik sich ausreichendes Unterrichtsmaterial zu verschaffen und die Studirenden nicht nur durch seine geistvolle Lehrmethode an sich zu fesseln, sondern auch den regen Eifer für die Wissenschaft und die Praxis, von dem er selbst erfüllt war, auf sie zu übertragen. Im J. 1858 veröffentlichte er den ersten Band seines „Lehrbuches der speciellen Pathologie und Therapie mit besonderer Rücksicht auf Physiologie und pathologische Anatomie“, mit welchem er einem tief gefühlten Bedürfnisse nach einem derartigen präcis gefaßten, dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft entsprechenden Werke genügte und das von dem ärztlichen Publicum daher mit großem Beifalle aufgenommen wurde. Im Frühling 1860 folgte N., zu tiefem Bedauern seiner Greifswalder Collegen und Schüler, einem Rufe auf den durch den Abgang Griesinger's erledigten Lehrstuhl der medicinischen Klinik nach Tübingen. Auch hier gestaltete sich sein Verhältniß zu den amtlichen Genossen, den ärztlichen Collegen, seinen Schülern und dem Publicum in der erfreulichsten Weise; seine stete Bereitwilligkeit Hülfe zu bringen, wer sie auch fordern mochte, die Liebenswürdigkeit in seinem Auftreten, der wohlthätige Sinn den Armen gegenüber und der Eifer in der Erfüllung der übernommenen Pflichten, verbunden mit vielen glücklich durchgeführten Kuren, machten ihn bald „zu der populärsten und geachtetsten medicinischen Persönlichkeit im ganzen Würtemberger Lande“, seine unermüdete Thätigkeit als klinischer Lehrer und das freundliche Wohlwollen, das er den Studirenden entgegentrug, zogen zahlreiche Schüler nach Tübingen, und in Anerkennung aller dieser seiner Leistungen wurde ihm im J. 1865 die Ehre zu Theil, vom Könige von Würtemberg zum consultirenden Arzte ernannt und durch die Verleihung eines Ordens ausgezeichnet zu werden, mit welchem er (persönlich) in den Adelstand erhoben wurde. — Auch an Ernennungen zum correspondirenden oder Ehrenmitgliede von zahlreichen in- und ausländischen gelehrten Gesellschaften hat es N. nicht gefehlt. — Im Kriegsjahre 1870 stellte er sich der freiwilligen Krankenpflege in den deutschen Kriegslazarethen in Frankreich zur Disposition; hier wirkte er als consultirender Arzt in den Spitälern in Metz, Nancy, Rheims, Versailles u. a. und auch hier bekundete er seinen wissenschaftlichen Eifer in der Begründung eines medicinischen Cirkels in Versailles, welcher für die deutschen Aerzte ein wissenschaftliches Centrum abgeben sollte. Am 21. December 1870 kehrte N. nach Tübingen zurück; die schweren Strapazen und Entbehrungen, welchen er während des Aufenthaltes auf dem Kriegsschauplatze ausgesetzt gewesen war, hatten seine Kräfte erschöpft und ohne Zweifel zu Steigerung eines schweren, bereits längere Zeit bestehenden Unterleibsleidens erheblich beigetragen; ohne daß gerade Besorgniß erregende Zufälle eintraten, schwanden seine Kräfte und in der Nacht vom 13. zum 14. März 1871 machte ein sanfter Tod seinem thatenreichen Leben ein Ende. — N. nimmt unter den medicinischen Gelehrten der neuesten Zeit eine sehr achtungswerthe Stellung ein. Aus seiner Greifswalder und Tübinger Schule sind Männer wie Ziemssen, Liebermeister, Waldeyer, Immermann, Heineke, Hertz, Landois

hervorgegangen und mit seinem „Lehrbuche der speciellen Pathologie und Therapie“ hat er sich ein Denkmal gesetzt, das trotz der großen Fortschritte der medicinischen Wissenschaft in unseren Tagen sein Leben wohl noch für Decennien überdauern wird. Der zweite Band dieser Schrift erschien in erster Auflage im J. 1861; bis zu seinem Tode hat dieselbe acht von ihm selbst verbesserte und erweiterte Auflagen erlebt und seitdem sind bis zum Jahre 1885 drei weitere, von Professor Seitz besorgte Auflagen veröffentlicht worden; auch hat das Werk Uebersetzungen in fast alle europäischen Sprachen erfahren. — Im Uebrigen ist die litterarische Thätigkeit Niemeyer's eine sehr umfangreiche gewesen; im J. 1865 gab er einen Bericht über „Die epidemische Cerebro-Spinal-Meningitis nach Beobachtungen im Großherzogthum Baden“, ein Jahr darauf veröffentlichte er eine Broschüre über die „Behandlung der Korpulenz nach dem sogenannten Bantingsystem“, und 1869 eine solche über „Das Verhalten der Eigenwärme bei gesunden und kranken Menschen“; im J. 1867 hat Ott seine „Klinische Vorträge über die Lungenschwindsucht“ herausgegeben, die eine Uebersetzung ins Holländische, Französische und Englische erfahren haben, schließlich sind eine Reihe von Aufsätzen praktischen Inhaltes aus der Feder Niemeyer's, die in der Berliner klinischen Wochenschrift und in dem Archiv für klinische Medicin abgedruckt sind, und zahlreiche unter seiner Leitung gearbeitete und bei der medicinischen Facultät in Tübingen erschienene Dissertationen zu erwähnen, denen ein bleibender wissenschaftlicher Werth zukommt.

Ueber sein Leben vgl. einen anonym erschienenen Nekrolog in der Berliner klinischen Wochenschrift 1871, Nr. 16 und den Nekrolog von Ziemssen im Archiv für klin. Med. 1871, VIII, 427 (abgedr. in würtemb. ärztl. Correspondenzbl. 1871, Nr. 17—21), in welchem ein interessanter, in Form eines aus Nancy datirten Briefes gekleideter Bericht Niemeyer's an einen seiner Freunde in Tübingen über seine Erlebnisse und Beobachtungen auf dem Kriegsschauplatze während des Novembers abgedruckt ist. A. Hirsch.

Niemeyer: Hermann Agathon N. wurde am 5. Januar 1802 in Halle a. S. geboren. Er war der jüngste Sohn des Kanzlers Aug. Herm. N. und einer geborenen v. Köpcken, der Tochter des aus der Klopstock- und Gleimzeit bekannten Magdeburger Litterators (s. A. D. B. XVI, 675). Mit seinem wenig älteren Bruder Max erhielt er von dieser den ersten Unterricht, bis er Ostern 1810 als Scholar in das Pädagogium aufgenommen ward. Hier waren Johann August Jacobs, welcher nachmals sein Schwager ward, Mollweide und A. F. Näke seine Lehrer, von welchen besonders der letztere großen Einfluß auf ihn ausübte, ihn namentlich in das Verständniß der griechischen Tragiker einführte. Doch beschränkte sich sein Interesse nicht auf die Alten, eine genauere Kenntniß der deutschen Litteratur brachte ihm das elterliche Haus nahe. Als er sich Michaelis 1819 der Maturitätsprüfung unterzog, erhielt er ein Zeugniß unbedingter Tüchtigkeit, in welchem zugleich sein reiner Sinn und seine Bescheidenheit anerkannt wurden. — Der Kanzler ließ seinen Söhnen in der Wahl des Berufes volle Freiheit, wie denn die Brüder Niemeyer's Aerzte oder Juristen gewesen sind; dieser wird sich also zum Studium der Theologie aus eigener Neigung entschlossen haben. Allein wenngleich er mit seinem gewissenhaften Eifer alle Zweige dieser Wissenschaft betrieb, so ward er doch weniger von der speculativen Seite derselben angezogen; seine Richtung war eine historische und exegetisch-kritische, zu welcher ihn die tüchtige philologische Schulbildung vorzugsweise zu befähigen schien. Auch ließ er die philologischen Studien mit nichten beiseite liegen; seine Freundschaft mit Reisig, die ihn in der Folge auch in nähere Beziehung zu dessen bedeutendstem Schüler Ritschl brachte, erhielt das alte Interesse lebendig. So war er schon früh, mit 21 Jahren, am Ziele seines aka-

demischen Studienganges; er wurde am 26. Juli 1823 zum Dr. phil. auf Grund einer Dissertation „de Docetis“ promovirt. Ganz von selbst fand sich nun der Entschluß, die Docentenlaufbahn einzuschlagen, in welchem ihn sein Vater begreiflicher Weise bestärkte. Nach einem halbjährlichen Aufenthalte in Göttingen, den er zur Anfertigung seiner Habilitationsschrift benutzte, vollendete er diese in Halle im Herbst 1824; sie handelte „de Isidori Pelusiotae vita, scriptis et doctrina“. Am 28. December desselben Jahres folgte die Licentiatenprüfung, am 8. Januar 1825 die Disputation. Im Sommer 1826 hielt er die erste Vorlesung. Seine Vorträge bezogen sich hauptsächlich auf die neutestamentlichen Schriften, auf Apologetik und christliche Alterthümer. Aber außerdem ließ er sich auch als Lehrer an der lateinischen Hauptschule verwenden, beschritt mithin genau den Weg, den sein Eltervater Francke den angehenden wissenschaftlichen Theologen vorgezeichnet hatte. Und verhältnißmäßig rasch gelangte er zu einem Erfolge, den er einer Anzeige über ein Buch Augusti's zuschrieb; er erhielt einen Ruf nach Jena als Prof. extraord., welchen er ohne weiteres annahm.

Michaelis 1826 siedelte er dorthin über. Die kurze Zeit, welche er in der kleinen Stadt verweilte, hat er immer als den erfreulichsten Abschnitt seines Lebens bezeichnet. Wie er mit frischer Kraft und harmlos-einfachem Sinne kam, so fand er auch bald Menschen, die ihn verstanden und ihm nahe traten; mit Göttling, Credner, Baumgarten-Crusius, Schwarz und vor allen mit Henke ist er, so lange sie und er lebten, in enger Freundschaft verbunden gewesen. Während des Jenenser Aufenthaltes feierte sein Vater das 50jährige Jubiläum, das der Göttinger Faculät Veranlassung gab, ihm die theologische Doctorwürde zu verleihen. Hier in Jena gründete er auch einen eigenen Hausstand, indem er sich mit der Schwester seines Schwagers, des bekannten Juristen Pernice, verheirathete. Inzwischen starb der Kanzler am 7. Juli 1828. Nachfolger desselben war sein Schwiegersohn August Jacobs, welcher bereits seit dem Tode des jüngeren Knapp als Condirector an der Verwaltung des Waisenhauses theilgenommen hatte. Indessen Jacobs war schon lange kränklich und nicht fähig die Last des schweren Amtes allein zu tragen; er beantragte sofort die Ernennung Niemeyer's zum Condirector. Es ist nicht zu übersehen, weshalb man an entscheidender Stelle in Berlin mit der Bestätigung zögerte, wenn man auch weiß, daß sich die verschiedensten Einflüsse dort kreuzten und daß sich viele bedeutende Leute um die Stelle bewarben, seltsam genug die Antipoden Gesenius und Tholuck. Erst am 8. Juni 1829 erfolgte die Genehmigung und zwar auf directe Weisung Friedrich Wilhelms III., der das Anrecht der Familie auf das Amt respectirte. Seinerseits hatte N. lange geschwankt, ob er dem Rufe an das Erbe seiner Ahnen entsprechen sollte. Indem er dem Wunsche seiner Mutter nachgab, gab er zugleich die Ideale seines Lebens auf; denn wenn er in Jena blieb, so durfte er auf eine ebenmäßige Entwickelung seiner wissenschaftlichen Betreibungen und auf Erfolge als akademischer Lehrer hoffen, wogegen in Halle vor dem Amte als Verwalter mit den unaufhörlichen, vielseitigen Ansprüchen die Wissenschaft zurücktreten mußte. So ist er ungern gegangen und sein Vorgefühl hat ihn nur insofern getäuscht, als noch viel schwerere Sorgen und Enttäuschungen über ihn gekommen sind, wie der Anfang erwarten ließ.

Als er im August 1829 in Halle eintraf, fand er die Stiftungen in einem kritischen Zustande. Die alten Einrichtungen, auf welche Francke sein Werk aufgebaut hatte, trugen den Bestand nicht mehr und waren selbst nicht zu ertragen; das Pädagogium, dessen Erhaltung Staatsmänner wie L. v. Vincke, v. Bassewitz, v. Merckel, v. Bodelschwingh, die selbst auf der Schule ihre Bildung genossen hatten, für eine Nothwendigkeit erklärten, und das zu Lebzeiten des Kanzlers als die erste Schule Deutschlands angesehen wurde, war zurückgegangen; die Ein=

künfte, welche ehedem aus den erwerbenden Instituten, der Buchhandlung, der Apotheke geflossen waren, versiegten mehr und mehr. Eine Neubelebung mußte auf allen Gebieten eintreten. Zudem hatte sich die Krankheit des Directors Jacobs so verschlimmert, daß sofort die gesammte Last der Administration dem 27jährigen Condirector zufiel. Er ging mit voller Einsicht in die zahllosen Schwierigkeiten, mit dem festen Entschlusse, durchgreifend umzugestalten, und mit demüthigem Gottvertrauen zugleich an die Arbeit. — Sein erstes öffentliches Auftreten war ein Act der Pietät gegen seinen Ahnherrn Francke, dessen Statue, ein Werk Rauch's, er mit einer Weiherede zu übernehmen hatte, 5. November. Am 21. December starb dann Jacobs. Da schleunig ein Vertreter des Geschäftskreises desselben bestellt werden mußte, so gingen die Behörden auf das Auskunftsmittel ein, den Professor Karl Thilo, welcher der Schwiegersohn Knapp's war und von seinem Lehramte im Pädagogium die Anstalten genau kannte, zum Director zu ernennen. Allein auch jetzt wieder ward die Entscheidung verzögert und Thilo schied unwillig am 5. October 1830 aus. Erst im November desselben Jahres ward die Cabinetsordre, welche N. als Director und außerordentlichen Professor der Theologie sowie als Leiter des pädagogischen Seminars bestätigte, vollzogen; er hatte bisher für seine Arbeit die Summe von 400 Thaler erhalten. — Von den zahlreichen Aufgaben, die er nunmehr zu erledigen hatte, waren folgende die wichtigsten. Es handelte sich eben jetzt um die Ordnung der Ressortverhältnisse der Stiftungen, welche aus der unmittelbaren Beaufsichtigung des Ministeriums ausscheiden, an das Provinzialschulcollegium übergehen sollten; N. wußte mit Entschiedenheit und doch auch mit Geschick die Selbständigkeit der Anstalten einigermaßen zu wahren. Die lateinische Hauptschule war neu zu organisiren, mit jüngeren Lehrern auszustatten; auch hier gelang es ihm, einen Ausgleich zwischen den allgemeinen staatlichen Verordnungen und dem eigenartigen Charakter der Schule herbeizuführen. Nun erst konnte er daran denken, derselben auch einen neuen Leiter zu setzen; er ernannte den bisherigen Inspector des Pädagogiums, M. Schmidt, zum Rector und Condirector, er selbst übernahm die Sorge für das Pädagogium. Doch auch hier war ein Bruch mit der Vergangenheit unumgänglich nöthig. Sollte — wie es von oben verlangt ward — das Fachsystem abgeschafft, das Classensystem eingeführt werden, so war der gesammte Lehrplan zu ändern und unter den Lehrern mußte ein Wechsel eintreten. N. zog die besten Kräfte aus der Reisig'schen Schule heran, A. Stahr, K. Peter, Th. Echtermeyer, Mor. Seyffert, Herm. Daniel wurden gewonnen, auch Ruge hat es damals nicht verschmäht, Schulmeister zu sein. Die Frequenz wuchs von Jahr zu Jahr, zuletzt bis auf 70 Hausscholaren, während er mit 17 begonnen hatte. Vergegenwärtigt man sich nun, daß um dieselbe Zeit die Realschule neu gegründet ward, daß eine höhere Töchterschule entstand, daß die Elementarschulen erweitert wurden und eine Präparandenanstalt für künftige Volksschullehrer neben dieselben trat, daß das Missionswesen reorganisirt ward, daß überdem Vorlesungen auf der Universität gehalten und Lectionen in den Schulclassen ertheilt wurden und daß doch der Director noch Zeit fand auf dem Turnplatze oder auf der Schlittenbahn mit den Schülern zu verkehren, so muß man staunen über die Elasticität seiner Natur und den Umfang seiner Arbeitskraft, hat ihn aber nicht nur als den treuen Erhalter der Institute anzusehen, sondern ihm auch die Neuschöpfung von Institutionen zu danken.

Zu diesen Geschäften trat noch eine ganz abweichende Seite der Wirksamkeit, als er 1839 zum Stadtverordneten gewählt ward. Daß seine Mitbürger ihre Augen auf ihn wandten, war ja bei seiner Erfahrung und Gewandtheit in dem Administrationssache begreiflich; ein Beweis aber des hohen Vertrauens und der Achtung dieser Körperschaft war es, daß er wiederholt zum Vorsteher der Ver-

sammlung oder, wenn er diesen Platz einzunehmen sich weigerte, regelmäßig zum Stellvertreter erwählt ward. Bis zu seinem Tode ist er Stadtverordneter gewesen. Dazu kamen dann noch die Arbeiten, welche er als einer der Gründer des Hallischen Hauptvereins der Gustav-Adolph-Stiftung zu übernehmen hatte, die ihm die Beaufsichtigung des Provinzial-Blindeninstitutes brachte — und gerade diese waren sehr lästige — Mühen, die man ihm, ohne Rücksicht zu nehmen, auflud.

Wer die Last einer so vielverzweigten Thätigkeit zu wägen weiß, wird kaum erwarten, daß N. noch Muße für wissenschaftliche Unternehmungen fand. Und doch hatte er schon 1834 die neunte Auflage von seines Vaters „Grundsätzen der Erziehung und des Unterrichts" besorgt, in welchem Buche er den historischen Theil fast ganz neu aufbaute. Als 1836 die bekannte Lorinser'sche Frage über die Gesundheitspflege der Schüler die Pädagogen zu beschäftigen anfing, war er einer der ersten, welche sich darüber vernehmen ließen. Die von seinem Studienfreunde Mor. Rödiger begonnene Collectio confessionum in ecclesiis reformatis publicatarum ließ er 1840 im Druck erscheinen. Im folgenden Jahre, zur Jubelfeier der Einführung der Reformation in Halle, veröffentlichte er eine Probe der kritischen Ausgabe der lutherischen Bibelübersetzung von 1545, von welcher in der Folge wenigstens die Bücher des Alten Testaments aus der Hand Bindseil's erschienen sind. Außerdem hat er wiederholt die Abhandlungen für das Schulprogramm des Pädagogiums verfaßt und in denselben zuerst nachdrücklich auf die Bedeutung Ratich's aufmerksam gemacht, — Studien, zu denen er als Dirigent des pädagogischen Seminars geführt wurde. Erwähnen wir endlich, daß er 1844 in die Redaction der Allgemeinen Litteraturzeitung eintrat und dem sinkenden Blatte durch Werbung von jüngeren Mitarbeitern aufzuhelfen suchte, so wäre im Großen und Ganzen der Umkreis seiner wissenschaftlichen Thätigkeit gezogen, wenn wir nicht noch von einem Buche zu reden hätten, das für sein Verhältniß zu den vorgesetzten Behörden entscheidend wurde. — Er gab 1843 die 18. Auflage des „Lehrbuches für die oberen Religionsclassen in gelehrten Schulen von A. H. Niemeyer" heraus. Wie tief mußte es ihn verletzen, als der Minister Eichhorn die Benutzung des Buches in den Anstalten, in denen es entstanden und für welche es geschrieben war, verbot. Er hat in langen Verhandlungen die Unterdrückung rückgängig zu machen gesucht, doch vergebens. Wenn Eckstein in der unten anzugebenden Lebensskizze von diesem rohen Eingreifen der Regierung, das zu der Menge von persönlichen Kränkungen gehörte, durch die es Eichhorn mit aller Welt verdarb, bemerkt, daß es N. tief betrübt, doch nicht erbittert hätte, so ist dies gewiß richtig, nur freilich ward er dadurch auch persönlich belehrt, daß das System, nach welchem Eichhorn verfuhr oder zu verfahren gedrängt wurde, eine freie und selbständige kirchliche Entwickelung nicht leiden würde. Wenn er zu den protestantischen Freunden gehörte, so zählte er doch zu den Gemäßigten, ging weder soweit wie Uhlich einerseits, noch andererseits Ruge; ihm kam es auf die Herstellung einer kirchlichen Vertretung an, weshalb er sich 1846 von seinem Bruder Anton, welcher Mitglied der damaligen Generalsynode war, über den Gang der Verhandlungen stets Bericht erstatten ließ. Ueberhaupt wäre es falsch, N. zu den Rationalisten gewöhnlichen Schrotes zu rechnen; er hatte einen so reichen Schatz schlichter Gemüthstiefe und eine so reine Innigkeit des Glaubenslebens, daß er dies nicht sein konnte. Aber allerdings war er auch fern davon, an pietistischen Erweckungen oder an unfreier Bekenntnißgebundenheit, zumal wenn sie mit Herrschsucht gepaart auftrat, Gefallen zu finden und die wissenschaftliche Forschung mochte er sich um keinen Preis verkümmern lassen. Wie wäre es sonst möglich gewesen, daß er in seiner großen Familie mit seinem Hamburger Schwager Wolff, der energisch pietistisch gerichtet, aber von der höchsten Lauterkeit des Wesens war, am allerintimsten stand, daß er Wichern's Person

und Wirksamkeit außerordentlich hoch stellte? Das Jahr 1848 bewies denn auch, daß er viel mehr positive Eigenschaften hatte als von seinen bisherigen Vorgesetzten angenommen wurde, daß er sich durch persönliche Anfechtungen nicht von dem Boden abziehen ließ, auf den ihn seine ganze Natur stellte. Die Stadt Halle sandte ihn als ihren Abgeordneten in die Berliner Nationalversammlung, nachdem Hansemann, welcher in erster Linie gewählt worden war, abgelehnt hatte. Es verstand sich für ihn von selbst, daß er der rechten Seite angehörte, daß er unter den ersten auf Rückberufung des Prinzen von Preußen drang, daß er in der Verfassungscommission den Theorien und Forderungen Waldeck's mit Nachdruck entgegentrat. Allein seine Handlungsweise wurde von den Wählern nicht völlig gebilligt, so daß er sich entschloß, am 14. November, kurz nach der Verlegung der Versammlung nach Brandenburg, sein Mandat zurückzugeben. Für die Ordnung zu wirken, die königstreue Gesinnung zu beleben hörte er trotzdem nicht auf; er hat in demselben Herbste verschiedene Gebiete der Provinz in den mühseligsten Reisen durchzogen, um die bevorstehenden Wahlen richtig zu leiten. Hatte das Jahr 1849 allmählich ruhigere Verhältnisse gebracht, so folgte bald das Ministerium Manteuffel, in welchem Raumer die Unterrichtsangelegenheiten übernahm. Der Umschlag in der Beurtheilung von Niemeyer's Stellung und Thätigkeit machte sich sehr bald bemerkbar. Ladenberg hatte noch bewirkt, daß er durch die Verleihung des Adlerordens 3. Classe ausgezeichnet ward; demselben dankte er es auch, daß 1849 Eckstein als Condirector bestätigt wurde, eine Erleichterung seiner Arbeitslast, deren er umsomehr bedurfte, da er nach dem Tode des Oekonomieinspectors auch der Verwaltung der Finanzen allein vorgestanden hatte. Nunmehr ward eine Richtung mächtig, die zwar seinem Schwager Pernice günstig war, nicht jedoch ihm selbst. Es wäre nicht zu verwundern gewesen, wenn er in dem Gefühle, daß ihm bei dem Uebelwollen der neuen Vorgesetzten eine selbständige Wirksamkeit unterbunden sei, daß er für die Stiftungen eine vorurtheilslose Theilnahme der Regierung nicht hoffen dürfe, verdrossen und müde die Dinge hätte gehen lassen. Nichts lag ihm ferner. Er hat nicht aufgehört in treuer Hingebung für das Erbe seiner Väter zu sorgen, wie er denn gerade jetzt eine gewinnreiche Umgestaltung der Hausökonomie herbeiführte und mit der Stadt die Verhandlungen wegen der Rückgabe eines Stadtzwingers, den die Stiftungen in Erbpacht hatten, aufnahm. Allein seine Kraft war erschöpft. Ein Magenleiden, das er Jahre lang getragen, dann zuerst durch eine Reise, später durch eine Badekur zu heben versucht hatte, trat immer lästiger auf. Im Herbst 1851 gönnte er es sich noch einmal, bei seinen Freunden in Jena zu Gaste zu sein, auch stellte er noch den Lehrgang des Pädagogiums für das Winterhalbjahr fertig, ertheilte sogar im October und November noch Unterricht. Am 9. November jedoch mußte er dies aufgeben. Ob er es fühlte, daß er das Krankenzimmer nicht wieder verlassen würde? Zuweilen schien es so, aber das Pflichtgefühl ließ ihn nicht ruhen, immer noch dachte er an neue Arbeiten und Aufgaben, bis sein zweiter, hoffnungsvoller Sohn, der eben von einer italienischen Reise zurückkehrte, von einem jähen Nervenfieber ergriffen ward und am 20. November starb. Zwar wich die Fassung und Gottergebenheit, die Freundlichkeit gegen seine Umgebung nicht von ihm; allein er wußte nun sicher, daß er dem geliebten Kinde bald folgen müsse, ordnete seine persönlichen Angelegenheiten und die der Stiftungen und verschied am 6. December 1851. Sein Begräbniß gab Zeugniß davon, wie sehr die Vorzüge seiner wahrhaft vornehmen und liebenswürdigen Persönlichkeit gewürdigt wurden. Ebenso haben die Lehrer, die mit und unter ihm wirkten und deren manchem er das Leben gestaltet hat, und nicht minder seine Schüler ihm ein treues, pietätsvolles Andenken bewahrt. Dagegen hat die Staatsregierung auch seine letzten Anordnungen unbeachtet gelassen und in der Wahl seiner Nachfolger nicht einmal das Anrecht, welches den

Nachkommen des Stifters unfraglich zu gebühren schien, geehrt. Hätte er zehn Jahre länger gelebt, so würde er vielleicht nicht der letzte Director der großen Anstalten A. H. Francke's aus dem Stamme desselben gewesen sein, auch würde wol manches Glied der Institute, namentlich das Pädagogium, dessen Eingehen von vielen Seiten beklagt ist, erhalten sein. Für den, welcher seinen Lebensgang für weitere Kreise und kommende Zeiten zu zeichnen hat, ist es darum doppelte Pflicht hervorzuheben, daß N. der Regenerator der Stiftungen geworden ist, und zum Schluß noch einmal zu wiederholen, daß er eine Persönlichkeit seltener Art war. Mit dem scharfen und schnellen Blicke für Personen wie Verhältnisse, mit reichem, vielseitigem Wissen und Feinheit des Geschmacks verband er eine unvergleichliche Geschäftsgewandtheit und eine selbstlose Freudigkeit des Arbeitens, zugleich aber eine Feinheit und einen Adel des Empfindens und eine Hingebung für andere, die keinen Dank und keine Anerkennung suchten, vielmehr dem Empfangenden durch die heitere Leichtigkeit des Gebens über die Verlegenheit des Annehmens hinweghalfen.

Eckstein im Hallischen patriotischen Wochenblatt 1852, Nr. 47 und 48. — Hallischer Courier (Waisenhaus) 1852, Nr. 42. — Vgl. auch Wiese, Lebenserfahrungen und Amtserinnerungen, I, 169 ff., der jedoch die zuletzt berührte Frage und die ganze Persönlichkeit N.'s unrichtig und einseitig, nur von dem Standpunkte des Raumer'schen Ministeriums aus, beurtheilt und N. selbst fast gar nicht gekannt hat. Nasemann.

Niendorf: M. Anton N. wurde am 24. December 1826 zu Niemegk, einem kleinen Städtchen der Provinz Brandenburg, geboren und widmete sich nach genossener Vorbildung von 1844—1846 in dem Seminare zu Potsdam dem Berufe eines Volksschullehrers. Er wandte sich bald nach Berlin, wo er als Lehrer an einer Privatschule thätig war, gleichzeitig aber auch einige Vorlesungen an der Universität hörte. Die Märztage des Jahres 1848 ergriffen ihn aufs heftigste und begeisterten ihn zu den „Stunden der Andacht. Gesänge aus Berlins Revolutionszeit. Nebst einer Pfingstreise durch die Hölle im Jahre 1848" (Berlin 1849), welche die Berliner Revolution und den im October und November eingetretenen Sieg der Reaction in einem so scharfen Tone schildern, daß man sich nicht wundern durfte, daß er wegen Ehrfurchtverletzung gegen den Monarchen in den Anklagestand versetzt und zu achtmonatlichem Gefängniß verurtheilt wurde. Nach Verbüßung dieser Strafe aus Berlin verwiesen, übernahm N. eine Hauslehrerstelle in Heegermühle bei Eberswalde und hier entstand „Die Hegler Mühle. Cyklus märkischer Gedichte" (1850). Der Stoff dieser Dorfgeschichte in Versen ist so beschränkt wie die Oertlichkeit, aber der Dichter weiß ihn zu ziemlich reicher Mannigfaltigkeit auszubilden. „Der Dichtung liegt eine einfache Geschichte zum Grunde, die sich in einer fortlaufenden Reihe von Liedern entwickelt, deren Sprache oft absichtlich in das Provinzielle übergeht, was allerdings dem Ganzen eine eigenthümliche, oft wirkungsvolle Färbung gibt." Gegenüber diesem mit charakteristischer Treue wiedergegebenen Bilde aus der Mark sind Niendorf's „Gedichte" (1852) und „Lieder der Liebe" (1854) etwas leichtere Waare. Die Motive sind meist derb realistisch, die Sprache kernhaft und kräftig, der Ausdruck aber sehr oft prosaisch und trivial, so daß Vortreffliches dadurch verunstaltet wird. In seinen epischen Dichtungen „Anemone" (1853) und „Liebenstein. Eine thüringische Sage" (1853) ist die allzu sichtbare Nachahmung der mittelalterlichen Poesie nicht gelungen und der Gebrauch veralteter Wörter unnatürlich affectirt. Durch seinen Aufenthalt auf dem Lande hatte N. bald gelernt, sich für die Landwirthschaft zu interessiren, und durch Hülfe einiger Freunde, welche ihm die nöthige Caution vorschossen, wurde er in den Stand gesetzt, sich 1854 das Rittergut Rußdorf zu pachten. Seine intelligente Bewirthschaftung und glückliche Umstände setzten ihn in den Stand, im J. 1863 den

Wolfswinkel bei Zahna, eine wüstliegende Feldmark, zu kaufen, die er bald in eine ertragsfähige Gegend umwandelte. Mit dem folgenden Jahre betrat N. das politische Gebiet; als Mitglied der Fortschrittspartei erlangte er es sogar, 1869 an Waldeck's Stelle von Bielefeld aus in das Haus der Abgeordneten entsendet zu werden, dem er bis 1871 angehörte. Dieser Periode entstammen Niendorf's novellistische Arbeiten: „Skizzen und Erzählungen aus dem modernen Leben. Soziale Federzeichnungen“ (1865); „Der Schulzenhof in Raben“ (1866), unstreitig seine beste Prosadichtung; „Kontraste der Gegenwart. Skizzen aus dem deutschen Kulturleben“ (1867); „Die Entsagungsurkunde“ (1867), eine Erzählung, deren Stoff N. bereits früher dramatisirt hatte („Karl Theodor, Fürst zu Solms-Braunfels, oder die Entsagungsurkunde“, 1862); „Entfesselte Furien“ (II, 1868); „Wie man regiert“ (1869); „Ein ausgerissenes Blatt“ (II, 1868); „Die Randschrift eines Königs“ (1870); „Rittergut Marderheim“ (II, 1872); „Vom Altar in den Krieg“ (II, 1873). Alle diese Romane, Novellen und Skizzen erörtern politische und socialpolitische Fragen der Gegenwart. Nachdem N. nach Berlin übergesiedelt war, gründete er hier 1875 eine Buchhandlung, aus deren Verlag die von ihm als Chefredacteur geführte „Deutsche Landeszeitung“ hervorging. Mit dieser Zeitung schuf er, indem er sich nun von der Fortschrittspartei lossagte, zugleich die selbständige Partei der „Agrarier“ oder „Steuer- und Wirthschafts-Reformer“ und schwang sich zum anerkannten Führer derselben empor. N. starb am 12. Juni 1878 zu Niederlößnitz bei Dresden; seine Parteigenossen errichteten ihm auf dem Friedrichs-Werder'schen Kirchhofe in Berlin ein Denkmal.

H. Kurz, Geschichte der deutschen Nationallitteratur, 4. Bd., S. 271. — Emil Kneschke, Deutsche Lyriker seit 1850, 6. Aufl., Leipz. 1883, S. 587.

Franz Brümmer.

Nieritz: Karl Gustav N., Schulmann und Jugendschriftsteller, geb. zu Dresden am 2. Juli 1795 als Sohn eines Elementarlehrers, † daselbst am 16. Februar 1876, begann die anfänglich nicht ohne Widerstreben von ihm ergriffene Lehrerlaufbahn, nachdem er während der Jahre 1808 bis 1811 die Kreuzschule, dann das Seminar zu Dresden besucht hatte, als Gehilfe seines Vaters Karl Gottlieb N. an der von diesem geleiteten Schule und wirkte in solcher Stellung 14 Jahre lang, zuletzt auch als Vertreter seines Vaters. Dennoch wurde er erst vier Jahre nach dessen am 1. Februar 1828 erfolgtem Tode sein Amtsnachfolger, als durch den frühzeitigen Tod desjenigen, welchem er bei der ersten Wiederbesetzung der Stelle seines Vaters hatte weichen müssen, diese aufs Neue zur Erledigung gekommen war. In der Zwischenzeit hatte er ein Jahr lang einer Dresdner Armenschule vorgestanden; alsdann erfolgte in seiner amtlichen Stellung nur noch eine Veränderung, welche mit einer veränderten Organisation der ihm unterstellten Schule zusammenhing, die darin bestand, daß seine Schule im J. 1841 ihre ärmeren Schüler an die Armenschulen abgab und in eine Bezirksschule umgewandelt wurde. Er wurde Director der so veränderten Schulanstalt und versah dieses Amt, bis er im J. 1854 nach einer vierzigjährigen Lehrthätigkeit in den Ruhestand trat.

Erst in reiferem Alter fing er die schriftstellerische Thätigkeit an, durch welche er sich berühmt und bei einem zahlreichen Lesepublicum seiner Zeit beliebt gemacht hat. Denn die 1830 veröffentlichte Erzählung „Das Pomeranzenbäumchen“, welche in der von Ferdinand Philippi herausgegebenen Dresdner Zeitschrift „Merkur“ erschien, war sein erster schriftstellerischer Versuch. Um so größer war dann aber die Fruchtbarkeit, welche er entfaltete, nachdem er sich seiner schriftstellerischen Gewandtheit und seines durch reiche Phantasie und ein starkes Gedächtniß unterstützten Erzählungstalentes, das er namentlich als Schriftsteller für die Jugend anwenden lernte, bewußt geworden war. Er schrieb

nach und nach mehr als hundert Bändchen Jugendschriften, von denen einige auch außerhalb Deutschlands durch Uebersetzung in die meisten europäischen Sprachen Verbreitung fanden, und lieferte außerdem für viele periodische Schriften, insbesondere für einen von ihm selbst herausgegebenen Volkskalender sowie für die Volkskalender von Trewendt und Steffens zahlreiche volksthümliche Erzählungen. Drei Erzählungen, welche er 1838 unter dem Gesammttitel „Astern“ im Selbstverlage herausgab, sind mit bildlichen Darstellungen von seiner eigenen Erfindung geschmückt und erinnern hierdurch an eine Neigung für die bildende Kunst, welche ihn früher lange Zeit beherrscht hatte. — Das vollständige Bild seiner tüchtigen und liebenswürdigen, über die niedrigen Regionen des Lebens jedoch nie ganz hinausgewachsenen Persönlichkeit ergibt sich aus der von ihm selbst veröffentlichten ausführlichen, durch Freimüthigkeit sich auszeichnenden Selbstbiographie. Die Stadt Dresden hat ihm im J. 1878 auf einem öffentlichen Platze ein Denkmal errichtet, welches aus einer von Gustav Adolf Kietz modellirten Marmorbüste besteht. Ein zweites Denkmal der Erinnerung an ihn, welches sich in seiner Vaterstadt befindet, ist sein kleines mit einem Garten verbundenes Wohnhaus, dessen Beschaffenheit so charakteristisch ist, daß sie dem, der sie kennt, die Erscheinung des Mannes, der darin Jahrzehnte lang hausgehalten, vergegenwärtigen hilft.

Gustav Nieritz, Selbstbiographie, Leipzig 1872. — Illustrirte Zeitung Bd. 65, Leipzig 1875. Nr. 1675. 7. August. — Wilhelm Haan, Sächsisches Schriftsteller-Lexikon, Leipzig, 1875, S. 235 ff. — Unsere Zeit, N. F. 12. Jahrg. I, 1876. S. 951 f.

F. Schnorr von Carolsfeld.

Niethammer: Friedrich Immanuel N., geb. zu Beilstein bei Heilbronn am 6. März 1766, † in München am 1. April 1848, Sohn eines Pfarrers, erhielt den Gymnasialunterricht in Heilbronn, worauf er in das Tübinger Stift eintrat und, nachdem er kurze Zeit in Gotha als Hauslehrer gelebt hatte, sich zu weiterem Studium der Philosophie und der Theologie an die Universität Jena begab. Die Stelle, welche er auf Reinhold's Empfehlung bei einem feingebildeten Fabrikbesitzer in Klagenfurt erhalten hatte, war sehr vorübergehend, da er sich der wegen Widersetzung gegen eine Schildwache drohenden Strafverhandlung durch die Flucht entzog. Nach Jena zurückgekehrt, promovirte und habilitirte er im J. 1792 mit einer Abhandlung „De vero revelationis fundamento“ und vertrat als Docent der Philosophie den Standpunkt Kant's; aber in seiner Schrift „Ueber den Versuch einer Kritik aller Offenbarung“ (1792) bekannte er den Anschluß an Fichte (bezüglich der gleichnamigen Schrift des letzteren). Von der Noth des Lebens gedrückt fand er Unterstützung durch Schiller, für welchen er nicht blos den Pitaval übersetzte („Merkwürdige Rechtsfälle als Beitrag zur Geschichte der Menschheit, nach dem französischen Werke des Pitaval, herausgegeben von Fr. Schiller“, 2 Bde., 1792—94), sondern auch Vertot's Histoire des chevaliers hospitaliers de St. Jean bearbeitete er in „Geschichte des Maltheserordens nach Vertot, mit einer Vorrede versehen von Fr. Schiller“ (2 Bde. 1792 f.). Nachdem er seinen „Versuch einer Ableitung des moralischen Gesetzes aus der Form der reinen Vernunft“ (1793) veröffentlicht hatte, worin er einem der bedenklichsten Punkte in Kant's System auf Grund der Anschauungen Fichte's abzuhelfen suchte, wurde er zum außerordentlichen Professor der Philosophie ernannt (1793), und nachdem die Stelle des nach Kiel abgehenden Reinhold durch die Berufung Fichte's besetzt worden war, ging N. als Extraordinarius an die theologische Facultät über (1795), wo er über Dogmatik und Kirchengeschichte las und die Leitung des homiletischen Instituts

übernahm. In freundschaftlichem Verkehre stand er mit all den Männern, auf deren Zusammenwirken die damalige Glanzperiode der Universität Jena beruhte, mit Schütz, Erhard, Forberg, Paulus, Hufeland, Fichte, Schiller, Schelling, Hegel, und als Goethe in Jena weilte (1795), nahm dieser bei N. förmlich einen halbjährigen Curs der Philosophie, welcher in täglichen einstündigen Spaziergängen durchgemacht wurde. Nach mancherlei Vorarbeiten gab N. das „Philosophische Journal einer Gesellschaft deutscher Gelehrten" heraus, von welchem 1795 drei Bände (12 Hefte) erschienen, und 1796 trat Fichte als Mitherausgeber ein. In dieser für jene Jahre einflußreichen Zeitschrift (1800 ging dieselbe ein) sind von N. selbst verfaßt die Aufsätze: „Von den Ansprüchen des gemeinen Menschenverstandes an die Philosophie" (1795, Heft 1) und „Versuch einer Darstellung des Vernunftmäßigen in den materiellen Moralprincipien" (1797, Heft 1), in welchen er ebenso wie in der Schrift „Ueber Religion als Wissenschaft" (1795) den Grundsätzen Fichte's treu blieb. Nebenarbeiten anderer Art waren: „Proben einer Uebersetzung aus Sextus Empirikus" (1796 in Fülleborn's Beiträgen) und „Beiträge zur Berichtigung der deutschen Rechtschreibung" (1797 im Allgem. literar. Anzeiger); auch gab er eine deutsche Bearbeitung seiner oben erwähnten Dissertation unter dem Titel „Versuch einer Begründung des vernunftmäßigen Offenbarungsglaubens" (1798). Als im Jahre 1799 die bekannten Maßregeln gegen Fichte ergriffen wurden (s. A. D. B. VI, 763 f.), kämpfte N. freimüthig und mannhaft für seinen Freund und zur Vertheidigung der Zeitschrift in der Publication „Der Herausgeber des philosophischen Journals gerichtliche Verantwortungsschriften gegen die Anklage des Atheismus" (1799, S. 121 ff.). Inzwischen hatte er sich mit der Kirchenrathswittwe Döderlein, geb. v. Eckardt, vermählt, welche einen Knaben in die Ehe mitbrachte, der später als Philologe eine hervorragende Laufbahn nahm (s. A. D. B. V, 281). Im Herbst 1803 siedelte N. als Professor der Theologie an die Universität Würzburg um, wohin der bairische Minister Montgelas gleichzeitig auch die Jenenser Professoren Schelling, Paulus, Hufeland und Stahl berufen hatte: da aber durch die Abtretung Würzburgs an den Großherzog von Toscana (1806) die Stellung der Protestanten eine minder haltbare geworden war, wurde N. als Landesdirectionsrath für Schul- und Kirchenwesen nach Bamberg versetzt, wo er Gelegenheit fand, seinem aus Jena geflohenen Freunde Hegel die Stelle als Redacteur der Bamberger Zeitung zu verschaffen. Im J. 1808 wurde er von Montgelas nach München berufen und als Centralschulrath und Oberkirchenrath mit der Ausarbeitung eines neuen Lehrplanes für die Gymnasien beauftragt; zur Vorbereitung und Rechtfertigung desselben veröffentlichte er seine bedeutsame Schrift „Der Streit des Philanthropismus und Humanismus in der Theorie des Erziehungsunterrichtes unserer Zeit" (1808), worin er auf Grund der Unterscheidung der geistigen und der animalischen Seite des Menschen einerseits die Vernunftbildung zum Ideale der Humanität und andrerseits die Heranbildung zu realistischen Fertigkeiten mit grundsätzlicher Betonung des Uebergewichtes der ersteren Richtung erörterte. Da diese Grundsätze durch das sog. „Allgemeine Normativ" (1808) ihre praktische Durchführung fanden, ergab sich ein segensvollster Einfluß Niethammer's auf die gesammten baierischen Mittelschulen, welche vielfach noch aus der Regierungsperiode Karl Theodors sich in einem verrotteten Zustande befanden und auch durch den Wismayr'schen Studienplan vom J. 1804 auf schlimme Abwege gerathen waren. Es wurde nun der Dualismus zwischen humanistischen Gymnasien und Realgymnasien streng durchgeführt, und während an ersteren es sich um eine gesteigerte Pflege des classischen Alterthums handelte, fand auch an letzteren die ideale Seite ihre Berücksichtigung, indem in den höheren Classen derselben einige philosophische Disciplinen

Unterrichtsgegenstand wurden (so konnte N. noch 1808 die Berufung Hegel's an das Nürnberger Realgymnasium erwirken). Die neue Einrichtung fand bezüglich der humanistischen Gymnasien die lebhafteste und thatkräftigste Unterstützung durch Thiersch und Fr. Jacobs, aber es erhob sich eine altbaierisch-katholische Opposition, welche nicht nur den alten Schlendrian zu conserviren trachtete, sondern auch durch niederträchtige Mittel die norddeutschen Protestanten zu verdrängen suchte (s. A. D. B. XIII, 605 ff.), und durch diese widrigen Verhältnisse tief verstimmt wandte sich N. wiederholt (1809 und 1810) brieflich an seinen ehemaligen Amtsgenossen Schütz mit der vertraulichen Anfrage, ob nicht irgend ein Lehrstuhl an einer protestantischen Universität für ihn ausfindig zu machen sei. Diese Bemühungen blieben erfolglos, doch wurde ihm eine gewisse Genugthuung zu Theil, indem sein Gegner Wismayr in den katholischen Oberkirchenrath versetzt wurde (1810); hingegen sein Lehrplan wurde infolge mehrfacher Umtriebe, an welchen sich auch Caj. v. Weiller betheiligte, im Jahre 1816 durch einen neuen Studienplan der Mittelschulen ersetzt. Allerdings wandte sich, da mancherlei Mißstände hervorgetreten waren, das Ministerium noch einmal (1824) an N. mit dem Auftrage, eiligst eine neue Studienordnung zu entwerfen, jedoch machte sich abermals eine Gegenströmung geltend, und alsbald nach dem Regierungsantritte König Ludwigs I. wurde (1826) der Oberschulrath unter Beseitigung seiner bisherigen Mitglieder gänzlich umgebildet. Unterdessen war N. im J. 1818 zum Rath an dem neu errichteten protestantischen Oberconsistorium ernannt worden, wo er an der Abfassung der baierischen Agende betheiligt war; 1845 trat er unter Ernennung zum Geheimen Rath in den Ruhestand. Litterarisch hatte er sich seit 1808, in welchem Jahre er eine kleine Abhandlung „Ueber Pasigraphik und Idiographik“ veröffentlichte, nur noch durch eine Bearbeitung der Predigten Luther's (1830) bethätigt.

Neuer Nekrolog d. Deutschen, Jahrgang 1848, S. 291 ff. — Elsperger in Schmid's Encyklopädie des gesammten Erziehungs- und Unterichtswesens, Bd. V, S. 233 ff. Prantl.

Nietzsche: Dr. Friedrich August N., geboren zwischen März 1795 und Anfang Februar 1796 zu Nebra, einem preußischen Provincialstädtchen an der Unstrut, † am 16. Febr. 1833 zu Leipzig. Die biographischen Nachrichten über N. beginnen leider erst mit dessen Eintritt in die Praxis, sohin mit dem 2. Decbr. 1816, an welchem Tage nach bestandener juristischer Prüfung dessen Verpflichtung als Rechtsanwalt stattfand. N. widmete sich einige Jahre der Amtspraxis, wurde seit Frühjahr 1822 bei der Geheimen Finanz-, seit März 1823 bei der damaligen Appellationsgerichtskanzlei zu Dresden im Secretariatsdienste verwendet, und 1826 außerdem mit dem Fiscalate betraut. Schon damals mit germanistischen Studien beschäftigt, suchte er sich durch litterarische Arbeiten bekannt zu machen, von denen er als Mitarbeiter der (Hallischen) Allgemeinen Litteraturzeitung, seit 1827 einige in deren Spalten veröffentlichte. Hierher gehört vor Allem die „Kritische Besprechung des Sachsenspiegels oder des sächsischen Landrechts nach der Berliner Handschrift von 1369 von Dr. C. G. Homeyer“ im Jahrgang 1827 dieser Blätter (Nr. 294—97, S. 689—742), in welcher Besprechung Recensent bereits umfassende Rechts- und Litteraturkenntnisse verräth, wie er denn auch einen sehr auserlesenen Bücherschatz deutschen Rechtes besaß. Im Monate März 1829 kündigte er eine „Kritische Gesammtausgabe der Rechtsquellen des Mittelalters“ an. Die kurzen in Druck gegebenen Proben zeugen von einem mit Erfolg fortgesetzten, angestrengten Rechtsstudium und ebenso ausdauerndem als gründlichem Fleiße des Verfassers, weshalb dessen Bemühungen um Fortbildung des Rechtes bei den bewährtesten Germanisten wie: Mittermaier, Grimm, Spangenberg, Gaupp, Ortloff, Falke ꝛc. ehrenvolle Aufnahme

fanden, und zur Folge hatten, daß gelegentlich des 1830 gefeierten Jubelfestes der Mitglieder Augsburgischer Confession zwei Juristenfacultäten — Rostock und Greifswalde — unserem Forscher die Doctorwürde honoris causa verliehen. Nicht minder hat die Gesellschaft für deutsche Geschichtskunde zu Frankfurt ihm mit einigen hervorragenden Germanisten die Bearbeitung der deutsch geschriebenen Rechtsbücher und der Rechte der städtischen Oberhöfe übertragen. Leider mußte sich N. auf einige Vorarbeiten beschränken, weil dessen Erkrankung und frühzeitiger Tod einer weiteren Antheilnahme an der weitaussehenden Sache ein jähes Ende bereiteten. Durch Ministerialdecret vom 15. August 1831 wurde N. auf Ansuchen zum außerordentlichen Professor an der Juristenfacultät zu Leipzig ernannt, und am 29. October von derselben verpflichtet. — Am 3. November vertheidigte er behufs Aufnahme in die Zahl der Leipziger Doctoren seine „Commentatio juris Germanici de Praelocutoribus“ und hielt zwei Tage später (am 5. Novbr.) seine Antrittsrede als außerordentlicher Professor, in der er sich über die livländischen Rechtsquellen verbreitete („Programma de juris Livonici fontibus“, Lips. 1831. 4°). Am 24. Januar 1833 schlug ihn der Universitätssenat in Anerkennung seines ersprießlichen Wirkens als Docent zum ordentlichen öffentlichen Professor für den heimischen Proceß vor; N. sollte jedoch die Freude seiner Beförderung nicht mehr erleben; wenige Tage später, am 15. Februar 1833 wurde er infolge eines hartnäckigen Leberleidens im 38. Jahre durch den Tod seiner Familie und der Wissenschaft entrissen. Er hinterließ eine Wittwe und zwei minderjährige Söhne. N. hat auf Forschungen und Sammlungen im Gebiete des deutschen Rechts den bedeutendsten Theil seiner angestrengten Thätigkeit verwendet, und es läßt sich mit Sicherheit behaupten, daß bei längerer Lebensdauer der von ihm behandelte Zweig der Wissenschaft in seiner weiteren Fort- und Ausbildung sehr bedeutend gewonnen hätte. —

Ein gleichnamiger älterer Jurist Fridericus Nitzschius (Fritz Nitzsche) ist am 8. März 1645 auf dem väterlichen Landgute bei Zittau geboren, wurde nach erworbenem Doctorgrade 1674 ordentlicher Professor der Rechte zu Gießen, hielt dortselbst hauptsächlich Vorträge über Reichsstaatsrecht, trat 10 Jahre später (1684) als Rath in das hessische höchste Revisionsgericht, und starb kurz nach erfolgter Ernennung zum Prokanzler von Gießen am 8. Septbr. 1702. Das Hauptwerk des auch als Schriftsteller rastlos thätigen Gelehrten: „Commentarius in capitulationem augustissimi Imperatoris Josephi etc. etc.“ wurde von dem Gießener Professor primarius und Prokanzler Dr. Jos. Nik. Hert herausgegeben (Frankfurt a. M. 1711. 4°. 792 Seiten), welcher dem Commentare eine Biographie dessen Verfassers voranstellte.

Leipz. Ztg. 1831, Nr. 217. — 1833, Nr. 12. — Neues allg. Repert. der Litt. von Pölitz, 1833, I, 386. — Intellig.-Bl. der Leipz. Lit.-Zeitung, Jahrg. 1833, Nr. 10, S. 86. — Briefl. Mittheil. namentlich aus der oberlandesgerichtlichen Kanzlei zu Dresden. — Ueber Friedr. Nitzschius siehe dessen Lebensbeschreibung von Dr. J. N. Hertius a. a. O.

Eisenhart.

Nietzki: Adam N., Arzt, geb. am 10. August 1714 zu Rhein (Ostpreußen). Ursprünglich zum geistlichen Stande bestimmt, hatte er zuerst in Königsberg Theologie studirt, später aber wandte er sich dem Studium der Medicin zu, indem er sich nach Halle begab und sich hier vorzugsweise an Friedrich Hoffmann anschloß. Im J. 1753 wurde er daselbst promovirt, 1768 zum Prof. extraord. in Altdorf ernannt, aber schon ein Jahr darauf erhielt er einen Ruf als Prof. ord. nach Halle und hier ist er am 26. Septbr. 1780 gestorben. — N. zählte zu den begabteren Schülern Hoffmann's, dessen iatro-mathematische Grundsätze er auch in der kleinen Reihe der von ihm verfaßten Gelegenheits-

schriften, sowie in seiner größeren Arbeit „Elementa pathologiae universae“, 1766, die sich durch große Klarheit in der Darstellung, wenn auch nicht gerade durch Tiefe in der Auffassung auszeichnet, vertreten hat.

A. Hirsch.

Nieulant: Willem van N., Maler und Kupferätzer, geb. im J. 1584 zu Antwerpen als Sohn des Malers Adriaen, von dem wahrscheinlich das große, schöne Küchenstück von 1616 im Braunschweiger Museum herrührt. Im Jahre 1588 siedelte sein Vater mit ihm nach Amsterdam über, 1599 kam er daselbst zu Jakob Savery in die Lehre. Nach des Letzteren Tode 1602 ging N. nach Rom, wo er ein Jahr lang ein Schüler des P. Bril war, kam dann nach Amsterdam und ließ sich 1605 in die Antwerpener St. Lucasgilde als freier Meister einschreiben. Im J. 1608 ist er als Guglielmo Terranova (Uebersetzung des Namens Nieulant) d'Anversa wieder in Rom. Den 26. Februar 1611 gebar ihm seine Frau Anna Hustaert eine Tochter Katharina, welche Dichterin wurde und sich mit dem trefflichen Stilllebenmaler Adriaen van Utrecht verehelichte. Auch im J. 1620 ist N. noch in Antwerpen nachgewiesen. Dagegen machte er den 26. März 1626 zu Rom sein Testament. Später wieder in seiner Geburtsstadt ist er nach dem 25. August 1629 nach Amsterdam übergesiedelt, wo er gegen Ende 1635 das Zeitliche segnete. Gemälde von N. finden sich u. a. im Museum zu Antwerpen („Römischer Stadtprospect von 1611“), in der kaiserlichen Galerie zu Wien („Campo Vaccino von 1611“), zu Kopenhagen, Budapest. Dieselben sind fein, aber etwas conventionell ausgeführt und erinnern einigermaßen an P. Bril. Seine Radirungen sind zahlreich, sie stellen zumeist römische, bezw. italienische Ansichten dar und sind theils nach eigenen Erfindungen, theils nach denen P. Bril's geätzt; übrigens sind sie etwas grob behandelt. Außerdem war N. auch litterarisch thätig; Mitglied der Antwerpener Rhetorikkammer „Olystak“, schrieb er unter dem Anagramm Dient uwen al (d. h. Nieuwelandt) sieben Trauerspiele und ein Poëma von dem Menschen. Sein Bildniß ist von J. Meyssens gestochen, es erschien in de Bie's Gulden Kabinet.

Adriaen van N., Bruder des Vorigen, geb. um 1590, lernte zu Amsterdam bei P. Isacx und bei Fr. Badens im J. 1607. Den 14. März 1623 wurde ihm von den Generalstaaten ein Patent bewilligt zum alleinigen Druck eines Kupferstiches zum „Lob und Preis des freien Niederlands und des durchlauchtigen Prinzen von Oranien“ auf die Dauer von 5 Jahren. Dieser Stich, der den Prinzen Moriz in allegorischer Umgebung darstellt, erschien, von S. de Passe gestochen, unter dem Titel „Liberum Belgium“ im J. 1624. Vom J. 1633 datirt das Gemälde „Umzug der Aussätzigen“, im Rathhause zu Amsterdam, von 1640 ist die „Landschaft mit Jägern“ im Braunschweiger Museum, die „Diana mit ihren Nymphen in einer Landschaft“ ebendaselbst trägt das Datum 1641, die „Entdeckung des Fehltrittes der Kallisto“ trägt das Datum 1654. Ein „Raub der Proserpina“ von 1649 ist in der Kunsthalle zu Hamburg, ein „Traum Jacobs“ von 1650 in Darmstadt, eine „Landschaft mit Bacchanten“ von 1657 befand sich ehedem im Museum zu Berlin. P. de Jode, W. van der Leeuw, D. C. Lons und P. Nolpe stachen nach ihm; aus den Motiven einiger Blätter scheint hervorzugehen, daß er auch Italien besucht hat. Das von ihm gemalte Porträt des Predigers Roelof Pietersz hat C. van Dalen gestochen. Das Bildniß unseres Künstlers wurde von Corn. Janson gemalt und von C. Waumans gestochen; es erschien im Verlage des J. Meyssens und wurde später dem Gulden Kabinet des de Bie beigegeben. In der Unterschrift desselben ist er genannt ein „tres bon paintre en petites figures, et payssages, il a faict beaucoup des histoires du vieulx testament“.

Wilhelm Schmidt.

Nieuwland: Niclas van N., à Nova Terra oder Novaterranus, erster Bischof des von König Philipp II. 1560 errichteten Bisthums Harlem, war am Anfange des 16. Jahrhunderts im Dorfe Egmund geboren. Vielleicht erhielt er dort an der Klosterschule der berühmten Benedictinerabtei seine wissenschaftliche Bildung; er stieg als er in den geistlichen Stand eingetreten war, bald zum Decanat der St. Marienkirche zu Utrecht empor. Als Georg von Egmund 1534 den Utrechter Bischofsstuhl eingenommen hatte, fand N. in diesem Prälaten einen besonderen Gönner, dem er die Propstei zu Harlem verdankte und dem er, zum Bischof von Hebron i. p. i. ernannt, mehrere Jahre zur Seite stand. Nach der Errichtung mehrerer niederländischer Bisthümer, trat er mit päpstlicher Genehmigung am 2. Febr. 1562 das Harlemer Episcopat und die damit verschmolzene Abtswürde des Egmunder Klosters an. Indem er sich fleißig um die Ordnung seines Bisthums und die Ausrottung vieler Mißbräuche bemühte, hatte er dabei mit zahlreichen Verdrießlichkeiten zu kämpfen. Den Egmunder Mönchen war es höchlich zuwider, daß die Einkünfte ihres Klosters dem Bischofe für seinen Unterhalt überwiesen waren, worüber wiederholte Zänkereien entstanden. 1564 berief er eine Provinzialsynode, um mit ihrer Hülfe nicht nur eine sittliche Reformation zu bewirken, sondern auch der immermehr anwachsenden Häresie einen Zaum anzulegen. Die damaligen unruhigen Zeitläufe waren aber seinen Absichten wenig günstig. Auch mit den Canonikern zu Geervliet, welche einige Pfarren seiner Jurisdiction zu entziehen versuchten, gerieth er darüber in Zwist. Als die Gicht, von der er längst geplagt ward, sich um 1568 verschlimmerte, zog die Regentin Margaretha von Parma seine Abberufung in Erwägung, worauf er im folgenden Jahre seine Bischofswürde freiwillig niederlegte. Mehrere Jahre wohnte er nachher auf dem Lusthause Abspoel bei Leyden und starb im Mai 1580 im seeländischen Dorfe St. Martensdyk. Wiewol als vorzüglicher Gelehrter bekannt, hinterließ er doch nur eine einzige kleine Schrift: „De audienda missa“.

Vgl. van Heußen und van Rhyn, Kerkel. Oudh. v. Kennemerland, I bl. 92 v. v. wie auch bei Glasius, Godg. Nederl. und van der Aa, Biogr. Woordenb. van Slee.

Nifanius: Christian N., lutherischer Theologe, wurde am 11. März 1629 a. St. zu Leling auf Seeland geboren. Sein Vater, Johannes N., damals Hofprediger in Kopenhagen, wurde bald nach Marne in Dithmarschen versetzt, weshalb auch unser N. mehrfach als aus Dithmarschen stammend bezeichnet wird. N. ging 1649 nach Königsberg, 1650 nach Wittenberg, wurde hier 1653 Magister, bereiste darauf noch mehrere Universitäten, auf denen er sich vielfach bei Disputationen auszeichnete, lebte eine Zeitlang in Hamburg bei Schuppius und ward sodann 1658 Rector in Corbach. Nachdem er im J. 1660 zu Gießen Licentiat der Theologie geworden, ward er 1661 Inspector der Kirchen (Superintendent) in Eisenberg, darauf 1664 Pastor in Bielefeld und Superintendent der Grafschaft Ravensberg. Er starb am 5. Juni 1689, nachdem er einige Jahre vorher noch Kirchenrath geworden war. N. hat eine große Anzahl theologischer und philologischer Schriften geschrieben und stand in dem Rufe eines tapferen und gelehrten Theologen; unter seinen Schriften hat eine deutsche Streitschrift gegen de Labadie und dessen Treiben („Mataeologia Labadiana“, Minden 1673) noch heute Interesse; ihr ging eine ähnliche kürzere („Bedenken über die Religion der neulich zu Herford angekommenen Versammlung“, Bielefeld 1671) voraus. Weiteren Kreisen ist er bekannt geworden durch sein Bußlied: „O großer Gott vom Himmelsthron, laß deine Gnade walten“.

Moller, Cimbria literata II, S. 587 ff. — Jöcher III, Sp. 943 ff. — Fischer, Kirchenliederlexikon, 2. Hälfte, S. 159a. l. u.

Nigemann, Joachim, s. o. **Neander**, Joachim, S. 326.

Niger: Antonius N. (auch Nigrinus, Melas oder Mela genannt), geboren zu Breslau um die Wende des 15. Jahrhunderts; bezog vermuthlich 1516 die Universität Erfurt, wo er sich an Eobanus Hessus und dessen Kreis eng anschloß. Mit Hessus trat er gegen Edward Lee für Erasmus ein. Drei Jahre wirkte er als Unterlehrer an der von Euricius Cordus geleiteten Marienschule. In nahe Freundschaft trat er auch mit Joachimus Camerarius. Nachdem er mit Schwierigkeiten das Magisterium erlangt hatte, kehrte er über Wittenberg nach Breslau zurück, wirkte dort als Lehrer und nahm 1524 als Vertreter des griechischen Textes der h. Schrift an der Disputation des Johann Heß Theil. Ebenso betheiligte er sich an dem Federkriege, der wegen der reformatorischen Bewegung zwischen Breslau und polnischen Gelehrten in Krakau entbrannte. Nachdem mehrere Versuche Melanchthon's, N. an eine Universität zu bringen, gescheitert waren, ergriff dieser das Studium der Medicin; um aber von Wien aus nachmals eine Lehrerstellung an dem Lubranski'schen Athenäum in Posen zu übernehmen. Ueber Leipzig wandte er sich 1533 nach Marburg, wo er der erste Professor der Naturwissenschaften war. Hierauf brachte er in Padua seine medicinischen Studien zum Abschlusse und übernahm dann die Stellung eines Stadtphysicus in Braunschweig. Auch dort interessirte er sich lebhaft für das Schulwesen und unterrichtete selbst im Griechischen. Am 5. Juni 1555 starb er in Braunschweig. Unter seinen Werken sind zu nennen: „Die Tristien des Ovid", Krakau 1529; „Exhortatio ad liberalium artium studia solidam erudiendae adolescentiae rationem complectens", Magdeburg 1550; „Psalmi aliquot Davidis graecis versibus compositi", Leipzig 1552; die mehr als zehnmal wieder aufgelegte Umarbeitung der griechischen Grammatik von Johann Metzler (s. A. D. B. XXI, 531); „Ueber die zehn Hauptirrthümer und Mißbräuche, welche die Medicin in Mißachtung gebracht haben" (öfter wiederholt), „Consilium de tuenda valetudine", Leipzig 1554 u. a.

Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Alterthum Schlesiens, XVI, S. 180 ff. Gustav Bauch.

Nigrinus: Georg N. (Schwartz), evangelischer Theologe und Satyriker, geb. am 13. Septbr. 1530 in Battenberg an der Eder, † am 10. Octbr. 1602 als Pfarrer zu Echzell in der Wetterau und Superintendent des Alsfeldischen Bezirks und der Grafschaft Nidda in Hessen. Durch den Lehrer seines Heimathsortes vorbereitet, kam er 1540 auf die von Joh. Fönilius eröffnete Gelehrtenschule zu Wetter in Hessen, wo er anfangs bei einem Bürger Aufnahme fand, dann aber durch Singen an den Thüren sich den Unterhalt verdienen mußte. Später besuchte er die damals in besonderem Ansehen stehende Schule von Frankenberg, um indeß schon 1545 nach Wetter zurückzukehren. Im folgenden Jahre finden wir ihn in Kassel, wo er unter Leitung von Peter Nigidius d. Aelt. hauptsächlich Logik studirte. 1547 begab er sich auf den Weg nach Würzburg, um daselbst, in der Hoffnung als Mönch frei von allen Nahrungssorgen sich der Wissenschaft widmen zu können, in ein Kloster einzutreten. Wie wenig sich der siebenzehnjährige Jüngling, der, in einem vollständig evangelischen Lande aufgewachsen, das Mönchthum nicht mehr aus eigener Anschauung, sondern hauptsächlich aus den Schilderungen seines von Würzburg heimgekehrten Vetters kannte, über die Tragweite eines solchen Schrittes klar war, läßt sich daraus erkennen, daß er den Plan ebenso schnell wieder fallen ließ, als er ihn gefaßt hatte: Als ihn nämlich auf der Reise ein Wirth tadelte, daß er, ein Sohn des Hessenlandes, wo das Licht des Evangeliums am hellsten leuchte, Mönch werden wolle, und ihm vorschlug, lieber auf das Gymnasium nach

Schweinfurt zu gehen, befolgte er sofort diesen Rath. Der Ausfall der von dem Rector der Anstalt, Johann Cramer, abgehaltenen Prüfung war derart, daß N. zugleich in das Hospiz für arme Schüler aufgenommen wurde, wo er ein Freibett, dreimal wöchentlich Kost und jährlich ein Gewand erhielt. Was er im übrigen brauchte, mußte er sich als Calefactor und durch Singen auf der Straße verdienen. Die gewaltsame Einführung des Augsburger Interims im J. 1549 zwingt N., der inzwischen sich besonders in religiösen Dingen Klarheit verschafft hatte, Schweinfurt zu verlassen und sich nach Joachimsthal zu wenden. Von entscheidender Bedeutung für seine Entwickelung war der Einfluß, den Johann Matthesius, der Pfarrer der Stadt, und ebenso Caspar Eberhard, damals Rector der Joachimsthal'schen Schule, auf den Jüngling ausübten. Aber trotz der Protection jener Männer und der Beachtung, welche er bei Gelegenheit einer griechischen Aufführung der Wolken des Aristophanes und des Ajax durch sein treffliches Spiel bei dem zufällig anwesenden Melanchthon gefunden, ist es ihm seiner Armuth wegen unmöglich, eine Universität zu besuchen. Von Matthesius empfohlen, erhält er 1550 eine Lehrerstelle in Buchau in Schlesien an der böhmischen Grenze. Als er im folgenden Jahre von einer Reise in die Heimath zurückkehrte, findet er Braut und Amt im Besitze seines Stellvertreters. Es beginnt nun für ihn eine Periode äußerster Noth und fehlschlagender Hoffnungen. Ueber Leipzig, wo er vergebens Marburger Kaufleute um Geld bittet, und Buchau kehrt er nach Joachimsthal zurück. Eine Lehrerstelle in Falkenau, die er auf Empfehlung des Matthesius zu erhalten hofft, findet er bereits besetzt, ebenso ergeht es ihm in Nürnberg, wohin ihn Eberhard an einen Buchdrucker als Corrector und Hauslehrer empfohlen hatte. Von Almosen sich nothdürftig erhaltend, faßt er in seiner Verzweiflung den Plan, Soldat zu werden, erkennt aber darin, daß er den Werbeofficier mehrmals nicht zu Hause findet, den Finger Gottes und beschließt, seinem Berufe treu zu bleiben. Von dem Nürnberger Bürgermeister Hieronymus Baumgartner unterstützt, gelangt er im Januar 1553 über Eichstädt nach München, wo ihm sein früherer Mitschüler Martin Balticus, Lehrer an der Poetenschule, eine Stelle als Collaborator an derselben Anstalt verschaffte. Der Aufenthalt in München war für N., wie er selbst bemerkt, deshalb von der größten Bedeutung, weil er sich hier als Lehrer der Poetik die vielfach bethätigte Fertigkeit in der dichterischen Handhabung der Sprache erwarb und zudem reichlich Gelegenheit fand, das katholische Volksleben und besonders den Jesuitismus aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Drohungen der Jesuiten, welche ihm nachstellten, weil er öfters zur Feier des Abendmahls nach Augsburg reiste und seinen Schülern privatim Melanchthon's Loci erklärte, zwingen ihn, 1555 seine Stelle aufzugeben. In Augsburg, wo er sah, wie König Ferdinand dem päpstlichen Legaten zu Fuß entgegenging, und dann die Predigt des Bischofs, welche Nicolaus Hausmann öffentlich widerlegen wollte, nachschrieb, wendet er sich wieder nach Joachimsthal und von da nach Wittenberg. Mit einem Empfehlungsschreiben von Melanchthon, der sich seiner von jener Aufführung in Joachimsthal her erinnerte, an den Superintendenten von Oberhessen, Adam Crato, versehen, geht er nach Marburg und wird noch im J. 1555 (laut Ausweis des Catalogus studiosorum scholae Marpurgensis) von dem Juristen Johann Oldendorf immatriculirt. Er studirt Theologie, versieht aber zugleich von Marburg aus die Pfarrei in den benachbarten Dörfern Bürgeln und Kölbe. Durch eine öffentliche Disputation über das Abendmahl sowie durch geschickte Aufführung einiger Plautus'scher Stücke lenkt N. die Aufmerksamkeit der ganzen Universität auf sich. 1556 wählt ihn die Gemeinde Homburg ob der Ohm zu ihrem Pfarrer; später begleitet er auf Tholde's Empfehlung den Landgrafen als Prediger auf seinem Zuge nach Stuttgart, wo Philipp seinen Sohn Ludwig

mit Hedwig von Würtemberg vermählte. Von dieser Reise her erfreute er sich der besonderen Gunst des Landgrafen, welcher 1564 bewirkte, daß er die durch Orth's Versetzung erledigte Pfarrstelle zu Gießen erhielt. Als 1580 der greise Pistorius sein Amt niederlegte, wurde N., der sich inzwischen durch sein Auftreten auf den Generalsynoden und seine litterarische Thätigkeit zu diesem Amte empfohlen hatte, zum Superintendenten von Alsfeld und Nidda gewählt und vom Landgrafen Ludwig bestätigt. Zugleich verwaltete er die Pfarrstelle zu Echzell, wo er am 10. Octbr. 1602 gestorben ist. — In den confessionellen Streitigkeiten, welche bald nach Philipps Tode und der Theilung des Landes (1567) in der hessischen Kirche entstanden, hat N., schon als Pfarrer in Gießen öfters zu den Conventen und Generalsynoden hinzugezogen und später als Superintendent ständiges Mitglied derselben, eine bedeutende Rolle gespielt. Er war eines der thätigsten Mitglieder jener Partei der oberhessischen Theologen, welche unter dem Einfluß des Aegidius Hunnius die Bemühungen des Jakob Andreä, das torgische Buch und später die Concordienformel in Hessen einzuführen, unterstützten, und durch Aufrichtung des strengen Lutherthums die Loslösung der oberhessischen Kirche von der bis dahin allen Theilen des Landes gemeinsamen melanchthonisch-bucerischen Bekenntnißgrundlage und damit auch die kirchliche Entfremdung der Landgrafschaften von einander bewirkten. Nigrin's Hauptverdienst beruht auf seiner litterarischen Thätigkeit. Er übersetzte die Schrift des Andr. Hyperius (s. A. D. B. XIII, 490), seines Lehrers: De sacrae scripturae lectione ad meditationem quotidianam, Martin Chemnitz' Examen concilii Tridentini, den zu Lyon 1577 anonym erschienenen Discours sur les moyens de bien gouverner .... un Royaume . . . contre Niclas Machiavel (vgl. über diese Uebersetzung und Joh. Fischart's Antheil an derselben Goedeke, Grundriß, 2. Aufl. II, § 163, 42), die Schrift Nic. Hemming's De conjugio etc., endlich den bekannten Godelmann'schen Tractatus de magis etc. — Als homiletischer Exeget trat er hauptsächlich auf in seiner „Apocalypsis . . . in Sechzig Predigen . . . ausgeleget", Ursel 1573. Fol. und in dem Buche: „Daniel . . . . ausgelegt in fünfftzig Predigen", Ursel 1574. Fol., nachdem er den Hauptgedanken dieser Schriften, daß das Papstthum die Herrschaft des Antichrists sei, bereits in dem Werke: „Ein wolgegründe Rechnung und Zeitregister", Ursel M. D. LXX. 8° eingehend zu beweisen gesucht hatte. — Im „Jüden Feind. Von den Edelen Früchten der Thalmudischen Juden" o. O. M. D. LXX. 8° gibt er den Fürsten den Rath, die Juden, allerdings ohne Anwendung von roher Gewalt, aus dem Lande zu weisen, oder, wenn man sich dazu nicht verstehen könne, sie zum Ackerbau und zur Handarbeit zu zwingen. — Während N. zu den interconfessionellen Streitigkeiten der evangelischen Kirche litterarisch nur in seinem: „Calvinisch Post-Reuter" o. O. 1592. 4° und „Ander theil des Newen Calvinischen Postreuters" o. O. 1593. 4° (vgl. Goedeke a. a. O. § 147, 205. 206), sowie in seinem „Anticalvinismus", Frankfurt 1595. 4° Stellung nahm, zeichnete er sich als energischer und überaus fruchtbarer Polemiker gegen die katholische Kirche aus. Wie sehr man gerade in Hessen diese seine Thätigkeit in jenen Zeiten der Contrareformation schätzte, läßt sich daraus erkennen, daß der Landgraf Wilhelm ihm zweimal die bedeutende Summe von 40 Thalern zuwandte, damit er sich die nöthigen Bücher kaufen könne. Aus der großen Zahl seiner polemischen Schriften heben wir hervor: „Von rechter ordentlicher Wahl, und dem Beruff der Euangelischen Prediger", Ursel 1573. 4° (gegen den, N. persönlich bekannten zur katholischen Kirche zurückgetretenen Wittenberger Magister Caspar Franck, Professor in Ingolstadt; s. Sepp, Kerkhist. Studiën, 1885, S. 180—220); „Von der rechten alten Catholischen Kirche" o. O. 1575. 4° (gegen den Apostaten Jakob Rabe, Hofprediger in München); „Historischer bericht von vierley Jubeljahr", Marpurg 1578. 4°; „Lehr, Glaubens und

Lebens Jesu und der Jesuwider . . . Gegensatz“ o. O. M. D. LXXXI (gegen Georg Eders, Hofrath in Wien; vgl. Raupach, Erläutertes Evangelisches Oesterreich, Hamburg 1736, S. 211 ff.). Ebenfalls gegen Eders gerichtet ist das Hauptwerk Nigrin's: „Papistische Inquisition und gulden Flüs der Römischen Kirchen“, o. O. M. D. LXXXII. Fol., in welchem bei zurücktretender Polemik die erstaunliche Belesenheit des Verfassers zu Tage tritt. Endlich gegen Pistorius, den zum Katholicismus zurückgetretenen Sohn seines Vorgängers in der Alsfeldischen Superintendentur: „Nottwendige Errettung Deß Christlichen . . . Beruffs D. Martini Lutheri“, Frankfurt M. D. XCVII. 4°. — Charakteristisch für die damals herrschende Art der Polemik sind Nigrin's Schriften gegen Johann Nas (s. o. S. 257). Dieser Streit gewinnt dadurch an Interesse, daß N. sich nicht damit begnügt, die Schriften seines Gegners (u. A. sein Handbüchlein des klein Christianismi, Ingolstadt M. D. LXXI. 8°) in halbwegs sachlicher Polemik zu widerlegen, sondern in der derbsten Satyre in einigen gereimten Gedichten, z. B.: „Von Bruder Johan Nasen Esel“, o. O. u. J. 4°, „Vexamen des . . . weitumbstehenden Tittels . . . Johann Nasen“, Eichen Zell 1582. 4°, besonders aber in seinem „Affenspiel F. Johan Nasen. Gute Nacht Babst“ (Georg Nigrinus Battenbergensis), o. O. M. D. LXXI. 4°, über ihn herzieht.

Vgl. die schon von Strieder, Hess. Gelehrten-Gesch. Bd. XV, S. 354 ff. benutzte Oratio de vita, studiis et obitu . . . Georgii Nigrini . . a M. Johanne Theodorico (Dietrich), Francof. M. D. CIIII. 4°. — Vilmar in Zeitschrift des Vereins für hess. Gesch. III, S. 214 ff. (u. A. über Joh. Fischart und N.). — Ueber die Betheiligung N.'s an den hessischen Synoden vgl. Heppe, Geschichte der hessischen Generalsynoden, Kassel 1847. — Ein Verzeichniß der Schriften Nigrin's bietet Goedeke, Grundriß zur Gesch. der deutschen Dichtung, 2. Aufl. Bd. 2. Dresden 1886, § 163 III, welches an der Hand von Strieder, a. a. O. Bd. X, S. 82 ff. zu ergänzen ist. — Nirgends angemerkt finde ich einen in dem Katalog von Oswald Weigel in Leipzig, Thesaurus librorum hist. reformationis illustrantium, 1884, angebotenen Druck: Prognosticon theologicum . . . . Durch Herrn M. Ad. Nachenmoser von Brandwälden aus Churland (Pseudon. für Mag. art. Nigr. Battim. Chatt.) vorgestellt. 3 Thle. Leiden 1588. Fol. (ein Abdruck der Papistischen Inquisition). Adolf Link.

Nigrinus: Theobald N. (Nigri, Niger), einer der Mitbegründer der Reformation in Straßburg. Er hieß ursprünglich Schwartz, war zu Hagenau geboren, trat in den Dominicanerorden, widmete sich dann der Erziehung von Findelkindern im Kloster Stefansfelden, ging hierauf (1523?) nach Straßburg. Wol schon vorher hatte er das Ordensgewand — ohne Dispens der Vorgesetzten — abgelegt. In Straßburg trat er in nähere Beziehungen zu Matthis Zell, dem Leutpriester an der Münstergemeinde, der bereits mit der reformatorischen Predigt begonnen hatte, und wagte es als Helfer des Zell am 17. Febr. 1524 zum ersten Male im Münster die Messe in deutscher Sprache zu lesen, sowie das Abendmahl unter beiderlei Gestalt auszutheilen. Dem die Bestrafung des N. fordernden bischöflichen Vicar schenkte der Rath kein Gehör, bewies dem Angeklagten vielmehr sein Wohlwollen, indem er die von der Gemeinde zu Alt St. Peter (am 29. Febr. 1524) vollzogene Wahl desselben zu ihrem Pfarrer bestätigte. Als solcher ist er mit einer kurzen Unterbrechung — vom Juli 1531 bis zum Frühling 1532 hat er in Augsburg auf Bitten des dortigen Rathes an der Seite seines Freundes Wolfgang Musculus gewirkt — mehr als 25 Jahre an der Alt St. Peter-Gemeinde thätig gewesen. Nachdem aber 1550 infolge des Interims das Gotteshaus, in dem N. bisher gepredigt,

den Katholiken zur ausschließlichen Benutzung überlassen worden war, lebte derselbe einige Jahre in Straßburg ohne amtliche Thätigkeit. Diese ward ihm erst 1553 wieder zu Theil, als der Tod des Reformators Hedio die Stelle eines Predigers an der Dominicanerkirche erledigte. Jedoch schon im nächsten Jahre vertauschte er sie mit der eines Pfarrers zu St. Aurelien. Als hochbetagter Greis starb N. 1561, nachdem er noch die Freude gehabt hatte, die von den katholischen Geistlichen verlassene Alt-St. Peter-Kirche in einem feierlichen Gottesdienste dem evangelischen Cultus zurückzugeben. Der Sache der Straßburger Reformation hat er nicht blos durch seine trefflichen Predigten und seine treue Seelsorge erhebliche Dienste geleistet, sondern auch durch seine eifrigen Bemühungen um die Neugestaltung des Gottesdienstes. Sein eigenmächtiges und stürmisches Vorgehen gegen die Heiligenbilder und Altäre im J. 1529 brachte ihn in einen vorübergehenden Conflict mit dem Rath, der ihm für sein Benehmen eine scharfe Rüge ertheilte.

Strobel, Geschichte der Kirche zum Alten-St. Peter, Straßburg 1824. — Roehrich, Geschichte der Reformation im Elsaß, Straßburg 1830—1832.

R. Zoepffel.

Nihus: Barthold N., Weihbischof zu Erfurt, ist nach seiner eigenen Aussage zu Holtorf in Niedersachsen (sonst findet man als seinen Geburtsort meist Wolpe angegeben) im J. 1589 von armen Eltern geboren. Die Anfangsgründe der Wissenschaften machte er sich zu Verden und Goslar eigen; später begab er sich an die Hochschule zu Helmstädt, wo er von Cornelius Martini als Famulus angenommen wurde. Im J. 1612 Magister geworden wollte er Theologie studiren, allein die bekannten Streitigkeiten zwischen den theologischen Lehrern dieser Universität verleideten ihm hier das Studium und so ergriff er gern die Gelegenheit, zwei adelige Jünglinge als Präceptor nach Jena zu begleiten. Nicht lange hernach wurde er an den Hof zu Weimar berufen, um die Erziehung der Prinzen zu leiten und soll dort noch den berühmten Bernhard von Sachsen-Weimar zum Schüler gehabt haben, dem er noch in späteren Jahren ein ehrendes Epigramm widmete. Zweifel über die Zulässigkeit der freien Schriftauslegung bestimmten ihn, seiner eigenen Angabe nach, Weimar zu verlassen und in Köln seinen Wohnsitz zu nehmen. In dieser Stadt trat er im J. 1622 zur katholischen Kirche über und schrieb alsbald an die Helmstädter Professoren Calixt und Hornejus einen Brief, worin er die Beweggründe seines Bekenntnißwechsels darlegte. Damit war der nächste Anlaß gegeben zu den zahlreichen Streitschriften, die N. fortan mit Calixt und Hornejus und deren Anhängern wechselte. So veröffentlichte er 1632 die Aufsehen erregende Schrift: „Ars nova, dicto scripturae unico lucrandi e pontificiis plurimos“, worauf Calixt seine ebenso merkwürdige Erwiderung: Digressio de arte nova contra Nihusium an das Licht treten ließ. — Im J. 1629 erhielt N. die Abtei Ilefeld, welche dem Hause Braunschweig entzogen worden war, allein bald bemächtigten sich die Schweden seines Klosters, infolge dessen er nach Amsterdam flüchten mußte. Dort lebte er mehrere Jahre in gelehrtem Umgang mit Gerhard Johann Vossius, der ihn öfter in seinen Briefen anerkennend erwähnt. Auch mit Ferdinand von Fürstenberg und Jakob Balde stand er, wie sich aus mehreren ihrer Gedichte ergiebt, in freundschaftlichem Verhältnisse. Auf poetischem Gebiete machte er sich durch eine Sammlung von Epigrammen der bedeutendsten Dichter dieser Gattung verdient („Epigrammata disticha poetarum latinorum“, Coloniae 1642). Seine ein Jahr früher erschienenen eigenen Sinngedichte („Epigrammatum libri duo“; ibid.) lassen öfters den Stachel vermissen. — Nach Deutschland zurückgekehrt, ging N. nach Mainz, reiste 1654 nach Ingolstadt, um dem Erzbischof Johann Philipp von Schönborn über das Weltpriesterinstitut des Bartholomäus Holzhauser († am 20. Mai 1658 zu

Bingen) Bericht zu erstatten, und starb als Weihbischof für Erfurt ebendaselbst am 10. März 1657.

A. Räß, Die Convertiten, Bd. V, S. 97. — Mehrere biogr. Notizen auch bei Calixt, Digressio de arte nova, Jöcher, Bayle u. a. — Stintzing, Gesch. d. deutsch. Rechtswissensch., 2. Abth., im Index v. Neuhaus. Gg. Westermayer.

Nilson: Christoph Friedrich N., Maler, geb. am 9. März 1811 zu Augsburg, Enkel von Johann Esajas N. (s. u.), genoß den Unterricht seines Vaters (des als Graveur und Stecher bekannten Joh. Philipp N., 1770—1828), kam 1828 an die Münchner Akademie, wo er sich im Wetteifer mit Kaulbach und anderen zum tüchtigen Zeichner und Freskomaler bildete. Als solcher nahm er Theil bei der Ausführung der Fresken und Cyclen im Schlosse zu Hohenschwangau, malte dann 1841—44 nach den von Peter Heß gezeichneten Cartons die 39 „Bilder aus den griechischen Befreiungskämpfen“ (in dem nördlichen Gange der Arkaden), zierte das prächtige Stiegenhaus der königl. Hof- und Staatsbibliothek mit einer allegorischen Composition von eigener Erfindung und mit den ideal costümirten Charakterfiguren der Zeitgenossen (Gärtner, Pocci, Kobell, Martius u. A.). Sodann malte N. mit Julius Muhr, Augustin Palme u. s. w. nach den bekanntlich vielfach und theilweise nicht mit Unrecht beanstandeten Entwürfen Kaulbach's, jene Fresken an den Außenseiten der Neuen Pinakothek, welche die Kunstschöpfungen König Ludwigs I. darstellen sollten, aber durch die Mißgunst des klimatischen Einflusses bis zur Unkenntlichkeit verschwunden sind. In allen diesen Arbeiten erwies sich N. als gewandter Techniker. Von seinen eigenen Schöpfungen ist das von Ad. Schleich gestochene und 1848 als Prämie vom Münchner Kunstverein ausgegebene Blatt, welches das „Lied von der Glocke“ verherrlicht, in erster Reihe zu nennen; dasselbe wird seinem Namen immer zur Ehre gereichen. Andere Staffelei-Bilder sind von A. Spieß, Schad und A. gestochen und von A Arnst (darunter eine „lyrische und dramatische Muse“ aus dem sog. König-Ludwig-Album) lithographirt. Auch die Entwürfe und die Ausführung der Wandgemälde im sog. Pompejanischen Hause zu Aschaffenburg, stammen von Nilson's Hand. Durch seine leidende Gesundheit zog er sich nach und nach von der Kunst zurück. Um so eifriger widmete er sich seit 1857 als Cassier des Künstler-Unterstützungsvereins, dieser wohlthätigen Stiftung. Es lag so recht in seinem edlen Charakter, die Noth und das Elend seiner Mitmenschen nach Kräften zu mildern. Rastlos war N. bemüht, den Verein zu heben und dessen Mittel zu mehren. Nach seinem am 19. Decbr. 1879 erfolgten Ableben überraschte die Nachricht, daß N. beinahe sein ganzes, sehr beträchtliches Vermögen dem Vereine testamentsweise vermacht hatte. Viele seiner minder glücklichen Collegen, viele sonst dem Elende und der Armuth preisgegebene Wittwen und Waisen segnen gewiß sein Andenken.

Vgl. Nagler, 1840. X, 242. — Raczynski II, 293. — Förster, München 1858, S. 268. — Nekrolog in Nr. 355 Allg. Ztg. 21. Decbr. 1879. — Bericht des Münchner Kunstvereins für 1879, S. 76. — Regnet in Lützow's Zeitschrift 1880. XV, 371. Hyac. Holland.

Nilson: Johann Elias N., Maler, Zeichner und Radirer, geb. 1721 zu Augsburg, † 1788 daselbst, war Sohn und Schüler des geschickten Miniaturmalers Andreas N. Auch er verlegte sich auf das Miniaturmalen, gab jedoch später dem Zeichnen und Kupferstechen den Vorzug. Im J. 1769 wurde er Director der Zeichnungsakademie zu Augsburg, auch die Titel eines kaiserlichen und kurpfälzischen Hofkupferstechers wurden ihm verliehen. Zugleich führte er seinen

eigenen Kunstverlag. N. hatte sich an den französischen Rococokünstlern gebildet und ist ein Hauptvertreter dieser schnörkelreichen Kunst, jedoch kam er zuletzt, noch dem Zeitgeschmack huldigend, in die bekannte classicistische nüchterne Manier, die der moderne Kunstgelehrte, nicht das Volk, unpassend den Zopf nennt. Letzteres kann man besonders an einem Theil seiner zahlreichen Porträtstiche beobachten. N. stach nach Graff, Pesne, Gignoux und Andern, besonders nach den flüchtigen, aber geistreichen Malereien, welcher Holzer zu Augsburg al fresco ausgeführt hatte. Uebrigens war auch N. ein selbständiger Erfinder; die zahlreichen allegorischen Blätter, Grotesken, die zwölf Monate, Kartuschen 2c. sind oft höchst reizend radirt und bieten einen interessanten Einblick in das Treiben des Rococozeitalters. Wilh. Schmidt.

Nipperdey: Karl Ludwig N., Philologe (1821—1875). Er war in Schwerin in Mecklenburg als der Sohn eines geschätzten Malers am 13. Septbr. 1821 geboren, erhielt bis zum 13. Lebensjahre Privatunterricht, der sich fast ausschließlich auf das Lateinische beschränkte und ihm schon früh eine gewisse Sicherheit im lateinischen Ausdrucke und Vertrautheit namentlich mit den Historikern verschaffte. 1834 trat er in die Quarta des damals von Friedrich Karl Wex geleiteten Gymnasiums seiner Vaterstadt ein und fand hier vornehmlich durch den Director, der die eigenartige Begabung des frühreifen und überaus fleißigen Schülers bald erkannte, sorgfältigste Förderung. Schon hier trat seine Befähigung für Beobachtung der Spracheigenthümlichkeiten eines Schriftstellers und für Kritik oft überraschend hervor, wie denn bereits in diese Schülerjahre seine ersten kritischen Studien zu Caesar und Justin fallen. — Ostern 1840 begab N. sich nach Leipzig, um Philologie — und zwar ganz ausschließlich — zu studieren: Er wurde Mitglied der griechischen Gesellschaft bei G. Hermann und der lateinischen bei M. Haupt; des letzteren Aufmerksamkeit erregte er schon durch seine ersten Arbeiten über Justin; bald bezeichnete ihn Haupt bereits als die „Krone der lateinischen Gesellschaft“. Die damals gelieferten Abhandlungen über Caesar sind später in die Prolegomena seiner großen kritischen Caesarausgabe aufgenommen worden. Weniger zog ihn die griechische Litteratur an: wenn er auch durch seine Behandlung des Appian bei Hermann Anerkennung fand, so blieb doch sein Interesse immer dem Lateinischen in erster Linie zugewandt. — In die Leipziger Studienzeit fällt eine Reise nach Wien (1841), welcher infolge einer unbedachten Aeußerung Nipperdey's ein jähes Ende bereitet wurde. Er wurde der Polizei verdächtig, unter Aufsicht gestellt und schließlich ausgewiesen; auch der Zweck seines Aufenthaltes, Handschriften vergleichen zu wollen, war anscheinend der Polizei nicht recht verständlich zu machen gewesen. — Im Herbst 1843 ging er nach Berlin, um dort seine Studienzeit abzuschließen. Durch Haupt bei K. Lachmann eingeführt, fand er auch bei diesem bald Anerkennung und Unterstützung in seinen Arbeiten, doch beschränkte er in Berlin die Zahl seiner Lehrer nicht so, wie in Leipzig; er hörte außer Lachmann auch Boeckh, Zumpt, Ranke, Trendelenburg, selbst Institutionen und Rechtsgeschichte bei Puchta. Daneben wurden die Caesarstudien eifrigst fortgesetzt; Ostern 1846 promovirte er mit einer Dissertation „De supplementis commentariorum C. Julii Caesaris“. In dieser Schrift hat er die Frage nach der Urheberschaft der kleinen sog. Caesarischen Schriften zum Abschluß gebracht durch den Nachweis, daß zwar das letzte Buch des gallischen Krieges und der alexandrinische Krieg von A. Hirtius herrühren, daß aber die übrigen Bücher nur Vorarbeiten untergeordneter Officiere für eine kunstmäßige Darstellung — „Centurionenrapporte“ — sind. — Nach der Promotion kehrte N. nach Leipzig zurück; hier erschien 1847 seine große kritische Caesarausgabe, welche er Haupt widmete. — Derselben sind 250 Seiten Quaestiones Caesarianae beigegeben, in

welchen die Fragen über Verfasser, Abfassungszeit, Glaubwürdigkeit, Ueberlieferung und Textkritik eingehend behandelt waren. Die Ausgabe, in welcher das Princip durchgeführt war, daß über der handschriftlichen Autorität die „Proprietät des Ausdrucks" des Schriftstellers stehe, fand allgemeinste Anerkennung; N. hatte sich „als eben so scharfsinnigen wie streng methodischen Kritiker und feinen Kenner der lateinischen Prosa" erwiesen; der dort festgestellte Caesartext ist dann auch in mehrfachen kleineren Ausgaben erschienen. Neben Caesar trat bald darauf Cornelius Nepos in den Kreis seiner Studien; 1849 erschien seine größere Ausgabe dieses Schriftstellers in der Haupt-Sauppe'schen Sammlung, der dann seit 1851 eine kleinere in zahlreichen Auflagen gefolgt ist. 1850 habilitirte N. sich in Leipzig mit einem „Spicilegium criticum in Cornelio Nepote". Seine Vorlesungen, zuerst über griechische Geschichtschreibung, römische Staatsalterthümer, Sallusts Catilina, fanden rasch Beifall: „alle Philologen von Fach hören bei ihm, er gibt nur Ausgezeichnetes", berichtete Haupt bald nach seiner Habilitation. Als Haupt und O. Jahn 1850 ihrer Aemter entsetzt wurden, war N. fast der einzige Vertreter der classischen Philologie in Leipzig, da R. Klotz nur wenig in Betracht kam; den großen Anforderungen, welche dieser Umstand an seine Lehrthätigkeit stellte, erwies er sich in vollstem Maße gewachsen. — Im J. 1852 wurde N. als Nachfolger Hand's nach Jena berufen, zunächst als außerordentlicher Professor; 1854 wurde er zum ordentlichen Professor ernannt. Dieses Amt hat er bis zu seinem Tode beibehalten. Die Vielseitigkeit seines Collegen Göttling bot N. die Möglichkeit, seine eigenen Vorlesungen auf den kleinen Kreis von Fächern zu beschränken, in welchen er sich ganz heimisch fühlte: Römische Staatsalterthümer, römische Litteraturgeschichte, Sallust, Horaz und lateinische Syntax; nur in den ersten Jahren las er außerdem noch über Thukydides, eine Ciceronische Rede, ein Stück von Plautus und Persius. Die Anforderungen, welche er an seine Zuhörer stellte, waren nicht gering; der Fülle des Inhalts entsprach eine überaus knappe Form, welche den weniger Fähigen das Verständniß oft erschwerte, den Begabten um so mehr fesselte; im Seminar namentlich verlangte er von den Mitgliedern viel und war ein strenger, oft auch wenig schonender Beurtheiler. — Zu den früher gepflegten Schriftstellern war schon in Leipzig Tacitus getreten; 1852 erschien die erste Ausgabe der Annalen, welcher nachher eine große Reihe von Auflagen gefolgt ist; wie für Caesar und Cornelius gab N. auch für Tacitus neue Grundlagen der Kritik und Erklärung; eine vollständige größere Ausgabe zu vollenden, ist er leider nicht mehr im Stande gewesen. Doch verdanken wir diesen Tacitusstudien die — einzige deutsch geschriebene — größere Schrift „Ueber die leges annales der römischen Republik" (in den Abhandlungen der königl. sächs. Gesellschaft der Wissenschaften 1870), welche gegen Th. Mommsen gerichtet war, und die „kritische Textausgabe", 1871—74 (vollendet von R. Schöll 1876). — Mehr und mehr wirkte ein Krankheitszustand, der sich bei N. bald nach seiner Berufung nach Jena gezeigt hatte, lähmend und hemmend auf seine wissenschaftliche und unterrichtende Thätigkeit ein; der Gedanke, „sich selbst hinsterben, sich unter sich hinuntersinken sehen" zu müssen, quälte ihn lange; am 2. Januar 1875 hat er selbst seinem Leben und seinen Leiden ein Ende gemacht. — Nach seinem Tode sind seine zahlreichen kleinen Schriften von seinem Freunde und Collegen Rud. Schöll gesammelt und 1877 herausgegeben worden.

R. Schöll, K. Nipperdey, akad. Gelegenheitsrede 16. Januar 1875. — Bursian, Gesch. der Philologie, S. 762 ff. R. Hoche.

Nissel: Johann Georg N., geboren in der Pfalz, lebte meist in Leyden (Hetzel, Gesch. der hebr. Sprache, S. 265). Er nennt sich auf seinen Büchertiteln orientalium linguarum *φιλομαθής*, linguarum orientalium propagator,

scheint also außer diesen selbverliehenen Eigenschaften weiter keine amtliche besessen zu haben. — † 1662. — Besonders hat er sich dem Studium des Aethiopischen zugewandt und um den Druck seiner Arbeiten gut herzustellen, errichtete er eine eigene äthiopische Druckerei, die auch von seinem Freunde Petraeus bei der Herausgabe äthiopischer Druckwerke benutzt wurde (s. des letzteren Büchertitel mit der Bezeichnung typis Nisselianis bei Rosenmüller, Hdb. f. d. Lit. d. bibl. Kritik ꝛc., Bd. 3. S. 72. 73). Doch wurden auch andere Drucke typis Nissel. gedruckt. N. selbst gab zuerst 1656 das hohe Lied äthiopisch und mit lateinischer Uebersetzung heraus nebst dem Anhange der arabischen Version und deren lateinischer Uebersetzung (s. den vollst. Titel bei Rosenmüller a. a. O. S. 70); 1660 folgte das Buch Ruth äthiopisch und lateinisch (s. den Titel bei Rosenmüller a. a. O. S. 66) und in demselben Jahre der Prophet Zefanja in gleicher Weise edirt (s. den Titel a. a. O. 72. 73). Uebrigens wurden schon damals von Ludolf seine lateinischen Uebersetzungen als nicht ganz zuverlässig befunden. — Ein seltsamer Handel, dessen Ausgang N. zu seinem Glücke nicht mehr erlebte, knüpfte sich an eine von ihm veranstaltete Ausgabe der hebräischen Bibel, welche 1662 mit pomphaften lateinischen und hebräischen Titeln erschien (s. dieselben bei Rosenmüller a. a. O. Bd. I, S. 220—221) und mit einer lobpreisenden Vorrede von dem Leydener Professor A. Uchtmann eingeleitet wurde, da N. unmittelbar nach Abschluß des Druckes gestorben war. Wenn es auf dem hebräischen Titel dieser Bibel hieß: „wir haben sie aus einem sehr alten Buche abgeschrieben von Buchstaben zu Buchstaben“, so mußte nothwendig jeder denken, daß es sich hier um Wiedergabe einer sehr alten und besonders werthvollen Handschrift handle. Und so ward auch die Sache damals zuerst aufgefaßt. Tychsen in seinem tentamen de variis codd. hebr. generibus S. 227. 346 führt N. unter denjenigen auf, welche nach ältesten Handschriften das A. T. herausgegeben haben und ermahnt dazu, die Lesarten dieser Ausgabe zu beachten. Ebenso urtheilten Joh. Dav. Michaelis, welcher in seiner orientalischen und exeget. Bibliothek Bd. 10, S. 214—223 längere Mittheilungen über Nissel's Varianten brachte und Hufnagel, der sogar ein specimen variarum lectionum Nisselii 1777 schrieb, das in Eichhorn's Repertor. f. bibl. und morgenl. Litt. Bd. 2, S. 180—194 seine Fortsetzung fand. Nach einiger Zeit aber entdeckte Tychsen geleitet durch die circelli critici unserer Ausgabe, daß dieselbe nichts weiter als ein Abdruck der Ausgabe von Elias Hutter von 1587 sei, auf welche wegen ihrer Seltenheit Niemand verfallen war und wies diesen Sachverhalt bei Eichhorn a. a. O. Bd. 5, S. 283—286 nach. Vgl. auch Hirt in der neuen orient. und exeget. Biblioth. Bd. 2, S. 287. Der Leser wird hiernach ermessen, in wieweit N. sich mit Recht einen linguarum orientalium propagator nennen konnte. Andere Schriften s. Jöcher, Thl. 3, S. 959.

C. Siegfried.

Nissen: Georg Nicolai v. N., war geboren in der Stadt Hadersleben am 22. Januar 1761 als Sohn eines Kaufmanns, die Mutter gehörte dem bekannten Geschlecht der Zoegas an. Nachdem er seine juristischen Studien absolvirt, erhielt er 1781 Anstellung als Bevollmächtigter im Generalpostamt in Kopenhagen, trat aber später in die diplomatische Carrière ein. 1791 ward er Legationssecretär bei dem deutschen Reichstage, 1793 bei der dänischen Gesandtschaft in Wien, 1802 erhielt er den Titel Legationsrath, 1805 Chargé d'affaires daselbst, 1810 königl. dänischer wirklicher Etatsrath. In diesem Jahre ward er nach Kopenhagen zurückberufen und ihm das Amt eines Censors übertragen. 1820 ward er emeritirt und kehrte dann nach Oesterreich zurück, wo er in den Adelsstand erhoben ward und am 24. März 1826 in Salzburg verstorben ist. Er war verheirathet mit der Wittwe Mozart's, Constanze, geb. Weber

(vgl. Bd. XXII S. 430), die ihn überlebte. Durch seine Heirath in den Besitz der Mozart'schen Familienpapiere gekommen, verfaßte er eine ausführliche Biographie seines Vorgängers in der Ehe, die jedoch erst nach seinem Tode von seiner Wittwe herausgegeben worden ist. Dieselbe erschien unter dem Titel: „Biographie W. A. Mozart's. Nach Originalbriefen, Sammlungen alles über ihn Geschriebenen mit vielen neuen Beilagen, Steindrucken, Musikblättern und einem Facsimile. Von G. N. von Nissen. Nach dessen Tode herausgegeben von Constanze Wittwe von Nissen, früher Wittwe Mozart. Mit einem Vorwort von Dr. Feuerstein in Pirna", Leipzig 1828, Breitkopf und Härtel und „Anhang zu Wolfgang Amadeus Mozart's Biographie. Nach Originalbriefen etc.", 1828. Eine zweite wohlfeile Ausgabe 1848 mit 8 Steintfl. und 180 Notenbeilagen in gr. 4. — Von ihm sind auch sonst gedruckt in Zeitschriften deutsche und dänische Gedichte und ein Schauspiel „Arist" in dänischer Sprache.

Nyerup II, 429. — Lübker-Schröder s. v. — Alberti s. v. — Erslev, Forfatterlex. II, 452 und Suppl. II, 556. Carstens.

Nissen: Johann N., Pädagog. Er war geboren am 31. Decbr. 1803 in Kellinghusen in Holstein, als Sohn eines Kaufmanns und Landbesitzers und von 11 Kindern das achte. Nachdem er sich entschlossen, sich dem Schulfach zu widmen, bezog er 1821 das Schullehrerseminar in Tondern, das damals unter der Direction des Professor Deker stand. Nachdem er anderthalb Jahre hier sich aufgehalten, mußte er jedoch wegen mangelnder Mittel eine Condition annehmen und ward Hauslehrer auf der Bothkamper Mühle. Darauf ging er wieder nach Tondern und ward hier 1825 mit sehr rühmlicher Auszeichnung dimittirt. Dann wieder Hauslehrer in der Gemeinde Sarau in Holstein, verdankte er dem damaligen Prediger, Pastor Hasselmann (später Hauptpastor in Kiel und Dr. Cl. Harms' Nachfolger) viel Anregung. 1827 fand er seine erste feste Anstellung als Lehrer an der Schule Barkau-Gleschendorf. 1830 an der Oberelementarclasse in Neumünster und 1846 an der Obermädchenclasse in Glückstadt. Er machte sich zuerst bekannt durch seine „Unterredungen über die biblische Geschichte", die Kiel 1842 mit einem Vorwort von Dr. Cl. Harms erschienen und in 13. Auflage 1878. Diesen folgten 1852 „Unterredungen über den kleinen lutherischen Katechismus", davon die 10. Auflage, vom Sohne, Hauptpastor in Eckernförde besorgt, 1880 erschien. Beide Werke sind auch ins Dänische übersetzt. Außerdem hat er auch sehr viele Beiträge zu dem Schleswigholsteinischen Schulblatt geliefert. Er starb in Glückstadt am 10. Octbr. 1857.

Vgl. Schulzeitung f. d. Herzogth. Schleswig-Holstein-Lauenburg, 1857, Nr. 6 und 7 und Schl.-hl. Schulblatt XIX, S. 696 ff. und Alberti, Schriftstellerlexikon s. v. Carstens.

Nissl: Franz N. der Aeltere, Holzschnitzer, gehörte jener in Tirol und den übrigen Alpenländern so zahlreichen Classe von Naturtalenten an, welche autodidaktisch zu einer außerordentlichen Gewandtheit im Bearbeiten des Holzes mit dem Schnitzmesser gelangten und dann in ihrer weiteren Entwickelung eine Stilrichtung repräsentiren, die zwischen dem jeweiligen Zeitcharakter der Kunst, — bei N. also dem Barockstil, — und einem energischen Naturalismus die Mitte halten. Er ist in Fügen im Zillerthal 1731 geboren, wo er auch 1805 starb. Er fertigte zahllose Einzelfiguren von Heiligen, Crucifixe, auch große, altarbildähnliche Reliefs, welche häufig mit Farben „gefaßt" sind, stets mit großer Lebenswahrheit und Charakteristik, aber zuweilen auch von rücksichtsloser Realistik, welche sich um alle Gesetze der Schönheit sehr wenig bekümmert. Sein Vetter, Franz N. der Jüngere, der bei ihm in Fügen lernte, dann aber in Innsbruck seine Ausbildung vollendete und um 1830 in Augsburg thätig war, wo er auch einen Preis erhielt, setzte Richtung und Thätigkeit seines Verwandten in so

treuer Nachfolge fort, daß die in Tirol sehr zahlreichen Werke beider nicht leicht auseinander zu halten sind und in der Litteratur häufig zwischen ihnen nicht unterschieden wird. Ich bin daher ebenfalls nicht im Stande, ihr Schaffen strenge zu sondern, und setze blos hierher, was mir von ihnen gemeinschaftlich bekannt ist. In Rinn bei Innsbruck die geschnitzten Bilder der Juden, welche das Christenkind (1462) geschlachtet haben sollen, grasse Zerrbilder; ein schönes großes Altarrelief bei den Franciscanern in Rattenberg, die Passion in der Stiftskirche zu Viecht bei Schwaz um 1750, in Neustift im Stubbaithale eine Pietà und die schönen Beichtstühle in der Kirche des Dorfes Brixen im Brixenthal (1793), in jener von Fügen verschiedene Arbeiten des Aelteren, vier bemalte Heiligenbüsten in jener von Niederdorf im Pusterthal, von demselben einige Bildnisse in einer Capelle bei S. Martin im Unter-Gsieß. Ebenfalls vom Aelteren ist ein Crucifix in der Kirche von Brixlegg, Anderes in Ahrn, sein Selbstporträt im Landesmuseum in Innsbruck. Auch im Salzburgischen ist der Meister durch verschiedene Arbeiten vertreten, ein großes Kreuzbild befindet sich in der Himmelfahrtskirche im Tauferstthal in Tirol, zu Münster im Unterinnthal die Statuen des Hochaltars ꝛc. Die biographischen Verhältnisse der interessanten Künstler sind noch beinahe ununtersucht.

Tirolisches Künstlerlexikon, Innsbruck 1830, S. 173 f. — Tinkhauser, Die Diöcese Brixen II, S. 65, 666; I, S. 395, 501, 503. — Austria-Kalender, Wien 1845, S. 185. — Oesterr.-Ungar. Kunstchronik 1879, S. 156. — Mittheil. d. Centr.-Comm. I, S. 203. — Pillwein, Salzb. Künstlerlex. S. 178 f. — Innsbrucker Kunstausstellung 1879. Katalog Nr. 97, 109 bis 114. — Weber's Tirol, Weidmanns Tirol a. a. O. Jlg.

Nithard, ein Enkel Karls des Großen, war, wie er selbst uns berichtet, ein Sohn Angilberts von Karls Tochter Bertha (s. A. D. B. I, 459, wo nachzutragen ist, daß Angilberts Gedichte jetzt von Dümmler neu herausgegeben sind, Poet. Lat. I, 355—381). Nach der Klosterchronik von St. Riquier soll er auch, wie sein Vater, Abt dieses Klosters gewesen und endlich in einem Treffen gegen die Normannen gefallen sein; allein in der Abtreihe findet sich kein Raum für ihn, und diese Angabe ist daher sehr unwahrscheinlich. Sichere Kunde von ihm finden wir nur in seinem uns erhaltenen Werke, in welchem er als treuer Vasall Karls des Kahlen erscheint, thätig für ihn zugleich als Kriegsmann, als Diplomat und als Publicist. Im J. 840 erhielt er von ihm den Auftrag, in einer Geschichte seiner Zeit Karls Recht aller Welt darzulegen. Diesen hat er mit verschiedenen Unterbrechungen wegen der Verhandlungen, bei denen er thätig war, und der Schlacht, in welcher er mitkämpfte, ausgeführt bis zum Anfang des Jahres 843; wahrscheinlich hat sein Tod die Fortführung verhindert. Im 11. Jahrhundert fand man im Grabe Angilberts auch seine Leiche, wie sie vom Schlachtfeld gebracht war, mit tödtlicher Kopfwunde. Er ist von besonderer Bedeutung als der einzige ritterliche Laie jener Zeit, welcher zugleich als Schriftsteller thätig gewesen ist, nicht ohne grammatische Fehler und wenig gewandt im Ausdruck; allein er hat den Ursprung der ganzen Verwickelung mit großer Klarheit und vielem Geschick dargelegt, und den weiteren Verlauf inmitten der Ereignisse selbst mit gewissenhafter Wahrheitsliebe in kräftigen Zügen geschildert. Unschätzbar ist die Ueberlieferung der 842 bei Straßburg geleisteten Eide in deutscher und romanischer Sprache, welche wir ihm verdanken.

Nithardi Historiarum libri IV ed. Pertz, Mon. Germ. II, 649—672; 2. Oct.-Ausg. Hann. 1870, und von Holder 1880. Weitere Nachweisungen bei Wattenbach, Deutschl. Geschichtsqu. 5. Ausg. I, 200—203.

Wattenbach.

Nitsch: Georg N., evangelischer Theolog, geb. den 12. März 1663 zu Altstrelitz im Mecklenburgischen, † den 20. November 1729 zu Gotha, stammte von einfachen, unbemittelten Eltern, die ihn aber wegen seiner glücklichen Begabung und frühzeitigen Neigung zu predigen gleichwohl für die geistliche Laufbahn bestimmten. Im 12. Altersjahre verlor er plötzlich den Vater. Bevor dieser, ein Handelsmann und Uhrmacher, auf einer Reise zur Leipziger Messe unterwegs gestorben war, hatte er noch seine Frau in dem wegen des Sohnes gefaßten Entschlusse bestärken lassen, so daß also N. nach der Altstrelitzer Schule auch noch diejenigen zu Prenzlau, Stralsund und Brandenburg besuchte, aber seinen Unterhalt durch Singen in der Currende und durch Stundengeben verdienen mußte. Gleich kümmerlich schlug er sich sieben Jahre lang auf den Hochschulen Wittenberg, Leipzig und Jena durch. 1692 siedelte er nach Wolfenbüttel über und erhielt dort durch den Herzog Anton Ulrich eine Hofcollaboratur und 1693 das Pfarramt an der gotteslagerschen Kirche daselbst. Mehrere Jahre predigte er in einem engen Raume über dem Kaiserthore, bis 1700 eine neue Kirche für seine Gemeinde erbaut wurde. Es behagte ihm in dieser Stellung so wohl, daß er 1706 einen Ruf nach Hannover und 1708 einen zweiten nach Halberstadt ohne Bedenken ausschlug; dagegen nahm er im folgenden Jahre nach längerem Schwanken die Berufung als Generalsuperintendent und Consistorialassessor in Gotha an, wo der bisherige Inhaber, Heinr. Fergen, am 11. November 1708 gestorben war. Fast genau ein Jahr später (10. November) hielt er dort seine Antrittspredigt und blieb diesem Amte bis zu seinem Tode getreu, obwohl verschiedene Berufungen von auswärts an ihn ergingen. Verheirathet war er viermal. Von seiner zweiten Gattin, einer Tochter des Liederdichters Gottfr. Sacer, überlebten ihn fünf Töchter. — N. war ein Mann von gründlichen Kenntnissen und milder Gesinnung, wobei ihn die letztere jedoch nicht hinderte, auch den Mächtigen die Wahrheit zu sagen. So rügte er z. B., als Herzog Anton Ulrich 1705 seine Enkelin Elisabeth Christine zum Zwecke der Vermählung mit dem Erzherzoge, späteren Kaiser Karl (VI.) in der katholischen Lehre unterweisen ließ, diesen Abfall vom ererbten Glauben öffentlich vor seiner Gemeinde in Wolfenbüttel. Zu seinen Predigten fanden sich zahlreiche Hörer ein, da er gemüthlich anzuregen wußte und bei Gedankenreichthum und glücklicher Wahl des Ausdruckes nicht die ausgetretenen Predigerpfade zu wandeln pflegte. Seine schriftstellerische Thätigkeit bewegte sich vorzugsweise auf dem Gebiete der Erbauungslitteratur. Abgesehen von einzelnen Predigten und Sendschreiben hat er folgende umfänglichere Bücher herausgegeben: „Alterna Dei, Gottes Eins um's Andere“ (1695; neue Aufl. 1720), ein ausführlicher Tractat über Psm. 71, 20; „Theologische Sendschreiben“ (3 Bdchn., 1698 ff.), ungefähr 100 bald längere, bald kürzere Abhandlungen in Form von Episteln, die auch heute noch lesbar sind und darum auch zu unserer Zeit in einer Auswahl einen Neudruck erlebt haben (s. u.); „Axiomata sacra“ (1709; neue Aufl. 1722); „Beantwortung der Frage, ob die Schrift Gott selber sey“ (1714); „Ausführliche Antwort auf das Schediasma, so J. A. Knoblach gegen seine Schrift: Ob die Schrift Gott selber sey, herausgegeben“ (1715); „Mysta in Palpito simplex, d. i. Theologische Dissertation von der Einfalt, welche ein Prediger auf der Kanzel gebrauchen soll“ (1716); „Das Ausgehen der Gläubigen“ (3 Thle., 1720—1732), eine Sammlung von Leichenreden, und „Praxis mortificationis carnis“ (1725).

Fortgesetzte Sammlung von Alten und Neuen Theologischen Sachen. Auf das Jahr 1729. Leipzig. S. 1037 f. u. 1217—1220. — J. H. Stuß, Programma in funere Nitschii. Gothae 1729. — Joh. Aug. Ernesti, Lob-Rede auf . . . Georg Nitsch, . . . am 25. Winter-Monaths 1730 gehalten. Leipz. 1731. Mit dem Bildnisse von N. — Zedler, Univ. Lex. Bd. 24 Sp. 1031. —

Jöcher u. Rotermund zu Jöcher (wie bei Zedler, so auch hier die unrichtige Namensform Nitsche). — Uebung in der Heiligung. Theologische Sendschreiben von Georg Nitsch. In neuer Bearbeitung von W. F. Besser. Mit N.'s Leben von Chrn. Oberhey. 4. Aufl. Halle 1863. (1. Aufl. 1841.) S. 5—16.
Schumann.

Nitsch: Paul Friedrich Achat N., geboren zu Glauchau im Schönburgischen am 5. Mai 1754, †, ein Opfer seines Berufes, am 19. Februar 1794, war, nach Absolvirung der Schulpforte und seiner Studien in Leipzig, nacheinander Bibliothekar bei dem Grafen von Schönburg in Glauchau, Hauslehrer in Dresden, wo er die Wochenschrift für deutsche Mädchen herausgab und durch Anlegung von Collectaneen seine künftigen Arbeiten vorbereitete, seit 1782 Pfarrer in Ober- und Nieder-Wündsch bei Querfurt, seit 1793 Adjunct und Pfarrer zu Bibra im kursächsischen Thüringen. Er ist als fruchtbarer, ja polygraphischer Schulschriftsteller durch vielgebrauchte Hand- und Wörterbücher der alten Geschichte, Geographie, Mythologie, Archäologie bekannt, insbesondere durch seine „Beschreibung des häuslichen, wissenschaftlichen, sittlichen, gottesdienstlichen, politischen und kriegerischen Zustandes der Römer" (1788) und „der Griechen" (1791). Auf theologischem Gebiete ist er mit drei Werken hervorgetreten. Das erste „Die Theologie der Neuern oder Darstellung der christlichen Glaubenslehre nach den neuesten Berichtigungen für die Religionslehrer unsers Zeitalters" (1790) ist ein flüchtig gemachter Abfluß zumeist aus Semler und Döderlein, bestimmt, mit den Berichtigungen des Lehrbegriffs durch die Neologen solche bekannt zu machen, welchen ihre Umstände das Studium der Originalwerke nicht gestatten. Mit dem Bekenntniß der Vorrede: „Der Vorwurf, daß ich mit dieser Arbeit ein Apostel der Neologen und ein Verbreiter gereinigter und toleranter Gesinnungen geworden bin, wird mich stolz machen", contrastirt die Schutzrede für die symbolischen Bücher als Lehrvorschriften in der Nachschrift. Das zweite ist eine aus eigener Erfahrung und Beobachtung geschöpfte „Anweisung zur Pastoralklugheit für künftige Landpfarrer" (1791). Das dritte, sein „Handbuch zur Erklärung der Schriften des A. T. für Prediger, Schullehrer und den gemeinen Mann" (1793), nach des Verfassers Tod von Dr. Höpfner in Leipzig unter dem Titel „Exegetisches Handbuch des Alten Testaments" (1797—1800) fortgesetzt, ist aus Michaelis, Dathe, Eichhorn, Herder u. A. zusammengetragen, eine Popularisirung der gelehrten Exegese.

F. Schlichtegroll, Nekrolog auf d. Jahr 1794, Bd. 2, S. 289—294. — J. G. Meusel, Lexikon der v. J. 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller X, 113 ff., wo die übrige biographische Literatur und seine Schriften verzeichnet sind.
G. Frank.

Nitsch: Peter N., ein Tonkünstler des 16. Jahrhunderts, hat nach Walther's Lexicon im Jahre 1543 vierstimmige deutsche Lieder des Morgens und Abends zu singen in Leipzig herausgegeben. Die Werke sind bis jetzt nicht wieder aufgefunden und der Autor sonst unbekannt.
Rob. Eitner.

Nitschke: Theodor Rudolf Joseph N., Botaniker, geb. zu Breslau am 3. April 1834, † zu Münster in Westfalen am 30. August 1883. Auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt vorgebildet, studirte N. von 1853—1858 in Breslau Theologie, Philosophie und Naturwissenschaften. Er wurde am 28. August 1858 zum Dr. phil. promovirt und habilitirte sich zwei Jahre darauf als Docent für Botanik an der Akademie zu Münster. Im Jahre 1867 wurde er zum außerordentlichen Professor und Director des bot. Gartens und 1875 zum ordentlichen Professor ernannt. In dieser Stellung verblieb er bis zu seinem Tode. N. hat mit seiner Doctor-Dissertation: „Commentatio anatomico-physiologica de Droserae rotundifoliae irritabilitate", welche er 1858 publicirte, sowie durch die sich

hieran anschließenden Arbeiten in der Botan. Zeitung: „Wachsthumsverhältnisse des rundblättrigen Sonnentaues“ (1860) — „Ueber die Reizbarkeit der Blätter von Drosera rotundifolia“ — „Morphologie des Blattes von Drosera rot.“ (1861) — „Anatomie des Sonnentau-Blattes“ einen wesentlichen Beitrag zu der Frage geliefert, welche Ch. Darwin's berühmtes Werk „Insectenfressende Pflanzen“ für alle Botaniker in den Vordergrund des Interesses gerückt hat. An mehr als einer Stelle seines Buches kommt der englische Naturforscher auf Nitschke's ausgezeichnete Arbeiten zurück, welche in der That die Naturgeschichte des Drosera-Blattes in so erschöpfender Weise behandeln, daß Neues in der Erkenntniß derselben seit jenen Arbeiten nicht mehr zu Tage gefördert wurde. Die übrigen, noch während seines Breslauer Aufenthaltes verfaßten Arbeiten beschäftigen sich mehr mit morphologisch-systematischen Untersuchungen. Dahin gehören „Vorträge in der botan. Section der schles. Gesellschaft für vaterländ. Kultur“ (Göttinger gelehrte Anzeigen 1859). — „Ueber die hybriden Arten der Gattung Rosa“ (34. Jahresber. d. Schles. Ges. f. vaterl. Cultur). — „Untersuchungen über das genus Lappa.“ — „Ueber d. Gattung Hieracium, mit besonderer Rücksicht auf schlesische Formen desselben“ (ibid. 35. Jahresber.). Eine Zeit lang hatte N. die Redaction der Zeitschrift „Natur u. Offenbarung“ übernommen und einige populärwissenschaftliche Abhandlungen für dieselbe verfaßt: „Torf, Braun- und Steinkohle“ (1860–1862). — „Die Sinnpflanzen“ (1861). — „Ueber Förderung und Verbrauch von Steinkohlen“ (1863). — „Die Volvocineen, oder über die Grenze zwischen Thier- und Pflanzenreich“ (1863). — „Die Moose“ (1864). Diese Thätigkeit sagte N. indessen wenig zu, da sie seinen rein wissenschaftlichen Untersuchungen Abbruch that und war wohl nur durch seine wenig günstige äußere Lage veranlaßt, in welcher er als unbemittelter Privatdocent Jahre lang verharren mußte. Leider hat die Zeit pecuniärer Bedrängniß auf Nitschke's körperlichen Zustand einen so nachtheiligen Einfluß geübt, daß, als er sich später in gesicherter Lebensstellung befand, sein Organismus erschüttert, seine geistige Schaffenskraft bereits gelähmt war. Diesem traurigen Umstande ist es zu verdanken, daß N. sein bedeutendstes Werk: „Pyrenomycetes germanici“ nicht mehr vollenden konnte. Von dem auf 10 Lieferungen berechneten Buche sind nur die beiden ersten Lieferungen des ersten Bandes in den Jahren 1867 bis 1870 erschienen. Das Wenige aber, was erschienen ist, sichert dem Verfasser eine ehrenvolle Stellung in der mykologischen Litteratur. Vorzugsweise auf Tulasne's Untersuchungen gestützt, die er selbst bestätigt und vielfach bereichert hat, versucht N., im Besitze eines reichen Pflanzenmaterials und vollständig vertraut mit der einschlägigen Litteratur, in die kleine, aber schwierige Gruppe der Kernpilze Ordnung und Uebersichtlichkeit zu bringen. Ohne Zweifel wäre das Werk nach seiner Vollendung grundlegend für alle späteren Arbeiten auf jenem Gebiete geworden. Glücklicherweise sind die hinterlassenen Sammlungen und Manuscripte in den Besitz der Akademie zu Münster übergegangen, so daß zu hoffen steht, daß sie von berufener Hand bearbeitet, der Wissenschaft nicht vorenthalten bleiben werden. Ob dies bereits geschehen und in welchem Umfange das hinterlassene Material bei der Neubearbeitung der bekannten Rabenhorst'schen „Kryptogamenflora von Deutschland, Oesterreich und der Schweiz,“ für welche Dr. Georg Winter die Pilze bearbeitet, Verwerthung gefunden hat, ist Referenten unbekannt geblieben. Als akademischer Lehrer wirkte N. höchst anregend. Ein Schüler von Göppert und Cohn, war er selbst ein trefflicher Lehrer in der Kunst des Mikroskopirens und wußte seine Schüler auf botanischem, wie auf zoologischem Gebiete zu fesseln und zu fördern. Gleichzeitig lenkte N. sein Interesse auch praktischen gemeinnützigen Bestrebungen zu. Im J. 1869 stiftete er den Münster'schen Gartenbau-Verein zur Förderung der praktischen Pflanzenkunde und gründete ein Jahr darauf den Verschönerungs-Verein für die Stadt Münster behufs

Hebung der seiner Zeit arg vernachlässigten Promenaden und Schmuckanlagen dieser Stadt. Sehr verdienstvoll war ferner Nitschke's Thätigkeit als Leiter des botan. Gartens, den er aus seinem chaotischen Zustande zu einem hohen Grade der Entwicklung führte. Ein großartig angelegtes Palmenhaus ist unter seiner Direction entstanden. Nach dem Muster der in Breslau bestehenden Gesellschaft für vaterländische Cultur, suchte N. auch für Münster ein ähnliches Institut zu schaffen, das in systematischer Gliederung und unter einheitlicher Leitung alle in der Provinz Westfalen auf Förderung von Kunst und Wissenschaft gerichteten Bestrebungen zu unterstützen und auszudehnen bestimmt sein sollte. Er hatte die Anregung zu dem Unternehmen gegeben. Zur Ausführung gebracht wurde es durch den verdienstvollen Oberpräsidenten der Provinz von Kühlewetter, unter dessen Aegide die Constituirung des westfälischen Provinzial-Vereins für Wissenschaft und Kunst im Jahre 1872 stattfand. Daß der Verein innerhalb kurzer Zeit sich zu fröhlichem Gedeihen entwickelte, dazu half auch N. unermüdlich, so lange seine Kräfte es gestatteten. Als diese aber versagten in einem Alter, wo sonst des Mannes Schaffenskraft auf dem Höhepunkt zu stehen pflegt, da beklagten nicht nur die Männer der botanischen Wissenschaft, sondern auch Hunderte schnell erworbener Freunde aus den verschiedensten Berufsständen der neuen westfälischen Heimath den schmerzlichen frühzeitigen Verlust.

12. Jahresbericht des Westfäl. Provinzial-Vereins 1883.

E. Wunschmann.

Nitschmann. In der Geschichte der erneuerten Brüderkirche nimmt die überaus weit verzweigte Familie dieses Namens, welche bis heute wenigstens in einem Gliede noch fortlebt, eine besonders hervorragende Stellung ein. Dieselbe hatte im Anfange des vorigen Jahrhunderts ihre Wohnsitze in den mährischen Dörfern Kunewalde und Zauchtenthal und gehörte zu den letzten Abkömmlingen der alten böhmischen Brüder. Der Vorname David war besonders häufig in dieser Familie, so daß es schwer fällt, die verschiedenen David auseinander zu halten. So kennen wir einen David N., welcher nach dreijähriger Gefangenschaft im Jahre 1729 den Märtyrertod im Kerker zu Olmütz starb. (Nachrichten aus der Brüdergemeine 1840. Heft 1. S. 79—85.) Ein anderer D. N., seines Zeichens Schuster, erscheint als Aeltester und Oberältester der Gemeine, wieder ein anderer D. N., dem Berufe nach Wagenbauer, wird uns als einer der ersten Missionare, welche aus der Brüdergemeine hervorgegangen sind, genannt. Er war der Vater der Anna N. und ihrer beiden Brüder Melchior und Johann und starb 1758 zu Bethlehem in Pennsylvanien. (Nachrichten 1822. Heft 4. S. 616—628.) Außer den genannten sind dann noch zwei weitere D. N. hervorzuheben, der eine von Haus aus Zimmermann und später erster Bischof der erneuerten Brüderkirche (s. u.), der andere ein Zwillichweber, nachmals Missionar in Ceylon und schließlich Syndikus und Archivar der Gemeine († 1779 zu Zeist in Holland). Ueber alle diese Männer findet man Näheres bei (E. W. Cröger), Geschichte der erneuerten Brüderkirche, Thl. 1—3, Gnadau 1852/54.

Unter den Mitgliedern der Familie sind folgende hervorzuheben:

Anna N. war geboren am 24. November 1715 zu Kunewalde in Mähren. Schon frühzeitig erhielt sie in dem Hause ihrer frommen Eltern religiöse Eindrücke, da in ihrem achten Jahre (1724) die große Erweckung in Mähren begann. In ihrem väterlichen Hause sah sie damals oft Versammlungen von hundert bis zweihundert Personen. Des Sommers sang sie beim Hüten der Schafe und während der Arbeit auf dem Felde die Lieder der alten böhmischen Brüder und freute sich der Zeit, „wenn sie wieder freien Kirchgang haben würden“. Die Verfolgungen, denen sowol ihr Vater, David N. der Wagner, als ihr Bruder

Melchior N. († 1729 im Gefängnisse zu Schildberg, vgl. Nachrichten 1840, Heft 2, 269—284) von Seiten der kaiserlichen Behörden ausgesetzt waren, erschienen ihr überaus köstlich; sie beklagte es daher wol, daß sie nicht selbst mit ihnen das Gefängniß theilen durfte. Nachdem Vater und Bruder bereits in Herrnhut Unterkunft gefunden hatten, folgte ihnen Anna mit ihrer Mutter, einer geborenen Schneider aus Zauchtenthal, und ihrem Bruder Johann (s. u.) in die neue Heimath nach. Im Februar 1725 langten die Auswanderer wohlbehalten in Herrnhut an. Da es aber an Platz zu ihrer Aufnahme mangelte, mußten sie zunächst in dem benachbarten Berthelsdorf, dem Gute des Grafen Zinzendorf, untergebracht werden. Zwei Jahre darauf zog Anna nach Herrnhut und entfaltete hier bald einen solchen Glaubenseifer, daß sie bereits im J. 1730, also erst 15 Jahre alt, durch das Loos zur Aeltestin der Gemeine erwählt wurde. Als solcher fiel ihr die Aufgabe zu, „die Gemeine überhaupt und jedes Mitglied in Sonderheit auf dem Herzen zu tragen und die anderen Diener und Dienerinnen der Gemeine, welche geschäftig sein mußten, mit ihrem Gebete und Segen zu begleiten". Noch in demselben Jahre stiftete sie im Verein mit ihrer Freundin Anna Schindler den Jungfrauenbund. Die Mitglieder desselben bezogen im J. 1733 ein eigenes Haus und lebten sogar eine Zeit lang in vollkommener Gütergemeinschaft, bis aufkeimender Argwohn es nothwendig machte, diese letztere Einrichtung wieder aufzugeben. Die folgenden Jahre wurden für die N. eine Periode eines überschwänglich gesteigerten Empfindungslebens, das zu mancherlei Gefühlsverirrungen führen mußte. Sie selbst nennt diese Zeit „die geistlichen Tölpeljahre", die jedoch „zur wahren Jünglingsschaft" führten.

Seit dem Jahre 1734 trat die N. in nähere Beziehung zu der jungen Gräfin Benigna von Zinzendorf. Auf diese Weise kam sie in das Haus des Grafen, mit dessen ganzer Familie sie bald die wärmste Freundschaft verband. Als Zinzendorf der Aufenthalt in Sachsen untersagt wurde und seine Tochter Benigna die Verbannung theilen wollte, reiste Anna mit letzterer nach Ebersdorf (1736). Hier schlossen sich die beiden Mädchen der vom Grafen gebildeten Pilgergemeine an und zogen mit ihr zunächst nach Marienborn und von da weiter nach dem wüsten Bergschloß Ronneburg in der Wetterau. Der N. fiel hier die Pflege der im Schlosse und in der Umgegend wohnenden Zigeuner-, Juden- und Vagabundenkinder zu; ihnen sang sie das Lied: „Du blutverwandte Liebe! errege deine Triebe in unsern Kinderlein." Schon damals erkannte Zinzendorf ihren männlichen Verstand und ihren thatkräftigen Geist und rühmte von ihr: „wenn man nicht wußte, was man thun sollte, so fand man bei ihr stets guten Rath." Im J. 1737 begleitete die N. die Gräfin Zinzendorf nach England. Um diese Zeit schrieb sie einen kurzen Abriß ihres Lebens nieder, dem wir hier folgen. Auch über die späteren Ereignisse ihres Lebens besitzen wir kurze eigenhändige Nachrichten. In Erinnerung an die treuen Dienste, welche die N. der Gräfin Benigna geleistet hatte, wurde ihr von den Eltern auch die Obhut über die in zartem Kindesalter stehende Schwester Anna Theresia anvertraut, welche jedoch bereits 1738 starb. Auf diese Weise frei geworden, erhielt die N. den Auftrag, ihren Vater auf seiner Missionsreise nach Amerika zu begleiten. In einem Schreiben vom 3. Juli 1740 nahm sie daher Abschied von der ihr über alles theuren Gemeine und legte in demselben das zehn Jahre hindurch geführte Aeltestinamt nieder, um sich ungehindert der ihr neu gestellten Aufgabe widmen zu können. Nach einer ungewöhnlich langen und beschwerlichen Seereise langten die Glaubensboten im December 1746 in Pennsylvanien an. Bis zur Ankunft des Grafen diente Anna hier als Magd bei einem Schwenkfelder Bauer und gewann durch die Innigkeit ihres eigenen Glaubens „nicht wenige Seelen für den Heiland". Auf Zinzendorf's dreimaliger Reise zu den

Indianern war sie nebst dessen Tochter Benigna seine beständige Begleiterin. Auch auf der Rückreise des Grafen nach Europa, die ihn über England und Holland durch Deutschland nach Riga führte, finden wir sie in seinem Gefolge. In Riga theilte sie seine neunzehntägige Gefangenschaft (24. December 1743 bis 12. Januar 1744). Das ruhelose Leben, das sie nun schon seit einigen Jahren führte, sollte jedoch noch nicht mit jener Reise nach Liefland enden, sondern vielmehr erst recht eigentlich beginnen. Wir können ihr jedoch hier nur nach den hauptsächlichsten Stationen folgen. Im J. 1747 war sie in Herrnhag Stellvertreterin der Generalältestin bei den Schwestern und fühlte sich in dieser Stellung überaus glücklich. „Selige Menschensohnestage! Ein schönes Jungfern-Chor und -Haus; ein unbeschreiblich seliges Jahr für mein Herz; in meinem ganzen Sterbensleben werde ich es nicht vergessen, was ich da gefühlt und erfahren habe! Ach die schönen Wunden-Homilien, die selige Charfreitagsfeier und unzählig viel schöne Sachen, die alle Tage vorkamen!“ — Aber bereits im J. 1748 heißt es: „In Herrnhag hatte ich ein schlechtes Gefühl, obwol ich nichts von den elenden Dingen wußte, die schon im Schwange gingen.“ Sie meint damit jene religiösen Verirrungen und Ausschreitungen, welche in der Gemeine nach Lucas 22, 31 als die Sichtungszeit bezeichnet werden. Es blieb der N. nicht erspart, die Auflösung der Gemeine zu Herrnhag mit anzusehen. Im J. 1749 und 1750 hielt sie sich an verschiedenen Orten in England auf, 1751 war sie wieder zum Besuch in Deutschland und reiste noch in dem gleichen Jahre mit Zinzendorf, dem Grafen Heinrich XXVIII. von Reuß und dessen Gemahlin durch die Schweiz und Frankreich wiederum nach England. Der Tod des Grafen Christian Renatus von Zinzendorf ging ihr sehr nahe (1752); nicht minder bedrückten sie die ökonomischen Verlegenheiten, in die in jenen Jahren der Graf und die Gemeine geriethen. Dennoch konnte sie am Schlusse des Jahres 1753 rühmen, daß sie in Lindseyhouse in Chelsea, welches der Graf für sich und die Seinen gepachtet hatte, „ein zwar schweres, aber seliges Jahr voller Wunder des Heilands im Leiblichen und Geistlichen“ erlebt habe. Die nahen Beziehungen, in welchen die N. zu Zinzendorf stand, sollten am Schlusse ihres Lebens noch innigere werden. Im J. 1756 starb die Gräfin Erdmuth Dorothea (s. A. D. B. VI, 193). Zinzendorf entschloß sich auf dringendes Anrathen seiner Mitarbeiter, sich zum zweiten Mal zu vermählen, und wählte die Anna N., seine langjährige Gehülfin im Dienste des Herrn, zu seiner Gemahlin. Die Trauung erfolgte am 27. Juni 1757 zu Berthelsdorf und zwar in demselben Saale und auf derselben Stelle, da der Graf vor fast 32 Jahren die N. „mit der Kohlenpfanne zum Räuchern gesehen hatte“. Wer bedenkt, daß die N. eine dem Stifter der Brüdergemeine congeniale Persönlichkeit war, wird diesen Schritt Zinzendorf's, der von den gewöhnlichen Standesvorurtheilen frei war, nicht tadeln wollen; durfte er doch von seiner zweiten Gemahlin bekennen, sie sei „eine extraordinäre Magd Jesu Christi und von Jedermänniglich für das erkannt, was sie sei“. Auch nach der Vermählung begleitete die N. den Grafen auf seinen vielen Inspectionsreisen. Ihre Gesundheit war jedoch bereits infolge der vorhergegangenen übergroßen Anstrengungen erschöpft. Sie überlebte daher Zinzendorf nur um wenige Tage. Am 9. Mai 1760 erhielt sie die Kunde von seinem Hinscheiden, und bereits am 21. Mai desselben Jahres folgte sie, erst 45 Jahre alt, ihrem Gatten nach. In dem Schreiben, durch welches ihr Ende der Gemeine angezeigt wurde, heißt es: „Sie war ein außerordentliches Geschenk unseres lieben Herrn für die Brüderkirche, der sie zur Formirung seiner Gnadenhaushaltung unter uns und des Grundplans von Anfang an ganz vorzüglich mitgebraucht hat; sie war eine Mutter in Israel, eine treue Magd Jesu, dergleichen wir nicht mehr haben, eine dreißigjährige Dienerin seines Volkes, deren Gebet und Arbeit in der alten

und neuen Welt nie vergessen werden wird, und die ihre Gesundheit und Kräfte im Dienste ihres Herrn williglich verzehrt hat."

Die zahlreichen Lieder der N. sind sämmtlich in den Jahren 1735—1748, die ersten in Herrnhut, einige später während ihres pennsylvanischen Aufenthalts (1740—1743), die meisten jedoch in der Wetterau gedichtet. In dem gegenwärtig im Gebrauch befindlichen kleinen Brüdergesangbuche, Gnadau 1870, 8°, gehören ihr die folgenden Lieder an: Nr. 341: „O wie ist mir doch so wohl!", dessen letzte Strophe: „O! er bleib uns eingedrückt, unser Liebesbund, der schöne" bei Gemeinfesten häufig angestimmt wird; Nr. 410: „In den ersten Gnadentagen wird man von dem Lamm getragen"; Nr. 444; 467, 4; 535, 1 und 3; 544: „Mit einem tiefgebeugten Sinn", gedichtet 1738; Nr. 548, am 13. August 1741 entstanden; Nr. 560, 5; 571, 1. 3. 5 (1742); 573; 582; 601; 617, 2—5; 745; 759; 779: „Herein, Gesegneter des Herrn"; Nr. 865; 885; 922; 929; 934, 8—10; 935; 967, 3; 986, 2 und 3; 988, 1. 2. 4. 5. 7.

Nachrichten aus der Brüder-Gemeine, 1844, Heft 4, S. 575—610. — Karl Friedrich Ledderhose, Fünf Lebensbilder. Basel o. J., S. 19—46. — (Christian Gregor,) Historische Nachricht vom Brüder-Gesangbuche des Jahres 1778, 2. Aufl., Gnadau 1851, S. 198. — Eduard Emil Koch, Geschichte des Kirchenliedes I, 5, Stuttgart 1868, S. 307—342.

David N., der erste Bischof der erneuerten Brüderkirche, war am 27. December 1696 zu Zauchtenthal geboren. Sein frommer Vater besaß viele lutherische und reformirte Schriften und stimmte mit den Seinigen fleißig die Lieder aus dem alten Brüdergesangbuche an. Auf diese Weise wuchs N., obwol mitten unter einer katholischen Bevölkerung lebend und gezwungen, sich wenigstens äußerlich den Forderungen der katholischen Priester zu fügen, unter evangelischen Einflüssen auf. In dem Drange, sich aus den drückenden Verhältnissen in seiner Heimath zu befreien, machte er im J. 1716 den Versuch, sich zum Soldaten anwerben zu lassen; er wurde jedoch wegen zu großer Jugend zurückgewiesen. Bald darauf suchte N. den Pfarrer Steinmetz in Teschen auf, welcher ihm die richtige Antwort auf seine Frage: „Was soll ich thun, daß ich selig werde?" zutheil werden ließ. Der Besuch Christian David's in Zauchtenthal bestärkte N. in seiner evangelischen Gesinnung noch mehr, während ihn das Beispiel eines gottseligen Lebenswandels, welches er bei seinen Verwandten in Kunewalde fand, zur Nachahmung anspornte. Um sich den auch über Zauchtenthal hereinbrechenden Verfolgungen von Seiten der kaiserlichen Behörden zu entziehen, beschloß er mit vier gleichaltrigen Genossen, die Heimath zu verlassen und ein Land aufzusuchen, in dem es ihm gestattet wäre, ungehindert seinem Glauben zu leben. Anfangs noch unschlüssig, ob sie sich nicht lieber zu den Resten der alten böhmischen Brüder in Polnisch-Lissa wenden sollten, entschieden sich die Auswanderer dafür, wenigstens zuerst die Brüder aus Mähren in der Lausitz aufzusuchen. Es war am 12. Mai 1724, als sie in Herrnhut anlangten, an eben dem Tage, da der Grundstein zum ersten Betsaal der neuen Gemeine gelegt wurde. N., dessen Vater durchaus nicht unbemittelt war, sah sich hier genöthigt, sein Brot durch seiner Hände Arbeit zu verdienen. Er trat daher als Lehrling bei dem Zimmermann Christian David ein und fühlte sich bald „bei der sehr schlechten Kost viel vergnügter als bei dem guten Leben in Mähren". In den Jahren 1725—1728 machte er wiederholt Reisen zu den in der Heimath zurückgebliebenen Erweckten. Nach seiner Rückkehr von der letzten derselben erhielt er nebst zwei anderen Brüdern den Auftrag, sich nach England zu begeben, da Zinzendorf der Oberhofmeisterin der Königin von England, einer Gräfin von Schaumburg-Lippe, einen eigenen Bericht über die Brüdergemeine zu übersenden hatte. N. hat eine

fesselnde Erzählung von den Beschwerden dieser Reise entworfen, die von den drei Abgesandten mit einer Baarschaft von neun Thalern angetreten wurde. Die Noth wurde in Holland so groß, daß nicht viel zu dem Entschlusse fehlte, einen aus ihrer Mitte an die Seelenverkäufer für Ostindien zu verkaufen. Seit dieser ersten Reise im Auftrage des Grafen begegnet uns N. noch häufig als dessen Abgesandter und Vertrauensmann. Als im J. 1732 Leonhard Dober als der erste Bote des Evangeliums, der von den Brüdern an die Heiden ausgesendet wurde, nach St. Thomas zur Mission unter den Negersclaven sich begab, war N. sein Begleiter; mit seiner Zimmermannsarbeit verdiente er ihren gemeinsamen Unterhalt. Nach einem Aufenthalt von nur 14 Wochen wurde N. jedoch bereits wieder von St. Thomas zurückberufen. Seine eigenhändigen Aufzeichnungen, die bis zu diesem Zeitpunkt reichen, zeichnen sich ebenso sehr durch ihre schmucklose Einfachheit als durch seltene Anschaulichkeit vortheilhaft aus. Nitschmann's Schicksal erinnert wenigstens in Bezug auf die äußerlichen Erlebnisse lebhaft an das des Sebaldus Nothanker in Nicolai's gleichnamigem Roman, und der Stil des Herrnhutischen Zimmermanns kann sich selbst mit demjenigen in den am besten erzählten Partien in dem Buche des Berliner Aufklärers wohl messen. — Nachdem N. im J. 1734 in Angelegenheiten der Gemeine in Holland gewesen war und in Kiel Verhandlungen über eine Brüderniederlassung im Holsteinischen gepflogen hatte, erhielt er am 13. März 1735 in Berlin von dem Senior und Bischof der böhmisch-mährischen Brüder in Groß-Polen, dem Oberhofprediger Daniel Ernst Jablonsky (s. A. D. B. XIII, 523), die Weihe zu einem Senior und Bischof der erneuerten Brüderkirche. Durch diesen Act wurde N. die Vollmacht übertragen, Visitationen in den neu begründeten Brüdercolonien und Missionsstationen vorzunehmen, die daselbst angestellten Pastoren und Kirchendiener zu ordiniren und allen den Verrichtungen, „die einem Senior und Antistes der Kirche gebühren", sich zu unterziehen. Er begann seine bischöfliche Thätigkeit im J. 1736 mit einem Besuch der Brüder in Georgien. Auf der Rückreise kam er nach Süd-Carolina und nach Pennsylvanien. Im folgenden Jahre treffen wir ihn als Begleiter des Grafen Zinzendorf zuerst in England, dann in Berlin, wo er Jablonsky bei der Ordination des Grafen assistirte. Bei der Gründung neuer Gemeinen wurde N. wiederholt die Leitung der betreffenden Verhandlungen übertragen. So verhandelte er im J. 1738 mit der Büding'schen Regierung über die Anlegung von Herrnhag; 1740 kaufte er in Pennsylvanien den Grund und Boden für die Gemeine Bethlehem und legte bei der Erbauung der ersten Häuser selbst mit Hand an; 1742 kam er zum zweiten Mal nach St. Thomas. Als er im J. 1744 von Bethlehem zurück nach Europa reiste, gerieth er in spanische Gefangenschaft und wurde in das Gefängniß nach St. Sebastian gebracht. Sein rastloser Eifer für die Ausbreitung der Gemeine wurde jedoch durch solche Unfälle nicht gebrochen. Heute in Dänemark, morgen in Schlesien, dann wieder in England war er in ihrem Dienste unermüdlich geschäftig. Seit dem Jahre 1754 kehrte er nicht mehr nach Europa zurück, indem er den Rest seines Lebens in Amerika verbrachte. Hier wurde ihm noch die Freude zutheil, die ersten Anfänge der Gemeine in Litiz zu sehen. Die letzten Jahre seines Lebens hatte er seinen Wohnsitz in Bethlehem, wo er am 5. October 1772 gestorben ist. Als die Hauptaufgabe seines Lebens betrachtete er den äußeren und inneren Aufbau der Brüdergemeinen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika; ihm hat er sich mit seltenem Pflichteifer und mit großem Geschick gewidmet. Bei aller Einfachheit und Anspruchslosigkeit seines Wesens verstand er es doch auch außerhalb der Gemeine, sich in weiten Kreisen Ansehen und Vertrauen zu erwerben. Um seiner Begeisterung für die Sache Gottes und um seiner umfassenden Wirksamkeit willen muß er zu den bedeutendsten Erscheinungen in

der Geschichte der erneuerten Brüderkirche gezählt werden. In den Gesangbüchern der Brüdergemeine findet sich nur ein Lied von N., das jedoch seinem Herzenswunsche, als ein brauchbares Werkzeug im Dienste des Heilandes erfunden zu werden, beredten Ausdruck verleiht. (Kleines Brüdergesangbuch Nr. 918: „Mein Heiland! schaffe mir zu wirken für und für".)

Nachrichten aus der Brüdergemeine 1832, Heft 3, S. 394—415.

Johann N. der Jüngere, Prediger und Liederdichter der Brüdergemeine (Bruder der Anna N.), war am 25. September 1712 in Kunewalde in Mähren geboren (nicht, wie Gregor angibt, in Zauchtenthal). Infolge der Verwendung des Grafen Balthasar Friedrich von Promnitz auf Halbau, Burau rc., durch dessen Einfluß die Brüder die Generalconcession Friedrichs II. zur Niederlassung in dem ganzen Königreich Preußen, namentlich aber in Schlesien, erhielten, wurde N. im Alter von 13 Jahren der Waisenhausschule und später dem Gymnasium zu Sorau übergeben, um sich für das Studium an einer Universität vorzubereiten. Entgegen seiner Neigung verlangte Zinzendorf von ihm, daß er in Halle studiren solle, da ihn der Graf von Promnitz als Prediger anzustellen willens war. Im J. 1728 bezog daher N. die Universität Halle, gab aber bereits im Frühjahr 1731, weil ihm das pietistische Treiben in jener Stadt nicht zusagte, seine Studien wieder auf, um sich nach Herrnhut zu wenden, wo er ein Jahr lang (1732) die Kinder im Waisenhause unterrichtete. Zinzendorf wußte ihn jedoch noch einmal zu bestimmen, nach Halle zurückzukehren und dort medicinische Vorlesungen zu hören. In Halle fand N. diesmal Aufnahme bei Spangenberg, den er im J. 1733 bewog, mit ihm nach Herrnhut überzusiedeln, nachdem jener infolge von Streitigkeiten mit den Hallenser Theologen aus seiner Stellung entlassen worden war. N. wurde nun Geheimschreiber bei Zinzendorf. Im Anfange des Jahres 1734 wurden von Herrnhut aus Missionare nach schwedisch Lappland abgeordnet; N. gehörte zu den Auserwählten, vermochte aber ebensowenig wie seine zwei Genossen unter der bereits in große Kirchspiele eingetheilten und lutherischen Geistlichen zugewiesenen Bevölkerung etwas auszurichten. Infolge dessen kehrte N. im Januar 1736 nach Herrnhut zurück und wurde im Mai desselben Jahres nach der Ronneburg in der Wetterau, wo Zinzendorf mit der ihn begleitenden Pilgergemeine Aufenthalt genommen hatte, zum Lehrer für die „armen Bettler- und Zigeunerkinder" berufen. Seit dieser Zeit war N. mit der übrigen Pilgergemeine immer auf der Wanderschaft. Wir finden ihn der Reihe nach in Frankfurt a. M., Marienborn, Berlin, Marienborn, Heerendyk (in Holland) und wieder in Marienborn. Hier erhielt N. den Auftrag nach Liefland zu reisen, wo er eine reiche Thätigkeit unter den erweckten Deutschen, Schweden und Ehsten entwickelte. 1744 kam er nach Marienborn zurück und wurde 1745 zum Diakonus der Brüdergemeine geweiht. Während der sogenannten Sichtungszeit stand er der Gemeinde in Herrnhag als Gemeinhelfer und Ehechorspfleger vor. Als dieselbe im J. 1750 durch das Isenburg-Büding'sche Emigrationsedict aufgelöst wurde, erhielt N. eine gleiche Stellung in der Muttergemeine Herrnhut, welche er zehn Jahre lang inne hatte. Hier schuf N. die erste „Diaspora-Einrichtung" (1754), welche eine Verbindung zwischen der Brüdergemeine und den ihr befreundeten Gläubigen innerhalb der einzelnen Landeskirchen bezweckt. Im J. 1758 erhielt N. die Weihe zum Bischof der Brüderkirche. Als solcher fiel dem unermüdlich thätigen Mann noch die Lösung zweier größeren Aufgaben zu. Er wurde im J. 1761 zum Provinzialhelfer, d. h. Vorsteher der Brüdergemeinen, in England und Irland ernannt und erhielt den Auftrag, nicht nur die bereits bestehenden Gemeinen zu visitiren, sondern auch eine Anzahl neue Niederlassungen zu begründen. In Gemeinschaft mit Johann Töltschig († 1763) wurden von ihm in den Jahren von 1763—1765 fünf Orts-

gemeinen eingerichtet und gleichzeitig der Grund zu einer Art von englischer Diaspora gelegt. Das in England bewährte Organisationstalent veranlaßte seine Versetzung nach Sarepta an der Wolga im südlichen Rußland, wo 1765 ein Brüderetablissement angelegt worden war, um als Stützpunkt für die Mission unter den Heiden der südrussischen Steppe zu dienen. Im März 1766 trat N. von England aus die Reise über Holland nach Petersburg und Sarepta an, das er im September desselben Jahres wohlbehalten erreichte. Unter seiner Leitung wuchs die kleine Gemeine bis zum Jahre 1769 auf 100 Mitglieder an, obwol mancherlei schwere Bedrängnisse zu bestehen waren. Als im J. 1774 Pugatschew mit seinen Schaaren das südliche Rußland verwüstete, mußte N. mit dem größeren Theil der Gemeine auf der Wolga nach Astrachan flüchten. Nur 65 Brüder blieben in dem Orte zurück, sahen sich jedoch gleichfalls genöthigt, der Uebermacht des Empörers zu weichen, dessen Kosacken in Sarepta schrecklich hausten und plünderten. Trotzdem gelang es, in kurzer Zeit den erlittenen Schaden wieder zu ersetzen. Sarepta blühte neu empor und war kräftig genug, die Verkündigung des Evangeliums auch aus seinen Mauern hinauszutragen. N. machte zweimal Besuche bei den deutschen Colonisten in Saratof, deren er sich als Seelsorger annahm. Langsamer ließen sich die Kalmücken für das Christenthum gewinnen, obwol sie anfänglich eine freundliche Haltung gegen die Bewohner von Sarepta angenommen hatten. Doch hatte N. noch die Freude, im J. 1781 den Erstling aus den Kalmücken, ein blindes Mädchen, das zum Christenthum übertrat, zu taufen. Zwei Jahre darauf, am 30. Juni n. St. 1783, starb er an dem Orte, dem er die letzten 17 Jahre mit besonderer Liebe und Treue gedient hatte. N. gehörte zu den ausgezeichnetsten Männern, welche im Anfange der Brüdergemeine für die Ausbreitung und innere Gestaltung derselben thätig gewesen sind. Als Liederdichter dagegen ist er von geringer Bedeutung. Das Brüdergesangbuch von 1788 enthält sechs Lieder von N.; in das heute im Gebrauch befindliche kleine Gesangbuch sind davon nur fünf aufgenommen worden (Nr. 432, 1. 3 und 5, Strophe 4 ist von Zinzendorf; 535, 2; 750, 3. 789 mit Ausnahme von Strophe 6, welche von Gregor herrührt, und 1191).

Nach einem im Archive zu Herrnhut aufbewahrten handschriftlichen Lebenslaufe (R. 22 Nr. 20 c), für welche zahlreiche von N. selbst herrührende Notizen benutzt wurden. Die Angaben bei (Gregor), Nachricht u. s. w. sind darnach zu berichtigen. Vgl. Ludwig Christian v. Schweinitz, Lebensbeschreibungen und Charakterschilderungen brüdergeschichtlich merkwürdiger Personen. 1. Sammlung Nr. 47, S. 223—226 (handschriftlich im Archive zu Herrnhut R. 24 B. 61). Ueber N.'s Thätigkeit in Sarepta siehe: Alexander Glitsch, Geschichte der Brüdergemeinde in Sarepta. Nisky 1865, S. 48 ff.

H. A. Lier.

Nittinger: Karl Georg Gottlob N., Arzt und Impfgegner *κατ᾽ ἐξοχὴν*, geb. am 23. November 1807 zu Bietigheim, einem kleinen Städtchen in Würtemberg, † in Stuttgart am 8. März 1874, frühzeitig Waise und in harter Jugend aufgewachsen, besuchte, anfänglich zur Theologie, dann wegen Mittellosigkeit für das Lehrfach bestimmt, die Schulen seiner Vaterstadt, hernach die lateinische Anstalt zu Nürtingen und das Schullehrerseminar in Eßlingen, in welchem er als Amanuensis und Liebling des bekannten Professors Hochstetter zugleich eine treffliche Ausbildung in den Naturwissenschaften erhielt. Nach der herkömmlichen Lehrgehülfenzeit hatte er das Glück, Hauslehrer bei den Kindern (u. a. bei dem Herzog Alexander, dem nachmaligen begabten, frühverstorbenen Dichter) des Herzogs Wilhelm von Würtemberg in Stetten i. R. zu werden, bei welchem als einem großen Freunde der Naturwissenschaften und die Medicin selbst praktisch ausübenden Herrn er den ersten Grund zu seinem späteren Berufe

legte. Eine entscheidende Wendung nahm sein Lebensweg, als er bald darauf einen ehrenvollen Ruf als Lehrer an das damalige englisch-französische Institut nach Frankfurt a. M. bekam, von wo aus er im J. 1832 auf Veranlassung der Familie seiner dortigen Verlobten, zugleich seinem eigenen Herzenswunsche folgend, zum Studium der Medicin in Heidelberg und Würzburg überging. Auf ersterer Hochschule schloß er sich der Burschenschaft an und ließ sich zur Theilnahme an dem Frankfurter Attentate hinreißen, was für ihn noch glimpflich genug ablief und woraus er sich auf Zeit seines Lebens eine Lehre zog. Nach in Würzburg mit Auszeichnung abgemachter Promotion „de statu putrido cum febre“ versah er während der Saison des Jahres 1834 die Stelle eines Vicebadarztes zu Kissingen, begab sich dann auf eine wissenschaftliche Rundreise, welche ihn im J. 1836 u. a. auch nach Wien führte, als kurz darauf daselbst die Cholera ausbrach. Sofort stellte er sich Professor Rokitansky zur Verfügung und hielt über die ganze Dauer der Epidemie aus. Die gleiche Seuche traf er hernach auf der Heimreise von Oberitalien in München an. Anfangs des Jahres 1837 wandte er sich zur Fortsetzung seiner Studien, namentlich behufs seiner Ausbildung in der operativen Chirurgie zunächst nach Straßburg und im Herbste darauf nach Paris, woselbst er die Kliniken und Vorlesungen der berühmtesten Professoren jener Zeit: Magendie, Velpeau, Lisfranc, Roux, Civiale, Cloquet, Sichel, Ricord, Bazin ꝛc. besuchte. Sein weiteres Vorhaben, die damalige schweizerische Handelsexpedition um die Welt als einer der Assistenten des Naturforschers Tschudi, eines früheren Studienfreundes von N., zu begleiten, konnte er nur zum Anfang ausführen, da er während der Fahrt auf der Höhe von Gibraltar schwer erkrankte und nach länger nöthig gewordener Verpflegung zuerst in Algesiras, dann in Lissabon in die Heimath zurückkehren mußte. Nun ließ er sich nach mittlerweile erstandenem Staatsexamen und nachdem zum zweiten Male die harte Prüfung über ihn gekommen, die Verlobte durch den Tod verlieren zu müssen, im J. 1839 in Stuttgart als praktischer Arzt nieder. Bald hatte er sich in der großen Stadt eine ausgebreitete Praxis errungen; dem nahen Berg wurde er der Gründer seines Glückes, indem er im J. 1840 den Besitzer der bis dahin unbenützt gelassenen Sprudelquelle mit ihrem Mineralwasser zur Errichtung des Badeetablissements veranlaßte; ebenso führte er das Magnesiawasser in Stuttgart ein. Auch am öffentlichen Leben nahm der joviale Mann regen Antheil; eine Zeitlang, zu Anfang der 1840er Jahre, war er, selbst tüchtiger Musiker und Componist (z. B. der Schiller'schen Ode „An die Freude“), Mitvorstand des Stuttgarter Liederkranzes, des damaligen Mittelpunktes des geselligen Lebens. An dem stürmischen Jahr 1848, dessen Wogen auch in der Schwabenresidenz hochgingen, nahm der einstige Demagoge und Hauptwachstürmer von 1833, vielleicht wider Erwarten mancher, keinen activen Antheil. Nicht als ob ihn die Bewegung ganz kalt gelassen hätte, aber all' sein Sinnen und Trachten hatte sich — abgesehen davon, daß seine Lebenserfahrungen ihn von Ueberstürzungen ꝛc. abhielten — bereits ein anderes Ziel und Streiten vorgenommen — den Kampf gegen das Impfen und den Impfzwang. Längst schon hatte er an so vielen hergebrachten Heilmethoden der alten Schule, namentlich an den sogenannten „Giftkuren“ Anstand genommen und eine Reform durch eine gründliche Umkehr zu den kosmischen Heilmitteln der Natur im Auge; der ärgste Gräuel war für ihn aber die Einimpfung des Thiergiftes von der Kuh, die von ihm sogenannte „Virusation“. In Würtemberg, dem „deutschen Impfparadies“, wie er es nannte, war der Impfzwang durch ein am 25. Juni 1818, somit noch vor dem Inkrafttreten der Verfassungsurkunde erlassenes Gesetz eingeführt, welches von der Annahme ausging, „daß die Impfung vor den natürlicheu Blattern unbedingt sichere“. Nachdem N., der sich von Anfang der Impfung

nur mit dem größten Widerwillen unterzogen, im September 1847 zum letzten Male geimpft, leitete er den Widerstand gegen dieselbe zunächst in der Presse ein und ging dann mit den beiden rasch aufeinander erschienenen Broschüren „Darf weiter geimpft werden? ꝛc.“ und „Das württembergische Impfgesetz“ (beide Stuttgart 1848), welchen im J. 1849 die weitere Schrift „Die 50jährige Impfvergiftung des württembergischen Volkes“ folgte, zum förmlichen Angriff über; und von nun an war sein Leben ein fortwährender, nie ruhender Kampf gegen das „Impfdogma“. Weder Autoritätsglaube, Polizeistrafen, Confiscationen, Auspfändungen, noch Hohn, Spott, Enttäuschungen aller Art ꝛc., nichts war im Stande, ihn von der Bahn, die er einmal für die richtige erkannt, abzubringen. Auf das würtembergische Medicinalcollegium und auch auf die Mehrzahl der würtembergischen Aerzte, welche sich in dem „württembergischen ärztlichen Vereine“ verkörperten, blieb die Bewegung ohne Eindruck; ebenso hatten die wiederholten, von verschiedenen Kreisen der Bevölkerung ausgegangenen Petitionen an die würtembergische Ständeversammlung nur einen geringen Erfolg. Dadurch ließ sich N. aber nicht entmuthigen; im Gegentheil erhob er, beider Mittel gleich mächtig, in Wort und Schrift nur um so lauter im In- und Auslande seine Stimme. Das Feld seiner agitatorischen Thätigkeit — und ein Agitator im wahrsten Sinne des Wortes war er — erweiterte sich immer mehr und dehnte er es nach und nach beinahe auf ganz Europa, Frankreich, England, Italien, Schweden-Norwegen, die Niederlande ꝛc. aus; so wohnte er, einer Einladung folgend und überall seine Sache selbst verfechtend, im J. 1860 dem Congrès scientifique de France zu Cherbourg und das Jahr darauf dem zu Bordeaux an, welch' letzterem er seinen Atmosphärenatlas (das sogenannte „Atmosphärion“) vorlegte — ein Werk immensen Fleißes, in welchem auf 50 Blättern die Temperatur der ersten 50 Jahre dieses Jahrhunderts Tag für Tag ziffermäßig verzeichnet ist, um an der Hand derselben darzuthun, wie alle Blatternjahre in die niedere Zone fallen und in mittleren und obersten Wärmeregionen keine epidemische Pocken überhaupt mehr vorkommen und daran seine weiteren Schlüsse zu knüpfen. Eines seiner hervorragendsten Werke: „Jenner's Gant ꝛc.“ (1862), nach der Rückkehr von Bordeaux verfaßt, gibt das auf beiden Congressen vorgeführte Material und entwickelt zugleich die bereits in dem „Testamente der Natur“ niedergelegten Grundlagen seines kosmo-dynamischen Systems („Zur Reform des Mechanisch-dynamischen, d. i. Allopathie“) weiter. „Wol das bedeutendste Resultat seiner naturwissenschaftlichen Forschungen ist die Entdeckung der Blau- und Oxalsäure im Kosmos und deren Mutter, des Cyans, als des ursprünglichen Pockenstoffes im Blute des Menschen.“ Seine sämmtlichen weiteren, durchweg polemisch gehaltenen — mit allem möglichen nicht zur Sache gehörigen, hin und wieder geradezu phantastischen Beiwerke, mit vielen originellen Einfällen und Kernsprüchen, aber auch mit Ausfällen aller Art ausgestatteten — Schriften, ob deren Zahl (etliche 20) man sich erstaunt fragt, wo der vielbeschäftigte Mann nur die Zeit dazu hernahm, — anzuführen, würde hier zu weit gehen. Im großen Ganzen lassen dieselben mehr oder weniger an Form und Klarheit zu wünschen übrig; ebenso sind sie nicht frei von gewagten Behauptungen, wie z. B. die Cholera sei ein Kind der Vaccination ꝛc. Zu einem Abschlusse seines Systems eines richtigen Naturheilverfahrens, wie er es sich zurechtgelegt hatte, ist der im 67. Jahre nach einem reichbewegten Leben voll Kampf und Arbeit Dahingegangene nicht gekommen. Sind auch die meisten seiner Werke bereits überholt, so wird bei allen seinen der Sache nicht zuträglichen, übrigens manchmal auch durch die Kampfweise der Gegner provocirten Ungehörigkeiten und vor allem bei seiner bis zum Fanatismus gehenden Leidenschaftlichkeit doch der Name Nittinger's in den Annalen der Impfgegner als eines ihrer bahnbrechendsten, überzeugungstreuesten

und energischsten Vorkämpfer, nicht minder als eines echten self made man und eines Originalmenschen fortleben. Ueber seine Grundanschauungen selbst läßt sich aber erst dann ein endgültiges Urtheil abgeben, wenn einmal — vielleicht erst in ferner Zeit — die fortschreitende Wissenschaft in einer bis jetzt noch so offenen und ungelösten Frage, wie es das (in neuerer Zeit auch sonst zur Anwendung gebrachte) Impfen ist, das letzte entscheidende Wort gesprochen haben wird.

N.'s Biographie, ein Lebens- und Kampfesbild ꝛc. Stuttgart 1874; und die in derselben aufgeführten Schriften und Werke N.'s; Zeitungslitteratur aus der Zeit des Impfstreites ꝛc. P. Beck.

Nitzsch: Christian Ludwig N., geb. am 3. Septbr. 1782 zu Beucha bei Grimma, wurde nach Beendigung seines Universitätsstudiums bald Professor der Naturgeschichte zu Wittenberg, später in Halle, wo er zugleich das Directorat des zoologischen Museums erhielt. Die Zoologie verdankt ihm eine Reihe schätzbarer Arbeiten, welche namentlich über die Formenkenntniß, Anatomie und Entwickelungsgeschichte der Parasiten, über die Anatomie der Vögel und den Bau der Infusorien wichtige Aufschlüsse geben. N. starb am 16. August 1837. Von seinen zahlreichen Werken sind namentlich zu erwähnen: „De respiratione animalium“, 1808; „Die Familien der Thierinsekten“ in Germar's Magazin für Entomologie, Bd. 3, 1818 und als Fortsetzung dazu „Zur Geschichte der Thierinsektenkunde“ aus des Verfassers Nachlaß mitgetheilt von Giebel in Zeitschrift für die gesammten Naturwissenschaften, 5. Bd. 1855 und „Charakteristik der Federlinge“, ebendaselbst Bd. 9, 1857, ferner „Beiträge zur Infusorienkunde“ in Neue Schriften der naturforschenden Gesellschaft in Halle Bd. 3, Heft 1, 1817, sowie seine Abhandlungen über die Anatomie der Vögel in Meckel's deutschem Archiv für Physiologie Bd. 1. 1815, Bd. 2. 1816, Bd. 3. 1817, Bd. 6. 1820 und Bd. 11 1826, sowie seine „Osteographischen Beiträge zur Naturgeschichte der Vögel“, 1811; schließlich „System der Pterylographie“, herausgegeben von Burmeister, 1840. W. Heß.

Nitzsch: Gregor Wilhelm N., Philologe, 1790—1861. Er wurde als der jüngste Sohn des Professors der Theologie und Generalsuperintendenten D. Karl Ludwig N. am 22. Novbr. 1790 in Wittenberg geboren. Durch den Vater und Hauslehrer privatim vorbereitet, trat er Ostern 1806 in die Untersecunda der Landesschule Pforta unter Ilgen's Rectorat ein und fand hier vornehmlich in dem Professor Ad. Gottl. Lange den anregendsten und fürsorglichsten Leiter, dessen Einfluß auch in späteren Jahren noch ganz wesentlich die Richtung seiner Studien bestimmt hat. Zu seinen Pförtner Mitschülern und Freunden gehörte damals u. a. Aug. Meineke, Ludw. Doederlein, F. A. Nobbe, Fr. Köster (später Professor in Kiel und Generalsuperintendent in Stade), Schilling (Jurist und später Domherr in Leipzig). Mit diesen wurde er durch Lange in Homer und dann auch in die griechische Tragödie tiefer eingeführt, als die Schule zu thun pflegt; Nachbildungen Homerischer Hymnen, welche er als Schüler versuchte, zeigen schon von seiner früh hervortretenden, fast ausschließlich auf Homer sich richtenden wissenschaftlichen Neigung. Ostern 1812 verließ er Pforta, um auf die heimathliche Universität überzugehen; er mußte sich hier als Theologe immatriculiren lassen, da der Rector der Wittenberger Universität die Einschreibung als „Philologe“ ablehnte. Anfangs hörte er auch einige theologische Vorlesungen, predigte auch einmal in einer Dorfkirche, wandte sich aber bald ganz philologischen Studien zu, welche durch Chr. A. Lobeck damals einen neuen Aufschwung genommen hatten; Lobeck's Vorlesungen und Uebungen — u. a. auch ein griechisches Disputatorium — füllten damals sein ganzes Interesse aus; von studentischem Verbindungswesen hielt er sich fern. — Inzwischen war durch

die Schlacht von Leipzig der Bann gebrochen, der die sächsische Jugend von der Betheiligung am Feldzuge gegen Napoleon abhielt; N. gelang es, aus dem damals belagerten Wittenberg zu entkommen, doch fand er die gewünschte Theilnahme an dem Zuge des Thielemann'schen Truppentheils nicht, sondern wurde dem neugebildeten Wittenberger Landwehrbataillon zugetheilt. Mit diesem konnte er Anfang 1814 noch an dem Kriegszuge in Flandern theilnehmen, seit Ende Februar als Unterlieutenant, und machte auch mehrere Treffen vor Lille gegen den Marschall Maison mit; nach dem Frieden kehrte das Bataillon im Juni 1814 nach Wittenberg zurück. Hier war für N. bereits eine Stelle am städtischen Lyceum offen gehalten; um der Form zu genügen, mußte er vor dem Antritte derselben ein kurzes Colloquium bestehen, welches sein eigener Vater als Scholarch mit ihm abhielt, die einzige Prüfung, welche N. nach dem Verlassen der Schule je zu bestehen gehabt. „Daraus mochte es sich auch erklären, daß er es eigentlich nie gelten ließ, daß es beim Examen auf Glück ankomme" (Lübker). Die Amtsthätigkeit in Wittenberg war nur von kurzer Dauer; schon 1817 wurde N. als Conrector an das Gymnasium Francisceum in Zerbst berufen, nachdem er sich im April dieses Jahres mit Auguste Vogt, der Tochter des früheren Prosectors der Wittenberger Universität, verheirathet hatte. So angenehm die amtlichen uud persönlichen Beziehungen in Zerbst waren — auch der anhaltische „Specialpatriotismus" sagte ihm zu —, so waren doch die Verhältnisse zu eng, um ihn dauernd fesseln zu können; als ihm im J. 1819 die Conrectorstelle am Wittenberger Gymnasium angeboten wurde, folgte er diesem Rufe und kehrte 1820 an die erst vor wenigen Jahren verlassene Stätte zurück. In Zerbst, wie in Wittenberg hat er als Schulmann sich in vorzüglicher Weise bewährt; seine Schüler — unter denen u. a. Moritz Seyffert — rühmten noch in späten Jahren, daß man ihm „Fortschritt und Freudigkeit" zu verdanken gehabt; die Sicherheit der Methode, der sittliche Ernst und der ideale Zug, der ihn beseelte, gaben ihm einen außerordentlichen Einfluß auf seine Schüler und auch auf seine Collegen. Mit dem Rector Spitzner, von dem er in vielen Beziehungen wesentlich abwich, verband ihn die höchste gegenseitige Achtung. Die schulmännischen Erfahrungen, welche N. an diesen beiden Anstalten zu machen Gelegenheit hatte, sind ihm die werthvollste Grundlage für seine spätere Thätigkeit in der schleswigholsteinischen Schulverwaltung geworden. — In diese Jahre fällt seine erste wissenschaftliche Veröffentlichung, die Ausgabe des Platonischen Dialogs Jon 1822, welche er selbst aber nur als Zugabe zu der begleitenden „Commentatio de comparativi graecae linguae modis" betrachtet wissen wollte, ferner das erste Heft seiner „Quaestiones Homericae" 1824 und sodann der erste Band seines Hauptwerkes, der „Erklärenden Anmerkungen zu Homer's Odyssee", 1826. Diesen widmete er seinem verehrten Pförtner Lehrer Lange. Das Aufsehen, welches die Anmerkungen erregten, vornehmlich auch durch die „wissenschaftliche und pädagogische Methode", veranlaßte seine Berufung als ordentlicher Professor der Alterthumswissenschaft in Kiel als Nachfolger von Wilh. Wachsmuth. Der Theologe Twesten hatte als interimistischer Verwalter auch der philologischen Professur besonders die Aufmerksamkeit der Universitätsbehörde auf N. gelenkt. Ostern 1827 trat dieser das neue Amt an, nachdem die philosophische Facultät ihn mit der Verleihung der Doctorwürde hon. c. bewillkommnet hatte. — Das neue Amt gab ihm bei der Kleinheit der dortigen Verhältnisse Muße, sich noch mehr als bisher auf sein wissenschaftliches Einzelgebiet, Homer, zu concentriren; schon 1830 erschien der erste Theil der „Meletemata de historia Homeri", dem 1837 der zweite folgte; auch 1831 der zweite, 1840 der dritte Theil der Anmerkungen. N. bemühte sich, in diesen Veröffentlichungen die zwei „Unarten" zu überwinden, welche seine Freunde, besonders Lange, an ihm rügten und die er selbst sehr

wohl erkannte. „Die eine ist die unselige Dunkelheit. Nachdem ich über mein dunkeles Latein so viel gescholten worden war, hoffte ich, in der Muttersprache doch verständlich reden zu können, aber ich sehe selbst, auch hier ist so viel des Halbentwickelten, des Verschluckten, ja eine verbissene, in einander gepackte Sprache". „Die zweite Unart ist das Voraussetzen". Leider ist ihm sein Bemühen nicht recht geglückt; wie ihm die Darstellung — auch oft die mündliche — viele Mühe machte, so erschwerte der Mangel an Form auch das Verständniß seiner Schriften. Selbst G. Hermann fand 1828 ein Programm von N. „schwer zu verstehen wegen der Eigenheit Ihrer Wendungen". — Neben den Homerischen Studien beschränkte er sich im wesentlichen auf diejenigen Zweige der Alterthumswissenschaft, über welche er lesen mußte: Alterthümer und Metrik schloß er von seinen Vorlesungen ganz aus; im übrigen behandelte er allmählich die meisten der Hauptclassiker und die litterargeschichtlichen Aufgaben; als die werthvollste seiner Vorlesungen ist die 1847 gehaltene über „Homer als Nationaldichter" zu bezeichnen. Er fand als Docent „zwar keinen rauschenden, aber stetigen Beifall; für bloße Dilettanten war er zu gründlich". Der Schwerpunkt seiner Unterweisung aber lag in der Leitung des philologischen Seminars, aus welchem die späteren Gymnasiallehrer des Landes hervorgehen sollten; hier hatte die schulmännische Begabung, welche ihn auszeichnete, mehr Gelegenheit sich geltend zu machen, als im rein akademischen Vortrage. Allerdings wurden bei der überaus dürftigen Vorbildung der meisten damaligen schleswig-holsteinischen Studenten erst sehr langsam erfreuliche Resultate wahrnehmbar, nachdem die bessernde Hand an die Schulen des Landes selbst hatte gelegt werden können. Dieses geschah, seitdem 1834 N. als außerordentliches Mitglied in die damals neu errichtete schleswig-holsteinische Regierung in Gottorf berufen und mit der wissenschaftlichen Beaufsichtigung und Oberleitung der sämmtlichen schleswig-holsteinschen Gelehrtenschulen beauftragt worden war. Hierdurch eröffnete sich ihm ein weites Feld fruchtbarer Thätigkeit: die kleinen meist nur vierclassigen Schulen mit vier Lehrern bedurften völliger Neugestaltung in Unterricht und Disciplin, ein Gymnasiallehrerstand war erst neu zu schaffen, nachdem das Lehramt bis dahin nur als Durchgang zur Pfarrstelle gedient hatte, Pflichten und Rechte desselben neu festzustellen, Prüfungen einzuführen u. dgl. m. und so allmählich die dortigen Schulen auf die Höhe der preußischen und sächsischen zu heben. Diese großen und schwierigen Aufgaben hat N. mit lebendiger Begeisterung ergriffen und mit energischem Fleiße zu lösen versucht; seine persönliche Einwirkung bei seinen zahlreichen Inspectionsreisen erwies sich bald als das eigentlich befruchtende und belebende Element bei diesen Neuschöpfungen; er war ein guter Beobachter und ein offener, aber immer wohlwollender Beurtheiler des Beobachteten; seine Rathschläge und Anordnungen fanden willige Annahme bei den Rectoren und Lehrern. Aber freilich fanden sich der Hemmungen und Hindernisse überaus viele; vornehmlich war seine amtliche Stellung eine zu wenig feste, da er nur gutachtliche Vorschläge an die Regierung in Schleswig richten konnte, die gar zu oft bei dieser, noch viel häufiger aber in der obersten Behörde in Kopenhagen — nach der specifisch norddeutschen und dänischen Unsitte — unbeantwortet liegen blieben; an Geld fehlte es überall; während die Gehälter anderer Beamten in den Herzogthümern unverhältnißmäßig hoch bemessen waren, waren für die Gymnasiallehrer nur dürftige Besoldungen zu erreichen, so daß es schwer war, gute Köpfe für diesen Stand zu gewinnen. Die für die Neueinrichtung so dringend erforderliche Berufung von Lehrern und namentlich Rectoren aus Deutschland war zudem ganz abgeschnitten durch die — Dänemark gegenüber allerdings nothwendige — gesetzliche Bestimmung, daß nur Landeskinder in Schleswig-Holstein, mit alleiniger Ausnahme der Universität Kiel, angestellt werden durften; das sich hieraus ent-

wickelnde Autochthonenthum hat die dortigen Gymnasien bis in spätere Zeit hinein nicht zu rechtem Gedeihen kommen lassen. Kamen nun noch unvorhergesehene und unberechenbare Einwirkungen von höherer Seite hinzu, welche statt zu fördern nur die nöthige Entwickelung störten, wie z. B. 1844 die wunderliche Liebhaberei des Königs, an alle Gelehrtenschulen Realabtheilungen anzuhängen, so begreift man, daß diese Hälfte von Nitzsch's amtlicher Thätigkeit ihm nicht selten unbefriedigend erschien und der Gedanke des Rücktritts ihm nahe trat, zumal eine langwierige Krankheit ihn in den Jahren 1842 und 1843 heimsuchte. Andererseits mochte er das angefangene Werk nicht im Stiche lassen und durch eine Amtsniederlegung der dänischen Regierung nicht die längst gewünschte Gelegenheit zu unmittelbarem Eingreifen bieten. So blieb er auch, als im Herbste 1846 plötzlich sechs Räthe der schleswig-holsteinischen Regierung, seine persönlichen Freunde, entlassen wurden, und blieb auch, als im folgenden Jahre eine Geldbewilligung vom Könige an die Bedingung der Danisirung der ganz deutschen Haderslebener Gelehrtenschule geknüpft wurde. Daß er bei dem nächsten königlichen Geburtstage in der lateinischen Festrede gegen diese Vergewaltigung eine Art Verwahrung einlegte, war selbstredend ohne jede Wirkung, auch bei dieser Gelegenheit wenig am Platze. — Erquicklicher als diese Thätigkeit in der Schulverwaltung hatten sich für N. die Verhältnisse an der Universität gestaltet, welcher von der dänischen Regierung immer eine gewisse Freiheit gelassen wurde; eine Anzahl von Berufungen, bei welchen N. den maßgebenden Einfluß geübt hatte, hatten ihm neue Freunde zugeführt; daß er, wenn auch nur einige Jahre hindurch, seinen alten Freund Heinrich Ritter zum Collegen haben konnte, erkannte er immer mit besonderem Danke an. Ueberhaupt war N. eine zur Freundschaft geneigte und geeignete Natur und namentlich mit solchen Männern, welche seine wissenschaftliche Eigenart achteten und in ihm den Vertreter des „christlich verklärten Hellenismus“ anerkannten, wie Dissen, Nägelsbach, Döderlein u. a. verband ihn das herzlichste Band, auch mit E. M. Arndt, dessen Schwiegersohn einer seiner Söhne wurde. An Vereinigungen und Versammlungen von Philologen und Lehrern nahm er mit besonderer Vorliebe theil, besonders die „norddeutsche Schulmännerversammlung“ hat ihm die vielfachste Förderung und Anregung zu danken gehabt; in den Ferien pflegte er befreundete Philologen in Deutschland aufzusuchen und, wenn irgend möglich, an den Philologenversammlungen sich zu betheiligen Zu größeren wissenschaftlichen Arbeiten kam er in Kiel nicht mehr; die zeitraubende Thätigkeit des Doppelamtes hat ihn außer dem dritten Bande der „Anmerkungen“ und den Prooemien zu den Lectionsverzeichnissen nur die kleine Schrift über „Die Heldensage der Griechen nach ihrer nationalen Bedeutung“ 1841 vollenden lassen. — Die Bewegung des Jahres 1848 begrüßte er mit froher Hoffnung; seine beiden Söhne traten unter die Waffen, er „fühlte sich gehoben und getragen von dieser edlen, an sich starken Sache“; auch für die Gymnasien hoffte er neues Leben; sein im J. 1849 veröffentlichtes Gutachten „Ueber Reform der Gymnasien als allgemeiner Bildungsanstalten“ wurde aber leider sein pädagogisches Testament. Die Wendungen des Krieges schnitten ihn von den schleswigschen Gelehrtenschulen ganz ab, bald war seine Hauptaufgabe, für die von dort vertriebenen deutschen Lehrer in Holstein oder auswärts ein Unterkommen suchen zu helfen. Doch gab er die Hoffnung auf bessere Tage nie auf; er hielt fest daran, daß Preußen „doch noch dem deutschen Dome die Kuppel geben“ werde. Als sich die Hörsäle der Universität nach der Entwaffnung des Landes allmählich wieder füllten, konnte N. seine akademische Thätigkeit wieder aufnehmen und in den Studien Trost suchen; die Fortsetzung der nach Kiel 1851 übergesiedelten „Hallischen Allgemeinen Monats-

schrift“ suchte er durch eigene Beiträge und Gewinnung von Mitarbeitern zu fördern. Da wurde er am 12. Juni 1852 gleichzeitig mit fünf anderen Professoren durch die dänische Regierung seines Amtes entsetzt; als Grund wurde angegeben, daß er im September 1848 gleich seinen Collegen den ihm früher — 1836 — verliehenen dänischen Danebrogorden, den er „als erklärtes Parteizeichen nicht zu tragen vermochte“, zurückgesandt hatte. So wurde er durch eine „rohe Maßregel“ aus dem Boden gerissen, in welchem er nun seit 25 Jahren festgewurzelt war; er las die angefangenen Collegien in seinem Hause noch zu Ende, schloß den Druck des damals im Erscheinen begriffenen größeren Buches „Die Sagenpoesie der Griechen, kritisch dargestellt“ ab und schickte sich als 61jähriger an, eine neue Heimath zu suchen. Diese bot sich über Erwarten schnell; schon zum Winterhalbjahr 1852/53 wurde er als ordentlicher Professor nach Leipzig berufen, freilich zu seinem Schmerze als Nachfolger des kurz vorher seines dortigen Amtes entsetzten Otto Jahn, mit dem er von Kiel aus befreundet war. So freundlich man ihn in Leipzig auch aufnahm, den rechten Boden hat er dort doch nicht mehr gefunden; er war alt, als er dorthin kam; was ihm in Kiel die rechte Einwirkung auf die Studentenschaft ermöglicht hatte, seine amtliche Beziehung zu den höheren Schulen, fehlte ihm jetzt gänzlich; mit seinen wissenschaftlichen Arbeiten ging es auch nicht mehr recht vorwärts und die Hoffnung, seinen Standpunkt in der homerischen Frage doch noch anerkannt zu sehen, erfüllte sich nicht. Von seinen Amtsgenossen in Leipzig scheint ihm nur Overbeck wirklich nahe getreten zu sein. Ehe seine letzte größere Arbeit „Beiträge zur Geschichte der epischen Poesie der Griechen“ im Druck vollendet war — sie erschien 1862 — starb er infolge eines Schlagflusses ohne vorhergegangene Krankheit am 22. Juli 1861; bei der Bestattung hielt ihm Overbeck die Gedächtnißrede. — Nitzsch's wissenschaftliches Verdienst liegt in ganz hervorragendem Maße in seinen Arbeiten zur Erklärung des Homer; die „Anmerkungen zur Odyssee“, welche leider über die ersten drei Bände (Buch 1—12) nicht hinausgekommen sind, werden, namentlich was die grammatische Seite der Erklärung anbetrifft, immer als Muster gelten müssen. Dagegen hat er mit seinem Widerspruche gegen die von F. A. Wolf aufgestellte Hypothese über die Entstehung der homerischen Gedichte, den er in der ganzen Reihe der im Obigen namhaft gemachten Werke zu begründen suchte, nicht durchzudringen vermocht; schon 1831 wies G. Hermann die Unhaltbarkeit seiner Ansicht nach, daß Ilias und Odyssee von einem Dichter nach festem Plane componirte einheitliche Gedichte seien, überzeugte ihn aber nicht; das spätere Auftreten Lachmann's und seiner „Secte“ steigerte nur seine Abneigung gegen die „Kleinliederjäger“, die ihn als „Einheitshirten“ verspotteten, vermochte aber auch nicht, ihn in seiner Ueberzeugung zu erschüttern. So vereinsamte er wissenschaftlich mehr und mehr; er mußte den Schmerz erleben, daß sein Beharren auf dem einmal eingeschlagenen Wege nur als Eigensinn aufgefaßt und seine Ansichten als veraltet und abgethan behandelt wurden. Dagegen hat seine Wirksamkeit für die schleswig-holsteinischen Schulen ihm einen dauernden Platz in der Geschichte der Pädagogik gesichert.

Fr. Lübker, Greg. W. Nitzsch in seinem Leben und Wirken, nebst s. Bildnisse u. Beilagen gymnasialpädagogischen Inhalts und Briefen, 1864. — Fr. Rieck, Pädagogische Briefe. Aus der Erinnerung an Gr. W. Nitzsch. 1866. — Bursian, Gesch. der Philologie, S. 714 ff., 1883. — Die Vorreden zu den verschiedenen Werken N.'s, namentlich auch die Widmung des 1. Bandes der „Anmerkungen“ an Lange. — Ein vollständiges Verzeichniß der Schriften N.'s von E. Alberti findet sich bei Lübker a. a. O. S. 188—193. — Vgl. auch Alberti's Lexikon der schlesw.-holst. Schriftsteller II, S. 129 u. ff., 1868.

R. Hoche.

Nitzsch: Karl Ludwig N., Vater des Zoologen Christian Ludwig (o. S. 718), des Theologen Karl Immanuel (u. S. 725) und des Philologen Gregor Wilhelm (o. S. 718), hervorragender theologischer Systematiker und praktischer Theolog. Er ward geboren am 6. August 1751 in Wittenberg, wo sein Vater (Ludwig Wilhelm) 1758 als Diakonus an der Stadtkirche starb, besuchte das Lyceum seiner Vaterstadt, dann die Fürstenschule zu Meißen, studirte von 1770 bis 1775 in Wittenberg und war seit 1781 Pfarrer in Beucha in der kursächsischen Diöcese Grimma, seit 1785 Pastor und Superintendent in Borna, seit 1788 Stiftssuperintendent und Consistorialassessor in Zeitz, seit 1790 aber, in welchem Jahre er sich auch die Würde eines Doctors der Theologie erwarb, Pastor an der Stadtkirche und ordentlicher Professor an der Universität in Wittenberg, zugleich Generalsuperintendent des sächsischen Kurkreises und Consistorialassessor. Nach der Aufhebung der Universität und der Einverleibung des betreffenden Territoriums in den preußischen Staat vertauschte er seine Professur mit dem Amte des ersten Directors des neu errichteten Predigerseminars in Wittenberg. Als solcher starb er am 5. December 1831. — Seine Bedeutung bestand in dem Zusammenwirken einer charaktervollen sittlichen Persönlichkeit (Dinter sagte von ihm: „in seinem Umgange hatte er etwas Epigrammatisches. Er sprach wenig; aber was er sprach, war kräftig") mit großer wissenschaftlicher Selbstständigkeit und Originalität, sowie kirchenregimentlicher Erfahrung und Einsicht während einer in eine kritische Epoche des deutschen Geisteslebens gefallenen langjährigen, einflußreichen akademischen und kirchlichen Amtsthätigkeit. Was seinen theologischen Standpunkt anlangt, so bildeten die Grundlage desselben gewisse Principien der Ethik und Religionslehre Kant's, von denen er sich auch dann nicht losgesagt hat, als er amtliche Verwarnung wegen seiner Anhänglichkeit an diesen Philosophen erlitt. Er erblickte in denselben nicht etwa eine Verleugnung des Christenthums, vielmehr eine energische Vertretung des sittlichen Kerns und Wesens der christlichen Religion, und es fragte sich nur, wie er mit denselben das positive Christenthum, an welchem er festhielt, vermittelt wissen wollte. Es gab eine Zeit, wo er im Hinblick theils auf die in der Sache liegende Schwierigkeit dieser Vermittelung, theils auf den im kurfürstlich sächsischen Kirchenregimente noch herrschenden Orthodoxismus, welchem gegenüber er auf Anstellung im Kirchendienst nicht glaubte hoffen zu dürfen, damit umging, auf diesen und den theologischen Beruf zu verzichten und zum Schulfach überzugehen, obgleich er während seines akademischen Studiums zwar nicht ausschließlich, doch vorwiegend sich mit Theologie (im Sinne Semler's und Ernesti's) beschäftigt hatte. Indessen, als ihm der Kammerherr von Bodenhausen, in dessen Hause er eine Zeit lang eine Hofmeisterstelle bekleidete, das unter seinem Patronate stehende (1780 vacant gewordene) Pfarramt in Beucha anbot, nahm er den Ruf nach bestandener theologischer Candidatenprüfung an und erkannte von da ab je länger desto mehr in der Theologie seinen wahren und ihn vollkommen befriedigenden Beruf. Schon Kant selbst hatte zwar den Gedanken, daß die Offenbarung der Menschheit inhaltlich etwas gebracht habe, was nicht wenigstens in latenter Weise schon in ihrer eignen vernünftigen und sittlichen Anlage und Natur enthalten gewesen sei, als die Autonomie der menschlichen Vernunft aufhebend von der Hand gewiesen, jedoch für möglich erklärt, daß auf dem Wege der Offenbarung dieser rationale Inhalt promulgirt sei. Daran anknüpfend hatten mehrere deutsche Theologen auch ihrerseits einen Weg gefunden, trotz Festhaltung des Grundsatzes, daß Uebernatürliches und Uebervernünftiges des Evangeliums Inhalt nicht sein könne und nicht sei, der in Christus geschehenen Offenbarung einen gewissen Werth zu vindiciren. N. nun legte, indem er mit einem materialen Rationalismus einen formalen Supernaturalismus verknüpfte,

gleichfalls auf die Unterscheidung des ethisch rationalen Gehaltes des Evangeliums und der diesem Gehalte zunächst nur als Introductionsmittel dienenden Offenbarung großen Werth, aber er betonte zugleich mehr, als die anderen rationalistischen Kantianer, die Zweckmäßigkeit und Vollkommenheit dieses göttlichen Introductionsmodus. Er war nicht der Meinung, daß dieser Modus nur eben brauchbar und zwar lediglich vor Zeiten nützlich gewesen sei, suchte vielmehr die absolute Nothwendigkeit darzuthun, die derselbe nach Maßgabe der gegebenen Verhältnisse gehabt habe und die sich noch fortwährend in der Beschaffenheit unseres christlichen Volksunterrichts und Gemeindegottesdienstes spiegle; er betrachtete die die Stiftung des Christenthums constituirenden Thatsachen nicht als willkürliche Einkleidungsform, sondern als allein möglich gewesene Erscheinungsform der ewigen Wahrheit, die ja nicht für Gelehrte als solche, sondern für alles Volk bestimmt gewesen und noch bestimmt sei. Ferner verstand er unter Offenbarung nicht bloße Mittheilung einer Lehre, sondern unmittelbar lebendige, persönliche Darstellung des Göttlichen durch einen Weltheiland — gegenüber einem gefallenen Geschlecht, in welchem die in sein eigenes Innere hineingelegten Keime der Wahrheit und Sittlichkeit dermaßen unterdrückt gewesen seien, daß das wahre Leben in ihm nur von außen her wieder habe erweckt werden können. Wir seien, lehrte N., zwar nicht befugt, die Unmöglichkeit des gottgefälligen Sinnes ohne Kenntniß der Geschichte Jesu für jeden einzelnen Menschen, unter welchen Umständen und zu welcher Zeit er auch leben möge, zu behaupten; aber eine gemeinschaftliche und öffentliche wahrhaft religiöse Bildung sei in der Menschheit nicht zu ermöglichen gewesen ohne eine solche Hilfe, wie sie durch Christus der Welt bereitet wurde, d. h. ohne ein solches Zusammenwirken zwanglosen göttlichen Ansehens mit einer lebendigen, begeisternden Darstellung des Gottgefälligen, wie es in dem ganzen öffentlichen Leben Jesu und insonderheit in seinem Kreuzestode als der Vollendung seines Gehorsams und dem entscheidendsten Beweise seiner gottgefälligen Lauterkeit und Stärke hervortrat. Selbst die Wunder Christi, deren Möglichkeit N. übrigens nur hinsichtlich des Zweckes, nicht hinsichtlich des Grundes erörterte, galten ihm (als Zeugnisse des messianischen Berufes und als Zeichen des Heiles) für unentbehrlich. Mit dem allen trat er dem theologischen Naturalismus auch solcher Zeitgenossen entgegen, welche Kantianer hießen, indem er die Form der Uebernatürlichkeit als den für das Weltkundigwerden der göttlichen Wahrheit unentbehrlichen Modus und als ein wesentliches Attribut des Christenthums hinstellt. Die Zahl der Theologen, welche litterarisch das System Nitzsch's fortpflanzten, war gering. Dennoch war dasselbe einflußreich, weil zu seinen Füßen zahlreiche dankbare Zuhörer saßen, welche seine Gedanken mit in ihre praktischen Pfarr- und Schulämter hinübernahmen; und es war verdienstlich, weil es, wie das Schleiermacher's, den dürren Intellectualismus der theologischen Zeitgenossen überwinden half, welche größtentheils lediglich die von der Person Jesu abgelöste angebliche christliche Lehre ins Auge faßten, hingegen nicht auf das achteten, was durch Christus unmittelbar realisirt, in die Welt wirksam eingeführt, in der Kirche sichergestellt und dem innersten Bewußtsein seiner Gläubigen eingeimpft war und allezeit durch Anschauung seiner lebendigen Person und gesammten Wirksamkeit anstatt durch bloße Anerkennung seiner Lehre angeeignet werden muß. Im Uebrigen schloß sich N. allerdings der Theologie Schleiermacher's, durch welche die der Kantianer noch bei seinen Lebzeiten verdrängt zu werden begann, nicht an. — In praktischer und kirchenpolitischer Hinsicht verdienen, abgesehen von seinen einerseits die Lehrfreiheit andrerseits die Union der beiden evangelischen Confessionen begünstigenden Gedanken, seine Ideen über Kirchenverfassung Beachtung, welche, zunächst auf lutherische Territorien berechnet, sich dadurch vor denen fast aller Zeitgenossen auszeichneten, daß

sie zwischen einem hochfliegenden, geschichtswidrigen Idealismus und einem trägen Kleben am Herkömmlichen einen Mittelweg vorzeichneten. N. betrachtete es als wesentliche Bedingung der wünschenswerthen Kirchenfreiheit, daß die kirchliche Gesetzgebung und in wichtigeren Uebertretungsfällen, wo nicht sowohl das gemeine Recht, als vielmehr der Zweck der Kirche berücksichtigt werden müsse, auch der richterliche Ausspruch aus Wahlen hervorgegangenen Synoden zugewiesen werde; dem Staate aber wollte er nicht nur die Prüfung und Bestätigung der legislativen und richterlichen Acte der Synoden eingeräumt wissen, sondern auch die Verwaltung des Kirchenwesens, nämlich durch kirchliche Staatsbehörden (Consistorien oder Kircheninspectionen) und einzelne mit bürgerlichem Ansehen bekleidete Kirchenbeamte (vom Staate bestätigte Pfarrer und Superintendenten). Er trat also zwar für Presbyterial- und Synodalverfassung ein, zugleich jedoch für eine Beschränkung derselben durch die territoriale Staatsgewalt. Zur Verwaltung — erklärte er — könnten, sofern diese Zwangsbefehle und Zwangsmittel fordere, rein kirchliche und somit auf lediglich moralische Wirksamkeit hingewiesene Synoden nicht hinreichen. Hiermit verwarf N. die Verallgemeinerung der im Juni 1819 von der Berliner Provinzialsynode und im September desselben Jahres von der westphälischen ausgegangenen Vorschläge, welche auf eine reine Synodalverfassung mit Ausschluß aller consistorialen Factoren hinausliefen. Aber er wollte den Staat nur als das beschränkende, schützende und nachhelfende Princip betrachtet wissen, als das hervorbringende hingegen auch seinerseits die Kirche. Daher verlangte er, daß jedes allgemeine sowohl, als provinzielle, ja örtliche Kirchengesetz von den Synoden ausgehn und die Bestätigung dieser Gesetze von den Staatsbehörden niemals ohne einleuchtenden Grund verweigert oder verzögert werden solle. Von den gefürchteten Reibungen zwischen den Synoden und den von diesen getrennten kirchlichen Staatsbehörden erwartete er zum Theil Heilsames: Abschleifung manches Unnützen und Nachtheiligen, sowie Verhütung von Einseitigkeiten, Uebereilungen und Vielthuerei.

Eine kurze Zusammenfassung seiner theoretischen und praktischen Grundgedanken in einer für jeden Gebildeten verständlichen Form gab N. in drei kleinen Abhandlungen über das Heil, unter dem Titel: „Ueber das Heil der Welt", 1817; „Ueber das Heil der Kirche", 1821, und „Ueber das Heil der Theologie", 1830. Weiter ausgeführt, in streng wissenschaftlicher Methode begründet und auch geschichtlich fundamentirt, findet sich sein theologisches System theils in elf nur einzeln erschienenen „Prolusiones de judicandis morum praeceptis in N. T. a communi omnium hominum ac temporum usu alienis" (Wittenberger Universitätsprogramme von 1791—1802), theils in zwei umfassenderen Collectionen solcher Einzelabhandlungen, nämlich in der Schrift „De revelatione religionis externa eademque publica prolusiones academicae", 1808, und in dem Buche „De discrimine revelationis imperatoriae et didacticae prolusiones academicae", 2 Bde., 1830.

C. A. D. Hoppe, Denkmal des verew. Dr. C. L. Nitzsch in einer Auswahl seiner Pfingstpredigten, nebst einer Zugabe (Biogr.) über ihn, Halle 1832. — J. C. H. von Zobel, Das Leben und Wirken der Pastoren und Superintend. i. d. kgl. sächs. Stadt Borna, Borna 1849, S. 65—72; endlich der betr. Art. in Herzog's Theolog. Realencyklopädie. Friedrich Nitzsch.

Nitzsch: Karl Immanuel N., zweiter Sohn Karl Ludwigs (s. o.), bedeutender wissenschaftlicher und praktischer Theolog, geb. am 21. September 1787 zu Borna (im jetzigen Königreich Sachsen), war nach zwölfjähriger Wirksamkeit (1810—1822) in Wittenberg und dem benachbarten Kemberg von 1822—1847 Professor und Universitätsprediger in Bonn und starb am 21. August 1868 als Professor, Oberconsistorialrath und Propst zu Berlin. Er gehörte während der

mehr als fünfzigjährigen Dauer seiner theologischen und kirchlichen Laufbahn zu den hervorragendsten Führern der deutschen Vermittelungstheologie, zugleich zu den entschiedensten Vertretern der Consensus-Union, sowie der Presbyterial- und Synodalverfassung in der preußischen Landeskirche und war nach Schleiermacher (mindestens der Zeit nach) der erste selbstständige Systematiker der neueren praktischen Theologie, endlich ein einflußreicher akademischer Lehrer, Prediger und Seelsorger. Getragen war sein Amtsleben von einer ebenso würdevollen als maßvollen männlich gläubigen Persönlichkeit.

Was seinen äußeren Lebensgang betrifft, so absolvirte er, vorgebildet auf der alten sächsischen Gelehrtenschule Pforta, wo er eine nachhaltige Begeisterung für das classische Alterthum einsog, sein theologisches Studium seit 1806 auf der Universität Wittenberg unter dem maßgebenden Einflusse seines Vaters, neben welchem aber auch Heubner, Schroeckh und namentlich Tzschirner auf ihn einwirkten. Alsbald begann die Verknüpfung des praktischen Kirchendienstes und der akademischen Lehrthätigkeit, welche er seitdem mit kurzer Unterbrechung sein ganzes Leben hindurch festhalten durfte. Im J. 1810 habilitirte er sich in Wittenberg als Privatdocent und hielt bis zum Ende des Wintersemesters 1812/13, nach dessen Ablauf die Universität — zunächst der Kriegsverhältnisse wegen — geschlossen wurde, Vorlesungen und Uebungen über neutestamentliche Exegese und dogmatische Gegenstände. Aber seit 1811 bekleidete er außerdem eine Hülfspredigerstelle an der Schloßkirche, seit 1813 neben dieser das dritte Diakonat an der Stadtkirche, und da er seinen Posten nicht verlassen wollte, verrichtete er nebst noch einem Geistlichen (Heubner) auch während der schweren Zeit der Blockade, des Bombardements, der Belagerung und der Erstürmung der Festung sein Seelsorgeramt, welches sich thatsächlich auf die Garnison und die gefangenen Soldaten erstreckte. Nach der Einverleibung Wittenbergs in den preußischen Staat ward die dortige Universität mit der Hallischen vereinigt. N. siedelte aber nicht mit über, trat vielmehr 1817 (in welchem Jahre ihm beim Reformationsjubiläum die Berliner theologische Facultät Ehren halber die Doctorwürde ertheilte) als Professor mit an die Spitze des an die Stelle der Universität getretenen Predigerseminars und hielt seitdem als vierter ordentlicher Lehrer desselben Vorlesungen über die Geschichte des kirchlichen Lebens und der Beredsamkeit, ohne sein Pfarramt aufzugeben. Nachdem er sodann von 1820—1822 das Propst- und Superintendentenamt in Kemberg (bei Wittenberg) verwaltet hatte, folgte er einem Rufe als ordentlicher Professor der systematischen und der praktischen Theologie, zugleich als Universitätsprediger, nach Bonn. Am Rhein betheiligte er sich lebhaft an den Verhandlungen der Synoden, zumal seitdem er 1835 als Deputirter der Kreissynode Mühlheim Mitglied der Provinzialsynode geworden war, die ihn sodann 1838 zu ihrem Assessor (d. h. Vicepräsidenten) wählte. In demselben Jahre wurde er von der Regierung zum Consistorialrath und Mitglied des Provinzialconsistoriums ernannt. Nachdem er aber durch sein Auftreten in der preußischen Generalsynode vom J. 1846, zu welcher er als Assessor der rheinischen Synode hinzugezogen war, als Haupturheber des (wenn auch mit Aenderungen) von der Versammlung genehmigten neuen (positiv biblischen, jedoch die cruces des sog. apostolischen Symbols nicht urgirenden) Ordinationsformulars ein weit über die Grenzen der Rheinprovinz hinaus sich erstreckendes Aufsehen erregt hatte, setzte der Minister Eichhorn 1847 seine Berufung nach Berlin durch, wo er in der theologischen Facultät Nachfolger Marheineke's und außerdem Universitätsprediger wurde. Im folgenden Jahre trat er in das neu errichtete Oberconsistorium ein, 1852 in den 1850 an die Stelle des letzteren getretenen Oberkirchenrath. Seine Professur und seine Stelle im Oberkirchenrath behielt er auch, als er 1855 Propst zu St. Nicolai in Berlin

geworden war, während er sein Amt als Universitätsprediger aufgab. Am 16. Juni 1860 feierte er das fünfzigjährige Jubiläum seiner theologischen Lehrthätigkeit, am 24. Juni 1868 seine goldene Hochzeit.

N. gehörte zu den Männern, in deren Wirksamkeit sich ohne üble Verquickung theologische Wissenschaft und praktisch-kirchlicher Sinn gegenseitig durchdrangen. Dennoch können seine theoretischen und seine praktischen Leistungen hier gesondert skizzirt werden. Für seinen dogmatischen Standpunkt ist charakteristisch, daß er in den dreißiger Jahren selbst schrieb, von seinem Vater, von Schleiermacher und von Daub habe er am meisten gelernt, obgleich er in Sachen des Glaubens und der unmittelbaren Erfahrung von ihnen allen mehr oder weniger sich zurückziehen müsse. In der That begünstigte er eine speculative Fassung der gesammten Religionsgeschichte und selbst christlicher Centraldogmen und berührte sich insofern an einigen Punkten mit Daub. Indessen allezeit ist er der in den Schulen Schelling's und Hegel's und daher auch von Daub geübten Verwechselung zwischen metaphysischen und religiösen Sätzen sowie den in beiden herrschenden aprioristischen Constructionen entgegengetreten. Seinem Vater, dessen formal supernaturalistisches, materiell aber rationalistisches System er sich anfangs angeeignet haben mag und dessen Hochachtung für Kant er stets getheilt hat, stellte er später den Satz gegenüber, daß sich die Christen des Heiles auf solche Weise bewußt seien, als sei es ihnen nicht allein durch (übernatürliche) Thatsachen, sondern auch als (übernatürliche) Thatsache geoffenbart, d. h. daß der Offenbarungscharakter des Christenthums nicht allein daran hange, daß die vermeintlich an sich schon im Menschengeiste liegende, nur eben gebundene und gehemmte wahre Religion durch die übernatürlichen Thatsachen, durch welche sich dasselbe introducirte, in Activität gesetzt sei, sondern auch daran, daß ein übernatürlicher, wesentlich in der Thatsache des durch Christus begründeten Heiles bestehender Inhalt durch das Evangelium in den Menschengeist neu hineingestiftet sei. Aber auch bei Schleiermacher, dessen Religionsbegriff er im Wesentlichen vertheidigte, freilich zugleich ergänzt wissen wollte, und dessen Glaubenslehre er nachrühmte, daß das materiale Princip derselben das persönliche Sein und Wirken des Erlösers sei, vermißte er eine ausreichend klare Hervorhebung der Uebernatürlichkeit und ausschließlichen Wahrheit der biblischen Religion, und während er Schleiermacher's Verdienst um die Aussonderung der Metaphysik aus der Theologie pries, hegte er starke Bedenken gegen diejenige metaphysische Grundansicht von Gott und Welt, die Schleiermacher selbst vertrat, nicht minder gegen die von demselben geübte Geringschätzung der Bedeutung der israelitischen Religion für die christliche, und Anderes. Dennoch bezeichnete einerseits Schleiermacher ihn öffentlich und ausdrücklich als den Mann, von dem er am liebsten sowohl gelobt werde als getadelt, und andrerseits ließ sich N. es gefallen, wenn er neben Twesten und Alexander Schweizer unter den positiven Systematikern als der Hauptvertreter der Schleiermacher'schen Dogmatik betrachtet wurde. Sein systematisches Hauptwerk, welches zumal in den beiden ersten Jahrzehnten nach seinem Erscheinen nicht ohne Einfluß auf die Zeittheologie geblieben ist und 1849 in's Englische übersetzt ward, war das zuerst 1829 (zuletzt in 6. Auflage 1851) zu Bonn herausgegebene „System der christlichen Lehre“, eine Art biblischer Dogmatik, die jedoch nicht minder die ethischen als die Glaubensdogmen der heiligen Schrift in moderner Denk- und Sprachform reproduciren und systematisch zusammenfassen sollte. Daran schlossen sich später die (übrigens keineswegs umfangreichen) „Akademischen Vorträge über die christliche Glaubenslehre für Studirende aller Fakultäten“, herausgegeben von E. Walther, 1858. Unter den übrigen sich mit der Dogmatik berührenden Schriften Nitzsch's hat seine „Protestantische Beantwortung der Symbolik Möhler's“ am meisten Beachtung ge-

funden. Dieselbe erschien 1835 als besonderer Abdruck aus den „Theologischen Studien und Kritiken“, einer Zeitschrift, unter deren Mitarbeitern N. in den ersten Jahrzehnten ihres Erscheinens überhaupt einer der angesehensten war (s. K. J. Nitzsch, Gesammelte Abhandlungen, 2 Bde., 1870).

Mindestens ebenso bedeutend wie seine wissenschaftlichen Leistungen auf dem akademischen Lehrstuhl und in der Litteratur, auf welche hier nicht näher eingegangen werden kann (s. über dieselben Beyschlag's unten erwähnte vortreffliche Biographie), waren seine auf dem praktischen Gebiete liegenden Verdienste um Gemeinde, Provinz und Landeskirche. In Bonn nahm er, obgleich er officiell nur Universitätsprediger war, thatsächlich auch die Stellung eines (zweiten) Geistlichen der 1816 (und zwar weder auf die lutherische, noch auf die reformirte Sonderconfession, vielmehr von vornherein lediglich auf das gemeinevangelische Bekenntniß) gegründeten Stadtgemeinde ein, half die Unionsgrundlage derselben befestigen und auf derselben ihre gottesdienstlichen Einrichtungen und Hülfsmittel ausbilden, erbaute als Prediger durch das Weihevolle seiner Persönlichkeit und durch Gedankenfülle auch diejenigen Gemeindeglieder, die ihn vorerst nicht völlig verstehen konnten, und trat durch seelsorgerliche oder casuale Handlungen zu einem engeren Kreise namentlich Gebildeter in Beziehungen, welche segensreich auf die ganze Gemeinde zurückwirkten. Die Unions-, Agenden- und Verfassungsfragen, die letzteren einschließlich der Ordnung der Lehrfreiheit, hatten aber weit mehr als eine parochiale eine provinciale und landeskirchliche Bedeutung, und sie wurden auch von N. in diesem Umfange erfaßt. Hinsichtlich der erstgenannten erlebte er eine doppelte Phase, insofern die Union in Preußen von Friedrich Wilhelm III. gefördert, von Friedrich Wilhelm IV. hingegen zwar nicht aufgehoben, aber auch nicht begünstigt, sondern mehr geduldet, ja bis zu einem gewissen Grade eingeschränkt ward. Er selbst veränderte und verhehlte aber seine rein unionistische Gesinnung niemals, auch in dem Augenblicke nicht, wo (1852) allen Mitgliedern des Berliner Oberkirchenraths zugemuthet wurde, sich wenigstens innerhalb der Union für lutherisch oder reformirt zu erklären. Freilich mußte er als Mitglied des rheinischen Consistoriums und später des preußischen Oberkirchenrathes den thatsächlich oder auch rechtlich bestehenden verschiedenen Graden und Arten der Union in allen concreten Fällen Rechnung tragen, aber er selbst bekannte sich zu der sogen. Consensus-Union, d. h. er hielt diejenige Aufhebung des Widerspruchs- und Separationsverhältnisses zwischen dem lutherischen und reformirten Protestantismus für die wünschenswertheste, welche bis zur Formulirung oder Declaration eines rein evangelischen, die gemeinsamen Grundlagen der lutherischen und der reformirten Lehre enthaltenden Bekenntnisses vorschritt, also über die bloße Conföderation, ja auch die bloße principielle oder gottesdienstliche und kirchenregimentliche Union hinausging; die sogen. absorptive, jedes bestimmte Bekenntniß aufsaugende Union aber billigte er nicht. Die Behauptung, daß die Union abgesehen von künstlichen modernen Confessionsversuchen bekenntnißlos in der Kirchengeschichte dastehe, widerlegte er durch sein „Urkundenbuch der evangelischen Union mit Erläuterungen“, 1853, welchem er sodann seine „Würdigung der vom Dr. Kahnis gegen die evangelische Union und deren theologische Vertreter gerichteten Angriffe“, 1854, folgen ließ.

Was den Agendenstreit anlangt, so gehörte N. zwar von Anfang an zu den maßvollsten Kritikern der im J. 1821 erschienenen Agende Friedrich Wilhelm's III., protestirte aber auch seinerseits gegen die rechtswidrige, ein nicht vorhandenes jus liturgicum des Landesherrn zum Vorwand nehmende und die besonderen historisch begründeten Ansprüche der rheinischen Gemeinden und Synoden (auf Autonomie) außer Acht lassende Einführung und buchstäbliche Aufnöthigung derselben, vgl. sein „Theologisches Votum über die neue Hofkirchenagende und

deren weitere Einführung", 1824. — Hinsichtlich der Kirchenverfassung theilte er im Allgemeinen die Ansicht seines Vaters (s. den betr. Art.), derzufolge ein Zusammenwirken des reinkirchlich-synodalen und des consistorialen Factors angestrebt werden sollte. Allein er wollte die näheren Modalitäten dieses Zusammenwirkens und den Umfang der Autonomie der rein kirchlichen Organe nach der territorialen und confessionellen historisch bedingten Eigenthümlichkeit der östlichen und der westlichen Provinzen Preußens und namentlich nach dem positiven Rechtsbestande bemessen wissen. Daher konnte er nicht umhin, sich eifrig an den Bestrebungen zu betheiligen, die darauf gerichtet waren, die noch vorhandenen Reste der altberechtigten Synodalverfassung, die namentlich in Jülich, Cleve, Berg und Mark (dem eigentlichen Stamm der heutigen rheinisch-westphälischen Kirche) vor Zeiten die Rechtsbasis für eine echt evangelisch kirchliche wirkliche Selbstverwaltung gebildet hatte, zu erhalten, neu zu beleben und zum Ausgangspunkte der Wiederherstellung der früheren, nur durch das unerläßliche landesherrliche jus circa sacra zu beschränkenden Autonomie zu machen. Seine Grundsätze über kirchliche Lehrfreiheit und Lehrordnung beurkundet namentlich der oben erwähnte der preußischen Generalsynode von 1846 vorgelegte Entwurf eines Ordinationsgelübdes. Die Verdienste, welche sich N. außerdem um die Revision von Gesangbüchern und Religionslehrbüchern, um die Aufstellung von Normen für die kirchliche Disciplin, um Beförderung der äußeren und inneren Mission, um Abwehr der Uebergriffe der katholischen Hierarchie, um die parlamentarische Vertretung protestantischer, der preußischen Landeskirche angemessener Grundsätze in der ersten preußischen Kammer (dem später sog. Herrenhause), endlich um den Gustav-Adolf-Verein, die Bibelgesellschaft und andere freie Vereine erworben hat, können hier nur berührt werden. Durch seine Zusammenstellung „biblischer Vorlesungen aus dem Alten und Neuen Testament für den Sonn- und Festtagsgottesdienst der evangelischen Kirche, nebst Erläuterungen", 1846, welche sehr bald die Billigung der rheinischen Synode, unter König Wilhelm auch die Genehmigung der obersten Kirchenbehörde fand, lieferte er für die gottesdienstliche Bibellection ein werthvolles, die alten lutherischen Perikopen ergänzendes Material. Als hervorstechende Eigenschaft seiner Predigten ist mit Recht bezeichnet worden „der vollkommene Einklang, in welchem das religiöse und das sittliche Element gehandhabt wird, sowie die Einfalt, Wahrheit und Milde der Beurtheilung im Verein mit der idealen Höhe der Maßstäbe, mit dem heiligen Ernst der Forderung." Im engeren Sinne populär gehalten sind sie nicht, aber trotz der gewissermaßen dialektischen Form lebendig und erbaulich, in rhetorischer Beziehung schmucklos, vgl. die „Neue Gesammtausgabe" einer Hundertzahl seiner Predigten (1867), außerdem die in dieser nicht enthaltenen „Predigten, in den Jahren 1813 und 1814 zu Wittenberg, größtentheils während der Belagerung der Stadt gehalten" (1815) und die „Predigten in den Kirchen Wittenbergs gehalten", 1819. Die gegenseitige Durchdringung der theoretischen und der praktischen Seite in der theologischen Individualität Nitzsch's findet sich litterarisch ausgeprägt in zahlreichen Vorträgen und Einzelabhandlungen, die großentheils in der „Monatsschrift für die evangelische Kirche von Rheinland und Westphalen" (Bonn, bei Marcus, seit 1842) und in der „Deutschen Zeitschrift für christliche Wissenschaft und christliches Leben" (Berlin bei Grieben, seit 1850 von K. Th. Schneider, später von W. A. Hollenberg redigirt) abgedruckt sind, namentlich aber in dem Hauptwerke seines ganzen Lebens, der 1847 begonnenen, 1867 vollendeten „Praktischen Theologie" (Bonn, bei Marcus). Hier geht er aus von dem „urbildlichen Begriff vom kirchlichen Leben", sucht sodann die gegenwärtige Phase des in eine geschichtliche Entwickelung eingegangenen kirchlichen Lebens, d. h. den protestantisch-evangelischen Begriff vom kirchlichen Leben zu erfassen und entwickelt so auf der Grundlage der Idee und der Geschichte die leitenden

Gedanken für alle zu erfüllenden Aufgaben. Demnach handelt das erste Buch 1. vom kirchlichen Leben nach seiner Idee, 2. vom evangelisch-kirchlichen Leben und dem jetzigen Zeitpunkt, und gibt einen einheitlichen, umfassenden und tief fundamentirten Unterbau der einzelnen praktisch-theologischen Disciplinen, wie ihn speciell für die praktische Theologie noch niemand gegeben hatte (1. Bd.: Einleitung und erstes Buch, Allg. Theorie des kirchlichen Lebens, 1847, 2. Aufl., 1859). Erst das zweite Buch handelt vom kirchlichen Verfahren oder den Kunstlehren und zwar 1. von den unmittelbar auf Erbauung der Gemeinde gerichteten Thätigkeiten, d. h. a) von der Lehre oder dem Dienste am Wort, Homiletik und Katechetik (2. Bd., 2. Buch, 1. Abtheil.: der Dienst am Wort, 1848, 2. Aufl. 1860); b) von der kirchlichen Feier (Liturgik, 2. Bd., 2. Buch, 2. Abtheil.: der evangelische Gottesdienst, 1851, 2. Aufl. 1863); c) von der eigenthümlichen Seelenpflege des evangelischen Hirtenamtes, Pastorallehre (3. Bd., 1. Abtheil., 1857, 2. Aufl. 1868). 2. von der ordnenden Thätigkeit (3. Bd., 2. Abtheil., die evang. Kirchenordnung, 1867). Ein Register zu dem ganzen Werk gab K. L. Schmidt, 1872.

W. Hoffmann, Erinnerung an K. J. Nitzsch, Berl. 1868. — W. Beyschlag, Zum Andenken an D. K. J. Nitzsch, Theol. Studien und Kritiken, 1869, IV. — Derselbe, Karl Immanuel Nitzsch, eine Lichtgestalt der neueren deutsch-evangelischen Kirchengeschichte, Berl. 1872. — E. Rudorff, C. J. Nitzsch, Stunden der Erhebung. Eine Sammlung von Aussprüchen. Berlin 1878. — Herzog's Real-Encyklopädie, 2. Aufl., Bd. X, S. 805 f. — K. J. Nitzsch und die ev. Kirche der preußischen Rheinprovinz, ein Zeitbild v. G. H., in Gelzer's Protestant. Monatsblättern für innere Zeitgeschichte, Bd. XVI, Gotha 1860.

Friedrich Nitzsch.

Nitzsch: Karl Wilhelm N., Historiker, Sohn des Philologen Gregor Wilhelm N. (s. o. S. 718), geb. am 22. December 1818 zu Zerbst, † am 20. Juni 1880 zu Berlin. N. erhielt seine erste Vorbildung an den Orten, an denen sein Vater selbst theils als Lehrer, theils als Aufsichtsbeamter im Schuldienste thätig war: in Zerbst, Wittenberg, Kiel.

In der letztgenannten Stadt hatte er den Schulcursus im Alter von noch nicht 17 Jahren absolvirt; der Vater bestand aber darauf, daß er die Prima noch einmal auf einem preußischen Gymnasium durchmache. So kehrte er denn auf zwei Jahre nach Wittenberg zurück. Dem Schulunterricht eigentlich bereits entwachsen, verwendete er seine ganze Zeit auf Privatlectüre in griechischen und römischen Classikern; und so kam es, daß er die Hochschule bereits mit einem festen Ueberblick über die litterarischen Quellen einer Periode, des classischen Alterthums, bezog. Die Provinzialuniversität Kiel vertauschte er sehr bald mit der Berliner Hochschule, an welcher Ranke damals die neuere historische Schule begründete. Hier begann er denn neben dem Alterthum auch Mittelalter und Neuzeit zu studiren. Hatte er bisher in engem Anschluß an Niebuhr's Schriften nur die Geschichte der staatlichen Institutionen verfolgt, so wurde ihm nunmehr klar, daß dieser Geschichtschreibung die anschauliche Charakteristik der handelnden Personen, wie sie Ranke für die Neuzeit geschildert hat, vollständig fehlt. Diese suchte er zunächst in einer Epoche durchzuführen, die sich damals fast gar keiner Beachtung zu erfreuen hatte: der hellenistisch-römischen. Aus diesen Studien ging seine Kieler Doctordissertation und in Erweiterung derselben seine Erstlingsschrift hervor: „Polybius. Zur Geschichte antiker Politik und Historiographie“. Kiel 1842. Im Mittelpunkt der Darstellung steht derjenige Mann, der aus dem Staatswesen Philopoemen's hervorgegangen und nachher im Hause der Scipionen eine hervorragende Rolle spielend, als der eigentliche Träger der hellenistischen Cultur in Rom erscheinen mußte. Diese Art biographischer Darstellung ist heute, nachdem die beiden Culturen durch Droysen,

Mommsen, Ranke eine Darstellung in ihrer selbständigen Eigenart sowol wie in ihren gegenseitigen Beziehungen gefunden haben, etwas Alltägliches geworden. Damals aber (in einer Zeit, in der Drumann sein Buch für ein Geschichtswerk ausgeben konnte!), fehlte es vollkommen an weltgeschichtlicher Auffassung dieser Charaktere; es war eine nicht unbedeutende Leistung, daß ein junger Mann von noch nicht 24 Jahren auf diesen Mangel überhaupt aufmerksam wurde und bewußterweise daran ging, ihm abzuhelfen. In dem Bestreben, Haupt- und Nebenpersonen der Erzählung einerseits ihrem individuellen Charakter nach, andererseits aber auch unter dem Einfluß ihrer weltgeschichtlichen Stellung vorzuführen, zeigt sich durchaus der Schüler Ranke's, während die Verbindung historiographischer und politischer Entwickelung an Niebuhr erinnert. Das eine wie das andere ist im Titel ausgedrückt.

Die Erstlingsarbeit brachte ihrem Verfasser ein Staatsstipendium zur Fortsetzung seiner römischen Studien auf römischem Boden. Ein längerer Aufenthalt in Italien (1842/43) brachte ihn sozusagen in persönlichen Verkehr mit den Schauplätzen der römischen Geschichte. Hier, wo er in dem italienischen Acker die Wirkungsstätte des römischen Bauern, in den Städten und Höfen die Handelsplätze des römischen Kaufmanns erblickte, scheint er zuerst sich die Lebensfragen des römischen Volkes in der concreten Form vorgelegt zu haben, in der er sie wenige Jahre später in seinen „Gracchen" beantwortet hat („Die Gracchen und ihre nächsten Vorgänger." Berlin 1846). Es ist für dieses Buch charakteristisch, daß es mit einer Notiz über die römischen Kornpreise beginnt. Das Werk ist überall bestrebt, die politische Revolution auf wirthschaftliche Ursachen zurückzuführen; ein Verfahren, das zwar nicht gerade neu, aber doch damals ebenso selten war, wie es heute anfängt häufig und allgemein zu werden. Die Natur der Sache und mehr noch Nitzsch's Auffassung von derselben nöthigte zu einem Zurückgehen bis in die früheren Jahrhunderte der Republik; was man schon dem Titel des Buches anmerkt, tritt in der Ausführung Schritt für Schritt immer deutlicher hervor, daß es hervorgegangen ist aus einer eigenartigen Auffassung von der Gesammtentwickelung der römischen Republik. Mit dieser Totalansicht fand er sich in scharfem Widerspruche zu derjenigen, mit welcher im nächsten Jahrzehnt sein Jugendfreund Mommsen in ebenso gewandter wie gelehrter Darstellung hervortrat. N. fühlte die Verpflichtung, diesem Werke gegenüber Stellung zu nehmen, und dieser Verpflichtung hat er sich als Recensent in einer Art erledigt, die heute umsomehr hervorgehoben zu werden verdient, je mehr diese Art der Kritik großen Stils außer Mode zu kommen droht. Die Recension (Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik 73 (1856), 716 bis 745; 77 (1858), 409—438, 593—627) ist, was man wol als das Ideal einer wissenschaftlichen Kritik betrachten darf, eine Durcharbeitung nicht blos des Werkes, sondern des Quellenstoffes selbst; N. controllirt seinen Autor nicht anders, als indem er die ganze Rechnung selbst noch einmal anstellt. Darum ist diese Recension von den allgemein gehaltenen Redensarten, welche den Leser mehr über die subjective Ansicht des Recensenten als über die objective Berechtigung des Recensirten aufklären, ebenso frei, wie andererseits von jenem Fehleraufklauben im einzelnen, welches vor lauter Detailkritik die großen Fragen der Wissenschaft ganz aus den Augen verliert. N. ist völlig concret in den einzelnen Ausstellungen, die er macht, aber er ist ebenso concret in den allgemeinen grundsätzlichen Unterschieden, auf die er dieselben zurückführt. Die Meinungsverschiedenheiten zwischen ihm und Mommsen erscheinen nur als Symptome dreier großer grundsätzlicher Differenzen. Erstens habe Mommsen es unterlassen, die Entstehung der Tradition über die älteste Zeit festzustellen; diese würde zu einer methodischen Scheidung zwischen zuverlässigen und unzuverlässigen Quellengruppen geführt haben, während Mommsen's Art, sich über jede einzelne Nachricht schlüssig zu

machen, eine „eklektische“ sei. Zweitens ist das Bild der römischen Verfassungsinstitute, wie es Mommsen sich gestaltet hat, im wesentlichen das des varronisch-ciceronianischen Zeitalters; die Züge, die zu diesem Bilde nicht stimmen, werden verworfen. Aber abgesehen davon, daß einige dieser Züge vermöge jener methodischen Quellenkritik sich gerade als die sicheren Reste einer alten und eben darum später unverständlich gewordenen Ueberlieferung erweisen ließen, sei auch zu bedenken, daß zwischen der ersten und der letzten Periode der Republik eine mittlere liege, die sich vor jener durch den Reichthum gleichzeitiger Quellen, vor dieser durch die reinere Erhaltung der Verfassungsinstitute (die später im Bürgerkriege stark getrübt wurde) auszeichne: es ist dies der polybianische Quellenkreis und die Zeit der Vorläufer der Gracchen, die N. in seinen beiden Werken behandelt hatte. Daß diese Periode trotzdem bei Mommsen nicht zu selbständiger Geltung gelangt, habe mit seinen Grund in der dritten Eigenthümlichkeit des Werkes, daß dasselbe vollständig auf die cäsarische Monarchie zugespitzt sei und daher schon die ganze vorhergehende Entwickelung in der Beleuchtung erscheinen lasse, welche für diese den günstigsten Hintergrund gewähre. Daß N. durch diese Ausstellungen sich nicht abhalten läßt, den Vorzügen des Werkes gerecht zu werden, bedarf kaum der Erwähnung. Wol aber verdient die neidlose Freude hervorgehoben zu werden, mit der er hier, wie später so oft, diese Anerkennung des litterarischen Gegners nicht als ein Zugeständniß sich mühsam abringen läßt, sondern als den Ausdruck der Genugthuung über den Fortschritt der gemeinsamen Wissenschaft mit vollen Händen spendet. Und wenn man ferner bedenkt, daß er dem gegnerischen Werke nachrühmt, man habe es in ihm zu thun „mit einem Manne im besten Sinne des Wortes“, daß er die Erforschung der italienischen Dialekte bezeichnet als „Mommsen's eigenstes und unbestrittenes Verdienst, nicht nur das Verdienst seiner Gelehrsamkeit und seines Scharfsinns, sondern zugleich das einer edlen unermüdlichen Energie und rücksichtsloser Arbeitslust“, wenn man sieht, wie gern und willig er auch der Persönlichkeit des litterarischen Gegners gerecht wird: so wird man auch diejenigen Stellen richtig verstehen, an denen er in der That ein moralisch mißbilligendes Urtheil ausspricht, an denen er gegen den gesetzlosen Cultus des Genies „aus sittlichen Gründen“ protestirt; wir werden dann in diesen und ähnlichen Ausdrücken nicht einen Angriff auf die moralische Integrität des Gegners, sondern die Aeußerung jenes tief wissenschaftlichen Ernstes erblicken, dem die wissenschaftliche Ueberzeugung nichts Aeußerliches, dem sie ein Theil der moralischen Weltanschauung ist und die darum in dem Widerstreit zweier Geschichtsauffassungen mit vollem Recht den Kampf zweier verschiedener sittlicher Principien sieht.

Neben diesen Arbeiten zur alten Geschichte war nun aber N. durch seine neue Lebensstellung auch auf andere Bahnen gelenkt worden. Kurz nach Rückkehr von der italienischen Reise hatte er sich an der Universität Kiel habilitirt (1844); an dieser Hochschule hat er, zuerst als Privatdocent, sodann (seit 1848) als außerordentlicher und (seit 1858) ordentlicher Professor, 18 Jahre hindurch ununterbrochen gewirkt, und diese Wirksamkeit fiel in die schwierigste Zeit, welche die Universität durchzumachen hatte, in die Zeit des Kampfes gegen die Danisirung.

Wie tief die nationalen Gegensätze in das Schicksal der ganzen Familie eingriffen, zeigen schon die schweren Schläge, welche Nitzsch's Vater für die treue und kräftige Bewahrung seines Deutschthums zu erdulden hatte (s. o. S. 722); aber auch in das innere Leben der Familie sind diese Gegensätze eingetreten. Seit dem Jahre 1847 war N. mit Sophie Paulsen vermählt, deren Vater, Professor der Rechte in Kiel, sich mit Leib und Seele zu den Dänen zählte. Während des Krieges wanderte die Familie nach Dänemark aus, und nur eine äußere Veranlassung war es, durch die N. daran gehindert wurde, dem Lande,

das sie als ihr Vaterland betrachteten, mit den Waffen in der Hand entgegenzutreten: ein Augenleiden nöthigte ihn, sich auf den Dienst in der Kieler Bürgergarde zu beschränken. Die ganze menschenfreundliche Art, welche der Nitzsch'schen Familie eigen war, gehörte dazu, um unter diesem nationalen Gegensatz das Glück des Familienlebens nicht leiden zu lassen. Im April 1849 führte N. die Braut heim, aber schon im folgenden Jahre wurde ihm die Gattin entrissen. Im J. 1855 ist N. eine zweite Ehe eingegangen mit Marie Patzig aus Greifswald, die ihm bis an sein Lebensende zur Seite gestanden hat.

Mehr noch als auf das Familienleben mußten die schleswigschen Wirren auf die wissenschaftliche Thätigkeit Einfluß üben. Denn in dem Kampfe gegen die Danisirung standen damals die wissenschaftlichen Kreise an der Spitze; und vor allem waren es die Historiker, die aus der Vergangenheit der Herzogthümer das Rüstzeug zu dem Kampfe gegen die Doctrinen der dänischen Juristen lieferten. In der „Gesellschaft für vaterländische Geschichte" spielte N. bald eine hervorragende Rolle. Im J. 1850 an Waitz' Stelle zum Secretär gewählt, hatte er an der bald darauf erfolgenden Reorganisation der Gesellschaft einen hervorragenden Antheil. Im J. 1854 gelang es, das Vereinsorgan, die „Nordalbingischen Studien", in eine Zeitschrift größeren Maßstabes, die noch heute bestehenden „Jahrbücher" umzuwandeln. An beiden hat N. sich als ständiger Mitarbeiter betheiligt. Als die Gesellschaft im J. 1856 beschloß, ihre wissenschaftlichen Vorträge wieder aufzunehmen, eröffnete N. die Reihe derselben mit einem Gegenstande, welcher sofort hervortreten ließ, wie er die provinzialgeschichtliche Forschung aufgefaßt wissen wollte: als liebevolle Versenkung in die Elemente des provinziellen Lebens, aber zugleich als bewußte Mitarbeiterschaft an dem höheren Ganzen der allgemeinen Volksgeschichte. Er sprach „über das Verhältniß der holsteinischen Ethelinge des 12. Jahrhunderts zu der Stellung des sächsischen Adels in der lex Saxonum und im Sachsenspiegel". Ganz dieselben Vorzüge zeigte der Vortrag („Schleswig, Soest und Lübeck"), welchen er fünf Jahre später auf der Generalversammlung der Gesellschaft hielt; er wies nach, wie die entlegenen nordischen Pflanzstätten des Soester Rechts, wenn man sie mit den westfälischen in sachgemäße Vergleichung bringe, ein ganz neues Licht auf die älteste Entwickelung dieses für die deutsche Rechtsgeschichte so bedeutsamen Rechtssystems werfen. Eine Reihe weiterer und zum Theil ziemlich umfangreicher Beiträge war in demselben Geist gehalten. Die Ergebnisse seiner Ditmarsischen Forschungen hat er in einem Heftchen populär zusammengestellt („Das alte Ditmarschen. Ein Vortrag ꝛc." Kiel 1862). Wie sehr er heimisch geworden war auf dem Boden seiner Wirksamkeit, zeigte sein Interesse auch für die künstlerische Darstellung desselben, wie es in den Gedenkworten auf den Landschaftsmaler Karl Roß hervortritt. Zeit seines Lebens hat N. Schleswig-Holstein als seine Heimath betrachtet.

Indem N. so von der Strömung erfaßt, die in der geistigen Atmosphäre seiner Umgebung herrschte, sich an der Forschung betheiligte, welche das Volksleben der nordischen Grenzmark bis in das Geäder seiner ständischen Gliederung hinein als echt-deutsch erwies, konnte es nicht fehlen, daß er in diesen Studien selbst immer von neuem auf Probleme der allgemeinen deutschen Volksgeschichte geführt wurde. Dabei kam die Beschränkung auf ein räumlich enges Gebiet der sachlichen Ausdehnung nur zu gute. So ist es die schleswig-holsteinische Geschichte gewesen, in welcher N. zuerst die historische und die juristische Litteratur nebeneinander zu halten sich gewöhnte. Mehr noch als heute gingen damals die Forscher der beiden Disciplinen ihre eigenen Wege. Was das Mittelalter betraf, so war schon das Quellenmaterial, aus dem sie arbeiteten, ein verschiedenes. Die Historiker suchten an der Hand der Scriptores, wie sie die Monumenta Ger-

maniae brachten, von der Blüthezeit unter Karl dem Großen und unter Otto dem Großen weiter abwärts in das 11. Jahrhundert und darüber hinaus zu gelangen. Hier stießen sie mit den Juristen zusammen, welche (die Zeit nach dem Aufhören der Volksrechte und der Capitularien gänzlich vernachlässigend) in die ergiebigen localen Rechtsquellen des späteren Mittelalters sich versenkt hatten und von hier aus ihr Material rückwärts verfolgend, bereits im 13. Jahrhundert angelangt, das 12. in Angriff nahmen. Nach Ausgangspunkt und Material verschieden, mußten die beiden Gruppen der Forschung mit gänzlich verschiedenen Ansichten den gemeinsamen Boden betreten: darin erblickte N. den Hauptgrund der Meinungsverschiedenheiten über die Hohenstaufenzeit. Die Historiker, von der verfallenden kaiserlichen Geschichtschreibung geführt, sahen in ihr die Zeit des Verfalles, während die Juristen dieselbe Periode als die Wiege ihrer Rechtsquellen begrüßten. In diesem Dilemma betrachtete N. es als den schlimmsten aller Auswege, die beiden Ansichten nebeneinander bestehen zu lassen; um so schlimmer, da die beiden Quellengruppen, denen sie entstammten, zwei verschiedenen Gruppen der mittelalterlichen Gesellschaft entsprungen, die eine wie die andere gleich einseitig waren. Die Scriptores spiegelten nur die Anschauung der geistlichen Kreise wieder, die Rechtslitteratur nur diejenige des Bürgerthums und des Freienstandes, einer durch und durch weltlichen Bildung. Dies trete cumulativ zu dem Gegensatze hinzu, daß jene über Ereignisse berichten, diese über Verhältnisse. Eben darum aber sei es gerade in dieser Periode doppelt die Pflicht des Historikers, diesen Gegensatz zu überwinden. „Es käme darauf an, mitten in die Ereignisse hinein die Gewalt und den Einfluß der Verhältnisse wirkend zu zeigen und jenen großen Zusammenhang zwischen den Absichten des staatsmännischen Genies und der langsamen Entwickelung der allgemeinen Interessen und der steigenden Cultur.“ Von der Voraussetzung ausgehend, daß eine solche Geschichtsdarstellung nur „das Werk eines vollendeten Meisters“ sein könne, wollte er selbst sich bescheiden, die Vorarbeiten zu diesem Werke zu liefern; und zwar sollte die Sammlung dieser Vorarbeiten in drei Theile zerfallen. Die eine sollte Institute, die andere Persönlichkeiten behandeln; die dritte endlich sollte es sich zur Aufgabe machen, den obenerwähnten Zusammenhang zwischen den Plänen des einzelnen und den allgemeinen Verhältnissen darzulegen.

Von diesem groß angelegten Plane ist aber nur der erste Theil in Angriff genommen worden. („Vorarbeiten zur Geschichte der staufischen Periode. I. Ministerialität und Bürgerthum im 11. und 12. Jahrhundert. Ein Beitrag zur deutschen Städtegeschichte.“ Leipzig 1859.) Von den „Instituten“ der Hohenstaufenzeit wählte N. dasjenige, das für eine wirkliche Volksgeschichte immer das bezeichnendste sein wird: die ständische Gliederung des Volkes selbst; und zwar wählte er diejenigen Stände, die recht eigentlich in dem Kernpunkt jenes Gegensatzes von kirchlicher und weltlicher Bildung stehen: die Dienstmannen und die Bürger, beide an den Sitzen der großen Kirchen besonders zahlreich vertreten und beide in entschiedenem Gegensatze zu der herrschaftlichen Gewalt. N. glaubte nun den springenden Punkt der Entwickelung gefunden zu haben, indem er die Hypothese aufstellte, daß das freie Bürgerthum sich im wesentlichen aus der unfreien Ministerialität entwickelt habe. Es ist bekannt, daß N. so weit ging, die Stadtverfassung geradezu aus dem Hofrecht herzuleiten. Es ist ferner bekannt, daß er hierin fast gar keine Zustimmung gefunden hat. Jedoch weniger bekannt, als dieses beides ist ein drittes: N. ist in der festen Ueberzeugung gestorben, daß der Grundgedanke seines Buches trotz allen anfänglichen Widerspruchs schließlich in allem Wesentlichen so gut wie allgemeine Annahme gefunden habe. Zur Lösung dieses Zwiespaltes gibt es nur eine einzige logische Möglichkeit: das Wesentliche seines Buches erblickte N. eben wo anders als die Mehrzahl seiner

Mitforscher. Für ihn war die Hauptfrage nicht: woher stammt die äußere Form der Rathsverfassung, in welcher sich die einzelnen Acte des städtischen Lebens vollziehen, sondern: woher stammen die lebendigen Kräfte, denen dieses Leben Ursprung, Antrieb und Nahrung verdankt? woher die Traditionen des Handwerks, welches das städtische Gewerbe ebenbürtig neben den ländlichen Ackerbau gestellt hat? woher die Beziehungen eines Handels, welcher späterhin dem deutschen Kaufmann die erste Stelle im Weltverkehr gesichert hat? woher endlich das Material an Menschen, mit denen jene Verfassung durchgeführt wurde? Wenn man sich diese Fragen vorlegt, so mag man immerhin dabei bleiben, die Rathsverfassung aus dem freien Schöffenthum oder sonst wie abzuleiten; — aber das wird man nicht bestreiten können: von den lebendigen Kräften des Städtelebens stammt aus den hofrechtlichen Kreisen ein weit größerer Theil, als sich irgend ein Forscher vor N. hatte träumen lassen; und das ist es, was N. zu seiner großen Genugthuung beinahe allgemein zugestanden sah. Daß aber diese Seite des Werkes den Lesern nicht alsbald in die Augen sprang, sondern erst nach jahrelanger Debatte in den Vordergrund trat, dies hatte allerdings nicht ausschließlich und vielleicht nicht einmal vornehmlich seinen Grund darin, daß Nitzsch's Buch (wie jedes andere) zunächst mehr in Bezug auf diejenige Frage angesehen wurde, von welcher das Interesse der Leser beherrscht war, als in Bezug auf die Richtung, welche für den Verfasser die bestimmende war; es hatte vielmehr seine Ursache zum Theil auch in dem Aufbau des Werkes selbst. Ohne einen von vornherein fixirten Zielpunkt, ja auch nur ohne einen festen Mittelpunkt den Leser von einer Untersuchung zur anderen führend, placirte es die werthvollsten Forschungsergebnisse oft genug gerade so, daß man sie zunächst nur als Mittel zum Zweck betrachtete, ohne sie auf ihren selbständigen Werth zu betrachten, ohne zu bemerken, daß hier ein durchaus eigenartiger Geist den Anlauf dazu nahm, die Ergründung unserer Volksgeschichte von den glänzenden, aber auch luftigen Höhen des Kaiserthums mehr in das concrete Volksleben hinabzuziehen, durch Ritterthum und Bürgerthum hinab bis in die tiefsten Schichten und die breitesten Unterlagen seines gesellschaftlichen Aufbaues. Wie sich N. aber eine Verflechtung dieser Elemente in die Geschichte der Ereignisse dachte und wie er gerade von der Beleuchtung des Volkslebens aus auch ein neues Licht auf die vielgeschmähte kaiserliche Politik sich versprach, das hat er unmittelbar darauf in einer Besprechung der neueren Publicationen über Friedrich II. (Huillard-Bréholles, Schirrmacher, Winkelmann) so eingehend gezeigt, daß dieselbe Umfang und Gestalt eines selbständigen Aufsatzes angenommen hat. („Staufische Studien“: Historische Zeitschrift 3 [1860].)

Die Lehrthätigkeit, welche diesen wissenschaftlichen Arbeiten zur Seite ging, kann in Kiel keine bedeutende gewesen sein. Zählte doch damals die philosophische Facultät selten mehr als 20—30 Zuhörer, die juristische und die theologische Facultät (aus welcher letzteren sich namentlich die historischen Auditorien rekrutirten) hielten sich innerhalb eines ähnlichen bescheidenen Umfangs. Von Seiten der vorgesetzten Behörde konnte N. als eifrig deutsch Gesinnter keine Förderung erwarten: er ist 10 Jahre lang außerordentlicher Professor gewesen. Nachdem er aber im J. 1858 endlich ein Ordinariat erhalten hatte, bot sich ihm durch einen Ruf an die Universität Königsberg die Aussicht auf eine größere akademische Wirksamkeit dar. Er trat sein neues Amt im J. 1862 an. Und wiederum trat er in dieser neuen Umgebung in kritische politische Verhältnisse, wiewol gänzlich verschiedener Art. Gerade damals begann im preußischen Staat die Verstimmung zwischen Regierung und Volksvertretung, die unter dem Ministerium Bismarck-Roon in schnellen Schritten zum offenen „Conflict“ gesteigert wurde. Nun war gerade Ostpreußen die Geburtsstätte der schärfsten Oppo-

sitionspartei, der Fortschrittspartei („Jung-Litthauens“). In diesen Kämpfen, in der Entscheidung des Jahres 1866 und der durch sie herbeigeführten Neugründung des Reichs muß es gewesen sein, daß Nitzsch's politische Anschauungen einer allmählichen Umbildung entgegengingen. Den Gegensatz politischer Parteien hat er eigentlich hier in Preußen zuerst aus eigener Anschauung kennen gelernt; denn in Schleswig-Holstein war das Maßgebende der nationale Gegensatz gewesen, der sich in die Parteigegensätze als die einmal herrschenden Formen des politischen Glaubensbekenntnisses gewissermaßen hineinschob. Für einen deutschen Patrioten gab es da keine Wahl: er gehörte von Geburt dem Liberalismus an. In Preußen aber war es gerade das Princip dieses Liberalismus selbst, zu welchem es Stellung zu nehmen galt. Die hier mit der Armeeorganisation gemachten Erfahrungen, diese befestigte Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer starken Regierungsgewalt und vor allem die im neuen Reiche erwachende Freude am politischen Schaffen haben N. dazu bewogen, sich derjenigen Partei anzuschließen, welche am entschiedensten die Unterstützung der preußischen Regierung auf ihre Fahne geschrieben hatte. Aber auch in den Zeiten, in denen er mit seinem Stimmrecht die conservative Partei unterstützte, konnte da wol der Schleswig-Holsteiner es vergessen, daß er einst im Kampfe für sein Deutschthum an dem Liberalismus allein einen Bundesgenossen gefunden hatte? Konnte die Erinnerung daran verlöscht werden, wie beim Sturze des Liberalismus die Gegenpartei es gewesen war, die sein Heimathland der Fremdherrschaft überlassen hatte? Man geht wol nicht fehl, wenn man gerade diesen Empfindungen einen Antheil daran zuschreibt, daß N. bei entschiedener Parteinahme doch davor bewahrt blieb, einseitiger Parteimann zu werden. Es bildete sich in ihm vielmehr die Ueberzeugung aus, daß man von zwei großen Parteien zwar die eine wählen, aber darum nicht der anderen die Existenzberechtigung absprechen müsse. Ein tieferes Nachdenken über Werden und Wesen der Parteigegensätze führte ihn zu der Anschauung, daß sie gewissermaßen Gruppirungen der vorhandenen staatlichen Kräfte bilden, aber erst in ihrer Gesammtheit und in ihrer Wechselwirkung das volle staatliche Leben darstellen. Die großen gesellschaftlichen Gegensätze von Stadt und Land schienen ihm in Deutschland namentlich deswegen mit so besonderer Schärfe sich ausgebildet zu haben, weil es hier an einem Organ fehlte, welches den Landadel und das städtische Bürgerthum zu gemeinsamer politischer Thätigkeit vereinigt hätte, wie es im englischen Unterhause der Fall war. Die beiden Stände entwickelten sich mit gegenseitiger Verachtung, weil einer die Tugenden des anderen nicht kannte, ja sie kennen zu lernen kaum Gelegenheit hatte. Auch als im preußischen Staat sich ihnen, wenn auch nicht eine gemeinschaftliche Thätigkeit, so doch ein gemeinsames Feld politischen Wirkens bot, standen sie unvermittelt einander gegenüber. Welche Bedeutung der Waffenadel für die preußische Monarchie hatte, war in den Kreisen des litterarisch hochgebildeten Bürgerthums völlig unbekannt; und die Litteratur, die belletristische wie die politische, hatte in diesem Bürgerstande ihren eigentlichen Träger gefunden, während die militärisch-aristokratischen Kreise ihr fremd gegenüberstanden. In der Armee konnte der conservative preußische Waffenadel als der festeste Träger der militärischen Tradition gelten; in der Welt der politischen Ideen war das liberale deutsche Bürgerthum Träger der litterarisch-politisch-nationalen Entwickelung. Das neue Reich war das gemeinsame Werk beider. Diese Gedanken waren es, denen N. in einem Aufsatze zur Begrüßung des ersten deutschen Reichstages Ausdruck gab („Deutsche Stände und deutsche Parteien einst und jetzt“: Preußische Jahrbücher Bd. 27 (1871). Wenn man diese Richtung von Nitzsch's politischer Entwickelung kennt, so wird man sie auch schon in der Festrede entdecken können, die N. noch vor dem Kriege, am Krönungstage 1870, in

der „Deutschen Gesellschaft“ zu Königsberg gehalten hatte. Einige Wochen früher war in ganz Deutschland Arndt's 100jähriger Geburtstag gefeiert worden. Mit Arndt war N. persönlich bekannt und durch seinen Bruder Ernst, der Arndt's Tochter Nanna geheirathet hatte, auch verwandtschaftlich verbunden gewesen. Auf liberaler Seite hatte dieser Mann den Gedanken politischer Toleranz ganz in der Art hochgehalten, wie auf conservativer Seite ihn hochzuhalten N. sich vornahm. Und so konnte N. denn für seine Festrede keinen geeigneteren Gegenstand finden, als ein Lebensbild dieses „Lieblings der deutschen Nation“.

In allen seinen Arbeiten sehen wir N. um diese Zeit von denselben Gedanken beherrscht; immer wieder empfängt er für die Betrachtung der Vergangenheit die Anregungen aus den Ereignissen und den Fragen der Gegenwart. Das wiedergewonnene Elsaß lenkte seine Blicke auf die Zeit, wo das Thal von Straßburg bis Mainz zu beiden Seiten des Oberrheins als die Gegend bezeichnet wurde, da „die Kraft des Reiches“ liege. Er zeigte („Die oberrheinische Tiefebene und das deutsche Reich im Mittelalter“: Preußische Jahrbücher 30 [1872]), wie von jeher Lebensbedingungen und Schicksale den beiden nun endlich wieder vereinigten Flußufern gemeinsam gewesen sind: es ist derselbe Boden, dessen landwirthschaftliche Ausnutzung die Geschichte am linken wie am rechten Ufer der Tiefebene in der ersten Zeit des Mittelalters bestimmt hat; es ist dieselbe Wasserstraße zwischen beiden, deren plötzlich eröffneter Verkehr im 12. Jahrhundert mitten in die fest und sicher verwalteten Naturalwirthschaften der Königspfalzen und der Bischofssitze das neue Leben der Geldwirthschaft und des Zusammenhanges mit dem Welthandel hineinführt. Als festester Sitz der staufischen Macht und späterhin als die traurigste Stätte des Reichszerfalls haben die beiden Ufer der Tiefebene gemeinsam geblüht und gemeinsam gelitten. In der Art, wie N. diesen Grundgedanken durchführt, wie er die wirthschaftlichen Zustände aus den geographischen ableitet und zur Erklärung der politischen verwendet, wie er im Spiegel der örtlichen Ereignisse uns die großen Vorfälle der Volksgeschichte zu zeigen versteht und durch diese wiederum uns einen Blick in den Zusammenhang der welthistorischen Beziehungen thun läßt, wie er endlich alle seine Betrachtungen über die Vergangenheit zu einer lehrreichen Analyse der Gegenwart verwerthet, ohne dabei doch jemals seinen eng begrenzten Gegenstand aus den Augen zu verlieren, — in alledem ist dieser kleine Aufsatz geradezu das Muster einer provinzialgeschichtlichen Darstellung. Auch ist wol darüber kein Zweifel, daß er unter allem, was N. geschrieben, in Stoff und Form die vollendetste und ganz gewiß diejenige Arbeit ist, in welcher jedem Fernstehenden die geistige Eigenart des Verfassers am vollständigsten und am liebenswürdigsten entgegentritt.

Für dieses wissenschaftliche Streben, das aus dem neuen Reichsleben für die Betrachtung des alten immer neue Anregungen sog, konnte es nun keine glücklichere Stätte geben als diejenige, an die N. eben damals (1872) berufen wurde: die Hochschule der Reichshauptstadt. Allerdings ist ihm auf diesem Boden nur eine kurze Wirksamkeit beschieden gewesen: aber was er in diesen acht Jahren geschaffen hat, zeigt uns, daß er daran ging, das Facit seiner Studien zu ziehen. Ein Werk, mit welchem er von seinen Königsberger Freunden Abschied nahm, die „Römische Annalistik“ (Berlin 1873, Vorrede vom August 1872), gewann nun gleichzeitig die Bedeutung eines Programms, nach welchem er nunmehr neben seinem Collegen Mommsen und allerdings auch gegen denselben zu lehren entschlossen war. Wie sehr er freilich die befestigte Stellung seines großen Gegners anzuerkennen entschlossen war, zeigt sich darin, daß er schon in der Vorrede ihn kurzweg „Niebuhr's ebenbürtigen Nachfolger“ nennt. Dabei war Niebuhr für

N. noch immer der Heros der römischen Geschichtsforschung, dessen Ideen weiter fortzubilden er für die Hauptaufgabe der gegenwärtigen Forschergeneration hielt. Was Niebuhr über die Entwickelung historischer Tradition im allgemeinen gesagt hatte, das sah N. auf das großartigste bestätigt in der Analyse mittelalterlicher Annalistik, wie sie in den Monumenta Germaniae vorlag. Auf allen Gebieten der modernen Geschichtsforschung war der Niebuhr'sche Grundsatz anerkannt, daß man nicht früher eine Geschichte der Thatsachen schreiben dürfe, als bis man eine Geschichte der Ueberlieferung geschrieben habe. Aber eben darum legte N. desto größeres Gewicht darauf, daß gerade für die römische Geschichte selbst diese Maxime Niebuhr's verlassen worden und an die Stelle der grundsätzlichen und systematischen die rein gelegentliche und, wie er es früher einmal ausgedrückt hatte, „eklektische" Quellenkritik gesetzt worden war. Darin nun, daß die „Annalistik" den Versuch wagte, diese Lücke auszufüllen, liegt ihre eigentliche Bedeutung; daß sie nur darin liegt, ist dem Verfasser selbst nicht entgangen. — Mommsen war nicht der einzige der schleswig-holstein'schen Genossen, mit denen N. in Berlin zusammentraf; mit seinem Jugendfreunde Müllenhoff hat er Haus an Haus gewohnt; mit Harms unterhielt er den innigsten freundschaftlichen Verkehr; unter Waitz war er Mitglied der Centraldirection für die Monumenta Germaniae. Man geht wol nicht fehl, wenn man den so geweckten Heimathserinnerungen einen Antheil an den Aufsätzen zuschreibt, die N., gewiß im Andenken an jene Zeitschrift, in welcher einst die schleswig-holsteinischen Streitgenossen im harmlos wissenschaftlichen Gewande vereinigt waren, „Nordalbingische Studien" (Preußische Jahrbücher 30 [1872]) genannt hat. Sie entwerfen ein anschauliches Bild von der Verfassungsentwickelung der nordelbischen Gaue und ihrem Zusammenhang mit der Hansa, den Schaumburgern und anderen norddeutschen Mächten einerseits, den skandinavischen Königreichen andererseits bis ins 14. Jahrhundert. Diese und die früher genannten populären Aufsätze zur deutschen Geschichte hat er später gesammelt herausgegeben („Deutsche Studien. Gesammelte Aufsätze und Vorträge zur deutschen Geschichte." Berlin 1879).

Mitten in diesen Arbeiten erfuhr N. eine Auszeichnung, die vielleicht einzig in ihrer Art dasteht: als ein Mann, der Zeit seines Lebens immer nur kleinere Arbeiten veröffentlicht hatte, immer nur Anfänge und Vorboten größerer Leistungen, wurde er in die höchste gelehrte Corporation berufen, welche auf dem Boden des deutschen Reiches bestand, in eine Gesellschaft von Männern, von denen jeder in einem standard work seiner Wissenschaft eine Art Meisterwerk aufweisen konnte. Es macht einen fast rührenden Eindruck, wenn man sieht, wie er in seiner Antrittsrede (Sitzungsberichte der Berliner Akademie vom 3. Juli 1879) für die Berufung dankt, als für ein Zeichen der Anerkennung seiner „zum Theil abgelegenen, zum Theil scheinbar wenigstens zusammenhanglosen Studien"; zugleich aber thut die Antrittsrede das ihrige, um dieses „scheinbar" zu widerlegen. Sie ist ein Denkmal jener echt wissenschaftlichen Bescheidenheit, welche von Unterschätzung der eigenen Leistung sich nicht minder fern zu halten sucht wie von ihrer Ueberschätzung; es wird einem Gelehrten immer zur Ehre gereichen, wenn man ihm nachrühmen kann, daß die treffendste Charakterisirung seiner Schöpfungen von ihm selbst herrührt. Schon vor der feierlichen Einführung hatte N. einen Vortrag in der Akademie gehalten, welcher in den Formenreichthum des deutschen Genossenschaftslebens durch die Auseinanderhaltung der verschiedenen Begriffe Gilde, Amt, Bruderschaft, Innung größere Klarheit zu bringen suchte (Monatsberichte der Berliner Akademie 1879, S. 4—44; dazu später 1880 S. 370—403). Hiermit knüpfte er wieder an die „Ministerialität" an und berührte ein Institut, das nach seiner Auffassung das lebenskräftigste Fundament der deutschen Geschichte von den Hohenstaufen bis zur Reformation gewesen ist. Man wußte, daß er

an der Verarbeitung dieser Ideen in einem großen umfassenden Geschichtswerke arbeitete, gewissermaßen als Legitimation für das ihm von der Akademie entgegengebrachte Vertrauen: da wurde seiner Schaffensfreude ein jähes Ende bereitet. Kurze Zeit, nachdem er seinen Freund Harms unter die Erde gebettet, wurde er plötzlich von einem Schlaganfall getroffen: nach kurzem Leiden ist er am 20. Juni 1880 aus dem Leben geschieden. Seine Ruhestätte ist auf dem Zwölfapostel-Kirchhofe in Schöneberg bei Berlin. —

Von den mannigfachen Arbeiten, welche N. unvollendet hinterlassen hatte, sind nur einige wenige publicirt worden. Zwei derselben behandeln Heinrich IV. Die eine (Historische Zeitschrift N. F. 1) ist allerdings stark beeinflußt durch die gewiß nicht haltbare Hypothese, daß Heinrich Goslar habe zur Residenz erheben wollen; aber in dem anschaulich gezeichneten Verfassungsbilde, das sie uns bietet, enthält sie eigentlich gleichzeitig das Material zur Widerlegung dieser Hypothese. Die andere (Forschungen zur deutschen Geschichte 21) weist in Heinrichs Friedensthätigkeit namentlich auf die bedeutsame Stellung hin, welche die Gottesfrieden in der Geschichte des deutschen Strafrechts einnehmen. Daß mit Rücksicht hierauf auch die kleine Abhandlung vom Soester Recht in Lübeck (Hansische Geschichtsblätter 10) zu ergänzen ist und daß dieselbe geradezu mißverstanden werden muß, wenn man sie nicht als Fragment auffaßt, glaubt der Unterzeichnete an anderer Stelle gezeigt zu haben (Jahresberichte der Geschichtswissenschaft 5 [1882], II, 95). Ueberhaupt würde man den ganzen Reichthum von Nitzsch's Forschungen erst richtig verstehen lernen, wenn jemand sich der Mühe unterzöge, alle die zerstreuten kleinen Untersuchungen (allerdings mit zeitgemäßen Anmerkungen) gesammelt herauszugeben: gewiß ein passendes gelehrtes Seitenstück zu den populären „Deutschen Studien". Das Werthvollste, was N. hinterlassen hatte, waren zweifellos die Vorlesungen, in denen allein er ein vollständiges zusammenhängendes Bild der Volksentwickelung gegeben hatte. Der mannigfachen Wünsche nach Publicirung derselben hat sich zunächst Müllenhoff angenommen, während die Ausführung den Schülern des Verewigten anheimfiel. Für die deutsche Geschichte hat Matthäi diese Aufgabe mit Ausdauer und Gelehrsamkeit, vor allem aber mit einer pietätvollen Hingabe gelöst, die das Buch zu dem kostbarsten Andenken macht, welches wir von dem Dahingeschiedenen besitzen („Geschichte des deutschen Volkes bis zum Augsburger Religionsfrieden. Von K. W. Nitzsch. Nach dessen hinterlassenen Papieren und Vorlesungen herausgegeben von Dr. G. Matthäi." 3 Bde. Leipzig 1883—85). Was die Herausgabe der römischen Geschichte so lange verzögert hat und auch jetzt — fünf Jahre nach Nitzsch's Tode! — die Fortsetzung noch immer verzögert, ist nicht bekannt geworden; sollte dieselbe Fragment bleiben, so wäre dies trotz aller Mängel, die der Herausgeber selbst hervorhebt, dennoch höchst bedauernswerth. An dem vorliegenden ersten Heft ist besonders werthvoll die Einleitung, welche N. allen seinen Vorlesungen voranzuschicken pflegte: über die Entwickelung der Geschichtschreibung im allgemeinen („Geschichte der römischen Republik von K. W. Nitzsch. Nach dessen hinterlassenen Papieren und Vorlesungen herausgegeben von Dr. G. Thouret." Bd. I. Bis zum Ende des hannibalischen Krieges. Mit einer Einleitung „Ueberblick über die Geschichte der Geschichtschreibung bis auf Niebuhr" und einem Anhang „Zur römischen Annalistik", Leipzig 1884). — — —

Wenn man eine litterarische Thätigkeit wie die Nitzsch's flüchtig durchwandert hat, so fühlt man das Bedürfniß, sich auch darüber klar zu werden, in welcher bestimmten Leistung das eigenartige Verdienst dieser Thätigkeit zu suchen ist. Aber hierauf ist schwer mit einem Worte zu antworten. Man kann kein Gebiet nennen, auf welchem N. wirklich der erste gewesen wäre. Daß auf dem Gebiet

der römischen Geschichte Mommsen den ersten Platz einnimmt, ist auch von dessen Gegnern einstimmig anerkannt; und für das deutsche Mittelalter wird N. selbst und werden auch alle seine Verehrer niemals bestritten haben, daß an Sammlung und Beherrschung des Materials außer Waitz auch noch mancher andere ihm voranging. Allein daß N. unter allen großen Historikern unserer Zeit der einzige ist, von dem man eine solche Leistung nicht aufweisen kann, ist keineswegs Zufall. Der Vorzug, auf engem Gebiete der erste zu sein, fehlte ihm, weil der gegentheilige sein eigen war: in jedem Gebiete sich heimisch zu machen. Will man in der That das Wirken dieser durchaus eigenartigen Natur, die ebenso unabhängig in ihren Zielen war, wie selbständig in ihren Wegen, mit einem Worte charakterisiren, so kann man auch hier eine Fähigkeit nennen, welche für den Charakter des Mannes wie für den seiner Leistungen in gleichem Maße bezeichnend ist, welche uns seine Stellung als Mensch unter Menschen, als Lehrer unter seinen Schülern, als Gelehrter unter seinen Fachgenossen in ihrer ganzen Eigenart und doch wieder in ihren reichen Beziehungen zu den andern erkennen läßt; eine Eigenschaft, welche in der Wissenschaft wie im Leben hervortritt, welche im verstandesmäßigen Denken nicht blos, sondern auch im gemüthvollen Empfinden sich zeigte: es war die Fähigkeit eines universellen Interesses. Diese Natur konnte nicht allein sein, und sie war niemals allein. Dasselbe Interesse für seine Mitmenschen, welches sich als Mitgefühl in seiner still und edel geübten Wohlthätigkeit, als schmucklose Liebenswürdigkeit in tausend Gefälligkeiten des täglichen Lebens zeigte, ganz dasselbe Interesse war es schließlich auch, welches ihn auf seinen vielen Fußreisen durchs liebe deutsche Vaterland an jeder bewohnten Stätte den Bewohnern persönlich nahe brachte und ihm die Fähigkeit verlieh, in der Gegenwart eines Ortes seine Vergangenheit zu studiren. Es ist wunderbar, wie N. sich bei solchen Neigungen auch von dem leisesten Anfluge von Pedanterie fern hielt. Zwanglos und harmlos in der Unterhaltung, zeigte er niemals etwas von jenem gelehrtenhaften Uebereifer, der jeden Salon in eine Studirstube verwandeln möchte, für den seine Gesellschaft nur ein Beobachtungsobject ist. Wie das herzliche und rein menschliche Interesse bei ihm mit dem wissenschaftlichen zusammenfiel, das zeigt sich in der reichen Fülle persönlicher Erfahrungen, welche in so viele der obengenannten Aufsätze hineinverwoben sind. Dieselbe Eigenschaft aber ist es auch, die N. zum Lehrer von Gottes Gnaden machte. Das sah man nicht nur in dem stets gefüllten Hörsaal, nicht nur in den zahlreich besuchten „Uebungen", sondern vor allem in dem Einfluß, den N. auf seine Schüler auch außerhalb des Auditoriums desto wirkungsvoller übte, je weniger er beiden Theilen zum Bewußtsein kam. Diese Art seiner Einwirkung erklärt es auch, daß, obgleich die Anzahl seiner Schüler so groß ist, wie die irgend eines anderen Historikers, es doch keine Nitzsch'sche Schule in der Geschichtsforschung gibt, wie man eine Waitz'sche, eine Sickel'sche u. a. kennt. Nicht als ob er solche schärfer ausgeprägte Richtungen grundsätzlich verworfen hätte. Diese Art von Schulen ist in unserem wissenschaftlichen Leben nicht nur ein berechtigtes, sondern ein geradezu unentbehrliches Element; und die von ihm selbst so hochgeschätzte Detailforschung der neuesten Zeit ist ohne den Bestand dieser Schulen, die sich an ihren Begründer anschließen, um ihn in seinen Arbeiten zu unterstützen und dereinst fortzusetzen, gar nicht denkbar. Aber, wie er es einmal bei festlicher Veranlassung in seiner selbstlosen Art ausgedrückt hat, er wollte dies solchen Naturen überlassen, welche die Kraft dazu in sich fühlten; er habe immer nur das Bedürfniß empfunden, „mit jüngeren Fachgenossen gemeinsam zu arbeiten". Und daß seine akademische Thätigkeit in Vorlesungen, Uebungen und persönlichem Verkehr wirklich eher den Eindruck gemeinsamer Unterhaltung als absichtlicher Belehrung machte, daß er es niemals als seine Aufgabe ansah, auch nur dem geringsten seiner Schüler die Bahn für seinen Studiengang vor-

zuzeichnen, aber jederzeit bereit war, ihm auf dem selbstgewählten Wege fortzuhelfen, daß er die wunderbare Fähigkeit besaß, die Individualität jedes Einzelnen nicht sowol zu beeinflussen, als vielmehr mit richtigem Tact in ihrer Eigenart zu fördern und doch gewissermaßen zu erziehen — das erklärt es, daß dieser Meister zwar zahlreiche Schüler, aber keine Schule hinterlassen hat. Wenn so Nitzsch's Lehrerfolge wesentlich darauf beruhten, worauf jede echte Lehrthätigkeit beruhen soll, auf der feinen Kenntniß der menschlichen Seele und der liebevollen Hingabe an die Individualität des Schülers, so wurzeln ganz ähnlich seine wissenschaftlichen Leistungen in der Fähigkeit, sich in jeden Ideenkreis mit vollem Verständniß zu versenken. In hohem Grade bezeichnend ist das Verhältniß, in welches er sich zu seinen Vorgängern und Mitarbeitern auf litterarischem Gebiete stellte. Wenn er im allgemeinen dazu neigte, lieber über die guten Seiten eines Buches zu sprechen, als über die schlechten, wenn er seinen Blick eher auf das richtete, was in dem Werk geboten wurde, als auf das, was man in ihm vermissen konnte: so war dies nicht etwa in einem Mangel an kritischem Gesammturtheil begründet. Wir haben gesehen, wie er diese Urtheilsfähigkeit überall da, wo ihre Ausübung ihm zur Pflicht gemacht wurde, in gelehrten Recensionen, in vollem Maße bewiesen hat. Allein für die Zwecke seiner eigenen Studien hatte er gar nicht das Bedürfniß, überall dieses kritische Messer anzulegen; viel mehr als die negative Seite hervorzukehren, war sein Bestreben darauf gerichtet, nach der Lectüre eines Werkes sich und anderen positiv klar zu machen, wie viel wir diesem Werke verdanken. Und da hat nun jene liebevolle Art der Anerkennung wissenschaftlicher Leistungen, die er seinen litterarischen Gegnern gegenüber wahrhaftig nicht am wenigsten geübt hat, für ihn selbst die schönsten Früchte getragen. Eben weil er von jedem Forscher zu lernen geneigt war, erweiterte sich nicht nur die Menge der Kenntnisse, sondern auch der Umfang des Gesichtskreises.

Daß in einer Zeit, wo die Geschichtswissenschaft als solche insofern fast zu verschwinden scheint, als sie sich auflöst in die einzelnen Forschungsgebiete, wie die Völkerkreise und die Epochen sie bezeichnen, daß in einer solchen Zeit N. zu den wenigen Männern gehört hat, „welche die Geschichtswissenschaft noch in Niebuhr's Sinn als ein Ganzes betrachten“, das hat kein Geringerer als Mommsen in seiner Erwiderung auf Nitzsch's Antrittsrede in der Akademie feierlich hervorgehoben. Aber nicht nur äußerlich zeigte sich diese Verbindung mehrerer Volksgeschichten; ihm waren sie innerlich ein Ganzes. Er fand gewisse Stadien der Volksentwickelung typisch wiederkehrend in jedem Volke, eine Auffassung, die am großartigsten in seinen (leider nicht herausgegebenen) Vorlesungen über allgemeine Verfassungsgeschichte durchgeführt war. Er faßte ferner jeden Moment der Volksgeschichte vom Standpunkt der Weltgeschichte auf. Wie die anderen Kieler Historiker, wie Dahlmann, Waitz und Hanssen, so hatte auch N. an jenem Grenzpunkt der Nord- und Südgermanen gelernt, die deutsche Geschichte als einen Theil der germanischen zu erfassen, wie denn alle seine Ausführungen über die Entwickelung Niederdeutschlands hierin fußen. Auch das hatte er in den Kämpfen der Herzogthümer „up ewig ungedeelt“ gelernt, wie man eine Landschaft historisch als ein Ganzes zu behandeln hat: eine Fähigkeit, die er nachher in der „Oberrheinischen Tiefebene“ so glänzend mit jener anderen von seinem Lehrer Ranke ererbten Gabe verbunden hat, auch dem kleinsten Fleckchen Erde seine Geschichte im Spiegel der Weltgeschichte zu zeigen. Wenn N. aber ferner in jedem Gegenstande, den er behandelte, alle Quellen heranzuziehen wußte, nicht nur Widukind und die Immunitätsurkunden, sondern auch die Hildesheimer Säule und die weiblichen Handarbeiten der Theophano, wenn er es verstand eine Figur, wie Otto v. Nordheim am grimmen Hagen des Nibelungenliedes sich klar zu machen,

so hatte diese Vielseitigkeit eben nur ihren Grund in jener warmen und wohlwollenden Art, mit der er jede fremde Leistung auf sich wirken ließ. Er haderte nicht mit Giesebrecht über die allzu geringe Berücksichtigung der allgemeinen Verhältnisse, sondern hatte seine Freude daran, in der „Kaiserzeit“ den vollen Reflex einer glanzvollen gleichzeitigen Ueberlieferung über die Thätigkeit der Personen zu erblicken; er mochte ebenso wenig mit Waitz darüber rechten, daß vielleicht den Quellenschriftstellern auch für die inneren Verhältnisse mehr Vertrauen zu schenken sei, sondern trotz vielfacher Differenz im einzelnen erfüllte ihn dennoch die „Verfassungsgeschichte“ und ihre Darstellung der stillen allmählichen Entwickelung mit aufrichtiger Bewunderung. Und so sicher es ist, daß er für seine Person den Angelpunkt der historischen Betrachtung in der wirthschaftsgeschichtlichen Entwickelung suchte, so sicher auch, daß in der Art, wie er politische und wirthschaftliche Entwickelung in ihrem organischen Zusammenhang darzustellen wußte, seine weit über das Fach der Geschichte hinausreichende Bedeutung beruht, so ließ er selbst doch diesen Standpunkt möglichst wenig hervortreten. Mit den Rechtshistorikern betrachtete er die rechtsgeschichtliche, mit den Kunsthistorikern die kunstgeschichtliche Entwickelung, selbst dann, wenn die Autoren vergaßen, daß es im Völkerleben noch ganz andere treibende Kräfte gibt, als den Streit um Rechtsfragen und um ästhetische Urtheile. Auch den Wissenschaften, in denen von irgend welchem fachgemäßen Verständniß doch nicht die Rede sein konnte, Astronomie, Naturforschung u. a. m., wandte er insofern sein Interesse zu, als er den Zusammenhang ihrer Ausbildung mit dem jeweiligen Culturzustand niemals aus den Augen verlor. Insbesondere verfolgte er den Kampf, den die verschiedenen Disciplinen um den maßgebenden Einfluß auf ihrer aller Königin, die Philosophie, von jeher geführt haben, und erblickte in den schwankenden Entscheidungen dieses Kampfes nicht selten ein weit deutlicheres „Zeichen der Zeit“, als in so mancher Feldschlacht. Kurz, soweit historisches Leben reichte, soweit reichte auch sein historisches Interesse; und wenn es irgend einen Geschichtschreiber gibt, vor dessen Werke man das „humani nil a me alienum puto“ als Motto setzen darf, so war es N.

So darf man sagen, daß N. das beste, was er geleistet hat, seinen rein menschlichen Eigenschaften verdankt; sie waren es, die ihn zum gottbegnadeten Lehrer machten, sie ebenfalls, die ihm die harmonische Ausnutzung seines gelehrten Forschens ermöglichten; sie sind es, die uns als ein unwillkürliches Selbstporträt entgegentreten, wenn er an Ernst Moritz Arndt rühmte: den Geist humaner Klugheit, sein mildes, bescheidenes und unbefangenes Urtheil über Menschen und Dinge. Wir alle, die wir den Gelehrten hoch schätzen, die wir unseres Lehrers nicht anders als mit herzlicher Verehrung gedenken können, wir rufen uns doch am liebsten ins Gedächtniß zurück, was er uns als Mensch gewesen: ein treuer Rather und Helfer. Wenn gute Bekannte sich wiedersehen und dessen gedenken, bei dem sie sich zuerst zusammengefunden, so geht das Gespräch gar schnell hinweg über die Werke des Meisters, und nur flüchtig gedenkt man der Stunden, da man zu den Füßen des Lehrers gesessen; was immer am meisten fesselt, das ist die Rückerinnerung an die traulichen Abende in dem gastlichen Hause am Lützower Ufer. Das macht, daß hier keine Erinnerung uns so ans Herz geht, wie die an den väterlichen Freund.

Vgl. R. Rosenmund, K. W. Nitzsch: Preuß. Jahrb. 48, 49. — G. Waitz im Biogr. Jahrb. f. Alterthumswiss., 1880. — J. Jastrow, K. W. Nitzsch u. die deutsche Wirthschaftsgeschichte: Jahrbuch f. Gesetzgebung ꝛc., N. F. VIII. — Nachzutragen ist, daß die Röm. Gesch. (s. o. S. 739) inzwischen komplet geworden: Bd. II, Leipz. 1885. Jastrow.

Nivardus, Magister, Dichter des „Ysengrimus“. Im ersten Jahrzehnt des 12. Jahrhunderts an der deutsch-belgischen Grenze im Sprengel von Köln ge-

boren, wurde er in dem soeben gründlich reformirten Kloster St. Petri zu Gent unter Abt Arnold I. († 1132) zum geistlichen Stande erzogen, studirte dann der Sitte seiner Zeit gemäß zu Paris, wo er unter anderen Obizo, den Leibarzt Ludwig VI., nicht aber den gerade damals (zwischen 1121 und 1136) abwesenden Abailard kennen lernte, und kehrte nach einer Wanderung durch Nordfrankreich, die Niederlande und den Nordwesten Deutschlands nach Gent zurück, wo er Domherr und Scholasticus an der Kirche St. Pharahildis wurde. In dieser Stellung verfaßte er, von edlem Reformeifer erfüllt, obenein durch die maßlosen Erpressungen seines Diöcesanbischofs Anselm von Tournay (1146—1149) erbittert, während des 2. Kreuzzugs den „Ysengrimus“ (Ende 1148 abgeschlossen), ein satirisches Epos in 7 Büchern und 3287 elegischen Distichen, ein Werk, das nach Lauterkeit und Adel der Gesinnung, köstlichem Humor wie vernichtender Schärfe des Angriffs, tiefem Einblick in Wissenschaft und Volksleben, meisterhafter Beherrschung der Form unzweifelhaft zu den größten Schöpfungen des Mittelalters gehört. Indem N. die in den Klöstern und Vagantenkreisen umlaufenden Thierschwänke zu einer Art von Wolfsbiographie selbständig und planmäßig verarbeitete, geißelte er die Habgier, Simonie und Unwissenheit der Kloster- und Weltgeistlichkeit aller Stufen, die Trägheit der Mönche, die nach dem Strohfeuer der jugendlichen Begeisterung bald die stille Zelle verabscheuen und gar zu gern zur Weltlust zurückkehren, die Schlemmerei und Trunksucht der feisten Aebte, die Sucht nach Gründung neuer Mönchsorden, das bequeme Philisterthum und den bis zur Gotteslästerung sich verirrenden Weltsinn der Dorfpfarrer, die in wölfischer Raublust mit einander wetteifernden Bischöfe, die dem gesammten Clerus gemeinsame frivole Sophistik in Umgehung und Verdrehung der biblischen und regulären Vorschriften, ja, er bekämpft die Berechtigung der römischen Hierarchie überhaupt, die auf keinem weiteren Grunde beruhe, als auf dem Fische Celebrant, der nach dem Märchen der alten Weiber die Erde und hier in boshafter Fortführung auch die Papstkirche trägt. Diesen Schäden seiner Zeit gegenüber drang der Dichter auf Rückkehr zu der reinen Sittenlehre des Evangeliums und forderte unter dem Banner der ehrwürdigen Regel des heiligen Benedict und unter begeistertem Hinweis auf zwei zeitgenössische Musteräbte, Walther von Egmont und Balduin von Liesborn (beide 1130—1161), zur Bildung einer auserlesenen Schaar von Gottesheiligen auf, von denen sich wie von einem Paradiese eine neue Menschheit bilden sollte.

Nachdem das Werk von F. J. Mone aufgefunden und unter dem irrigen Titel „Reinardus Vulpes“ 1832 publicirt worden war, hat der Unterzeichnete eine neue Ausgabe mit vollständigem krit. und exeget. Commentar, Einleitung und Wörterbuch veranstaltet. („Ysengrimus“, Halle, Waisenhaus, 1884, CXLVII und 470 S. 8°.) Ernst Voigt.

Niz: Andreas Christoph N., als Pädagog und Philolog berufen, ward in Greifswald geboren am 4. Februar 1764 und starb ebendaselbst am 30. December 1810. Auf der Rathsschule seiner Vaterstadt vorgebildet, studierte er 1782—87 in Greifswald und Jena, ward darauf 1792 Conrector und 1801 Rector zu Wolgast und leitete in gleicher Eigenschaft von 1808—10 das Gymnasium zu Greifswald. Außerdem hielt er als Adjunct der philosophischen Facultät der vaterländischen Hochschule treffliche Vorlesungen über griechische, römische, italienische Litteraturgeschichte und interpretirte u. A. auch die Satiren Juvenals; als Schriftsteller machte er sich 1808 durch Herausgabe des kleinen „griechischen Wörterbuches“ in etymologischer Ordnung — weshalb ihn Lappe's Nachruf in den „Blüthen des Alters“, S. 165, den liebenswürdigsten, gründlichsten und witzigsten von allen Onomasten nennt — sowie durch Darstellungen griechischer und römischer Alterthümer verdient. Mit ehrender Anerkennung be-

richtet über seine Arbeiten der ihm innig befreundete und zu gemeinsamen Studien verbundene Mohnike in der Vorrede zu seiner „Geschichte der Litteratur der Griechen und Römer“, und Kosegarten nennt ihn einen Mann von vielseitiger und gründlicher Gelehrsamkeit im philologischen Fach und von liebenswürdigem Sinne. Leider starb er, als seine Ernennung zum Professor eben erfolgt war.

Breithaupt, Der Greifswald. Schulgeschichte 2. Stück (1829), S. 23 f. — Kosegarten, Geschichte der Universität Greifswald, 1857. I. S. 315—16. — Lehmann, Geschichte des Gymnasiums zu Greifswald, 1861, S. 128.

Häckermann.

Nizze: Johann Ernst N., als Mathematiker und Schulmann verdient, wurde am 16. November 1788 zu Ribnitz in Mecklenburg geboren und starb am 10. Februar 1872 in Stralsund. Von seinem Vater, welcher Pastor und Präpositus war, vorgebildet, besuchte er seit Ostern 1804 das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Berlin und studierte 1807 in Rostock, dann seit 1808 in Heidelberg, wo er zwei Jahre hindurch unter Anleitung von Böckh, Creuzer, Voß und Schwarz philologische Studien betrieb, und zuletzt in Jena während des Sommersemesters 1810. Durch Reisen in Süddeutschland an Erfahrung und Anschauung bereichert, übernahm er am 1. Juli 1811 die Collaboratorstelle am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium und wurde am 18. Februar 1812 von der philosophischen Facultät zu Erlangen zum Doctor promovirt. Ostern 1812 als Conrector an das Gymnasium zu Prenzlau berufen, trat er im Februar 1813, dem Rufe des Königs folgend, als Oberjäger in die Infanterie des Lützow’schen Corps, wurde dann Secondelieutenant und drang mit dem siegreichen Heere bis in die Picardie vor; nach geschlossenem Frieden, 1814, kehrte er an das Gymnasium nach Prenzlau zurück und rückte noch während desselben Jahres zum Prorectorat auf. Da es auf der Schule an einem Lehrer der Mathematik fehlte und N. dies Unterrichtsfach zugetheilt wurde, warf er sich mit regem Eifer und glücklichem Erfolge auf die mathematischen Studien, so daß diese seit jener Zeit den eigentlichen Mittelpunkt seines wissenschaftlichen Lebens bildeten. Als Früchte derselben erschienen noch während des Prenzlauer Aufenthalts seine „Algebra“, 2 Theile, 1818—19, und kurz darauf, nachdem er 1821 als Conrector nach Stralsund berufen war, seine „Geometrie“, 2 Theile, 1821—22. In der Folge 1827 zum Professor ernannt, übernahm er 1832, seit Kirchner’s Abgange nach Schulpforta das Rectorat; was er in solcher Stellung als Leiter der Anstalt, sowie als Lehrer an den oberen Classen geleistet hat, lebt fort in der Erinnerung seiner zahlreichen Schüler, deren er mehr als 2000 herangebildet hat. In seinen wissenschaftlichen Studien wußte er die von ihm erworbenen philosophischen Kenntnisse für die Geschichte der Mathematik fruchtbringend zu verwerthen, indem er seine Thätigkeit den altgriechischen Mathematikern zuwandte. Auf diesem Gebiete veröffentlichte er 1824 „Archimedes’ Werke, deutsch“, 1826 „Theodosius’ von Tripolis Kugelschnitte, deutsch mit Erläuterungen“ und ließ 1852 den griechischen Text desselben folgen; 1856 erschien von ihm eine kritische Textausgabe des „Aristarchos von Samos über Größe und Entfernung der Sonne und des Mondes“. Außer diesen größeren Werken behandelte er in Programmen und sonstigen Gelegenheitsschriften, Reden und Abhandlungen pädagogische und physikalische Gegenstände. Als im J. 1844 die Anregung zur Bildung eines Zweigvereins der Gustav-Adolf-Stiftung für Stralsund gegeben wurde, gehörte N. zu den eifrigsten Förderern desselben und trat in der am 4. September des genannten Jahres abgehaltenen constituirenden Generalversammlung als Schriftführer in den Vorstand, übernahm 1848 den Vorsitz in demselben und hat in dieser Stellung und zugleich als pommerscher Abgeordneter zum Gesammtausschuß in Berlin während zweier Jahrzehnte und bis in sein Greisenalter hinein die

Zwecke dieser Stiftung kräftig gefördert, in seiner sicheren und entschiedenen Weise alle versuchten Einwirkungen confessioneller Engherzigkeit zurückweisend. Auch die Provinzialgewerbeschule, sowie die königliche Navigationsschule in Stralsund sind, was ihre Gründung, Berathung und Beaufsichtigung anbetrifft, N. dankbar verpflichtet. Im J. 1848 als Abgeordneter des Franzburg-Rügenschen Wahlkreises zur Nationalversammlung nach Frankfurt berufen, gehörte er mit seinem Freunde E. M. Arndt zu jener Partei, welche die deutsche Kaiserkrone auf Preußens Königshaupt setzen wollte und wirkte, in die Heimath zurückgekehrt, im Kreise seiner Mitbürger auch ferner für die nationale Idee, die seine Seele ganz erfüllte, rathend, mahnend, belehrend, klärend und reinigend, indem er lange Jahre im Bürgerverein allwöchentlich zu seinen Genossen sprach oder in öffentlichen Versammlungen sich über die Angelegenheiten des Vaterlandes, seine Bedürfnisse und die Forderungen der Gegenwart in beredter Weise erging. Am 20. April 1860 feierte das Gymnasium sein dreihundertjähriges Bestehen und dies ward zum Jubelfest für den Director, in dessen Persönlichkeit sich das mitlebende Geschlecht fast gewöhnt hatte, die Anstalt verkörpert zu sehen. Er selbst feierte die fünfzigjährige Jubelfeier seiner Lehrthätigkeit im folgenden Jahre. Michaelis 1865 trat er in den Ruhestand und verlebte die letzten Jahre in beschaulicher Heiterkeit und im freudigen Hinblick darauf, das Ziel seiner Jugendträume in der Wiedergeburt des deutschen Reiches verwirklicht zu sehen; selbst ein unglücklicher Fall, der ihn zuletzt ans Zimmer fesselte, raubte ihm den Gleichmuth der Seele nicht. Der Taufwunsch seines Pathen, er möge ein braver deutscher Mann werden, hat sich an ihm im vollsten Sinne des Wortes erfüllt.

Stralsunder Zeitung 1872, Nr. 37. — Biederstedt, Nachrichten u. s. w., Stralsund 1822, S. 89. — Zober, Geschichte des Stralsunder Gymnasiums, Strals. 1860. VI, 36 f. — Stralsunder Michaelisprogramm, 1866, S. 21 f. — Unsere Zeit, N. Folge, Bd. VIII, S. 720 f. Häckermann.

Noack: Ludwig N. wurde geboren als ältester Sohn des Oberconsistorialregistrators Noack am 4. October 1819 zu Bessungen bei Darmstadt; besuchte das hauptstädtische Gymnasium und verließ dasselbe am 13. April 1837 mit dem Zeugniß der Reife. Schon am 26. April wurde er auf der Landesuniversität Gießen als Studiosus der Theologie und Philologie immatriculirt. Fleißig, wie all sein Leben lang, verband er die theologischen Studien mit den Arbeiten im philologischen Seminar unter Professor Osann. Sein Abgangszeugniß mit den glänzendsten Testirungen datirt vom 11. Januar 1840. Am 22. Mai desselben Jahres wurde er in das hessische Predigerseminar zu Friedberg aufgenommen; am 2. November 1841 figurirte er in der Liste der Pfarramtscandidaten und am 3. Mai 1842 wurde er als Pfarrgehülfe und Religionslehrer am Gymnasium und an der Communalschule zu Worms in der hessischen Pfalz angestellt.

Es sei hier gleich die orientirende Bemerkung verstattet, daß der kritisch veranlagte junge Mann in die unpassende Laufbahn verschlagen worden war. In die Theologie gewissermaßen hineingeboren und erzogen, hat er sich nie dauernd von ihr zu trennen vermocht und ist nach allen philosophischen Leistungen stets wieder in die Bibelkritik zurückgefallen. Die Theologie aber ist eine Wissenschaft sui generis; die Freiheit innerhalb derselben hängt mehr als bei anderen Disciplinen von Zeitströmungen und Machtverhältnissen ab, und in Hessen-Darmstadt herrschten zur Zeit der Staatsrath v. Linde und Herr v. Dalwigk, damals gerade Kreisrath zu Worms! Diese beiden Herren haben dem redlich strebenden, stets uneigennützigen N. ein wahres Märtyrerleben bereitet. Herr v. Linde, als Kanzler der Universität Gießen, eröffnete den Feldzug am 5. Januar 1844. Ein angebliches Gesuch Noack's um Anstellung in der philosophischen Facultät

zur Veranlassung nehmend, richtete er an N. die peinliche Frage: ob er der Verfasser der beiden „Schmähartikel" in der „Mannheimer Abendzeitung" und den „Constitutionellen Jahrbüchern" sei, betreffend die Gießener Universität (später als Broschüre unter dem Titel: „Der Gießener Studienplan und Herr Professor C. A. F. Fritzsche", Mannheim 1844, Heidelberg, Groos, erschienen). Dieser anticipirte Zeugnißzwang, n. b., gegen den Zeugen selbst, wurde von N. mit dem Bemerken abgewehrt, er habe sich um keine Stelle beworben. Aber Herr v. Linde, den doch jetzt die Sache gar nichts mehr anging, verlangte schleunigst abermals Aufklärung über die „Schmähartikel". N. darauf: er habe nie Schmähartikel geschrieben. Man sagt, daß es hierauf dem zu größeren Dingen berufenen Herrn v. Dalwigk gelungen sei, unter der Maske des Schmeichlers dem harmlosen N. das Geständniß der Autorschaft entlockt zu haben. Am 23. April wurde N. seines Dienstes in Worms entbunden und am 10. Mai ihm die Beibringung eines Heimathscheins behufs Ertheilung einer Aufenthaltskarte polizeilich auferlegt, nachdem er die Erlaubniß zur Ertheilung von Privatunterricht in Sprachen, Litteratur und Geschichte erwirkt hatte! Und doch bezeugte ihm ein hohes Oberconsistorium zu Darmstadt, daß er nach vorzüglich bestandener Prüfung die Stellen eines Hülfspredigers und Religionslehrers zur Zufriedenheit bekleidet habe. Und doch ließ im folgenden Jahre der Erbgroßherzog (später Ludwig III.) für die Uebersendung des ersten größeren Werkes von N., „Mythologie und Offenbarung" (Darmstadt, Leske, 1845) bestens danken. Der Unkundige fragt unwillkürlich: Wer regierte denn eigentlich im Großherzogthum? Mitten in den aufregenden Wirren des Jahres 1844 hatte N. noch Zeit gefunden, am 16. December zu Freiburg i. Br. das Diplom eines Doctors der Philosophie zu erwerben.

Im Januar 1847 schlug ihm der Minister die Bitte um eine Privatdocentur ab; dagegen berief ihn die linksrheinische Schulverwaltung Ende März desselben Jahres als provisorischen Lehrer an die höhere Bürgerschule zu Oppenheim, gestattete ihm sogar die Ertheilung des Religionsunterrichts. Auch die „Jahrbücher für speculative Philosophie" (a. u. d. T. „Jahrbücher für Wissenschaft und Leben", Darmstadt, Leske, 1846—48) wurden vom nunmehrigen Großherzog Ludwig III. freundlich aufgenommen. Das Jahr 1848 ging an einem so regen Kopfe und warmen Herzen, wie N. sie besaß, nicht spurlos vorüber. In einem gedruckten Aufruf stellte er seine Candidatur zum Reichstage in Worms auf. Darin fand sich nichts Ueberstürztes, keine leere Phraseologie, welche so vielfach die Zeitungen und Hausmauern unsicher machte; der Verfasser wies vielmehr alles „müssige Raisonniren und Schwadroniren" zurück und skizzirte einen positiven Aufbau des deutschen Reiches. Das genügte damals linksrheinisch nicht; dagegen wurde N. im folgenden Jahre zum Repetenten der Philosophie zu Gießen mit einer Besoldung von 400 Gulden ernannt. Am 10. October 1855 erfolgte auch die Ernennung zum außerordentlichen Professor, freilich ohne Gehaltserhöhung! Da hieß es arbeiten, die ganze Spannkraft des Mannes einzusetzen, um sich über Wasser zu halten. Eine erste kinderlose Ehe war durch den Tod der älteren Gattin 1851 aufgelöst worden, 1855 ging N. eine zweite Ehe ein, die mit drei Söhnen gesegnet wurde. Am 7. December 1857 besteuerte man ihn mit 10 Procent des kleinen Gehalts für die Wittwencasse und legte ihm 320 Gulden Einzahlung auf! Und am 22. Juli 1859 noch schlug man ihm eine Gehaltserhöhung ab!

Hätte er sich nur einmal resolut von der Theologie und Bibelkritik emancipirt, und wäre er bei der Philosophie geblieben! Aber nachdem er sich in „Mythologie und Offenbarung" und in der kleinen Schrift: „Der Religionsbegriff Hegels" (beides Darmstadt, 1845, Leske) mit der Hegel'schen Religions-

philosophie auseinandergesetzt hatte, lockte es ihn jetzt, von dem identischen Unterschiede zwischen „Vorstellung“ und „Begriff“ hinweg zur Erforschung der empirischen Wirklichkeit der Religionsstiftung, und er schrieb: „Die Bedeutung des Urchristenthums und sein Verhältniß zum Christenthum der Gegenwart“ (Darmstadt, Leske, 1846). Dann sehen wir ihn, wie zur Vorbereitung auf seine Repetentenstelle, die „Jahrbücher für speculative Philosophie“ oder „für Wissenschaft und Leben“, zwei Jahre lang, 1846—48 (Darmstadt, Leske), herausgeben. Mitten hinein, 1847, stellte er jedoch eine dickleibige „Theologische Encyklopädie“ (Darmstadt, Leske) und verstieg sich im Revolutionsjahre 1848 zu einer angeblichen „Kirchenzeitung“ (Stuttgart, Expedition, Hofbuchdruckerei zum Guttenberg in Commission, October bis December 1848, 1849 ganz). Er fuhr wieder mit vollen theologischen Segeln: „Das Mysterium des Christenthums“ (Leipzig, Brockhaus, 1850; „Das Princip der evangelischen Kirche und die Aufgabe der speculativen Theologie“ (Lübeck, Dittmer, 1852); „Der Genius des Christenthums oder Christus in der Weltgeschichte“, 1. Genius des Urchristenthums, 2. der Katholicismus, 3. das Christenthum seit der Reformation (Bremen, Geisler, 1852); „Christenthum und Humanismus oder das religiöse Bewußtsein Jesu“ (Rudolstadt, Fröbel, 1853). Eine wahre Erlösung von der ewigen Religionsphilosophie bildete das sich auf neuzeitlich geschichtlichem Boden bewegende Werk: „Die Freidenker in der Religion oder die Repräsentanten der religiösen Aufklärung in England, Frankreich und Deutschland“ (Bern, 1853 bis 1855). Gleichzeitig erschien „Die Geschichte der Philosophie in gedrängter Uebersicht“ (Weimar, 1853, Landesindustriecomptoir). Aber im selben Jahre ereignete sich auch ein dreifacher Rückfall in die Theologie: „Die christliche Mystik in Mittelalter und Neuzeit“ (Königsberg 1853, Bornträger); „Die Theologie als Religionsphilosophie“ (Lübeck 1853, Dittmer); „Die biblische Theologie“ (Halle, Pfeffer, 1853). Bei dieser unerhörten Fruchtbarkeit darf man jedoch keineswegs an Buchmacherei oder Fabrikarbeit denken. N. arbeitete, trotz des materiellen Zwanges, nur nach innerem Bedürfniß der Gedankenäußerung. Im J. 1854 winkt uns, gleichzeitig mit der außerordentlichen Professur, wieder die lautere Philosophie: „Propädeutik der Philosophie“ (Weimar, Landesindustriecomptoir). Indessen drei Jahre später stoßen wir auf den „Ursprung des Christenthums“ (Leipzig, Fleischer, 1859), und während im selben Jahre die Zeitschrift „Psyche“ zur „Kenntniß des menschlichen Seelen- und Geisteslebens“ (Leipzig, O. Wigand, 1857—62) ihren Anfang nimmt, ja, während sich N. im J. 1857 hochverdient machte durch die erste vollständige Edition des Colloquium heptaplomeres (de arcanis) von Jean Bodin (1530—97), fährt im J. 1859 „Die christliche Dogmengeschichte“ (Erlangen, Enke) dazwischen. Eine vollständige Katharsis scheint mit dem Jahre 1859 einzutreten, welches selbst noch die treffliche Schrift: „Schelling und die Philosophie der Romantik“ (Berlin, Mittler & Sohn) bringt. Es folgten: „Heinrich Pestalozzi, der Held als Menschenbildner und Volkserzieher“ (Leipzig 1861, O. Wigand); im selben Jahre das noch immer beachtenswerthe „Immanuel Kants Auferstehung aus dem Grabe“ (Leipzig, O. Wigand); „Joh. Gottl. Fichte zum 100jährigen Geburtstag“ (Leipzig, 1862, O. Wigand). Sehr mit Unrecht hat man behauptet, die Schrift über Kant sei rein negativer Natur; sie führt bloß den Nachweis, daß Kant, trotz der hyperidealen Forderungen, beständig der Wirklichkeit und Erfahrung Rechnung getragen. Mit Fichte, nicht dem Philosophen, sondern dem Patrioten und Pädagogen, hätte wol etwas glimpflicher verfahren werden können.

Die Theologie ließ ihn nicht los, und sie war es, die ihm neue Unannehmlichkeiten zuzog. Am 29. April 1862 beantragte das hessische Oberconsistorium beim Ministerium des Innern „zum mindesten eine ernstliche Ver-

warnung" an N. wegen des Artikels: „Die Auferstehung des Gekreuzigten im Lichte heutiger Wissenschaft" („Psyche", Bd. IV., S. 133 f.). Am 13. Mai wurde die Universität zum Bericht aufgefordert. Unter dem 8. November berichtete der gesammte Senat ans Ministerium: er trete der theologischen Facultät bei, der Aufsatz gehöre der bibelkritischen Untersuchung an, welche frei sein müsse. Aber „die frivole und spöttische Sprache" sei „unverträglich mit dem Ernst und der Würde der biblischen Wissenschaft". Grundes genug zu einer „ernsten Verwarnung". Unterdessen wucherte Noack's religionsphilosophische, bisweilen hochpoetische, ihm aber stets verderbliche Anschauung fröhlich weiter. 1868 erschien: „Von Eden nach Golgatha" (Leipzig, O. Wigand); es folgten: „Tharraquah und Sunamith, das hohe Lied, geschichtlich und landschaftlich" (Leipzig, 1869, Fues); „Die Pharaonen im Nillande" (Leipzig, Brockhaus, 1870); „Aus der Jordanwiege nach Golgatha"; 4 Bücher „Ueber das Evangelium und die Evangelien" (Mannheim und Straßburg, Schneider, 1870—71). Noch am 16. April 1870 wurde ihm die Ernennung zum ordentlichen Professor abgeschlagen; der allgewaltige Dalwigk erklärte ihm persönlich: so lange er am Ruder stehe, könne er auf keine Berufung rechnen. Doch gewährte man ihm in Gnaden zur selben Zeit das Amt eines Gehülfen bei der Universitätsbibliothek; er zählte 51 Jahre! — mit 400 Gulden Gehalt. Am 3. Mai 1872 wurde das Gehalt des außerordentlichen Professors von 400 auf 550 Gulden erhöht. Endlich, am 24. Juni 1873, machte man ihn zum ersten Bibliothekar und gab ihm gleichzeitig den Titel eines Professor ord. honor. Auch die zweite Gattin, die treue Mitkämpferin und Mitdulderin, starb im J. 1875; zwei Jahre später vermählte sich N. mit der Vorsteherin seines Haushalts und erhielt an ihr eine aufopfernde Pflegerin in leider bald hülfsbedürftigem Alter. Am 10. October 1882 erhob sich sein Gehalt auf 4000 Mark. Als Bibliothekar war er nun freilich ganz an seinem Platz, da er gründliche Bücherkenntniß mit dem gründlichsten Fleiße verband und täglich wenigstens 6—7 Stunden den Büchern widmete, ohne indeß auch hierfür den wohlverdienten Dank zu ernten. Bei alledem brachte er es noch fertig, den „Scotus Erigena" für Kirchmann's „Philosophische Bibliothek" (1876) zu bearbeiten, und sein thatenreiches Autorleben zu schließen mit der Riesenarbeit: „Historisch-biographisches Handwörterbuch zur Geschichte der Philosophie" (Leipzig, Koschny, 1877—79), woran nichts falsch ist, als das Wort „Hand", da das Werk das unhandlichste dickleibigste Lexikon mit 963 Seiten ist!

Im Frühjahr 1885 schienen ihm seine Kräfte zur öffentlichen Thätigkeit erschöpft zu sein. Er hatte sich längst überarbeitet; sein Gehör hatte gelitten und seine Augen drohten im Bibliothekdienst zu erlöschen. Er suchte daher um Pensionirung nach, die ihm auch mit 9/10 des Gehalts vom 16. August d. J. an gewährt wurde. Leider kam er nicht in den Genuß der ersehnten und wolverdienten Ruhe; denn schon im Juni d. J. erkrankte er an der Gürtelrose, der sich eine Lungenentzündung zugesellte, und am 15. Juni segnete er das Zeitliche, schmerzlos und von lieblichen Bildern der Zukunft umgaukelt. Seine Gedanken schwebten um Heidelberg, wo er mit seiner Gattin der Ruhe zu genießen dachte. Ein edler Mensch und Menschenfreund wurde am 17. Juni 1885 zu Gießen hinausgetragen, von seinen Angehörigen beweint, von allen Unparteiischen betrauert. K. Grün.

Noback: Johann Christian N., Cameralist, geboren am 6. October 1777 zu Kölleda in Thüringen, † am 4. Juni 1852 zu Chemnitz. Auf Grund einer kaufmännischen Ausbildung trat er nach zurückgelegten Lehrjahren 1821 als Disponent in eine Seiden- und Sammtfabrik in Krefeld ein. 1821 errichtete er in Erfurt eine Handelsschule, welche er bis 1842 leitete. Die letzten Jahre

seines Lebens verbrachte er theils in Gotha, theils in Berlin. Die Bedeutung Noback's liegt einestheils in der gelungenen Organisation seiner Handelsschule, welche vielfach als Vorbild diente, anderntheils in seinem litterarischen Hauptwerke: „Handbuch der Münz-, Bank- und Wechselverhältnisse aller Länder und Handelsplätze“, Rudolstadt 1833, welches er in Gemeinschaft mit seinem Sohne Friedrich Eduard (s. u.) 1851 neu bearbeitet, als „Taschenbuch der Münz-, Maß- und Gewichtsverhältnisse“ ꝛc. herausgab; die ungeheure Fülle und Vollständigkeit der Daten, wodurch das Werk alle ähnlichen bei weitem übertraf, hat demselben bis auf den heutigen Tag einen wichtigen Platz unter den Nachschlagewerken der Nationalökonomie, Statistik und Handelswissenschaft gesichert. — Außerdem gab N. im Verein mit Schiebe 1836—1837 die „Blätter für Handel und Industrie“ heraus. — Von seinen Söhnen ist der älteste, Karl August N., geboren am 18. Juni 1810 in Kölleda, † 1870 in Prag, gleichfalls auf dem Gebiete der Handelswissenschaft thätig gewesen. In der Lehranstalt seines Vaters herangebildet, unterstützte er denselben später im Lehramt, ging 1835 als Lehrer an die Handelsschule nach Leipzig, begründete 1843 mit seinem Bruder Friedrich Eduard eine Handelslehranstalt in Berlin, lebte nach deren Aufhebung 1849 in Hamburg und folgte 1851 einem Rufe als Secretär der Handels- und Gewerbekammer nach Budweis, in welcher Stellung er bis 1859 blieb. Seit dieser Zeit lebte er in Prag. Bei den Weltausstellungen in London 1851 und Paris 1855 fungirte er theils als Juror, theils als officieller Berichterstatter. Von ihm sind erschienen: „Beschreibung des Regierungsbezirks Erfurt“ (amtliche Arbeit), 1840; „Der Handel in Compagnie“, 1842; „Die Leinwandindustrie in Deutschland“, 1850; „Gewerbe- und Handelsstatistik des Kreises Budweis“, 1853; im Verein mit seinem Bruder F. E. N.: „Allgemeine Encyclopädie für Kaufleute, fortgesetzt von Steger“, 12. A., 1859. Von seinen gemäßigten freihändlerischen Grundsätzen legte er Zeugniß ab in seiner mit einer Einleitung versehenen Uebersetzung von Bastiat's „Sophismes économiques“, 1847, wie er auch Mitbegründer des ersten deutschen Freihandelsvereins in Berlin war. — Der zweite Sohn, Friedrich Eduard N., geboren am 28. Februar 1815 in Krefeld, war seit 1849 Director der Handelsschule in Chemnitz, seit 1863 in gleicher Stellung in Dresden; nach seiner 1873 erfolgten Pensionirung zog er nach Marburg in Hessen, 1874 nach Berlin, wo er im Handelsministerium einen amtlichen Wirkungskreis erhielt. Er schrieb: „Der Kaufmann“, 3 Bde., 1842—1850, 2. Aufl. 1859; „Wechsel und Wechselrecht“, 1845; „Systematisches Lehrbuch der Handelswissenschaft“, 1848; „Börsen- und Contorbuch“, 3 Bde., 1861; „Deutsch-englisches Handels-Correspondenz-Lexikon“, 1865; „Vollständige Handelscorrespondenz in deutscher und englischer Sprache“, 6. Aufl. 1876, sowie einen Auszug aus seines Vaters Hauptwerk als: „Münz-, Maß- und Gewichtsbuch“. Ein Sohn von ihm, Gustav N., ist ein renommirter Brauereitechniker in Prag.

Pierer, 6. Aufl. — Brockhaus' Conv.-Lex. — Michaud, Biogr. univ. — Nouvelle biogr. générale. Inama.

Nobbe: Karl Friedrich August N., Philologe und Schulmann (1791 bis 1878). Er war in Schulpforta, wo sein Vater Amtsactuarius war, am 7. Mai 1791 geboren, war von 1804 an Schüler der Pforta unter Ilgen, und studirte von Ostern 1810 an in Leipzig Theologie und Philologie; außer durch G. Hermann fühlte er sich vornehmlich durch Chr. Dan. Beck gefördert, der ihn Ende 1810 in das philologische Seminar aufnahm und zu seinem Amanuensis machte; auch in die theologische Gesellschaft unter Tittmann trat er 1811 ein. Im Mai 1814 legte er die Candidatenprüfung in Dresden ab, wurde im October d. J. Collaborator an der Thomasschule in Leipzig, 1815 Magister daselbst und Mitglied des Collegium philobiblicum unter Keil's Leitung. Im Herbste 1816 be-

rief ihn der Rath der Stadt als Tertius an die Nicolaischule, der er von da an bis zu seiner Emeritirung treu geblieben ist. Zahlreiche Berufungen in auswärtige Aemter lehnte er ab; im September 1817 habilitirte er sich an der Universität mit der Schrift: „Observationum in Propertii carmina specimen“, und hielt philologische Vorlesungen „nicht publice, sondern privatissime“; Ende 1826 wurde er Professor extraordinarius und fing nun wieder an, öffentlich zu lesen. Nachdem er bereits October 1820 Conrector an der Nicolaischule geworden war, wurde er im Herbst 1828 zum Rector dieser Anstalt erwählt, welcher er in der langen Dauer seines Amtes „das Gepräge seiner in mannigfacher Weise imponirenden Persönlichkeit“ zu geben verstanden hat. Insbesondere verdankt die Anstalt ihm die Gründung einer Schulbibliothek (1829) und einer Wittwencasse (1832). Nachdem er am 20. October 1864 sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum gefeiert, legte er am 21. Juli 1866 sein Amt nieder und trat in den Ruhestand. Er starb in Leipzig am 15. Juli 1878. — N. war ein fruchtbarer Schriftsteller; das Verzeichniß seiner Schriften umfaßt 68 Nummern. Fast sämmtliche Abhandlungen in den Programmen der Nicolaischule während der Jahre 1828—1866 hat er selbst verfaßt, wobei er die verschiedensten Gebiete der Philologie behandelte. Da ihm aber ein eigentlich kritischer Sinn mangelte, so haben seine Schriften einen dauernden Werth nicht behalten; auch seine Textrecension der Werke Cicero's, welche er für die Tauchnitz'sche Sammlung von 1827 an besorgte, beherrschte zwar lange Zeit die Schulen, ist aber noch bei seinen Lebzeiten verdrängt worden. Von seinen übrigen selbständigen Schriften ist zu nennen die Biographie seines Lehrers Chr. D. Beck, welche er 1837 erscheinen ließ, und seine Arbeiten über die Familie Luthers, der seine Mutter angehörte, besonders das „Genealogische Hausbuch der Nachkommen Luthers“, 1871; 1831—33 gab er mit Döhner, Goldhorn und Rüdiger die Zeitschrift „Der Lichtfreund“ heraus.

Forbiger, Nekrolog im Leipz. Tageblatt 1878. — Vogel, Nachruf im Progr. der Nicolaischule 1879. — Schriftl. Mittheilungen seines Amtsnachfolgers Rector Mayhoff. R. Hoche.

Nobert: Friedrich Adolph N., geboren am 17. Januar 1806 in Barth, Vorpommern, daselbst † am 21. Februar 1881. N. war zuerst Uhrmacher, wirkte dann längere Zeit (1835—1850) als Universitätsmechaniker in Greifswald, ging später nach seinem Geburtsorte zurück und leitete dort eine eigne mechanische und optische Werkstätte. Anfangs hatte sich N. mit der Herstellung astronomischer Pendeluhren beschäftigt. Durch die Anfertigung von Theilungen astronomischer Instrumente wurde er zur Vervollkommnung von Kreistheilmaschinen geführt und hierdurch wieder zur Herstellung fein getheilter Glasgitter, welche ihm einen weitverbreiteten, wolverdienten Ruf verschafft haben. Vor ihm waren die von dem Engländer Barton auf Stahlplatten hergestellten Parallellinien, 10 000 auf den englischen Zoll, die Grenze der Leistung gewesen. N. stellte Theilungen auf Glas her, bis zu 8000 Parallellinien gleichen Abstandes auf 1 Pariser Linie. Die von ihm ausgeführten feinsten Theilungen konnten zuerst von den damals vorhandenen Mikroskopen nicht als getrennte Linien erkannt werden und hat dies einen wesentlichen Anstoß zur Verbesserung der Mikroskope gegeben. Die Wirksamkeit derselben wurde darnach bestimmt, bis zu welchem Liniensysteme der „Nobert'schen Probeplatte“ sie eine Auflösung der Linien herbeiführen konnten. N. hat selbst eine Anzahl von Mikroskopen gebaut, welche sich in der gedachten Beziehung von hoher Leistungsfähigkeit erwiesen. N. gab dann eine Reihe wichtiger Anwendungen der feinen Theilungen an, so z. B. zur Herstellung reiner Interferenzfarben und Messung der Wellenbreite, zur Ausführung leuchtender Ocularmikrometer, welche zur Bestimmung

der Farben der Sterne zu benutzen sind. Nobert's Untersuchungen und Methoden sind in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht, namentlich in den Astron. Nachr.; Verh. des Ver. z. Beförderung des Gewerbefleißes in Preußen; Poggend. Ann.

Pogg. biogr.-liter. Handw. Leipzig, 1863, II. 290; Greifsw. Tageblatt 1881, Nr. 46; Jahresb. der Ges. f. pomm. Gesch. Greifswald 1883, S. 17.)

Karsten.

Nocker: Peter N., Bildhauer, geboren am 9. März 1823 in St. Christina zu Sabbedin, war als echter Grödner ein prädestinirter Schnitzer. Er lieferte ursprünglich Spielzeug für kleine, dann für große Leute, z. B. Pfeifenköpfe mit Jagden u. s. w. Nach höherer Bildung strebend, kam er aus Tirol nach München, wo er, zugleich lernend, sein hartes Brot verdienen mußte. Dazu gehörte, daß er nach eigener Erfindung kleine, etwa 24 Centimeter hohe, anatomische Gliederpuppen schnitzte, welche als ein schönes Zeugniß seines über subtilen Dingen sinnirenden Geistes gelten konnten: Diese nach dem Kugelsystem verkapselten Modelle, welche mit anatomischer Genauigkeit jedem Clown und Kautschukmann die Wette bieten konnten, kamen der Phantasie eines jeden Figurenzeichners mit hülfreicher Liebenswürdigkeit entgegen. Irre ich nicht, so ist auch ein nach demselben Princip construirtes Modellpferd auf Nocker's Rechnung zu setzen. Drechsler und Kunsthändler ließen diesen Mannequin, natürlich unbefugter Weise, unzählige Mal copiren, ohne daß der Autor Nutzen daraus zog oder sein Name in Frage kam. Einige Zeit arbeitete N. auch in Jos. Gabriel Mayer's „Kunstanstalt“ und schnitt nach Knabl's Statuen kleine Lindenholzcopien, welche dann in Terracotta vervielfältigt wurden. Eine besondere Passion hatte N., berühmte Oelbilder in Reliefform zu übersetzen, beziehungsweise in Lindenholzskulptur auszuführen. So übertrug er die bekannten Tirolerscenen und Wirthshaustänze von Kirner und Kaltenmoser ins Plastische, auch, in seiner Weise, ein wahres Meisterstück, Kaulbach's „Lotte unter den Geschwistern“ und Defregger's „Ball auf der Alm“. Zur Münchener Kunstgewerbeausstellung 1876 lieferte N. dann „Wappen mit dem Hahn“ und das „Wappen mit dem Todtenkopf“ nach Albrecht Dürer's Stichen in excellenter Weise, mit einer Bravour, Feinheit und einem verständnißinnigen Stilgefühl, welche selbst den Schöpfer dieser wundersamen Blätter in Erstaunen versetzt hätten. Auch eine Reiterfigur, nach Hans Burgkmaier's Triumphwagen des Kaisers Maximilian, ist uns aus der genannten Exposition erinnerlich. Seine eminente Begabung blieb jedoch leider immer unbeachtet. Häufig war nicht einmal der Name des Künstlers beigesetzt, dafür prunkte der Name des Besitzers oder des ausstellenden Kunsthändlers. Kein Mäcen bemächtigte sich seiner. Das Bewußtsein seines Könnens blieb lebhaft in seiner Brust und bildete sich naturgemäß mächtiger aus, als Manchem, der die Bekanntschaft des meist verstimmten Künstlers machte, lieb sein mochte. Nur im Kreise einiger Getreuen thaute er auf, im Verkehr mit Ludwig Steub oder mit dem überhaupt vielfach geistverwandten Componisten Kunz. Still und unbemerkt ging N. am 1. Juli 1880 zu Brixlegg, wohin er sich zuletzt zurückzog, aus dieser Welt, welche ihn nie in besondere Affection genommen hatte. Umsomehr erheischt es die Pflicht der Nachwelt, seinen Namen in verdienter Erinnerung zu halten.

Vgl. Nekrolog in B. 254. Allg. Ztg. vom 10. September 1880.

Hyac. Holland.

Nodnagel: August N. wurde am 17. Mai 1803 zu Darmstadt geboren, erhielt daselbst seine Gymnasialbildung und studirte von 1822—25 in Gießen Theologie. Während dieser Zeit veröffentlichte er bereits ein Bändchen „Gedichte“ (1822), die von Th. Hell günstig beurtheilt wurden. Nachdem N. bis zum Jahre 1828 als Hofmeister bei der Familie v. Leykam gewirkt, ließ er sich

als Privatlehrer in Darmstadt nieder und erhielt hier 1832 als Hülfslehrer Verwendung am Gymnasium. Im J. 1836 zum ordentlichen Lehrer befördert, war er in seinem Lehramte bis zu seinem Tode, am 29. Januar 1853, thätig, versah daneben seit 1833 auch das Amt eines Freipredigers bei der evangelischen Stadtgemeinde. N. hat sich besonders durch seine beiden Sammlungen „Deutsche Sagen, aus dem Munde deutscher Dichter und Schriftsteller gesammelt“ (1836) und „Sieben Bücher deutscher Sagen und Legenden. In alten und neuen Dichtungen“ (1839) verdient gemacht. Seine eigenen poetischen Beiträge zu diesen Sammlungen zeugen von großer Gewandtheit in der Behandlung der Stoffe. Als gute Hülfsmittel beim Unterricht galten Nodnagel's „Erläuterungen zu deutschen Dichtern der Gegenwart“ (Freiligrath, Eichendorff, Rückert, Heine; 2 Hefte, 1842) und „Lessing's Dramen und dramatische Fragmente. Zum erstenmal vollständig erläutert“ (1842). Noch sind von seinen Schriften zu erwähnen: „Diutiska. Deutsche Sprachproben von Ulfilas bis auf die neueste Zeit“ (1847) und „Ritter Rodenstein, der wilde Jäger. Ein Volksmärchen in 5 Acten“, das im März 1843 am Hoftheater in Darmstadt zur Aufführung kam.

J. Marbach, Hessisches Dichterbuch, Friedberg 1857, S. 359. — H. E. Scriba, Lexikon der Schriftsteller des Großherzogthums Hessen, Darmstadt 1834—43, S. 288 u. 534. Brümmer.

Noeggerath: Dr. Johann Jacob N., geheimer Bergrath und ordentlicher Professor der Mineralogie und Bergwerkswissenschaft an der Universität Bonn, ein ebenso gelehrter, wie praktisch thätiger Naturforscher und Beamter, zugleich auch als ungemein fruchtbarer Schriftsteller auf dem Gesammtgebiete der Mineralogie, Geologie und des Montanwesens thätig, war geboren am 10. October 1788 zu Bonn in den Zeiten, als noch der letzte Kurfürst Maximilian Franz dort regierte. Seine erinnerungsreiche Jugend verlebte er unter französischer Herrschaft, während welcher nur wenige höhere Unterrichtsanstalten in den Rheinlanden sich erhalten hatten. N. war daher genöthigt, 1800 die einzige höhere Lehranstalt, Ecole centrale in Köln zu seiner weiteren Ausbildung zu besuchen. Schon frühzeitig entwickelte sich in N. eine große Vorliebe für Mineralien, die wahrscheinlich eine Bekanntschaft mit dem in der mineralogischen Wissenschaft wohlbewanderten Arzte K. W. Nose wach gerufen hatte. Infolge dieser Neigung widmete N. sich dem Bergfache, war aber dabei fast ausschließlich auf sein eigenes Studium angewiesen. Gleichwol beschäftigte er sich schon 1808 mit schriftstellerischen Arbeiten, indem er „Mineralogische Studien über die Gebirge am Niederrhein nach der Handschrift eines Privatisirenden“ (des oben erwähnten Dr. Nose) veröffentlichte. Zugleich begann er seine praktische Thätigkeit im Montanfache mit der Errichtung einer Alaunhütte bei Bonn auf einem von ihm entdeckten Braunkohlenflötze. Ueber diese Ablagerung berichtete er in einer ersten selbständigen Publication (Annal. d. mines XXX. 1881: „Description mineralogique du gisement de la Braunkohle près de Friesdorf etc.“). Schon damals (1812) wurde er zum Ehrenmitgliede der Societät für gesammte Mineralogie in Jena ernannt. Um auch eine Anwartschaft auf eine Stellung im Staatsdienst zu erlangen, unterzog sich N. der bergmännischen Prüfung in Arnsberg mit bestem Erfolge, so daß er, nachdem die französische Herrschaft 1814 zu Ende war, und die französischen Bergbeamten ihre bisherige Stellen sämmtlich verlassen hatten, sofort zum Bergcommissär für die niederrheinischen Departemente in Aachen ernannt wurde. In dieser Stellung war es eine seiner ersten Aufgaben, die sämmtlichen Montanwerke des Bezirks zu ermitteln, zu welchem Zwecke er das Land bereiste und bei dieser Gelegenheit die umfassendsten Kenntnisse der Montanverhältnisse des Districtes sich erwarb. Bei der endlichen Regelung des Territorialbesitzes erhielt N. 1816 die Stelle eines königlich preußischen Oberbergamts=

assessors bei dem Oberbergamt der niederrheinischen Provinz in Bonn. Bei diesem Amte leistete N., nachdem er hier 1820 zum Bergrathe, 1822 zum Oberbergrath und 1845 zum geheimen Bergrath befördert worden war, bis zu seiner Außerdienststellung am 1. April 1867 während einer mehr als 50jährigen amtlichen Thätigkeit die ersprießlichsten Dienste, namentlich bei dem Uebergang aus der französischen Verfassung und bei dem Erlaß des allgemeinen preußischen Berggesetzes vom Jahre 1865. Seine Sammlungen der Gesetze und Verordnungen in Berg-, Hütten-, Hammer- und Steinbruchsangelegenheiten liefern die glänzendsten Beweise für seine umfassenden Kenntnisse im Verwaltungsfache des rheinischen Montanwesens. Besonders eifrig war N. auch auf die Heranbildung junger, tüchtiger Bergleute bedacht. Als daher die Universität Bonn 1818 gegründet wurde, übernahm N. erst als außerordentlicher und seit 1821 als ordentlicher Professor das Lehrfach für Mineralogie und für Bergwerkswissenschaften an der Hochschule zugleich neben seiner unveränderten Stellung als Beamter bei dem Oberbergamte. Im J. 1826 betrauten ihn seine Collegen mit der höchsten akademischen Würde eines Rectors. Erst 1873 ließ er sich von der Verpflichtung, Vorlesungen zu halten, entbinden. In Anerkennung seiner vielfachen Verdienste wurde ihm 1868 der Kronenorden 2. Classe und 1873 noch der Stern dieses Ordens verliehen. Auch außeramtlich war N. auf die mannigfachste Weise wissenschaftlich thätig, wie sich aus ungemein zahlreichen Abhandlungen ersehen läßt, welche er während seiner langjährigen Beschäftigung mit geologischen Fragen zur Veröffentlichung brachte. Seine Theilnahme an den von Oken 1822 gegründeten Naturforscherversammlungen, die er seit der ersten Zusammenkunft in Berlin 1828 fast jährlich bis 1865 zu besuchen pflegte, brachte ihn mit den meisten der damals lebenden Fachgenossen in persönliche Berührung und N. war bei diesen Versammlungen nicht bloß einer der bekanntesten und sehr gerne gesehenen Gäste, sondern auch einer der wärmsten Vertreter der Interessen derselben, die er, unterstützt durch eine Stentorstimme, bei öffentlichen Gelegenheiten durch populäre Vorträge wol zur Geltung zu bringen verstand. Nicht weniger thatkräftig war seine Betheiligung bei der Gründung und Fortentwicklung der niederrheinischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde und des naturhistorischen Vereins für Rheinland und Westfalen, sowie des Vereins für Alterthumskunde in dem Rheinlande. Außer den gelegentlichen wissenschaftlichen Reisen bei dem Besuche der Naturforscherversammlungen unternahm N. zu wissenschaftlichen Zwecken vielfache Reisen nach Frankreich, in die Schweiz und in die Alpen. Er verstand es, die bei diesen Gelegenheiten gemachten Erfahrungen und gewonnenen Beobachtungsresultate mit der größten Lebendigkeit zu schildern. Es ist geradezu erstaunlich, wie N. neben seinen übrigen dienstlichen und streng wissenschaftlichen Arbeiten noch Zeit erübrigte, auch durch zahlreiche, für größere Kreise bestimmte populäre und allgemein verständliche Abhandlungen auf dem Gebiete der Mineralogie und Geologie der Wissenschaft neue Freunde zuzuführen, wie es z. B. mit der 1875 in dritter Auflage erschienenen „Geognosie und Geologie", ein Abschnitt aus dem dreibändigen Sammelwerk „Die gesammten Naturwissenschaften" der Fall ist. Eine nahezu 70jährige publicistische Thätigkeit des unerschöpflichen Forschers förderte seit den bereits erwähnten ersten Publicationen eine so beträchtliche Anzahl von Schriftwerken zu Tag, daß es schwer hält, auch nur die vorzüglichst bemerkenswerthen hier einzeln hervorzuheben. Schon seit 1812 lieferte N. zahlreiche Aufsätze in das von Leonhard herausgegebene Taschenbuch für Mineralogie (später Jahrbuch für Min., Geogn. u. Petrefactenk.), dann seit 1816 für das Jahrbuch der Chemie und Physik von Schweigger, für Karsten's Archiv, in Poggendorff's Annalen der Physik und in Brassert's Zeitschrift für Bergrecht. Unter diesen

Beiträgen sind hervorzuheben: „Oryktognostische Beschreibung der Aachner Metallmasse“ (Schweig. J. XVI, 1816), „Ueber Bergtheer und Erdpech zu Lobsan“ (Das. XLII, 1824), „Ueber beständige Mosetten in der Eifel“ (mit Bischof, das. XLV, 1823), „Gediegenes Gold im preußischen Moselgebiete“ (das. L, 1827), „Ueber haarförmige Crystalle von Brauneisenstein im Amethyst von Oberstein“ (Das. LII, 1828), „Ueber magnetische Polarität zweier Basaltfelsen in der Eifel“ (Das. LII, 1828), „Das Erdbeben vom 23. Februar 1828 in den Nieder- und Rheinlanden“ (Das. LIII, 1828), „Die Bruchhauser Steine“ (Karsten's Arch. III, 1831), „Zusammenvorkommen von Basalt und Braunkohle bei Utweiler“ (Das. V, 1832), „Verhältnisse der Braunkohlengebilde zur Kreideformation am Niederrhein“ (Das. VI, 1833), „Ueber die Gebirgsbildung der linken Rheinseite“ (Das. XIV, 1840), „Granit im Basalt am Mendeberg“ (Daselbst), „Gebirgsspaltungen in neuester Zeit“ (Das. XV, 1841), „Ueber einen vulcanischen Punkt im Soonwaldgebirge“ (Das. XV, 1841), „Zirkon in der porösen Lava von Nieder-Mendig“ (Das.), „Basaltdurchbruch im bunten Sandstein bei Nierstein“ (Das. XVI, 1842), „Ueber das Vorkommen des Gabbro bei Nierstein“ (Das.), „Ueber Eisensteinformation des Hunsrück“ (Das.), „Ueber Abteufen von Schächten mit verdichteter Luft“ (Das. XVII, 1843), „Zur architekt. Mineralogie der Rheinprovinz“ (Das. XVIII, 1844), „Manganerzbildung durch Mineralquellen“ (Das.), „Neue Bildung von Eisenglanz durch Sublimation“ (Das.), „Chlorsilberbild an silbernen Geräthen in der Erde“ (Das. XIX, 1845), „Ueber Entstehung der Steinkohle“ (Das.), „Ueber die Kunst, Onyxe, Carneole rc. zu färben“ (Das. XXII, 1848), „Ueber die sog. Bodenerhöhung“ (Das. XXV, 1853), „Ueber das Steinsalz zu Bex“ (Pogg. Ann. III, 1825), „Neue Schwefelkiesbildung“ (Das. 38, 1846), „Krystallform des regulinischen Zinks“ (Das. 39, 1836) u. s. w. In den Jahren 1822—1826 gab er ein großes Werk: „Das Gebirge von Rheinland-Westfalen nach mineralogischen und chemischen Beziehungen“ in 7 Bänden heraus, welches vielseitige Beiträge zur Landeskunde enthält und für lange Zeit die erste Quelle für die geologische Kenntniß dieses Landstriches bildete. Unter den selbständig erschienenen Publicationen sind ferner zu bemerken: „Ueber aufrechts im Gebirgsgesteine eingeschlossene Baumstämme“, Bonn 1819 und 1821, „Der Bau der Erdrinde nach dem heutigen Standpunkte der Geognosie“ (mit Burkart), 1838, „Die Entstehung der Erde“, 1843, „Die Entstehung und Ausbildung der Erde“, Stuttgart 1847, „Das Erdbeben vom 20. Juli 1846 im Rheingebiete“, Bonn 1847, „Der Bergschlipf vom 20. December 1846 an den Unkener Basaltsteinbrüchen“, 1847. Als populären Schriftsteller im besten Sinne des Worts lernen wir N. in den zahlreichen Aufsätzen verschiedenen Inhalts kennen, welche die gemeinnützigen und unterhaltenden rheinischen Provinzialblätter, 1834—1837, die Kölnische, Augsburger Allgemeine Zeitung, das Ausland und die Westermann'schen Monatshefte enthalten. Eine ganz neue Seite der vielseitigen Thätigkeit Noeggerath's macht sich in seiner socialen Stellung in sehr hervorragender Weise bemerkbar. Schon 1840 trat er in das Stadtverordnetencollegium Bonns ein, wo er durch umsichtigen klugen Rath sich einen großen Einfluß verschaffte. Als Vertreter seiner Vaterstadt wurde er auch in den Provinziallandtag gewählt, dem er bis 1874 angehörte und in dem er durch seine umfassenden Kenntnisse der Provinz außerordentlich segensreich wirkte. Auch im Kreistage vertrat er seit 1857 seine Geburtsstadt. Solche Verdienste wurden auch allseitig anerkannt und zu ehren gesucht. Zahlreiche inländische Orden der drei Könige von Preußen, denen er diente, sowie hohe Orden von Rußland, Baden, Oesterreich und Frankreich können als Zeichen der ihm zuerkannten Ehrung dienen, wie er denn auch als Mitglied zahlreicher gelehrten Gesellschaften gefeiert wurde. Einer seiner langjährigen

Bekannten und Freunde äußerte sich in folgender Weise über den Charakter des vortrefflichen Mannes: „Bei glücklichen Naturanlagen, einer leichten und sicheren Auffassung, einem seltenen Gedächtnisse, hat N. sich durch eigene Studien selbst gebildet und durch Ausdauer und Gewandtheit eine Stellung im Leben errungen, wie es nur Wenigen vergönnt ist. Ein unbefangenes und gesundes Urtheil stand ihm zur Seite. Wohlwollen gegen Alle, die mit ihm in Berührung kamen, verbunden mit einer heiteren und gleichmäßigen Gemüthsstimmung, erwarben ihm Vertrauen und Entgegenkommen in allen Kreisen. Er hatte keine Feinde. Er war ein zuverlässiger und treuer Freund. Sein eifriges Streben, alles zu fördern, was der Wissenschaft und dem öffentlichen Wohle diente, was der Provinz und seiner Vaterstadt von Nutzen sein konnte, hat ihm die allgemeine Anerkennung bei der wissenschaftlichen Welt und die wärmste Zuneigung der Provinz und seiner Mitbürger gesichert.“ Eine schmerzhafte Krankheit fesselte ihn 1876 lange an ein Krankenlager; eine zeitlang schien es, als ob seine vortreffliche Natur wieder die Herrschaft gewinnen würde, bis endlich eine völlige Erschöpfung seinem thatenreichen Leben am 13. September 1877 ein Ziel steckte.

v. Dechen, Z. Andenken an J. J. Noeggerath, Bonn 1877.

v. Gümbel.

Nohl: Ludwig N., einer der schreiblustigsten Musikschriftsteller unserer Tage, geboren am 5. December 1837, † zu Heidelberg am 15. (nicht 16.) December 1885. Seine schriftstellerische Richtung und Thätigkeit scheint nicht so sehr aus eigenster Natur und Entwickelung hervorgegangen, als durch äußere Ziele und Zeitrichtungen bestimmt worden zu sein. Ein Einblick in das innerste Wesen des Mannes und seine Motive würde sich erst durch genaue Kenntniß seines Lebensganges gewinnen lassen. Nun theilt er uns zwar in seinem „Musik und Musikgeschichte“ (1876) den eigenen Lebenslauf mit; aber fast wie absichtlich bleibt dabei jede Thatsache, die auf sein äußeres Leben Bezug oder Einfluß haben konnte, verschleiert; selbst Heimath, Geburt, Schulstudien, der Kampf ums Dasein, werden in mystisches Dunkel gehüllt. Erst durch Briefe und Mittheilungen über Familienverhältnisse wurde der Verfasser dieser Lebensskizze in den Stand gesetzt, zu erkennen, auf welchem Wege N. sich bis zu Extremen verirrte, welche ihn endlich seiner eigenen Partei zur Last und Andern zum Gespött machten. — Geboren zu Iserlohn, wo sein Vater Justizrath war, ward auch er ursprünglich für die juristische Laufbahn bestimmt und vorgebildet, verließ aber als Referendar diesen Weg, um sich dem Studium der Musik zuzuwenden. Bald erkannte er jedoch, daß er weder als Componist, noch als Virtuose etwas leisten würde, und sich dem Lehrfache hinzugeben, war ihm zu mühsam. Er griff daher zur Musikschriftstellerei und wählte sich frischweg einen Vorwurf, der allerdings sehr anziehend ist, aber denn doch eine allseitige musikalische und historische Vorbildung verlangt, nämlich „Ludwig van Beethoven's Leben“. Der erste Band erschien im J. 1864 und der dritte und letzte in zwei Hälften, 1874 und 1877. Die Kritik erkannte willig den Sammelfleiß des Verfassers an, warf ihm aber schon beim ersten Bande die absichtliche Buchmacherei vor, und als Thayer's verdienstliche Biographie Beethoven's schon zwei Jahre später (1866) erschien, verlor Nohl's Werk völlig seinen Werth, so daß die späteren Bände in den Fachkreisen kaum noch einer Beachtung gewürdigt wurden. — Bei seinen Quellenstudien zur Beethoven-Biographie fielen ihm auch eine große Anzahl Briefe von Beethoven selbst, Mozart, Gluck, Ph. E. Bach, Jos. Haydn, C. M. v. Weber und Mendelssohn in die Hand, die er abschrieb, sammelte und 1865 bis 1867 unter den Titeln: „Briefe Beethoven's“ (1865), „Mozart's Briefe“ (1865) und „Musiker-Briefe“ (1867) herausgab. Von seinem Sammeltalente zeugen auch die Bücher: „Beethoven's Brevier“ (1870), eine Sammlung der

von B. selbst ausgezogenen und angemerkten Stellen aus Dichtern und Schriftstellern alter und neuer Zeit, ferner: „Eine stille Liebe zu B. Nach dem Tagebuche einer jungen Dame" (1875), „Beethoven nach den Schilderungen seiner Zeitgenossen" (1877) und „Mozart nach den Schilderungen seiner Zeitgenossen" (1880). Ueberall wurde freudig das Werthvolle seiner Ausgrabungen anerkannt, trotzdem das leidige Buchmachen den eigentlichen Genuß stets störte; denn was auf 20 Seiten mitzutheilen war, dehnte er bis auf 200 Seiten aus, weit vom Zwecke seines Themas abschweifend. Von einem Kritiker sehr treffend als „signatura operis" bezeichnet, oder seine langen Abschweifungen als „begeisterte Unverständlichkeiten". Dennoch hätte er der Wissenschaft in diesem Fache noch manchen Dienst leisten können, wenn seine Thätigkeit sich nicht auf ein anderes Feld geworfen hätte. Man versteht nicht recht, warum sich N. in den Jahren, als er sich hauptsächlich mit Mozart's und Beethoven's Leben beschäftigte, gerade in München niederließ, welches doch so weit ab von dem Wirkungskreise der beiden Heroen lag, es müßte denn die Hoffnung gewesen sein, seine Zwecke dort durch Richard Wagner gefördert zu sehen. Diese Muthmaßung wird zur Gewißheit durch einen Artikel, den N. im J. 1883 im Frankfurter Journal und Frankfurter Presse Nr. 374 veröffentlichte, überschrieben: „Einige Briefe Richard Wagner's." Hier bekennt er offenherzig seine damals pecuniär gedrückte Lage, die Bemühungen, dem Könige Ludwig II. sein Buch „Mozart's Briefe" persönlich zu überreichen und sich Wagner bemerkbar zu machen. Das Erstere glückte ihm, doch trug es ihm nur den Professortitel ein; Wagner dagegen wies ihn schroff ab, da er ihn in einem Artikel über Kiel nicht ganz und voll anerkannt habe. N. ließ sich das nicht zweimal sagen und dedicirte Wagner die 1865 erschienenen Briefe Beethoven's. Wagner antwortet ihm in freundlicher Weise (Brief vom 31. Mai 1865). Nun glaubt N. das Feld gewonnen zu haben und bittet ihn, seinen Einfluß zu benutzen, um ihm einen festen Gehalt zu verschaffen. Wagner verspricht und vertröstet, bis er endlich 1869 selbst den Boden unter den Füßen verlor und sich nach Luzern zurückzog. Von anderer Seite unterstützt, konnte N. nun einige Jahre sich ganz seiner Beethovenbiographie widmen und seine Reisen bis Wien und Petersburg ausdehnen, obgleich gerade in diese Zeit die Schriften fallen, in denen er sich quasi zum Dollmetscher der Zukunftsmusikerpartei aufwirft, denn sein „Neues Skizzenbuch zur Kenntniß der deutschen, namentlich der Münchener Musik- und Opernzustände der Gegenwart", „Neue Bilder aus dem Leben der Musik und ihrer Meister", „Gluck und Wagner. Ueber die Entwicklung des Musikdramas" und „Richard Wagner. Sein Leben und sein Schaffen", fallen in die Zeit von 1869—1870. Er hatte sich durch diese Schriften und unzählige Zeitungsartikel in Fach-, Unterhaltungs- und politischen Blättern schließlich in eine wahre Berserkerwuth gegen Alles, was nicht von Wagner und Liszt herrührte, geschrieben. Jedes Thema, jeder ältere Meister, mußte nur zum Piedestal dienen, auf welches er Wagner und Liszt erhob. Er verstieg sich bis zur tollsten Verachtung alles dessen, was vor und neben Wagner componirt worden ist. Seine Verblendung ging so weit, daß er das ganze deutsche Volk schmähte und jede Gelegenheit benutzte, es verächtlich hinzustellen, nur unter dem Eindrucke, daß es Wagner und Liszt nicht hinreichend vergötterte, die er als die Einzigen erkannt wissen wollte, die zur Errettung der Kunst und der Menschheit überhaupt erstanden wären. Selbst über Goethe und Schiller thut er Aeußerungen wie die folgenden: „sie haben uns keine echt und volldeutsche Kunst gegeben" (siehe sein „Gluck und Wagner", 1870, S. 7) und in einem Briefe an Wagner von 1873: „Goethe und Schiller haben nicht bloß das Ganze der Kunst nicht vermocht (sic?), sondern gingen fast mit dem Unglauben an die Möglichkeit der Herstellung einer Kunst dahin." 1874 in den „Reise-

briefen“, Seite 235, schreibt er: „Beethoven ist hübsch ästhetisch fein, anmuthig in der Erscheinung. Sein Fidelio, die Messen, selbst die große, kommen aus diesem modernen Rührungsbrei im großen Ganzen nicht hinaus“. Haydn nennt er stets den „kindisch eingepuppten Haydn“. Dann wieder: „In der Litteratur und Kunst ist vor Wagner's Auftreten alles verkommen, Schiller und Goethe, Mozart und Beethoven, Anderer gar nicht zu gedenken, sind nur Bahnbrecher.“ An Mendelssohn und Meyerbeer versündigt er sich fast in jedem Buche. Nur ein Beispiel aus dem 1874 erschienenen Werke: „Beethoven, Liszt und Wagner“, 1874, Seite 45: „Nachdem die schneiderhafte Art der Nachromantiker und Capellmeister glücklich überwunden war, hoffte ich, daß der deutsche Genius mit wahrhaft explodirender Gewalt den Zwitter- und Mißgestalten beider Componisten ein- für allemal den Garaus machen werde“. Oder am andern Ort: „Es ist das Musikgebahren Meyerbeer's durchweg die Art des Affen, der uns die natürlichen Bewegungen des äußeren und inneren Menschen in einer das tiefe Gefühl verletzenden Entstellung zeigt. Es ist ein erschreckendes Bild innerer Armuth“. N. selbst bietet uns in allen diesen Dingen ein erschreckendes Bild von Absurdität. Seine Urtheile sind so gut auf der einen wie auf der anderen Seite geschraubt und lächerlich, so wenn er über die Elsa im Lohengrin sagt: „sie ist das Weib der Zukunft, von der wir alle die Erlösung zu erhoffen haben“. Obwol die Kritik unbarmherzig über N. Gericht hielt, ließ er sich doch in seinem Gebahren nicht steuern; sie schwieg ihn schließlich todt. Vereinsamt und im Kampfe mit Kummer und Sorge ward er victima nil miserantis Orci. Omnes eodem cogimur! Rob. Eitner.

Nokk: Anton N., Schulmann, geboren am 27. October 1797 zu Schönwald bei Triberg im badischen Schwarzwald, † am 22. August 1869 zu Karlsruhe. Er studierte an den Universitäten Heidelberg und Freiburg als Philologe und Historiker, nebenbei auch mathematische Vorlesungen hörend. Seine Schulthätigkeit begann am Gymnasium zu Bruchsal, welchem er seit 1821 als Lehrer angehörte, seit 1838 als Director vorstand. Im J. 1848 wurde er zum Gymnasialdirector in Freiburg ernannt und blieb in dieser Stellung bis 1863, worauf er, in den Ruhestand versetzt, nach Karlsruhe übersiedelte. Das für Baden besonders stürmische Jahr 1848 riß auch N. für kurze Zeit aus der Schulthätigkeit heraus. Er war vorübergehend Abgeordneter zur zweiten Kammer und unterstützte als solcher das Ministerium Bekk, zu dessen namengebenden Persönlichkeit er von der Universität her auf befreundetem Fuße stand. Als Lehrer, als Gymnasialdirector leistete N. Vorzügliches, und die bleibende Liebe derjenigen, welche als Schüler unter ihm das Gymnasium besuchten, wie nicht weniger derer, welche unter seiner Oberleitung selbst dort lehrten, hat ihm ein dankbares Andenken bewahrt. Der Wissenschaft hat N. durch mehrere Gymnasialprogramme von bleibendem Werthe gedient. In Bruchsal 1847 schrieb er „Ueber die Sphärik des Theodosius“ und vertrat die Echtheit der Phänomene des Euklid, sowie die Abhängigkeit der Theodosius'schen Sphärik von jenem um viele Jahrhunderte älteren Werke. Eine deutsche Uebersetzung der Phänomene selbst brachte das Freiburger Programm von 1850. Wieder in Freiburg behandelten die Programme von 1854 und 1860 Gegenstände der griechischen Mathematik. Jenes enthält die deutsche Uebersetzung des Buches über die Größen und Entfernungen der Sonne und des Mondes von Aristarchos von Samos mit den nöthigen Erläuterungen, dieses eine Bearbeitung der Abhandlung des Zenodoros über die isoperimetrischen Figuren. Sämmtliche Programme haben durch spätere Schriftsteller über Geschichte der Mathematik anerkennende Benutzung gefunden.

v. Weech, Badische Biographien Bd. II., S. 111—112 (unterzeichnet Dammert). Cantor.

Nolcken: Erich Matthias v. N., als ältester Sohn des oeselschen Landraths und schwedischen Obristen Christoph Reinhold von N. und der Ingeborg Christina v. Stackelberg am 24. Mai 1694 in Riga geboren, besuchte die Universitäten Upsala und Göttingen. 1716 bereiste er Holland und wurde von dem dortigen schwedischen Minister Baron Görtz mit Depeschen nach Stockholm gesandt und dadurch veranlaßt, in die Kanzlei der Staatsexpeditionen für auswärtige Angelegenheiten einzutreten. Bald entdeckte man seine hervorragende Begabung und verwandte ihn zu wiederholten Missionen an den preußischen Hof. Von 1730 bis 1738 Regierungsrath in Pommern, rief er daselbst das adlige Fräuleinstift zu Barth ins Leben. 1738 begab er sich als außerordentlicher Gesandter nach Petersburg. Mit dem französischen Botschafter La Chetardie begünstigte er die Thronbesteigung der Kaiserin Elisabeth. Sein Plan bei dieser Staatsveränderung, Esthland und Livland an Schweden abtreten zu lassen, scheiterte an der Niederlage, welche die schwedischen Waffen im entscheidenden Augenblicke in Finnland erlitten. Doch erlangte er, daß der vordringenden russischen Armee von Petersburg aus Halt geboten wurde, wodurch damals der Verlust des Großfürstenthums verhütet ward. Als Vertreter Schwedens wohnte er der Krönung der Kaiserin Elisabeth bei. 1743 war er als zweiter Congreßgesandter mit den Verhandlungen betraut, die zu dem Friedensschlusse von Åbo führten. Das in Moskau aufbewahrte Friedensinstrument trägt seine Unterschrift und sein Siegel. 1744 Staatssecretär für die auswärtigen Angelegenheiten und 1747 Hofkanzler wurde er am 12. December desselben Jahres in den schwedischen Freiherrenstand erhoben. Er starb zu Stockholm am 18. October 1756 als Präsident im Götha Hofräth, den Seinigen nichts als einen geachteten Namen hinterlassend, hierin eine Ausnahme unter den damaligen schwedischen Staatsmännern. Sein Wahlspruch simplex recti cura, entspricht der selbständigen Stellung, die er sich inmitten der von Frankreich und Rußland beeinflußten Parteien wahrte. Er ist der Stammvater des freiherrlichen Zweiges des heute in Livland und Kurland blühenden Geschlechts.

Familienarchiv der Nolcken in Lunia. — Anrep, Swenska Adelns Aettar Taflar. — Die Neue Europäische Fama. — Vandal, Louis XV. et Elisabeth de Russie. Schiemann.

Nolde: Adolf Friedrich N., Arzt, am 1. Mai 1764 in Neustrelitz (nach Blanck, s. u., S. 97; nach Krey, Andenken etc. V. 19 in Neubrandenburg geboren), hatte zuerst in Göttingen, später in Berlin Medicin studirt, 1788 in Göttingen den Doctorgrad erlangt und sich darnach in seiner Vaterstadt als praktischer Arzt niedergelassen. Im J. 1789 siedelte er nach Rostock über, wo er sich an der medicinischen Facultät als Privatdocent habilitirte, 1790 wurde er daselbst zum Professor extraord. und 1794 zum Professor ord. der Geburtshülfe, 1797 zum Kreisphysicus und 1805 zum Leibmedicus am mecklenburgischen Hofe ernannt. Im J. 1806 wurde er als Professor der Geburtshülfe an das Collegium medico-chirurgicum nach Braunschweig berufen, mit der Direction der dortigen Entbindungsanstalt betraut, als Beisitzer im Obersanitätscollegium und zum Hof- und Leibarzte ernannt. Im J. 1810 folgte er einem Rufe als Professor ord. der praktischen Medicin und Director der klinischen Anstalten in Halle, übernahm auch die Stelle des Stadtphysicus, starb daselbst aber nach einem dreijährigen Aufenthalte am 2. September 1813. — N. erfreute sich ebenso als Arzt, wie als akademischer Lehrer großer Anerkennung, und sein früher Tod hat in weiten Kreisen ein tiefes Bedauern hervorgerufen. Unter seinen zahlreichen litterarischen Arbeiten, die er theils in Monographien und Gelegenheitsschriften, theils in Journalartikeln niedergelegt hat (ein Verzeichniß derselben findet sich in der unten genannten Schrift von Blanck), verdienen neben seinen

interessanten „Medicinisch-anthropologischen Bemerkungen über Rostock und seine Bewohner“, 2 Bde., 1807, 1812 (der zweite Band auch unter dem Titel: „Beobachtungen über den Gang der Krankheiten zu Rostock während der sechs letzten Jahre des 18. Jahrhunderts“), vor allem die geburtshülflichen Schriften („Beiträge zur Geburtshülfe“, 3 Stücke, 1801, 1808, 1811. — „Gedanken über die zweckmäßigste Einrichtung und Benutzung öffentlicher Entbindungsanstalten.“ 1806 (Gelegenheitsschrift beim Antritte seines Lehramtes in Braunschweig) und „Notizen zur Culturgeschichte der Geburtshülfe in dem Herzogthume Braunschweig“ 1807), die sich sämmtlich durch Sachkenntniß, Klarheit und Bestimmtheit im Ausdrucke auszeichnen, als die ersten erfolgreichen Bestrebungen um die Reform des Unterrichtes in der Geburtshülfe an den deutschen Universitäten hervorgehoben zu werden.

Ueber sein Leben und seine Schriften vgl. Blanck, Die mecklenburgischen Aerzte von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart ꝛc. Schwerin 1874. S. 97 und Siebold, Versuch einer Geschichte der Geburtshülfe. Berlin 1845. II. 654. A. Hirsch.

Noeldecke: Georg Justus Friedrich N., Arzt, am 10. März 1768 in Lüchow (Lüneburg) geboren, hatte zuerst an dem Collegium medico-chirurgicum in Berlin, später in Göttingen Medicin studirt, hier 1794 die Doctorwürde erlangt, sich darnach in seiner Vaterstadt als Arzt niedergelassen, war aber schon im Jahre darauf nach Oldenburg übergesiedelt und ist hier am 8. November 1843 gestorben. — N. hatte in Oldenburg schnell eine sehr umfangreiche Praxis gewonnen, sich auch durch Treue im Berufe und große Uneigennützigkeit — er hat 23 Jahre lang die Armenpraxis unentgeltlich besorgt — ausgezeichnet, aber sein schroffes Auftreten gegen die Collegen, sein scharfes, oft verletzendes Urtheil und der Sarcasmus in seinen Aeußerungen zogen ihm alsbald viele Feindschaft zu, seine Praxis verminderte sich und in den letzten Jahren seines Lebens betrauerte der unglückliche Mann den Verlust des Sehvermögens auf beiden Augen. — Von seinen zahlreichen medicinischen, schöngeistigen und historischen Arbeiten und Uebersetzungen sei hier nur die Uebersetzung von: „Galen, Vom Nutzen der Theile des menschlichen Körpers.“ 1. (einziger) Theil. Oldenburg 1805, genannt.

Vgl. Neuer Nekrolog der Deutschen. Jahrg. XXI. 1843 II. 979. — Callisen, Med. Schriftstellerlexicon XIV. 37, XXXI. 55. A. Hirsch.

Nollius: Heinrich N. wurde gegen Ende des 16. Jahrhunderts geboren, studirte Philosophie und Theologie und wurde zunächst Professor am Gymnasium zu Stenfort in Westfalen, dann an der Akademie zu Gießen und starb als Pastor in Darmstadt. N. beschäftigte sich viel mit Naturwissenschaften und Medicin. Er war ein eifriger Anhänger des Paracelsus und verfaßte verschiedene Schriften; unter andern „Systema hermeticae medicinae“ und „Physica hermetica“, in denen sich viele eigenthümliche Ansichten finden, wie er z. B. auch behauptete, daß sich im Mittelpunkt der Erde eine zweite Sonne befände.

Jöcher. Reimanni hist.-litt. German. W. Heß.

Nolpe: Pieter N., Maler und Radirer, geboren im Haag 1601, lebte noch 1670; das Sterbejahr ist unbekannt, wie überhaupt dessen Lebensverhältnisse. Seine Bilder sind sehr selten; in Schleißheim ist eine Landschaft von seiner Hand, in Berlin eine holländische Landschaft vom Jahre 1633. Dagegen hinterließ er viele Radirungen, die ihn als einen fleißigen und tüchtigen Kupferstecher erscheinen lassen. Als solcher soll er ein Schüler des Corn. Visscher und des Jonas Suyderhoef gewesen sein. Eine kleine feine Landschaft, die im Geiste des J. van Goyen ausgeführt ist, trägt das Jahr 1616 und dürfte zu seinen ersten Versuchen gehören. Mehrere große Blätter nach Peter Potter, dem Vater

des berühmten Thiermalers, enthalten alttestamentliche Historien. Zu dieser Folge gehört auch eine Landschaft, darin als Staffage Judas und Thamar in Umarmung nach P. Lastman's trefflicher Radirung copirt ist. Besser als diese großen Blätter sind acht Radirungen, welche acht Monate darstellen, dann eine Folge von Bettlern ('T Boeren-Leven), in der Weise des P. Quast componirt und nach diesem eine Folge von Costümfiguren höherer Stände. Von besonderem Interesse sind seine Blätter, deren Inhalt sich auf die vaterländische Geschichte bezieht. Hieher gehört das mit P. Savary gestochene Werk: „Medicaea hospes", Amst. 1638, nach Cl. Moyaert, Marts de Jonghe und S. de Vlieger. Es enthält die Abbildung der Feierlichkeiten beim Besuche der Maria de' Medici in Holland. Ein zweites Werk („Beschrivinge van de blyde Inkoomste etc.") hat zum Gegenstande die Heirath und Rückkehr des Königs von England (Amst. 1642). Es ist nach Jan Wildens. Ein drittes Werk nach P. Post enthält in 30 Blättern den Leichenzug des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien 1647. Besonders schön und geschätzt sind die beiden Blätter: „Durchbruch des Antony-Dammes" nach W. Schellinks und des „Dammes bei Amsterdam" 1651 nach J. Esselens. Nach Roghman und Adriaen van Nieulandt hat er Landschaftsfolgen herausgegeben und gehört besonders die zweite (8 Blätter) zu seinen besten Arbeiten. Eine „Anbetung der Weisen" und ein „Christus am Kreuz" nach Rubens sind nicht nach den Gemälden ausgeführt, sondern nach den bekannten Stichen von Vorsterman und B. à Bolswert copirt.

Kramm. — Immerzeel. — Nagler, Monogrammisten. Wessely.

Nolte: Ernst Ferdinand N., Botaniker, geb. zu Hamburg am 24. December 1791, † zu Kiel am 13. Februar 1875. Einen planmäßig geregelten Jugendunterricht scheint N. nicht genossen zu haben. Nach allerhand privaten Unterweisungen in den Elementarfächern in seiner Vaterstadt, kam er, ein achtzehnjähriger Jüngling, nach Schwerin, wo er von dem Hofmedicus Dr. Sachse in den alten Sprachen und den Naturwissenschaften unterrichtet wurde. Dadurch erwuchs in N. seine Neigung zur Botanik, die er durch eifrige Betheiligung an botanischen Excursionen bethätigte. Dem Eintritt in das französische Heer entzog er sich durch die Flucht, die ihn nach manchen Irrfahrten schließlich nach Goslar führte, wo er bei dem Apotheker Braunholz Aufnahme als Lehrling fand. Aber auch diese Stelle hielt er nur ein halbes Jahr inne, um Michaelis 1813 die Universität Göttingen zu beziehen. Er widmete sich dem Studium der Medicin mit voller Hingebung, trieb aber daneben ebenso eifrig Botanik, wobei ihm die Bekanntschaft von Männern wie Wallroth, Flöreke, Wahlenberg, Lehmann und Schouw anregend und von großem Nutzen wurde. Seine regelmäßigen Excursionen führten ihn nach den verschiedensten Gegenden Norddeutschlands. Lauenburg, dessen Specialflorist er später wurde, scheint er 1815 zuerst bereist zu haben. Im J. 1817 wurde N. zum Dr. med. promovirt und begab sich nunmehr zur Fortsetzung seines Studiums nach Berlin. Neben seiner medicinisch-praktischen Thätigkeit in dem Charitékrankenhause botanisirte er hier viel mit Schlechtendal. Im Herbste 1818 verließ er Berlin und begab sich nach einer kurzen Wirksamkeit als Assistent des Botanikers Meyer in Göttingen, im Sommer 1820 nach Ratzeburg, wo zur Zeit seine Familie weilte. Gelegentlich eines Aufenthaltes im benachbarten Mölln lernte N. den Kopenhagener Professor der Botanik, J. W. Hornemann kennen, den Herausgeber der Flora Danica. Dieser wußte N. zum Mitarbeiter für sein großes Werk zu gewinnen und es begann nun für ihn eine Zeit reger Thätigkeit im Interesse der dänischen Flora. Wiederholentlich bereiste er, von der dänischen Regierung unterstützt, von 1821 bis 1823 behufs floristischer Erforschung Lauenburg und die Elbherzogthümer, und siedelte, reich an Pflanzenschätzen und Erfahrungen, auf Hornemann's Ver-

anlassung 1824 nach Kopenhagen über. Ein Jahr darauf erschien seine erste Arbeit „Botanische Bemerkungen über Stratiotes und Sagittaria“, von der Gesellschaft für Wissenschaft in Kopenhagen mit der silbernen Medaille gekrönt. In Großquart, mit 2 Tafeln versehen, enthält die Abhandlung namentlich eine gründliche Untersuchung der Fortpflanzungsverhältnisse der behandelten Pflanzen, sowol der ungeschlechtlichen, durch Wurzelbrut, als auch der interessanten sexuellen Differenzirungen, sowie eine genaue Darstellung ihrer geographischen Begrenzung. Seine floristische Thätigkeit setzte N. daneben ununterbrochen fort. Er durchforschte Seeland, Fühnen, Jütland und die Inselgruppen an beiden Küsten des schleswig-holsteinischen Festlandes. Im Sommer 1826 erhielt er die Professur der Botanik und die Direction des botanischen Gartens in Kiel. Freudig lag er seinem Lehrberufe ob. Der berühmte Erforscher der Pflanzenwelt Australiens, Ferdinand v. Müller in Melbourne, ist sein Schüler gewesen. Gleichzeitig wurde N. der Mittelpunkt aller floristischen Bestrebungen in den Elbherzogthümern. Seine Thätigkeit für die Flora Danica stellte er mit dem Jahre 1840 ganz ein. Der botanische Garten in Kiel nahm unter seiner Leitung einen kräftigen Aufschwung. Nach einer langen Reihe von Jahren ungetrübten Schaffens trafen ihn herbe Schicksalsschläge. Der plötzliche Tod seiner Gattin, der Tochter des Physikers Pfaff (1860), erschütterte erheblich seinen Gesundheitszustand. Seine Sehkraft nahm rasch ab; eine Lähmung der rechten Hand machte ihm das Schreiben schwer und eine heftige Bronchitis, die ihn 1864 befiel, vergrößerte sein Siechthum. Trotzdem machte er noch in der ersten Zeit, durch glückliche Badekuren zeitweilig gekräftigt, manche botanische Ausflüge, selbst nach der Schweiz, nach Baiern und Oesterreich und später im Wagen seine botanischen Freunde begleitend, freute er sich ungemein, sie zu irgendwie interessanten botanischen Fundorten führen zu können. Nachdem er noch 1867 sein fünfzigjähriges medicinisches Doctorjubiläum gefeiert, wurde er 1873, seines gebrochenen körperlichen Zustandes wegen pensionirt. Erbeten hatte er den Ruhestand nicht, ertrug ihn aber mit Resignation; wie er denn auch während seiner Leidenszeit still und heroisch litt. Ein leichter Tod erlöste ihn im Alter von 84 Jahren.

N. war einzig und allein Systematiker; er wollte auch nicht mehr sein. Dafür darf er aber den Ruhm, der zweite Vater der Flora der Elbherzogthümer zu sein, voll in Anspruch nehmen. Seine jahrelangen floristischen Untersuchungen der Herzogthümer Schleswig-Holstein und Lauenburg hatten nämlich schließlich zu einer Publication geführt, welche unter dem Titel „Novitiae florae holsaticae, s. supplementum alterum Primitiarum florae holsaticae G. H. Weberi“ 1826 in Kiel herauskam. Die zweite Benennung der Schrift als Supplement rührt daher, daß N. mit seiner Arbeit Bezug nimmt auf zwei früher erschienene Abhandlungen von Weber: „Primitiae florae holsaticae“ (1780) und „Supplementum flor. hols.“ (1787). Doch bietet seine Arbeit des Neuen sehr viel, so daß mit ihrem Erscheinen in der floristischen Litteratur über das durchforschte Gebiet ein vorläufiger, aber guter Abschluß gefunden werden kann. Es kommt nämlich hinzu, daß N. auch die benachbarten deutschen Florengebiete Hamburgs, Lübecks, Bremens, Hannovers, Pommerns und Mecklenburgs persönlich studirt, ja daß er über das Meer weg in den Ländern der englischen Krone, in Norwegen und Schweden, wie in Holland botanisch vollständig heimisch war. Es erscheint daher natürlich, daß es ihn mit großem Schmerz erfüllte, seinen Plan, eine vollständige Flora der Herzogthümer zu schreiben, nicht in Erfüllung gehen zu sehen. Schuld daran trug vor allem der ihn freilich ehrende Charakterzug der peinlichsten Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit. Er konnte sich nie genügen. Bei jeder neu entdeckten Form stiegen neue Bedenken in ihm auf und er fand dann, wie gut es sei, daß seine Flora noch nicht erschienen wäre. Frei-

lich hemmten auch manche äußere Umstände seine Thätigkeit. So zunächst die beschränkten Räumlichkeiten seiner Wohnung, welche eine bequeme Benutzung seines äußerst umfangreichen Herbariums sehr erschwerten, ferner aber der Mangel eines tüchtigen Assistenten, um dessen Gewährung er vergeblich bei der Regierung gebeten hatte. Von seinem Herbarium kam der die Pflanzen der Herzogthümer umfassende Theil nach seinem Tode in den Besitz der Universität Kiel; das übrige ging nach England und nach Amerika. Auch seine sehr ansehnliche Bibliothek wurde zersplittert. Die erste Auslese fand für die Kieler Universitätsbibliothek statt; der Rest, darunter große Seltenheiten, kam an einen Antiquar nach Leipzig. In der Vorrede zu den „Novitiae“ giebt N. eine kurze Geschichte der Flora des behandelten Gebietes und nennt mit Dank die Männer, welche daselbst früher botanisirt und ihm Beiträge geliefert haben. Die Pflanzen sind nach dem linné'schen Systeme, oft blos nomenclatorisch aufgeführt, die selteneren aber theils mit neuen Diagnosen, theils mit kritischen Bemerkungen versehen, immer unter Angabe des speciellen Fundortes. In Bezug auf letzteren freilich hatte N. die Eigenthümlichkeit, die Sprache etwas in Dunkel zu hüllen, um dadurch das Auffinden, beziehentlich Ausrotten seltener Pflanzen möglichst zu verhindern. Er hinterließ ein durchschossenes Exemplar seines Werkes. G. H. Reichenbach hat das Manuscript durchgesehen, so gut es ging, die vom Verfasser eingetragenen Bemerkungen abgeschrieben und durch den Druck in einer, seinem Nekrologe Nolte's anhangsweise beigegebenen Aufzählung veröffentlicht. 14 Arten aus verschiedenen Familien hat N. neu benannt, einige sind von andern Forschern ihm dedicirt worden. Auch zwei Monographien über die Gattungen Pirola und Potamogeton hatte N. zu veröffentlichen beabsichtigt. Namentlich für die letztgenannte Pflanzengattung waren die Vorarbeiten auf Grund eines außerordentlich reichhaltigen Materials mit großer Gewissenhaftigkeit ausgeführt worden. Ueber Nolte's zwanzigjährige Thätigkeit für die Flora Danica ist nicht viel in die Oeffentlichkeit gedrungen, da weder auf dem Titel, noch in der Vorrede zu dem Werke seiner gedacht ist. Wahrscheinlich hat es N. in seiner Bescheidenheit und Pietät gegen seinen Gönner Hornemann, dem er stets dankbar ergeben blieb, selbst nicht gewünscht. Es braucht indessen nicht verschwiegen zu werden, daß er mit dem Werk eng verwachsen war, daß z. B. sämmtliche Phanerogamen unter seinen Augen gezeichnet wurden. Bei 99 Tafeln wird N. als Sammler genannt, diese sind von Reichenbach als Nachtrag in dem schon erwähnten Lebensabriß einzeln aufgeführt.

Lebensskizze Nolte's von G. H. Reichenbach im Jahrb. des Johanneums zu Hamburg. 1881. E. Wunschmann.

Nolte: Johann Friedrich N., Philologe und Schulmann 1694—1754. Er wurde als der Sohn des M. Paul Martin N. (s. u. unter Rudolf August N.) während einer Reise seiner Mutter in einem Müllerhause in der Nähe von Einbeck im Fürstenthum Grubenhagen am 15. Juli 1694 geboren. Da sein Vater im Jahre 1700 als Conrector an das damalige Lyceum in Schöningen berufen wurde, so erhielt er auf dieser Anstalt den grundlegenden Unterricht, erreichte aber das Endziel derselben so zeitig, daß der Vater, der für den kleinen und zarten Jüngling vor dem Besuche einer Universität noch einige weitere Schuljahre nöthig hielt, ihn 1711 nach Braunschweig auf das dortige Gymnasium Martineum schickte. Auch hier fand er durch die Tüchtigkeit seines Wissens und auch durch sein Geschick im öffentlichen Auftreten bald Anerkennung; vornehmlich der Herzog Ernst Ferdinand hatte durch die gelegentlich der Krönung Kaiser Karls VI. von N. gehaltenen lateinischen und deutschen Festreden großes Interesse für ihn gefaßt. Ehe der Braunschweiger Schulcursus abgeschlossen war, trat ein neuer Wechsel für N. ein. Ein Freund des Vaters, der frühere Pastor in

Wolfenbüttel, Georg Nitsch, damals Generalsuperintendent in Gotha, veranlaßte 1712 Nolte's Uebertritt auf das dortige Gymnasium Ernestinum; N. wohnte in Nitsch's Hause und diente diesem zugleich als Secretär und Gehülfe bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten. Auch dieses an sich recht förderliche Verhältniß war nicht von Dauer. Im Herbst 1713 gelang es dem Vater, für N. eine Stelle im Joachimsthal'schen Gymnasium in Berlin durch den ihm bekannten damaligen Oberdirector v. Printz zu erhalten; hier erst wurde die Schullaufbahn Nolte's zu Ende geführt. Ostern 1714 wurde er als Student der Theologie an der heimathlichen Universität in Helmstädt immatriculirt. Durch seine eifrige Betheiligung an den öffentlichen Disputationen, seine wissenschaftlichen Arbeiten („Animadversiones exegeticae“, 1716) und seine zahlreichen poetischen Erzeugnisse gewann er bald einen gewissen Ruf; sein Geschick zu predigen wurde ebenfalls gerühmt. Selbst der Herzog August Wilhelm hatte wiederholt während seines Sommeraufenthaltes auf einem Lustschlosse in der Nähe von Schöningen N. vor sich predigen lassen und ihm vielfache Huld erwiesen. Dies wurde von Bedeutung, als Nolte's Vater im December 1716 starb. Der Herzog übertrug sofort das hierdurch zur Erledigung gekommene Conrectorat am Schöninger Gymnasium auf den 22jährigen Sohn; im Januar 1717 trat dieser das Amt an, um es dann dreißig Jahre ohne Unterbrechung zu führen. Die kleinen Verhältnisse Schöningens gewährten ihm Muße zu wissenschaftlichen Arbeiten der verschiedensten Art, theologischen wie philologischen Inhalts; dasjenige Werk, welches ihm einen Namen in der Geschichte der Philologie gesichert hat, ist das „Lexicon linguae latinae Antibarbarum“, welches zuerst 1730 erschien und noch bei Lebzeiten des Verfassers drei Auflagen erlebte. Mehrfache an ihn ergangene Rufe, auswärtige Rectorate zu übernehmen — u. a. am Hamburgischen Johanneum, 1732 und in Braunschweig — lehnte er ab, wie er überhaupt nicht besondere Neigung zu einer Schulleitung gehabt zu haben scheint; doch nahm er im Februar 1747 das vom Herzog ihm übertragene Rectorat des Schöninger Gymnasiums an. Nach wenigen Jahren jedoch zeigten sich so deutlich Spuren von eintretender Schwäche, daß er um seinen Abschied einkommen mußte; ehe die Entscheidung getroffen war, starb er noch nicht sechzigjährig am 12. Juni 1754. — Seine zahlreichen Schriften — außer dem angeführten Lexicon Antibarbarum — haben einen dauernden Werth nicht behalten.

Joh. Arn. Ballenstadii schediasma de vita, scriptis et meritis Fr. Noltenii 1755, wo auch ein vollständiges Verzeichniß der Schriften Nolte's sich findet. Abgedruckt in Mursinna, Biogr. sel. I. R. Hoche.

Nolte: Rudolf August N., geb. am 8. Januar 1703 zu Schöningen, † zu Wolfenbüttel am 14. September 1752, war ein Halbbruder Joh. Friedr. Nolte's (s. o.), ein Sohn Paul Martin Nolte's aus dessen zweiter, wohl 1702 geschlossener Ehe mit Elisabeth Dorothea Büttner. Sein Großvater Johann N., geb. 1635 zu Braunschweig, war Conrector zu St. Aegidii daselbst, später 50 Jahre lang Pfarrer zu Timmerlah bei Braunschweig und als gekrönter Dichter unter dem Namen Olorinus Mitglied des Schwanenordens; † 24. Jan. 1714. Der Vater Paul Martin N., geb. am 1. August 1668, war Schulrector zu Eimbeck, kam als solcher 1695 nach Wolfenbüttel und im Juli 1700 als Conrector — seit 1707 als Rector an das Schöninger Gymnasium. Seine erste Frau Anna Dorothea Betten (geb. 1622, † 1701, die Mutter von Joh. Friedr. N., s. o.), war gleichfalls eine Predigerstochter, schon vorher verheirathet mit dem Pastor Joh. Jac. König. Nachdem Rudolf August den Unterricht im Gymnasium seiner Vaterstadt genossen, ließ er sich am 24. Januar 1722 in Helmstedt als Student einschreiben. Hier beschäftigte er sich neben dem Studium der Rechtswissenschaft auch fleißig mit geschichtlichen Arbeiten. Noch

Candidat der Rechte gab er 1727 bereits eine „Geschlechtsgeschichte der von Veltheim“ heraus. Bald darauf wird er sich in Wolfenbüttel als Advocat niedergelassen haben. Er veröffenlichte hier eine Reihe juristischer und geschichtlicher Abhandlungen verschiedener Art. Eine derselben hatte für ihn störende Weitläuftigkeiten im Gefolge. Er trat nämlich 1741 in einer rechtlichen Ausführung für die preußischen Ansprüche auf Schlesien und die Lausitz ein. Ob er zu dieser Schrift von Anderen veranlaßt war, oder ob er durch dieselbe die Blicke Fremder auf sich richten wollte, mag fraglich bleiben. N. gab später zu Protocoll, daß ihm der Stoff zu der Abhandlung von Berlin aus an die Hand gegeben sei. Da das Buch ohne Censur in Helmstedt gedruckt war, so wurde es hier, wie auch in Sachsen, confiscirt. Gegen den Verfasser wurde ein fiscalischer Proceß angestrengt, der mit einem Arresturtheile endete. Auch der König von Preußen soll Mißfallen über die Schrift geäußert haben; N. wurde sogar das Betreten des brandenburgischen Gebietes untersagt. Doch war er der Ansicht, daß diese Maßregeln nur pro forma geschehen. Und wirklich wurde einige Monate darauf das über ihn gefällte Urtheil aufgehoben; er konnte auch bald darauf ungehindert nach dem im Brandenburgischen gelegenen Harbke übersiedeln, wo er die Ordnung des 1731 durch einen Brand in große Unordnung gekommenen v. Veltheimschen Archivs übernahm. Auf eine von Chr. G. Jöcher verfaßte Entgegnung jener Schrift hat N. nichts erwidert. Er blieb in Harbke etwa 6 Jahre. Auf sein Ansuchen wurde er dann als Registrator am herzogl. Landeshauptarchive zu Wolfenbüttel angestellt, um hier insbesondere die Proceßacten zu verzeichnen, und am 16. Januar 1748 in sein Amt eingeführt. Er starb am 14. September 1752 eines plötzlichen Todes. Seine Schriften sind, jedoch unvollständig, in Meusel's Lex. X S. 125 verzeichnet.

P. Zimmermann.

Nolte: Vincent Otto N., Kaufmann und Schriftsteller, geboren in Livorno 1770, eines hamburgischen Kaufmanns Sohn (des Kieler Botanikers Professor Ferdinand N., s. o., ältester Bruder). Sorgfältig unterrichtet und für den Kaufmannsstand in Hamburg ausgebildet, begann er, theils hier, theils in Livorno, seine Laufbahn. 1804 übersiedelte er, nach längerem Verweilen in Holland und Frankreich, nach den Vereinigten Staaten Nordamerika's, wo er 1805 in New-York das amerikanische Bürgerrecht erwarb und sich darauf in New-Orleans niederließ. Hier bekleidete er auch von 1816—1830 das hamburgische Consulat. Da seine kaufmännischen Unternehmungen hier, wie später in Marseille, ungünstig verliefen, so versuchte der intelligente Mann neue Bahnen einzuschlagen in England, Frankreich, Italien, Südrußland und Constantinopel, jedoch stets erfolglos. Zuletzt wandte er sich, abwechselnd in Paris und in Hamburg wohnhaft, der schriftstellerischen Thätigkeit zu, welche er schon seit 1801, anfangs als Dilettant auf belletristischem Gebiet, ausgeübt hatte, worauf er seit 1844 mehrere größere Werke über Handel und Handelspolitik veröffentlicht hatte. Jetzt verfaßte er sein vorzüglichstes Werk, eine vollständige und zeitgemäße Umarbeitung von W. Benecke's bekanntem „System des Assecuranz- und Bodmerei-Wesens“ in 2 Bänden (Hamburg 1851, 1852). Abgesehen von unzähligen Aufsätzen für deutsche, französische oder englische Journale, fachwissenschaftlichen, zum Theil politischen oder belletristischen Inhalts (er war auch Mitarbeiter der Cotta'schen Vierteljahrsschrift) beschloß er seine litterarische Thätigkeit durch eine interessante Darstellung seines bewegten Lebens, unter dem Titel „Fünfzig Jahre in beiden Hemisphären, Reminiscenzen eines ehemaligen Kaufmanns“, 2 Bände. 1853, 2. Auflage 1854. — Hochbejahrt und lebensmüde starb er zu Paris am 19. August 1856. — Nicht ohne bedauernde Theilnahme kann man das von stetem Mißgeschick begleitete Leben dieses thätigen Mannes verfolgen. Wie manche

wohlersonnene Pläne mußten ihm scheitern. Wie manche Handelskrisis hatte er erlebt und durchlitten, und jede derselben nach ihren Ursachen und Folgen beleuchtet; die Stellung und Aussichten des Welthandels hatte er als Sachkenner geprüft und darauf bezügliche Vorschläge erfolglos veröffentlicht. Für seine klugerdachten Projecte hatte er den günstigen Boden in so vielen Ländern vergebens gesucht. Fast überall war er gewesen, — freilich nicht in Kamerun und auf den Carolinen. Wäre seine Jugend in die heutige Aera gefallen, in der Deutschland in die Bahnen der Colonialpolitik einlenkt und über den „dunkelen Welttheil“ Schimmer des Lichts verbreitet, gewiß, der intelligente unternehmende N. würde als Oberpionier, Pfadfinder und Bahnbrecher dem Handel und der Politik Deutschlands die ersprießlichsten Dienste geleistet haben.

S. Hamb. Schriftsteller-Lexikon Bd. V S. 561. Beneke.

Nölting: Johann Heinrich Vincent N., Professor der Phil. in Hamburg, eines lauenburgischen, später nach Hamburg berufenen Predigers Sohn, geboren zu Schwarzenbeck am 23. Februar 1736. Nach elfjährigem Besuch des hiesigen Johanneums und Gymnasiums, wo er Hermann Samuel Reimarus' Lehren mit Begeisterung in sich aufgenommen hatte, studirte er von 1755—1759 Theologie und Philosophie in Jena, hier die Grade eines Magisters und Adjuncten der philosophischen Facultät erwerbend. Nach Hamburg zurückgekehrt, wurde er Candidat des Predigtamtes und gleichzeitig Mitvorsteher der Edzardischen Proselytenanstalt, worauf das Scholarchat im Jahre 1761 dem 25jährigen Gelehrten eine philosophische Professur am akademischen Gymnasium übertrug. Dies Lehramt der Logik, Metaphysik und Beredsamkeit hat er lebenslang treulich verwaltet. Eine große Anzahl hier studirender Jünglinge verdankte damals ihr folgerichtiges Denken, ihre metaphysischen Erkenntnisse dem fleißigen Eifer dieses würdigen Docenten, — ob sie auch seine Anleitung zur Eloquenz sich aneigneten und befolgten, steht dahin; denn wenn man dem Urtheile eines seiner Zuhörer, des geistvollen Johann Georg Rist (in seinen Lebenserinnerungen Th. I S. 40) trauen darf, so war N. selbst mehr redselig als beredt. Indessen versäumte Rist doch keins seiner Collegien, und die Zeugnisse anderer Männer, sogar das des oft herben Kritikers Thieß (in seiner Hamb. Gelehrtengeschichte) besagen das Gegentheil. Wie so manche große Gelehrte eine sonderbare Vorliebe für irgend eine, außerhalb ihres Berufes liegende Thätigkeit hegen, so scheint auch N. verstrickt gewesen zu sein in dem Drange nach theologischen Thaten. Er predigte gern für ordinirte Geistliche und verfaßte eine Menge erbaulicher beschaulicher Predigten, von welchen manche auch gehalten, viele aber nur hätten gehalten werden können, dann aber doch gedruckt erschienen. Auch über seine Kanzelgaben waren die Ansichten verschieden. Wenn behauptet wurde, sie seien nicht von Bedeutung, so sprach doch die Thatsache, daß die Kirchen stets gefüllt waren, wenn er predigte, laut genug für den Beifall, den seine salbungsvollen Reden fanden, die sich in dem Rahmen der herrschenden Aufklärung bewegten. Jedenfalls war er ein sehr fleißiger Schriftsteller. Die Anzahl seiner gedruckten Opera übersteigt 85, darunter nur wenige, die seiner philosophischen Profession angehören, wenn man nicht etwa seine „Betrachtungen“, z. B. bei den Gräbern Entschlafener, oder über die Arten des Mißvergnügens zärtlicher Herzen (einem Hochzeitspaar gewidmet) oder auch seine „Versuche“, z. B. zwei zur Vorbereitung einer glücklichen Ehe (er war zweimal vermählt) zu den praktisch philosophischen Abhandlungen zählen will. Die Mehrzahl seiner gedruckten Schriften besteht aus Predigten, gehaltenen und ungehaltenen, die er theils einzeln, theils in ganzen Sammlungen herausgab. In solcher Weise unermüdet docirend, predigend und Reden ausarbeitend, wirkte er 45 Jahre lang und füllte für das lehrbedürftige Publicum seinen Beruf würdig aus. Er starb am 23. August 1806.

S. Hamb. Schriftstellerlexikon Bd. V S. 549—555, die vom Prof. Hipp verfaßte Gedächtnißschrift 1806.

Beneke.

Nonne: Dr. Karl Ludwig N., geboren zu Hildburghausen am 6. December 1785, † am 17. Juli 1853. Schon im Alter von drei Jahren verlor N. seinen Vater, der Justizbeamter war; seine erste Erziehung erhielt er bei einem Landpfarrer in der Nähe von Hildburghausen; dann absolvirte er das Gymnasium zu Coburg, besuchte die Universität Jena, wo er Theologie und Philologie studirte, und kehrte nach Vollendung seiner Universitätsstudien als Doctor der Philosophie nach Hildburghausen zurück. Hier erkannte man seitens der Regierung bald seine außerordentlichen Talente, und N. trat, nachdem er einen an die Universität Jena erhaltenen Ruf abgelehnt hatte, kaum 23 Jahre alt, 1808 in die oberste Kirchen- und Schulbehörde des Landes als Schulrath ein. Nach der Errichtung eines Unterrichtsinstitutes für Knaben und Mädchen der gebildeten Stände in Hildburghausen, dessen Leitung er auch übernahm, ging er im Auftrage des Herzogs Friedrich zu Pestalozzi, um dessen Methode kennen zu lernen und dieselbe in Hildburghausen in Anwendung zu bringen. Bald nach seiner Rückkehr ward N. Director des Lehrerseminars seiner Vaterstadt, oberster Vorstand des gesammten Schulwesens des Herzogthums und später 1819 Hofprediger. Bei dem 1826 erfolgten Anfall des Landes an Meiningen blieb N. bis zum Jahre 1836 Director der durch Vereinigung des Meininger und des Hildburghauser Lehrerseminars erweiterten Lehrerbildungsanstalt und bis 1838 Chef des Unterrichtswesens in den neuverbundenen Landestheilen; ferner trat er nach der Verbindung des Consistoriums zu Meiningen mit dem zu Hildburghausen als erster geistlicher Rath unter Ernennung zum Oberconsistorialrath an die Spitze des Kirchenwesens; außerdem bekleidete N. das Amt eines Ephorus, war Oberpfarrer zu Hildburghausen, Vorsitzender des Predigervereins und Director des genannten, von ihm gegründeten Instituts. — N. ist als der Reformator des Volksschulwesens im Hildburghauser Lande inmitten trauriger Zustände desselben zu betrachten. Nach seiner 1808 erfolgten Ernennung zum Schulrath suchte er sich für seine reorganisatorische Aufgabe auf diesem Gebiete durch persönliche Berührung mit Pestalozzi dessen Lehrweise und pädagogischen Erfahrungen anzueignen. Auf der 1809 unternommenen Reise zu Pestalozzi ging er zunächst nach Heilbronn zu dem damaligen württembergischen Schulinspector Karl August Zeller, wo er für das Aeußere der Schuleinrichtung, sowie für das Mechanische des Unterrichts vielfache Belehrung, insbesondere aber, da Zeller pädagogische Curse für Lehrer und Geistliche abhielt, an ihm ein Vorbild für die von ihm selbst nachher veranstalteten außerordentlichen Curse gewann. Im März 1809 langte N. in Iferten bei Pestalozzi an, dessen Didaktik und Schuleinrichtung er sich bald zu eigen machte. Auf seiner Rückreise verweilte er noch einige Zeit bei drei Pestalozzianern, bei Philipp Emanuel Fellenberg in Hofwyl, bei Michael Traugott Pfeiffer in Aarau und bei Hans Georg Nägeli in Zürich, welch beide letzteren die Pestalozzi'sche Idee über Gesangbildungslehre zu verwirklichen suchten. Mit reichen Erfahrungen ausgerüstet ging N. nach seiner Rückkehr in die Heimath rasch an's Werk; an dem erwähnten, von N. gegründeten Institut wurde nun die erste Probe mit Pestalozzi's Methode gemacht, dann aber übertrug N. dieselbe auf das weitere Gebiet der Lehrerbildung: 1810 wurden auf seinen Betrieb alle Lehrer und Schulamtscandidaten des Landes zu einem am 4. März eröffneten, sogenannten außerordentlichen Cursus nach Hildburghausen einberufen, und im Herbste desselben Jahres folgte ein zweiter solcher Cursus nach. Diese Curse besuchten dreißig-, fünfzig- und selbst sechzigjährige Lehrer, darunter auch Geistliche, und es gelang N., in allen das Interesse für die neue Lehrweise an-

zusachen und das Gefühl der Bedeutung ihres Berufes zu steigern. Nachdem so die Grundlage einer allgemeinen, besseren Lehrmethode gelegt war, schritt N. an die Reorganisation der Schulen selbst; nach Ablauf von kaum zwei Monaten waren sämmtliche Schulen des Herzogthums in ihren inneren und äußeren Einrichtungen nach Nonne's Intentionen eingerichtet, und dies alles vollzog sich ohne hinausgegebene Instructionen und Rescripte, bloß durch die persönliche Wirksamkeit Nonne's selbst. Bis 1819 war Nonne's Thätigkeit allein dem Unterrichtswesen zugewendet gewesen; in diesem Jahre wurde er, wie erwähnt, Hofprediger; indessen behielt er alle ihm bei der obersten Behörde in Kirchen- und Schulangelegenheiten zufallenden Geschäfte bei. Nach der erwähnten, 1826 erfolgten Vereinigung von Sachsen-Hildburghausen mit Meiningen entfaltete sich das organisatorische Talent Nonne's, der mit der Neugestaltung des Schulwesens der verbundenen Landestheile beauftragt war, in erstaunlichem Maße; auch hier berief jetzt N. im Herbst 1827 die Präceptoren und Schulamtscandidaten, die noch keine vollständige Seminarbildung erhalten hatten, mit den Zöglingen des Meininger Seminars zu einem außerordentlichen Cursus zusammen mit dem gleichen Erfolge, wie er ihn 16 Jahre zuvor errungen hatte. Nun nahm N. die Verbesserung des gesammten Schulwesens in Angriff: auf seinen Inspectionsreisen untersuchte und beseitigte er alle Mängel und Mißstände; außer den Staatsmitteln suchte er zur Hebung des Schulwesens besonders die Gemeinden zu kräftiger materieller Beihilfe und die Lehrer zu gesteigerter Thätigkeit zu veranlassen. In den Schulen aller Landestheile wurde ein neuer Lehrplan eingeführt, in den Städten erfolgte eine Neugestaltung der Bürgerschulen mit Anfügung neuer Classen, auf dem Lande erstanden neue Schulhäuser; die sogenannten Präceptorate, entwürdigende Miethdienststellungen für arme Lehrer, wurden in feste Schulstellen umgewandelt, die Lehrergehalte verbessert, Lehrerconferenzen angeordnet u. s. w. Ueberall, wo N. erschien, gewann er durch seine Liebenswürdigkeit die rasche Verwirklichung seiner Ideen, und alle seine neuen Einrichtungen konnte er zumeist sogleich an Ort und Stelle treffen. In allen diesen seinen Bestrebungen fand N. große Unterstützung an dem beim Herzog einflußreichen Oberconsistorialrath Mosengeil zu Meiningen (A. D. B. XXII, 368), der Nonne's Vorschläge bei dem Herzoge stets warm empfahl. — Auch dem Kirchenwesen wandte N. sein Interesse zu, besonders in gewissen Maßnahmen bezüglich der theologischen Examina, der Fortbildung der Candidaten, sowie der Einführung von Predigervereinen u. s. w. Als einen besonderen Act seiner Wirksamkeit ist noch die 1818 von ihm ausgehende Begründung der 36 Jahre von ihm trefflich geleiteten „Dorfzeitung“ zu erwähnen, eines Volksblattes, das einen ganz neuen Zweig in volksthümlicher Sprache wirkender Zeitungsgattung schuf und allseitige Verbreitung fand. — 1836 trat N., wie erwähnt, von der Leitung des Lehrerseminars zurück, da für dieses Amt ein eigener Director in der Person des von Jüterbogk berufenen Rectors Kern aufgestellt wurde; 1838 wurde auch die bisher N. übertragene Leitung des gesammten niederen und höheren Schulwesens einem besonderen Referenten im Consistorium als Schulrath übertragen, da bei der Weiterentwickelung der Verhältnisse die auf N. ruhende Arbeitslast in der That für eine einzige Kraft zu schwer, aber auch sonstige Gründe für dessen Rücktritt bestimmend geworden waren. N. hatte sich mancherlei Willkürlichkeiten erlaubt und schließlich auch eine die Meininger Bevölkerung verletzende Parteistellung eingenommen; dazu kam noch, daß N. nicht Philologe genug war, um die damals bevorstehende Reform der Gymnasien des Landes einleiten zu können. Von praktischer Arbeit in Anspruch genommen, war es N. überhaupt nicht möglich geworden, den Fortschritten der Wissenschaft

zu folgen; auch die spätere Entwickelung des Volksschulwesens in anderen Ländern war ihm fremd geblieben oder er verhielt sich ablehnend gegen sie.

Geschichte des deutschen Volksschulwesens von Dr. Heppe. 5. Bd. — J. B. Heindl, Biographien der berühmtesten ꝛc. Pädagogen und Schulmänner aus der Vergangenheit. — Nekrolog Nonne's, erschienen in der „Dorfzeitung" Jahrg. 1854, Nr. 154, sodann im Meininger Tageblatt, Jahrg. 1854. 19. Juli. Binder.

Noorden: Karl Friedrich Johann von N., Historiker, geboren am 11. September 1833 in Bonn, † am 25. December 1883 in Leipzig. N. entstammte einem friesischen Geschlechte, das seinen Ursprung aus der Stadt Norden herleitet. Die letzten Generationen der Familie hatten ihren Wohnsitz in Holland gehabt. Sein Vater, Johannes v. N., hatte als Officier im preußischen Heere gedient und sich später in Bonn niedergelassen. Als ein Achtzehnjähriger bezog Karl v. N. im Herbste 1851 die Universität seiner Vaterstadt, die er 1853 für zwei Semester mit Marburg vertauschte. Er war ursprünglich als Jurist immatriculirt, aber ein Fachstudium vermochte seinen Geist nicht auszufüllen. Mit Eifer hörte er die Vorlesungen des alten Arndt, Dahlmann's, Löbell's, Simrock's und des jungen Kunsthistorikers Anton Springer, der damals in seinen ersten Docentensemestern stand. Bald hier, bald dort suchte er seinen Anker auszuwerfen, und nach mannigfachen Ausflügen auf das Gebiet der Philosophie, der Musik, der Geschichte und Kunstgeschichte, der Sprachen und Litteraturen, landete er endlich auf der ehrwürdigen Spracheninsel des Sanskrit. Seine Lehrer waren Gildemeister in Marburg und Haug in Bonn. Es galt ihm, auf dem Wege vergleichender Mythologie die Entwickelung des Gottesbegriffes bei den Indogermanen zu verfolgen, und in seiner Dissertation (1855) legte er die erste Frucht dieser Studien nieder. (Der Titel lautet: „Symbolae ad comparandam mythologiam vedicam cum mythologia germanica imprimis pertinentes ad pugnam Dei aestivi cum dracone. Adjectis nonnullis Rigvedae hymnis e libro VIII, IX et X typis nondum impressis ad Deum Indram." Bonnae 1855.) Aber auch auf diesem Gebiete hielt es ihn nicht für immer. Zwar wandte er sich nach seiner Promotion, um seine sprachwissenschaftlichen Studien zu ergänzen, für acht Monate nach Paris und trat hier zu Renan in Beziehungen, aber ein Aufenthalt in Berlin im Jahre 1856 führte eine entscheidende Wendung in der Richtung seiner Studien herbei. Die mächtige Persönlichkeit Ranke's war es, welche hier seinem ungemessenen Forschungstrieb endgültig die Bahnen anwies, denen er von da an mit nimmer müdem Eifer treu blieb. Mit Begeisterung hörte er Ranke's Vorlesungen und genoß seinen vertrauten persönlichen Verkehr, an seinen historischen Uebungen hat er nicht mehr Theil genommen. Nun folgten, nachdem er im Jahre 1857 sich in Bonn ein eigenes Heim gegründet, lange Jahre des stillen und gesammelten historischen Studiums, ohne daß daneben die alten litterarischen und musikalischen Interessen vernachlässigt wären. Gerade diesen Jahren entstammen mehrere eigene Dichtungen („Die Sage von Helgi", „Die Braut vom Liebenstein") und eine ganze Reihe von Artikeln für die Deutsche Musikzeitung. Als dann im Herbste 1861 Heinrich v. Sybel als Dahlmann's Nachfolger nach Bonn kam, trat N. zu ihm in die nächsten persönlichen Beziehungen: ihm verdankte er neben Ranke das Meiste für die Ausbildung seiner eigenen historischen Forschungsmethode. Mehr und mehr vertiefte er sich nun in einzelne Fragen und Probleme. Schon aus seiner kleinen anonymen politischen Flugschrift: „Die Parität in Preußen und die ultramontane Partei" (Düsseldorf 1862) spricht der Historiker, der das Verständniß der gegenwärtigen Erscheinungen durch die Erkenntniß ihres Zusammenhangs mit der Vergangenheit zu vermitteln sucht. Im folgenden Jahre aber trat der Dreißigjährige mit einer

größeren gelehrten Monographie „Hinkmar, Erzbischof von Rheims. Ein Beitrag zur Staats- und Kirchengeschichte des westfränkischen Reiches in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts“ (1863) an die Oeffentlichkeit und habilitirte sich gleichzeitig an der Bonner Universität. Seine Studien hatte er neben älterer deutscher Verfassungsgeschichte vornehmlich der neueren englischen Geschichte zugewendet. Auf beiden Gebieten arbeitete er damals, wie Maurenbrecher erzählt, gleichmäßig und gleichzeitig weiter und so hat er es auch später gehalten: das deutsche Mittelalter und die europäische Geschichte im Beginne des achtzehnten Jahrhunderts, in ihrem Centrum die englische Geschichte, waren bis zuletzt die Angelpunkte seiner Forschung. Daneben interessirte ihn insbesondere der Entwicklungsgang der preußischen Monarchie. In seinen letzten Jahren beschäftigte ihn wiederholt der Gedanke, der Geschichte des Königs Friedrich Wilhelm I. ein eingehenderes Studium zuzuwenden. Es ist zu bedauern, daß es ihm nicht vergönnt war, die Resultate seiner vielseitigen und tiefeindringenden mittelalterlichen Studien schriftstellerisch zu verwerthen: nur in seinem Colleg über die „Geschichte des Kaiserthums und Papstthums im Mittelalter“ und vor Allem in den seminaristischen Uebungen hat er sie vor seinen Schülern entwickelt. Dagegen hat er seine englischen Studien schon frühzeitig in mehreren Aufsätzen der Historischen Zeitschrift von Sybel (Bd. 13. 14. 17) niedergelegt, die zu dem Besten gehören, was er geschrieben hat. Aus ihnen erwuchs, indem er Schritt für Schritt seine Aufgabe erweiterte, der Plan zu seinem großen, leider unvollendeten Werke, der „Europäischen Geschichte im achtzehnten Jahrhundert“. Es war seine Absicht, die leitenden Ereignisse der europäischen Politik während der ersten vierzig Jahre des achtzehnten Jahrhunderts im Zusammenhange darzustellen, aber nur ein kleiner Bruchtheil dieser in dem Umfange, in welchem er sie plante, gewaltigen Aufgabe liegt bewältigt vor: die ersten drei Bände der Geschichte des spanischen Erbfolgekrieges, welche den Faden der Erzählung bis zu den ergebnißlosen Friedensverhandlungen des Jahres 1710 führen. Zu einem vierten Bande, welcher den Erbfolgekrieg abschließen sollte, hat sich im Nachlasse nur die Sammlung des Materials vorgefunden.

Den ersten Band der europäischen Geschichte veröffentlichte N. im Jahre 1869. Kurz vorher (1868) war er als ordentlicher Professor der Geschichte nach Greifswald berufen. Er war auf der Höhe seines Lebens und seines Schaffens angelangt. Reiche Erfolge fielen ihm von da an ungesucht in den Schooß. Die deutschen Universitäten warben um seinen Besitz. Nur fünf Semester lehrte er in Greifswald, dann berief ihn Marburg im Jahre 1870. Auch hier blieb er nicht länger als zwei und ein halbes Jahr. Schon im April 1873 folgte er einem Rufe nach Tübingen, einen weiteren Ruf nach Breslau, nachdem er kaum in Tübingen heimisch geworden, lehnte er ab. Als dann aber in Bonn durch Sybels Fortgang nach Berlin dessen Stelle frei wurde, vermochte er dem an ihn gerichteten Rufe nicht zu widerstehen, er kehrte (Ostern 1876) in seine Vaterstadt zurück, wo damals seine kranke Mutter noch lebte, der er stets ein treuer aufopfernder Sohn gewesen. Aber nur zwei Semester blieb er dort: nach Wuttke's Tode erging im Sommer 1876 der Ruf nach Leipzig an ihn. Hier hat er von Ostern 1877 an eine reiche Wirksamkeit entfaltet, hier glaubte er sein bleibendes Heim gefunden zu haben. Seine Vorlesungen gehörten zu den besuchtesten, sein Seminar war stets überfüllt, der Kreis seiner Schüler wuchs von Jahr zu Jahr. Daneben arbeitete er an seiner europäischen Geschichte, von der ein zweiter Band im Herbste 1873 erschienen war, rüstig fort und hielt nach alter Gewohnheit in verschiedenen deutschen Städten öffentliche Vorträge vor einem größeren Publicum, die sich stets eines großen Beifalls erfreuten.

(Gesammelt und herausgegeben sind sie von Maurenbrecher, 1884.) Aber sein starker Geist wohnte in einem schwachen Körper. Sorge für seine Person, für seine Gesundheit, hatte er, wo sein Beruf in Frage kam, nie gekannt. Auf die Dauer jedoch hielt sein Körper den Anstrengungen, die er ihm zumuthete, nicht Stand. Nur ein einziger ordentlicher Professor der Geschichte war neben ihm angestellt, auf den Schultern beider Collegen ruhte die ganze Last aller historischen Examina einer zahlreichen Studentenschaft. Daneben arbeitete der rastlose Mann immer neue Vorlesungen aus und widmete dem historischen Seminar, das er begründet hatte, die angespannteste Arbeitskraft. Im Frühjahr 1882 brach er zuerst zusammen, ein örtliches Leiden warf ihn nieder. Das Urtheil der Aerzte zwang ihm einen Urlaub für das ganze Sommersemester auf. Bitter war ihm der Entschluß dazu, aber er hoffte, seine erschlaffte Arbeitskraft wiederzugewinnen. Einen Theil der unfreiwilligen Muße benutzte er, um die Drucklegung des dritten Bandes seiner europäischen Geschichte zu vollenden, der im Juni 1882 ausgegeben wurde. Noch zwei Semester hat er dann gelehrt und gearbeitet, aber seine „miserable Leiblichkeit", wie er selbst spottend klagte, hemmte ihn auf Schritt und Tritt. Ohne wesentliche Unterbrechung, aber häufig unter den heftigsten Schmerzen führte er sein letztes Colleg, die „Geschichte des deutschen Kaiserthums im Mittelalter", bis in die Zeit der Staufer. Am 13. Juli 1883 las er zum letzten Mal. Dann warf ihn ein unheilbares Leiden (Aktinomykose) auf ein schmerzenreiches Krankenlager. In der Nacht vom ersten zum zweiten Weihnachtstage 1883 ist er entschlafen.

Die Abwesenheit einer eigentlichen historischen Schule für seinen eigenen Bildungsgang hat N. des Oesteren selbst betont. Stets aber bekannte er daneben mit Stolz und Freudigkeit Anregung, Richtung und Ziel seiner historischen Forschung durch keine Geringeren als Ranke und Sybel empfangen zu haben. Ranke's exacte kritische Methode war ihm sozusagen in Fleisch und Blut übergegangen. Kräftig handhabte er sie im Kleinen wie im' Großen. Aber über dem kritischen Handwerk vergaß er nicht die eigentlichen Aufgaben des Historikers, auch darin dem Vorbilde seines Meisters getreu. Man kann nicht besser charakterisiren, was ihm bei seiner eigenen Geschichtsschreibung als Ideal vorschwebte, als indem man die Worte wiederholt, in welchen er die Summe der Ranke'schen Vorzüge zieht: „Eine ebenso kritisch exacte wie breit angelegte Forschung, dazu eine tiefgreifende und bedeutsam reflectirende Erfassung des inneren Gehaltes von Persönlichkeiten und Ereignissen, endlich eine durchgängig von Geist und Leben sprudelnde Behandlung der darstellenden Form; bei jeder einzelnen Wendung die Aufmerksamkeit fesselnd und durchaus originell". Fast ausschließlich in seiner Geschichte des spanischen Erbfolgekrieges auf gleichzeitiges diplomatisches Material zurückgreifend und damit ein neues Licht über diese ganze, bisher vernachlässigte Periode verbreitend, hat N. den gewaltigen Quellenstoff zugleich schriftstellerisch mit Meisterschaft bewältigt. Mit großer Kunst baut sich seine Darstellung auf. Es war keine leichte Aufgabe in dem Gewirr politischer und militärischer Ereignisse, welche eine Geschichte des spanischen Erbfolgekrieges zu erzählen hat, das einheitliche Centrum der Darstellung festzuhalten. Dieses Centrum war für N. die allgemeine europäische Politik. Vorwiegend danach, ob die einzelnen Mächte und Staatengruppen in den großen Fragen der europäischen Politik die entscheidende Rolle spielen, hat er den Umfang und das Interesse bemessen, welches sie in seiner Darstellung zu beanspruchen haben. Daneben hatte er auch auf die stilistische Form der Darstellung einen Hauptnachdruck gelegt. Es kam ihm, alles in Allem, darauf an, mit seiner europäischen Geschichte über den engeren Kreis der Fachgelehrten hinaus zu wirken, aber man wird sagen müssen, daß ihm das trotz aller angedeuteten schriftstellerischen Vorzüge nur in beschränktem

Maße gelungen ist. Dazu war sein Werk zu groß angelegt, seine Darstellung zu gedankenschwer, an den Leser den Anspruch angestrengter geistiger Mitarbeit erhebend. Der Stil ist getragen, dabei knapp und gedrungen, die Sprache energisch und edel, zugleich aber mehr, als man wünschen möchte, gefeilt und pointirt. Unablässig — und zwar, wie hervorzuheben ist, in späteren Jahren mehr als in früheren — sieht man den Autor mit der charakteristischen Gestaltung des Ausdrucks ringen: es ist, als ob die Fülle der zuströmenden Gedanken sich nur widerwillig in das gedrungene Satzgefüge einordne. In dem Streben „bei jeder einzelnen Wendung die Aufmerksamkeit des Lesers zu fesseln“ ist N. entschieden zu weit gegangen, eine reine und ungekünstelte Harmonie von Form und Inhalt hat er deshalb nur selten erreicht, zumeist an solchen Stellen, wo ihm ein künstlerisches Versenken in seinen Stoff gestattet war, ich meine die vielbewunderten Charakteristiken und Schlachtenschilderungen.

Große Erfolge hat N. als akademischer Lehrer erlangt. Seine Bedeutung auf diesem Gebiete lag in der Tiefe seiner Persönlichkeit begründet. Er gab vor Allem sich selbst, seinen ganzen inneren Menschen. Nicht darum war es ihm hauptsächlich zu thun, seinen Schülern positives Wissen zu vermitteln, sondern ihnen eine Fülle persönlicher und darum lebendiger Anregungen zu bieten. Er war sich dieses Grundzuges seiner Lehrmethode sehr wohl bewußt. „Meine Stärke, schrieb er einmal in einem Briefe, liegt nicht in dem Positiven, dem Sachlichen, was ich als zu Erlernendes gebe, sondern in der Anregung, die ich aus eigener Erregung heraus zu ertheilen vermag“. Worauf es ihm bei seinen Vorlesungen ankam, war einerseits, den politischen Gedanken klar darzulegen, andererseits seine Zuhörer in das Verständniß der menschlichen Persönlichkeiten einzuführen. Auch hier, wie in seinen historischen Schriften floß der Strom der Erzählung nicht in behaglicher Breite dahin, gedrungen vielmehr und zielbewußt arbeitete die Darstellung stets einem bestimmten Endpunkte zu. Auch die Sprache zeigte dasselbe Streben nach charakteristischer Formung des Ausdrucks wie sein geschriebenes Wort, aber was hier dem Leser fremdartig und gesucht erscheinen mochte, das übte gesprochen und von der Persönlichkeit des Redners getragen, einen ganz eigenartigen Reiz aus. „Aus eigner Erregung heraus“, selbst von seinem Gegenstande gepackt, mit erhobener Stimme und in getragenem Stil, am rechten Ort voll patriotischer Wärme, sprach er mit jener eindringlichen Energie, mit jener überzeugungsvollen Wucht, die ihre Wirkung auf die empfänglichen Gemüther seiner Hörer nicht verfehlte. — Noch größeren Nachdruck als auf die Vorlesungen legte N. auf die seminaristischen Uebungen, für die ihn eine unvergleichliche pädagogische Begabung besonders befähigt machte. Um die Förderung der historischen Seminare auf den deutschen Universitäten hat er sich auch über den Kreis seiner persönlichen Wirksamkeit hinaus dauernd verdient gemacht. Er ging von der Ueberzeugung aus, daß diese Uebungen erst dann recht ersprießlich sein könnten, wenn in ihnen alle Theilnehmer gleichmäßig zu gemeinsamen Arbeiten herangezogen würden. Vorbedingung einer solchen Handhabung war aber die Möglichkeit einer für alle gleichmäßigen Vorbereitung und darum lag es ihm vor Allem am Herzen, ein gemeinsames Arbeitszimmer mit Bibliothek für seine Schüler zu haben. Ihm gebührt das Verdienst, diese Einrichtung, welche sich zweifelsohne mit der Zeit überall Eingang verschaffen wird, zuerst an unseren Universitäten eingeführt zu haben. Schon in Marburg hatte er auf eigene Hand in seiner Privatwohnung ein Zimmer für das Seminar hergerichtet, in Tübingen erreichte er die Bewilligung von Geldmitteln zu einer kleinen Bibliothek, aber erst in Bonn und Leipzig war es ihm vergönnt, seine Idee vollständig in's Leben zu führen. Besonders das Leipziger Seminar, durch die Municifenz der sächsischen Regierung mit äußeren Mitteln glänzend ausgestattet und von Jahr

zu Jahr erweitert und vermehrt, entsprach seinen Wünschen auf das Vollkommenste. Hier hat er mit dem Einsatz aller seiner Kräfte gewirkt und gearbeitet bis zum endlichen Unterliegen. Mit Begeisterung hing er an diesem Zweige seiner Thätigkeit und man darf sagen, daß er hier sein Bedeutendstes geleistet hat. Ohne eine Schulhaupt zu sein, hat N. doch einen weiten Kreis von Schülern besessen, die mit dankbarer Verehrung zu dem selbstlosen Manne aufblickten. In ihrem Kreise regte sich gleich nach seinem Tode der Gedanke, ihm ein Denkmal in den Räumen des zuletzt von ihm gegründeten Institutes zu setzen. Professor Kopf in Rom, der den Verstorbenen gekannt hatte, übernahm die Ausführung einer Büste, und er hat die dankbare Aufgabe, diese feinen und edlen Züge im Marmor zu neuem Leben zu erwecken, in vorzüglicher Weise gelöst. Am 12. Juli 1885 fand die Uebergabe der Büste an das historische Seminar zu Leipzig statt.

Worte gesprochen am Sarge des Dr. Karl v. Noorden am 28. und 29. December 1883, Leipzig (1884). — Nachruf von Georg Voigt im Leipziger Tageblatt vom 4. Januar 1884, von G. Buchholz in den Grenzboten 1884, I S. 223—231, von Georg Ebers in Ueber Land und Meer, Bd. 51 Nr. 18, von Wilh. v. Giesebrecht in den Sitzungsberichten der philos.-philol. u. histor. Cl. der k. bayr. Akad. der Wissensch., Jahrg. 1884, S. 259—263. — Lebensskizze von W. Maurenbrecher als Einleitung zu den von ihm herausgegebenen Histor. Vorträgen Noordens (Leipzig 1884). Dort auch ein Porträt und ein Verzeichniß sämmtlicher Schriften und Aufsätze Noordens. G. Buchholz.

Iselin *): Isaac I., geb. am 7. März 1728 in Basel, von einer alten bürgerlichen Familie. Sein Vater war Kaufmann und scheint ein unruhiger Kopf gewesen zu sein. Bald nach der Geburt des Sohnes trennte er sich von seiner Frau, einer geborenen Burckhardt, und verließ Basel, um im J. 1748 in Berlin zu sterben. Die Mutter übernahm ganz die Erziehung ihres geliebten Söhnchens; sie war eine energische und verständige Frau, die großen Einfluß selbst noch auf den erwachsenen, zum Manne gereiften Sohn ausübte, der ihr mit inniger Liebe bis an ihren Tod zugethan blieb. Neben der Mutter und zwei mütterlichen Onkeln war es besonders der Philologe Professor Birr, der auf den jungen lernbegierigen Knaben günstig einwirkte, während Professor Spreng ihn in die deutsche Litteratur einführte. Nach gut vollendeten Studien in seiner Vaterstadt bezog er zu seiner ferneren Ausbildung 1747 die Universität Göttingen, wo er indessen nur ein Jahr verblieb, um sodann als junger Rechtsgelehrter in seiner Vaterstadt zu wirken. Da bei Besetzung von Stellen und Aemtern das Loos entscheiden mußte, welches eingeführt worden war, um Intriguen und Begünstigungen zu vermeiden, so blieb er längere Zeit ohne Amt, da ihm das Loos nicht günstig war. Er benutzte diese unfreiwillige Muße zu allerlei litterarischen und philosophischen Studien und u. a. auch zu einer Reise nach Paris im J. 1752, wo er Buffon, Grimm, Rousseau und andere bedeutende Männer kennen lernte und manchen anregenden Eindruck empfing. Nachdem er mehrmals schon als Professor für die Basler Universität vorgeschlagen worden, wobei aber das Loos gegen ihn entschied, wurde er endlich im J. 1754 Mitglied des großen Raths, Gerichtsherr und 1756 Rathsschreiber, eine Stellung, die er bis an sein Lebensende (1782) mit Auszeichnung bekleidete; im gleichen Jahre verehelichte er sich

*) Zu Bd. XIV S. 611. Der Herr, welcher s. Z. die Bearbeitung dieses Artikels übernommen hatte, ließ uns damit im Stich. D. Red.

mit seiner Mitbürgerin, Helene Forkart, einer liebenswürdigen Frau. Er wurde der Vater einer zahlreichen Familie und stand mit vielen hervorragenden Männern seiner Zeit, wie Haller, Geßner, Basedow, Lavater ꝛc. in Verbindung.

J. war einer jener Männer des vorigen Jahrhunderts, die das Herannahen einer neuen Zeit und mit ihr neuer Gedanken herausfühlten und die Vorboten derselben wurden. In seiner Stellung als Rathsschreiber, d. h. als Secretär der Regierung und des großen Rathes, war er in mannigfacher Beziehung mit dem Volke und mit allen Angelegenheiten des Gemeinwesens wohl vertraut; er empfand die Mängel desselben und sann auf zweckmäßige Neuerungen. Besonders beschäftigte er sich lebhaft mit dem Erziehungswesen und war hierin ein feuriger Anhänger Basedow's, obschon er auch für dessen Schwächen ein scharfes Auge hatte. Lebhaft empfindend und ideal angelegt, begeisterte er sich aufs höchste für alles, was er für das Wohl seiner Mitmenschen ersprießlich fand und schwärmte mit voller Hingabe für alles, was ihm als gut und edel erschien. Wol mochte er sich hierbei manchmal durch seinen Enthusiasmus irreleiten lassen, oder er konnte auch, wenn er zu wenig mit der Wirklichkeit rechnete, auf unerwartete Hindernisse stoßen, die seinen Plan vereitelten; stets aber blieb er muthig und hoffnungsvoll, beseelt mit einem oft etwas optimistischen Glauben an die Fortschritte des menschlichen Geistes, deren Zukunft er sich in den herrlichsten Farben auszumalen wußte. Diese innere Wärme gestattete es ihm denn manches Schöne und Gute auszuführen und ein äußerst anregendes Element seiner Vaterstadt zu werden. So kämpfte er mit vielem Eifer für die Aufnahme neuer Bürger. Er sah, daß Basel, infolge langer Friedenszeiten, zu sehr in bequemem Reichthum eingeschlafen war und nicht diejenige Entwickelung habe, die es haben konnte. Das System, die Bürgerschaften abzuschließen, wie es damals in manchen Städten befürwortet und durchgeführt wurde, schien ihm unrichtig, er wollte der Stadt neue Kräfte zuführen, und dadurch neue vermehrte Thätigkeit herbeirufen. Ganz besonders aber wollte er der Basler Universität neues Leben einhauchen; im Verein mit seinem Freunde Daniel Bernoulli machte er Vorschläge „für Verbesserung und bequemere Einrichtung der Universität“, die jedoch nur wenig Erfolg hatten. Im Zusammenhange mit der Universität wollte er überhaupt das Schulwesen heben. In seinem „Versuch eines Bürgers über die Verbesserung der Schulen in einer reichen republikanischen Handelsstadt“, entwickelte er manchen Gedanken, der später allgemein als richtig anerkannt und benützt worden ist, der aber damals noch ganz neu war; er bekämpfte die alte pedantische Routine, er deutet bereits auf die Wichtigkeit gesunder Körperentwickelung hin, er weist der Schule die richtige Stellung neben dem elterlichen Hause an, und entwickelt die pädagogischen Grundsätze nach welchen zu verfahren sei; wünscht Trennung der humanistischen Schüler von den realistischen Schülern, die nicht so lange die Schule besuchen und denen statt der lateinischen Sprache die französische Sprache geboten werden soll. Wir finden bereits manche Frage erörtert, welche jetzt die Schulmänner beschäftigt. Dem zähen Festhalten vieler seiner Mitbürger am hergebrachten Alten gegenüber war seine Stellung oft eine nicht leichte.

Große Aufmerksamkeit widmete J. der Nationalökonomie. Die sogenannten Physiokraten oder Naturforscher der französischen Schule, besonders Turgot, Condorcet, Goumay waren seine Freunde, mit ihnen glaubte er in den Erzeugnissen des Bodens und dem landwirthschaftlichen Reinertrage das wichtigste Element des Wohlstandes zu sehen, dem die höchste Sorgfalt zu widmen sei, in den Landbauern erblickte er die productivste Classe der Bürger. Diese seine Richtung ist denn auch in einem seiner bekanntesten Werke, den „Träumen eines Menschenfreundes“ zum Ausdruck gekommen. Ihn leitete dabei der Gedanke, welcher

damals von manchem Philosophen getheilt wurde, „daß das bestehende Elend von der erreichbaren Glückseligkeit nur durch Schranken getrennt sei, welche schon durch die Verbreitung der Erkenntniß von der wahren Natur des Menschen hinweggeräumt werden könnten“. Er glaubte wirkliche Fingerzeige zu geben, wie die sociale Frage wol gelöst werden könnte. In diesem Buche stellt er besonders den Satz auf, daß in der Ungleichheit der Veranlagung der einzelnen Menschen eine höhere Anordnung sich finde, die jeden Einzelnen sein wahres Glück in der specifischen Ausbildung dieser Anlagen finden lasse, wodurch in höherem Sinne ein vollkommenes Ebenmaß der Glückseligkeit für Alle erreicht werden könne. Das Zusammenwirken dieser verschieden ausgebildeten Menschen bringt dann die Harmonie der ganzen Gesellschaft hervor, so wie auch ihrer Interessen. Freie Concurrenz erscheint ihm als ein Naturgesetz. Als er dieses Buch verfaßte, war er 27 Jahre alt. — Auf ähnlichem Gedankengrunde entstand ein späteres Werk, das große Verbreitung fand, die „Geschichte der Menschheit“, in welchem er sich die Aufgabe stellte, den Entwickelungsgang der Cultur der Menschheit darzustellen. Er will darin zeigen, wie mehr und mehr unter den Menschen die Macht der Vernunft die Herrschaft der sinnlichen Triebe und Begierden und falscher Einbildung überwindet, er schließt mit einem freudigen hoffnungsvollen Blick in die Zukunft der Menschheit und hofft, daß unsere Nachkommen auch von den letzten Schlacken der Barbarei, die uns noch anhaften, befreit sein werden. — In der kleinen Schrift „Palaemon oder von der Ueppigkeit“, bespricht er den Luxus und die damals bestehenden Gesetze gegen denselben, in der Form eines Dialoges. Er sucht darin nachzuweisen, wie der Luxus zur Entfaltung reich angelegter Naturen in gewissem Sinne dient, wie durch ihn der Sinn für Kunst und das Schöne entwickelt werde, und wie er, wenn in vernünftigen Schranken, wohlthätig wirken könne; er zeigt auch, wie wirkungslos die Gesetze gegen denselben sich meistens erzeigen. Dabei aber weiset er darauf hin, wie eine gemeinnützige Verwendung des Reichthums besonders ehrenvoll und zweckmäßig sei.

Charakteristisch für J. ist die in seinen Schriften entwickelte Ansicht, es müsse der Staat sich nicht darauf beschränken, nur die Rechtsverhältnisse zu überwachen, sondern auch, wenigstens indirect, ins wirthschaftliche Leben eingreifen, er will ihm unter anderen die Sorge für Kinder- und Fortbildungsschulen, für öffentliches Gesundheits- und Vergnügungswesen überbürden; es überrascht dieses einigermaßen gegenüber seiner Tendenz, den Einzelnen sich möglichst frei entfalten zu lassen, und das laissez-faire als Regel aufzustellen. Er erblickt eben im Staate den weisen, wohlwollenden Vater, der das Wohl seiner Kinder in jeder Weise finden soll, durch alles zieht sich ein Zug menschenfreundlicher, auf die Macht des Guten vertrauender Liebe.

Eine starke Theuerung des Getreides im Jahre 1770 erregte seine Aufmerksamkeit. Während die öffentliche Meinung die Kornwucherer dafür verantwortlich machte, trat J. dieser Ansicht entgegen, und fand die wirkliche Ursache in den Landleuten, die überhaupt mehr Nutzen aus ihren Producten ziehen wollten, und sich dazu durch den starken Zufluß von Edelmetallen aus Amerika und die vermehrte Geldabundanz ermuntert fanden; es beweiset dieses, wie sehr J., unbekümmert um Vorurtheile, den nationalökonomischen Erscheinungen auf den Grund zu kommen suchte. Er war es denn auch, der zu statistischen Erhebungen aufmunterte; ein erster Versuch dieser Art fällt ins Jahr 1774, wo eine detaillirte Aufnahme der Bevölkerung des Stadtgebietes angeordnet wurde. Um den Sinn für rationelle politische Oekonomie zu wecken, veranlaßte er auch den Angehörigen der physiokratischen Schule Schlettwein, nach Basel zu kommen, um im Jahre 1776 Vorlesungen über Staatswissenschaft zu halten. Um seinen

nationalökonomischen Anschauungen mehr Verbreitung zu verschaffen und Interesse dafür zu wecken, entschloß er sich im gleichen Jahre eine Zeitschrift „Die Ephemeriden der Menschheit“ herauszugeben, die zuerst in Basel und später in Leipzig erschien, und die auch in Deutschland manche Leser fand; er führte sie bis zu seinem Tode im J. 1782 fort. Diese Zeitschrift zeichnete sich sowohl durch die Mannigfaltigkeit des Stoffes, als auch durch ihre maßvolle Haltung vortheilhaft aus. J. kannte zu sehr die wirklichen Zustände, als daß er sich durch theoretische Anschauungen hätte zu Schwachheiten verleiten lassen, wie dieses besonders seine französischen Freunde oft thaten, die rücksichtslos ihre Theorien durchführen wollten. — Wie wenig J. auch nationalökonomischen Gegnern sich hart zeigte, beweiset sein Verhältniß zu Goethe's Schwager, Schlosser, der, als badischer Staatsmann, sich überzeugen konnte, wie ein Versuch, der in seinem Bezirke gemacht wurde, die Theorien der Physiokratie praktisch anzuwenden, ganz mißlang, und der nun entschiedener Gegner dieses Systemes wurde. Trotzdem er nun in manchen Punkten der Antipode Iselin's wurde, ersuchte ihn dennoch nach dessen Tode die Helvetische Gesellschaft, deren Mitglied er war, eine Lobrede auf den Verstorbenen zu halten, die er denn auch in vollster Anerkennung von Iselin's Charakter und Sinnesart hielt.

Eine ganz besondere Bedeutung gewann J. durch seine Vereinsthätigkeit; seine mittheilsame, liebevolle, gesellige Natur, welcher Freundschaft ein hohes Bedürfniß war, machte ihn besonders dazu geeignet, im Vereinswesen einen mächtigen Hebel zur Verbreitung guter Ideen zu finden. Sein staatsmännischer Blick erkannte die Schwäche der damaligen Schweiz gegenüber dem Auslande; er erblickte die Ursachen derselben im Mangel an politischer Begeisterung und Einigkeit. Eine Flugschrift „Politische Träume eines Eidgenossen“ im Jahre 1758 erregte allgemeines Aufsehen, und als eine Frucht derselben sehen wir J. im J. 1760 als Stifter der Helvetischen Gesellschaft, die eine Zahl der hervorragendsten Eidgenossen seiner Zeit vereinigte. Alljährlich wurde eine Sitzung in Schinznach gehalten; Männer wie Salomon Hirzel, der Dichter Geßner, Zimmermann von Brugg und andere waren die Mitbegründer. Ein schönes Band flocht sich um diese Freunde und entzündete in ihnen das Feuer einer edlen Vaterlandsliebe. Erziehungswesen, Landbau, Beseitigung schlechter Beamter &c. waren die Gegenstände der Besprechungen, und wenn auch einige Regierungen diese Gesellschaft als eine solche von Neuerern mit Mißtrauen beobachteten, sie blühte fort und fort bis nach Iselin's Tode und trug viel zur Wahrung patriotischen Sinnes in der Schweiz bei. Die wirkungsvollste Schöpfung Iselin's für seine Vaterstadt war aber die im J. 1777 gegründete Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen, die, nach dem Vorbilde der Bernerischen und Zürcherischen, sich die Aufgabe stellte, durch freiwillige Thätigkeit das Wohl und die Annehmlichkeit der Mitbürger zu fördern. Diese anfänglich nur aus wenigen Mitgliedern bestehende Gesellschaft gewann immer mehr Boden, und besteht jetzt nach mehr als 100 Jahren aus etwa 1600 Mitgliedern, die eine ziemliche Zahl gemeinnütziger Unternehmungen aller Art unterstützen. Eine der zweckmäßigsten Unternehmungen dieser Gesellschaft ist die Ersparnißcasse, in welcher gegenwärtig für etwa 14 Millionen Ersparnisse wenig Bemittelter verwaltet werden. Diese Gesellschaft ist ein Beweis, was freiwillige Thätigkeit leisten kann, und wie viel Gutes dadurch befördert wird, sie hat aber auch einen indirecten Einfluß geübt, indem sie den Sinn für Gemeinnützigkeit und für Darbringung der Opfer für das allgemeine Beste, wesentlich unter Basels Bürgerschaft geweckt hat. So sehen wir denn in J. eine jener Persönlichkeiten, die in vielseitiger Thätigkeit sich dem Wohle ihrer Mitbürger widmen, und mitten in einer Zeit, in welcher der Cultus des Althergebrachten

und der Routine nur zu sehr gepflegt wurde, als erste Verkünder neuer Ideen, die Vorboten einer neuen Zeit waren. Wenn ihm auch manchmal eine große naive Ueberschwenglichkeit vorgeworfen werden kann, so wirkt doch die Wärme seines Gefühls, die helle Begeisterung für seine Ideen, der feurige Wille das Gute zu thun, der ihn beseelte, erhebend auf jeden, der sein Leben näher betrachtet, und so wird auch J., wenn auch inmitten eines kleinen Gemeinwesens lebend, stets eine bedeutsame Erscheinung bleiben, als das Vorbild eines Bürgers, der ein offenes Auge hatte für alles was seine Mitmenschen bewegt, und ihre Wohlfahrt fördert. — J. starb am 15. Juni 1782 erst 54 Jahre alt.

Vgl. Isaac Iselin von A. v. Miaskowski in den Basler Beitr. f. vaterländ. Geschichte, Bd. X. Bernoulli.

Merkel*): Gustav Adolf M., durch dessen am 30. Octbr. 1885 erfolgten Tod die künstlerischen Kreise Dresdens, ja die Musikwelt überhaupt, einen herben, schwer zu beklagenden Verlust erlitten haben, ward am 22. Novbr. 1827 zu Oberoderwitz in der Lausitz, woselbst sein Vater Lehrer und Organist war, geboren. Verhältnisse und der frühe Tod des Vaters nöthigten ihn, vom Studium der Musik, zu der lebhafte Neigung bei ihm vorhanden war, abzusehen und sich dem Lehrerberufe zu widmen. Nachdem er auf dem Lehrerseminar zu Bautzen seine Ausbildung erhalten, fand er einige Jahre Anstellung in einer Dresdener Bürgerschule, entsagte jedoch 1853 dem Lehrerberufe, um sich, wie er es von Jugend an erstrebt, ganz der Musik zu widmen. Bei Julius Otto studirte er Contrapunkt, bei Johann Schneider Orgelspiel; außerdem förderten seine Studien aufs freundlichste Robert Schumann und C. G. Reissiger. 1858 erhielt er Anstellung als Organist an der Waisenhauskirche in Dresden, kam 1860 in gleicher Eigenschaft an die Kreuzkirche daselbst und ward 1864 als Hoforganist an der katholischen Hofkirche in Dresden angestellt. Von 1867 bis 1873 leitete er die Dreyßig'sche Singakademie, seit 1862 war er Lehrer des Orgelspiels am Conservatorium für Musik. Von seinen veröffentlichten Compositionen, deren es über 181 gibt, sind zu nennen: Lieder mit Pianofortebegleitung, Clavierstücke, Violoncellstücke, Orgelstücke aller Gattungen, als: Präludien, Choralvorspiele, Fugen, Phantasien, mehrere Sonaten. Namentlich seine trefflichen Orgelcompositionen haben große Verbreitung gefunden, selbst in England und Amerika. Eine der Sonaten (op. 30) wurde bei einem Concurrenzausschreiben der Mannheimer Tonhalle 1857 mit dem ersten Preise ausgezeichnet. Nach der Herausgabe des vierstimmigen Choralbuches zu dem Gesangbuch für die evangelisch-lutherische Landeskirche des Königreiches Sachsen, welches M. mit Professor Wermann bearbeitet hatte, verlieh ihm König Albert das Ritterkreuz I. Classe des Albrechtsordens. Das Orgelspiel Meister Merkel's zeichnete sich in hervorragender Weise durch größte Klarheit und Gediegenheit aus; er vermied sowol als Orgelspieler wie als Orgelcomponist streng Alles, was dem Charakter dieses Instrumentes nicht entsprochen hätte. Sein freies Spiel, bei welchem er den Contrapunkt wie auch die musikalische Form in meisterhafter Weise beherrschte, entsproß einer reichen Phantasie. Die Orgellitteratur ist in mannigfaltigster Weise durch seine Werke bereichert worden, ganz besonders bedeutend unter seinen zahlreichen Compositionen sind seine Orgelsonaten, welchen man unter seinen Zeitgenossen nur die dahin einschlagenden Werke Jos. Rheinberger's zur Seite stellen könnte. Aber auch in kleineren Formen war er Meister, wovon eine große Anzahl seiner Präludien und Choralvorspiele beredtes Zeugniß geben. — Nicht weniger Erfolg erzielte M. als Lehrer. Seine zahlreichen Orgelschüler nehmen fast durchgängig sehr achtungswerthe Stellungen ein und bewahren ihrem Meister eine tiefe, herzliche Verehrung. Fürstenau.

*) Zu Bd. XXI S. 435.

Metternich *): Clemens Wenzel Lothar, Graf später Fürst M., österreichischer Haus-, Hof- und Staatskanzler, Sohn des Grafen Franz Georg v. M. und der Gräfin Maria Beatrix Aloisia v. Kagenegg, wurde am 15. Mai 1773 zu Coblenz geboren. Aufgewachsen an den prächtigen und genußsüchtigen Höfen der drei rheinischen Kurfürsten, an denen der aus kurtrierischem in österreichischen Dienst übergetretene Vater als Gesandter lebte, bezog M. schon 1788 die Universität Straßburg, wo er hauptsächlich die Vorlesungen über deutsches Staatsrecht anhörte. Infolge der revolutionären Bewegungen in Frankreich nach Hause zurückgekehrt, wurde er von der katholischen Bank des westfälischen Grafencollegiums als Ceremonienmeister 1790 zur Kaiserkrönung Leopolds II., 1792 zur Krönung Franz II. nach Frankfurt a. M. abgeordnet. In der Zwischenzeit verweilte er in Mainz, wo er wieder die Vorlesungen der Universität besuchte und zugleich durch fleißigen Verkehr in der aus deutschen und französchen Elementen eigenartig zusammengesetzten Gesellschaft am Hofe des Kurerzcanzlers sich weltmännische Gewandtheit und Biegsamkeit aneignete. Nach Ausbruch des Krieges mit Frankreich ging M. nach Brüssel und arbeitete in der Kanzlei des Vaters, der dort als kaiserlicher Minister bei der Generalregierung der Niederlande residirte, und unternahm Ausflüge auf den flandrischen Kriegsschauplatz. In diese Zeit (August 1794) fällt seine erste litterarische Veröffentlichung, eine Flugschrift: „Ueber die Nothwendigkeit einer allgemeinen Bewaffnung des Volkes an den Grenzen Frankreichs, von einem Freunde der allgemeinen Ruhe", worin er unter heftiger Polemik gegen die Diplomaten der alten Schule, „schale Köpfe", die Bewaffnung und Erhebung der Völker predigt.

Nach einem längeren Aufenthalt in England, wo er mit dem Prinzen von Wales, dem späteren König Georg IV. bekannt wurde, ging M. im October 1794 nach Wien und vermählte sich am 27. September 1795 zu Austerlitz mit der Enkelin des Fürsten Kaunitz, Eleonore, wodurch er in den leitenden Kreisen Wiens Fuß faßte. Seine äußeren Vorzüge, die Anmuth seiner Erscheinung nnd die einschmeichelnde Liebenswürdigkeit seines Benehmens und seiner Unterhaltung, die weltmännische Bildung seines Geistes, schienen ihn für den diplomatischen Dienst zu empfehlen, während er selbst in diesen Jahren sich vorzugsweise mit Naturwissenschaften und Medicin beschäftigte. Doch ließ er sich im December 1797 von dem westfälischen Grafencollegium zum Rastatter Congreß abordnen, dem er bis zum März 1799 beiwohnte, ohne an den diplomatischen Verhandlungen besonderen Antheil zu nehmen. Nach Wien zurückgekehrt, wurde M. im Januar 1801 zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister am kursächsischen Hofe ernannt, mit dem Auftrage, hauptsächlich dem in Dresden damals vorherrschenden preußischen Einflusse entgegenzuarbeiten und übrigens die an dem neutralen Hofe hervortretenden Bestrebungen Rußlands und Frankreichs aufmerksam zu beobachten. Nach einer zweijährigen Thätigkeit als Gesandter in Dresden, die ihm zur Entfaltung diplomatischer Geschicklichkeit wenig oder keine Gelegenheit gab, aber seiner gesellschaftlichen Verbindung namentlich mit russischen und polnischen Familien sehr vortheilhaft wurde, ging M. im November 1803 in gleicher Eigenschaft nach Berlin, wo er einen größeren Wirkungskreis und ernstere politische Aufgaben vor sich sah. Während er ursprünglich angewiesen war, sich bei dem Charakter der preußischen Politik von den russisch-englischen Bestrebungen zur Gewinnung Preußens fernzuhalten und der französischen Vertretung in Berlin freundliches Entgegenkommen zu zeigen (vgl. Metternich's Instruction für Berlin bei Fournier, Gentz und Co-

*) Zu Bd. XXI S. 526.

benzl) erhielt er schon im nächsten Jahre den Auftrag, dahin zu wirken, daß die zwischen Rußland und Oesterreich gegen Frankreich geschlossene Verbindung, aus welcher der dritte Coalitionskrieg entsprang, durch den Beitritt Preußens verstärkt werde. Metternich's Bemühungen dabei waren nicht glücklich. Wenn die entschiedene Vorliebe König Friedrich Wilhelms III. für das System der Neutralität und seine Abneigung gegen kriegerische Verwickelungen den Erfolg der Bestrebungen Rußlands und Oesterreichs ohnehin sehr erschwerten, so irrte M. in seinem diplomatischen Vorgehen ohnehin noch darin, daß er ebenso wie die russischen Staatsmänner den Beitritt Preußens durch gewaltsame Maßregeln und durch Einschüchterung zu erzwingen für möglich hielt. Erst der Umschwung der preußischen Politik im October 1805, der sich unter dem Eindruck der Verletzung preußischen Gebietes durch französische Truppen und durch die persönliche Einwirkung Kaiser Alexanders vollzog, eröffnete auch für M. die Möglichkeit einer erfolgreicheren Thätigkeit für die Ziele der österreichischen Politik. Er trat dem am 3. Novbr. 1805 zwischen Rußland und Preußen zu Potsdam unterzeichneten Allianzvertrag bei, so wenig auch die verclausulirten und vieldeutigen Bestimmungen über die Theilnahme Preußens an dem Kriege gegen Frankreich seinen Wünschen genügen konnten. Nachdem die Coalition zwischen Oesterreich und Rußland durch den Frieden von Preßburg sich aufgelöst und Preußen zu Schönbrunn und Paris mit Frankreich sich verständigt hatte, wurde M., der für seine Wirksamkeit am preußischen Hofe mit dem Großkreuz des Stephansordens ausgezeichnet war, von Berlin abberufen und erst zum Botschafter in Petersburg, dann auf besonderen Wunsch Napoleons zum Botschafter in Paris ernannt. Nach einem mehrmonatlichen Aufenthalt in Wien kam M. zu Anfang August 1806 in Paris an, wo er sowohl am kaiserlichen Hofe als in der Gesellschaft sich eine hervorragende Stellung zu schaffen wußte und besonders zu Talleyrand, der immer ein Freund der Verbindung mit Oesterreich gewesen ist, und zu Napoleon's Schwester Caroline, der Gemahlin Murat's, in nahe Beziehungen trat. Seine eigentliche diplomatische Thätigkeit begann jedoch erst ein Jahr später, nachdem durch die Tilsiter Verträge der vierte Coalitionskrieg beendet und zugleich die Allianz zwischen Frankreich und Rußland abgeschlossen war. Am 10. Octbr. 1807, nach langwierigen und wenig erfolgreichen Verhandlungen, brachte M. zu Fontainebleau den Vertrag zum Abschluß, der die Grenzen Oesterreichs und Frankreichs in Italien regelte. Hauptsächlich aber richtete M. seine Aufmerksamkeit auf das Verhältniß Napoleon's zu Alexander, welches er mit Recht als das wichtigste Moment in der europäischen Lage ansah. Er ging bereitwillig auf die Anregung Napoleon's ein, der die Mitwirkung Oesterreichs zu den in Tilsit gegen die Türkei vereinbarten russisch-französischen Entwürfen in Vorschlag brachte, wie er denn überhaupt das beste Einvernehmen mit Napoleon pflegte und wiederholt Verhandlungen über eine Allianz mit Frankreich anknüpfte. Auch das Vorgehen Napoleon's in Spanien, so sehr es ihn empörte und so eifrig er in Berichten voll feuriger Beredsamkeit die Unverträglichkeit der Napoleonischen Uebermacht mit dem Bestehen irgend eines selbständigen Staates hervorhob, brachte in seiner politischen Haltung einen wesentlichen Umschwung nicht hervor. Denn M. war durchdrungen von der Uebermacht des französischen Reiches, der auch die Spanier erliegen würden, und erwartete einen wirklichen Umschwung erst von dem Tode Napoleon's. Auch die bekannte Audienz vom 15. August 1808, bei welcher Napoleon den Grafen M. mit lebhaften Vorwürfen wegen der österreichischen Rüstungen überhäufte, besitzt die ihr sonst für die Vorgeschichte des Krieges von 1809 beigemessene Bedeutung keineswegs; sie störte selbst die persönlichen Beziehungen Metternich's zu Napoleon so wenig, daß derselbe seine Zulassung zu der Zusammenkunft in Erfurt beantragen konnte, die

denn freilich von französischer Seite abgelehnt wurde. Erst in Wien, wohin M. im November 1808 zu den entscheidenden Berathungen über Krieg und Frieden berufen war, zeigte auch er sich als Anhänger einer baldigen Schilderhebung, und seine Angaben über die französischen Streitkräfte, deren Schwächung durch den spanischen Krieg er überschätzte, scheinen zu den kriegerischen Entschlüssen der österreichischen Regierung wesentlich beigetragen zu haben. Bald nach der Rückkehr Metternich's nach Paris, die am 1. Januar 1809 erfolgte, nahmen die Beziehungen Oesterreichs zu Frankreich einen immer gespannteren Charakter an, was auch auf seine persönliche Stellung in Paris besonders zu Napoleon nachtheilig einwirkte. Bei Ausbruch des Krieges wurde M. in Paris zurückgehalten, da man von österreichischer Seite einige Mitglieder der französischen Botschaft in Ungarn internirt hatte. Erst im Juni unter militärischer Bedeckung nach Wien gebracht und Anfang Juli in Komorn ausgewechselt, traf M. am 3. Juli mit Kaiser Franz zusammen, in dessen Gefolge er der Schlacht von Wagram beiwohnte. Nach der Niederlage des österreichischen Heeres war es dann M., der in einer am 7. Juli zu Ernstbrunn gepflogenen Berathung die Anknüpfung von Friedensverhandlungen mit Napoleon vorschlug. Als infolge dessen der bisherige Minister des Auswärtigen Graf Philipp Stadion am nächsten Tage um seine Entlassung bat, wurde M. vom Kaiser zu seinem Nachfolger berufen, nahm jedoch nur bedingungsweise an. Er blieb dem Kaiser als Berather zur Seite, während Stadion zur Armee des Erzherzogs Karl abging, und wurde am 4. August zum Staats- und Conferenzminister ernannt. Seine politische Haltung in dieser Stellung war zunächst sehr schwankend: er neigte seinerseits dem Abschluß eines Friedens zu, ohne doch, besonders bei der immer noch kriegerischen Stimmung des Kaisers, die Möglichkeit einer Erneuerung des Kampfes ganz von sich zu weisen. Mit dem Grafen Nugent zusammen wurde M. zu den von Napoleon nach einigem Zögern angenommenen Friedensverhandlungen nach Altenburg abgesandt, wo sich zugleich Champagny als französischer Bevollmächtigter einfand. Man kam hier jedoch zu keiner Verständigung, sodaß Kaiser Franz den Grafen Bubna zu Napoleon sandte, der dann seine Friedensbedingungen in einer Art Ultimatum zusammenfaßte, welches nach einer am 25. Septbr. stattgefundenen Berathung von Kaiser Franz im wesentlichen angenommen wurde. Zu den ferneren Verhandlungen wurde Fürst Liechtenstein nach Wien gesandt, welcher den Frieden in der Nacht vom 13. zum 14. October unterzeichnete. M. war von den letzten und entscheidenden Verhandlungen fern gehalten worden, der Friede wurde über seinen Kopf hinweg zum Abschluß gebracht, doch war er noch am 8. October endgültig zum „Minister des kaiserlichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten" ernannt worden.

Bei der überaus schwierigen Lage, in der sich Oesterreich nach dem Wiener Frieden befand, bei der hoffnungslosen Niedergeschlagenheit, die sich nach dem schönen Aufschwung von 1809 der Gemüther bemächtigt hatte, war M. ohne Zweifel die geeigneteste Persönlichkeit zur Leitung der auswärtigen Politik Oesterreichs. Wenn irgend Einer, so erkannte M. die Gefahren, mit denen die Uebermacht Frankreichs und der zugleich gewaltthätige und treulose Charakter Napoleon's einen jeden selbständigen Staat beständig bedrohte; er wußte, daß mit dem napoleonischen Kaiserreich ein wirklich freundliches oder auch nur friedliches Verhältniß dauernd aufrecht zu halten unmöglich sei. Allein, kühl abwägenden Verstandes, allezeit „nüchtern", wie er sich selbst nannte, ohne Leidenschaft und selbst ohne Schwung, wie er als Staatsmann immer gewesen ist, ließ er sich durch seine eigenen principiellen Anschauungen über Napoleon und sein Regiment jetzt in seiner politischen Haltung so wenig beherrschen, wie er sich im J. 1809 durch das Aufwogen der nationalen Gefühle in Deutschland und Oesterreich hatte hinreißen

lassen. Sein schmiegsamer Geist, der sich jeder Lage anzubequemen wußte und sich über die Preisgebung der eigenen Grundsätze durch Zugeständnisse leicht hinwegsetzte, entsprach ganz der politischen Haltung, welche der österreichische Staat erforderte und welche M. von Anfang an zu verfolgen entschlossen war. Schon am 10. August 1809 hatte er in einem Vortrage an den Kaiser das künftige politische System Oesterreichs mit den Worten gekennzeichnet: „Wir müssen vom Tage des Friedens an unser System auf ausschließendes Laviren, auf Ausweichen, auf Schmeicheln beschränken. So allein fristen wir unsere Existenz vielleicht bis zum Tage der allgemeinen Erlösung. . . . Uns bleibt nur ein Ausweg: Unsere Kraft auf bessere Zeiten aufzuheben, an unserer Erhaltung — ohne Rückblick auf unseren bisherigen Gang — zu arbeiten.“ Für die Durchführung dieser Politik, für die Erhaltung der Integrität Oesterreichs überhaupt, hielt er die „Anschmiegung an das triumphirende französische System“ für unerläßlich, nicht als ein an sich lobenswerthes und für allezeit festzuhaltendes politisches Princip, aber als das einzige Auskunftsmittel in den Drangsalen der Gegenwart. Es versteht sich deshalb, daß er mit Eifer darauf einging, als von französischer Seite die Hand der Erzherzogin Marie Louise für Napoleon begehrt wurde; er versprach sich von dieser dynastischen Verbindung für Oesterreich eine Reihe von Jahren ruhiger Entwickelung und glaubte darin selbst das Anzeichen einer Sinnesänderung Napoleons zu Gunsten einer friedfertigeren und stabileren Regierungsweise zu sehen. Um zugleich Klarheit über die Anschauungen Napoleon's zu gewinnen, ging M. im Frühjahr 1810 selbst nach Paris, wo er bis zum September verweilte. Es gelang ihm, die zwischen Oesterreich und Frankreich noch schwebenden Fragen, über den Transithandel durch Illyrien, den Sequester auf die Güter vormaliger deutscher Reichsstände u. s. w., zu einer befriedigenden Lösung zu bringen. Ueberhaupt gestaltete sich das Verhältniß zu Napoleon, der auch die Bemühungen Oesterreichs um ein Anlehen unterstützte, sehr günstig für Oesterreich. M. überschätzte diese Beziehungen nicht; er blieb überzeugt, daß Napoleon bei seinem Charakter das Streben nach der Weltmonarchie nicht aufgeben könne; aber für Oesterreich fand er doch in der dynastischen Verbindung mit Napoleon eine Garantie des Bestehens auf lange Zeit hinaus und zugleich in dem sich immer mehr verschärfenden Gegensatz zwischen Frankreich und Rußland die Gelegenheit, sich wieder zu einer bedeutsamen Stellung emporzuheben. Er sah voraus, daß bei dem unvermeidlichen Zusammenstoß dieser Mächte Oesterreich von beiden Seiten werde umworben werden. Eine Verbindung mit Rußland dachte er dann ohne weiteres zurückzuweisen; auch eine active Verbindung Oesterreichs mit Frankreich, mit der Macht, „deren ausschließende Absicht die Zerstörung der bisherigen Ordnung der Dinge sei“, verwarf M. als einen „Krieg gegen heilige, unwandelbare Grundsätze“. Er empfahl vielmehr dem Kaiser, da auch eine vollständige Neutralität sich nicht werde durchführen lassen, bei dem Ausbruch des Krieges die französischen Pläne in Polen durch Eingehen auf den von Napoleon angeregten Austausch von Galizien gegen Illyrien zu unterstützen (Vortrag vom 17. Januar 1811). Allein der Verlauf der Dinge im J. 1811 wurde doch ein anderer, als M. berechnet hatte. Ohne sich viel um Oesterreich zu bekümmern, rüsteten Frankreich und Rußland zu dem Kriege, der über das Schicksal Europa's entscheiden mußte, so daß M. gegen Ende des Jahres es für nothwendig hielt, aus seiner Zurückhaltung herauszutreten und seinerseits dem französischen Kaiser durch Schwarzenberg Allianzvorschläge zu machen. Dazu bestimmte ihn hauptsächlich seine Ueberzeugung von der größeren Wahrscheinlichkeit französischer Siege, verbunden mit der Aussicht auf Gebietsvergrößerungen, die Napoleon in seiner Weise freigebig hoffen ließ. Es ist kein Zweifel, daß M. damals selbst an die Wiedererwerbung von Schle-

sien gedacht hat, während er gleichzeitig dem preußischen Hofe durch Scharnhorst wenigstens mündlich ein Bündniß mit Rußland anempfahl (vergl. A. Stern in der Revue historique XVI, 358). Am 14. März 1812 wurde in der That, im ganzen nach den Entwürfen Metternich's, durch Schwarzenberg der Allianzvertrag mit Frankreich unterzeichnet, durch welchen Oesterreich sich zur Stellung eines Hülfscorps gegen Rußland verpflichtete, wogegen nach glücklich beendetem Kriege Entschädigungen und Gebietsvergrößerungen von Napoleon zugesichert wurden. Gleichzeitig ließ jedoch M. im tiefsten Geheimniß nach Petersburg die beruhigende Versicherung gelangen, daß Oesterreich sich am Kriege nicht sehr ernstlich betheiligen und sein Hülfscorps jedenfalls nicht über 30 000 Mann hinaus verstärken werde. Diesem Bestreben, sich nach beiden Seiten hin alle Möglichkeiten offen zu halten, entsprach auch Metternich's Haltung während des Krieges von 1812. Er machte Napoleon in Dresden (Mai 1812) im Gefolge des Kaisers Franz seine Aufwartung und verlebte mit der Kaiserin Marie Louise einige Monate in Prag; aber er pflegte gleichzeitig die Verbindung mit Rußland wie mit England und knüpfte mit dem Leiter der preußischen Politik, dem Freiherrn v. Hardenberg, ein geheimes Einverständniß an, welches die Grundlage der langjährigen guten Beziehungen der beiden deutschen Mächte wurde. Der Ausgang des Krieges, was er auch selbst später behauptet haben mag, überraschte ihn: er hatte weder auf den zähen Widerstand der russischen Truppen gerechnet, noch vollends auf die Standhaftigkeit des Kaisers Alexander, von dessen Charakterschwäche er die schlechteste Meinung hatte und gegen dessen wechselvolle Politik er allezeit das tiefste Mißtrauen fühlte. Der Wandel der europäischen Lage, wie er sich in der Vernichtung des französischen Heeres und der entschlossenen Fortsetzung des Kampfes gegen die napoleonische Weltmacht durch die Russen darstellte, eröffnete jetzt seiner Politik eine Aussicht von unerwarteter Größe. Ein unmittelbarer Anschluß an Rußland, wie er unter österreichischer Zustimmung und Mitwirkung von preußischer Seite geschah, konnte für M. nicht in Frage kommen; noch weniger aber war er gesonnen, dem Verlangen Napoleon's entsprechend, an Frankreichs Seite mit verstärkter Hülfsmacht an einem neuen Feldzug gegen Rußland theilzunehmen. Herstellung des allgemeinen Friedens und des Gleichgewichts der Mächte unter einander, das waren vielmehr die Gesichtspunkte, welche die Politik des Grafen M. beherrschten. „Alle Absichten Metternich's“, so schreibt Graf Ernst Hardenberg am 1. Februar, „sind nur auf den allgemeinen Frieden gerichtet.“ Ohne Zweifel hätte M., bei dem Zustande der financiellen und militärischen Hülfsquellen Oesterreichs und bei der Gesinnung des Kaisers Franz, sein Ziel am liebsten auf diplomatischem Wege allein erreicht, was auch seinem eigenen friedfertigen und allen gewaltsamen Entschlüssen abgeneigten Charakter am meisten entsprochen hätte: allein bei der Unwahrscheinlichkeit eines Erfolges auf friedlichem Wege scheint er doch schon früh auch eine wirkliche Theilnahme Oesterreichs am Kriege gegen Frankreich ernstlich in Aussicht genommen zu haben. Zunächst bot er auf allen Seiten, auch in England, Oesterreichs Vermittelung an. Indem er sich dabei besonders angelegen sein ließ, durch Schilderung der Gährung in Deutschland, durch Mittheilungen über die geheimen Pläne Alexanders, auf Napoleon in friedfertigem Sinne einzuwirken, vermochte er den französischen Kaiser zur Annahme der österreichischen Friedensvermittelung und zur Aufhebung des Vertrages von 1812, nachdem er schon vorher das österreichische Hülfscorps eigenmächtig von Warschau auf das linke Ufer der Weichsel nach Krakau zurückgezogen hatte. Die ferneren Verhandlungen über diese Vermittelung, die auch von Rußland und Preußen angenommen, von England aber abgelehnt wurde, führten dann unter Metternich's überaus geschickter Leitung dahin, daß Oesterreich aus der Verbindung mit Frankreich sich

vollständig loslösen und zu Anfang Mai den kriegführenden Mächten seine bewaffnete Mediation ankündigen konnte, während es gleichzeitig Sachsen durch den Vertrag vom 20. April gewann und andere Mittelstaaten, auch Murat von Neapel, und, wie es scheint, selbst Jerome von Westfalen zu gewinnen suchte, um den kriegführenden Mächten eine dritte Partei von ausschlaggebender Stärke entgegenstellen zu können. Die Bedingungen, die M. als Grundlage der bewaffneten Vermittelung den Verbündeten durch Stadion dem Kaiser Napoleon durch Bubna im Mai übermitteln ließ, waren höchst gemäßigt: sie beschränkten sich im wesentlichen auf Auflösung des Herzogthums Warschau, Rückgabe Illyriens an Oesterreich, Verzicht Napoleon's auf alle rechtsrheinischen Besitzungen. Napoleon ging darauf nicht ein und Rußland und Preußen erwiderten die österreichischen Vorschläge mit der Aufstellung eines bei weitem umfassenderen Friedensprogrammes. Wenn auch M., der inzwischen zu Anfang Juni mit Kaiser Franz nach Böhmen gegangen war, die Forderungen der Verbündeten nicht ohne weiteres annahm, so näherte er sich ihnen doch durch die Verhandlungen in Gitschin und Opotschna immer mehr und verstand sich am 27. Juni zur Unterzeichnung des Vertrages von Reichenbach, durch den Oesterreich für den Fall der Ablehnung seiner Bedingungen zum Kriege mit Frankreich verpflichtet wurde. Zugleich veranlaßte M. den Kaiser Napoleon durch die viel erörterte Unterredung in Dresden, gegen Verlängerung des Waffenstillstandes seine Bevollmächtigten nach Prag zum Friedenscongreß zu senden. Er selbst versprach sich bereits nichts mehr von ferneren Verhandlungen: sein Vortrag an Kaiser Franz vom 12. Juli beweist, daß er zum Anschluß an die Coalition jetzt fest entschlossen war. Nachdem dann, wie er erwartet, der Congreß in Prag ergebnißlos geblieben und das Ultimatum von Napoleon innerhalb der festgesetzten Frist unbeantwortet gelassen war, erfolgte in der Nacht vom 10. zum 11. August die Kriegserklärung Oesterreichs an Frankreich. Wenn dies hauptsächlich das Werk Metternich's gewesen ist, so wird man doch einem unterrichteten und wohlwollenden Beurtheiler seiner Politik, dem Grafen Ernst Hardenberg, beistimmen können, der damals meinte: er könne dem Grafen M. keine großen Complimente über diese Wendung der Dinge machen, die doch hauptsächlich der Halsstarrigkeit Napoleon's zuzuschreiben sei.

Es war M. ohne Zweifel gelungen, durch seine bedächtige, klug berechnende Politik die Entscheidung in die Hände Oesterreichs zu bringen; nach dem Beitritt zur Coalition mußte es seine Aufgabe sein, innerhalb derselben Oesterreich auch ferner die führende Stellung und bei den künftigen Friedensverhandlungen die ausschlaggebende Bedeutung zu sichern. Während er zu diesem Zwecke einerseits durch die Verträge von Teplitz (9. September 1813) die Verbindung zwischen Oesterreich und den verbündeten Mächten enger schloß, richtete er gleichzeitig sein Bestreben dahin, durch Sonderverträge mit einzelnen deutschen Staaten einer Umgestaltung der deutschen Dinge zu Gunsten Preußens und im Sinne der von den preußischen Staatsmännern und Generalen verfochtenen Ideen vorzubeugen und der Ausdehnung des russischen Einflusses, sowie den auf Errichtung eines polnischen Königreichs gerichteten Plänen Alexanders bei Zeiten entgegenzuarbeiten. Er selbst hat später einmal an Hardenberg geschrieben, daß ihn seit dieser Zeit hauptsächlich die Sorge beschäftigt habe: „Die Unmöglichkeit, zu verhindern, daß eine ungeheuere Machtvergrößerung Rußlands das nothwendige Ergebniß der Zertrümmerung des französischen Colosses würde." Die unverwüstliche Gutmüthigkeit des preußischen Ministers Hardenberg erleichterte ihm wenigstens den ersten Theil dieser Aufgabe. M. wurde bevollmächtigt, die Verhandlungen über den Beitritt Süddeutschlands ausschließlich zu führen, und konnte am 8. October zu Ried den Vertrag mit Bayern abschließen, der diesem Staate vollständige Souveränetät

zusicherte und damit die Vorentscheidung für die Gestaltung der deutschen Verfassung traf. Andererseits entsprach es der gegen Rußland gerichteten Tendenz seiner Politik, wenn er in jedem Augenblick zu Unterhandlungen mit Frankreich sich bereit zeigte, um auf mäßige Bedingungen hin den Frieden herzustellen. Im Anschluß an die in Teplitz geschlossenen Vereinbarungen, welche als Ziel der Coalition die Herstellung des Gleichgewichtes unter den europäischen Mächten bezeichneten, betrachtete M. damals die Zurückführung Frankreichs in seine „natürlichen Grenzen“, Rhein, Alpen und Pyrenäen als ausreichende Grundlage für den Friedensschluß; eine Anschauung, die in dem Frankfurter Manifest vom 1. December 1813 ihren öffentlichen Ausdruck fand. Darin machten ihn auch die großen und raschen Erfolge der Verbündeten nicht wankend; vielmehr kann es keinem Zweifel unterliegen, daß nach der Ueberschreitung des Rheines, die hauptsächlich auf sein Bestreben großentheils in der Schweiz erfolgte, die Politik Metternich's, in Uebereinstimmung mit den Ansichten des Kaisers Franz und mit der Heerführung Schwarzenberg's, dem Drängen der Russen und Preußen auf ein entschlossenes Vorgehen gegen Paris einen zähen und nachhaltigen, wenn auch mehr passiven Widerstand entgegengesetzt hat, nicht aus militärischen Erwägungen oder aus Neigung für Napoleon und seine Dynastie, sondern aus Mißtrauen gegen die polnischen Pläne Kaiser Alexander's. Er befürchtete nämlich, und vielleicht nicht ohne Grund, daß bei einer siegreichen Fortsetzung des Krieges und nach der Einnahme von Paris Alexander in Verbindung mit den Preußen von Frankreich sich Abtretungen selbst über die Grenzen von 1792 hinaus machen lassen und dann gegen Cession von Galizien den Elsaß an Oesterreich geben wolle. Das stellte sich namentlich heraus, als nach Einnahme des Plateaus von Langres über die Fortführung des Krieges und über die Sendung von Bevollmächtigten nach Chatillon zu Friedensunterhandlungen Beschuß gefaßt werden mußte. Wenn dabei von russischer und preußischer Seite die kräftige Fortsetzung des Krieges ausgemacht wurde, so wußte M. es durchzusetzen, daß die Verbündeten ihre Vertreter nach Chatillon schickten, wobei freilich nun die Wiederherstellung der französischen Grenze von 1792 als Grundlage für den Frieden angenommen wurde. Aehnlich war seine Haltung bei den Berathungen, die um die Mitte Februar in Troyes stattfanden, veranlaßt durch die Abberufung des russischen Vertreters von Chatillon und durch eine Anfrage des französischen Congreßgesandten Caulaincourt, ob die Verbündeten gegen Annahme ihrer Friedensbedingungen sogleich einen Waffenstillstand bewilligen würden. Nach heftigen Auseinandersetzungen, bei denen der Gegensatz der österreichischen und der russischen Politik den Bestand der Coalition ernstlich gefährdete, kam es zwischen M. und Alexander persönlich zu einer Verständigung in dem Sinne, daß die Oesterreicher ihren Widerstand gegen den Marsch auf Paris aufgaben, Alexander aber seine Zustimmung zur Fortsetzung der Unterhandlungen in Chatillon und zur Unterzeichnung eines Präliminarfriedens auf Grund der Grenzen von 1792 ertheilte. Das Verhalten Metternich's bei allen diesen Verhandlungen, wie es sich namentlich in seinem ablehnenden Benehmen gegen Wilhelm v. Humboldt zeigt, schließt jeden Zweifel an der Aufrichtigkeit seiner friedlichen Bemühungen aus; er wäre selbst zur Unterzeichnung des Friedens mit Napoleon bereit gewesen, so erwünscht ihm andrerseits die Restauration der Bourbonen war. Aber die Verhandlungen in Chatillon scheiterten; am 1. März erneuerten Oesterreich, Preußen, Rußland und England zu Chaumont in feierlicher Weise ihren Bund, und am 31. März zogen die Truppen der Verbündeten in Paris ein. M., der inzwischen in Dijon geblieben war, traf erst am 10. April in Paris ein, wo er am nächsten Tage das Abkommen über die Entsagung Napoleon's und seine

Ueberführung nach Elba unterzeichnete. Auf seinen Vorschlag wurden dabei zugleich der Kaiserin Marie Louise die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla zugesprochen. Nachdem M. dann am 30. Mai den Pariser Frieden und am 3. Juni einen geheimen Vertrag mit Baiern über die Ausführung des Tractates von Ried unterzeichnet, reiste er auf Einladung des Prinzregenten mit Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm nach London und von da nach Wien, wo er am 18. Juli anlangte. Kaiser Franz, der erst jetzt nach den unbestreitbar großen Erfolgen der österreichischen Politik seinem Minister sein volles Vertrauen zuwandte und ihm die Leitung der auswärtigen Politik fast uneingeschränkt überließ, überhäufte ihn mit Ehren. Am 3. Mai 1813 hatte er M. zum Kanzler des militärischen Maria-Theresia-Ordens ernannt, am 20. Octbr. wegen „seiner vom glücklichsten Erfolge gekrönten Leitung des auswärtigen Departements“ in den erblichen österreichischen Fürstenstand erhoben; jetzt gewährte er ihm die Aufnahme des österreichisch-lothringischen Wappens in das Metternich'sche Familienwappen (21. April 1814), schenkte ihm die Grafschaft Daruvar (21. April), gab ihm die erbliche Magnatenwürde für Ungarn (25. Mai) und verlieh ihm am 20. September das goldene Civil-Ehrenkreuz wegen „seiner besonderen Verdienste um die Rückkehr eines auf Recht und Ordnung gegründeten Zustandes der Gesellschaft“.

Der Congreß in Wien, der die territorialen Grenzen der Staaten und die künftige Gestaltung des deutschen Bundes zu regeln hatte, bereitete dem Fürsten M. eine Reihe neuer diplomatischer Erfolge. Es waren die alten Gegensätze, die 1813 und 1814 die Einigkeit der Verbündeten so oft gefährdet hatten, welche jetzt in Wien zum Austrag gebracht werden mußten. Kaiser Alexander, von dem der Kampf für die Befreiung Europa's ausgegangen war, verlangte zum Lohne dafür die Krone des Königreichs Polen; Preußen, dem seine Verträge die Wiederherstellung in den Stand vor 1806 zusicherten, beanspruchte das Königreich Sachsen. Gegen beide Forderungen mußte M. Einspruch erheben: die Vereinigung aller altpolnischen Provinzen in der Hand Alexanders schien das österreichische Staatsinteresse ebenso sehr zu gefährden, wie die Vereinigung Sachsens und Schlesiens in der Hand Preußens. Seit Jahren verfolgte er mit ängstlicher Aufmerksamkeit die Haltung der Russen im Orient und an der Weichsel, wo ihre Macht ihm nicht minder bedrohlich für das europäische Gleichgewicht erschien als die Uebermacht Napoleons, und ebenso hatte er den preußischen Plänen gegenüber schon gleich nach der Schlacht von Leipzig erklärt, daß der Kaiser von Oesterreich die Vereinigung Sachsens mit Preußen niemals zugeben werde. (Bericht Aberdeen's vom 30. October bei Oncken, aus den letzten Monaten des Jahres 1813, in Raumer's Taschenbuch 1883.) Es war nur natürlich, daß M. jetzt ganz im Geiste seiner bisherigen Politik den preußischen und russischen Ansprüchen entgegentrat. Gleichwol würde er einen Erfolg in dem schließlich erreichten Maße schwerlich errungen haben, wenn ihm nicht die Gewandtheit des französischen Congreßbevollmächtigten Talleyrand zu Hülfe gekommen wäre. Ihnen schloß sich auch der englische Vertreter Lord Castlereagh an. Am 3. Januar 1815 unterzeichneten sie im tiefsten Geheimniß einen Allianzvertrag, durch den sich die drei Mächte England, Frankreich und Oesterreich zu gegenseitiger Unterstützung verpflichteten, falls eine von ihnen „wegen ihrer gemeinsam aufgestellten gerechten und billigen Vorschläge“ angegriffen oder bedroht werden sollte. Es schien einige Zeit, als solle es wirklich zum Bruch kommen; M., dessen Verhalten anfangs schwankend und selbst nicht ohne Zweideutigkeit gewesen war, zeigte eine sehr kriegerische Stimmung. Allein unter der vermittelnden Thätigkeit Castlereagh's, der mit der schroff ablehnenden Haltung Oesterreichs und Frankreichs keineswegs immer einverstanden war, gelangte man schließlich doch zu einer

Verständigung über die sächsische und polnische Frage. M. erreichte sein Ziel insoweit, als er die Wiederherstellung eines Königreichs Polen im alten Umfang zu Gunsten Alexanders und die Vereinigung von Sachsen mit Preußen verhinderte; allein sein persönliches Ansehen hatte dabei wenig gewonnen. Man bewunderte die Liebenswürdigkeit seines Wesens, welches Anstand ohne Ziererei und Würde ohne Steifheit zeigte; man rühmte die Gewandtheit und Leichtigkeit seiner diplomatischen Actionen; aber man klagte zugleich über seine bis zum „Finassiren“ getriebene Feinheit, über seine Neigung zum Mysticiren und Intriguiren, und die Unzuverlässigkeit seines Charakters führte dahin, daß Kaiser Alexander ihn laut der Unwahrhaftigkeit bezichtigte und jeden persönlichen Verkehr mit ihm abbrach. — Vollständiger noch als in der sächsischen und polnischen Frage war der Sieg der Metternich'schen Ideen bei der Regelung der deutschen und italienischen Verhältnisse. Im Sinne der schon 1813 bei den Verträgen mit Baiern und anderen Staaten von ihm planmäßig befolgten Politik schuf die Bundesacte vom 8. Juni aus Deutschland einen Staatenbund, in welchem unter überwiegendem Einfluß von Oesterreich alle deutschen Staaten volle Souveränetätsrechte genossen; M. dachte damit, wie er es 1848 in einer Denkschrift für Erzherzog Johann bezeichnete, einen „großen im Mittelpunkt des europäischen Continents liegenden politischen Körper von friedlicher und erhaltender Gewalt“ zu schaffen. Auch für Italien hätte M. gern einen dem deutschen ähnlichen Staatenbund begründet; er mußte sich begnügen, durch die Errichtung des lombardisch-venetianischen Königreichs, durch die Versorgung österreichischer Erzherzöge in Toscana und Modena 2c., dem österreichischen Staate auch in Italien einen beherrschenden Einfluß zu sichern. Die Katastrophe Murat's in Neapel unterstützte ihn darin besonders: durch einen geheimen Vertrag vom 12. Juni 1815 brachte er die neue bourbonische Regierung in Abhängigkeit von Oesterreich. M. selbst hat die Ergebnisse des Wiener Congresses allezeit als sein eigenes Werk angesehen, dessen allseitige Aufrechthaltung er fortan als seine Lebensaufgabe betrachtete; die Neuordnung Europa's, wie sie aus den Verhandlungen in Wien hervorgegangen war, erschien ihm als endgiltig, die Entwickelung als im wesentlichen abgeschlossen, die Leitung der europäischen Politik im Sinne starrer Erhaltung auf Grund des legitimistischen Princips, dessen erfolgreiche Hervorhebung und Verfechtung durch Talleyrand den nachhaltigsten Eindruck auf ihn machte, als unerläßlich. Diese Ueberzeugungen erfüllten seine Seele so vollständig, daß für Entwickelung neuer und schöpferischer Gedanken darin kaum mehr Raum blieb.

Die Rückkehr Napoleons nach Frankreich, welche die Mächte mit seiner Achtung und mit der Erneuerung des Bundes von Chaumont erwiderten, hatte die letzten Arbeiten des Congresses wesentlich beschleunigt. Wenige Tage nach Unterzeichnung der Congreßacte verließ auch M. Wien (12. Juni) und kam über Heidelberg, wo er die Nachricht von der Schlacht bei Belle-Alliance erhielt, im Juli in Paris an. Bei den Verhandlungen, die hier über die Bedingungen eines neuen Friedens gepflogen wurden, vertrat M. im Gegensatz zu Preußen und anderen deutschen Staaten den Standpunkt, daß man keinen Eroberungskrieg geführt habe und deshalb sich mit den Ansprüchen gegen Frankreich auf die Wiederherstellung der Grenzen von 1790 beschränken müsse. Außerdem sollte für sieben Jahre ein Besatzungsheer der Verbündeten in Frankreich zurückbleiben. Auf diesen von M. in einer Denkschrift vom 8. September vorgeschlagenen Grundlagen kam in der That der Friede am 2. October vorläufig, am 20. November endgiltig zum Abschluß. An demselben Tage erneuerten England, Rußland, Oesterreich und Preußen ihren alten Bund und versprachen sich, durch Zusammenkünfte der Monarchen oder der Minister über die Erhaltung von Ruhe und Ordnung in Europa zu wachen. Am 26. September war schon die Unterzeichnung

der heiligen Allianz vorangegangen. Von Paris aus, welches er wenige Tage nach Abschluß des zweiten Pariser Friedens verließ, ging M. zunächst nach Italien, wo er bei einem längeren Aufenthalt in Mailand mit dem Kronprinzen Ludwig und dem Minister v. Rechberg über die zwischen Oesterreich und Baiern noch obschwebenden territorialen Streitigkeiten verhandelte. Nach längeren Auseinandersetzungen, die von baierischer Seite mit großer Heftigkeit geführt wurden, bequemte sich Baiern zu dem am 14. April 1816 in München unterzeichneten Vertrag, durch welchen Salzburg und das Innviertel an Oesterreich abgetreten wurden. Daneben widmete M. den italienischen Verhältnissen die größte Aufmerksamkeit. Nach den Beobachtungen, die er selbst bei seinen wiederholten Reisen in Italien (1816 und 1817) machte und nach den Berichten seines geheimen Agenten, des ehemaligen Murat'schen Ministers Manzi, konnte er sich nicht verhehlen, daß in Italien eine tiefe Mißstimmung und allgemeine Unzufriedenheit herrsche. Allein von internationalen Verwicklungen glaubte er trotz der Umtriebe russischer Agenten in Italien nichts befürchten zu müssen, und für die Beruhigung der Lombardei meinte er durch Empfehlung commercieller Verbesserungen und durch eine Decentralisation der Verwaltung unter Heranziehung italienischer Beamten genügend Sorge zu tragen. Eine allgemeine Reform der italienischen Zustände und eine Berücksichtigung der nationalen Bestrebungen lag ihm völlig ferne; dem Polizeiregimente, welches sich über Italien ausbreitete und dessen verderbliche Rückwirkungen auch auf Deutschland nicht ausbleiben konnten, ist er nicht entgegengetreten, wenn er es auch nicht selbst hervorgerufen hat. Aehnlich wie in Italien verhielt sich M. gegenüber den inneren Zuständen Oesterreichs. Er war keineswegs blind gegen die Fehler und Mängel derselben; aber auch hier beschränkte er sich doch auf Vorschläge zur Hebung der Finanzen durch Beseitigung der Papiergeldwirthschaft, auf zweckmäßigere Eintheilung des Geschäftskreises der Ministerien und im allgemeinen im bewußten Gegensatz zu der josephinischen Politik auf Decentralisation und Pflege der provinziellen Selbständigkeit. Eine umfassende und durchgreifende Regeneration des durch die verflossenen Kriege bei aller äußeren Machterweiterung innerlich so tief erschütterten Kaiserstaates konnte ihm nicht in den Sinn kommen; auch seine späteren Mittheilungen über seine damaligen Pläne zur Gründung eines Reichsraths (Schreiben an Kübeck, 14. Februar 1851, Metternich's nachgelassene Papiere 8, 509 ff.) haben in den gleichzeitigen Documenten bisher keine Bestätigung gefunden. Wie anders in der nämlichen Zeit die großartige Thätigkeit der preußischen Staatsmänner! Während diese in der durch die auswärtigen Verhältnisse verbürgten Dauer des Friedens die Aufforderung zu inneren Reformen von der einschneidendsten und zukunftsreichsten Bedeutung fanden, war M. vielmehr der Ansicht und sprach es unumwunden aus: daß grade die damalige Zeit weniger geeignet sei zu Reformen im ausgedehnten Sinne, als irgend eine andere (Vortrag an Kaiser Franz vom 27. October 1817).

Dieselben Anschauungen waren, wie sich versteht, maßgebend für das Verhalten Metternich's in den deutschen Angelegenheiten. Er hielt den Staatenbund, wie er durch die Bundesacte vom 8. Juni 1815 begründet war, nicht nur für die beste, sondern für die einzig mögliche Form des Zusammenlebens der deutschen Mächte; er meinte, in dem Verhältnisse des Bundes „solle selbst nichts dem Namen nach geändert werden“. Uebrigens bewies er dem politischen Leben gegenüber, soweit es sich nach Maßgabe der Bundesacte entwickelte, in den ersten Jahren nach 1815 eine gewisse Zurückhaltung; selbst der Einführung constitutioneller Verfassungen in einzelnen deutschen Staaten auf Grund des bekannten § 13 der Bundesacte sah er gleichmüthig zu.

Erst die lebhaftere Bewegung der deutschen Jugend auf den Universitäten,

das Emporkommen einer oppositionellen Presse, der er durch die Gründung der „Wiener Jahrbücher“ entgegentrat, endlich das Wartburgfest, erweckten seine Aufmerksamkeit und veranlaßten den Gedanken eines Einschreitens gegen die deutsche Bewegung von Bundeswegen. Nachdem M. im Sommer 1818 in Karlsbad bei einer Zusammenkunft mit Kapodistria sich überzeugt, daß auch Kaiser Alexander von Rußland mehr als früher dem Princip der „Erhaltung der Ruhe“ zuneige, ging er Ende August nach Frankfurt a. M., wo er von den Bundestagsgesandten mit der höchsten Verehrung und Bewunderung aufgenommen wurde. Es gelang ihm hier, durch sein persönliches Eingreifen, unterstützt von Preußen, wenigstens einige der schwebenden Fragen, namentlich über die Kriegsverfassung des deutschen Bundes zum Austrag zu bringen. Er selbst schlug seine Thätigkeit nicht gering an: er bezeichnete sich als eine moralische Macht in Deutschland und selbst in Europa, die vollenden könne was vorher unausführbar erschienen sei. Nach einer Berathung auf dem Johannisberg, den er am 1. Juli 1816 als Dotation erhalten, mit Hardenberg und Anderen (17. September), reiste er dann rheinabwärts nach Aachen, wo sich die Monarchen und Minister von Oesterreich, Rußland und Preußen sowie Vertreter Englands, Frankreichs und anderer Staaten zum Congreß zusammenfanden. Man verständigte sich leicht und schnell über die vorliegenden Gegenstände; es fiel auf, wie einverstanden selbst M. und Kaiser Alexander erschienen. Neben den mehr officiellen Verhandlungen, in denen namentlich die Beziehungen zu Frankreich und einige deutsche Streitfragen geregelt wurden, gingen noch vertrauliche Besprechungen her, besonders zwischen Oesterreich und Preußen, wobei man sich über die Nothwendigkeit eines gemeinsamen Vorgehens gegen die deutsche Bewegung einigte. Es war M., der hierbei die Führung übernahm. Ueberhaupt datirt von dem Congreß in Aachen vielleicht noch mehr als von dem in Wien das Uebergewicht, das M. in Europa wie in Deutschland Jahre hindurch unangefochten behauptet hat. Wie er nach seiner Aussöhnung mit Kaiser Alexander in den allgemeinen europäischen Angelegenheiten unzweifelhaft das entscheidende Wort zu sprechen hatte, so wußte er auch jetzt durch persönliche Einwirkung auf den König von Preußen und seine Rathgeber in den deutschen Dingen eine schlechthin beherrschende Stellung zu erlangen. Nicht als ob er die leitenden Kreise in Preußen ihren eigenen Gedanken entfremdet und seinen Anschauungen unterworfen hätte: was er in den Denkschriften über Erziehungswesen, Preßverhältnisse und repräsentative Verfassungen in der Form von Provinzialständen damals auseinandersetzte, entsprach ganz den eigensten Ueberzeugungen König Friedrich Wilhelms und bildete die Grundlage für das gemeinsame Vorgehen der beiden Mächte im J. 1819. Die Ermordung Kotzebue's (23. März 1819) bot dazu eine willkommene Handhabe. M. verweilte grade in Italien, wohin er den Kaiser Franz begleitet hatte, als er die Nachricht von der That Ludwig Sand's erhielt. Er sah darin die Folge einer ausgebreiteten Verschwörung, deren Theilnehmer den Mörder durch das Loos erwählt hätten, und war entschlossen, aus dem Ereigniß den möglichsten Vortheil zu ziehen. Für die Ausnahmegesetze, die er gegen Universitäten und Presse plante, versprach er sich nichts vom Bundestage. dessen Schwerfälligkeit ihm nicht verborgen blieb; er dachte zunächst sich mit Preußen und mit den größeren deutschen Staaten zu verständigen und dann erst die Sache an den Bundestag zu bringen. Von Italien aus, über dessen Zustand er jetzt ganz befriedigt war, reiste er nach Böhmen und traf in Teplitz mit König Friedrich Wilhelm und Hardenberg zusammen, die sich ganz mit seinen Ansichten im Einklang befanden und namentlich, wie M., die in dem Artikel 13 verheißenen Repräsentativverfassungen als ständische Vertretungen, nicht als Volksvertretungen im modernen Sinne verstanden wissen wollten. Am

1. August wurde von M. und Hardenberg eine geheime Punktation unterzeichnet, „über die Grundsätze, nach welchen die Höfe von Oesterreich und Preußen in den inneren Angelegenheiten des deutschen Bundes zu verfahren entschlossen sind", welche den späteren Karlsbader Beschlüssen als Grundlage gedient hat. Neben der erwähnten Interpretation des Artikels 13 einigte man sich darin über die Nothwendigkeit eines strengen Bundespreßgesetzes und über Maßregeln gegen die Universitäten und Schulen. Im August traten dann die Bevollmächtigten der deutschen Staaten unter Metternich's Leitung, dem Gentz zur Seite stand, in Karlsbad zusammen. Indem man die Frage der Repräsentativverfassung vorläufig vertagte, verständigte man sich über eine provisorische Executionsordnung, welche den Bundestag zur Ueberwachung der Ausführung der Bundesbeschlüsse und selbst zu Zwangsmaßregeln ermächtigte, und über Gesetze betreffend die Universitäten, die Presse und die demagogischen Umtriebe, zu deren Untersuchung eine Centralcommission gebildet werden sollte. M., dem die Versammlung am Schluß der Berathungen „den vereinten Ausdruck unbegrenzter Verehrung und Dankbarkeit" darbrachte, war außerordentlich befriedigt von den genannten Beschlüssen, er nannte sie eine „große That"; er fand darin den vollen Ausdruck seiner Gedanken, die Summe seiner Anschauungen über das öffentliche Recht, ein untadelhaftes System antirevolutionärer Maßregeln. In der That war das Ergebniß der Karlsbader Conferenzen ein vollständiger Sieg Metternich's. Mit der Annahme der dort gefaßten Beschlüsse, wie sie am 20. September am Bundestag nicht ohne Gewaltsamkeit durchgeführt wurde, unterwarf sich Deutschland dem von M. ausgehenden System der Unterdrückung aller nationalen und liberalen Bestrebungen; der deutsche Bund entsagte fortan jedem Versuche, die berechtigten nationalen Forderungen der Deutschen zu befriedigen und suchte und fand das Wesen seiner Thätigkeit hauptsächlich in Polizeimaßregeln. Für die zukunftschwere Bedeutung dieses Umschwungs hatte M. keine Empfindung; die leichten Erfolge, die seine Diplomatie in Italien und in Deutschland errang, steigerten sein ohnehin großes Selbstgefühl zu einer Höhe, von der aus er in doctrinärer Beschränktheit auf alle seine Zeitgenossen verächtlich herabsah. „Warum muß gerade ich unter so vielen Millionen Menschen der sein, der da denken soll, wo Andere nicht denken, handeln, wo andere nicht handeln, schreiben, weil es Andere nicht können", hat er damals geäußert; und ein ander Mal „Zwanzigmal täglich muß ich mir sagen: Guter Gott, wie sehr habe ich Recht und die Andern Unrecht." In dem Genusse dieser Erfolge störte es ihn auch nicht, daß einige deutsche Staaten, wie Baiern und Würtemberg, in der Sorge um ihre bedrohte Souveränetät durch eine zweideutige Haltung die scheinbare Einheit der deutschen Cabinette ernstlich gefährdeten. Die an die Karlsbader Verhandlungen sich anschließenden ministeriellen Conferenzen, die im November 1819 in Wien begonnen und bis in den Sommer 1820 fortgesetzt, zur Wiener Schlußacte vom 15. Mai 1820 führten, vollzogen sich gleichfalls wesentlich unter Metternich's Einfluß, wenn er hier auch nicht mit allen seinen Plänen ebenso entschieden wie in Karlsbad durchdringen konnte, sondern dem Particularismus und Souveränetsbewußtsein einzelner Staaten Zugeständnisse machen mußte. Die Bestimmungen über das Wesen und den Wirkungskreis des Bundes, die auswärtige Politik und das Heerwesen, die Verfassungen in den einzelnen Staaten, wurden im ganzen nach seinen Vorschlägen formulirt. Ein Versuch des Königs von Würtemberg, die in Wien getroffenen Vereinbarungen als bloße Vorarbeiten dem Bundestage zu unterbreiten, wurde von M. nachdrücklich zurückgewiesen. Dagegen fand sich M. in das fernere Bestehen der Volksvertretungen in den süddeutschen Staaten, an deren Ersetzung durch landständische Verfassungen er wenigstens einige Zeit lang

gedacht hatte. Er betrachtete jetzt, wie er es in dem Schreiben an Berstett vom 4. Mai 1820 auseinandersetzte, auch diese neue Formen des öffentlichen Lebens als gesetzlich geschaffene Institutionen, als einen Theil des bestehenden Rechtszustandes, dessen Aufrechthaltung seine erste und wichtigste Sorge bildete, und würde den Versuch zu ihrer Beseitigung ebenso wenig unterstützt haben, wie er das gleichzeitige Vorgehen der Ultra's in Frankreich billigte. In diesem Sinne empfahl er den deutschen Ministern, die ihn um Rathschläge für ihr künftiges Verhalten angingen, Vertrauen in die Dauer des Friedenszustandes von Europa und in die Uebereinstimmung der Großmächte, Ausdauer in der Erhaltung der gesetzlichen Grundlagen der bestehenden Constitutionen, und im Nothfalle, vertrauensvolle Anrufung des Bundes.

Während M. solcherweise in Karlsbad und Wien die Entwicklung der deutschen Verhältnisse in die Bahn zwängte, welche dieselben im nächsten Jahrzehnt innehielten, nahmen die europäischen Dinge eine Wendung, die gleichfalls seine Dazwischenkunft hervorrief. Die revolutionären Bewegungen in Spanien und Portugal zwar berührten ihn wenig, aber die Erhebung in Neapel, dessen Ruhe und Zufriedenheit er noch ein Jahr früher so gerühmt hatte, betrachtete er wie eine unmittelbar gegen Oesterreich gerichtete Kriegserklärung, die er sofort entschlossen war durch ein militärisches Einschreiten zu beantworten. Er wäre dabei am liebsten selbständig vorgegangen, mußte sich aber bei dem Widerspruch Frankreichs und Rußlands bequemen, zu einem neuen Congresse seine Zustimmung zu geben, der im October 1820 unter Theilnahme der Monarchen Oesterreichs, Rußlands und Preußens und von Vertretern Frankreichs und Englands in Troppau zusammentrat. Nach längeren Verhandlungen, bei denen M. sich hauptsächlich mit dem ihm recht widerwärtigen Kapodistria auseinanderzusetzen hatte, einigten sich die drei Ostmächte am 19. November über ein Präliminarprotocoll, welches den Grundsatz aufstellte, daß „diejenigen Staaten, die eine durch Aufruhr bewirkte Regierungsveränderung erlitten haben, damit aus der europäischen Allianz ausscheiden", für die übrigen Staaten in einem solchen Falle das Recht der Intervention beanspruchte und demgemäß Oesterreich zum Einrücken eines Heeres in Neapel ermächtigte. Gleichzeitig wurde für den Anfang des nächsten Jahres ein neuer Congreß nach Laibach berufen, zu dem auch der König von Neapel eingeladen werden sollte. Uebrigens aber hatte M. wenig Ursache, sich der Verhandlungen von Troppau zu freuen: Kaiser Alexander und noch mehr Kapodistria, dessen abweichende Anschauungen M. nur durch seine „gründliche, vollständige Narrheit" zu erklären wußte, machten ihm schweren Kummer; sie verhinderten die Verwirklichung seines Planes eines allgemeinen Garantievertrages, der die territorialen Verhältnisse ebenso wie die Verfassungen der einzelnen Staaten verbürgen sollte, so daß M. es für nöthig hielt, in einer sehr weitschweifigen „profession de foi" dem Kaiser seine geschichtsphilosophischen Betrachtungen über die Revolution zu überreichen; Frankreich folgte nur zögernd und widerwillig dem Vorgehen der Ostmächte; England vollends versagte seine Zustimmung zu der Interventionspolitik, wofür M. sich rächte, indem er alle Mittheilungen aus London einfach für „recht miserabel" erklärte. Selbst die kleinen deutschen Höfe sahen dem eigenmächtigen Verfahren der drei Mächte nicht ohne Bedenken zu. In Laibach, wo der neue Congreß im Januar 1821 sich versammelte, erreichte M. gleichwol zunächst sein Ziel. Nachdem König Ferdinand von Neapel, von dem M. am 9. September 1818 zum Herzog von Portella erhoben war, und als Vertreter der Constitutionellen der Herzog von San Gallo angehört waren, wurde Oesterreich mit der Durchführung der Intervention in Neapel beauftragt, die im Monat März durch einen kurzen Feldzug ausgeführt wurde. Ein weiterer Erfolg war die Niederschlagung der piemontesischen Militär=

revolution, mit Unterstützung österreichischer Truppen, Erfolge, welche die Herrschaft Oesterreichs in Italien fester gründeten, als vorher und in demselben Maße den Einfluß Frankreichs und Englands in der europäischen Politik zurückdrängten. M. war zufrieden; er schrieb: „der gesunde Menschenverstand hat gesiegt"; was ihn am meisten befriedigte und worin er mit Recht die Bedeutung der Conferenzen von Laibach erblickte, das waren die vortrefflichen Beziehungen zu Kaiser Alexander und die Zurückdrängung Kapodistria's, die seinen unausgesetzten Bemühungen damals allmählich gelang. In dem Gefühl seiner Triumphe ließ sich M. auch nicht durch die Nachrichten von dem Aufstande der Griechen beunruhigen; er sah darin eine Revolution mehr, wie die neapolitanische und sardinische, die „außerhalb der Civilisation liege", wie er an Stadion schrieb, und die zunächst sich selbst überlassen werden müsse. Von Theilnahme für die unglücklichen Griechen war bei ihm keine Rede; in den Türken hatte er von jeher „die sichersten und besten Nachbarn" Oesterreichs gesehen. Sein vornehmstes Bestreben war nur, den Kaiser Alexander festzuhalten, dessen menschenfreundliche, liberale Anwandlungen ihm immer neue Sorgen verursachten; das gelang ihm über Erwarten: „wenn Jemand aus schwarz weiß geworden ist, so ist er es", schrieb er damals (9. Mai). Kaiser Alexander begleitete selbst das Manifest, mit dem am 12. Mai der Schluß des Congresses von Laibach bezeichnet wurde, noch mit einer besonderen russischen Erklärung, worin er die Erhaltung der allgemeinen Ruhe ausdrücklich als sein Ziel verkündete. M. stand auf der Höhe seines Ruhmes: er wurde zum „Haus-, Hof- und Staatskanzler" ernannt, in Anerkennung der Verdienste, welche er sich im Laufe seines zwölfjährigen Ministeriums durch seine Bemühungen zur Wiederherstellung des allgemeinen Friedens und besonders in den letzten beiden Jahren durch seine „Sorge für den Sieg des Rechts über das leidenschaftliche Treiben der Störer des inneren wie des äußeren Friedens der Staaten" erworben habe (25. Mai 1821).

Indessen entwickelten sich die Dinge im Orient keineswegs so einfach, wie M. anfangs geglaubt hatte. Es kam zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Rußland und der Türkei; der Aufstand, dessen baldige Niederschlagung er erwartet hatte, griff weiter um sich und verursachte durch die von beiden Seiten verübten Grausamkeiten die größte Aufregung in Europa. M. erkannte schon im August 1821 die Nothwendigkeit der Einberufung eines neuen Congresses. Vorher suchte er sich jedoch durch Einwirkung auf die leitenden Persönlichkeiten seines Erfolges zu versichern; denn in seinen Augen stellte sich das ganze Getriebe des öffentlichen Lebens in Persönlichkeiten dar: für die weltbewegenden historischen Ideen, für die den Völkern innewohnenden Kräfte fehlte ihm der Sinn. Im October 1821 verständigte er sich in Hannover mit dem König von England und mit Lord Castlereagh über die Nothwendigkeit der „Erhaltung des Friedens zwischen Rußland und der Pforte"; besonders aber ließ er sich angelegen sein, bei Kaiser Alexander auf die vollständige Entfernung Kapodistria's, „das böse Element ewiger Zerwürfnisse", „die negative Macht" hinzuwirken. Die Verhandlungen mit dem außerordentlichen Botschafter Alexanders, Tatischtschew (März und Juni 1822) führten in der That vorläufig zu einem vollständigen Siege Metternich's: Alexander erklärte sich bereit, die Beziehungen zur Türkei wieder anzuknüpfen und billigte die Ansichten, die M. in einer geheimen Denkschrift vom 9. April 1822 über die orientalische Frage niedergelegt hatte. Kapodistria selbst mußte sich bald darauf vom russischen Hofe zurückziehen. Die Genugthuung Metternich's über diesen Umschwung in Petersburg war unbeschreiblich: „der Genius des Guten triumphirt über den Genius des Bösen; nie hat sich ein Cabinet so schwer compromittirt wie das russische, das große Werk Peters des Großen und aller seiner Nachfolger ist mit einem

Schlage vernichtet", so schrieb er damals. Dagegen fühlte er sich tief und schmerzlich ergriffen bei der Nachricht von dem Selbstmorde seines alten Freundes Castlereagh (Lord Londonderry), der, wie er sich ausdrückt, gelernt hatte, ihn zu verstehen (22. August), und an dessen Nachfolger Canning M. bald nicht geringeren Verdruß erleben sollte als bisher an Kapodistria. Das zeigte sich schon auf dem Congreß zu Verona (20. Octbr. bis 14. Decbr. 1822). In der orientalischen Frage zwar wurde leicht eine Verständigung dahin erzielt, daß die Verbündeten die maßvollen Forderungen Rußlands an die Türkei in Constantinopel zu befürworten sich verpflichteten, während man andrerseits die Griechen einfach ihrem Schicksal überlassen wollte; auch in der Beurtheilung der italienischen Angelegenheiten, die nach wie vor dem entscheidenden Einflusse Oesterreichs vorbehalten blieben, herrschte volle Einmüthigkeit. Aber bei den Verhandlungen über ein Einschreiten gegen die vor kurzem in Spanien ausgebrochene Revolution, welches von Frankreich beantragt und auch von Rußland gewünscht wurde, erklärte England in entschiedener Weise seinen Widerwillen gegen das von den andern Mächten vertretene Princip der Interventionspolitik. Ohne ein sicheres Vorgefühl des Umschwungs, der sich hierdurch in der europäischen Politik ankündigte und in der ferneren Entwickelung der orientalischen Verhältnisse immer deutlicher zu Tage trat, verharrte M. bei dem System der Politik, das er nun einmal eingeschlagen und dessen Untrüglichkeit er in umfangreichen Denkschriften und Erlassen voll doctrinärer Abstractionen unermüdlich auseinandersetzte. Aber selbst in den deutschen Angelegenheiten schien der Zauber seiner Macht gebrochen; bei den Conferenzen, zu denen sich die Minister der größeren deutschen Staaten im Januar 1823 in Wien zusammenfanden, vermochte M. mit seinen Vorschlägen auf weitere Repressivmaßregeln, Aufhebung der Oeffentlichkeit der Landtagsverhandlungen 2c. zunächst nicht durchzudringen, eine Niederlage, für die ihn die Demüthigung Würtembergs, das gegen die Beschlüsse von Verona offenen Widerspruch erhoben hatte, nur wenig trösten konnte. Glücklicher war M. im nächsten Jahre. Nachdem er bei einer Zusammenkunft in Tegernsee die bairischen Staatsmänner völlig für seine Pläne gewonnen und den Minister Zentner selbst, „den Vater der baierischen Verfassung, den ersten Vorkämpfer in Deutschland für das Repräsentativsystem" zur Ausarbeitung einer Denkschrift im Sinne seiner eigenen Ideen veranlaßt hatte (Ende Mai und Anfang Juni 1824) reiste er nach dem Johannisberg, wo er mit den leitenden deutschen Staatsmännern sich über die Verlängerung und Verschärfung der Karlsbader Beschlüsse verständigte. Im Monat August wurde in der That in Frankfurt a. M. nach einem von österreichischer Seite im Anschluß an Zentner's Denkschrift formulirten Antrage einstimmig die Verlängerung des provisorischen Preßgesetzes und des Gesetzes gegen die Universitäten beschlossen. Zugleich wurden unter starker Hervorhebung des monarchischen Princips die Bundesstaaten verpflichtet, die bei den öffentlichen Landtagsverhandlungen hervortretenden Mißbräuche zu beseitigen. Nach diesen Erfolgen, die ihn wieder mit der höchsten Zufriedenheit über seine Leistungen erfüllten, konnte M. die fernere Entwickelung der deutschen Dinge sich selbst überlassen und sich wieder ganz der Verwickelung im Orient zuwenden, die sich inzwischen immer ernster und drohender gestaltet hatte.

Bei der Zusammenkunft, die im October 1823 zwischen den Kaisern von Rußland und Oesterreich in Czernowitz stattfand, während M. durch Krankheit in Lemberg zurückgehalten wurde, bewies Kaiser Alexander seinen festen Willen, an der zu Verona vereinbarten friedfertigen und maßvollen Politik in der orientalischen Frage festzuhalten. Alexander äußerte geradezu, daß er einen Sieg der Türken wünsche; die Griechen hätten sich durch ihre Principien wenig interessant gemacht. Aber die Zufriedenheit Metternich's hierüber, der

inzwischen mit Nesselrode in Lemberg verhandelte, dauerte nicht lange. Schon im Januar 1824 erließ Rußland ein Rundschreiben, in welchem es die Wiederanknüpfung der Beziehungen zur Pforte von einer Intervention zu Gunsten Griechenlands abhängig machte. Als Programm dieser Intervention bezeichnete es die Bildung dreier griechischer Fürstenthümer unter der Oberhoheit der Pforte. Dieser unerwarteten Wendung der Dinge gegenüber hielt M. es für das Gerathenste, durch scheinbares Eingehen die Sachen hinzuziehen, um nur vor allen Dingen einem europäischen Conflicte vorzubeugen. Bei den Conferenzen, die in Petersburg über das russische Programm gehalten wurden, ließ er wohl gelegentlich durch den österreichischen Vertreter mit großer Geschicklichkeit den Gedanken hinwerfen, daß im Fall der Unmöglichkeit einer Unterwerfung der Griechen Oesterreich ihre vollständige Unabhängigkeit am liebsten sehen würde. Allein seine Politik vermochte sich doch nicht zu einem wirklich fruchtbaren Plane oder zu einer entschlossen eingreifenden Action aufzuschwingen. Zum großen Verdruß von Gentz, der die Bedeutung der orientalischen Frage von Anfang an aufs höchste anschlug und sie als die „Frage um Leben und Tod", „um Aufrechthaltung oder Untergang des politischen Systems Oesterreichs" betrachtete (an Ottenfels 25. April 1824), suchte M. in unfruchtbaren Unterhandlungen die Entwickelung dieser Frage hinzuhalten und die darin liegenden Gefahren, denen gegenüber er ein gewisses Gefühl von Ohnmacht hatte, sich selbst und Anderen hinwegzudemonstriren. Die Folgen dieser politischen Haltung traten bald klar zu Tage: sie führten zur Isolirung Oesterreichs in der europäischen Politik und zur Vernichtung seines Einflusses im Orient zu Gunsten Rußlands.

Im März 1825 war M. nach Paris gereist, wohin ihn außer der Krankheit seiner Gattin, die sich dort schon seit Jahren aufhielt, auch der Wunsch rief, sich nach der Thronbesteigung Karls X. über die Lage der Dinge zu unterrichten und die französische Politik fester an die österreichische anzuschließen. Schon wenige Tage nach seiner Ankunft starb seine Gattin (19. März), nachdem er bereits früher rasch hinter einander zwei Töchter (Clementine und die von Talleyrand bewunderte und verehrte Marie Fürstin Eßterhazy) verloren hatte. Er fand den Stand der Dinge in Frankreich im Allgemeinen recht schlecht, war jedoch mit der Politik Villèle's, der ihm in Allem zuzustimmen schien, sehr zufrieden und freute sich der Beweise von Achtung und Bewunderung, die ihm von allen Seiten reichlich dargebracht wurden. Dagegen hatte M. den Verdruß, daß ein Besuch, den er in London beabsichtigte, um den über Alles gehaßten Canning, „die Weltgeißel", das „météore malfaisant", entweder zu bekehren oder zu beseitigen, von der englischen Regierung abgelehnt wurde. Den Sommer über verlebte M. in Mailand und Ischl, mit gelassener Ruhe dem Fortgang des griechischen Kampfes zuschauend, voll Vertrauen in seine Geschicklichkeit und „Kraft zur Leitung des Steuerruders". Zu Gentz äußerte er damals, die Sache greife ihn nicht mehr an, „als hätte er ein recht intricates Melodrama zu schreiben" (13. Juli). Die Ankunft der ägyptischen Truppen und deren ersten Erfolge bestärkten ihn in der Erwartung, daß es mit den Griechen, von denen er immer die schlechteste Meinung hatte, zu Ende gehe. In seiner „moralischen Ruhe", die aus dem unerschütterlichen Bewußtsein seiner Ueberlegenheit hervorging, störte ihn auch der unwillkommene Gang der Politik keineswegs. Von der russischen Politik, auf die der „hergelaufene Corse", „der Abenteurer Pozzo di Borgo" Einfluß übte, erwartete er nichts mehr, so wenig wie von Canning; auch Preußen, wo Bernstorff und Ancillon Arbeiten lieferten, die „unter aller Kritik schlecht und abgeschmackt" seien, hatte er aufgegeben; dagegen glaubte er jetzt sicher auf Frankreich rechnen zu können. Ein Ereigniß von der größten Tragweite war bei dieser Lage der Dinge die Thronbesteigung des Kaisers

Nicolaus von Rußland. M. fühlte wohl, was er an Alexander verlor, auf den er in entscheidenden Augenblicken doch immer einen gewissen persönlichen Einfluß hatte ausüben können. Aber da er einmal alle Regenten und Staatsmänner in Revolutionäre und Legitimisten eintheilte, so war er doch auch mit Nicolaus ganz zufrieden und rechnete ihn unter die „Reinen", weil derselbe die Griechen als „Rebellen" bezeichnete, die er niemals unterstützen werde. Auch das Vorgehen des Kaisers, der im März 1826 unter strenger Sonderung der russisch-türkischen und der griechisch-türkischen Beziehungen von der Pforte die Herstellung des Status quo vor 1821 in den Donaufürstenthümern, volle Ausführung des Bukarester Friedens und Sendung türkischer Bevollmächtigter an die Grenze verlangte, hatte zunächst seinen ganzen Beifall; die österreichische Vertretung in Constantinopel wurde sogar angewiesen, die Erfüllung dieser Forderungen eifrig zu befürworten, die denn auch zur großen Genugthuung der Oesterreicher erfolgte. Um so größer war der Verdruß Metternich's, als er bald darauf erfuhr, daß England und Rußland sich am 4. April 1826 im tiefsten Geheimniß verständigt hatten, um gemeinsam die griechische Frage durch Bildung eines unter türkische Oberhoheit gestellten griechischen Staates zu lösen. Auch über diese Wendung der Dinge, die er nie für möglich gehalten hätte, setzte sich M. in seiner gewohnten Weise hinweg; er erklärte einfach das Ergebniß der russisch-englischen Verständigung für eine Mißgeburt, „die in wenigen Wochen von ihren eigenen Urhebern verleugnet werden würde". Befangen in einem Doctrinarismus, der seine eigene politische Action zur Unfruchtbarkeit verurtheilte, verständnißlos für die nüchterne Interessenpolitik der Russen und Engländer, begleitete er nach wie vor die europäischen Ereignisse mit geschichtsphilosophischen Betrachtungen und die Leistungen der fremden Cabinette mit der absprechendsten Kritik, ohne sich doch selbst zu wirklichen staatsmännischen Gedanken und Thaten aufraffen zu können. So begnügte er sich auch dem Vertrage vom 4. April gegenüber zu erklären, daß die österreichische Politik unter Verzicht auf die eigene Initiative die Vorschläge der Mächte ruhig abwarte (Erlaß an Eßterhazy, 8. Juni 1826). Als diese dann eingingen in der Gestalt, daß England und Rußland die drei anderen Großmächte zur Theilnahme an der Beilegung des griechisch-türkischen Conflictes auf Grund des Protocolls vom 4. April einluden, verhielt M. sich wieder völlig ablehnend; er bezeichnete die Vorschläge der beiden Mächte als das „unreifste und nichtigste Machwerk", dessen Erwägung er eigentlich seiner unwürdig hielt. Bei aller eingebildeten Unerschütterlichkeit seiner Grundsätze, und bei allem Scharfblick, den er sich selbst in reichstem Maße zuerkannte, unterlagen dabei seine Ansichten beständigen Schwankungen und sein diplomatisches Verhalten war selbst nicht frei von Zweideutigkeit, sodaß Kaiser Nicolaus ihn bald ebenso wie früher Kaiser Alexander des Verrathes und des Betruges beschuldigte. M. versprach, die friedlichen Bestrebungen der Mächte in Constantinopel zu unterstützen; aber er ermuthigte zugleich die Pforte zum Widerstande durch irrige Mittheilungen über die friedfertigen Absichten des Kaisers Nicolaus; er rechnete auf die Unterstützung der französischen Regierung, die er seit seinem Besuche in Paris ganz auf seiner Seite zu haben wähnte, und mußte erleben, daß von Canning gewonnen Frankreich durch den Vertrag vom 6. Juli 1827 sich Rußland und England anschloß und damit im Gegensatz zu der 1814 und 1815 unter Metternich's Auspicien geschaffenen europäischen Allianz eine neue Tripelallianz begründete; dann änderte er wieder seine Ansichten über Nicolaus, überzeugte sich, daß derselbe rücksichtslos gegen die Türkei vorgehen wolle, und beruhigte sich endlich damit, daß es „ihm nie gelingen werde, England dabei mitzuschleppen" (Vortrag an den Kaiser, 7. Juli 1827). Aber auch in dieser Ansicht, die er besonders nach dem Tode Canning's festhielt, fand er sich bald ge-

täuscht: unter englischer Führung vernichtete die Flotte der drei durch den Vertrag vom 6. Juli verbündeten Mächte am 20. Octbr. 1827 die türkische Flotte in der Bucht von Navarin. M., der eben noch zwischen den Mächten und der Türkei zu vermitteln begonnen hatte, erblickte in der Lage, wie sie sich nun gestaltete, ein „Resultat der liberalen Politik" eine „wahre Erderschütterung", und empfahl dem österreichischen Vertreter in Constantinopel, sich wieder auf die Linie „völliger Unbeweglichkeit" zurückzuziehen. Dabei zweifelte er jedoch keinen Augenblick, daß er doch noch die russische Politik und ihren Vertreter, den „polternden Nesselrode" „todt schmettern" werde, und versicherte seinem Kaiser, „jede Wette eingehen zu wollen, daß wenn er mit einem Zauberschlag in Constantinopel sein könnte, er den Rummel in Kürze beendigen würde". Er kam jetzt sogar wieder auf seinen früheren Gedanken zurück und beantragte bei den Mächten, der Türkei die administrative Selbständigkeit Griechenlands, und im Falle der Ablehnung dessen vollständige Unabhängigkeit vorzuschlagen. Zugleich bemühte er sich, bald England, wo sein Freund Wellington ans Ruder gelangt war und ihm viel Entgegenkommen bewies, bald Frankreich, dessen Minister La Ferronays er bei einer Zusammenkunft in Teplitz gewonnen zu haben sich schmeichelte, von der Tripelallianz zu trennen. Es blieb alles vergeblich: der Krieg zwischen Rußland und der Türkei kam im Frühjahr 1828 zum Ausbruch und Frankreich sandte seine Truppen nach Morea, zur höchlichen Entrüstung Metternich's, der darin ein deutliches Anzeichen für den nahen Ausbruch einer Revolution in Frankreich erkennen wollte. Uebrigens ließ er die Dinge jetzt ihren Gang gehen, wie sie wollten: die Russen überschritten unter Diebitsch den Balkan, unter preußischer Vermittelung, der sich Oesterreich mehr scheinbar als thatsächlich anschloß, wurde zu Adrianopel am 14. Septbr. 1829 der Friede geschlossen, der die einige Monate später im Londoner Protocoll vom 3. Febr. 1830 anerkannte Unabhängigkeit Griechenlands vorbereitete. Alles in Allem, mochte auch M. selbst wiederholt die völlige Unabhängigkeit Griechenlands befürwortet haben, war der vorläufige Abschluß der orientalischen Verwickelungen doch eine schwere Niederlage der österreichischen Politik. Mit Preußen in kühler Freundschaft, ohne alle vertrauliche Verbindung mit England oder Frankreich, mit Rußland völlig überworfen, stand Oesterreich allein da unter den großen Mächten Europas und mußte ruhig zusehen, wie die russische Herrschaft an der unteren Donau, der großen Lebensader des österreichischen Staates, sich festsetzte. Wenn die innere Schwäche des Kaiserstaates, die Mängel seiner finanziellen und militärischen Einrichtungen, die M. keineswegs übersah, zu dieser zurückhaltenden Politik wesentlich beigetragen hatten, so fällt doch auch ein nicht geringer Theil der Schuld dem Fürsten M. selbst zu, bei dem die Neigung zu geschichtsphilosophischen Speculationen und die Vorliebe für schmähsüchtige Beurtheilung fremder Staatsmänner und ihrer Leistungen die positive Schöpfungskraft und alle frischen und fruchtbaren staatsmännischen Gedanken überwucherten und erstickten. Er war übrigens nicht ganz blind gegen die Schwierigkeiten der Lage, aber, wie der an Kaiser Franz erstattete Vortrag über den Frieden von Adrianopel beweist, er glaubte, daß nun mit dem Ende des Bundes der Tripelallianz, dieses „wüsten Chaos unverträglicher Elemente" der von der österreichischen Politik durch die alte Allianz vertretene Gedanke der „Erhaltung alles rechtlich Bestehenden" wieder zur Herrschaft gelangen und Oesterreich „innerhalb der neuen politischen Gestaltungen dann wieder seine Stelle einnehmen werde". Welche Stelle das sei, wußte er freilich nicht anzugeben: er meinte, „die unbestreitbare Gewalt der Dinge wird sie uns vorzeigen" (9. Octbr. 1829). Schneller, als er erwartet, aber auch in ganz anderer Weise, als er gedacht, sollte sich schon im nächsten Jahre diese Ansicht Metternich's verwirklichen.

Nachdem M. bereits im Winter von 1829 wiederholt aber vergeblich versucht hatte, namentlich durch Wiederherstellung der alten guten Beziehungen zu Rußland der Isolirung Oesterreichs in den Fragen der internationalen Politik ein Ende zu machen, kam ihm ein Ereigniß zu Hülfe, das freilich im ersten Augenblick sein ganzes System über den Haufen zu werfen drohte. Im Juli 1830 brach in Paris die Revolution aus, die M. früher wol öfter vorher verkündet, grade in jenem Augenblick aber keineswegs erwartet hatte Von Königswart aus, wo er die Nachricht von dem Siege der Revolution erhielt, eilte er nach Karlsbad und traf dort mit dem Grafen Nesselrode eine vorläufige Vereinbarung dahin: daß man sich nicht in die inneren Verhältnisse Frankreichs mischen, daß man aber einen Angriff gegen die vertragsmäßig feststehenden „materiellen Interessen" Europa's ebensowenig dulden wolle wie eine Verletzung der inneren Ruhe der verschiedenen Staaten Europa's (6. August 1830). Auf den weiteren Vorschlag Metternich's, in Berlin einen Centralpunkt zu schaffen, um von dort aus die Gleichförmigkeit des Vorgehens der drei Mächte bei jedem Vorfalle festzustellen, wollte jedoch Nesselrode nicht eingehen. Immerhin war durch diese Verabredungen die erste Grundlage geschaffen für eine Verständigung zwischen Oesterreich, Rußland und Preußen, die sich in den nächsten Jahren mehr und mehr befestigte. Von einem Vorgehen gegen die revolutionären Bewegungen konnte, da es an einer wirklichen Verständigung unter den drei Mächten noch fehlte, zunächst freilich keine Rede sein. M. selbst war der erste, der im Widerspruch mit seinen früher so oft verkündeten heiligsten Grundsätzen die aus der Revolution hervorgegangene Regierung König Ludwig Philipps anerkannte (8. September), wiewol er dieselbe gleichzeitig „für unvereinbar mit der Ruhe Europa's" erklärte (an Apponyi, 12. September). Auch die bald darauf ausbrechenden Bewegungen in Deutschland (Sachsen, Braunschweig, Kurhessen, Hannover), in Belgien und selbst in Polen, veranlaßten M. nicht aus seiner Zurückhaltung herauszutreten. Das Ansuchen des Königs von Holland um materielle Hülfe von österreichischer Seite wurde mit kühler Berufung auf die geographische Lage Oesterreichs zurückgewiesen. Er begnügte sich an seinen früheren Anschauungen über die Interventionspolitik theoretisch festzuhalten, indem er die Verkündigung des Princips der Nichtintervention durch die Franzosen mit der Zurückweisung der Gensd'armen durch die Räuber und den Protesten der Brandstifter gegen die Feuerwehr auf eine Linie stellte (an Eßterhazy, 21. October 1830). Zu einem thatsächlichen Einschreiten fand sich M. erst veranlaßt, als auch in Parma, Modena, Ferrara und Bologna Aufstände ausbrachen, welche den Fortbestand der österreichischen Herrschaft in Italien ernstlich gefährdeten. Unbekümmert um die feindselige Haltung der französischen Regierung, welche den Ausbruch eines europäischen Krieges in nahe Aussicht zu stellen schien, ließ M. im Frühjahr 1831 die österreichischen Truppen in Parma, Modena und den Kirchenstaat einrücken und die Ruhe wiederherstellen. Doch hütete er sich die errungenen Vortheile zu mißbrauchen: er ließ Ancona wieder räumen und schloß sich selbst den von anderen Großmächten ausgehenden Vorstellungen an, um den Papst zur Einführung von Reformen in der Verwaltung des Kirchenstaates zu veranlassen. Zu dieser maßvollen Politik, die er gleichzeitig auch in der belgischen und Luxemburger Frage bewies, wurde M. nicht allein bewogen durch seine Friedensliebe und durch eine gewisse Nachgiebigkeit gegen die neuen Ideen über Verfassungen ꝛc., an denen selbst Gentz im „Beobachter" jetzt Geschmack zu finden anfing: hauptsächlich scheint auf seine Haltung doch auch die Unsicherheit der Beziehungen zu Preußen und Rußland lähmend eingewirkt zu haben. In der That sah M. nach der Julirevolution die wichtigste Aufgabe seiner auswärtigen Politik in der Wiederherstellung der alten Allianz, um der österreichischen Politik

in Europa einen zuverlässigen Rückhalt zu sichern und der von Frankreich ausgehenden revolutionären Bewegung durch eine feierliche Sanction des Interventionsprincips entgegenzutreten. Als das einzige Heilmittel bei dem Zustande Europa's bezeichnete er damals: „die innigste Verständigung unter den drei Monarchen über die Grundsätze, welche sie fortan zu verfolgen entschlossen sind, über die Art und Weise solche in speciellen Fällen zur Anwendung zu bringen, und endlich über die Wahl der Form und der Worte, in welchen sie die ihrer Politik zum Leitfaden dienenden Grundsätze vor dem europäischen Publicum auszusprechen sich berufen finden können.“ (An Werner, 31. Juli 1831.) Durch unablässige Bemühungen ist es dem Fürsten M. in der That gelungen, das in diesen Sätzen ausgesprochene politische Programm zu verwirklichen. Graf Nesselrode zwar verhielt sich gegen die wiederholten Anträge, die M. in diesem Sinne nach Petersburg richtete, zuerst ebenso ablehnend wie er sich in Karlsbad gezeigt hatte. Sehr entgegenkommend zeigte sich dagegen Preußen, dessen König, durch die revolutionären Bewegungen in Deutschland ernstlich beunruhigt, eifrig auf die Ideen Metternich's einging. Der Einwilligung Preußens sicher und mit geschickter Benutzung der Vorgänge bei dem sogenannten Hambacher Feste stellte Oesterreich in Frankfurt a. M. im Anschluß an die Wiener Schlußacte eine Reihe von Anträgen, welche, am 28. Juni 1832 einstimmig zum Beschluß erhoben, die ständischen Verhandlungen einer strengen Aufsicht von Bundeswegen unterwarfen. Der Versuch Palmerston's, unter Berufung auf die Wiener Congreßacte hiergegen Verwahrung einzulegen, wurde von M. mit großer Entschiedenheit zurückgewiesen und als „eine der bedauerlichsten Erscheinungen einer an Verwirrung der Begriffe und Verkehrtheit der Stellungen so reichen Zeit“ bezeichnet (31. October 1832). Im nächsten Jahre glückte es M., auch Rußland vollständig für sich zu gewinnen. Nachdem er sich um die Mitte August 1833, bei Gelegenheit einer Zusammenkunft zwischen Kaiser Franz und König Friedrich Wilhelm III. in Theresienstadt, in Teplitz mit dem preußischen Cabinet über ein ferneres, einmüthiges Handeln namentlich in Deutschland nochmals völlig verständigt, traf M. in Münchengrätz mit Kaiser Nicolaus von Rußland zusammen, der ihn mit Schmeicheleien überhäufte — er begrüßte ihn mit den Worten: „ich bin hierher gekommen, um mich unter die Befehle meines Chefs zu stellen“ — und die früher so oft durch Nesselrode zurückgewiesenen Vorschläge Metternich's zu einer formellen Vereinigung der conservativen Mächte gegen die Revolution jetzt bereitwillig annahm. Als Gegenleistung beanspruchte und erlangte Nicolaus die Unterstützung Oesterreichs im Orient. Außer einem zwischen Rußland und Oesterreich allein abgeschlossenen Vertrage, in welchem beide Staaten die Existenz der Türkei unter der damaligen Dynastie verbürgten und bei dem etwaigen Untergang des osmanischen Reiches sich zu einem gemeinsamen Vorgehen verpflichteten, verständigte man sich über eine feierliche Festsetzung des Interventionsrechtes, welche dann unter Theilnahme Preußens durch den Berliner Vertrag vom 15. October 1833 erfolgte. Die erste Frucht dieser zwischen Oesterreich und seinen alten Verbündeten in Teplitz und Münchengrätz hergestellten Eintracht waren die Conferenzen, die seit dem Januar 1834 unter Vorsitz Metternich's und unter Betheiligung von Vertretern der größeren deutschen Staaten in Wien gehalten wurden und deren Ergebniß in den 60 Artikeln des Schlußprotocolls vom 12. Juni 1834 niedergelegt ist. Sie enthielten als eine abermalige Erläuterung der Bundesacte und der Wiener Schlußacte Bestimmungen über die Landstände und deren Verhandlungen, über Universitäten und Schulen &c., lauter Maßregeln, wie M. in seiner Schlußrede sich ausdrückte, „zum Behuf des Schutzes der bestehenden und Wiederherstellung der gestörten Ordnung in Deutschland“. M. hatte die Genugthuung, daß namentlich König Friedrich Wilhelm III. seine

Thätigkeit bei diesen Verhandlungen würdigte und ihm eigenhändig seine Anerkennung aussprach für die „unschätzbaren Verdienste, die er sich unter den mannigfaltigsten und schwierigsten Verhältnissen um das politische Erhaltungsprincip erworben habe" (Schreiben vom 25. Juni 1834).

In dem Gefühle der Sicherheit, welches M. bei der Allianz Oesterreichs mit Rußland und Preußen empfand und nach der glücklichen Befestigung der herrschenden Stellung Oesterreichs in Italien wie in Deutschland, konnte M. der Entwickelung der Dinge in Europa ruhig zusehen. Er war der Ansicht, daß eigentlich keine der schwebenden Fragen eine „europäische politische Angelegenheit" sei, die eine thatkräftige Einwirkung von seiner Seite erfordere. Nur der Schweiz gegenüber, deren Tendenz zur Ausbildung eines Bundesstaates und zur Stärkung der Centralgewalt er höchlich mißbilligte, nahm er eine Haltung offener Feindseligkeit an, ermunterte die sonderbündlerischen Bestrebungen und sprach in vertraulichen Briefen von der Nothwendigkeit, die Schweiz mit einem „Sanitäts-Cordon" abzuschließen, um die übrigen europäischen Staaten vor dem Eindringen der revolutionären Pest zu bewahren (an Apponyi, 13. Februar 1834). Uebrigens aber bewies M. große Zurückhaltung. Die Regelung der Beziehungen Rußlands zur Pforte durch den Vertrag von Hunkiar Iskelessi, die Verhandlungen über die Streitigkeiten zwischen Belgien und Holland ꝛc. vollzogen sich ohne besondere Theilnahme Metternich's; selbst die Nachricht von dem Abschluß der Quadrupelallianz zwischen Frankreich, England, Spanien und Portugal vom 22. April 1834, die Palmerston als „das Bündniß der constitutionellen Staaten des Westens gegen die heilige Allianz des Ostens" bezeichnete, nahm er gleichmüthig hin. In Gemeinschaft mit Preußen und Rußland rief er den österreichischen Gesandten aus Madrid ab; aber er begnügte sich übrigens, den Thronprätendenten Don Carlos durch Bezeigung seiner wärmsten Theilnahme „moralisch", wie er sich ausdrückte, und materiell höchstens durch geringfügige Geldsendungen zu unterstützen. Wenn er in allem, was rings um ihn geschah, nach wie vor den Ansturm der Revolution gegen die bestehenden Zustände erblickte (an Apponyi, 2. November 1834), so hatte er es doch jetzt aufgegeben, über den engsten Interessenkreis des österreichischen Staates in Deutschland, Italien und der Schweiz hinaus dagegen seinerseits anzukämpfen.

Aus dieser immer mehr und mehr hervortretenden Schwäche Metternich's erklärt sich auch sein Verhalten gegenüber den dringenden Aufgaben der inneren Politik Oesterreichs. Wir wiederholen, was wir schon oben bemerkt: M. war keineswegs blind gegen die Nothwendigkeit von Reformen, bei denen er selbst, trotz der angeblichen Starrheit seiner Grundsätze, dem Geist der neuen Zeit Zugeständnisse zu machen bereit gewesen wäre. Aber so maßgebend sein Einfluß in der auswärtigen Politik war, so wenig vermochte er bei der hartnäckigen Abneigung des Kaisers Franz gegen alle Neuerungen in der inneren Politik irgendwelche entscheidende Einwirkung auszuüben. Auch mit dem Tode des Kaisers Franz (2. März 1835) und der Thronbesteigung Ferdinands trat darin keine Aenderung ein. Es wäre vielleicht für eine thatkräftige und entschlossene Natur der Augenblick gewesen, die Zügel der Regierung fest zu ergreifen und die als unerläßlich anerkannten Reformen durchzuführen; allein M., bei allem Ansehen, das er genoß, war nicht der Mann dazu. Nach lebhaften inneren Kämpfen, die namentlich durch den Gegensatz zwischen M. und dem Grafen Anton Kolowrat hervorgerufen wurden, kam es gegen Ende des Jahres 1836 zur Einrichtung der „Staatsconferenz", der außer den genannten Ministern die Erzherzöge Ludwig und Franz Karl als ständige Mitglieder angehörten. Eine Reform der inneren Regierung wurde jedoch damit, wie sich bald herausstellte, keineswegs erreicht, vielmehr wurde der Geschäftsgang noch langsamer und

schwerfälliger, die Schwierigkeit einer reformatorischen Wirksamkeit noch größer. M. selbst war mit dem Gang der Dinge höchst unzufrieden. Er urtheilte, daß man in Oesterreich überhaupt nicht mehr regiere, daß man sich begnüge nur noch zu verwalten. Er klagte über Kolowrat, der sich einrede, Selbständigkeit zu besitzen und sich dabei von dem Hofkammerpräsidenten Eichhof terrorisiren lasse; in sich selbst fühlte er nicht mehr die Kraft, den Dingen eine andere Wendung zu geben und der Katastrophe, deren Herannahen er mehr instinctiv fühlte als klar erkannte, vorzubeugen. Wie die Tagebücher seiner Gemahlin zeigen, wurde seine Stimmung immer trüber, seine theilnahmlose Schwäche immer größer und zugleich so fühlbar, daß Erzherzog Franz Karl und Graf Clam-Martinitz ihm lebhafte Vorstellungen darüber machen konnten. Er zeigte sich jetzt doch in den Fragen der inneren Politik so, wie Gentz ihn früher bei schwierigen auswärtigen Verwicklungen gefunden hatte (vgl. o.): er liebte es nicht, sich ausdauernd mit Geschäften zu befassen, bei denen er nur „Unannehmlichkeiten und Widersprüchen" begegnete; er erging sich in düsteren Klagen, „kritisirte" und „demonstrirte" nach seiner Gewohnheit: einem ernsthaften Kampfe ging er scheu aus dem Wege und zog es vor mit den Gegnern zu pactiren, statt ihren Widerstand zu brechen.

Wie wenig er aber selbst bei denjenigen Fragen der inneren Politik zu erreichen vermochte, deren er sich aus allgemeinem Interesse für die Wohlfahrt des Reiches und aus Gründen der äußeren Politik mit einem gewissen Eifer annahm, das zeigte, außer seiner Betheiligung an den ungarischen Verhältnissen, hauptsächlich seine unfruchtbare Thätigkeit für die österreichische Handelspolitik, deren Reform er im Hinblick auf das Emporblühen des preußischen Zollvereins für unerläßlich ansah. Schon im J. 1833, als der Anschluß Baierns und Würtembergs an den Zollverein unmittelbar bevorstand, hatte M. in einem Vortrage an den Kaiser auf die Bedeutung des Zollvereins für die gesammte Entwickelung der deutschen Dinge hingewiesen und zur Paralysirung des steigenden preußischen Einflusses, vor dem Oesterreich als „Ausland" mehr und mehr zurücktrete, den Gedanken eines alle deutschen Staaten umfassenden Zollverbandes ausgesprochen. Aber seine Bemühungen hatten damals so wenig Erfolg wie acht Jahre später, wo er, unter unumwundener Anerkennung des commerciellen Aufschwungs innerhalb der Staaten des Zollvereins, eine durchgreifende Reform der österreichischen Handelspolitik überhaupt und zugleich den Beitritt zum Zollverein oder zum mindesten den Abschluß eines Handelsvertrages mit demselben in dringendster Weise befürwortete. (Schreiben an Kübeck, 20. October 1841.)

Nur in den Fragen der auswärtigen Politik konnte M. sich noch seines alten Einflusses, wenn auch nicht mehr der alten Erfolge rühmen. Der in Münchengrätz im J. 1833 zwischen den drei Ostmächten geschlossene Bund war im Herbst 1835 in Teplitz bei einer Zusammenkunft zwischen Kaiser Ferdinand, Nicolaus und König Friedrich Wilhelm III. in feierlicher Weise erneuert worden. M. kann nicht lobend genug hervorheben, wie vollständig sich dort die Einmüthigkeit der drei Monarchen herausgestellt habe, vollständiger als auf irgend einem anderen Congresse der letzten 22 Jahre (an Apponyi, 12. October 1835). Auch Kaiser Nicolaus selbst, der von Böhmen aus nach Wien kam, erklärte dort: „Nichts kann uns nunmehr trennen". Schon bei der nächsten Verwicklung im Orient sollte jedoch diese Eintracht, die ohnehin mehr Rußland als Oesterreich zu gute kam, auf eine harte Probe gestellt werden. Bei dem erneuten Ausbruch des Krieges zwischen Aegypten und der Pforte und der Bedrohung Constantinopels durch Ibrahim Pascha hätte M. am liebsten in alter Weise eine Conferenz nach Wien berufen, um dort die orientalischen Wirren international schlichten zu lassen. Kaiser Nicolaus lehnte das ab: er zog sich von Oesterreich zurück und

näherte sich England, sodaß man in Wien laut über den „Abfall der Russen“ klagte und M. vor Verdruß an einer Art Nervenfieber schwer erkrankte (August 1839). Die Folge war, daß er an der weiteren Entwickelung zunächst keinen entscheidenden Antheil mehr nehmen konnte. Er war nicht unzufrieden darüber, daß das „herzliche Einvernehmen“ Englands und Frankreichs jetzt erschüttert wurde, denn in der damaligen französischen Politik erblickte er eine „Geißel Europas“ und warnte davor: man möge nicht so „mit dem Säbel rasseln“. Als dann vollends Thiers in Frankreich ans Ruder gelangte, schloß sich M. bereitwillig der von England und Rußland vorbereiteten politischen Richtung an und gab gern seine Zustimmung zu dem am 15. Juli 1840 zu London zwischen England, Rußland und Preußen unterzeichneten Vertrage der Quadrupelallianz, der unter Ausschluß Frankreichs die Regelung der orientalischen Verwicklungen bezweckte. Bei dem Kriegslärm, der hierauf in dem „verrückten“ Frankreich ausbrach, wie M. in einem Schreiben an König Feiedrich Wilhelm IV. sich ausdrückt (9. October 1840), suchte M. eifrig eine besondere Verständigung mit Preußen, welche in der zu Wien zwischen den beiden Mächten für den Fall eines Krieges geschlossenen militärischen Vereinbarung ihren Ausdruck fand. Andererseits bemühte er sich ernstlich, die Dinge nicht zu einem wirklichen Bruch kommen zu lassen, und es war doch wesentlich ein Erfolg der vermittelnden Thätigkeit Oesterreichs, die zugleich auf Frankreich und auf die Pforte ausgleichend und versöhnend einwirkte, daß das Einvernehmen zwischen den fünf Großmächten wiederhergestellt und ein Vertrag unterzeichnet werden konnte, welcher der Kriegsgefahr ein Ende machte und bis zum Krimkriege die orientalischen Verhältnisse regelte (13. Juli 1841). An dem Gesammtergebniß der Politik Metternich's im Orient wurde hierdurch freilich nichts geändert: es blieb dabei, daß die sich von der Türkei allmählich ablösenden selbständigen Staaten dem russischen Einfluß unterlagen. M. erkannte wohl, daß der Zerfall der Türkei unaufhaltsam fortschreite, daß die Reformen, zu denen er selbst rieth, nur Auskunftsmittel ohne dauernden Werth seien; aber wie er einmal nach Beer's treffender Bemerkung nur das Gewordene als berechtigt anerkannte, für das Werdende kein Verständniß hatte, so überließ er die Dinge an der unteren Donau der entscheidenden Einwirkung Rußlands und beruhigte sich mit dem Gedanken an die Verträge von Münchengrätz und Teplitz und mit der Ueberzeugung, daß Kaiser Nicolaus schließlich doch in den Grundprincipien mit ihm einig sei und nur gelegentlich einen kleinen „Profit“ zu machen suche. (An Woyna, 12. April 1842.)

Eine ernstere und sichtbarere Niederlage erlitt die Politik Metternich's in der Schweiz. Gegenüber den inneren Zwistigkeiten in diesem Lande, deren Ursprung und Charakter wir oben berührten, hatte M., festhaltend an der Conföderationsacte von 1815 und an „der Cantonalsouveränetät“ als Grundlage des „föderativen Begriffes“ sich unablässig bestrebt, unter den Mächten ein Einverständniß und nöthigenfalls ein gemeinsames Einschreiten in der Schweiz herbeizuführen. Diese Bemühungen waren gescheitert, hauptsächlich an dem Widerstande Palmerston's, in welchem M. wie einst in Canning jetzt die Verkörperung des bösen Princips in der europäischen Politik erblickte. Dagegen entwickelte sich im Laufe dieser Unterhandlungen, zusammenwirkend mit der durch die spanischen Ereignisse eingetretenen Entfremdung zwischen England und Frankreich, eine Annäherung Frankreichs an Oesterreich, in der das Selbstbewußtsein Metternich's eine Huldigung für den „sittlichen Sinn“ und „die Stärke der festen Stellung“ Oesterreichs sehen wollte. (An Apponyi, 19. April 1847.) Allein die Verständigung mit Guizot, der den bekannten Klindworth als geheimen Unterhändler nach Wien gesendet hatte und M. mit Schmeicheleien überhäufte, konnte nicht hindern, daß im Herbst 1847 der offene Krieg zwischen dem Sonderbunde und

der Eidgenossenschaft zum Ausbruch kam, und daß die „Vertheidiger des guten Rechtes“, wie M. sie nannte, eine Niederlage erlitten. Mit tiefem Schmerz mußte M. constatiren, daß der „Kreuzzug“, wie man den Krieg der Sonderbündler in Wien nannte, mißlungen und daß der leibhaftige Radicalismus in der Schweiz die Regierungsgewalt an sich gebracht hatte. Es war eine Niederlage seiner Politik, die er tief empfand und vor deren Rückwirkungen er ernste Besorgnisse hegte.

Wohin M. in diesem Moment überhaupt seine Augen wenden mochte: überall sah er die Dinge in einer „schrecklichen Krisis“. „Die Welt ist krank“, klagt er in den Briefen an seinen vertrauten Apponyi, „der Krebs frißt immer weiter um sich“. Auch Preußen war jetzt abgefallen: der „excentrische“, „phantastische“ König Friedrich Wilhelm IV., der „immer experimentiren muß“, wie M. sich ausdrückt, hatte unbeirrt durch die Vorstellungen, die M. ihm im August 1845 bei einer gemeinschaftlichen Rheinreise gemacht hatte, den Weg des „Constitutionalismus“ beschritten und die verschiedenen Provinzialstände zu einem vereinigten Landtage nach Berlin einberufen. M. besorgte davon die äußersten Gefahren für Preußen und für Deutschland; er fürchtete eine Stärkung der nationalen Bewegung in Deutschland, des „Deutschthums“, und hielt es für nothwendig, sich sogleich mit den Mittelstaaten dagegen zu verbinden und selbst die Hülfe Guizot's zur Stärkung des föderativen Charakters des deutschen Bundes anzurufen. (An Apponyi, 10. März 1847.) Ebenso trübe lagen die Dinge für ihn in Italien: in Rom hatte der „liberalisirende“ Papst, gegen den M. doch nicht vorzugehen wagte, der nationalen Bewegung einen Aufschwung gegeben, der die ganze Halbinsel in ihren Tiefen erschütterte und sich bald überall, selbst in der Lombardei, in vereinzelten Aufständen Luft machte. Sardinien seinerseits, das sich bisher mehr an Oesterreich angeschlossen, suchte zum großen Verdruß Metternich's Anlehnung an Preußen und an England, so daß M. schon den bevorstehenden Sieg der radicalen Partei in Turin und ihr Bündniß mit der Schweiz prophezeihte. Und alle diese Bestrebungen fanden einen Rückhalt an England, über dessen „unmoralische politische Stellung“ M. nicht genug schelten konnte. (An Friedrich Wilhelm IV., 11. Januar 1848.) Dazu kamen die inneren Zustände in Oesterreich selbst. In Ungarn trat Kossuth an die Spitze der Bewegung, die im Landtage ein legales Organ und beredte Vertreter fand; in den deutschen, wie in den slavischen Ländern, namentlich in Böhmen, regte sich eine lebhafte Opposition in den Landständen. Die Beamten zeigten sich der von allen Seiten heranfluthenden Bewegung nicht gewachsen; M. klagte über ihre Unfähigkeit, sich in die Lage hineinzufinden, er nannte sie „halbbrüchige Formalisten und träge Sinecuristen“, fand aber in gewohnter Selbsttäuschung gegenüber den österreichischen Mängeln einen Trost in der „preußischen Ueberfüllung mit schofler Waare“ (Schreiben an Kolowrat). Er hatte ein Gefühl davon, daß der Boden ihm unter den Füßen schwinde und daß er, wie er später einmal schreibt, als Repräsentant der österreichischen Macht dem Ausland gegenüber etwas repräsentirte, was bereits nicht mehr existirte, daß er eine „Phantasmagorie“, „ein Geist ohne Körper“ sei. (An Fiquelmont, 20. März 1848.)

So kam das Jahr 1848 heran. Nach den Verwicklungen von 1847, des „verworrensten Jahres“, das er je erlebt zu haben meinte, erwartete M. von dem neuen Jahre mit zuversichtlicher Bestimmtheit eine Klärung der Lage. Sie trat ein, aber so, wie er sie bei allen seinen trüben Erwartungen doch nicht vorhergesehen hatte. Schon im Januar brach in Palermo und in Neapel eine siegreiche Revolution aus, und indem M., im ersten Schrecken hierüber, sich nach Paris mit der Anfrage an Guizot wandte, inwieweit Frankreich zur „Vertheidi-

gung der conservativen Principien“ werde mitwirken können, wurde Guizot selbst gestürzt, König Ludwig Philipp verjagt und in Frankreich die Republik eingeführt. M. hatte die Lage Frankreichs immer höchst ungünstig beurtheilt, aber eine Revolution doch erst bei dem Tode des Königs erwartet. Er war jetzt bereit, die Republik anzuerkennen, wie er Ludwig Philipp anerkannt hatte, vorausgesetzt, daß sie die von der Monarchie geschlossenen Verträge respectire, und suchte zugleich durch eine Verständigung mit Preußen, dessen Zustände er noch vor einem Jahre grade der französischen Regierung gegenüber in den schwärzesten Farben geschildert hatte, dem Rückschlag der Revolution in Deutschland und Oesterreich zuvorzukommen. Es war zu spät: „kommt einmal das Krachen, so folgt der Sturz mit Blitzesschnelle“, wie er selbst am 7. März an den preußischen Minister v. Canitz schrieb. Auch in Wien entstand eine Bewegung, welche durch die nun auch von M. befürworteten Zugeständnisse nicht mehr beruhigt werden konnte und vor welcher M. selbst zurückweichen mußte. Am 13. März reichte er seine Entlassung dem Kaiser ein, der sie am 18. März in den gnädigsten Ausdrücken annahm.

Nach einer nicht ungefährlichen Abreise von Wien, welche sich bei der gegen M. heftig erregten Volksstimmung als nothwendig erwies, ging M. mit seiner Familie über Leipzig, Hannover und Rotterdam nach England, wo er in London und Brighton, hauptsächlich im Verkehr mit Wellington, den er als seinen „bewährtesten Freund“ bezeichnet, einige Zeit in stiller Zurückgezogenheit lebte. Im October 1849 siedelte er, hauptsächlich aus ökonomischen Gründen, nach Brüssel über, wo er bis Ende Mai 1851 verweilte.

Die Revolution hatte seinen Gleichmuth nicht berührt noch sein Selbstbewußtsein erschüttert. Er hörte nicht auf, sich selbst und Anderen zu beweisen, daß er stets Recht gehabt habe, indem er immer wiederholte, daß er das Reich nicht regiert, sondern nur dessen Politik geleitet habe. In seiner lehrhaften Weise fuhr er fort, in Schreiben an den Erzherzog Johann, an Kübeck, Schwarzenberg und Andere sich über die großen Fragen der Zeit auszulassen, ohne rechtes Verständniß für die wirkenden Kräfte der Geschichte, immer nur bestrebt, die fluthenden Erscheinungen des öffentlichen Lebens in starre Formeln zu fassen und den selbständigen Regungen der Völker den todten Buchstaben der Tractate entgegenzuhalten. So erklärte er die Frage der italienischen Nationalität für eine „sentimentale Frage“: Realität besäßen nur die Verträge. Für Deutschland kannte er nur die Form des Staatenbundes, ein Deutschland ohne Oesterreich war ihm undenkbar, ein deutscher Reichstag neben einem preußischen Landtag erschien ihm als ebenso unmöglich wie eine Central-Repräsentation in Oesterreich neben den Landtagen der einzelnen Länder.

Nach einem längeren Aufenthalt auf dem Johannisberg wo er u. a. den Besuch König Friedrich Wilhelm's IV. und des damaligen preußischen Bundestagsgesandten, des Herrn von Bismarck empfing, kam M. am 24. September 1851 wieder in Wien an.

Hier verbrachte er jetzt in seinem Hause am Rennwege die Wintermonate, während er den Sommer gewöhnlich auf seinem Gute Königswart in Böhmen verlebte. Am 3. März 1854 hatte er den Schmerz, nach 23jähriger Ehe seine dritte Gemahlin Melanie, geborene Zichy-Ferraris, zu verlieren, deren kürzlich veröffentlichte Tagebücher so anziehende Mittheilungen über M. und sein Leben enthalten; seine zweite Gemahlin, Antonie Leykam (Gräfin von Beilstein), mit der er sich 1827 vermählt, war bereits 1829 verstorben. An der Politik hatte M. keinen bestimmenden Antheil mehr, doch blieb er in engem Verkehr mit Schwarzenberg und dessen Nachfolger Buol, und unterließ nicht, über die schwebenden politischen Fragen seine Ansichten zu äußern, nach seiner Gewohnheit über die

Dinge mehr weitschweifig reflectirend, als mit bestimmten Anträgen hervortretend. Mit der Politik Oesterreichs im Krimkriege war er wenig einverstanden; er warnte davor, sich überhaupt in die orientalische Verwicklungen einzulassen, bei denen Oesterreich nach seiner seltsamen Ansicht nichts zu gewinnen und viel zu verlieren habe; er mißbilligte den am 2. December 1854 mit den Westmächten geschlossenen Vertrag, und empfahl immer wieder, wie 40 Jahre früher, für Oesterreich als die beste Politik das „Zuwarten". Inmitten der Verwicklungen die durch das Bündniß des napoleonischen Kaiserreichs mit Sardinien gegen Oesterreich entstanden, bei einer politischen Lage, die er als einen „Widerspruch gegen den gesunden Menschenverstand", als eine „Beleidigung der menschlichen Vernunft" bezeichnete, ist M. am 11. Juni 1859 gestorben. — Von seinen Söhnen überlebte ihn ein Sohn zweiter Ehe, Richard Clemens Lothar, geb. am 7. Januar 1829, der von 1859 bis 1871 österreichischer Botschafter in Paris war, und zwei Söhne dritter Ehe.

Die wichtigste Quelle für die Geschichte Metternich's bildet die von 1880 bis 1884 in 8 Bänden veröffentlichte Sammlung „Aus Metternich's nachgelassenen Papieren"; die darin enthaltenen memoirenhaften Aufzeichnungen aus verschiedenen Zeiten seines Lebens sind wenig glaubwürdig (vergl. den Aufsatz „die Memoiren Metternich's" in der Hist. Zeitschrift, N. F. Bd. VIII), um so werthvoller, wenn auch lückenhaft und nicht ohne willkürlich vorgenommene Aenderungen, sind die amtlichen Schreiben und privaten Briefe Metternich's. Von weiteren Quellenschriften und Bearbeitungen sind zu erwähnen die Veröffentlichungen von Prokesch-Osten, namentlich „Aus dem Nachlaß von Prokesch-Osten" 2 Bde., 1881. — W. Oncken, Oesterreich und Preußen im Befreiungskriege, und dessen Aufsätze in dem Historischen Taschenbuche, 6. Folge, Bd. 2. 4. 5. — Beer, Zehn Jahre österreichischer Politik 1801 bis 1810 (1877); die Finanzen Oesterreichs (1883); die orientalische Politik Oesterreich's seit 1774 (1883). — Ranke, die Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten Hardenberg. — Martens, Traités conclus par la Russie avec l'Autriche (Bd. 3 und 4). — Wertheimer, Geschichte Oesterreichs und Ungarns, 1. Bd. (1884). — A. Schmidt, Zeitgenössische Geschichten (1859). Von Zeitgeschichten verdienen Erwähnung: Treitschke, deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert; Gervinus, Geschichte des 19. Jahrhunderts; Springer, Geschichte Oesterreichs; Hillebrand, Geschichte Frankreich's; die Werke von Haussonville und Guizot (Memoiren) über die französische, von Farini und Bianchi über die italienische Politik; Thiers, Histoire du Consulat et de l'Empire, (von M. selbst wiederholt als im ganzen zuverlässige Quelle für die Geschichte seiner eigenen Politik anerkannt) u. s. w. Aeltere Biographien, meist wenig bedeutenden Inhalts, sind von Pilat (1825), und Binder (1836), Schmidt-Weißenfels (1860); von neueren Studien über M. sind beachtenswerth die von Springer (Preußische Jahrbücher Bd. 4); Häusser (Hist. Zeitschrift Bd. 3); Hillebrand (Zeiten, Völker und Menschen, Bd. 5); Mendelssohn-Bartholdy (Hist. Zeitschrift Bd. 18, über Metternichs orientalische Politik) und ganz besonders von Beer (in „Der neue Plutarch", Bd. 5, 1877). Bailleu.

Moeller *): Ernst Gustav Friedrich v. M. wurde am 11. Octbr. 1834 zu Marienwerder geboren. Sein Vater war Landrentmeister und Landwehrmajor, seine Mutter eine geborene v. Blumberg. Schon in seinem 10. Lebensjahre verlor er die Mutter, was wol seinem ganzen Leben eine ernste Richtung gegeben hat. Denn der Vater, welcher stets das Muster eines höchst pflichtgetreuen Beamten gewesen war, lebte nun mit dem einzigen Sohn allein und so

*) Zu Bd. XXII S. 140.

erhielt der höchst begabte Knabe jene frühe Gewöhnung an stete Arbeit, welche ihn bis zu seinem Tode in so hohem Grade ausgezeichnet hat. 18jährig verließ v. M. mit dem Zeugniß der Reife das Gymnasium seiner Vaterstadt, um sich auf den Universitäten zu Halle und Berlin dem juristischen Studium zu widmen. Als Auscultator und Referendarius arbeitete er an dem Kreisgerichte seines Heimathortes und eine kurze Zeit bei der Gerichtscommission zu Lautenburg und zeichnete sich schon damals durch die Schärfe und Klarheit seines Urtheils aus. 1860 bestand er die Assessorprüfung und da er mit dem Gedanken umging, sich dem akademischen Lehramte zuzuwenden, so erwarb er in demselben Jahre bei der Juristenfacultät zu Berlin die Doctorwürde. Seine Dissertation behandelte das Thema De jure fisci borussici. Schon im folgenden Jahre verließ er den Justizdienst und trat zur Regierung über. Er fungirte nun bis zum Ende des Jahres 1866 in Oppeln, Posen und Breslau, hier als Gehilfe des Oberpräsidenten v. Schleinitz, der ihm sehr großes Vertrauen schenkte. In allen diesen Stellungen hatte er eine unermüdliche Arbeitskraft, einen großen Umfang von Kenntnissen und eine sehr tüchtige Geschäftsgewandtheit bewiesen, namentlich im Jahre 1866, welches infolge der militärischen Bedürfnisse besonders hohe Ansprüche an den jungen Beamten stellte. So wurde er im December 1866 als Hilfsarbeiter in das Finanzministerium nach Berlin berufen und schnell ist er seitdem von Stufe zu Stufe gestiegen. 1870 wurde er Geh. Finanzrath und vortragender Rath im Finanzministerium; zwei Jahre später kam er in derselben Eigenschaft in das Reichskanzleramt und in das Reichsamt des Innern, wo er in den nächsten Jahren unter Delbrück hervorragenden Antheil an der Reichsgesetzgebung genommen hat. 1877 wurde er Mitglied des Patentamtes und Vorsitzender des Oberseeamtes, welches nach dem Urtheil sachkundiger Männer erst durch ihn zur vollen Bedeutung erhoben worden ist. 1881 wurde ihm das Unterstaatssecretariat im königl. preuß. Ministerium für Handel und Gewerbe übertragen und er wurde zum Bevollmächtigten beim Bundesrath ernannt. 1884 erfolgte seine Ernennung zum Staatssecretär des Staatsrathes. Auch sonst hat es ihm an Auszeichnungen nicht gefehlt; in demselben Jahre war ihm noch der Stern zum Rothen Adlerorden 2. Classe verliehen worden. Die höchste Ehre ist M. aber nach seinem Tode zu Theil geworden durch den Nachruf, welchen ihm Fürst Bismarck gewidmet hat. „Der königliche Dienst“, so heißt es in demselben, „hat durch den Tod dieses ausgezeichneten Beamten einen schweren Verlust erlitten. Ausgerüstet mit reichem Wissen und begabt mit vorzüglichen Eigenschaften des Geistes und Herzens, hat der Heimgegangene seine Arbeitskräfte schlicht und anspruchslos mit vorbildlicher Pflichttreue, mit praktischem Geschick und stets gleichem Erfolge dem Dienste des Königs und des Vaterlandes gewidmet“. Welche treffende Charakteristik des hochverdienten Mannes in gedrängtester Kürze!

v. Möller's besondere Eigenthümlichkeit war, daß er in glücklichster Weise wissenschaftlichen Sinn mit praktischer Thätigkeit zu verbinden wußte. Gelehrte rühmten an ihm die eminente Kenntniß des Alterthums, seine umfangreiche Belesenheit in den Classikern, die Vielseitigkeit seiner Bildung. Dann galt eine Zeit lang genaue Kenntniß der gewerblichen und communalen Verhältnisse als seine besondere Specialität. Seeleute staunten über das klare Verständniß, welches er in den verwickeltesten Fällen des Oberseeamtes erwies. Für das technische Unterrichtswesen und für die Fortbildungsschulen, von deren großer volkswirthschaftlicher Bedeutung er tief durchdrungen war, zeigte er während der kurzen Zeit, während deren dieses Gebiet seiner amtlichen Fürsorge anvertraut war, das regste Interesse, und die Leiter des gewerblichen Schulwesens erwarteten sehr viel von seiner ferneren Thätigkeit. Stets wußte v. M. das Größte und

das Kleinste an seinen Platz zu stellen, alles Gute aus sicherer Auffassung den Interessen des Staates nutzbar zu machen und seine ganze bedeutende Kraft mit edelster patriotischer Hingebung einzusetzen. Seinem Wirken war ein frühes Ende gesetzt, mitten aus der Arbeit wurde er dahingerafft. Eben hatte er noch in den Sitzungen der parlamentarischen Körperschaften mit Wärme und Geschick für das Fortbildungsschulgesetz gesprochen, da ereilte ihn die tödtliche Krankheit. Nach wenigen Tagen, am Charfreitage des Jahres 1886, ist er an der Lungenentzündung gestorben. v. M. war seit dem August 1866 mit Emma, geb. Monjé, verheirathet. Er hinterließ die Wittwe und 5 unmündige Kinder, vier Töchter und einen Sohn.

Veröffentlicht hat er außer der schon oben genannten Dissertation noch folgende Schriften: „Preußisches Stadtrecht" (Bresl. 1864); „Landgemeinden und Gutsherrschaften nach preußischem Rechte" (Breslau 1865); „Das Recht der preußischen Kreis- und Provinzialverbände" (Bresl. 1866). Ferner veranstaltete er eine Ausgabe der sogenannten Kornschen Edictensammlung. In den letzten Lebensjahren hatte er sich genealogischen Studien zugewendet. Die Veröffentlichung eines fast zum Abschluß gebrachten Werkes sollte er nicht mehr erleben.

Konrad Friedlaender.

Neuhof *), geb. Elendsohn, Schauspielerin, geb. 1733 zu Danzig, betrat hier 1750 bei Diedrich die Bühne und begleitete 1763 das Ehepaar Garbrecht nach Petersburg, um sich dort der Hilverding'schen Gesellschaft anzuschließen. Sie heirathete hier den Schauspieler Neuhof, der nach Hilverding's Tod das Privilegium für das deutsche Theater erhalten hatte und wurde durch den Ingenieurobristen v. Melusino in ihrem Beruf zu einer bedeutenden Darstellerin tragischer Rollen ausgebildet. 1763 starb ihr Gatte und da ihr Versuch sich in den Besitz des Privilegiums zu setzen, mißlang, kehrte sie Rußland den Rücken und wurde Mitglied der Schuch'schen Gesellschaft. Sie gab in der nun folgenden Zeit besonders männliche und Hosenrollen, so den „Orosman" (Zaire), Barnwell (Kaufmann von London) ꝛc., 1772 wird sie bereits als Darstellerin von Mutterrollen erwähnt und ihr überstudirtes Spiel getadelt. Dann verschwindet sie vom deutschen Schauplatz, die letzte Nachricht besagt, daß sie mit einem Cavalier Overkamp durchgegangen ist und endlich in Petersburg ein zweites Privilegium erhält. Ihr Todesjahr konnte nicht ermittelt werden. Während Plümicke (Entwurf einer Theatergesch. v. Berlin 253) „ihr edles, natürliches Spiel in Tragödien" als „unvergeßlich" bezeichnet, die „Chronologie f. d. deutsche Theater" (169) alles in ihren Glanzrollen so beschaffen findet, „daß es die höchste Illusion" befördert, wird doch mehrfach ihre Declamation gerügt und ihre Darstellung komischer Partien direct als mittelmäßig bezeichnet.

Joseph Kürschner.

*) Zu S. 507.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.